~~4324~~ 1322

V. 2. o. 3430.

JV
2027
U16
1890
MAA

Das

Überseeische Deutschland

III

Die deutschen Kolonien
in Wort und Bild

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von
Hauptmann a. D. Hutter, Dr. R. Büttner, Professor
Dr. Karl Dove, Direktor H. Seidel, Direktor C. v. Beck,
H. Seidel, Dr. Reinecke, Kapitänleutnant Deimling.
Mit 6 farbigen Karten, 21 ganzseitigen Tafeln und
237 Textabbildungen nach photographischen Aufnahmen

== Stuttgart, Berlin, Leipzig ==
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Die Entwürfe zum Einband, Vorsatzpapier und Schutzumschlag
sind von Frau Käthe Roman-Försterling in Karlsruhe

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

	Seite
Vorwort	1
Kamerun von Franz Hutter	
I. Erwerbung	7
II. Lage und Grenzen	13
III. Erforschung und Erschließung	15
IV. Das Land	30
V. Die (eingeborene) Bevölkerung	79
VI. Unter deutscher Flagge	145
Togo von R. Büttner	
I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung	171
II. Allgemeine Beschreibung des Landes	175
III. Land und Leute von Südtogo	184
IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute	196
V. Nordtogo. Landschaften und Leute	217
VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse	232
VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze	234
VIII. Missionen und Schulen	238
IX. Die Stationen	243
X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse	254
XI. Versuchsanlagen und Plantagen, Arbeiterverhältnisse	259
XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Finanzielles	261
Deutsch-Südwestafrika von Professor Dr. Dove	
Einleitung	269
I. Das Küstenland	270
II. Der tropische Norden	287
III. Das Hereroland	290
IV. Groß-Namaland	309
Deutsch-Ostafrika von A. Seidel	
I. Allgemeine Beschreibung des Landes	325
II. Beschreibung der einzelnen Landschaften	402
III. Verwaltung und wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes	451
Neu-Guinea von C. v. Beck	
I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas	485
II. Politisches und Verwaltung	489
III. Eingeborene Bevölkerung	494
IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen	507

IV Inhalt. Verzeichnis der ganzseitigen Tafeln

	Seite
V. Wirtschaftliche Verhältnisse	545
VI. Ansiedler und Beamte	553
VII. Arbeiterverhältnisse	554
VIII. Schlußbetrachtungen	562
Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean von H. Seidel	
I. Die deutschen Salomoineln	569
II. Deutsch-Mikronesien	577
Samoa von Dr. Reinecke	
Einleitung	603
I. Allgemeines	604
II. Die Samoaner	633
III. Die Samoaliteratur	654
IV. Schlußwort	656
Die Kolonie Kiautschou von Kapitänleutnant Deimling	
I. Die Erwerbung	659
II. Das Land	660
III. Bevölkerung	664
IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Besetzung	665
V. Entwicklung des Schutzgebietes seit der Besetzung	667

Verzeichnis der ganzseitigen Tafeln

	vor Seite
Kamerun-Forscher †	9
Von der Zintgraffschen Expedition zu Soldaten ausgebildete Eingeborene aus den Bakiländern	25
Lebensmittelverkauf auf einer Station	65
Haus der Baseler Mission in Duala	113
Regierungs-Gebäude und -Garten auf der Fußplatte in Duala	145
Klein-Popo	177
Bato in Akposso	209
Siedlung im Hererolande	289
Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande	305
Karawane, reisefertig	337
Der Kibogipfel des Kilimandjaro (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen	345
Massai-Weib	385
Baniani	401
Astari und Invaliden beim Appell	425
Maneromango. Eingang zur Boma	449
Missionschule	457
Ein Mann vom Stamme der Zabims	505
Dorfszene in Bogadjim bei Stephansort	513
Jaluit. Strandstraße mit der Landeshauptmannschaft	593
Upia (Savalalo) von Matautau (Nst) aus gesehen	609
Samoaanisches Fischerdorf	641

Verzeichnis der Illustrationen

Kamerun	Seite		Seite
Partie aus einem Dualadorf	9	Eine Bantuanfiedlung	93
Das Kamerunästuar	11	Hauttypen der Bantu-Sudan-Misch-	
Bellstadt und Hügel	12	stämme	95
Übersicht einzelner wichtigster For-		Gestaltete Hyäne mit ihrer Beute	99
schungsreisen in Kamerun	17	Häuptlingsgehöft eines Bantu-Su-	
Pflanzenbrücke über einen Fluß	19	dannegerstammes	101
Kamerun-Kanu	21	Bantunegerinnen mit Kindern	103
Elefantensee in Nordkamerun	24	Duala im Kriegsschmuck	105
Mbo (Balihäuptling) mit Leib-		Teil eines offenen Sudannegerdorfes	107
sklaven	26	Waffen und Geräte in Tibati	111
Bakwihütten am Südhang des		Waffen und Geräte der Yaunde	113
Kamerungebirges	29	Geräte und Waffen der Grenzstämme	
Ein Kriek	30	Südwestadamauas	115
Mangrovegebüsch	32	Trommelinstrumente der Duala und	
„Kakaohafen“ der Westafrikanischen		ihre Handhabung	119
Pflanzengesellschaft Viktoria	34	Inneres eines Männerhauses der	
Der Kamerunfluß am Fuß der Joß-		Yaunde	121
platte zur Zeit der Ebbe	39	Hausbauweise der Bantu-Sudan-	
Salzquelle Njiamatang	41	Mischstämme	123
Die Edeafälle am nördlichen Arm		Inneres eines Weiberhauses der	
des Sanaga	44	Yaunde	125
Blick auf den Großfluß von der		Dorfstraße in einer Bantufiedlung	126
Faktorei Njiamatang aus	47	Gehöft in Garua	127
Elefantenjägermiterbeuteten Zähnen	52	Gehöft eines Bali	131
Flußpferd	57	Ein Kanuschnabel der Duala	135
Baum von Gummilianen umklam-		Inneres einer Eisenschmelzhütte und	
mert	59	Schmiede der Yaunde	137
Elpalme mit Webervogelnestern	61	Waffen und Geräte der Grenzvölker	
Männlicher Gorilla, erlegt bei der		Südwestadamauas	138
Yaundestation	63	Muster von Tätowierungen und	
Westafrikanischer Elefant	69	Haartrachten der Bantu	141
Sudannegerbehausung	71	Viktoria	149
Typ eines Sudannegers	81	Im botanischen Versuchsgarten zu	
Das Tengelengebirge	85	Viktoria	151
Männertypen aus einem Bantustamm	86	Handelsfaktorei Njiampe der Nord-	
Typen von Sudannegerinnen	87	westkamerun-Gesellschaft	153
		Kakaovernte von 4jährigen Bäumen	157

	Seite		Seite
Eine Kakaopflanzung in Vibundi . . .	159	Zluftal in der Küstenwüste . . .	275
Katholische Mission Engelberg . . .	161	Ufervegetation	277
Katholisches Schwesternhaus Kribi . .	163	Giraffenakazie	279

Togo

Mann von Porto Seguro	173
Die alte (Heroldsche) Station Misa- höhe	175
Der Gemmi bei Amedjoohe	179
Der Jeggebach bei Bismarckburg . .	181
Evhe-Christengemeinde der Bremer Mission in Abutia bei So	185
Reisflechter in Klein-Popo	190
Lagune bei Groß-Popo	193
Fetischmädchen von Klein-Popo . .	195
Alpaso in Boem	199
Hauſſa von Bornu mit Dagomba- ſklaven	203
Wapa — der Löwe von Akpoſſo — und Frau	205
Mann von Odomi in Adele	207
Eingang zum Fetischhain in Di- pongo	209
Dadease in Adele	211
Tanz der Akpoſſoleute in Bato . .	215
Leute von Bimbila	219
Abu Bufr (Dyabo Buxari) von Tſhauſſho	225
Schwesternhaus der katholischen Mission in Lome	233
C. Goedelts Faktoreiſhof in Lome . .	235
Katholisches Brautpaar in Lome . .	237
Weg zur Miſſionsſtation in So . . .	241
Nege (bei Bismarckburg) in Adele .	243
Stationshaus von Bismarckburg . .	245
Stationshaus in Kete-Kratyi	249
Katholische Miſſionsſtation in Atak- pame	253
Junge Adeleſfrau von Nege	257
Stationsaufſeher Giſſen und junger Adeleſmann in Bismarckburg . . .	261
Beratung der Adeleſhauſtlinge auf Bismarckburg	263

Deutsch-Südweſtafrika

Deuſche Artillerie im Schutzgebiet .	271
Swakopmund	273

Buſchwald im Grasland	287
Junge Löwen	289
Waterberglandschaft	291
Garten am Swakop in Ojimi- bingue	293
Buſchbeſtand im Hochland	301
Jagdbeute der Soldaten	303
Paſtwagen im Hererolande	305
Ein Miſſionshaus	307
Ein Bergdamara	308
Eingebozene Sträflinge	309
Rehobother Paſtards	313
Paſtard und Hoachanasleute . . .	315
Junges Hottentottenmädchen . . .	317
Pontok der Hottentotten	319
Hendrik Witbooi	320
Feſtung von Windhoek	322

Deutsch-Oſtafrika

Alte portugieſiſche Feſte in Kilwa- Kiſiſiwani	327
Mangroven am Strande	329
Die Baumſteppe des inneren Hoch- landes	333
Der Ruſiſi	335
Ein Termitenhügel	337
Szenerie aus dem oſtafrikanischen Schiefergebirge	338
Die Kalingaberger	339
Der Hafen von Dar-es-Salam . . .	340
Ein Affenbrotbaum	341
Euphorbie	343
Euphorbie	344
Feberwurſtbaum	345
Dattelpalme	347
Boraffuſspalme	348
Ölpalme	349
Phönixpalme	351
Raphiapalme	354
Raphiapalme	355
Betelnußpalme	356

	Seite
Dracaena	357
Pandanusbaum	358
Dumpalme	359
Wahehe	360
Graf Goetzen, Dr. Erhardt und drei Wassangi	361
Wanyamwesi	365
Wassukumatänzer	369
Wakara, eine Hütte bauend	373
Wadjagga aus Moshi	377
Das Innere eines Hauses in Frangi	379
Tembe (in Framba)	383
Massaifamilie	389
Wandorobboweiber	393
Suahiliweib	399
Ein Suahilibrief	401
Straße der Eingeborenen in Dar- es-Salam	403
Salzfabrikation in Ostafrika	405
Rinder aus der Tanganyikagegend	409
Regerhirsensfeld	411
Straße in Magogoni	415
Kraber	419
Regerhütte im Küstendorf. Bana- nen und Kokospalmen	421
Mgomatanz	425
Afrikanische Musikkapelle	427
Korogwe mit einem Teil des Pan- ganiflusses	431
Mikindani vom Hafen aus	433
Dampfer auf dem Rufiji	435
Markt in Bagamoyo	439
Elfenbeinfarawane	443
In der Umbasteppe. Zelt des Grafen Goetzen	447
Katholische Mission Kollasini	449
Katholische Mission, Schwesternhaus	451
Kirche in Magila	457
Schule in Maneromango	459
Kaiserliches Bezirksamt in Baga- moyo	461
Eingang zur Saadanistation	465
Besatzung der Station Bukoba	467
Gefangene Sklavenjäger in Moshi	469
Zollamt in Bagamoyo	475
Das Gouvernementskrankenhaus	477
Eisenbahnverwaltungsgebäude und Beamtenhaus in Tanga	479

Neu-Guinea

Seite

Die erste deutsche Poststation in Zinschafen	493
Ahnenhaus im Semiengdistrikt	497
Ein Kanu der Eingeborenen von Siar im Prinz Heinrichshafen	499
Mann vom Jabinistamme	501
Marktscene bei Kalum	503
Mann aus Angail	505
Strandbild von Seleu	509
Der Friedrich Wilhelmshafen	511
Ansicht von Stephansort	513
Baumwollernte in Herbertshöhe	515
Baumwolle- und KAPOTHAUS	517
Übersichtskarte der bedeutendsten Expeditionen in Kaiser Wilhelms- land	523
Sechsraddampfer „Herzogin Eliza- beth“ auf dem Ramu-(Ottilien-)fluß	531
Eingeborene aus der Gegend von Ramu münde	533
Junge Frauen aus Marangis	535
Der „getreue“ Bial und zwei Ex- peditionsmelanesen	536
Eingeborene aus dem Hinterlande des mittleren Ramu	537
Junges Mädchen aus dem Hinter- lande des mittleren Laufes des Ramu	539
Ramurexpedition unter Dr. Vauterbach	541
Ramu-Goldfeldstation	543
Herbertshöhe	547
Ein 3 Monate altes Kautschukbäum- chen	551
Ein ca. 1 Jahr alter Kautschukbaum	552
Wohnhaus eines Europäers in Ste- phansort nebst Küchengebäude	553
Papuanische Arbeiter der Neu-Gui- nea-Compagnie vom Stamme der Jabims	555
Hauptpflanzweg einer Tabakpflan- ze	557
Vibitanlage (Saantbeete) auf einer Tabakplantage mit Schutzbächern gegen Sonnenbrand	559
Ohnenfarren (Kareta) in Stephans- ort	560
Beamte der Neu-Guinea-Compagnie	561

	Seite		Seite
Flagge der Neu-Guinea-Compagnie	565	Straße in Apia	607
Vorder- und Rückseite eines Neu-		De Ploa	609
Guinea-Fünfstückes	566	Blick auf den Vanuto'o	610
Kleinere Besitzungen im		Brücke aus Kokosstämmen	611
Stillen Ozean		Ananaspflanzung und Brotbäume	
Ausläufer des Kaisergebirges bei		bei der Aelestation (Upolu)	613
Kap Paverdie	573	Spalten und Ausschneiden der Kopra	
Jünglinge mit Ballonmützen von		der Kokosnüsse	615
Bougainville	574	Verkaufsladen (store)	617
Ein Dorf in der Landschaft Banifß		Hauptstraße von Apia	619
auf Buka	575	Karte von Samoa	627
Ein Bukafextett	576	Vom Abschiedspicknick der Deutschen	
Einfahrt in den Hafen von Korror	579	für Konsul Biermann (1895)	631
Karte der Kukufeln	581	Hausbau	635
Große Basaltklippe auf der Insel		Tanzgürtel flechtende Mädchen im	
Tschokatich, Nordpónapé	583	Festschmuck	637
Auf der Basaltmauer von Nan		Vor der Mahlzeit	645
Tauatich	585	Erklettern einer Kokospalme	647
Vornehmer Pónapése in einheimi-		Tänzer mit Kopfsputz (tuinga) und	
scher Tracht	587	Köpfmesser	649
Steingeld und Versammlungshaus		Die Kolonie Kiautschou	
(Tebai) auf Nap	589	Gebirgspartie in Pau schan	661
Das Kaiserliche Bezirksamt in Gá-		Bucht bei Scha tsj kon	663
rapan	591	Chinesischer Hochzeitszug	665
Ansicht der Insel Taipingot-Nota	592	Inneres des Tempels in Nü fu kon	667
Tanzkonzert bei einem Häuptlinge	597	Pagode im Schutzgebiet am Pai	
Der Oberhäuptling oder Frodj Ka-		scha ho	669
bua mit Familie	599	Karte von Tjingtau	671
Samoa		Teil der Prinz-Heinrichstraße in	
Das Innere von Savaii aus Nord-		Tjingtau	675
ost gesehen	605	Truppenunterkunftsräume in Kiau-	
		tschou	677

Verzeichnis der Karten

	vor Seite
Übersichtskarte von Kamerun	17
Togo	193
Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika	273
Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika	353
Die deutschen Schutzgebiete im Stillen Ozean	497
Deutsches Schutzgebiet Kiautschou	673

Ein Volk ist so unstet über die ganze Erde gewandert wie der germanische Völkerstamm.

Germanische Völkerwogen durchfluteten Asien und Europa in vorgeschichtlichen Zeiten, aus denen wenig mehr als sagenhafte Berichte zu uns hereinklingen. Mit einem Wanderzuge führen sich die Germanen in die Weltgeschichte ein. Im Jahre 113 v. Chr. erschienen ungezählte Scharen an der Donau und pochten an die Tore des Römerreiches. Es waren nordische Völker, die mit Weib und Kind und aller Habe ausgezogen waren, andere Wohnplätze sich zu suchen. Und neue Wanderzüge branden stets aufs neue gegen den immer morscher werdenden Wall des Cäsarenreiches an, jahrhundertlang; verschlugen Goten und Vandalen über das Mittelmeer bis an die Gestade Afrikas. Welchen Stammes sind die Massen, die in der Sturmflut der Völkerwanderung ganz Europa überschwemmen und hin und her wogend überziehen? Weit aus zum größten Teil Germanen.

Zwei Ursachen sind es, die unsere Ahnen von der heimischen Scholle in die weite Welt hinausführten: einmal die tief eingewurzelte „uralte germanische Wanderlust“, dann die Übervölkerung.

Und man könnte fast zur Ansicht kommen, jener Wandertrieb sei ein gütiges Geschenk der Natur, um sich leichter von der gewiß dem Germanen auch wieder so teuren Heimat losreißen zu können. —

Die Stämme sind sesshaft geworden in den neuen Sizen; erhöhte Bodenbewirtschaftung gestattete auch größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Doch der Wandertrieb ruht nicht. Er treibt die Wikinger hinaus auf die See, über das Meer in ihren Drachen. An den Küsten des Mittelmeeres tauchen normannische Scharen auf und gründen neue Reiche.

Aber ein weiterer Beweggrund, die Heimat zu verlassen, tritt nunmehr hervor neben und über dem unsteten Zug, der diese nordische Weltmeerritterchaft hinausgeführt hat: religiöse Überzeugungstreue, gepaart allerdings mit trotzigem Unabhängigkeitsfinn. Das Kreuz ward aufgerichtet, die Götter Walhalls erblichen vor ihm. Doch lange wollte das Volk nicht vom Glauben der Väter lassen, lieber vom heimatlichen Boden.

„Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar Odins gestanden, sie brachten auch die Hoch-

fißsäulen ihres väterlichen Hauses an Bord der Drachen und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rotglühende Lavaströme brechen und unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegebirgen hoch in die Lüfte steigen lassen.“

Und gleich bei diesem ersten, geschichtlich verbürgten Auszug von — nehmen wir immerhin das moderne Wort — Kolonisten germanischen Stammes tritt uns entgegen, was sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte deutscher Kolonisation zieht: Kaum haben sie den Fuß auf den fremden Boden gesetzt, so ist ihr erstes, sich im neuen Land eine neue, zweite Heimat zu gründen, Sitten und Kultur des Vaterlandes in sie zu verpflanzen und fortzubilden.

Die alte Wanderlust lebte in diesen kühnen Seefahrern fort. Die hat bald ihre Nachkommen von Island nach Grönland getrieben und nach Amerika. — —

Die Kunde von dem fernen Festland im Westen war längst verschollen; über ein Jahrhundert bereits war es aufs neue aus den Fluten aufgetaucht: da ging am Morgen des 9. November 1620 in der hinter Kap Cod liegenden Bai ein englisches Schiff vor Anker, die „Maiblume“. Sie trug 120 puritanische Auswanderer: die ersten Kolonisten Nordamerikas — germanischen Stammes.

Das großartigste Beispiel germanischer, ganz eigentlich deutscher Kolonisationstätigkeit bietet aber die Geschichte der Verdeutschung von Kurland, Livland und Preußen durch den Ritterorden der Schwertbrüder und den Deutschherrenorden. Friedlich ist dies Werk nicht vor sich gegangen; und dem hochherzigen Ureinwohnervolk wird nie die Bewunderung seines Heldennutes, das Mitleid mit seinem unabwendbaren Geschick versagt bleiben. Aber höher steht die Kultur! Und die hat das Deutschtum in die Ostmark gebracht: über den umgestürzten Götterreihen und den Gräbern eines tapfern Volkes erhob sich ein neues Geschlecht mit deutscher Sprache und Sitte, baute sich auf eine deutsche Kolonie. — —

Dreier Mittel hatte sich bisher das weltenlenkende Geschick bedient, das Germanentum zur Durchführung seiner kulturellen Aufgabe zu bestimmen: des innewohnenden Wandertriebes, der Übervölkerung, der Glaubensfestigkeit und -wärme. Nun fügte es ein neues hinzu. Nicht plötzlich warf es dasselbe in das Völkerleben — es gibt in der Kultur wie in der Natur keine Sprünge.

Schon von den ältesten Zeiten an waren die Beziehungen der Völker zu einander, wenn sie auf friedlichem Gebiet sich bewegten, solche des Handels. Eine führende Stellung nahm jahrhundertlang das germanische Element in ihm ein.

Und als nun der neue Abschnitt in der Weltgeschichte sich aufgetan hatte, als das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen war, da war auch der Zeitpunkt gekommen, wo das vorbereitete, erstarkte, nach neuen, weiteren Grenzen sich sehnde, vierte Mittel einsetzen konnte: der Handel,

und mit ihm Erwerb überseeischer Gebiete. Die tolle Jagd nach Gold, die einen Kortez, einen Pizarro die alten Kulturreiche der Azteken und der Inkas zertrümmern ließ, ohne aufzubauen, hat kein germanischer Stamm mitgemacht. Dagegen besaßen zwei derselben den weitschauenden Blick und waren auch in der Lage, jetzt bei der Auftheilung der neuen Länder auf den Plan zu treten. Der konnte nur der Ozean sein. Ihn zu beschreiten bedurfte es einer Flotte. England und die Niederlande nahmen tatkräftig die Besitzergreifung überseeischer Länder auf. Deutschland gestatteten die inneren Wirren des Reiches keine Theilnahme. Die einst so meergewaltige Hanse, und damit die deutsche Seefahrt waren schon von ihrer Höhe herabgesunken.

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bis ein deutscher Fürst die außerordentlichen Vorteile, welche ein überseeischer Handel, Kolonien und eine tüchtige Flotte dem Lande bieten, erkannte, zugleich aber stark und entschlossen genug war, sie seinem Volke zu verschaffen.

1640 bestieg Friedrich Wilhelm, nachmals der Große Kurfürst genannt, den brandenburgischen Thron. Er hatte einen großen Teil seiner Jugendzeit in Holland zugebracht und offenen Auges den Aufschwung dieses Landes, als aus seinen überseeischen Unternehmungen herrührend, erkannt. Der Schiffsreeeder Raule lenkte seinen Blick auf Guinea und Angola an der Westküste Afrikas, und 1680 bittet er den Kurfürsten, „baldt einen habilen Ingenieur zu schicken, umb dort zu versuchen, ob man allda künfftig Jar nicht ein Fort machen undt Kriegsvolk ans Land bringen könne“. 1682 erfolgte die Errichtung der „Afrikaniſchen Kompanie“, und es wurde eine Expedition unter Major Friedrich v. d. Gröben ausgesandt, auf dem durch Vertrag erworbenen Landstrich am „Kap der drey Spitzen“ eine „Fortereſſe“ anzulegen (Großfriedrichsburg).

Doch der Große Kurfürst starb; immer erbitterter traten die eifersüchtigen Holländer den deutschen Kolonialbestrebungen entgegen. König Friedrich I. war noch der Politik seines großen Vaters treu geblieben, aber Friedrich Wilhelm I., der 1713 den preußischen Thron bestieg, war kolonialen Gedanken abgeneigt. Durch Vertrag vom 22. November 1717 gingen die brandenburgischen Erwerbungen an der Westküste Afrikas in den Besitz der Holländisch-westindischen Kompanie über.

Nach dem Aufgeben überseeischer Kolonisation seitens Preußens verhinderten die bald ausbrechenden Kriege in Deutschland jeden ernstlichen Gedanken deutscher Staaten an derartige Unternehmungen. —

Aber so weit das deutsche Volk beim praktischen Wettbewerb der Nationen um unbekannte Gebiete in fernen Weltgegenden zurückstand, so sehr stand es in vorderster Reihe bei der geistigen Erschließung. Forscher auf Forscher zog hinaus, von Martin Vöheim, der im 15. Jahrhundert zuerst mit Diego Cao die Mündung des Kongo entdeckte, von Philipp v. Hutten an, der von 1535 bis 1538 in Südamerika als erster Europäer ins Innere vordrang, bis zu Alexander v. Humboldt, bis zu Barth und Nachtigal, die über ungeheure, bislang gänzlich unbekannte

Gebiete die erste und zugleich sicherste Kunde brachten. Und fast gleich groß ist die Zahl derer, die mit dem Leben den kühnen Wissensdrang gebüßt haben: am Amazonasstrom, im fernsten Osten, im ewigen Eis, in den Urwäldern Afrikas müssen wir ihre Gräber suchen.

Die Schätze der Forschung, die sie heimgebracht, wurden eifrig gesammelt, gesichtet, verwertet in deutschen Gelehrtenstuben und haben doch auch ihr gut Teil beigetragen, den kolonialen Gedanken zu wecken und zu stärken. Freilich haben wir Deutsche nur allzu oft und allzu lange nur gedacht, während die Völker um uns handelten.

Unterdeſſen wuchs die Bevölkerung immer mehr an, und der Beweggrund, der vordem germaniſche Stämme ihre Sitze verlaſſen ließ, machte ſich aufs neue geltend. Es begann die Auswanderung. Faſt ausnahmslos war ſie gleichbedeutend mit Aufgehen in die aufgeſuchten Nationen. Auch der Handel, der am Anfang dieſes Jahrhunderts tief daniedergelegen war, hob ſich nicht nur zur alten Höhe wieder, er ſtieg zu noch nie dageweſener Bedeutung.

Da kam das Jahr 1870/71. Es brachte den Deutschen ein neugeeintes Vaterland. Alle Beweggründe, die seit dem Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte in den verschiedenen Zeitabschnitten als Triebfedern zu kolonisierender Tätigkeit gewirkt haben, erstarkten damit zu neuem Leben in dem wiederergrüntem Sprossen des germanischen Völkerbaumes.

Mit der wachsenden Auswanderung, dem Erblühen der aus ihr hervorgegangenen deutschen Kolonien in Ländern anderer Nationalität, dem Aufschwung des Handels, der Schifffahrt und der Industrie, der Vergrößerung der Flotte hatte sich erst leise, dann weiter um sich greifend und Boden gewinnend der Wunsch geregt, eigene Kolonien zu besitzen. Und zu tiefst in des Volkes Seele drinnen gab guten Klang dazu die alte germanische Wanderlust.

Ein Anstoß von außen brachte die Kolonialbewegung in Fluß, und das Reich nahm nunmehr die Leitung in die Hand. „Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer andern Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden, und den deutschen Rechten gültige, die Rechte dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen.“ Mit dieser Erklärung befundete Deutschland im Jahre 1884 seinen Entschluß, die aktive Kolonialpolitik fortan aufzunehmen.

Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, war vor 200 Jahren das brandenburgische Banner über der ersten preussischen Kolonie hochgegangen — gar bald mußte es sich wieder senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des großen Hohenzollernherrschers zu folgen. Im Golf von Guinea an Afrikas Westküste stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten ließ, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland.

S a m e r u n

von

Franz Sutter

I. Erwerbung

Aus uneinsehbaren, wenig versprechenden Anfängen ist unser Kolonialreich hervorgegangen. Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik ist das Jahr 1884. Der erste Anstoß ging von Südwestafrika aus; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich in erster Linie jene „Erklärung“ des Fürsten Bismarck, deren in den einleitenden Worten zu diesem Sammelwerk über unsere überseeischen Besitzungen Erwähnung getan ist.

Die Erwerbung Kameruns anlangend, ist es zum besseren Verständnis der Entwicklung der Ereignisse notwendig, etwas weiter auszuholen.

Nachdem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Handelsbeziehungen englischer Kaufleute an der kameruner Küste lebhafter und infolge eines am 7. Mai 1841 mit den Häuptlingen des Küstenstammes der Duala abgeschlossenen Vertrages, demnach diese sich verpflichteten, gegen ein gewisses Entgelt keinen Sklavenhandel mehr zu treiben, auch friedlicher sich gestalteten, ward zur Verminderung und Schlichtung gegenseitiger, nicht selten vorkommender Streitigkeiten verschiedenster Art in einem neuen Vertrag vom 14. Januar 1856 ein Schiedsgericht eingesetzt, der court of equity, aus dem naturgemäß eine Art von Schutzherrschaft sich herausbildete.

Aber auch das deutsche Handelshaus C. Woermann in Hamburg hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaufmännische Unternehmungen in Westafrika begonnen; unter andern auch in Batanga an der kamerunküste eine Faktorei angelegt. Der deutsche Handel gewann an Ausdehnung, so daß Woermann 1868 am kamerunfluß selbst, wo bisher nach Verdrängung holländischer und dänischer Niederlassungen — die Portugiesen, die ersten Entdecker, waren schon längst von hier verschwunden (vergl. S. 16 u. f.) — der Handel fast ausschließlich in englischen Händen lag, eine ständige Faktorei errichtete. Ihm folgten 1875 Jansen und Thormählen mit gleichen Unternehmungen. Der deutsche Einfluß wuchs rasch, und schon 1883 war die größere Hälfte des westafrikanischen Handels in deutschen Händen. Außer an den erwähnten Plätzen besaßen die beiden genannten unternehmenden Männer, in denen der Geist der alten Hanse lebte, allein an der nachmaligen deutschen kamerunküste Niederlassungen in Biktoria, Bimbina, Malimba und am Campo. Eine eigene und eine englische Dampferlinie mit regelmäßigen Fahrten zwischen Hamburg und Westafrika war eingerichtet. 1874 bereits hatte Woermann in einer Eingabe an das Auswärtige Amt gebeten, es möchte die Ernennung eines deutschen Konsuls für den Küstenstrich von der Nigermündung bis Bata baldtunlichst in Ausführung gebracht werden. Das geschah nun allerdings nicht, aber die Eingabe hatte wenigstens den Erfolg, daß man

in Regierungskreisen auf die Bedeutung dieses Stückes der westafrikanischen Küste aufmerksam wurde. Dort gewann der court of equity an Einfluß; bis zum Jahr 1882 zeigten sich auch nur englische Kriegsschiffe im Kamerunfluß, und die Tatsache einer gewissen, wenn auch durch keinerlei politischen Verträge und Abmachungen gestützten Oberhoheit der englischen Nation war gegeben. Das Bedürfnis nach einem staatlichen Rückhalt ward bei der immer größeren Ausdehnung und damit größer werdenden Vielgestaltigkeit und auch Verwicklung der Verhältnisse immer lebhafter, und so rieten nun 1882 (wie ganz begreiflich) die englischen Kaufleute den Dualahäuptlingen, um englisches Protektorat über Kamerun zu bitten, während die deutschen Häufer ihnen Deutschland nahelegten. Die Bitte ging an England, das aber 1½ Jahre lang gar keine Antwort darauf gab.

Unterdessen hatte von seiten des deutschen Reiches die Inangriffnahme aktiver Kolonialpolitik eingesetzt. Um diesen nun einmal eingeleiteten Schritt tatkräftig zu fördern, veranlaßte die Reichsregierung die Hansestädte, über die Lage ihres westafrikanischen Handels und die für seine Sicherung und Hebung wünschenswerten Maßnahmen zu berichten. Die Antwort auf die diesbezügliche Denkschrift der Hamburger Handelskammer vom 22. Dezember 1883 war entscheidend: die Regierung war geneigt, den geäußerten Wünschen Rechnung zu tragen; ein Kriegsschiff mit einem kaiserlichen Kommissar zur Vertretung deutscher Interessen und Abschließung von Verträgen mit unabhängigen Regestaaten an der afrikanischen Westküste sollte abgesendet werden. Im Mai 1884 ging das Kanonenboot „Möwe“ mit dem bisherigen Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, und seinem Begleiter Dr. Max Buchner von Gibraltar aus in See: — wie einst vor 200 Jahren des Großen Kurfürsten Fregatte „Kurprinz“ — deutsche Farben an die afrikanische Küste zu tragen. Kein besserer Mann hätte gewählt werden können, als der berühmte und erfahrene Afrikareisende, der diese seine letzte Ruhmestat leider mit dem Leben bezahlen sollte. Vorahnend hat er von der Heimat und seinen Freunden Abschied für immer genommen. Er starb als Opfer des türkischen Fieberklimas am 20. April 1885 auf der Rückreise.

Am Kamerunfluß hatte sich mittlerweile anfänglich dank der vornehmen Nichtachtung des Protektoratsansuchens seitens Englands die Lage zu Gunsten der mit Sicherheit zu erwartenden deutschen Besitzergreifung verschoben. Dann aber war es den Engländern gelungen, durch Lügen und Drohungen die Eingeborenen wieder wankelmütig zu machen; und mit höchster Ungeduld erwarteten die deutschen Kaufleute das Eintreffen des deutschen Kriegsschiffes. Am 10. Juli war zu allem Überfluß noch das britische Kanonenboot „Goshawk“ in den Fluß gelaufen; dessen Kommandant setzte alle Hebel in Bewegung, die maßgebenden Häuptlinge von weiteren Unterhandlungen mit den Deutschen abspenstig zu machen: „der britische Konsul käme in längstens acht Tagen von Bonny, und bis dahin dürften sie, die Häuptlinge, keinerlei bindende Verträge mit den Deutschen abschließen“. Dieses anmaßende Verbot mußte aber, ganz gegen die Absicht des Engländers, der deutschen Sache: die beiden einflußreichsten Häuptlinge, Bell und Akwa, fühlten sich dadurch in ihrer Selbstherrlichkeit verletzt und fragten den englischen Befehlshaber spöttisch, ob er ihnen ihr Land abkaufen könne. Das mußte nun dieser verneinen. Mit der Drohung, daß, falls Verträge mit den Deutschen ohne vorherige englische Zustimmung abgeschlossen würden, die Dörfer in Brand geschossen und die Häupt-

Dr. Gustav Nachtigal

Ed. Robert Flegel

Heinrich Barth

G. Conrau

Lt. Ernst Tappenbeck

Dr. Eugen Zintgraff

Lt. von Spangenberg

Dr. Rudolf Plehn

Hauptmann Zeuner

Hauptmann Freiherr
von Gravenreuth

Prst. Richard von Volkamer

linge abgesetzt würden, verließ der Engländer den Fluß. Begreiflicherweise setzte diese Androhung Bell und Akwa denn doch in Besorgnis, und sie eilten zu dem Vertreter des Woermannhauses mit der Bitte um Schutz; sie wollten sich nicht mehr länger mit der Aussicht auf die Ankunft der „Möwe“ trösten lassen, um so mehr, als auch ein Teil ihrer von den Engländern aufgehegten Untertanen sich sehr auffällig zeigte. Die Lage wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher, der kleine Küstendampfer „Mpongwe“, der am gleichen Tage, an dem der Engländer den Fluß heraufkam, ausgelaufen war, Auschau nach der sehnlichst erwarteten „Möwe“ zu halten, war noch nicht wieder in Sicht gekommen. In einer Versammlung der deutschen Vertreter wurde beschlossen, nötigenfalls auf eigene Faust die deutsche Flagge zu hissen und es auf die Folgen ankommen zu lassen, wenn die „Möwe“ nicht in den nächsten Tagen eintreffen würde. So standen die Dinge am 11. Juli Mittags.

Da tauchten am Abend des gleichen Tages Lichter eines Schiffes draußen

Partie aus einem Dualadorf.

von Kap Kamerun her auf: ist's wieder ein englisches Schiff, oder ein deutsches, am Ende gar die „Möwe“? Die war's nun zwar nicht, aber der „Mpongwe“ dampfte herein, was die Maschine nur leisten konnte und brachte die frohe Botschaft, daß er draußen auf der Barre ein Kriegsschiff gesichtet, ein deutsches Kanonenboot, die „Möwe“. Und nun folgte Schlag auf Schlag. In nächstem Palaver ward wenigstens mit einem der Häuptlinge noch ein Vertrag abgeschlossen. Am nächsten Tag, dem 12. Juli, Vormittags ertönten Jubelrufe auf den Hülks*) und am Strande: die „Möwe“ kam stromaufwärts und lag bald in der Höhe der Fockplatte, auf der nachmals die Regierungsgebäude sich erhoben, vor Anker. Dr. Nachtigal ging sofort an Land, und ein paar

*) Ältere Schiffe, die man mit der Flut möglichst weit auf den Strand auflaufen ließ. Dann wurden sie nach allen Seiten verankert, die Masten gekappt, und zu Wohnungen und Faktoreien eingerichtet. Noch im Jahre 1893 lagen in Kamerun drei solcher Hülks im Fluße. Mit der durchgreifenden Verbesserung durch Quai- u. f. w. Anlagen fielen diese Zeugen früherer Handelszeiten.

Stunden später waren mit den bereits genannten Häuptlingen Bell und Akwa die Verträge abgeschlossen, kraft deren sie ihr Gebiet der Oberhoheit Deutschlands unterstellten. Der äußere formelle Akt fand zwei Tage später statt. Am 14. Juli 1884 ging auf der Jofzplatte unter dem Salut der „Möwe“ mit 21 Kanonenschüssen und unter drei Gewehrsalven der Besatzung des Kriegsschiffes die deutsche Kriegsflagge hoch, und Dr. Nachtigal erklärte, daß er das Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des deutschen Kaisers stelle. Diese feierliche Form der Besitzergreifung wiederholte sich an den verschiedenen Punkten, wo deutsche Niederlassungen sich befanden, in Bimbia, Batanga, Malimba, auch an verschiedenen Plätzen südlich der nachmaligen Südgrenze des Schutzgebietes; nur Viktoria am Fuß des Kamerunberges blieb vorerst englisch.

Am 19. Juli traf der britische Konsul Hewett in Kamerun ein — um zu erfahren, daß er fünf Tage zu spät gekommen sei. Nichtsdestoweniger protestierte er gegen die deutsche Besitzergreifung.

An den andern Orten der nunmehr deutschen Küste ging es den Engländern nicht besser; in Bimbia meinte ein alter Häuptling auf den Vorwurf hin, die Eingeborenen hätten doch sollen warten, bis sie, die Engländer, die Oberhoheit übernommen: „Wer füllt uns das ganze Jahr den Bauch? Der Deutsche, aber nicht der Engländer!“

Die protestierende Haltung des englischen Staatsvertreters, der Ärger ob der Überraschung allenthalben, und schließlich der stets vorhandene Brodneid der englischen Kaufleute riß diese zu einer geradezu feindseligen Haltung gegen die Deutschen hin. Sie benutzten die augenblickliche Ohnmacht derselben — die „Möwe“ war unterdessen nach dem Süden gegangen, auch dort hin das schwarze Kreuz im schwarz=weiß=roten Felde zu tragen —, um die Eingeborenen unter Vorpiegelungen von der Ohnmacht Deutschlands gegen die nunmehrige Schutzherrschaft aufzuwiegen. So erzählten sie unter anderem unversehens, die Deutschen besäßen nur ein einziges Kriegsschiff, eben die „Möwe“; sie konnten sich allerdings darauf stützen, daß bisher noch nie ein anderes deutsches Kriegsfahrzeug nach Kamerun gekommen war, während englische Schiffe sich bereits des öfteren gezeigt hatten. (Den Gegenbeweis, „daß der „king of Hamburg““ — um die mit köstlichem Humor schildernde Darstellung Dr. Buchners zu zitieren — „mehrere Kriegsschiffe mit Kanonen besitzt,“ brachte ihnen erst das deutsche Geschwader im Dezember gleichen Jahres; und damit „gelangten hervorragende Intelligenzen unter ihnen zur Erkenntnis, daß der „king of Hamburg“ ein Unterhäuptling des „emperor of Germany“ sei!“) Bei diesen Umtrieben fanden sie einen erwünschten Bundesgenossen in dem Polen Scolz-Mogozinski, der sich damals gerade auf einer Forschungsreise im Kamerungebirge befand und auf die Kunde von den bedeutsamen Ereignissen an der Küste sich beeilte, das von ihm bisher durchzogene Gebiet den Engländern in die Hände zu spielen, wozu sich als natürlicher Kristallisationspunkt Viktoria, das wie oben erwähnt, vorerst englisch geblieben war, vortrefflich eignete. Nach Buchner lagen dieser Britenliebe übrigens weniger politische Motive zu Grunde, als vielmehr recht realistisch-prosaische: Abneigung gegen einen der Boermannvertreter, dem der edle Pole tüchtig verschuldet war!

Die Gärung unter den Eingeborenen nahm immer mehr zu, die Lage der Deutschen ward immer unerquicklicher, und man muß Dr. Buchner (einen der

wenigen noch lebenden Zeugen dieser stürmischen Zeiten der Erwerbung Kameruns) erzählen hören, um sich einen Begriff der peinlichen, allmählich kritischen Lage des Vertreters deutscher Reichsgewalt ohne irgend welchen Nachthinterhalt und der deutschen Kaufleute mit ihm in den der Besitzergreifung folgenden Monaten machen zu können. Sie durften nicht mehr wagen, unbewaffnet ihre Wohnung zu verlassen, und schließlich im Dezember gleichen Jahres kam es zu offenen Feindseligkeiten. Der stets deutschfreundliche Häuptling Bell wurde verjagt und sein Dorf niedergebrannt (beim Vorbeiziehen an den deutschen Faktoreien hatten die Rebellen höhnend gerufen: „Da brennt eure deutsche Stadt, warum kommt ihr nicht zu helfen?“); die Ausschreitungen den Deutschen gegenüber nahmen eine bedenkliche Höhe an. Da erschien wiederum gerade zu rechter Zeit als Retter in der Not die deutsche Flagge an deutschen Kriegsschiffmasten. Und diesmal war es nicht ein kleines Kanonenboot; —

Das Kamerunästuar; links am Ufer Regierungsgebäude und Faktoreien; im Flusse rechts ein Gulf.

ein Teil des westafrikanischen Geschwaders unter Konteradmiral Knorr, die beiden Korvetten „Olga“ und „Bismarck“ gingen am 18. Dezember an der Barre vor Anker.

Dieses Geschwader, im ganzen aus vier Schiffen bestehend, war entsandt worden, nachdem in Deutschland die amtliche Meldung des Reichskommissars Dr. Nachtigal über die vorgenommenen Flaggenhissungen eingelaufen war, und man aus dem Tone verschiedener, sowohl aus London wie aus Paris eingegangenen Notizen er sah, daß eine stärkere Machtentfaltung an der westafrikanischen Küste die deutsche Kolonialerwerbung nachdrücklich unterstützen müsse.

Sofort begab sich Dr. Buchner, der von Nachtigal als Stellvertreter hier in Kamerun zurückgelassen worden war, an Bord des Flaggschiffes. Das Ergebnis der Besprechung war der Entschluß des Admirals, unverzüglich mit Waffengewalt das Ansehen der deutschen Flagge wiederherzustellen und den Deutschen Sicherheit für Leben und Eigentum zu verschaffen. Am 20. Dezember früh 7 Uhr stießen die Landungsboote mit 330 Mann und vier Geschützen unter Befehl des Kapitäns z. S. Karcher ab; die „Olga“ folgte langsam flussaufwärts. In lebhaftem, den ganzen Tag währendem Gefecht wurden die Ortschaften der aufständischen Stämme gestürmt und in Brand gesteckt; der Verlust an Toten und Verwundeten auf Seite der Neger war beträchtlich. Leider fiel auch auf deutscher Seite ein Mann, ferner wurden mehrere schwer und leicht verwundet. Außerdem war gleich zu Beginn der Aktion ein Voermann-

agent, Pantanius, von den Auführern als Geißel fortgeschleppt und erschossen worden: er fiel als erstes Opfer der kolonialen Sache. Die nachdrückliche Züchtigung der Unruhmstifter erfüllte ihren Zweck. In diesem Fall war die sofortige Anwendung der Waffengewalt das einzig Richtige; handelte es sich doch darum, einerseits den Eingeborenen zu zeigen, daß die Deutschen den Willen und die Macht besaßen, das einmal Besetzte zu halten und die, die ihrem Schutz sich anheimgestellt, auch tatkräftig zu schützen, andererseits den Engländern klar zu machen, daß von nun ab in der Weltherrschaft ein neuer Abschnitt angebrochen sei, in dem auch Deutschland einen „Platz an der Sonne“ beanspruche, ihn sich zu verschaffen und zu halten gesonnen sei — wenn's sein muß, mit dem Schwert in der Faust. Die dort am Kamerun-

Beßstadt und Hügel letzterer wurde von der deutschen Marine gestürmt.

fluß empfangene Lehre war den Engländern um so verständlicher, als sie, wie sich im weiteren mit zweifelloser Gewißheit ergab, nicht nur die Anstifter, sondern geradezu die tätigen Mithelfer sogar während des Gefechtes gewesen waren. Die von Admiral Knorr daraufhin erlassene Proklamation ließ aber auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Am letzten Tag des Jahres 1884, des Geburtsjahres deutscher Kolonialpolitik, traf auch die „Löwe“ wieder vor Kamerun ein mit Dr. Nachtigal an Bord, dem Manne, der den deutschen Entschluß in die Tat umzusetzen so erfolgreich ausgesandt worden war. An drei Stellen der Westküste des alten Natsjellandes Afrika hatte er Deutschlands Wappenstein aufgestellt, die ersten Marken gezogen dem überseeischen Deutschland. Am schärfsten haben die Stürme geblasen, bis Jung-Kamerun geschaffen und gesichert war; das erste deutsche Blut seit dem großen Kriege, der uns das Reich geschaffen, ist bei

seiner Grundsteinlegung geflossen, zum erstenmal seitdem hat wieder ein deutsches Geschütz, eine deutsche Büchse gesprochen.

Das nächste Jahr bereits brachte schärfere Abgrenzung des erworbenen Schutzgebietes an seiner Westseite gegen englische, an seiner Südseite gegen französische Besitzungen, und schuf ihm einen zusammenhängenden Küstenstreifen. Die Engländer verzichteten auf Viktoria und erhielten dafür ein von Nachtigal auf seiner Rückreise an der Nigermündung erworbenes Gebiet. Am 7. Mai 1885 waren die diesbezüglichen Verhandlungen mit England, am 24. Dezember gleichen Jahres jene mit Frankreich der Hauptsache nach zum Abschluß gelangt. Sie bezogen sich in erster Linie (wie eben bemerkt) auf die Abgrenzung an der Küste, sowie im Westen und Süden: dort vom Rio del Rey bis Yola am Benue, hier vorerst von der Campomündung auf dem 2. nördlichen Breitengrad bis zum 15. östlichen Längengrad reichend. Ihr weiterer Zug, sowie die Nord- und Ostseite blieb noch so ziemlich offen; nur im allgemeinen war im Nordwesten eine Gerade von Yola bis zum Tjadsee, im Norden dieser selbst, im Osten der 15. Längengrad als ungefähre Abschließung der „deutschen Interessensphäre“, wie man das damals nannte, angenommen, ohne der Forschung und Erwerbung damit Grenzen zu setzen; dem Wagemut und diplomatischen Geschick war freie Bahn, weiter Spielraum gelassen. Erst 1893 bezw. 1894 entstand die festere Gestalt, unter der wir Kamerun im Abschnitt II kennen lernen werden.

Das Zustandekommen dieser Linien, überhaupt der weitere Ausbau des Schutzgebietes hängt eng mit der Geschichte seiner Erforschung und Erschließung zusammen; die innerpolitische und wirtschaftliche Entwicklung soll in einem anderen Kapitel (dem letzten Abschnitt) behandelt werden.

II. Lage und Grenzen

Um die Bai von Biafra, im innersten Winkel des Guineagolfes, legt sich unsere westafrikanische Kolonie Kamerun mit einem 320 km langen Küstenstreifen. Im Westen von englischem, im Süden von spanischem und französischem, im Osten und Norden von französischem Kolonialbesitz umgeben, verbreitert sich Kamerun fächerförmig ins Innere und dringt mit einer keilartigen Spitze bis zu dem ausgedehnten Binnenmeere des Sudan, dem Tjadsee vor. In das Meridiannetz eingegliedert, liegt die Kolonie auf der nördlichen Halbkugel zwischen etwa 8° 30' und 15° östlicher Länge und 2° 2' und 13° nördlicher Breite, ist also in ihrer ganzen Ausdehnung ein tropisches Land.

Der Flächenraum des Schutzgebietes beträgt rund 493 000 qkm, steht also um 47 000 qkm hinter dem Areal des Mutterlandes zurück und nimmt mit dieser Ausdehnung den dritten Größenplatz unter den deutschen Kolonien ein. Die eingeborene Bevölkerung wird auf rund 3,5 Millionen geschätzt. (Derartige Zahlenangaben in so unvollkommen erschlossenen Ländern haben übrigens naturgemäß nur den Wert einer ungefähren Durchschnittszahl. Im gegebenen Fall besagt also die Ziffer 3,5 Millionen eigentlich nicht viel mehr als: aus den Verhältnissen der in dieser Hinsicht genauer bekannten Landstriche läßt sich mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß die Gesamtbevölkerungsstärke mehr als 1 Million Menschen beträgt, eine solche von 5—6 Millionen nicht übersteigen dürfte.)

Der Name „Kamerun“ kommt von dem portugiesischen Worte „camarão“ (einer Art kleiner Krebs). Die ersten Entdecker, die Portugiesen, fanden nämlich in der buchtartigen Mündung des sogenannten Kamerunflusses Millionen kleiner Krabben, die auch heute noch zeitweilig in ungeheuren Mengen auftreten und als begehrter Vorkrabbissen eifrig gefangen werden. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßte sie, diesen Fluß „rio dos camarões“, d. i. den Fluß der Krabbe oder Krabben zu nennen. Die Engländer haben daraus „Camaroons“ gemacht, und aus diesem ist unser „Kamerun“ geworden. Ursprünglich dar-

unter nur jener Platz verstanden, wo die erste Besitzergreifung statthabte und bis vor einem Jahr noch der Regierungssitz der Kolonie sich befand, hat sich das Wort zur Benennung des ganzen Schutzgebietes eingebürgert. Anlässlich der erfolgten Verlegung des Gouvernements nach Bua ward auch — es sei das gleich hier ergänzend bemerkt — eine Namensänderung vorgenommen: der bisherige Regierungssitz Kamerun (im engeren Sinn) heißt nunmehr „Duala“ (nach dem dort sesshaften Negerstamm); und das Wort „Kamerun“ ist also fortan lediglich zur Bezeichnung des ganzen Schutzgebietes anzuwenden.

Der Küstenraum am Atlantischen Ozean vom Ästuar des Rio del Rey bis zur Mündung des Campo, der Shari (südöstlicher bedeutender Zufluß des Tschadsees) von seiner Einmündung in den Tschadsee bis zu 10° nördlicher Breite und ein kurzes Stück des Seeufers selbst sind die einzigen natürlichen und damit bereits festen Grenzen, die das Schutzgebiet derzeit besitzt; sonst sind es — wie ein Blick auf die Karte zeigt — fast ausschließlich mathematische Linien, welche die Ausdehnung Kameruns bezeichnen. So schwebt die Grenze gegen Nigeria im Nordwesten zum großen Teil noch in der Luft. Namentlich die Linie vom Benue bis zum Tschadsee ist lediglich ein rein kartographischer Begriff, und es wird über ihre rationelle, den Verhältnissen angepasste Führung wohl noch viel Zeit vergehen, da vorläufig England und Deutschland noch nicht Herren in ihren Anteilen an den Tschadländern sind. Die ganze Ostgrenze vom 10. nördlichen Breitengrad an nach Süden und die Südgrenze sind mit Frankreich, letztere in einem kurzen Stück nahe dem Atlantik mit Spanien, noch zu vereinbaren.

Umwandern wir zusammenfassend die augenblicklichen Grenzlinien Kameruns auf der Karte und beginnen an der westlichen Grenzstation Rio del Rey. Von ihr läuft die Grenze in beinahe rein nördlicher Richtung schnurgerade bis zu einer zweiten Grenzstation Nsaka am Groß-River, dann wendet sie sich nordöstlich, wiederum in gerader Linie, auf Yola am Benue zu. Aber 50 km vor dieser Hauptstadt Adamauas macht sie am 9. nördlichen Breitengrad ehrerbietigst Halt und geht schon in einem Bogen von eben genanntem Durchmesser um Yola herum bis zum Benue, von wo sie in Nordnordwestrichtung weiterziehend den Schnittpunkt des 10. Grades nördlicher Breite und 13. Grades östlicher Länge trifft. Die alte Nordostrichtung aufnehmend, führt sie nunmehr durch 2½ Breitengrade an das Südufer des Tschadsees, hier mit dem 14. Längengrad abschließend. Jetzt übernimmt die Natur und zwar das Wasser eine Strecke weit die Abgrenzung, die bis hierher rein kartographisch war. Dem Südostrufer des mächtigen Binnenmeeres entlang erreicht die Grenzlinie den nördlichsten Punkt der Kolonie an der Mündung des Shari unter 13° 3' nördlicher Breite, und biegt dann scharf nach Südosten um. Bis zum 10. Breitengrad bildet der Strom die endgültige Nordostgrenze des Schutzgebietes. Dann beginnt wieder die mathematische Linie. Es folgt ein gewaltiger Sprung nach Westen zurück bis zum 14. Längengrad und von seinem Schnittpunkt mit dem 10. Breitengrad strebt die Grenze, ebenso artig das französische Vere, wie drüben das englische Yola, umgehend, dem 15. Längengrad zu, auf dem sie dann abwärts gen Süden führt, bis sie den Tšanga auf etwa 2° 10' nördlicher Breite erreicht. Von hier zieht sie in fast gerader Linie auf der gleichen geographischen Breite westwärts hin-

über bis zum letzten Stück des Unterlaufes des Campoflusses und läuft diesem entlang bis zur Küste. In sanftem Bogen führt diese dann — die zweite natürliche Grenze von längerer Ausdehnung — hinauf zum Beginn der Nordwestgrenze, dem Ausgangspunkte am Rio del Rey.

Die Gestalt Kameruns ist in Folge dieses seines Grenzlinienlaufes eine ganz eigenartige; und man braucht keine karikierende Ader zu besitzen, um unwillkürlich an die Gestalt eines nicht gerade sehr graziosen Vogels, etwa eines Wiedehopfes mit Schopf und mit nach Osten gewendetem Schnabel zu denken.

Man braucht aber bei Betrachtung des Grenzzuges des Schutzgebietes auch nicht pessimistisch veranlagt zu sein, um sich gestehen zu müssen, daß wir bei der Aufteilung des Landes in der Ecke des Meerbusens von Guinea den kürzeren gezogen haben. Erfahren auch die Grenzen auf der weitaus längeren Strecke ihrer ganzen Ausdehnung noch eine genauere Festlegung durch die bereits an verschiedenen Stellen mit Vermessungsarbeiten beschäftigten Kommissionen der beteiligten Nationen und ergeben sich nach der endgültigen Bestimmung wohl sicher noch mancherlei nicht unwesentliche Veränderungen und Verschiebungen — an der Tatsache tatsächlicher Benachteiligung Deutschlands ändert das nichts. Wie das so kam, gehört in die Geschichte der Erschließung der Kolonie (siehe nächsten Abschnitt).

III. Erforschung und Erschließung

Deutschland besaß also nunmehr, 1884, eine Kolonie in der Ecke des Golfes von Guinea — von Land und Leuten wußte es, wußte die Welt überhaupt vorderhand noch herzlich wenig. Gerade dieses neue Land gehörte zu den noch am wenigst bekannten und erforschten Gebietsteilen des dunkeln Kontinents. Eine wahrheitsgetreue Karte zeigte, den schmalen Küstenstreifen ausgenommen, nicht viel mehr als einen großen weißen Fleck.

Die Berichte über diesen Küstenstreifen, mit dem sich Kamerun an den Atlantik anlegt, reichen weit ins Altertum hinauf.

Herodot erzählt im 42. Kapitel seines IV. Buches: „Es ist klar, daß Äthiopien vom Meere umflossen ist mit Ausnahme des Teiles, der an Älien grenzt; dies hat Necho, der König von Ägypten bewiesen“ (600 vor Christus) . . . „Er sandte phönizische Männer ab, mit dem Befehl, auf der Heimreise durch die Säulen des Herakles zu fahren und so über das Nordmeer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönizier segelten demgemäß aus dem Roten Meer ab und fuhren in das Südmeer. So oft die Saatzeit kam, landeten sie, bestellten das Feld, wo sie gerade waren und warteten die Ernte ab. Wenn sie aber das Korn eingeheimst hatten, fuhren sie weiter. Sie bogen nach Verlauf von zwei Jahren im dritten durch die Säulen des Herakles und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten aber — was mir zwar nicht glaublich ist — daß sie bei ihrer Fahrt um Äthiopien die Sonne zur Rechten gehabt.“

Das wäre also die erste Umseglung Afrikas, bei der die Rückfahrt längs der Westküste statthatte, und die demnach auch an dem Gestade Kameruns vorbeiführte.

Der karthagische Flottenführer Hanno war es dann, der dem kühnen Zug seiner Alnherrn folgte; nur schlug er die umgekehrte Richtung ein. Im Tempel in Karthago legte er den auf Erztafeln eingegrabenen Bericht über seine Expedition nieder.

Er ist derart genau, daß man danach mit ziemlicher Sicherheit die einzelnen Punkte an der Westküste Afrikas bestimmen kann, die die karthagische Flotte angelaufen hat. Auch wie weit der Vor-

stoß gegangen, läßt sich aus den Schlüssen des Berichtes folgern, und sind gerade diese von hohem Interesse; denn Hanno war ihnen zufolge bis in die Bai von Biafra gelangt und hatte den Kamerun-

berg gesichtet. Diese Schlusssätze lauten: . . . „Wir fuhren an einem ganz feurigen Lande vorbei, welches voll von Dürften war. Sehr große feurige Ströme aber ergossen sich von hier ins Meer. Wegen der Hitze konnte man das Land nicht betreten. Von Furcht ergriffen, schieden wir unverzüglich von hier. Nach viertägiger Fahrt gewahrte wir Nachts das Land mit Flammen erfüllt. In der Mitte aber war ein besonders hoch-reichendes Feuer, größer als die übrigen, welches anscheinend bis zu den Gestirnen reichte. Tags-über zeigte es sich als ein sehr hoher Berg, der „der Träger der Götter“ heißt“ (*θεωρ ὄρητα* in der griechischen Übersetzung, in der Hannos Bericht auf uns gelangt ist) . . . Wir fuhren nicht weiter, da das Getreide anfang zu mangeln.“

Es ist hier nicht der Platz, die Gründe eingehend darzulegen, warum dieser Berg wohl der Kamerunberg gewesen ist. Neuerdings haben die Fahrtberechnungen und Beobachtungen des Kapitänlieutenants Vanjelow, Führer *S. M. Fahrzeug „Nachtigal“*, mit großer Wahrscheinlichkeit dar-

gethan, daß Hannos Fahrt tatsächlich bis in die Bai von Biafra gegangen ist. Die Feuer- und Dampfererscheinungen, die Hannos gesehen, kann jeder, der die westafrikanische Küste in der Trockenzeit bis Kamerun längs fährt, heute noch beobachten, wie der Karthager vor 2½ tausend Jahren. Es sind nichts anderes als die gewaltigen Grasbrände und die sich aus ihnen entwickelnden ungeheuren Rauchmassen. Das besonders hochreichende Feuer auf dem „sehr hohen“ Berg ist nichts anderes, als gleichfalls ein mächtiger Grasbrand auf dem oberen Drittel eben des Kamerunberges. Auch das kann man heutzutage noch in jeder Trockenzeit beobachten. Das Bild „feuriger Ströme“ ist tatsächlich der treffendste Vergleich, der für die an einem Gang sich hinauf- oder hinabziehenden Brände gefunden werden kann; jeder, der diese Erscheinung einmal zu Gesicht bekommen hat, vergleicht sie unwillkürlich mit einem sich ergießenden Lavaström. Und schließlich: Hannos nennt den Berg „Träger der Götter“, heute heißen die Eingeborenen den Kamerunberg „Mongo ma laba“, d. i. Berg des Gottes!

Seitdem kam keine Kunde mehr von jenen Gebieten.

Den Schleier, der das Geheimnis des dunklen Erdteiles dann so lange verhüllte, im Westen und unter anderen Stellen auch in der Ecke des Meerbusens von Guinea gelüftet zu haben: dieses Verdienst gebührt im Zeitalter der Entdeckungen den unternehmungslustigen Portugiesen und zwar Diego Cao, der der Küste entlang segelnd bis an die Mündung des Kongo oder Zaïre, wie er diesen Fluß nannte, kam, 1487.

„Bei seiner Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus konnte er wochenlang die Richtung nach Osten verfolgen; eine Reihe gewaltiger Ströme sah er von Norden her sich ins Meer ergießen; und schon keimte in ihm im stillen die Hoffnung auf, längs des Südrandes des Festlandes auf dem ersehnten, langgesuchten Seeweg nach Ostindien sich zu befinden. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus der Flut

ein mächtiger Gebirgsstock. Das Schiff mußte Südost wenden und glitt nun durch ein weites Felsenlor: links ragt der Kamerunberg, der Mongo ma laba, 4000 m in die Höhe, rechts das Bergmassiv des Clarence Pit (D-Wassa) auf der Insel Fernando Poo. Der Hafen des heutigen Vittoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese Untergrund fand; und von dieser Entdeckungsfahrt Caos stammt, wenn man von Hannos Reise absieht, die erste Kunde von unserem Schutzgebiet, also aus dem Jahre 1486 oder 1487.“ (Aus Hutter: Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Von 1500—1788 kann von irgend einer Forschung oder Erschließung in dieser innersten Ecke des Golfes von Guinea eigentlich nicht gesprochen werden.

Es läßt sich dieser ganze lange Zeitraum vom Standpunkt der Erweiterung geographischer, speziell afrikanischer Kenntnisse aus, überhaupt kurz als der des meist planlosen Eindringens bald da, bald dort in den noch fast ebensowenig wie im Altertum bekannten dunkeln Kontinent bezeichnen. Sichere Erfolge, sichere Nachrichten hatte die Wissenschaft nicht aufzuweisen. Die Westküste Afrikas ward allerdings nach der Entdeckungsfahrt der Portugiesen in den Kreislauf des Welthandels mit hereingezogen, aber was man dort bald zu suchen begann, hatte wahrlich nichts gemein mit der Wissenschaft. Der Gegenstand des Handels heftet einen unauflöslichen Schandfleck auf die Geschichte der europäischen Nationen. Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für

Amerika — und die Händler waren Europäer! Vielleicht mag dieser innerste Winkel der Westküste etwas weniger von dieser europäischen Geißel zu leiden gehabt haben; in Mitteleuropa wurde er aber zweifellos gezogen. In einem umfangreichen Reisebericht, das vielbändig, mit einem endlos langen Titel, beginnend „Allgemeine Historie der Reisen . . .“ 1747 erschien, findet sich ein Kupferstich, der eine Karawane von Eingeborenen, auf Kamelen und Dromedaren Goldstaub, Palmöl und Sklaven an den Fluß Sanaga bringend, darstellt. Der Sanaga mündet in die Bai von Biafra; und man kann sich aus dieser Unterschrift, die Kamelen und Dromedare nach Kamerun verlegt, unschwer einen Begriff von der Genauigkeit dieses seinerzeit berühmten Reisesammelsturms machen.

Mit dem Jahre 1788 begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung geographischer Kenntnisse; man kann geradezu sagen, daß von hier ab die plan-

mäßige wissenschaftliche Erforschung des alten Nattjellandes ihren Anfang nimmt. Und von da an bis zur Erwerbung Kameruns als deutsche Kolonie, ja bis in die Gegenwart, kann die Forschungsgeichte dieses Gebietes nicht von der allgemeinen Afrikaforschung gesondert behandelt werden; denn Ka-

merun gehört zu jenen drei großen Strom- bzw. Seeengebieten, die nächst der uralten Frage nach Ursprung und Quelle des Niles die wichtigsten hydrographischen Probleme Afrikas bildeten: zu dem des Niger, des Kongo und des Tadjees.

Im Jahre 1788 bildete sich in London zur Inangriffnahme und Förderung afrikanischer Forschung die Association for promoting the discovery of Das überseeische Deutschland.

the interior parts of Africa, die dann später, 1830, nach ruhmvollen Leistungen in die Royal Geographical Society aufging, die würdig den eingeschlagenen Bahnen ihrer Vorgängerin folgte.

Raum und Überschrift dieses Kapitels verbieten es, die Entwicklungsgeschichte der Aufschließung des alten Küstellandes anders als in den flüchtigsten Strichen zu entwerfen. Auch der Vorgeschichte der eben angedeuteten hydrographischen Probleme kann aus gleichen Gründen nicht näher getreten werden; nur so viel sei zur allgemeinen Orientierung erwähnt, daß über den Lauf des Niger die abenteuerlichsten Hypothesen existierten — sogar mit dem Nil wurde er in Verbindung gebracht —, daß man von dem gewaltigen Stromsystem des Kongo keine Ahnung hatte, ihn vielmehr für einen kurzen Küstenfluß „mit trichterförmiger weiter Mündung“ hielt, sowie endlich, daß es eine ganz und gar unklare, mehr sagenhafte Kunde von einem großen See im innersten Afrika gab, den man ebenfalls mit Niger und Nil in Verbindung brachte.

Einer der ersten von der Association ausgesandten Reisenden war Mungo Park, der zuerst am 21. Juli 1796 den so lang gesuchten Niger erreichte. Ihm folgte der Deutsche Hornemann, der 1800 von Kairo nach Gessan zog und nach Durchquerung der Sahara gleichfalls den Niger erreicht hätte, wenn er nicht, dem Strom bereits nahe, 1801 ermordet worden wäre. In seinen Berichten findet sich zum erstenmal näheres über einen Zufluß des Niger, der nachmals bis in die Gegenwart hinein so hohe Bedeutung für unser Schutzgebiet erlangte und tatsächlich befißt, den Benué, von dem übrigens bereits schon in portugiesischen Aufzeichnungen Spuren sich verfolgen lassen. Dann kam die große Expedition von Dudeney, Denham und Clapperton (1822—1824), welche gleichfalls die Sahara durchzog, den Sudan erreichte und, als die ersten Europäer, Kunta am Tschadsee betrat. Damit war der Oberlauf des sagenreichen Stromes geklärt; die Frage seines Unterlaufes ward erst durch Clappertons Diener, Richard Vander, und dessen Bruder gelöst, 1830 und 1841. Nun erhielt man die Gewißheit, daß der Benué (oder wie er auch genannt ward, der Tschadda) ein großer Nebenfluß des Niger sein müsse.

Die weitaus bedeutendsten Entdeckungen im weiten Gebiet des ganzen Sudan knüpfen sich an die Namen zweier Deutschen: Heinrich Barth und Gustav Nachtigal, die beide zu den größten

Afrikaforschern aller Zeiten gezählt werden müssen, wenn sie nicht die beiden größten überhaupt sind. Barth drang — im Auftrag der Londoner geographischen Gesellschaft — in den Jahren 1850—1855 von Tripolis gegen den Tschadsee vor; von hier aus zog er weiter gegen Süden durch gänzlich unbekannte Gebiete hinein nach Adamaoua und entdeckte oberhalb Jola den Oberlauf des Benué. Wieder nach Kunta zurückgekehrt, drang er noch zweimal nach Süden vor, den Vogone Strom auf, und das zweitemal bis zur Hauptstadt Baghirmi, Massenna. In weitem Bogen führte ihn sodann sein Forscherweg bis zum mittleren Niger.

Nast gleich lang (1869—1873) weilte sein großer Nachfolger, Dr. Gustav Nachtigal, im tiefsten Innern des dunkeln Erdteils. Auch ihn führten wiederholte Züge von Kunta aus nach Südosten. Durch seine und Barths kühnen Wanderungen über viel Tausende von Kilometern begann das Dunkel im Herzen Afrikas sich zu lichten. Auf beider Forscher Reisen, die sie mehrmals in die Nordost Ecke unseres heutigen Kamerun führten — und nur dieser im Verhältnis zu ihren gewaltigen Wanderungen unbedeutender Wegstrecken konnte, als hier einschlägig, flüchtigste Erwähnung getan werden — und ihre Ergebnisse sind wir heute noch vielfach angewiesen, wollen wir über Land und Leute in diesem nördlichsten Hinterland unseres Schutzgebietes uns Aufschluß verschaffen.

Und mit welch bescheidenen Mitteln haben alle diese Männer, die Ideale wahrer Forschungsreisenden, gearbeitet, und was haben sie geleistet! Heutzutage durchziehen gewaffnete und organisierte Expeditionen das Land, Maschinengewehre schmettern die Eingeborenen zu Boden und Brandgranaten fliegen in ihre Dörfer — Nachtigal hat während seines vierjährigen Aufenthalts nicht eine Patrone verfeuert!

„In meiner kleinen Stationsbücherei auf Baliburg befand sich der erste Band von Nachtigals Werk. Mit welch anderen Gefühlen, mit welchem Andenken und Verständnis liest man so etwas da draußen, selbst in der Wildnis, selbst auf Forscherpfaden! Da erst versteht man die ungeheuren, schier übermenschlichen Schwierigkeiten zu schätzen, die es gekostet haben mußte, eine solche Ausbeute nach

Hause zu bringen. Reidlos, aber bewundernd schaut man zu solchen Männern auf. Zu Hause ist man vollkommen unfähig, ihre ganze Größe zu fassen; nicht wenige legen sich ein schlicht und anspruchslos geschriebenes Buch wohl gar beiseite — es enthält zu wenig afrikanische Schauer geschichten von Menschenfressern und Jagdabenteuern!“ (Aus Sutter: Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

So waren im Laufe eines Jahrhunderts zwei der großen Stromprobleme in dem uns näher interessierenden Teile Afrikas gelöst, vollkommen geklärt: das des Niger und das des Tadjeees; die ersten sicheren und eingehenden Nachrichten über die Länder an letzterem bis herunter zum Benué gebracht. Über-

Pflanzenbrücke über einen Fluß.

wiegend verdankte man diese Ergebnisse deutschen Forschern; sie in die Praxis umzusetzen fiel den — Engländern zu!

Baïfie besuhr als erster zu Schiff den Benué weit hinauf, und seine Landsleute suchten allorts Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Auch die englische Mission blieb nicht zurück. Durch sie fand der damals in Lagos wohnende Kaufmann Robert Hlegel — wiederum ist es ein Deutscher, mit dem ein weiterer Schritt in der Kenntnis des Hinterlandes der nachmaligen Kolonie Kamerun verknüpft ist: die Benué- und Südadamauna-Erforschung — Gelegenheit, mit einem der Church Missionary Society gehörigen Dampfer

1879 seine erste Reise nach dem Benué zu unternehmen und den Strom noch weit über den von Baïfie erreichten Punkt hinaus bis nach Adamauna hinein zu befahren. Die außerordentliche Wichtigkeit dieser großen Wasserstraße wurde ihm sofort klar und mit Freuden nahm er nach seiner Rückkehr den ihm von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland gemachten Vorschlag an, in ihrem Auftrag eine neue Reise nach dem oberen Benué anzutreten, um die Wasserscheide zwischen den großen Flüssen Shari, Benué, Ngowe und Kongo zu erforschen.

Die eben genannte „Afrikanische Gesellschaft“ hatte sich nach dem Vorbild der Londoner Geographical Society gleichfalls zum speziellen Zweck afrikanischer Forschung 1873 auf Anregung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gebildet und verfolgte rein wissenschaftliche Zwecke; der kolonial-praktische Gedanke begann sich damals im jungen Deutschen Reich erst schüchtern zu regen, war doch erst zwei Jahre zuvor ein Deutschland wieder entstanden.

1880 trat Hlegel seine Reise an. 1882 drang er tief nach Adamauna hinein vor und entdeckte außer zahlreichen Nebenflüssen des Benué — der Katsena Allah und der Taraba sind die bedeutendsten südlichen Zuflüsse — auch die drei Quellbäche dieses Stromes. Die Quelle dieser, für Kamerun bis zur Lebensfrage wichtigen Wasserstraße liegt hart bei Munde, rein nördlich von Ngaundere, auf 1260 m Meereshöhe. In Sturzflüssen von zirka 300 m Fall geht das Wasser zu Tale. Hier fand Hlegel auch bei einer Höhe von 1600 m die Wasserscheide zwischen dem Benué und Logone, einem Nebenfluß des in den Tadjee sich ergießenden Shari. Am 18. August 1882 hatte er diesen Punkt erreicht. Bei den eingeborenen Fürsten fand er das freundlichste Entgegenkommen und schloß mit vielen derselben Freundschaftsbündnisse. Der nächste Häuptling von Yola bot ihm sogar das Handels-

monopol für Eisenbein an. Hlegel lehnte dieses damals „im Interesse des europäischen Gesamt-handels“ ab, doch bewog er den Sultan, diesem sein Land zu öffnen. Die kriegerisch bewegten Zustände im Süden von Adamauna setzten dem weiteren Vordringen Hlegels in dieser Richtung ein Halt entgegen und nötigten ihn zur Umkehr. Die Orte Donga, Gashaka, von wo aus er noch einen Vorstoß bis Banno unternahm, Kontsha, Ngaundere bilden die Grenze, bis zu der er südlich des Benué, also in dem eigentlichen nördlichen Hinterland des nachmaligen Kamerun vorgedrungen ist. In allen seinen Briefen empfahl er mit größter Wärme und Eindringlichkeit baldigste und nachdrücklichste Inangriffnahme und dauernde Erschließung der von ihm bereisten Gebiete, namentlich des reichen Adamauna.

Wenden wir uns nunmehr dem Kongoproblem und seiner Lösung zu, das von Süden her seine Kreise wenigstens bis an unser Schutzgebiet zieht, nach den neuesten Forschungen in der Südostecke Kameruns sogar ganz wesentlich in dasselbe übergreift.

Da begann es erst viel später hell zu werden. Nördlich des Äquators konnte die Wissenschaft die alten abenteuerlichen Karten endgültig richtig stellen, die Hauptwasseradern und -ansammlungen lagen erschlossen und festgelegt; hier, vom Äquator beginnend bis hinunter zum Kunene, d. i. bis fast zum 20. südlichen Breitengrad, von der Küste bis hinein, hinüber zum großen Seeengebiet, fast 20 Breitengrade weit, lagerte ein geographisches Vakuum. Vom Kongo kannte man die gewaltige Mündung; trotzdem diese so mächtig sich weitet, daß man von der Nordufer Spitze kaum mehr das andere bei Shark Point vorspringende Ufer zu erblicken vermag, trotzdem die ungeheure Wassermasse des Riesenstromes mit so gewaltigem Druck ihren Eintritt in die Salzflut des Atlantik sich erzwingt, daß man weit draußen in See die Strömung noch verspürt — hielt man (wie schon oben gesagt) dieses größte der afrikanischen Gewässer für einen verhältnismäßig kurzen Küstenfluß.

Livingstone hörte während seiner jahrelangen Forschungsreisen in Süd- und Ostafrika Ende der sechziger Jahre von einem Fluß Quapula, westlich der großen Seen, drang auch bis zu ihm vor, hielt ihn aber zuerst für einen westlichen Zufluß des Nil, bis er bald selbst die Unrichtigkeit dieser seiner Anschauung erkannte und ihn mit einem westlichen Strome in vorerst noch ihm selbst unklare Verbindung, man möchte fast sagen intuitiv, brachte. Einige Jahre später, 1871, entdeckte er einen zweiten bisher unbekannten, großen Strom, den Quialaba (westlich des Quapula). Ahnungsvoll vermutete der große Reisende in den beiden die Quellflüsse des Kongo — und sie waren es auch in der Tat.

Im gleichen Jahre, in dem der Forscher, dem jahrzehntelang Afrika geradezu eine zweite Heimat geworden, in diesem Erdteil, dem er sein ganzes Leben geweiht, 1873, starb, machte ein anderer Engländer, Cameron, die wichtige Entdeckung eines Abflusses des Tanganikasees nach Westen in Gestalt des Luluga.

Einem dritten Reisenden der gleichen Nation, dem Schotten Henry Stanley, war die Lösung

des großen geographischen Rätsels vorbehalten. Auf seiner zweiten Reise, 1874—1877, der ersten jemals stattgefundenen Durchquerung Afrikas, traf auch er auf den Quialaba, und kurz entschlossen, unternahm er es, den Fluß so weit als nur irgend möglich zu verfolgen, und zwar ihn selbst als Straße zu benutzen. Es gelang; und am 8. August 1877 traf er in Boma am Unterlauf des Kongo ein. Der Erfolg war geradezu einzig dastehend. Der Fluß war aufgenommen, sein Lauf festgelegt und damit mit einem Schlag die gesamte Hydrographie des rein-äquatorialen Afrika geklärt. Rasch folgten dann die Entdeckungen zahlreicher Zuflüsse dieses Riesenstromes, zahlreiche, bereits entdeckt, fanden nun ihre naturgemäße Angliederung; so ging das Ngoweproblem (nördlicher Nebenfluß) seiner Lösung zu, der Ubangi (gleichfalls ein nördlicher Zufluß des Kongo) ward entdeckt. Durch diesen, d. h. genauer durch dessen schiffbaren Nebenfluß, den Sangha, hängt unser Kamerun mit dem Stromgebiet des Kongo zusammen, und werden allem Anschein nach diese beiden Ströme noch eine gewichtige Rolle in der Entwicklung und Ausnutzung unserer Kolonie spielen.

So weit war also der Stand der Erforschung der Gebiete gegen die Ecke des Golfes von Guinea hin, als Deutschland Besitz von dem Schutzgebiet Kamerun nahm, 1884. Fassen wir die hiermit in großen Zügen nur angedeuteten Ergebnisse in Bezug auf diese unsere junge Kolonie zusammen, so finden wir, daß die Grenzen der Erforschung im Hinterlande derselben etwa folgende waren, trivial gesprochen, daß der fatale „weiße Fleck“ einer wahrheitsgetreuen Karte im Norden etwa zum Venué oder genauer bis zu einer mit ihm ungefähr gleichlaufenden Linie Donga-Gashaka-Kontsha-Ngaumbere reichte; im Osten lagerte er sich breit bis fast zum Wasserlauf des vorgenannten Ubangi, im Süden breitete er sich ein gut Stück über die kartographische Abgrenzungslinie aus. Nicht einmal die Westgrenze der Kolonie, der Küstenstreifen war im Zusammenhang und mit genügender Verlässigkeit der Angaben bekannt.

Der Vollständigkeit halber muß auch deren Forschungsgeichte bis zur Erwerbung der Kolonie kurz berührt werden.

Von einer wissenschaftlichen Erforschung konnte eigentlich nur am Kamerungebirg die Rede sein. Die ersten Reisenden waren die Engländer Burton und Man 1861/62; weiters hat sich um die Kenntnis dieses hochragenden Gebirgsktokes, des Wahrzeichens Kameruns, der schon an anderer Stelle (S. 11) genannte Rogozinski 1882/83 verdient gemacht. Auch zwei Schweden Knutson und Valdau müssen genannt werden, die zwar von kaufmännischen Hintergedanken getrieben, das Kamerungebirg durchstreiften, dabei aber auch der Forschungsaufgabe nicht vergaßen. Die Kenntnis des übrigen Küstenstreifens bestand fast nur in der des Küstenzuges, soweit eben die englische Kriegs- und Handelsmarine darüber in ihrem maritimen Interesse durch Aufnahmen Klärung schaffte. 10 km weit landeinwärts begann — das Kamerungebiet an den Punkten, von wo die eben genannten Reisenden ausgingen, ausgenommen — bereits the darkest interior unserer Kolonie.

So wenig war das Gebiet zwischen Kamerunküste, Benué, Shari und Ubangi Mitte der achtziger Jahre erschlossen, daß es in der Geographie Afrikas als sogenanntes „Libagebiet“ zu den drei noch geradezu unbekannten Räumen gezählt wurde, auf welche allmählich die negative Kenntnis des ältesten Erdteils reduziert war. Die Bezeichnung „Libagebiet“ trug es nach einem in

Kamerun-Hamar.

diesen Gegenden vermuteten großen Sumpffee Liba, der seit Jahrhunderten hier auf den Karten ipunkte.

Wie kommt es denn, — die Frage drängt sich da unwillkürlich auf — daß Forscher vom Mittelmeer bis zum Tjadsee und darüber hinaus Tausende von Kilometern gegen den Atlantischen Ozean durch den ganzen Kontinent, daß Forscher vom Osten her, von den Gestaden des Indischen Ozeans Tausende von Kilometern quer herüber nach dem Westen gelangten, um verhältnismäßig nahe dem Westmeer Halt zu machen; wie kommt es, daß in der ganzen Forschungsgeichte bis zu diesem Abschnitt, d. i. bis zum Jahre 1884, noch von keinem einzigen Vorstoß von der westafrikanischen Küste aus nach dem Norden oder Osten berichtet wurde, ausgenommen die Reisen den Niger und Benué, den Kongo und Ubangi stromaufwärts? Die Antwort lautet: weil gerade hier in dieser Ecke des Golfes von Guinea alle Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen nur dem vorwärtstrebenden Fuße des Forschers, des Weißen in Afrika entgegentürmen, auf engstem Raum, gleich hinterm Mangrovensaum der Küste beginnend, dicht zusammengedrängt sind: ungesundes Klima, die schlechtesten und schwierigsten Verkehrsverhältnisse, zahlreich und meist feindlich gesinnte Eingeborene. Das tritt uns im zweiten Teil der Geschichte der Erschließung dieser Länder, in der Geschichte der Erschließung der deutschen Kolonie Kamerun auf Schritt und Tritt entgegen.

Eigentlich muß man noch genauer präzisieren: Nicht so fast das Klima ist es: das ist an der ganzen äquatorialen Westküste wohl überall so ziemlich gleich ungesund, nicht so fast die feindselige Haltung des einen oder des anderen Stammes ist es: damit hatte und hat man allenthalben in Afrika zu rechnen; — zwei ganz spezielle Momente sind es, die in unserem Kamerun so hemmend und erschwerend jeglichem Vordringen in der Richtung von West zu Ost entgegentraten und bis zur Stunde noch entgegentreten: die Zwischenhandelsperre ist das eine, das andere der Mangel jeglicher nur einigermaßen ein bißchen ins Innere hinein benutzbaren Verkehrsstraßen, der Mangel schiffbarer Ströme. Das, was wir so schmerzlich vermissen, besitzen die Engländer in ihrem Niger und Benue, die Franzosen im Kongo und Ubangi; verhältnismäßig mühelos konnten und können beide tief in unserm Hinterland vordringen — und taten und tun es auch! Dadurch konnten sie auch den anderen hemmenden Faktor, die eben genannte Zwischenhandelsperre (mehr darüber Abschnitt V, c), weit leichter und rascher überwinden und brechen. „Wir Deutsche dagegen, denen kein schiffbarer Strom zur Verfügung stand, mußten uns mühsam durch die feuchten Urwälder und feindlichen Völkerstämme hindurcharbeiten und gelangten trotz aller Anstrengungen über eine verhältnismäßig bescheidene Entfernung von der Küste nicht hinaus. Daher haben wir bloß das erste Ziel, die Durchbrechung der Zwischenhandelschranke, durch Anlage von Stationen unter vielen Schwierigkeiten und außerordentlichen Geldopfern erreicht. Die Verwirklichung des zweiten, politischen Zieles, ist uns nur teilweise gelungen.“ (Aus Hassert: Deutschlands Kolonien.)

Doch wir sind vorausgeeilt.

Von nun ab, von der Erwerbung Kameruns als Kolonie, bis wohin wir Erforschung und Erschließung in flüchtigem Überblick verfolgt haben, tritt ein neuer Faktor als weitere treibende Kraft der Forschung zur Seite: das koloniale Moment ist fortan mit dem geographischen eng verbunden. Die geographische Forschung ward von nun ab nicht mehr Endzweck, sondern zugleich Mittel zum Zweck. Zwei alte und sehr rührige Kolonialmächte waren unmittelbare Nachbarn der jungen deutschen überseeischen Schöpfung geworden — und es galt, den Wettlauf der kolonialen Konkurrenz tatkräftig aufzunehmen.

Am 15. November 1884 trat „zur Herbeiführung internationaler Verständigung unter den am afrikanischen Handel interessierten Mächten“ in Berlin eine Konferenz zusammen und schloß am 26. Februar 1885 mit Unterzeichnung der in eine „Generalakte“ zusammengefaßten Ergebnisse. Kap. IV und V derselben sind die vielbesprochene sogenannte „Kongo- und Nigerschiffahrtsakte“, deren Inhalt dem wesentlichen nach lautet: „Die Schifffahrt auf dem Kongo (Niger), ohne Ausnahme irgend einer der Verzweigungen oder Ausläufe dieses Flusses, soll für die Kauffahrteischiffe aller Nationen, mögen sie mit Ladung oder Ballast fahren, vollkommen frei sein und bleiben, sowohl bezüglich der Beförderung von Waren wie von Reisenden . . .“ und: „Die Nebenflüsse des Kongo (Niger) sollen in jeder Hinsicht denselben Gesetzen wie der Strom selbst unterworfen sein.“

Rasch, oder noch besser, vorahnend benutzt, konnte diese Vereinbarung, die darin gewährleistete Bewegungsfreiheit, die weittragendsten Folgen für die damals ja noch schwankenden, oder richtiger ganz und gar unbestimmten Grenzen im Innern des Landes haben; weder mit England noch Frankreich

war ein diesbezügliches Abkommen noch getroffen. Aber wir Deutsche hatten noch nicht an das notwendige schnelle Tempo uns gewöhnt, der notwendige Wagemut schlummerte noch. Erkannt allerdings hatte man die Bedeutung, und bewußt war man sich, welcher Vorteil gerade für Kamerun daraus gezogen werden könnte. Außerdem war eben (vergl. S. 19) Flegel von seiner zweiten Adamauareise zurückgekehrt, der mit Eifer für den Plan eintrat, dieses Land für Deutschland zu gewinnen, als unschätzbares, wertvolles Hinterland seiner jüngst erworbenen Kolonie.

Der deutsche Kolonialverein nahm sich mit Eifer der Flegelschen Pläne an, aber die Ausführung verzögerte sich aus verschiedenen Gründen, und so konnte der Forscher erst am 25. April 1885 seine dritte Reise antreten. Seine kolonialpolitischen Aufgaben waren: unter Begründung von Stationen den Niger und Benue aufwärts zu gehen, sowie Verträge in Adamaua abzuschließen; seine geographische: von da südwärts bis zur Küste von Kamerun durchzudringen.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt! Am 5. Juni 1885 bereits

traf in Berlin die Mitteilung von London ein, daß England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Nigern bis zum Benue und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe. Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einfluß des Taraba in den Benue an. Als er aber weiter Stromaufwärts ging, stieß er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge das gesamte Ufergebiet des Niger und Benue bis Yola erworben zu haben.

Die Flegel gestellten Aufgaben blieben unerfüllt; nur eine Station, die am Taraba, war angelegt. Sie hatte nur kurzen Bestand. Flegel selbst starb bald darauf, kurz bevor er Kassa an der Nigermündung wieder erreicht hatte.

Einem anderen deutschen Forscher war es vorbehalten, die geographische Aufgabe zu lösen: Dr. Eugen Zintgraff. (Auch ihn deckt bereits die Erde: am 2. Dezember 1897 ist er auf Teneriffa der Malaria erlegen.)

Mit ihm (1886) setzt zeitlich die Inangriffnahme der Erforschung des Hinterlandes seitens des Reiches ein. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes war Zintgraff von 1886—92, Gutter von 1891—93 im Nordgebiet von Kamerun tätig. (Zintgraff war es auch — das hier nebenbei bemerkt —, der zuerst vorschlug, den Kongo, dann den Ubangi, eventuell einen, der Küste noch näheren, erst zu entdeckenden Nebenfluß Stromaufwärts in das südliche Hinterland von Kamerun einzudringen. Sein daraufhin ausgearbeiteter Plan fand nicht die Billigung der Regierung, die auf dem Vordringen von der Küste aus bestand. Wie richtig Zintgraff damals geahnt und gedacht, haben 14 Jahre später Mizon's und Carnap's Züge bewiesen, vergl. S. 25 u. 28.)

Die Flegel gestellte kolonialpolitische Aufgabe kam für Zintgraff überhaupt nicht mehr in Betracht, denn bereits war das S. 13 erwähnte Abkommen mit England über die Begrenzung der beiderseitigen Interessensphären im Nordwesten unserer Kolonie bis zum Benue getroffen worden. Es ist die in Abschnitt II beschriebene Abgrenzung; die damalige Festsetzung ist so ziemlich unverändert beibehalten worden

„Es gibt anderwärts“, so spricht sich Major Morgen in seinem Werke aus, „wohl kaum eine Grenzlinie, die für den einen Teil so vorteilhaft, für den anderen so nachteilig gezogen ist. In geographischer Beziehung geht sie anstatt auf den Wassercheiden (d. h. den Flußläufen) entlang, quer über die Flüsse weg, uns die oberen nicht schiffbaren Teile, den Engländern die unteren schiffbaren Teile überlassend. Insbesondere erscheint

die Grenze aber in politischer Beziehung höchst unzuverlässig. In einem so wohlorganisierten Staate wie Adamaua kann man unmöglich das Haupt von den Gliedern trennen, d. h. die Hauptstadt mit dem Häuptling unter die eine, das ganze übrige Land unter die andere Schutzherrschaft stellen. Uns gehört das ganze Land, aber wir werden nie Einfluß auf dasselbe erlangen, wenn nicht die Hauptstadt in unser Schutzgebiet hineingezogen wird.“

Zintgraffs Aufgabe war zunächst, ziel- und sachbewußt das nördliche Küstengebiet aufzuklären, die Forschungen eines Burton, Rogozinski u. a. ergänzend. Sodann: planmäßig, langsam aber stetig, etappenweise unter Anlage einer Kette von Stationen gegen Norden vordringend, Anschluß an

Elefantensee in Nordkamerun.

Flegels Reisen zu gewinnen und so, kolonial und wissenschaftlich zugleich, das Nordhinterland dauernd zu erschließen.

Den ersten Schritt hiezu tat Zintgraff am Neujahrstag 1888 mit Anlage der ersten Etappe, der Barombistation am Elefantensee, den letzten am 28. Mai 1889, an welchem der Forscher in Donga einzog. Hiermit war der Anschluß an Flegels Reisen gewonnen; die geographische Aufgabe, Adamaua vom Golf von Guinea aus zu erreichen, war von Zintgraff als erstem Europäer gelöst. Bei Fortsetzung seines Marsches bis nach Yola erkannte auch er sofort die hohe handelspolitische Bedeutung des Niger-Bennuegebietes, gewann aber auch zugleich die nämliche Ansicht, wie sie oben mit den Worten eines andern Forschers niedergelegt ist. Mit seinem Versuch, in Yola den Sultan zu einer deutsch-freundlichen Haltung umzustimmen, scheiterte er, wie einst Flegel, an der Gegenarbeit der Engländer. Die dauernde Erschließung im Auge behaltend, legte er in den südlichen Grenzgebieten West-Adamauas die Station Baliburg an. Bald aber brach ein Ereignis über das junge Unternehmen herein, das alles Errungene über den Haufen warf. Eine gegen zwei mächtige feindliche Stämme, Bafut und Bandeng, unternommene Aktion verwandelte sich infolge verräterischen Abfalles dreier Basallendörfer aus anfänglichem Sieg in eine schwere Niederlage: 4 Europäer, 170 Mann der Expedition und mehrere hundert Bali — so hieß

der Stamm, bei dem die Station Baliburg angelegt war, der stets bis zur Stunde unentwegt zu uns gehalten und hält — fielen, 1891; die Position dort oben in den Hochländern mußte vorerst aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Doch bereits vier Monate später befand sich die Expedition wieder auf dem Vormarsch, aufs neue festen Fuß oben zu fassen und am 25. August des gleichen Jahres zog sie wieder bei den Bali ein. Es gelang, das Ansehen der deutschen Flagge aufs neue zu festigen; und sicherer als zuvor war Ende 1892 die Stellung. Der Weg zur Küste war offen, fünf Stationen waren angelegt zur Sicherung desselben. Aus den Bali war eine Truppe von hundert Mann herangebildet, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten bewährte. Leider hatten tiefgehende Reibungen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Zintgraff und dem kaiserlichen Gouverneur ersteren veranlaßt, aus dem Reichsdienst auszuscheiden. Und am 1. Januar 1893 brachte nach Baliburg die Post den Befehl, daß die Nordexpedition aufgelöst und der Rückzug an die Küste einzuleiten sei. Als die zweite Hälfte des Jahres 1893 anbrach, hatte die Nordhinterlandsforschungsexpedition aufgehört zu sein, die Stationen waren aufgelöst und das ganze Land wieder so verschlossen, wie es vor dem ersten Schritt Zintgraffs in diese Gebiete gelegen war.

Die kolonialpolitische Strömung war in Totwasser geraten; es war jene Zeit angebrochen, in der vom Kanzlertisch im Reichstag das Wort gesprochen wurde: „Uns könnte niemand 'was Ärgeres und Unangenehmeres zufügen, als wenn man uns ganz Afrika schenkte!“ Und bis in die jüngste Zeit herein hat in ganz Deutsch-Westadamaua jegliche Forschung und Erschließung ge- ruht.

Fast gleichzeitig mit dem kühnen Vordringen Zintgraffs legte auch eine

Von der Zintgraffschen Expedition zu Soldaten ausgebildete Eingeborene aus den Balfändern.

zweite amtliche Forschungsexpedition unter Führung von Hauptmann Kund und Leutnant Tappenbeck die erste Bresche in den Ring der Zwischenhandelsperre im Süden der Kolonie, 1888 und 1889.

Den Sanaga stromaufwärts drangen sie bis zu den Nachtigalschnellen und legten die Yaundestation an. Leutnant Tappenbeck starb, Hauptmann Kund litt schwer an den Folgen des Klimas. Leutnant Morgen folgte in der Expeditionsführung, der 1889–91 das begonnene Werk der Erforschung Südkameruns in glänzender Weise fortsetzte. Über Ngila, Tibati und Gashaka auf teils neuen, teils den Pfaden Flegels und Zintgraffs, erreichte er Ibi am Benué, und hatte damit die zweite Durchkreuzung der Kolonie durchgeführt.

Noch war die Zeit aktiver expansiver Kolonialtätigkeit, und eine Expedition nach dem Tjadsee war geplant.

Anfänglich war die Norderpedition damit betraut (Zintgraff hatte bereits eingehendste Vorbereitungen ausgearbeitet): da war die schwere Erschütterung hereingebrochen; der Rückzug und das mühevoll neue Vordringen nötig. So ward der Süderpedition diese Aufgabe übertragen. Als Führer war der aus den ostafrikanischen Kämpfen rühmlichst bekannte Hauptmann von Gravenreuth ausersehen. Über dieser vielversprechenden Expedition aber waltete ein schlimmer Unstern. Der Führer fiel Ende 1891 bei der Bestrafung des Stammes der Batwiri am Kamerungebirge (einer Aktion, die mit der eigentlichen Expedition gar nicht zusammenhing); zwei Offiziere wurden verwundet. Gravenreuths Nachfolger war gleichfalls ein alter Ostafrikaner, Hauptmann Kamfan. Auf dem kurzen Seetransport der Expedition von Duala (dem damaligen Gouvernementsitz) bis zum eigentlichen Ausgangspunkt, der Station Gbèa am Sanaga, sank der Küstendampfer „Zehdenick“ mit einem großen Teil der Ausrüstung. Endlich war die Expedition doch flott geworden und bis nach Yaunde gelangt. Kamfan legte nördlich davon als Art erster Etappe für den Vormarsch

gegen Norden die Balingastation an, die er dem Leutnant v. Volkamer unterstellte. Nun rächte sich aber die Übereilung, mit der bei Anwerbung der Leute für die Expedition vorgegangen worden war. Sie meuterten, Kamfan mußte umkehren: das war das Ende der stolzen deutschen Tjadseeexpedition. Als ihr letztes Opfer fiel der Stationschef auf Balinga, der monatelang ohne jede Unterstützung und Hilfe von der Küste her gelassen wurde. Im Kampf der Balinga gegen die Barrongo hat er wohl einen martervollen Tod gefunden; bestimmtes darüber hat man nie in Erfahrung gebracht. Als endlich 1893 eine Expedition unter einem einstigen Offizier Gravenreuths, dem Rittmeister v. Stetten, ins Innere ging, fand sie die Balingastation zerstört, v. Volkamer und Unteroffizier Szadock verschollen.

Stetten setzte seinen Marsch zuerst auf der Morgenschen Route, dann auf der von Flegel und Zintgraff nach Norden fort und gelangte gleichfalls an den Benué, nach Yola. Auch er teilte den negativen Erfolg seiner Bemühungen um Abschluß einer Art Bündnisses oder dergleichen mit seinen Vorgängern, worunter nicht zum letzten ein Franzose genannt werden muß: Mizon.

Die Franzosen (nicht minder wie die Engländer) müssen — leider — genannt werden, wenn man über die Erforschungs- und Entwicklungsgegeschichte Kameruns schreibt. Ungleich energischer, zielbewußter, und insbesondere konsequenter als wir haben sie die Ausdehnung des Machtbereiches im Hinterland ihrer westafrikanischen Kolonie, des Congo français, angepackt und durchgeführt. Sie sind uns nicht minder gefährliche Nachbarn geworden, als die Engländer; vielleicht noch gefährlicher in der Zukunft wie diese! Um gerecht zu sein, dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß sie verhältnismäßig viel bequemer und müheloser tief ins Innere vordringen konnten als wir, die wir auf den erbärmlichen Landweg angewiesen sind: stand ihnen doch der Kongo und seine nördlichen Zuflüsse zur Verfügung. Das Ziel ihrer ausgesprochen expansiven Kolonialpolitik — die im französisch-impulsiven Charakter begründet ist — war und ist der Tjadsee.

Expedition auf Expedition war von Congo français aus nach Norden, zum Teil in unzweifelhaft deutscher Interessensphäre, gezogen: Crampel, Fournéau, Savorgnan de Brazza u. a. Keine hatte bisher — wir stehen Ende der 80er Jahre —

vermocht, den Shari und damit den Zugang zum Tjadsee zu erreichen. Da entwarf Mizon den Plan, auf dem Niger-Benué dorthin vorzudringen und damit zugleich der Ausdehnung des deutschen Kamerunhinterlandes entgegenzuarbeiten. 1891

gelangte er nach Yola; ein Vordringen nach dem Tschad war allerdings nicht möglich, weil dort allenthalben Krieg herrschte. Dafür schlug er, um wenigstens seine zweite Absicht zu erreichen, den Marsch nach dem Süden ein durch deutsches Gebiet über Ngambere und gelangte, etwa auf dem 15. Längengrad sich haltend, bald in die bisher noch gänzlich unerforschten Gebiete, die den Osten

unseres Schutzgebietes bildeten, die Wasserscheide zwischen dem Niger und Kongo. Er entdeckte den Oberlauf des Sanga; denselben nach Süden verfolgend traf er in Kumaſa (etwa 3° 40' nördl. Br., 15° 15' östl. L.) mit dem vom Kongo her vordringenden de Brazza zusammen. Der Sanga führte ihn in den Kongo und dieser an den Atlantik.

Ein in ausgesprochen deutscher Interessensphäre liegender großer schiffbarer Strom, der Sanga, war damit zuerst von einem Franzosen entdeckt

Mbo (Balihauptling) mit Leibsklaven.

und festgelegt auf einem kühnen, für Frankreich und die Wissenschaft erfolgreichen Zuge. Das stolze Wort, mit dem Mizon seine Berichterstattung in der geographischen Gesellschaft in Paris schloß: „L'hinterland de Camerouns était fermé“ hatte leider seine volle Berechtigung: durch seine Reise hatten die Franzosen im Innern Besitztitel erworben, die der Ausdehnung des deutschen Hinterlandes von Kamerun in der Tat eine Schranke setzten, und diese Schranke mußte im

Abkommen mit Frankreich von 1894 deutscherseits anerkannt werden. Wieder einmal war der deutsche Michel zu spät aufgestanden! Daß wir nicht noch mehr Einbuße erlitten haben, müssen wir einem von deutschem Geist durchwehten Privatunternehmen danken; die amtliche Kolonialleitung war ja 1893, das Wort zu wiederholen, in Totwasser geraten.

Konsul Ernst Bohlen rief das Kamerunkomitee ins Leben, und dieses brachte die Mittel auf für eine Adamanaexpedition. Und es war höchste Zeit, denn Mizon rüstete bereits zu einer neuen Reise. Durch die früheren Erfahrungen Zintgraffs, Morgens u. a. klug gemacht, ward nicht der Land-, sondern der Wasserweg gewählt, und infolge glücklicher Zeitumstände — wahrlich nicht aus Freundschaft für Deutschland — zeigte sich die sonst so

feindlich abgeschlossene Royal Niger Company sogar bereit, ein Fahrzeug zur Verfügung zu stellen. Dadurch glückte es der deutschen Expedition unter v. Ahrtrich und Dr. Passarge, Mizon um einige Monate zu überholen. Bemerkenswertes ging es bis Garua; und von dort wurden auf drei Vorstößen nach Bubandjibba, Ngambere und Marrua bindende Verträge mit den begünstigten mächtigen Sultanen abgeschlossen 1893/1894.

So hat diese Privaterpedition trotz der bescheidenen Mittel in politischer Beziehung, nicht minder in wissenschaftlicher Hinsicht, Hervorragendes geleistet, und bot der Regierung eine Handhabe, um die Franzosen zu Zugeständnissen

zu bewegen. Freilich, daß der 15. Meridian die unübersteigliche, durch Mizon's Erfolge geschaffene Grenze wurde, konnte auch sie nicht mehr verhindern.

Hiermit sind wir an den beiden Jahren angelangt, in denen die voraussichtlich endgültige Abgrenzung Kameruns auf Grund des damaligen Standes der Forschung und der positiven oder negativen Tätigkeit der beteiligten Mächte in der in Abschnitt II gezeichneten Gestalt (siehe auch die Karte) — kleinere Verschiebungen natürlich unbenommen — statthatte: 15. November 1893 wurde das diesbezügliche Abkommen mit England, 15. März 1894 das mit Frankreich getroffen. —

Werfen wir einen zusammenfassenden Überblick über das solchergestalt erworbene Hinterland unseres Schutzgebietes. Uns gehört jetzt der größte und beste Teil Adamauas nebst dem Oberlauf des Benue; leider nur fehlen uns geeignete Zugänge zu unserem Hinterland. Denn den natürlichsten Wasserweg des Niger und Benue, der für ganz Nordkamerun die einzige bequeme Verkehrsstraße darstellt, besitzen die Engländer. Bei der Art der Handhabung der Schutzherrschaft, die ganz in den Händen der mit den weitgehendsten Rechten und Befugnissen ausgestatteten Royal Niger Company ruht, ist der die freie Schifffahrt auf dem Niger und seinen Nebenflüssen gewährleistende Passus zu einer Farce geworden. Die Gesellschaft gestattet wohl die Fahrt auf dem Wasser, verwehrt aber, nur einen Fuß an Land zu setzen! Den Briten ist ferner der politische Mittelpunkt Nola zugefallen. Was das bedeutet, sagen uns Major Morgens Worte (S. 23). „Die Franzosen erhielten den kupfer- und elfenbeinreichen, noch wenig bekannten Südoften samt den natürlichen Handelswegen vom Benue bis zum Kongo und dadurch die Herrschaft über den regen Verkehr, der aus dem Zusammenstreben zweier gewaltiger Stromgebiete entspringt. Nur ein schmaler Uferstreifen zwischen den Grenzflüssen Sanga und Oshah ist uns geblieben: das muß unsere Operationsbasis werden, wie das Stückchen Benue im Norden. „Vom Tsadsee ist uns ebenfalls bloß ein schmaler Ufersaum überlassen; den Löwenanteil haben sich unsere beiden Nachbarn angeeignet. Freilich ist das ausgedehnte Wasserbecken wegen seiner übergroßen Seichtigkeit und der weithin versumpften Flachufer für den Handel von sehr geringer Bedeutung. Viel wichtiger aber als der sumpfige Binnensee sind seine Zuflüsse, vor allem der Logone und Shari; und von diesen Zufahrtslinien beherrschen wir keine ihrer ganzen Länge nach oder auf beiden Ufern. Wir sind also allenthalben von den natürlichen Verkehrsstraßen abgedrängt, wir müssen zusehen, wie englische Händler, den Benue mit Dampfern aufwärts fahrend, Deutsch-Adamaua mit Waren versorgen, wie die reichen Elfenbeinvorräte unseres Hinterlandes entweder dem Kongo zugeführt oder in den Sudan gebracht werden.

Alles in allem haben wir bei den Kamerunverträgen entschieden den kürzeren gezogen, was freilich bei den konsequenten Anstrengungen und dementsprechendem Erfolg unserer Rivalen nicht zu verwundern ist. Immerhin aber haben wir uns ein ausgedehntes, reiches Kolonialgebiet geschaffen, das, wenn wir es erst 'mal wirklich beherrschen, wirtschaftlich reiche Ausbeute verspricht.“ (Aus Haffert: Deutschlands Kolonien.)

Die weitere Erschließung und Aufklärung „im eigenen Hause“ kann in noch knapperer Kürze gezeichnet werden; sie gehört fast der Tagesgeschichte an.

Die vom Reich ausgehenden reinen Forschungs- und Expeditionen haben aufgehört. Ein paar Jahre schien es, als bestünde die Absicht, sich lediglich auf die Küste zu beschränken. Von allen

Inlandstationen blieb nur die Jaundestation erhalten, auf der Zenker in jahrelangem Aufenthalt wissenschaftliche Ausbeute, namentlich in zoologischer und meteorologischer Richtung, sammelte. Das Kamerungebirge erschloß voll und ganz gelegentlich verschiedener Besteigungen Dr. Preuß, der verdienstvolle Leiter des botanischen Versuchsgartens in Viktoria. — Endlich ging wieder ein frischerer Wind durch des Deutschen Reiches Kolonialpolitik, und auch in Kamerun verspürte man daß einen Hauch: dem Hinterland ward aufs neue mehr Wichtigkeit beigelegt. An der genauen Festlegung der Küste war stets fleißig gearbeitet worden, und dafür, daß ein Streifen von 50–60 km landeinwärts allenthalben genauer bekannt wurde, soweit das noch nicht der Fall war, sorgten die fortgesetzten Unruhen der Küstensämme, welche immer wieder gegen die Durchbrechung der Zwischenhandelszone sich auflehnten (und wohl noch geraume Zeit sich auflehnen werden), zu deren

Unterdrückung die mittlerweile geschaffene Schutztruppe das Land durchstreifen mußte. In friedlichem Zuge trugen zur Erforschung der Küste und des nächsten Hinterlandes die Reisen des alten Kamerunkenners Conrau und des Dr. Esch wesentlich bei. Der erstere fand leider 1900 seinen Tod bei den Bangwa, einem Stamm im Nordgebiet von Kamerun.

Am wenigsten erschlossen war bis zum Jahre 1897 die Südostecke unseres Schutzgebietes. Der Leutnant von Carnap-Quernheimb war der erste, der hier vordrang. Den Sanaga aufwärts bis zur Jaundestation führte der Marsch durch bekanntes Gebiet, dann aber immer fast rein östlich durch unerforschte Gegenden bis Kunde, von da in Congo français bis Carnotville am Oberlauf des Sanga oder eines seiner Quellströme. Auf dem Strome ging dann die Fahrt hinunter bis zum Kongo; und Anfang des Jahres 1898 traf die Expedition in Brazzaville ein.

Ward durch diese wichtige und dabei ohne jedes Blutvergießen durchgeführte ausgedehnte Reise schon die Aufmerksamkeit auf diese deutscherseits lange vernachlässigten Gebiete gelenkt, so hat doch wieder ein Franzose — und wieder gerade in diesem Teile Afrikas — den Vogel abgeschossen: von wissenschaftlich und wirtschaftlich weittragender Bedeutung ist die Expedition Gentil 1897/98.

Gentil hat den Gedanken Crampels und seiner Nachfolger: eine Verbindung des Kongo mit dem Tschad, und zwar durch den Shari, wieder aufgenommen und durchgeführt. Er fuhr mit zerlegbarem Dampfboote den Ubangi stromaufwärts;

auf einem 150 km langen Landweg ward die Wasserscheide zwischen ihm und dem Shari überschritten, auf letzterem das Boot wieder zusammengefügt, und am 1. November 1898 lief der Dampfer in den Tschadsee ein!

Damit haben die Franzosen einen neuen beträchtlichen kolonialpolitischen Vorsprung in Innerafrika gewonnen. Hierdurch und durch die Niederwerfung der religiös-politischen Bewegung des Rabeh am Südufer des Tschad kam dort oben Baghirmi in die französische Interessensphäre, während zugleich zwei gewaltige Abflußstraßen, dort nach dem Tschad der Shari, im Süden nach dem Kongo der Ubangi, die unschwer durch eine Eisenbahn verbunden werden können, ihnen eine ungeheure Operationsbasis für Handelsunternehmungen, für Heranleitung des Handels aus den Ost und West (hier kommt auch das Hinterland von Kamerun in Betracht) gelegenen Ländern gewähren. Diese weittragenden und weitgehenden Folgen erkennend, wird in der Südostecke unseres Schutzgebietes eifrig gearbeitet von Regierung und Privatunternehmungen, wissenschaftlich und wirtschaftlich.

In ersterer Hinsicht haben die Aufklärungsreisen Dr. Plehns (leider auch bereits gestorben) und des Oberleutnants von Stein wesentlich zur

Kenntnis dieser Gebiete beigetragen und ganz unerwartete Aufschlüsse gebracht; wir werden ihnen in den nächsten Abschnitten begegnen.

Erwuchs uns so im Süden, Osten und Norden in Frankreich ein immer gefährlicherer Nachbar, so dürfen wir hoffen, im Nordwesten unserer Kolonie mehr Bewegungsfreiheit zu erhalten durch die 1899 stattgefundene Auflösung der Royal Niger Company; richtiger gesagt, Abtretung aller Hoheitsrechte an die englische Krone und Umwandlung in eine rein private Handelsgesellschaft. Wird uns dadurch, was zu hoffen ist, die Wasserstraße des Benue in unser reiches Adamaua zugänglicher, so können wir den aufstrebenden Rivalen an der Ostseite leichter verschmerzen. Und daß uns dieses reichste Gebiet in unserer

Kolonie nicht nur auf der Karte gehört, sondern tatsächlich unserer Herrschaft unterworfen wird, dazu ist an der Jahrhundertwende der erste Schritt getan worden durch den siegreichen Adamauafeldzug; doch das gehört in das Kapitel der innerpolitischen Entwicklung, des inneren Ausbaues der Kolonie. Dahin gehört auch die jüngste, noch in der Ausführung befindliche Unternehmung, die sogenannte Garuaexpedition, dahin auch die Wiederverschließung des Hochlandes im Nordgebiet, wo vor zehn Jahren bereits die deutsche Kriegsflagge flatterte am Flaggenmast der Station Baliburg. —

Der „weiße Fleck“, der bei der Erwerbung Kameruns diese Kolonie auf der Karte bezeichnete, ist in den achtzehn Jahren, die seitdem verflossen, gewaltig zusammengeschrunpft, existiert eigentlich fast nicht mehr, wenigstens nicht mehr in der geschlossenen Ausdehnung von damals. Nach allen Richtungen durchziehen ihn die Routen der Forscher, die Märsche der Schutztruppe und die

Bafwiri-Hütten am Südhang des Kamerungebirges.

Expeditionen privater Unternehmungen; von den Stationen ist das Land in weiterem und engerem Umkreis durchstreift und geklärt; da und dort greifen die „Bestreichungssektoren“ (artilleristisch ausgedrückt) schon ineinander über.

Trotzdem ist Kamerun noch unsere wenigst erforschte und erschlossene äquatorialafrikanische Kolonie. Das kann eigentlich auch gar nicht anders sein: bei der Erwerbung dieses Flächeninhaltes, der nicht viel kleiner ist, als Deutschland, reichte das unbekannte Afrika gerade hier bis fast dicht an die Küste, dann kamen ein paar versäumte Jahre, und der dritte schwerwiegendste Grund ward bereits aufgeführt: fast an keiner Stelle zeigt Afrika, die schwarze Schöne, ein so ernstes, finsternes Antlitz, drohend abzuschrecken von dem verwegenen Beginnen, in ihr Geheimnis einzudringen, ihre Schönheit hüllenlos schauen zu wollen. Fast an keiner Stelle ruft sie gegen den kühnen Eindringling auf der Schwelle bereits Natur und Menschen auf, Hemmnisse dem vorwärts strebenden Fuß zu bereiten, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten vor dem Forscher aufzutürmen.

Aber umsonst; Stück für Stück fiel, fällt der Schleier, von wagemutiger Forscherhand gefaßt, auch hier. Auch Kamerun wird in nicht zu ferner

Zeit ganz aus der Reihe jener immer weniger, immer kleiner werdenden Strecken unserer Mutter Erde ausscheiden, „wo das Geheimnis selten nur entsiegelt, sich lockend um die Länder schlingt“.

IV. Das Land

a) Gliederung, Bodengestaltung und Bewässerung

Ein gigantisches Eingangstor zum Herzen Afrikas hat die Natur dort geschaffen, wo der Atlantik als Bai von Biafra am tiefsten das westliche Gestade des dunklen Kontinents einbuchtet. Dem Schiffe, das von Westen her sich

Ein Kriek.

naht, tut sich hier, an der Scheide zwischen Ober- und Unterguinea, ein Ausblick auf von überwältigender Großartigkeit. Voraus, im Osten taucht aus blauer Flut der scharf umrissene, duftige Gipfel des Kamerunberges auf; Südöst aus der Meerflut heraus der Clarence Pik oder D-Wassa auf der spanischen Insel Fernando Poo. Aufgerichtet zu beiden Seiten der nur zwanzig Seemeilen breiten Straße, durch welche die Schiffe ihren Lauf nehmen — wie einst die Karavelle des kühnen Portugiesen —, recken die mächtigen Vulkangebilde ihre Häupter hoch über die ihre Hänge umlagernden Wolken. Ein weicher grüner Mantel umhüllt ein großer herrlicher Wald den mächtigen Südpfeiler des Naturportals. Die senkrechten Felsstreben, mit denen er in der Tiefe gefest ist, sind umspannen von schaukelndem Netzwerk rankender Gewächse, aus denen in leuchtenden Farben prächtige Blumen und Blüten hinabhängen bis zur Brandung, die aufschäumend an den einstigen Kraterwällen sich bricht. Drüben, an der afrikanischen Küste, türmt, immer massiger

nach Ost und West auslegend, der Gebirgsstock des Mongo ma loba, des „Götterberges“ sich auf, steil gegen die Küste abfallend, an die, umsäumt mit dichtem Urwald, die weißen Kämme der Wogen anbranden, um zurückprallend und -rauschend in feinem, oft minutenlang sichtbar bleibendem Nebel zu zerfließen.

Der Küstenfau des Gebirges weicht zurück, in Höhe von Kap Suelaba ragt wohl im Westen noch der Götterberg herüber; aber das Küstenbild ist trostlos öde, wie vordem, bevor wir durch die Eingangspforte geglitten: meilenweit nach Ost und West und Süd flaches Schwemmland mit den unvermeidlichen Mangroven an seinen sumptigen Rändern. Das Schiff geht über die Barre und fährt in das Kamerunästuar*) ein, ein Sammelbecken dreier kurzer, aber ziemlich breiter Küstenflüsse, des Mungo, Wuri und Dibambu, sowie zahlloser Krieks**), in die sich die Mündungen der genannten Flüsse zerteilen und mittels deren sie in verworrenem Netz zusammenhängen. Die bedeutendsten sind im Norden der Mungo Kriek, eine schiffbare Abzweigung des Mungo, im Süden der 1300 m breite Kwakwa, der gleichfalls befahrbar, das Ästuar mit dem längsten Strome des Schutzgebietes, dem Sanaga (richtiger Kom) verbindet.

Mit einem fünfzackigen Ahornblatt vergleicht Dr. Buchner treffend dieses ausgedehnte Becken, welches zwischen den langsam wachsenden Schlamm-
bänken noch offen ist und durch eine 8 km breite Einfahrt die Flutwelle empfängt. Diese erleichtert Schiffen mäßigen Tiefgangs das Eindringen in die Mündung des aus Ost-Nordost kommenden bedeutendsten der drei Flüsse, des Wuri (des Kamerunflusses im engeren Sinn, wie er früher genannt wurde). An seinem südlichen Ufer, an der einzigen Stelle, um die sich kein schlammiges Schwemmland angelegt hat und die als eine 12 m hohe langgestreckte (Ost zu West) Vateritplatte (die sogenannte „Zockplatte“) in das Ästuar hineinragt, liegt Duala (das frühere Kamerun im engeren Sinn), der Hauptort der Kolonie; denn das wird es auch fortan bleiben, wenn es auch nicht

mehr Regierungssitz ist, schon vom Handels- und Unterplatzhandpunkt aus. Am Strand längs, am Fuß und auf dem langgezogenen Rücken der Zockplatte, ziehen sich die Ansiedlungen der Europäer hin, dahinter die Hauptflußdörfer des menschenreichen Dualastammes: Belldorf, Atwadorf und Deidodorf. Am jenseitigen Ufer, das wie das südliche von einer Anzahl Krieks durchschnitten wird, liegt Hicory, ein weiteres Dualadorf. Gegenüber Belldorf vermag das Auge eben noch die Deltamündung des Mungoflusses zu unterscheiden. 15 Seemeilen sind wir so in das „Innere“, das heißt über den Lauf der übrigen Küstenlinie landeinwärts mit dem Hochseeschiff auf dem „Krabbenfluß“ der Portugiesen gelangt, ungefähr in der Mitte des begrenzenden 320 km langen Küstenstreifens.

Aber in dieser Wirnis von deltaförmigen, ausgefressenen Flußmündungen, in diesem Netz von schmalen Wasseradern, diesem Mittelding zwischen Land und See, das kaum als Wattengebiet angesprochen werden kann, ist uns jeg-

*) „Ästuale sind schlauch- oder trichterförmige buchtartige Wassersammelbecken, die von den einmündenden Flüssen mit Süßwasser gefüllt werden, in die jedoch auch das Meer, entweder nur mehr zur Flutzeit oder noch ständig, eindringt. Fände dieser Vorgang nicht statt, so hätte das von den Wasserläufen mitgeführte Erdreich die Buchten schon längst ausgefüllt. So setzt der Ozean alltäglich den Grund wieder aus und stört den ruhigen Absatz der Sinkstoffe.“ Da aber, wo Meeres- und Flußströmung sich die Wage halten, also die relativ geringste Bewegung stattfindet, lagern sich diese Sinkstoffe allmählich übereinander und bilden vertiefte, sogenannte „Barren“, welche je nach ihrer Mächtigkeit nur mehr von Schiffen gewissen Tiefgangs überwunden werden können oder (und) ev. zwingen, die Flutwelle abzuwarten, um mit ihr über sie hinwegzugehen.

**) Krieks (engl. creek) sind unseren sogenannten Altwassern ähnliche tote Fluß- und Meeresarme, die vielfach nur zur Flutzeit mit Fluß und Meer und untereinander in Verbindung stehen.

licher weitere Überblick unmöglich; hat es doch jahrelanger Vermessungsarbeiten unserer Kriegsschiffe bedurft, um in diesem chaotischen Wirrwal nur einigermaßen Klärung zu schaffen. So suchen wir uns denn einen Standpunkt, der uns Aussicht gewährt, zusammenfassenden Überblick weithin über die Lande unserer Kolonie da drunten am Äquator. Dazu stellen wir uns am besten auf die beiden mächtigen Pfeiler, die wir passierten. Zuerst auf den südlichen, auf den D-Wassa, der über 2000 m hoch, gerade dem Eingang zum Kamerun-Ästuar gegenüber sich in die Höhe reckt: die ganze Küstenlinie, mit der Kamerun am Atlantik abschließt, vom Rio del Rey bis zum Campo mit ihrer Gliederung liegt vor uns, einen schwachen Bogen beschreibend.

Unwillkürlich fällt der Blick zuerst auf das gewaltige Gegenüber, den mehrgenannten Kamerunberg, das Wahrzeichen des Landes, das mitten zwischen sumpfigen Mangroveufeln am Meeres-

rande sich auftürmt — das erste Glied auf dem Festland in der Reihe vulkanischer Bergmassen, welche in nordöstlicher Richtung 750 km lang von Anno Boon über Sao Thomé, Ilha do

Mangrovegebüsch.

Principe bis Fernando Po, unserem Standort, den Schoß des Meerbusens von Guinea durchzieht. Der Küstenraum dieser riesigen Landmarke Kameruns ist auf weite Entfernung die einzige Strecke felsiger Steilküste, gegliedert von tief eingreifenden Buchten. An der breit geöffneten Ambasbucht liegt Vittoria, östlicher zwischen hohen Ufern der schmale sogenannte Kriegsschiffhafen, beides vormaligste geschlossene Kraterbecken, bis die nimmererrastende Brandung des Weltmeeres sie öffnete.

In beiden Seiten dieses Steilufers liegen Flachküsten mit breiten aber ziemlich flachen Ästuaren; nordwestlich das des Rio del Rey, südöstlich das des Kamerunflusses. Das Ästuar des Rio del Rey öffnet sich seewärts mit vier größeren langgestreckten Armen: Mashantu (Rio del Rey im engeren Sinne), Meta, Andokat und Meme. Die beiden ersten bilden Zugänge zu dem Flusse Ndian (nebenbei bemerkt eine ganz willkürliche Benennung

seitens des englischen Konsuls Johnston. Den Namen Ndian kennt am Rio del Rey kein Eingeborner, sondern wird dieser allgemein Osa genannt!). In den Memearm mündet von Osten her der gleichnamige Fluß. An Bedeutung und Größe stehen diese beiden Küstenflüsse den ins Kamerun-Ästuar mündenden wesentlich nach, wie auch in Bezug auf Ausdehnung und Bedeutung als Hafen letzteres das Rio del Reygebiet ungleich übertrifft. Beschaffenheit, Bildungsart ist beiden gemeinsam: schlammiger, von der Flut größtenteils überschwemmter Boden, von dem verwickelten Wurzelgeflecht der Mangrovebüsche zusammengehalten und überkleidet.

Das wichtige Kamerun-Ästuar haben wir kennen gelernt. Seine Bedeutung als ruhiger, sicherer, geräumiger Untergrund — welche Eigenschaften, aber bereits nicht mehr in dem gleich hohen Maß, nur noch Vittoria mit ihm teilt — ist um so mehr hervorzuheben, als die weitere südliche Küste haben-

laden und auf den Bergstock sich stützend kommen die Bahwirweiber in ganzen Karawanen vorüber.

Nach etwa einer Stunde lüftet sich der Urwald, nachdem einige steile Steigungen überwunden sind, und geht allmählich in den bis Buëa herrschenden Buschwald über. Nach einer halben Stunde ist Busumbu erreicht, das ein kleiner Bach, der Limbe, durchfließt. Zwei weitere Stunden Marsches in allmählich aufsteigendem Gelände bringen uns nach Boana, einem weit vorgeschobenen Vorwerk der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria, deren Territorium sich bis Buëa erstreckt, "die letzte Schöpfung des unermüdblichen Dr. Zintgraf. „Hinter Boana wird der Pfad schwieriger und führt bisweilen steil durch Hohlwege, welche von tropischen

Bäumen mit oft seltsam geformten Früchten überschattet werden. Die mächtigen Wollbäume treten zurück, und oft schweift der Blick über ausgedehnte Pflanzungen mit Negerhütten oder über die Toppo-Plantagen" (eine weitere Pflanzungsgesellschaft) „nach dem Kamerunhaff und den fern im Duft verschwimmenden Häusergruppen von Duala. Durch Wildbäche, die sich schäumend den Weg über Basaltklippen zwischen Farngekräutern bahnen, gelangen wir endlich in von dem Berge sich herabsenkendem Nebel nach Buëa.

Ein schmudches Gouvernementsgebäude, umgeben von Gartenanlagen, ein Wachhaus, dahinter das freundliche einstöckige Stationsgebäude mit Nebenzimmern und sich anschließenden Negerhütten: so

„Kafahafen“ der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria.

Im Hintergrunde von Zintgraf erbautes Direktionshaus. Quer vor diesem ein gefällter Baumwollbaum mit den ihm eigenen Feilerwurzeln.

bietet sich heutzutage das von grünen Gefilden umgebene Buëa dar. Wie weit schien die Zeit zurückzuliegen, da die freiheitsliebenden Buëalente Dr. Preuß gefangen hielten, im Widerstand gegen die anrückende Gravenreuth'sche Expedition wildes Kampfgetöse die Stille des friedlichen Bergwaldes durchbrausie (1891).“ (Die armen Teufel mußten ihre Unabhängigkeitsliebe schwer büßen. Drei Jahre später zog eine neue Expedition herauf, Buëa ward gestürmt, der Stamm fast vernichtet; und heute gehört sein einstiger trugiger Sinn bereits der Geschichte an.

Die siegreiche Expedition erfüllte auch einen Akt der Pietät: die Vergung der Leiche des 1891 gefallenen tapferen von Gravenreuth: „Am ersten Weihnachtstage 1894 ging es mit Spaten und Schaufeln hinaus zu dem noch in Trümmern liegenden einstigen Missionshause. Preuß und Stetten fanden nach einigem Suchen den Platz, wo sie Gravenreuth vor dem Rückzug der Expedition begraben hatten, um ihn nicht den Buëalenten in die Hände fallen zu lassen. Altes Gerümpel, Balken, Steine, gewaltige Erdbäufen wurden entfernt. Eifrig gruben die Arbeiter, tiefer und tiefer. Blö-
sich etwas Hartes, Glänzendes — es war der richtige Fleck! Der Lauf eines Maxingewehrs, das man gleichfalls hatte zurücklassen müssen, wurde sichtbar. Steine flogen, alles beteiligte sich am Graben, neugierig glitten die Blicke in die Tiefe, und als das Gewehr freigelegt und von kräftigen Armen emporgehoben war, da sahen wir das weiße Gerippe des tapferen Löwen von Ostafrika in der Grube. Pangaugestreckt lag er da. Wenige Zeugnisse fielen bei der ersten Berührung wie Zunder von den weißen Knochen, nur die Füße steckten noch in den wohlgehaltenen gelben, festen, naglebeschlagenen Schnürschuhen. Es war ein weisevoller Augenblick! Selbst die Schwarzen standen, auf ihre Spaten und Hacken gestützt, still und fast andachtsvoll dabei, als wir die Hüte von den Köpfen zogen und in stiller Betrachtung den tapferen Soldaten ehrten.“ [Aus Dominik: Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den deutschen Tropen.] Die Gebeine wurden dann nach Kamerun überführt und unter dem Denkmal, das dort dem Selben gesetzt ist, bestatet.)

Fremdergibt ist ein Blick in die Zukunft Buëas. „Es ist wohl bestimmt, dereinst in der Entwicklung

„Es ist wohl bestimmt, dereinst in der Entwicklung

der Kolonie eine hervorragende Rolle zu spielen. Es wird nicht nur das Zentrum der weit am Berge sich hinziehenden Plantagen abgeben, — das Zentrum der Verwaltung ist es bereits geworden durch Verlegung des Regierungssitzes auf seine gesunden Höhen — „sondern auch als klimatischer Kurort ersten Ranges von keinem Punkt der westafrikanischen Küste übertroffen werden. Man atmet freier auf in dieser herrlichen Gebirgsluft, lauscht dem Rauschen der in der Regenzeit stark angeschwollenen Bäche, erfreut sich an dem anmutigen Geswitzsicher und oft melodischen Gesänge der bunten Vogelwelt und kann sich kaum von der großartigen Rundsicht trennen. Denn weithin schweift der Blick über den Urwald hinweg auf das Meer und die Niederung bis zu den klar hervortretenden Regierungsgebäuden von Duala und zu den in bläulichem Duft sich verlierenden Koffibergen im fernen Nordosten. Im Hintergrund hebt sich scharf der langgezogene Kamm des Pifs gegen den Himmel ab, und die Grasregion scheint uns fast greifbar nahe gerückt.

Buëa liegt in einer Höhe von 963 m. Während die mittlere Jahrestemperatur von Vittoria und Duala zwischen 25° und 26° C. beträgt, ist es in Buëa um 5–6° kühler. Das ist eine beträchtliche Differenz, welche sich um so angenehmer geltend macht, als Malaria hier oben gänzlich unbekannt ist. Mit wahren Behagen streckte ich mich unter die wollene Decke und nahm früh morgens ein erquickendes Bad im frischen Gebirgswasser. — Und die Phantasie schweift weiter und malt sich das zukünftige Buëa als Willenkolonie aus, welche durch eine Gebirgsbahn mit Vittoria und der das Hinterland erschließenden Zentralbahn verbunden ist!“ (Aus Chann: Schilderungen von der deutschen Tiefseerexpedition.)

Gern haben wir dem begeisterten Schilderer, der hier zum erstenmal westafrikanische Tropenpracht gesehen, das Wort gelassen da, wo auch wir den ersten Schritt in sie tun. Als Führer hinauf bis zum Gipfel wählen wir den besten Kenner des Kamerungebirges, Dr. Preuß, den erfahrenen, klär beobachtenden Forscher.

Also weiter durch das üppig kultivierte Gelände um Buëa, der oberen Urwaldregion zu. „Schon beim Eintritt in dieselbe gemahnen vereinzelte Baumfarne daran, daß der Charakter der Vegetation in der kühleren Höhenlage sich geändert hat. Bald nach dem Eintritt in den Urwald hört man das Rauschen eines Baches und hat ihn auch bald erreicht. Es ist ein kristallklares kaltes Gebirgswasser, durch felsige Schluchten sich seinen Weg bahnd und hier und dort Wasserfälle bildend. Hier, bei etwa 1000 m Meereshöhe, trifft man bereits den ersten Bürger unserer deutschen Flora, *Sanicula eur. L.*, nur etwas sperriger und schlanker als in der Heimat. Der Weg führt nun eine Strecke weit in einer Schlucht; hier werden die Wasserbehälter gefüllt, denn weiterhin bis hinauf findet sich kein Wasser mehr. Durch schattigen Urwald geht es weiter. Auf einer Höhe von 1500 m treffen wir die ersten Kaffeebäume. Bei etwa 1770 m tritt eine wesentliche Änderung der Vegetation ein. Der Urwald hat da und dort Lückungen, und wir gewahren eine sehr interessante Flora, welche uns lebhaft an die Heimat erinnert. Von neuem nimmt uns geschlossener Urwald an, und schon macht sich die Ungebild geltend über die immer noch so fern erscheinende

Grasregion, auf welche kein Übergang, etwa in der Größe der Urwaldbäume oder dergleichen hindeutet. Da öffnet sich ganz plötzlich vor uns der Wald, und unter den Baumriesen hervortretend stehen wir mit einmal am Rande des Graslandes, 2000 m hoch. Es ist ein überraschender, ergreifend schöner Anblick. Klar liegen die Berge vor uns, soweit das Auge reicht mit wogendem Grase bedeckt, im Süden liegt, wie eine Landkarte, die Kamerunniederung und der Guineagolf ausgedehnt. Alsdann geht es auf ziemlich steilem, oft steinigem Pfade durch das offene Grasland die Berge hinan in westlicher Richtung. Der Wind bläst scharf aus Nordnordost. Einigemal werden kleine Schluchten überschritten, welche wieder reichere Vegetation enthalten; den letzten Waldstreifen traf ich in 2500 m Höhe. Auf gleicher Höhe befinden sich in einer tiefen und breiten Schlucht einige geräumige Felsenhöhlen, deren Wände mit einem auffallenden Fledermaus überkleidet sind. An der Westseite der Schlucht geht es nun auf einem undeutlichen Pfade direkt die Berge hinan in nördlicher Richtung. Die Steigung ist sehr bedeutend. Die Vegetation zeigt bis etwa 2700 m keine wesentliche Veränderung. Nimmeh verliert sich der Weg. Farnartige Gefräuche, aber immer noch bis zu 5 m hoch, wachsen dicht, und die Gräser sind stellenweise noch so üppig, daß sie bis an die Hüften reichen. Selbst in dieser Höhe noch sah ich einen Schmetterling, ja noch höher hinauf traf ich sogar eine grüne Mantis.

Nach einstündigem scharfen Steigen sind zwei terrassenförmig aneinander liegende Vorberge erstiegen, und der „Jako“ (die höchste Spitze) kommt in Sicht. Der kleine Kamerunberg, „der Mongoma Ginde“, zeigt sich zwischen zwei Kluppen hindurch. Das Wetter ist klar; nur wenige Fledermaus und Schächeln über uns, unter und hinter uns jedoch ist alles in Wolken gehüllt. Der Wind bläst kräftig aus Osten. Vor uns steigt das Gebirge wellenförmig bis zu dem Fuß des Jako an, der sich dann noch in einer Höhe von etwa 1000 m gewaltig aus der Umgebung heraushebt. Der höchste Gipfel erscheint scharf und an der Westseite edig. Die eigentümliche fahlgelbe Färbung des im frischen Winde wogenden Grases, die sich scharf davon abhebenden schwarzgrünen Kienholzbäume, und die hier und dort zu Tage tretenden schwarzen Basaltfelsen und Lavablöcke verleihen dem Ganzen den Anblick einer großartigen Oze; und der Eindruck des Großartigen wird noch gesteigert durch den Hintergrunde von dem mit weißen Fledermaus bedeckten Himmel sich scharf und finster abhebenden Jako.

Das Gehen in den in einzelnen festen Büscheln wachsenden Gräsern ist beschwerlich; gefährliche Abgründe und Abstürze gibt es nicht. Der geringe Luftdruck macht sich besonders beim Atmen und Ausgraben von Pflanzen durch den Blutandrang nach dem Kopfe bemerklich. Die Vegetation wird spärlicher; Moose und Flechten treten auf. Verdienartige Vögel zeigen sich hier und dort. Sie erheben sich ganz wie unsere Lerchen laut singend in die Luft, halten sich dort, halb flatternd, halb schwebend, eine Weile und lassen sich dann wieder niederfallen.

Nach einstündigem beschwerlichen Marsche stoßen wir auf die ersten Lavafelder. Sie bestehen aus lauter lose übereinander geschichteten Lavafeldern von Faustgröße bis zu mächtigen Blöcken und

haben scharf begrenzte Ränder. Die Oberfläche ist von einer grüngrauen Flechte überzogen, welche dem Ganzen eine eigentümliche Färbung verleiht. Hier und dort ragt ein mit Gras bewachsener Hügel hervor, um den die Lava herumgestoßen ist. Das Gehen auf den scharfen, porösen, losen Lavablöcken ist besonders für die nackten Füße der Schwarzen sehr unangenehm, und nur langsam kommen wir vorwärts. Endlich stehen wir vor dem letzten derselben, das etwa 1 km breit ist, und hinter welchem der Fako unmittelbar aufsteigt. Hier mache ich Halt und schlage mein Bivak auf.“ (Diese erste Besteigung durch Dr. Preuß nahm drei Tage in Anspruch.) „Die Temperatur sinkt rasch: 4 Uhr Nachmittags 12,8° C., 5²⁵ 9,5°, 6 Uhr Abends 8,5°. Der Vollmond leuchtete die ganze Nacht und erhöhte das Eigenartige der Landschaft. Der Wind weht stoßweise aus Nordost. Südost blüht und donnert es aus schwarzem Gewölk wie von einem heranziehenden Tornado. Glücklicherweise kam er nicht. Die Temperatur betrug um 5⁴⁵ Morgens nur + 2° C. Die Schwarzen froren erbärmlich trotz warmer Decken und waren kaum zurechnungsfähig. Die aufgehende Sonne beleuchtete den bis zur Kälte seiner Höhe herab weißbereiften Fako, ein wundervoller Anblick. Um 7 Uhr brachen wir

auf. Nachdem das Lavafeld überschritten war, gelangten wir an den nunmehr steil ansteigenden, hier noch mit ziemlich hohem Gras bewachsenen Fako. Um 8⁴⁰ sind wir am Ende des zusammenhängenden Grases angelangt und gehen auf Lava weiter; Flechten und Moose sind zahlreich. Jetzt gelangen wir an die ersten der schon von weitem auffallenden, glatten, glänzend schwarzen Flächen, welche von vielen Seiten die Wände des Fako bilden, und welche ich aus der Entfernung für Felswände hielt. Es sind Aschenfelder. Wie Flugland entweicht die Asche unter den Füßen. Der Wind weht mit sich steigender Stärke. Meine Schwarzen wideln sich dicht in die Decken ein, fassen sich öfters nach den Köpfen und klagen über Kopfschmerz. 3900 m sind wir nun hoch; aber nicht mehr weit vom Ziele; und nach wenigen Minuten stehen wir am Südrand des großen Kraters, welcher noch bedeutend niedriger liegt als der Nordrand. Die Kraterwände bestehen vollständig aus vulkanischer Asche. Den Krater westlich umgehend, steigen wir durch kurzes Gras und Flechten nochmals an, und um 10²⁰ Vormittags standen wir oben, 4070 m hoch. Hier weht der Wind mit der Heftigkeit eines Sturmes; kaum kann man sich auf den Füßen halten.“ (Aus: Mitteilungen etc.)

Wohl schweift der Blick von der höchsten sturmbrausten Spitze des hochragenden Wahrzeichens Kameruns in schier ungemessene Weiten, über das ganze Tiefland von Südwest über Osten bis Nordnordwest, hinüber zum D-Wassa auf Fernando Poo; das Kamerunbecken liegt so klar, daß man mit dem Fernglas deutlich die Schiffe erkennen kann — aber er findet seine Grenzen im Nordosten an dem Berggewirr der 2000 m hohen Manengubakuppen, im Süden und Südosten an den Höhenzügen am Lokundje. Rufen wir die uralten Mächte, die einst den Riesenberg, auf dem wir stehen, aus den Tiefen des Weltmeers, 4000 m in die Lüfte gehoben, zu neuem Erwachen auf, aufs neue die erloschenen Feuer zu entfachen, die Lavaglut zu kochen und einen zweiten Götterberg auf den ersten zu türmen. Auf seiner Spitze dann, an 10 000 m über den Fluten des Golfes stehend, vermögen wir wohl hinüberzuschauen über die Vande, hinauf nach dem Binnenmeer im fernen Nordosten, den Tjadsee, hinein in die ungeheuren Urwaldmassen, die im Süden von den Ufern des Kongo ihre letzten Ausläufer bis in unser Schutzgebiet senden: wie eine riesige Reliefkarte liegt ganz Kamerun vor unseren Blicken.

Suchen wir in dem scheinbar chaotischen Gewirr von Einzelerhebungen und Tiefen, von Wasserläufen und alpenartig kühn geformten Gebirgsköpfen einen orientierenden Ausgangspunkt. Bald erkennen wir, daß wir uns einen solchen hier nicht im Wasser, in den Flußläufen, sondern besser im Gelände suchen müssen. Da tritt nun eine zusammenhängende Randlinie, eigenartig aufgewulstet, heraus, die im Nordwesten beginnend, annähernd bogenförmig, konzentrisch zum Küstensaume vom Rio del Rey bis zur Sanagamiündung sich lagert, nach Überschreiten des Sanaga sich zusammenziehend, südlich dieses Flusses auf die Küstenlinie aufzutreffen scheint. Diese Linie wollen wir als orientierende Ausgangslinie festhalten: es ist der Südwestrand des ungeheuren sogenannten süd- (oder zentral-) afrikanischen Hochplateaus, das, von unserem Standpunkt aus, ungemessen nach Nordost, Osten und Südosten sich tief ins Innere des dunkeln Kontinents hinein ausdehnt.

(Auf der beigegebenen Übersichtskarte ist der ungefähre Lauf dieser Linie: Beginn östlich Dnitsha am Niger, nach Osten bis Bali, dann dem Westufer des Bamm bis zu seiner Einmündung in den Nham, mit nunmehr rein südlicher Richtung diesem entlang bis zu seiner Vereinigung mit dem Sanaga; von da ab beginnt das letzte Bogenstück, das über die Station Volodorf geht und mit dem Elefantenberg die Küste fast erreicht.) Als Nordrand dieses Plateaus kann im großen und ganzen eine mit dem südlichen Ufer des Venué parallel, von ihm etwa 100 km entfernt laufende Linie genommen werden; ein jenseits dieses Flusses aufragender Gebirgskopf, der Mandara — der letzte in unserem Gesichtskreis gegen den Tjadsee zu — darf vielleicht als nördlicher Ausläufer des Plateaus, auf dessen die Ebene des oberen Venué stehendes flachabdachung gleich den Gebirgsmassen des Atlantika, Tzari u. f. w. aufgesetzt, bezeichnet werden; siehe S. 38 u. f.: Be-

spredung des geologischen Aufbaus. (Auf der Karte etwa: Beginn am Ostufer des Niger als King Williams-Gebirge, dann südlich von Takum etwa der deutsch-englischen Grenze längs bis Tshamba am Jaro, von hier südöstlich umbiegend bis Ngaundera.) Darüber hinaus in Nordostrichtung senkt sich das Land immer tiefer; ein breites Doppelstromband, von Südosten kommend und nach Nordnordwesten weiterziehend, verfolgen wir mit unseren Blicken und — siehe da, es blitzt und glitzert eine weite ungeheure Wasserfläche, mit dem Horizont gleich einem Meere abschließend: der Tsad, die Nordgrenze Kameruns; die beiden Ströme in dem weiten Tiefland waren der Shari und Logone. Nach Osten, Südosten und Süden findet der Blick keine Grenze in der ungeheuren, mit mächtigen Gebirgsstöcken und tiefen Tälern bedeckten, von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Hochfläche; in der fernsten Südost Ecke Kameruns blinzt die breite Stromfläche des Sangha auf, und darüber hinaus senkt sich das Land scheinbar zu einem ausgedehnten Sumpffee.

Wie man das gewöhnlich so zu machen pflegt oben auf einem Bergesgipfel: zuerst schweift der

Blick hinaus in die Weiten, und sucht und schaut; und als letztes erst fällt er auf die nähere und nächste Umgebung — so haben auch wir auf unserem hochragenden Standpunkt es gemacht. Jetzt erst durchmessen wir den Zwischenraum zwischen unserer Orientierungsbogenlinie und dem Küstenraum.

Gen Norden gewendet ist der Zwischenraum zwischen Küste und dem Südrand des südafrikanischen Hochplateaus zum größten Teil mit Ausläufern und Seitenrippen unseres Kamerungebirgskettes ausgefüllt, deren letzte förmlich gegen die Mauer des Plateauabfalles anzubranden scheinen. Nordöstlich und östlich lagert sich gleichfalls in Anlehnung an unser Bergmassiv ein wirres Konglomerat von Gipfeln und Kuppen. Vom Südosten des Kamerunberges an endlich breitet sich, fächerförmig auslegend, ein weites flaches Tiefland, vom West- und Südbogen des Hochlandrandes eingefaßt und zu diesem in Terrassen aufsteigend. Daß diese Abfälle ziemlich schroff sein müssen, zeigen uns die Katarakte an, die die beiden weiter aus dem Innern kommenden Flüsse Sangha und Nkong, bei denen wir je zwei Kaskaden über einander gelagert brauen und schäumen sehen.

Aus dieser Gesamtüberschau von dem angenommenen ideellen Standort aus ergibt sich als geographische Horizontalgestaltung des gesamten Schutzgebietes eine Dreigruppenanordnung: Das Küstenland zwischen dem Meere und dem Süd- und Westrand des südafrikanischen Hochplateaus, das Hochplateau (oder genauer dessen westlicher Teil), und das Tsadseegebiet (genauer dessen südlicher Teil) nebst Sharibecken. Die vertikale Gestaltung baut sich im allgemeinen folgendermaßen auf: Der im Mittel etwa 800—1000 m hohe Süd- und Westrand des mehrerwähnten südafrikanischen Hochplateaus, auf welchem, wie wir gesehen, der weitaus größte Teil der Kolonie liegt, umschließt bogenförmig einen schmalen Tieflandstreifen (100—300 m Meereshöhe), der mit geringer Neigung nach dem Meere sich abjengt. Markiert wird die Grenze zwischen dem Fuß des Plateaus oder genauer seiner Abdachung und dem Küstentiefland durch die Wasserfälle und Stromschnellen, welche beim Eintritt in das letztere die verschiedenen, auf dem Hochland bzw. auf und in seiner Abdachung entspringenden, bereits aufgeführten Flüsse bilden. Diese Abdachung erfolgt im Nordteil vom Plateaurand aus zuerst in jähem Abfall und einer darauf folgenden breiten fast ebenen Stufe; im Südteil in mehreren Terrassen. Von dem vielfach (bis 1500 m und noch mehr) aufgewulften Rand des Hochplateaus zieht dann die Profilinie (wie gesagt, im allgemeinen) wellenförmig (auf 800—1000 m Höhe), teilweise zu ganz beträchtlichen Höhen (2000—3000 m) sich erhebend, weiter gegen das Innere; im Südteil bis weit über den 15. Längengrad (Stgrenze Kameruns) hinaus in ungefähr gleichbleibender Höhenlage. Im Nordteil führt sie mit Steigungstendenz bis zum Nordrand des Plateaus, um hier ins Benuétal auf etwa 200 m herunter zu steigen, drüben aber aufs neue sich, im Mandarastock, bis zur diesseitigen Durchschnittshöhe von 1200—1500 m zu heben, und dann endgültig sich senkend, auf etwa 200—300 m weiterlaufend, den Tsad auf 250 m Meereshöhe zu erreichen.

Eine wesentliche Abweichung von diesem, wenn man sich so ausdrücken darf, „Normalprofil“ Kameruns, hat im Nordgebiet statt da, wo das Tiefland zwischen Küste und dem hier weit zurückgezogenen Plateaufüßrand durch

die Kamerunberggruppe und die Koffiberglandschaft (Kopé u. s. w.) ausgefüllt wird; die zweite Abweichung im Süden: die außerordentliche Verschmälerung des Küstentieflandes ist keine fundamentale, sie ist lediglich eine Einschränkung der Ausmaße.

Das Bild dieser Horizontal- und insbesondere der Vertikalanordnung wird sich noch anschaulicher gestalten bei Betrachtung der geologischen Verhältnisse, des geologischen Aufbaus dieser Gebiete.

Da läßt sich derzeit allerdings nicht viel mehr als eine Hypothese, aber immerhin mit begründetem Anspruch auf Richtigkeit, geben; die diesbezüglichen Forschungen sind naturgemäß noch zu wenig eingehend und gründlich, und fließen insbesondere noch zu viel Lücken in den Beobachtungsreihen; sind doch noch beträchtliche Strecken der hierbei in Betracht kommenden Teile Westafrikas, Kameruns, geradezu unbekannt.

Analog den gleichen Verhältnissen in den übrigen Kontinenten darf man wohl die Zeit, in der diese Gebiete im großen und ganzen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben, in die Tertiärepoche verlegen.

Das Bild in grauer Vorzeit, kurz vor Eintritt dieser Periode, mag sich etwa folgendermaßen geboten haben. Ein mächtiges Hochplateau, dessen zentraler Raum etwa das heutige Ngamderegebiet bezeichnet, lagerte sich breit in dieser Gegend des werdenden Kontinents. Einzelne uralte Erhebungen, aus der Zeit der Granitruptionen, starrten aus ihm empor. Tektonische Veranlassung, etwa der Einbruch einer Scholle in Ostwestrichtung hat bereits das Benuétal gebildet. Passafarge gibt dieser tektonischen Richtung wegen ihrer geologischen Bedeutung und unter Verwendung des derzeitigen Namens die Bezeichnung „Benuélinie“.) Eine zweite Schollenfaltung zog sich in südwestlicher Richtung vom heutigen Tschad hinunter ins Meer und Tausende von Meilen auf seinem Grunde weiter: die „Kamerunlinie“. Sie hat die Westfortsetzung des Ngamdereplateaus in ihrem Südteil in gewaltigen Spalten und Rissen durchbrochen, und da, wo sie vom Festland submarin nach Südwest weiter zog, ausge dehnte Gesteinsmassen in die Tiefe versinken lassen. Nur der Kopé, die Monato-, Manenguba- und Kumpiberge blieben als mächtige vereinzelt e Granitvorste stehen. An den Süd- und Westfuß dieses Ngamdereplateaus (wie wir es der Kürze halber nennen wollen), etwa entsprechend dem Süd- und Westrand des heutigen südafrikanischen Plateaus, brandeten die Wogen des Weltmeeres an — denn hier war dereinst die Küste des Kontinents. Über das, was jetzt das Küstentiefland vom Rio del Rey bis hinunter über den Kribi, den Raum des ganzen Kamerungebirgsmassives (das damals noch nicht war) inbegriffen, ist, raushie die Flut. Einzelne Spitzen nur ragten aus den Wassern, eben der gerade genannte Granithorst des Kopé, die Gipfel und Kämme der Manenguba-, Monatoberge u. a.

Und nun brach die gewaltige Revolutionszeit über die junge Erde herein, die wir unter dem Namen der Tertiärperiode zusammenfassen. Mag es jahrtausendelanger Umwälzungen bedurft haben, mag Schlag auf Schlag wildtösender Gigantenkampf der Urelemente die Grundfesten unseres Planeten erschüttert haben — eine neue Erde war

geboren worden: wo vormals festes Land, raushie die Meerflut; wo vormals ungeheure Spalten klasten, türmten sich Gebirgsketten in den atmosphärischen Mantel, der den neugefalteten Weltkörper umgab.

Das Ngamdereplateau war im allgemeinen bestanden geblieben, doch verschiedene Flächen teile hatten sich zu ausgedehnten mulden- und fesselförmigen Tälern gesenkt; die vorher schon bestanden en Erhebungen waren noch höher getrieben worden — Bergmassive wie das Tschetschigebirge, das Atlantik- und Scharmassiv, das Koffere Gendro, das Mandaragebirge u. a. sind so entstanden —, namentlich die stehen gebliebenen Ränder teilweise zu alpenartigen Randgebirgen aufgewulstet. Die gewaltigsten Veränderungen sind in der Richtung der „Kamerunlinie“ vor sich gegangen. Die alte vortertiäre Spalte der Erdrinde ist hier wieder aufgebrochen, und ungeheure Massen vulkanischer Laven, vulkanischen Gesteins sind heraus-, heraufgequollen. Die ganze Reihe der Guineainseln von Anno Boon über Zilho do Principe, Sao Thomé bis Fernando Poo ist damals dem Meere entfliegen (vielleicht beginnt diese Reihe schon mit der in der gleichen Linie liegenden einsamen Insel St. Helena weit draußen im Atlantischen Meere). Auf das Festland dann übergehend, setzt sich diese Reihe von Schloten, aus denen die glühflüssigen Gesteine aus den Tiefen der Erde durch die wieder aufgerissenen Granitmassen hervorgebrochen sind, mit dem gewaltigsten, dem nimmehr (vielleicht zuerst als Insel?) entstandenen 4000 m hohen Kamerunberg beginnend — die ganze Strede nicht nur ausfüllend, sondern mit einem ganzen Konglomerat kleinerer und größerer Kratertegel ausfüllend, mit einem Lavamantel die alten Granithorste, den Kopé, die Kumpi- und die Monatoberge überziehend — in nordöstlicher Richtung fort. An dem aufgewulsteten Südrand des Plateaus endet sie vorerst; die Massen, die sie vom Kamerunberg an bis hieher auswarf, sind an die uralte Granitmanier des Ngamdere — (von nun ab können wir wieder die Bezeichnung südafrikanisches Plateau einführen) Plateaus angeprallt. „Höchst wahrscheinlich stehen“, sagt Dr. Eich, „die vulkanischen Ausbrüche im Bannang- und Babefonland, von denen Conrau berichtet und Gesteinsproben gibt, in ursächlichem Zusammenhang mit diesen Verwerfungen.“ Es wird dies zur Gewißheit bei Betrachtung der

Fortsetzung dieser Linie, jenseits des Plateaus, in die sich diese Beobachtungen ihrer Richtung nach mit fast lächerlicher Genauigkeit einfügen, auf Grund der Passargehen Forschungen. Das Hochplateau selbst also blieb unberührt; aber drüben, wo diese gewaltige Eruptivlinie — genau ihre Richtung von Südwesten nach Nordosten beibehaltend — auf die andere tektonische Linie, die „Bennuëlinie“ auftraf, kam es wieder zu mächtigen Veränderungen. Die vulkanische Gewalt war zwar nicht mehr so kräftig, Krateraufwürfe wie einen Kamerunberg zu schaffen. Die Senken aber zwischen den einzelnen Horsten, so zwischen dem Tschétschi und Mantifa, hat sie umgestaltet, die Seitenwälle dieser mit ihrer Längsachse der tek-

tonischen Linie gleichlaufenden, sie geradezu begleitenden Gebirgskette umgewandelt, und ihnen erst so recht den alpenartig fähnen Charakter gegeben, den sie noch besitzen. Und sogar kleinere Kraterkegel — wiederum genau in der „Kamerunlinie“ liegend — sind bis in die heutige Epoche hinein Zeugen vulkanischer Kräfte, die hier einst gewaltet: der Mt. Gabriel und Mt. Elisabeth im Benuéthal bei Yola.

Das große Senkungsfeld des Tjadsees sowie an seinem Nordufer erst jüngst gemachte Basaltfunde als Schöpfungen der noch weiter nach Nordosten ausstrahlenden Wirkung der ungeheuren tektonisch-vulkanischen Gestaltungskraft der „Kamerunlinie“ zu betrachten, ist eine höchst wahrschein-

Der Kamerunfluß am Fuß der Jökplatte zur Zeit der Ebbe.

liche Vermutung, die aber noch geologischer Bestätigung bedarf. Jedenfalls haben wir also in der „Kamerunlinie“ es mit einer gewaltigen Südwest-Nordost streichenden Bruchlinie zu tun, einem Gegenstück zum bekannten zentral- oder ostafrikanischen Graben.

Auch das heutige Küstentiefland, das, wie wir gehört, vor dem Eintreten der Tertiärumswälzungen als welliges Gneis- und Granithügelland dem

Meeresgrund noch angehörte, blieb nicht unberührt von den ungeheuren Elementarvorgängen. Ein gut Stück hob es sich aus den Fluten empor, und die Wogen des Atlantischen Ozeans umspülten nun nicht mehr unmittelbar den Fuß des Süd- und Westrands des Plateaus. Vielleicht war das, was wir nunmehr als erste Terrassenstufe bezeichnen, der dermaleinstige Küstenfaum in der Tertiärzeit?

So weit hat wohl Tektonik und Vulkanismus unserem Kamerun sein geologisches Knochengeriüst geschaffen. Die Umkleidung, das Fleisch — um im anatomischen Bilde fortzufahren — um dieses Steinskelett zu legen: dazu wirkten außerdem und vornehmlich andere Kräfte mit. Wohl langsamer arbeitend, so doch nicht weniger tiefgreifende Endergebnisse liefernde Faktoren sind bei Formung der Oberflächengestaltung der Erde Verwitterung und Erosion. „Es ist sogar oft schwer, das Werk dieser beiden Gruppen schaffender Urkräfte auseinander zu halten; namentlich in den Tropen spielt die Verwitterung bei der Ausgestaltung des Geländes eine so bedeutende Rolle, daß es zum mindesten

nicht selten eine offene Frage bleiben muß, ob sie oder tektonische Ursachen die Oberflächenformen geschaffen haben.“

Was und wie sie gearbeitet, was sie geschaffen in Verbindung mit der anderen, gleich ihr ewigen, nimmer rastenden Kraft, der Erosion, dem spülenden Wasser, werden wir bei Betrachtung der einzelnen geographischen Gebiete erfahren. In ihren Grundzügen haben wir diese drei: das Küstentiefland, das Hochplateau und das Tadsseegebiet ja nunmehr aus dem Chaos geologischer Vorzeit sich gliedernd und allmählich voneinander abtrennend entstehen sehen: gehen wir nunmehr zur gesonderten Betrachtung derselben über.

1. Das Küstentiefland.

Wie wir daselbe oben, am Schluß der letzten geologischen Schöpfungsperiode verlassen, besaß es noch nicht die Breite, wie heutzutage; erst allmählich hob es sich immer mehr und mehr aus den Fluten, und kann in seiner heutigen Gestalt im östlichen Teil als Verwitterungs- und Erosionsprodukt bezeichnet werden, während der westliche, der eigentliche Küstenstreifen, fast ausschließlich den Meeresedimenten seine Existenz verdankt.

Neue Verwitterungsmassen brachten die Flüsse immer aufs neue, an Ort und Stelle häuften sie sich auf dem zerfallenden Gestein: und so lagert nunmehr an der Oberfläche eine tiefgründige Lateritdecke, die unter dem Einfluß tropischer Wärme und ausgiebiger Bewässerung eine außerordentliche Fruchtbarkeit aufweist.

Das Küstenland erscheint somit als eine ganz unmerklich gegen Ost und Nordost ansteigende Tiefebene, nur von niedrigen Einzelsuppen unterbrochen, die Überbleibsel der höchsten Erhebungen der einst unterseeischen Granitlandschaft. Die bemerkenswerteste Erhebung, schon lange als gute Schifffahrtsmarke bekannt, ist der Elefantenberg (520 m) südlich des Kribiflusses. Die Breite des Küstentieflandes nimmt von Süden nach Norden zu; sie kommt zum Ausdruck in der Entfernung der Stromschnellen und Fälle der Flüsse von der See. Im Campo liegen die Wasserfälle nur 20 km von ihr ab, im Nyong 46, im Sanaga 60, im Dibambu 50, im Wuri 65, und am weitesten mit 75 km im Mungo und etwa der gleichen Entfernung im N'dian (dem an der Westgrenze der Kolonie ins Rio del Reyästuar mündenden Flusse).

Zwischen den beiden letztgenannten Flüssen erleidet aber das einförmige, harmlose Bild der Küstentiefenebene eine gewaltige Unterbrechung: das mächtige Kamerunbergmassiv lagert sich breit dazwischen hinein, mit seinen zahlreichen Ausläufern und Seitenrippen eine Fläche von etwa 2000 qm bedeckend. Zu deren bedeutendsten gehören die Kumpi(Balué)berge, eine 1000—1500 m hohe, langgezogene Bergkuppenreihe, streng geologisch eigentlich ein alter Granithorst (vergl. S. 38), aber im Gesamtbild sich dem Kamerunberg angliedernd. Nach Norden greift es weit über in die hier nur wenig vom Küstengebiet sich erhebende erste (und einzige) Terrasse, ja prallt mit seinen letzten nordwärts gesandten Ausläufern an den Steilabfall des südafrikanischen Plateaus an. Am Westfuß hat es sich eigenartige Grenzmarken gesetzt: mitten im Urwald, nahe den Fällen des Meme, fand Zintgraff „feltame mächtige Basaltfäulen, die an 50—75 m hoch, wie ungeheure, cyklopische Burgen auf uns herabschauten“. Das jenseits des N'dian 1150 m hoch aufragende isolierte Hewettgebirge steht in keinem Zusammenhang mit dem Kamerungebirge; es gehört zu den mehrerwähnten Einzelgranitmassiven.

Wann und wie diese mächtige Grenzmarke — ein, mit geologischem Zeitmaß gemessen, junges Gebirge inmitten alter Bergborste und doch sie alle weit überragend — geschaffen ward, haben wir oben gehört; den Berg selbst haben wir uns bei seiner Erstklimmung als des die weiteste Umschau gewährenden Standpunktes wenigstens flüchtig in der Nähe betrachtet: so können wir uns hier kurz fassen.

Der Kamerunberg — ganz aus Basalt aufgebaut — ist mit 4070 m (nach den neuesten Messungen Dr. Esch's) der höchste Gebirgshock längs der ganzen westafrikanischen Küste. Zum erstenmal wurde er von den Engländern Burton und Man 1861/62 erstiegen; sie gaben seiner höchsten Spitze den Namen „Victoria and Albert Peak“; die Eingeborenen nennen den ganzen Berg Mongo ma loba, das ist Berg des Gottes, die höchste Erhebung Jafu.

Nicht weniger ausdrucksvoll ist der kleine Kamerunberg, von den Eingeborenen Mongo ma Etinde genannt, 1712 m hoch, ein steiler, schroff am Meere endender Zacken. Aus dem Hauptkrater des Mongo ma loba und aus zahlreichen seitlichen Ausbruchsherden oder Nebenkatern, deren man jetzt über 28 kennt, haben sich, zu den verschiedensten Zeiten wohl unterscheidbar, Lavaströme ergossen, und gleich endlosen Dämmen laufen die gelben und roten, bald frischen, bald verwitterten Lavamassen zur Tiefe. Gar manche derselben sind von dem doch so rasch und üppig aufsteigenden tropischen Pflanzenwuchs noch nicht bezwungen: so können die letzten Ausbrüche des Vulkanus nicht gar so sehr weit zurückliegen. Dafür spricht auch ein Aberglaube der Busalente, der einen offenbar geologisch-tatsächlichen Kern verhüllt. Dr. Preuß berichtet darüber: „Da in der Zeit meines Aufenthaltes in Buëa“ (in den Jahren 1890/91), „von wo aus ich auch verschiedene Exkursionen höher hinauf ins Gebirge und bis an den Fuß des Jafu machte, auffallend viel Regen statthatte, fanden die Busalente, die mich so wie so etwas mißtrauisch stets betrachteten, auf einmal heraus, daß ich daran schuld sei. Ich hätte bei meiner Besteigung des Jafu von dort so viel Pflanzen und Steine mitgenommen, daß der dort oben wohnende Mann, namens „Gafamute“, der den Regen hätte, böse geworden sei. Deshalb schide er jetzt beständig Regen, so daß sie, die Busalente, ihre Jarmen nicht bestellen könnten. Ich dürfte deshalb nicht wieder den Jafu besteigen, sonst würde Gafamute so viel Feuer herunterwerfen, daß ganz Buëa verbrennen müßte. Schon einmal, vor ungefähr dreißig Jahren, sei das Feuer den Berg hinuntergelaufen, und die Erde hätte so gezittert, daß die Leute

umgefallen wären.“ Einwandfreie Beobachtungen seitens Europäern von Ausbrüchen liegen aber nicht vor; solange Engländer und Deutsche in Kamerun ständig anwesig sind, wird von irgend welcher eruptiven Tätigkeit des Berges nichts berichtet, und so dürfte wohl die Zeit, „in der das Feuer den Berg hinuntergelaufen“, etwas zurückdatieren sein, und kann man die aufgefundenen Kohlen-, Schwefel- und Naphthaquellen, die reichen Natronlager, teils fest, teils gelöst, die sich in und an seinen Nordwestausläufern finden, als die letzten Zeugen der allmählich erlöschenden vulkanischen Kraft und innern Glut betrachten.

Mit der porösen Beschaffenheit des Gesteins hängt eine unerwünschte Eigentümlichkeit des Gebirges zusammen, die Wasserarmut seiner Oberfläche. Die Niederschläge versickern sehr schnell, und selbst die überreichen Regengüsse dieses Gebietes sind nicht im stande, ausdauernde Bäche zu erzeugen. Bei Buëa verschwindet ein kräftiger

Salzquelle Nsamakang.

Bach zweimal unter der Erde, und die steilen höheren Fehnen sind so wasserarm, daß eine von Man entdeckte Quelle (auf 2400 m) den Stützpunkt der meisten Ersteigungen bildet. Noch höher liegt nur noch die zweite bisher entdeckte Quelle, die Levinsquelle (auf 2700 m). Die untere Hälfte des Gebirges dagegen ist sehr ausgiebig bewässert, und bietet wegen der gleichmäßigen Niederschlagsverteilung und des zu einer tiefen Schicht überaus fruchtbarer Gartenerde zerfesten Bodens die günstigsten Bedingungen für den Plantagenbau, der auch hier, wie wir oben hörten, vorzugsweise das Feld seiner Tätigkeit hat.

Seenartige Wasseransammlungen, als Kraterseen anzusprechen, finden sich mehrere; so ein kleinerer See, der Barombi ba Koto am Nordostabhang des Berges; ein solcher von größerer Ausdehnung und Bedeutung ist der Barombi ba Ndu, unter dem Namen Elefantensee wohl

besser bekannt. Er liegt 408 m hoch auf einem der Nordostausläufer des Kamerunberges, streng genommen bereits in der nächsten geographischen Zone, seiner Entleerung nach aber eben als vulkanischer Einbruchsee ganz und gar zu dem Vulkanmassiv gehörend. Der See ist etwa so groß wie einer unserer kleinen oberbairischen Gebirgsseen; gleich diesen bietet er einen landschaftlich wunderbar schönen Anblick mit seinen hohen und steilen, von großartiger Urwaldvegetation bedeckten Felsen- ufern und der schroffen Barombischlucht mit an 70 m hohen senkrechten Wänden, an deren Fuß der Barombibach schäumend in starkem Gefälle sein feines Bett durchrauscht und in das smaragdgrüne durchsichtige Wasser des Sees sich ergießt. An seinem Südostufer erhob sich einst die von

Zintgraff angelegte Barombifikation auf einem die Gegend weit beherrschenden Hügel. Bei der großen „Müdwärtskonzentrierung“ (siehe S. 24) fiel auch sie; seit einigen Jahren ist sie wieder entstanden und erhielt den Namen Johann Albrechts-höhe.

Zu den Rumpibergen gelegen, als dritter vulkanischer Gebirgssee sich den beiden genannten anschließend, sei auch der kleine Sodensee aufgezählt. Endlich erinnern wir uns noch daran, daß auch die Ambasbucht und Kriegsschiffhafen, am steilabfallenden Südfuß des Kamerunmassivs gelegen, einst fraterwallumischlossene Seengebilde waren, bis die Brandung die seewärts gelegenen Basaltmauern durchbrach, und sie zu offenen Buchten umschuf.

Im flachen Küstentiefland ist nur ein einziger See anzuführen: der fischreiche Offajee, etwa 60 km von der Sanagamündung stromaufwärts am Nordufer des Flusses gleich nach seinem Eintritt in die Küstenlandschaft.

Durch eine verhältnismäßig schmale, aber tiefe und steiluferige Wasserrinne steht er in Verbindung mit dem Flusse. Ufergestaltung, Lage und Form machen ganz und gar den Eindruck, als ob wir es hier gar nicht so recht mit einer eigentlichen Seen-

bildung zu tun haben — es fehlen auch außer dem genannten Verbindungsarm mit dem Sanaga weitere Zu- und Abflüsse — sondern lediglich mit einem altwasserähnlich verbreiterten Überbleibsel einer einstigen Verbindung des Sanaga mit dem Dibambu.

Die fluszhydrographischen Verhältnisse des Küstentieflandes wurden bereits an verschiedenen Stellen berührt. Nochmals zusammengefaßt, lassen sich, an der Westgrenze beginnend, vier Gruppen unterscheiden: das Rio del Rey-Ästuar mit den von ihm aufgenommenen Flüssen, von denen der aus Norden kommende N'dian der bedeutendste ist — erste Gruppe; das Kamerun-Ästuar mit dem dasselbe bildenden Nungo vom Norden her, dem Wuri aus Nordosten (der seinerseits als nicht unbedeutende Zuflüsse aus nördlicher Richtung den Albo und den fluszpferdreichen Dibombe empfängt) und dem Dibambu — zweite Gruppe. Die dritte bilden die beiden Hauptströme des Schutzgebietes, der unserer Oder vergleichbare Sanaga (oder richtiger Vom) und der Nyong.

Die Erforschung des Innern entleierte nämlich zuerst einen Fluß, der da, wo der Entdecker, Hauptmann K und, auf ihn traf, Sanaga genannt wurde; in seinem Unterlauf wird er in verschiedener Weise nur nach den die Ufer bewohnenden Stämmen benannt, von da ab aber auf lange Strecken seines Oberlaufes von allen Stämmen: Vom. Unter dem erst angetroffenen Namen war aber dieser Strom in die Geographie Kameruns bereits eingeführt; die Benennung Vom erst später bekannt geworden: und so ist es bis in die Gegenwart hinein — wie in so vielen analogen Fällen — bei der unrichtigen (als eben nur für ein ganz kurzes Stück gültigen) Benennung geblieben. Sein Stromgebiet entfaltet sich erst in der zweiten geographischen Zone mit ihren Terrassenabstiegen so recht. Hier nur soviel, daß er bei seinem Eintritt in die Küstenlandschaft nach den Edeafällen die respektable Breite von 1200 m besitzt, daß er in seinem Unterlauf einen ganz beträchtlichen Wasserzufluß zur Speisung des Kamerunästuars nach

Norden zu abgibt, den Kwakwakriek, der eine durchschnittliche Breite von 1300 m hat, und endlich, daß er in zwei Armen, Nungo und Benga genannt, bei einer Breite von über 2000 m sich ins Meer ergießt. Die mitgeschleppten Schlamm Massen, die den Fluß bereits zur Deltabildung zwingen, haben überdies im Verein mit der Kalemata die beiden Mündungen durch eine schwer passierbare Barre abgesperrt.

Auch nach Süden sendet der Strom in seinem Unterlaufe verschiedene Abzweigungen zu dem zweitgrößten Küstenflusse Kameruns, dem Nyong, dessen Eintritt in das Tiefland der Küste näher stattfindet, als dies beim Vom der Fall ist (46 gegen 60 km). Auch ihn, dessen tiefischwarze Wasser weit aus dem Innern kommen, werden wir oben auf dem Plateau wieder antreffen.

Die beiden Ströme dieser dritten Gruppe sind die einzigen an der Kamerunküste mündenden, die dort oben ihre, vorerst noch recht wenig erforschten Quellgebiete haben; die übrigen haben ihren Ursprung in den Terrassen.

Zur vierten Gruppe können zusammengefaßt werden: der Fokundje (der durch einen von seiner durch die Kalemawirkung nach Norden abgebogenen Mündung ausgehenden Kriek mit dem Nyong in Verbindung steht) ferner der Kribifluß, der Lobe oder Wasserfallfluß und der Grenzfluß Campo.

Letzterer müßte eigentlich, seiner Mächtigkeit und der nach den neuesten Forschungen bisher ungeahnten Ausdehnung seines Stromgebietes entsprechend, von der Gruppe abgelöst und für sich behandelt werden; aber die-

ses sein weitverzweigtes Flußsystem liegt bereits nicht mehr in unserer Kolonie, und kommt er für diese voraussichtlich nur mit dem letzten Stück seines Unterlaufes eben als Grenzfluß in Betracht.

Übrigens sind alle diese Flüsse, mit europäischem Maßstab gemessen, recht ansehnliche Ströme; ihre geringe Bedeutung bezieht sich eben weniger auf die Mächtigkeit und Ausdehnung, wie auf die negative Verwendbarkeit als tief ins Land hinein benutzbare natürliche Verkehrsstraßen.

2. Das Hochplateau.

Bogenförmig von West über Nord nach Süden und schließlich nach Südwest umbiegend, ist das geschilderte Küstentiefland vom Hochplateau umschlossen.

Im südlichen Teil der Kolonie erfolgt der Anstieg zum Rand der Plateauoberfläche in deutlichen markierten Terrassen oder Stufen; im Nordteil dehnt sich die erste Stufe in Horizontalanordnung fast bis zum Steilabfall des Plateaus, hierauf folgen mehrere Kettenrücken parallel zum Plateaurand, und dann geht es steil und unmittelbar in einem Anstieg hinauf zum Hochland.

„Durch und über Wildwasser bergab, bergauf; nicht selten derart steil, daß der über den Steinschutt im ausgewaschenen Gießbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam hinaufklimmende über sich nichts sieht als die nach einem festen Halt vorfichtig tastende Fußsohle seines Vordermannes. Wenn gerade eine frische Brise

die stets in diesen Tälern und Schluchten wallenden Nebelmassen auf kurze Zeit auseinander reißt, bietet sich in weiter Aussicht ein prächtiges, wunderschönes Bild. Nach drei Zeiten geht es hinab in die Schlünde, aus denen das Rauschen und Brausen unsichtbarer Wasser heraufstört, im Rücken steigt steil die Wand aufs neue in die Höhe.“

Die Entfernung des Plateaurandes von den Wasserfällen gibt die Tiefenausdehnung der Abdachung des Hochlandes gegen den Atlantik zu an: sie beträgt im Norden rund 200 km, im Süden etwa 150 km. Rechnen wir dazu den Abstand der mehr genannten Wasserfälle von der Küste, mit anderen Worten die Breite des Küstenlandes, so ergibt sich als Entfernung des Randes des südafrikanischen Plateaus vom Atlantischen Ozean im Nordgebiet Kameruns rund 250 km, im Südtel rund 200—150 km.

Der so grundverschieden gestaltete Aufbau der Plateauabdachung gewinnt vielleicht anschaulichste und plastischste Gestaltung vor unserm geistigen Auge, wenn wir uns vorstellen, daß eine unsichtbare Riesenhand, die im Süden den stufenartigen Aufbau unberührt ließ, im Nordteil bereits an den Stromschnellen des Wingo angelegt, ein Stück Oberfläche von einer Mächtigkeit bis zu 100 m weggewischt, die Terrassen wegeseigt und die so

vor sich hergeschobenen Massen an die Abfallmauer des Plateaurandes breit angebrückt hat; bei dieser Gelegenheit ward eine Portion Gesteinsmassen in die Mauer selbst hineingepreßt; und diese hat sich nicht anders zu helfen gewußt, dem ungeheuren Druck zu entgehen, als daß sie oben sich höher türmte. Dadurch ist dann die im Nordteil so auffallend deutlich zum Ausdruck kommende „Aufwulstung“ des Plateaurandes entstanden.

Schroff ist im Südtel des Schutzgebietes der Abfall der Stufen der Abdachung zur Küstenebene. In schäumenden Kaskaden über Granitbarren und -riffe, aber in voller Breite des Flußlaufes, stürzen die Wasser der Ströme herab.

So überwindet der Sanaga die zwei ihm vorgelagerten Terrassen in zweimaligen prächtigen Fällen: in den Herbstfällen durchbricht er das Randgebirge, in den Edeafällen rauscht er 1200 m breit hinunter in das Küstenland, der Bai von Biafra zu.

Gleichen, wenn auch nicht ebenso großartigen Verlauf nimmt sein Zwillingsstrom, der Nyong, der wie der Sanaga das Randgebirge durchbrechen muß; die Tappenbedschnellen hier entsprechen den Herbstfällen des Sanaga, die Neven du Montfälle des ersteren den Edeafällen des letzteren. Gleichen

Verlauf nehmen auch die übrigen, oben aufgeführten Flußläufe, soweit sie im Südtel Kameruns zur Küste strömen. Die aus dem gleichen geographischen Gebiet: der Abdachung, ihnen zugehenden zahlreichen Nebenflüsse — zum kleinsten Teil erst erschlossen — münden naturgemäß unter spitem Winkel ein; manche scheinen ziemliche Mächtigkeit zu erreichen; so ist z. B. der Mfele, ein Zufluß des Nyong, an seiner Einmündung 100 m breit.

Der Salto die letzte Stufe hinab ins Küstenland bleibt keinem erspart.

Naturgemäß bedeutet dieser stoffelförmige und rasche Geländeabsturz einen schwerwiegenden Nachteil: sämtliche Wasseradern erleiden — gerade die bedeutendsten mehrere, die kleineren zum mindesten beim Eintritt in die Tiefebene — einen Gefällbruch, und müssen den Höhenunterschied durch Stürze von oft beträchtlicher Höhe und durch eine lange Reihe von Stromschnellen ausgleichen. Der Schifffahrt ist damit ein unüberwindliches Hindernis entgegen gesetzt, und der Verkehrswert des Wassernezes sehr beschränkt.

Wesentlich günstigere Profilverhältnisse der Abdachung bestehen im Nordteil Kameruns, wenigstens bis zum Fuß des Plateaufsteilabfalls. Daß dann

Die Edeafälle am nördlichen Arm des Sanaga.

hier die Böschungsverhältnisse geradezu zu Kletterpartien zwingen in ununterbrochenem Aufstieg, haben wir gehört. Von einem derartig schroffen Stufenabsturz zum Küstengebiet wie im Süden ist hier keine Rede; bis zum Fuß des Randgebirges, fast 250 km ins Innere hinein, erstreckt sich die erste und einzige Terrasse in ganz sanftem Anstieg, fast eben; es fehlt uns bloß — das Wasser selbst! d. h. genauer und richtiger: Wasserläufe sind allerdings vorhanden, aber nicht im entferntesten in der Mächtigkeit wie im Süden; der längste, der Mungo, ist, ganz abgesehen von seinen Schnellen, über diese hinaus schon wegen der geringen Tiefe der Wasserrinne in der Trockenzeit absolut unbefahrbar, bereitet er doch sogar in seinem Unterlauf, von den Schnellen stromabwärts, der Schifffahrt mit seinem geringen Wassergehalt und feichten Bett nicht selten Schwierigkeiten.

Zimmer und immer wieder, wir dürfen unser Kamerun auf Verkehrsadern durchsuchen im Nord und Süden, werden wir auf jene hingewiesen, bei deren Erwerbung wir wesentlich zu spät gekommen sind, auf jene, die 1400 km lang und fast diese ganze Strecke schiffbar, sich im Norden dahinzieht: den Benue! —

Diese einfache Oberflächengestaltung der Nordstufe findet sich westlich des

Kamerunstockes, dann in einem etwa 50—80 km breiten Streifen zu beiden Seiten des Mungo, und endlich in einem etwa gleich breiten in Ostnordost-richtung mit dem Wurlauf als Mittellinie. Aber in den beträchtlichen Zwischenräumen zwischen diesen „Normalprofilstreifen“ hat es die böse Natur bei dem einfachen Bild nicht belassen! Zwischen dem Oberlauf des Nidian und Mungo (von den Schnellen an), und dann wieder zwischen dem des letzteren und des Wuri hat sie ein Gewirr von Bergen, Kuppen, ja ganz respektabeln Gebirgen hineingestellt als Fortsetzung des Streiches, den sie uns auch in eben diesen Gegenden im Küstengebiet gespielt hat (S. 40 u. f.).

Zwischen Nidian und Mungo haben wir es mit nichts anderem zu tun, als mit den auch auf die erste Terrasse sich fortsetzenden Ausstrahlungen des mächtigen Kamerungebirgstockes: die Kumpi-(Baluè-)berge, das Hüggelland von Batom, die Hüggellandschaft im Bannanggebiet mit eben dem Kamerunberg in Verbindung gebracht, gestalten sich von selbst zu einer von letzterem nach Nord-nordost ausgehenden abfallenden Seitenrippe, die mit ihren letzten, immerhin noch stellenweise 400 bis 500 m hohen Ausläufern an das Vorberggebiet der Kettenrücken des Plateauabfalls anprallt.

Im Raum zwischen Mungo und Wuri haben wir zunächst des Küstenlandes wohl auch ein mit dem Kamerunberg in Verbindung zu bringendes vulkanisches Hinterland desselben vor uns. „Von Sodensee bis zum Jafabifiland, über das ganze Gebiet verstreut, liegen etwa fünfzig wohlgeformte größere und kleinere vulkanische Kegel, die alle mit ihren ausgeworfenen Aschen und Schlacken an der Ebnung der früheren Granit und Gneishüggellandschaft mitgearbeitet haben.“

Weiter nördlich, nordöstlich und östlich aber trifft unser Auge mit Bewunderung auf hoch anstrebende Gebirgszüge mit Gipfeln bis zu 2000, ja 3000 m: die Berge im Nsoffiland mit dem Kopé (2010 m), die Nlonatoberge (2400 bis 3000 m), das Manengubagebirge mit Gipfeln bis zu 2400 m, und etwas abgerückt vom Nord-ufer des Wuri begleiten diesen 1600—2000 m hohe Gebirgszüge, die noch keinen Namen tragen, weithin nach Osten. Darüber hinaus nach Nord scheint nach dem bisherigen Stand der Forschungen wiederum weit niedrigeres Hüggelland, bis zu den dem Plateaurande vorgelagerten Bergvorpösten hin, also annähernd ähnlich unserer „Normal-

formation“ zu herrschen; wenigstens berichtet Dr. Esch, der vom Manengubagipfel aus (1899) doch beherrschende Übersicht über das Land hatte, nichts von weiteren Erhebungen in Nord- und Nordostrichtung.

Ein uns bereits bekannter Name unter diesen „alpinen Majestäten“ hilft uns zur Orientierung darüber, wie auf einmal auf unserer so schön flachen Terrasse diese Gebirgsformen erscheinen können, der Kopé. Rufen wir uns das Vorzeitland in Erinnerung: bei dem ungeheuren Schollenbruch in der Kamerunlinie sank die dermaleinstige Hochebene, die weit bis zum Niger hinüber reichte, in die Tiefe, aber nicht ganz; zackige Massen blieben in ihren Grundfesten unerschüttert und ragten als verspreute Granithorste über das versunkene Land: es sind die Gebirgsstöcke und -züge, die wir soeben haben nennen hören. Bei der darauffolgenden vulkanischen Umgestaltung sind sie aber insofern in Mittelebnung gezogen worden, als einerseits die hoch empor geschleuderten Lavamassen sie vielfach mit einem Vulkangesteinsmantel überkleideten, andererseits Schlote sich durch ihre uralte gefestigten Formen durchbrachen, und glutflüssige Fontänen aus diesen sich direkt über sie nach allen Seiten ergossen. So spalteten sie den Kopé fassend in zwei Teile; der eine erhielt einen Lavamantel, der andere ragt heute noch als ungeheure, allein stehende, unbefestigte Granitfäule in die Käfte; so brach ein Abzugsventil aus den Tiefen der Erde durch den Kernstock des Manengubagebirgs, dessen Wände dem ungeheuren Druck standhielten. Ein mächtiger Kraterkegel auf der höchsten Spitze ist des Zeuge: der fagenumwobene Eboggafee, wie ihn die Eingebornen nennen.

Nicht minder verschieden wie die orographische Gestaltung der Plateauabdachung gegenüber dem analogen Gebiet im Süden ist die der Wasserverhältnisse im Nordteil. Die kaskadenartigen Abstürze fehlen infolge des Fehlens der dazu notwendigen Stufenbildung; statt der Wasserfälle finden wir hier lediglich riss- und blockdurchsetzte Schnellen. Die in diesem Raum entwickelten Stromgebiete besitzen bei weitem nicht die Mächtigkeit der dort im Süden vorgefundenen. Keiner derselben greift in das Hochland über wie dort der Sanaga und Nyong. Während die Richtung der Zuflüsse zu den Hauptwasseradern dort unten dem orographischen Aufbau gemäß fast parallel zum letzteren ist, die Vereinigung unter spitzen Winkeln erfolgt, gleicht das Stromgebiet des Mungo, Wuri und Groß River hier im Nordteil einem Baum mit wagerecht verästelten Zweigen.

Auf der breiten, ebenen Nordstufe entwickeln sich vier Stromgebiete, von

denen drei vollständig im deutschen Schutzgebiete liegen — sie sind uns vom Küstengebiet her bereits bekannt —, vom vierten liegt nur die Entwicklung des Oberlaufes innerhalb der Grenze. Es sind (von Ost nach West) das Stromgebiet des Wuri, des Mungo, des N'dian und des von den Engländern Groß River genannten Stromes, der sich in das Kalabarästuar (bereits in Nigeria gelegen) ergießt.

Die ganze Länge der Stromentwicklung (den Unterlauf von den Fällen oder Schnellen an mitgerechnet) wird bei den drei erstgenannten 150 km nicht viel übersteigen.

Der bedeutendste, der Groß River — „Nbia“ oder „Njanu“ wäre eigentlich die richtigere Bezeichnung nach der Benennung in unserem Schutzgebiete seitens der Eingeborenen — besitzt eine Stromlänge wohl mehr als das Doppelte der übrigen, und entwickelt sich in seinem Oberlauf im rechten Winkel zum Mungo und N'dian. Von Ost nach West geht die Anfangsstromrichtung: ein hydrographischer Beweis für die orographische Hypothese eines Küstlandes nördlich der Manengubaberge. Wo sich die zahlreichen, ganz beträchtlichen Quellflüsse (50 bis 100 und 150 m breit) allmählich zum Hauptstrom, dem Groß River, zusammenfließen, wissen wir noch nicht; bei seinem Austritt aus unserem Schutzgebiete, bei der Grenzfaktorei N'fakpe, rauscht der Strom aber geschlossen voll und 300 m breit mächtig dahin, um sich, eben auf englisches Gebiet tretend, in Stromschnellen, die sein Bett auf

100 m einengen, durch Felsenufer durchzuwängen. Der Südfall des Plateaus sendet ihm innerhalb unseres Schutzgebietes als am weitesten von Norden her den reizenden Bergstrom Babe zu, der in tiefeingerissenem Bette dahinbraunt. Aber auch die anderen Quellflüsse tragen ganz das Gepräge von Gebirgsflüssen. „Schluchtartig“ sind meist die Bette eingerissen, teils der Abstieg und Aufstieg zu und von dem Wasserspiegel, soweit nicht Pflanzbrücken in hohem Bogen über die Fluten führen. Wo der Ausblick nicht durch scharfe Flußkrümmungen bald abgeschlossen wird, sieht man nicht selten in schäumenden Fällen die Wasser sich über Felsriegel herabstürzen und in weißschäumendem Gisch auf mächtigen Blöden im Bette zertreiben. Solch landschaftlich herrliche Bilder habe ich an dem von den Höhen des Apimaberges kommenden Dhompe, von der Nimbifstation aus auf den durch felsige Engen in rasender Eile dahinschießenden Fluß in die Tiefe blickend, von der schwanken Pflanzbrücke über das wilde Bergwasser des Babe in vollen Zügen genossen.“ (Aus Gutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Einen fast unverhältnismäßig großen Platz beanspruchte die Betrachtung der atlantischen Abdachung der geographischen Hauptzone unserer Kolonie, des Hochplateaus; es sind aber eben die Verhältnisse, namentlich im Nordteil, ziemlich verwickelt und nur mangelhaft geklärt. Das Hochplateau selbst in seiner im großen und ganzen einfachen Gestaltung — für unseren Zweck: den der Gewinnung eines allgemeinen orientierenden Gesamtbildes, darf man sich so ausdrücken — kann verhältnismäßig kürzer besprochen werden.

Ausdehnung und Grenzen haben wir bei der ersten Umschauhaltung über dieses weite Gebiet uns bereits gezeichnet (siehe S. 36 u. f.). Die Tiefenausdehnung Süd-Nord des Westzipfels des Plateaus ist, wie daraus hervorgeht, und ein Blick auf die Karte bestätigt, nicht bedeutend: nicht einmal ganz 200 km — dann beginnt bereits die Abdachung nach dem Benué zu, die nicht minder scharf ausgeprägt ist und ungefähr die gleichen Verhältnisse zeigt wie die zum Atlantischen Ozean. Um so gewaltiger ist die Ausdehnung nach Ost und Süd, weit über die dortigen Grenzen unseres Schutzgebietes hinaus. In dieser Richtung scheint sich das Plateau auch — soweit das aus den bis zur Stunde recht spärlichen Höhenangaben geschlossen werden darf — zu senken: in ganz schwachem Fall streicht es Nordwest-Südost (Balgänder etwa 1500 m, Waduberge 1500—2000 m, Tschibtschimassiv 2000 m, Ngaundere 1150 m — zu Kunde etwa 900 m, Ngoko 500 m).

Auch im Lauf der Randlinie selbst kommt diese Tendenz zum Ausdruck: sie senkt sich von Norden nach Süden (dort bis zu 1580 m, hier 800—1000 m durchschnittliche Höhe). Daraus erklärt sich des weiteren, daß sie im Norden eine Hauptwasserscheide bildet, während sie im Süden von zwei Flüssen durchbrochen werden konnte.

Erster Gebirgscharakter ist dem ganzen Rande aufgeprägt, die dereinstige ungeheure Umwälzung hat den Grund gelegt, Verwitterung und Erosion das ihrige dazu getan. Überhaupt werden wir

gerade hier oben auf der Hochfläche so recht deutlich sehen, wie diese beiden still und stetig waltenden Kräfte den geologischen Rohbau von demalst einst im Laufe der Jahrtausende umgestaltet haben. Mit wahren Felsmeeren sind die Gehänge besät: teils liegt das Blockwerk in seinem eigenen Zerkungsschutt halb begraben, teils haben die Regengüsse das lockere Erdbreich fortgeschwemmt, so daß das aufstehende Gestein unverhüllt zu Tage tritt.

Das ganze Hochplateau innerhalb der Grenzen der Kolonie zusamt seinen Abdachungen nach dem Atlantik und Venus besteht — wenn man aus der bekannten Nordhälfte des Schutzgebietes auch auf den unbekannten Südteil

Blick auf den Großfluß von der Faktorei Nfanahang aus (der Nordwest-Kamerun-Gesellschaft).

schließen darf — „aus uralten Gesteinen, aus Gneis, Lagergraniten und kristallinen Schiefen, die von zahlreichen Ganggraniten, Porphyren und Diabasen durchsetzt werden. Nur im mauerartig steil eingesenkten Venuetal lagern horizontal auf dem kristallinen Untergrunde in weiter Ausdehnung versteinungsleere Sandsteine unbestimmten Alters, die mehrfach durch die Erosion in Tafelberge aufgelöst sind und stellenweise von vereinzelt Basaltkuppen durchbrochen werden.“ Die Oberfläche bildet auf ausgedehnte Strecken und im weitaus größten Teil des ganzen Hochgebietes die für die Tropenzone charakteristische Bodenart: der Laterit, das Ergebnis der oft tief hinein das Grundgestein umgestaltenden, umwandelnden Naturkraft der Verwitterung. Das Hochplateau ist die „rote Erde“ Kameruns. „Nötlich schimmern die nackten Felswände; gleich großen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem saftigen Grün der Bananenhaine weithin die großen, freien Versammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die schmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über sie hinweggegangen sind, oder durch das junge frische Grün, mit dem die tropenkräftige Natur sie bald wieder schmückt.“

Die Steilböschungen der Hänge des Randgebirges, ebenso jene mancher Bergwände, lassen deutlich erkennen, aus welchen Gesteinsarten sich dieses Verwitterungsprodukt, das viel tonige Bestandteile aufweist, gebildet hat. Die Mächtigkeit der Zerklebungsschicht, des Laterits, ist an verschiedenen Stellen ganz verschieden; nicht minder verschieden das Stadium der Verwitterung. Auf dem Hochplateau von Ngaundere fand Passarge den Basalt bis zu einer Tiefe von mindestens 8 m in einen brennendroten, sehr porösen Vehm umgewandelt. In den weiten Tälern und Kesseln ist die Schichthöhe nicht selten ein, zwei und noch mehr Meter stark bei weit vorgeschrittenem Zerklebungsprozess.

Aber mit dieser verhältnismäßig unbedeutenden Oberflächenumgestaltung gibt sich die Verwitterung nicht zufrieden, namentlich nicht in den Gneisgebieten. „Nicht bloß einzelne härtere Bänke in den aufgerichteten Schichtensystemen wittern als mannshohe Mauern heraus, sondern auch die Einlagerungen und Gänge erheben sich jetzt als lange Wälle und Züge. Selbst von den gewaltigen langen Granitketten dürfte ein großer Teil ehemals mitten in dem sie umlagernden Gneislande gesteckt haben. Die Granitmasse des Atlantika-, Szari-, Tschibtschigebirges und des Ngaundereplateaus dürften, wenn wohl auch ursprünglich durch Verwerfung von dem sie heute begrenzenden Gestein getrennt, erst infolge der schnelleren Zerklebung des letzteren als so markante Gebirgsmassen heransmodelliert worden sein, welche sie heute vorstellen.“

An den herausgewitterten, massigen Gesteinen hat dann die Insolation während der Trockenzeit durch Zerprennen der Felsen, durch Block- und

Schalenbildung das Zerklebungswerk fortsetzen können.“ (Aus Passarge: Adamana.)

Da wo die Lateritbildung vollständig stattgefunden und die Verwitterungsschicht eine gewisse Mächtigkeit erreicht hat, setzt dann wieder die andere Kraft ein: die Erosion, und zwar unterirdisch. Der poröse Laterit ist sehr durchlässig, das am Fuße der Lateritschicht vorquellende Wasser reißt Erde mit sich und bewirkt so, durch Nachstürzen der überhängenden Schichten eine von unten nach oben steigende Schluchtenbildung.

Die Oberfläche des Bodens ist vielfach mit großen und kleinen Quarzbrocken übersät und auch durchst, Quarzgeröll deckt das Land auf weite Strecken; scharfkantige Stücke Eisenteinkonglomerationen mit bedeutendem spezifischem Gewicht sind zahlreich darin verstreut.

Auf diesen „Eisenteinen“ und auf dem Eisengehalt des Laterits selbst gründet sich die hochentwickelte Eisenindustrie, auf der Ton- und tonigen Sandsteinhorizontalschicht unter ihm die nicht minder hochstehende Tonbearbeitung mehrerer, kulturell besser entwickelter Stämme.

Ein metallisches Gebilde, wohl Zinn, muß noch genannt werden. Nicht selten sind die Pfeifenrohre, sowie die als Trinkgefäße benutzten Hörner mit einem papierblattdünnen, nickel- oder stanniolähnlichen Überzug versehen. Die Erklärung der Leute: „Sie gewannen Stücke solchen Metalls in Gruben und hämmerten es dann in dünne Blättchen“, läßt auf genanntes Metall schließen.

Auch Kupfer gibt es im Lande; man darf das aus Erzengüssen der Industrie, von denen wir hören werden, folgern. Im Osten, in der Gegend von Gaza, soll es ausgiebige Kupferminen geben.

Vorstehend theoretisch entwickelter geologischer Ausbau, aus dem Lande selbst gewonnen, gibt in seiner Rekonstruktion das tatsächliche Bild der gegenwärtigen Oberflächengestaltung des ganzen Gebietes: eine flachwellige Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhenlage von 7—800 m über dem Meerespiegel, von zahlreichen größeren und kleineren Wasserläufen in meist steileingesenkten Flußtälern durchzogen und von einzelnen Kuppen und langgestreckten, oft einige hundert Meter hoch über die Terrainwellen erhebenden, zusammenhängenden Höhenzügen überragt. Diese Weichheit der Formen, diese — bis zu einem gewissen Grad — Einförmigkeit ändert sich aber in Adamana, wo beiderseits des Benue, dessen breiter Grabenbruch die Hochebene in zwei Teile zerlegt, insbesondere im Südtail, kühne, alpenähnliche Gebirge auftreten. Als ausgedehnte Bergmassive und -stücke der Hochfläche aufgesetzt, oben stellenweise plateauförmig abgeplattet, durch Sättel und Pässe passierbar, sind sie durch weite, ausgedehnte Talebenen voneinander getrennt; so das an 2000 m hohe Wadnogebirge, nordöstlich von Bali, das gleich hohe Tschibtschigebirge an der deutsch-englischen Grenze — beide gehören zum Nordrand des südafrikanischen Plateaus, von wo aus die Abdachung gegen den Benue zu beginnt — das bis zu 3000 m hohe Hossere*) Gendero westlich von Ngaundere, die Bergmasse im Quellgebiet des Benue, deren bedeutendstes der Szari mit 2000 bis 2500 m Höhe ist, das Atlantikamassiv südlich von Yola, endlich noch der bereits genannte Ausläufer, das Mandaragebirge an der Grenze zwischen

*) Hossere (Zulbesprache) = Gebirge.

Adamaua und Bornu. Nach Süden dürften diese aufragenden, schroffen Alpenstöcke mit den 1500 m hohen Ngua- und Mascharibergen zwischen Tibati und der Station Yoko ihr Ende nehmen. Außer diesen bedeutenderen und umfangreicheren finden sich noch eine Reihe kleinerer, die den Charakter steiler, isolierter Erhebungen tragen. (Nicht selten sind diese schwer zugänglichen Felsenhorste ständig bewohnt, oder bilden wenigstens die letzte Zufluchtsstätte der Heidenstämme, wenn die Reitercharen der Tulla sklavenjagend durch das Land ziehen.)

Solche sind zum Beispiel der Hochebene von Ngambere als Höhere Beka und Höhere Ngambere aufgesetzt.

Auch nördlich des Benuë findet sich ein solcher isolierter Berg, der einst viel Aufsehen in der Geographenwelt erregt hat. „Hier (etwa auf der Hälfte der Strecke Kuka-Yola) war es,“ schreibt Barth in seinem Werk, „wo ich die erste Ansicht vom Berg Mendis gewann, der, seitdem er von Major Denham auf seiner abenteuerlichen Unter-

nehmung gegen einige der Fellata-Ansiedlungen im Süden von Mora zuerst erblickt worden, in Europa so berühmt geworden ist und Veranlassung zu allerlei Vermutungen und Theorien gegeben hat.“ Er bereits aber, und in allerneuester Zeit Passarge auf seiner Adamauaexpedition 1893/94 haben den „gewaltigen Mendispeak“ Denham's auf das reduziert, was er eben ist: ein gar nicht einmal sehr hoher Berg, der wie ein steiler Zuderhut aus der Ebene östlich des Mandaragebirges isoliert aufragt.

Der Name Adamaua ward hier zum erstenmal in der Landbeschreibung genannt; und es dürfte vielleicht der Platz sein, manche herrschende Unklarheiten über das, was dieser Name eigentlich umfaßt, zu zerstreuen.

„Adamaua“ (Adamawa sagen die Eingeborenen) „ist lediglich ein politischer, kein geographischer Begriff, und umfaßt verschiedene geographische Gebiete. Und zwar hat man unter Adamaua das Sultanat Yola mit allen seinen Vasallenstaaten und den von diesen abhängigen Territorien zu verstehen.“ Barth berichtet ferner, daß der Name Adamaua eigentlich ein junger Name ist, der dem Lande, das vordem Numbina genannt war, zu Ehren des mohammedanischen Eroberers dieser Gebiete, des Mallem 'Adama' und dessen Frau, die gleichfalls 'Adama' hieß, gegeben wurde. Seine Grenzen sind aber natürlich nichts weniger als genau bestimmt, noch weniger genau bekannt. Als ungefähre Verlauf derselben dürfte sich — speziell unser Schutzgebiet im Auge behaltend — folgende

Linie bezeichnen lassen: Benuë (von der Einmündung seines südlichen Zuflusses Katsena Allah) bis Umburn (westlich von Yola), von da bis hinauf zum Nordabhang des Mandaragebirges und hinüber gen Osten bis zum Vogone; von ihm, anfänglich auf dem 16. Längengrad, herunter nach Gaza auf 19° 25' nördlicher Breite. Von Gaza führt dann die ungefähre Südgrenze dieser schwarzen „Interessensphäre“ nach Westen herüber über Bertua bis Ngila und Ngute, von da nördlich den Wbam und Bamum Stromaufwärts, und endlich über Basum den Katsena Allah entlang wieder zum Benuë.

Die einzelnen in diesem Raume liegenden Sultanate und Gebiete werden wir bei Betrachtung der Bevölkerungsverhältnisse kennen lernen.

Und nun zu den Wasserläufen, die in reichem Geäder das Hochplateau durchziehen, so viel oder so wenig davon bekannt ist. Die Hauptwasseradern in ihrem Mittel- und Unterlauf kennen wir; mit der Kunde ihrer obersten Quellgebiete, sowie ihrer Zuflüsse ist es weniger gut bestellt, und noch schlimmer mit der letzteren einwandfreien Fixierung im Gradnetz der Längen und Breiten. Da treten uns einmal zwei alte Bekannte vom Küstentiefland und der Abdachung her entgegen: der Sanaga (Vom) und der Nyong, die sich hier oben erst so richtig verästen und verzweigen. Der erstere mit seinen zahlreichen Nebenflüssen, unter denen der Wbam und der Djerem die bedeutendsten sind — sie erhalten ihrerseits wieder zahlreiche ansehnliche Zuflüsse — greift weit nach Norden, nach Adamaua hinein, und bildet das weitreichendste und weitverzweigteste der vier bedeutenden Stromgebiete, die hier oben auf der Hochfläche ihre Quellgebiete und, zum Teil wenigstens, auch ihre Entwicklung haben. Es sind die Stromgebiete des eben genannten Sanaga, des Benuë, des Shari und des Sanga. Durch sie nimmt Kamerun teil an den drei großen Wasserentwicklungen der Westhälfte Afrikas: der des Niger (durch den Benuë), der des Tjad (durch den Shari), der des Kongo (durch den Sanga). Aber nur der afreiche Baum des Sanagasytems liegt ganz innerhalb der politischen Grenzen.

Die Wasserscheiden des Sanaga (durch seine beiden Hauptnebenflüsse Mbam und Djerem), Benue und Shari (durch seinen Nebenfluß Logone bezw. dessen Zufluß Ba-Tena) müssen in den fast in einer geraden Linie liegenden Gebirgszügen der Wadjoberge, des Hoffere Gendero und Hoffere Ubalea (nördlich Ngaundere) gesucht werden; über jene des Sanga zu den drei eben aufgeführten Stromgebieten können bei dem derzeitigen Stand der Erforschung der in Betracht kommenden Landstrecken genauere Angaben nicht gemacht werden; desgleichen ist eine irgendwie erkennbare Wasserscheide zwischen dem Nyong und dem Sanga bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Jene zwischen dem Benue und den kleineren Stromgebieten der nördlichen Küstenflüsse Mungo u. f. w. in Gestalt des aufgewulsteten Südrandgebirges des Hochplateaus haben wir bereits kennen gelernt.

Die weiteste Verzweigung innerhalb unseres Schutzgebietes weist also der Sanaga auf. Eine Entwicklung von über 500 km (die Krümmungen natürlich mitgerechnet) nimmt er allein auf der Hochebene ein; an den Nachtigalschnellen, 250 km von der Küste, bräut er in einer Breite von über 400 m über die Felsstrümmen und Granitblöcke in seinem steinigem Bette. Mit bald längeren, bald kürzeren Unterbrechungen setzen sich derartige Schnellen seinen ganzen Oberlauf hinan fort, soweit er bis zur Stunde bekannt ist.

Die gleiche Mächtigkeit, doch nicht die gleiche Länge weist sein Nebenfluß, der Mbam auf, der sich, nicht sehr weit unterhalb der Nachtigalschnellen, in ihn ergießt. Morgen, sein glücklicher Entdecker, schildert ihn da, wo er zum erstenmal seine Wasser erblickte, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Sanaga, „als einen schönen, stolzen Strom, dessen Breite mindestens 400 m betragen mochte, eingerahmt von bewaldeten Ufern, mit klarem ruhigem Gewässer, das sich dicht unterhalb unseres Standpunktes in zwei Arme teilte, die eine liebliche grünbuschige Insel einschlossen.“ 200 km stromauf-

wärts traf der Reisende wieder auf ihn, wo er noch 150 m breit, gleichfalls in vollem, ruhigem Laufe in einem weiten Tal dahinströmte. Durch diese ruhige Strömung untersteidet er sich vom Gesichtspunkt der Schiffbarkeit aus sehr vorteilhaft von seinem Hauptfluß: überall fast finden sich Kaas bei den an seinen Ufern sitzenden Stämmen; nur bei Ngute sucht er sich durch enge, tiefe Fels-täler brausend seinen Weg zu Tal.

Der zweite bedeutendste Nebenfluß des Sanaga, der Djerem, der von den Höhen Ngaunderes nach Süden fließt, zeigt geringere Lust, Fahrzeuge auf seinem Rücken dem Sanaga zuzuführen, als der Mbam. Gleiche Mächtigkeit entwickelt — ist er doch bei der Einmündung des Mao*) Meng, eines seiner Zuflüsse, an dessen Ufer Tibati liegt, 150–200 m breit, um sich bald auf 300 m zu verbreitern — schießt er in tief eingeschnittenem Flußtal in felsigem Bett, das mit riesigen Granitblöcken durchsetzt ist und sich stellenweise zu schmaler Wasserinne verengt, dahin, und stürzt in Fällen bis zu 20 m Höhe tas-fadenartig dem Sanaga zu.

Wenden wir uns nun zu den anderen großen Stromgebieten, dem Benue im Norden, dem Sanga im Süden; das vierte, das des Shari, der hier herauf mit seinen Zuflüssen reicht, fällt mit seiner ganzen weiteren Entwicklung bereits in das dritte geographische Gebiet Kameruns, in das des Tschadsees und des nach diesem seinem bedeutendsten Zuflusse genannten Beckens.

Beide, der Benue und der Sanga, gehören nur mit einem recht kurzen Stück des Laufes noch dem Schutzgebiet an; nichtsdestoweniger ist ihre Bedeutung als Wasserstraßen ungleich größer, als die des verkehrsfeindlichen Sanaga.

Der Benue ist einer der ansehnlichsten Ströme Afrikas, der bei seiner Vereinigung mit dem Niger diesen sogar an Wassermenge übertrifft und noch bis Garua (in unserem Schutzgebiet!) mit Dampfern besahren werden kann. Nördlich Ngaundere bei Kumbde, am Fuße des Hoffere Ubalea entspringt der fast 1500 km lange Strom, im Herzen Deutsch-Namans. Kristallklar rauschen seine drei Quellbäche, davon der Köögin gäsfundüß der größte, in ihren in grauen Gneis eingeschnittenen Steinbetten dahin und branden über Felsen und Klippen

in zahlreichen Strudeln und Kaskaden. Das Gefälle ist stark. Auf 1260 m Meereshöhe entspringen, hat sich der Wasserspiegel des Benue bei Garua bereits auf 210 m gesenkt. Nichtsdestoweniger hat der Fluß rasch nach Breite und Tiefe sich mächtig entwickelt, und bei der Einmündung seines ersten südlichen Zuflusses, des 550 m breiten Iaro, besitzt er bereits eine solche von 800 m bei 3 m Tiefe. Kein Geringerer als Barth stand als erster Europäer an der Stelle des Zusammentreffens beider, dem sogenannten „Taepe“

*) Mao (Zulbesprache) = Fluß.

und schreibt, überwältigt von der Großartigkeit und der von ihm sofort geahnten Bedeutung dieser Gewässer: „Wer je den schrankenlosen Phantasiën eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das reiche Land hinein. Wie die Natur es geschaffen, ohne von der künftigen Hand des Menschen berührt zu sein, lag diese reiche Landschaft da, ein Feld der Tätigkeit kommender Geschlechter. Der Hauptstrom, der *Be-nuë**, floß hier von Ost nach West, in majestätischer Breite, durch ein vollkommen offenes Land, aus dem nur hier und da vereinzelt Berghöhen aufstiegen. Die gegenwärtigen Ufer auf unserer Seite“ (das Nordufer) „stiegen bis 25 und an einigen Stellen bis 30 Fuß in die Höhe, während gerade meinem Standpunkt gegenüber hinter einer Landspitze der *Jaro* hervorstürzte, und von hier gesehen, nicht viel kleiner schien als der Hauptfluß selbst, wie er in schön gewundenem Laufe von Südosten kam, wo er sich in der Ebene verlor, aber in Gedanken von mir bis an den steilen östlichen Fuß des Atlantika verfolgt wurde. Meine Gedanken verfolgten auch den, der ihn aufnahm, weiter; vor meinem geistigen Auge sah ich diesen in feinem breiten, tief eingeschnittenen Tal seine Wogen weiter- und weiterrollen, bis er endlich den großen westlichen Fluß erreichte, den von den ältesten Sitten der *Mandingos*“ (im Hinterland von Senegambien) „aus, nur wenige hundert Meilen nördlich von der Küste von Guinea, in weitgeschwungenem bogenförmigen Laufe mit einer Länge von mehr als 2000 Meilen“ (englische) „an so vielen Stätten lebendigen Handelsverkehrs vorüberfließenden *Djoliha*“ (= Niger) „mit dem vereint er dem

alles verschlingenden Ocean zueilt. Eine große Bahn lag hier offen, ein Eingangstor für die rüstigen, alles überwältigenden Kräfte des Nordens; aber selbst mit der lebendigsten Hoffnung konnte ich damals nicht voraussehen, wie bald ein Schiff, so wie es die jüngste Erfindungsgabe des Europäers geschaffen, diesen Strom bis fast zu dem Punkte, wo ich stand, heraufkommen würde.“ (Barth schreibt diese Worte am 18. Juni 1851; nur wenige Jahre später durchfurchten englische Kiele die Gewässer, die ein deutscher Forscher zuerst geschaute.) Barth berichtet dann weiter, daß der *Benuë* auch Gold führe, den Eingeborenen sei das schon längst bekannt.

Eine Reihe anderer Zuflüsse nimmt der *Benuë* noch auf, die alle aus dem Hochland oder dessen Abdachung, also aus unserer Kolonie ihm zufließen. Der eine, der *Katena* *Ullah*, beipflügt mit den Quellbächen seines Nebenflusses *Bina* den Fuß der einstigen Station *Saliburg*, der einstigen vorgeschobenen Grenzwaclit im Norden Kameruns. Das Gepräge all dieser größeren und kleineren Gewässer ist stets das gleiche, hier wie zu tiefst in *Adamaua*, wie auf der einförmigen Wellenhochfläche im Südtel der Kolonie: in starkem Gefälle rauschen sie über steinigem felsigen Boden in eingeschnittenen Betten, zu denen man nicht selten 4 bis 6 m hinabsteigen muß; in Fällen und Kaskaden von imposanten Höhen (bis zu 30 m) gehen sie zu Tal.

Von den nördlichen Wassern, die der *Benuë* aufnimmt, sei nur das eine, das innerhalb unserer Grenzen ihm zufließt, der *Mao* *kebi*, genannt; deshalb, und weil er aus dem Flachland im Süden des *Tsads*, also aus der dritten geographischen Zone Kameruns kommend, vermittels des langgestreckten, in seinem Umfang außerordentlich veränderlichen *Tuburifumpfes* sogar das *Benuë*stromgebiet mit dem des *Shari* verbinden dürfte.

Nur ein recht kurzes Stück des *Benuë*, sein Oberlauf, liegt in deutschem Kolonialland — aber dieses Stückchen ist immerhin wichtig; und scheint die Erkenntnis und, was die Hauptsache ist, die Verwertung dieser Erkenntnis gottlob aufs neue erfaßt zu werden; erinnern wir uns, daß eine deutsche Expedition nach *Garua* unterwegs, nach den neuesten Nachrichten bereits dort eingetroffen ist.

Vielleicht (hoffentlich) bestimmt, noch eine Rolle in unserer Kolonie zu spielen — als Glied einer Kette von Stationen bis hinauf zum *Tsab*, als an der besten Wasserstraße Westafrikas gelegene Operationsbasis — ist vielleicht nicht uninteressant, die Umgebung *Garuas*, das *Benuë*tal überhaupt, uns von *Passarge* schildern zu lassen. „Nach Nordost, Ost und West zu schweift der Blick über eine 2–3 Stunden breite, wellige Ebene, aus der sich mehrere, bis 50 m hohe Sandsteinrücken und Hügelreihen erheben. Begrenzt wird dieselbe nach Nordosten und Norden durch ein steiles, von Schluchten

durchfurchtes Sandsteinplateau, das sich mit einer schroff abfallenden Wand jäh aus dem *Benuë*tal erhebt, während seine Hochfläche wohl noch um dieselbe Höhe weiter ansteigt: das *hoßere* *Tengelien*. Im Süden und Osten blickt man in das eigentliche grüne Tal des oberen *Benuë*, in welchem sich das blaue gewundene Band des Flusses hinzieht. Ein unruhiges Berg- und Hügelgeland erhebt sich jenseits des Flusses, und zwischen diesem und dem *Tengeliengebirge* schaut man nach Nordost über eine weite Ebene bis zu fernen Höhenzügen.“

Eine noch schmälere Operationsbasis, im oder genauer am eigenen Land gelegen, bietet das südliche hydrographische Gegenstück zum *Benuë*: der mächtige *Tsanga*. Verhältnismäßig wenig ist über ihn bis zur Stunde bekannt;

*) „Das Wort gehört der *Batta*sprache an, in welcher, *be'* oder *be'* = Wasser bedeutet; *nuë'* = Mutter; und der ganze Name *Be-nuë* bedeutet demnach = Mutter der Gewässer. Der Name ist daher weiblich, und man sollte strenggenommen die *Benuë* sagen.“

aber schon das berechtigt, weittragende Bedeutung diesem gewaltigen nördlichen Zufluß des zweiten Riesenstromes Mittelasrikas, des Kongo, vorauszusagen — vorauszusagen, daß er wohl bestimmt sein wird, dieselbe Rolle in Südkamerun zu spielen, wie der eben geschilderte Strom im Norden: kurz, der Benue des

Elefantenjäger mit erbeuteten Zähnen.

Südens zu werden. Ist dieser die Eingangspforte in das hochentwickelte, industrie-reiche, viehzucht-treibende Adamaua, so führt der Sanga freilich durch ödere, einsamere, unkultiviertere Zonen — aber diese scheinen nach allem, was man hört, jene zu sein, aus denen die Adamauahändler, die Haussakarawanen die Elfenbeinmassen beziehen, von woher sie die Märkte von Gaza und Ngamudere, von Tibati und Yola bis hinauf nach Sokoto mit diesem wertvollen

Handelsprodukte versehen; es scheinen jene unwegsamen, unwirtschaftlichen Urwaldgebiete zu sein, in denen in ungeheuren Mengen noch das Elfenbein in Gestalt seiner Träger, zahlloser Elefantenherden, aufgestapelt ist.

Und hier, in dieser fernen Südoestecke Kameruns hat es die Natur, was natürliche Verkehrsstraßen anlangt, sogar noch besser mit unserer Kolonie gemeint, wie oben in der Benuesphäre; ein mächtiger und beträchtliche Strecken befahrbarer Nebenfluß des Sanga liegt fast mit seiner ganzen Entwicklungslänge in unserem Schutzgebiet, der Dshah (Ngoko) — wenn die derzeit im Gang befindliche Grenzregulierung und -vermessung da unten nicht auch diese schöne Hoffnung wieder zu Wasser werden läßt! Macht die endgültige Grenzbestimmung uns keinen gar zu dicken Strich durch die Rechnung, so dürfen wir

vor unserm geistigen Auge das gleiche Zukunftsbild dieses Stromes entstehen lassen, wie es uns Barth von der geahnten Bedeutung seines entdeckten Stromlaufes gezeichnet hat; es paßt bis in lokale Einzelheiten. Nur andere Namen brauchen wir einzusetzen: statt Venné und Niger—Sjanga und Dshah und Kongo.

Die Detailforschungen in diesen Gebieten sind noch so jungen Datums, so wenig zahlreich und einwandfrei, daß eine Verarbeitung derselben und Angliederung an Bekanntes ein verfrühtes Unternehmen wäre. So wissen wir zum Beispiel von den zweifellos zahlreichen Zu- und Nebenflüssen des Sjanga und des Dshah innerhalb unserer Kolonie noch so viel wie nichts; nur daß ein ausgedehntes, nach allen Himmelsrichtungen (also auch zum Kong und Sanaga?) abgebendes Quellgebiet südlich und westlich von Vertua liegt, haben die jüngsten Züge v. Steins ergeben. So hören wir denn am besten den Sonderbericht des leider verstorbenen verdienstvollen Forschers in Südkamerun, Dr. P. Lehmann, über seine Exploration des Dshah, die er nach Anlage der Regierungsstation Ngoko, am Nordufer des Dshah, 1899 vorgenommen hat.

„8 Tage lang ging die Fahrt stromauf. Das Terrain wurde mehr und mehr bergig. Alles Kluppen und Höhenrücken bis zu 700 m relativer Höhe, mit dichtem Urwald bedeckt, durch die sich der Fluß in vielen Windungen schlängelt. Die Ufer sind zum Teil landschaftlich sehr schön. Am 8. Tage gelangten wir an eine etwa 300 m im Durchmesser haltende, rings von Bergen eingeschlossene seenartige Verbreiterung des Flusses, in die sich, aus einer schmalen Felschlucht reißend hervorbrechend, der Dshah ergießt; er ist an der Durchbruchstelle kaum 50 m breit. Wenn man auch nicht von Fällen sprechen kann, so ist doch zweifel-

los, daß die Schiffbarkeit hier zu Ende ist. Den nächsten Tag ging ich zu Fuß eine Strecke stromauf und durchschritt die Schlucht; ich fand noch drei weitere Katarakte. Oberhalb derselben verbreiterte sich der Strom wieder bis zu etwa 150 m.

Was das Ergebnis der Reise betrifft, so dürfte die Konstatierung der Schiffbarkeit des Dshah auf eine so große Strecke von Interesse sein. Ich habe von der Station bis zu den Schnellen mit gut bemannten, nicht übermäßig beladenen Kanus für die Bergfahrt 86, für die Talsahrt 25 Stunden gebraucht. Die ganze Strecke von den Schnellen bis zur Mündung des Ngoko (Dshah) in den Sjanga, die ich auf etwa 330 km berechne, ist selbst für größere Flußdampfer gut schiffbar. Ich habe von den Fällen an alle 2 Minuten losen lassen, und erreichte bei dem damals herrschenden mittleren Wasserstand mit einer 3 m langen Rute nur an ganz vereinzelt Stellen den Grund, wobei noch zu erwägen ist, daß ich mit den Kanus natürlich fuhr, ohne mir das Fahrwasser irgendwie anzusehen“ (also die gleiche Tiefe wie der Venné bei Garna). „Das Bett des Dshah ist tief in felsigen Boden eingeschnitten. Die Strömung wechselt sehr, ist jedoch meist gering.

Die übrigen Nebenflüsse des Dshah sind kleine Bäche, von denen einige nicht weit von der Mündung fischreiche Teiche bilden.“ (Aus: Deutsches Kol.-Blatt 1899.)

Der Bericht lautet bedeutungsvoll genug. 300 km weit nach Westen können Dampfer vom Sjanga aus stromaufwärts ins Innere Südkameruns dringen. Die Befahrbarkeit des Sjanga wird bereits seit Jahren vom Kongostaat und Kongo français praktisch ausgenützt: Dampfer verkehren von Brazzaville am Kongo bis weit hinauf nach Carnot am Oberlauf des mächtigen Stromes. Ist der Vergleich des Sjanga—Dshah mit dem Venné, ist's, ihn den Venné des Südens der Kolonie zu nennen, zu kühn? Wohl sicherlich nicht.

Die letzte geographische Zone unserer Kolonie endlich ist

3. das Tjadseegebiet und das Charibeden.

Nur teilweise gehören diese ausgedehnten Gebiete in unsere Interessensphäre; Kameruns Grenze führt ja vom Südwesten kommend nur eine kurze Strecke an dem Gestade des Tjad und geht dann am linken Ufer des Shari stromaufwärts. Durch diesen Bruchteil dieser ungeheuren Niederungen westlich, nördlich und östlich des Mandaragebirgstockes hat die Kolonie Anteil auch am Nordteil des sogenannten Zentraljudan, Anteil an dem altherwürdigen, nun zertrümmerten Reich des Scheich Omar von Bornu.

„Sudan bedeutet auf arabisch ‚das Land der Schwarzen‘, im Gegensatz zu Nordafrika mit seiner weißen Bevölkerung. Der Name hat sich jetzt in der Geographie eingebürgert, und man versteht unter ihm die tropischen Länder am Südrande der

Sahara. Seine Grenzen nach Süden sind jedoch noch nirgends festgelegt. In westlicher Richtung teilt ihn Barth in den West-, Zentral- und Ostjudan ein, wobei er den Niger und den Ostrand des Charibedens als Grenzen annimmt.“

Bezüglich der Kenntnis dieser Landstrecken nun sind wir fast ganz auf die Berichte Barths und Nachtigals angewiesen — am rechten Shariufer aller-

dings kreuzen französische Expeditionen nach allen Richtungen das Land (eine derselben greift auch bis zum Logone herüber aus), Gentil fuhr, wie wir in Abschnitt III hörten, mit einem Dampfer den Strom hinunter; über geographische und ethnographische Verhältnisse geben jedoch ihre Nachrichten, die sich überdies natürlich fast nur auf Baghirmi beziehen, nicht sonderlich viel Aufschluß, vor allem fehlt ihnen der klare, weitsehende Überblick mit Forscherauge. So können wir uns mit den Aufschlüssen unserer beiden Gewährsmänner genügen lassen, stolz darauf, aus den Reihen deutscher, der berühmtesten aller Afrikaforscher, über deutschen Kolonialbesitz zu hören. Gottlob ist die Wissenschaft nicht wechselnd wie die Mode, und hat vor ihrem Richterstuhl nicht nur das Neueste Geltung und Ansehen wie vor dem der urteilslosen, nach Sensationsentdeckungen hungrigen Menge — was ein gewissenhafter Forscher vor hundert Jahren geschaut und berichtet, gilt für alle Zeiten, zum mindesten bezüglich der geographischen Verhältnisse. Ethnographische Tatsachen allerdings ändern sich gerade in Afrika oft überraschend und total insofern und dadurch, daß bei dem Gewoge der Völkerverschiebungen in diesem Lande oft gänzlich verschiedene Gruppierungen und Völker in ein und demselben geographischen Gebiete zu verschiedenen Zeiten geschaffen werden.

„Von den südlichen Grenzdistrikten Bornu, Mandara u. a. senkt sich das Bornuterritorium in einer Höhenlage von 2–300 m ganz unmerklich gegen den Tjad zu, welcher eine Meereshöhe von ungefähr 270 m hat. Dieser Teil des Reiches ist so flach und eben, daß die denselben durchschneidenden Flüsse, wenn sie während der trockenen Jahreszeit überhaupt wasserhaltig bleiben, entweder nur vereinzelte Wassertümpel in ihren Betten bilden, oder ein so geringes Gefälle haben, daß es schwer ist, ihre Richtung zu erkennen. Diese ebenmäßige Flachheit erklärt die Seltenheit kleinerer, sich in Flüsse und Fließchen ergießender Minniale. Wo sich eine leichte Bodenentung findet, bleibt das Wasser der Regenzeit als Flutsee, 'kaluga', stehen, bis es nach Monaten der Kraft der Sonne und der Trockenheit der Atmosphäre gelungen ist, dasselbe zur Verdunstung zu bringen, und während der Regenzeit werden viele Gegenden infolge ihrer Abflußlosigkeit schwer passierbar. Walfet, wie

nahe dem Tjad, ein günstig gemischter Sandboden vor, welcher das Regenwasser aufzusaugen im Stande ist, so herrscht in den regenreichen Jahren große Fruchtbarkeit bei leichter Bodenkultur. Wo aber die vielfach unter der oberen Sandschicht befindliche Tonerde zu Tage tritt, wird der Segen des Himmels leicht ein zu reichlicher. Die waldreichen Gegenden des Südens und Südostens“ (von Bornu) „sind häufig durch nackte Bodenabflachungen unterbrochen, welche während der Regenzeit und einige Monate nachher, also in manchen Jahren fast während der Hälfte des Jahres unter Wasser stehen und, ausgetrocknet, einen tiefschwarzen zerklüfteten Moorboden zeigen. Durch diese charakteristischen und in der trockenen Jahreszeit zugleich öden und traurigen Bildungen, welche 'firi' genannt werden, zeichnen sich vorzüglich die um den Südwestwinkel des Tjad gelegenen Gegenden aus.“ (Aus Nachtigal: Sahara und Sudan.)

Schließen wir uns, nach so gewonnenem Überblick über Südbornu, dem Reisenden an auf seinem Marsche von Kuka um das Südufer des Tjad zum Shari und diesen stromaufwärts bis in die Höhe von Kuno. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß es uns auf diese Weise vergönnt ist, an der Hand dieses berühmten Führers durch die ganze Nordostecke unserer Kolonie zu wandern — keines Deutschen Fuß hat seit Nachtigal diese Länder mehr betreten. Wir suchen den Reisenden am Unterlauf des in zahlreichen Verzweigungen, zum Teil direkt in den Tjad mündenden Logone auf, am Ufer des Gambaru.

„Der Gambaru hatte einen nur 15 Schritte breiten und 2 Fuß tiefen Wasserstrom in seinem weiten Bette und bot mit seiner herrlichen Uferwaldung, deren Richtigungen den in jenen Gegenden seltenen Anblick üppiger Wiesen gewährten, ein reizendes Bild. Der Fluß zweigt sich höchst wahrscheinlich in dem wasserreichen Lande der Musgo“ (am Mittellauf des Logone) „vom Fluße von Logon

ab, und ergießt sich direkt in den Tjad. Mit mannigfachen Windungen fließt er ihm zu, und von Norden her senkten sich zahlreiche, kleine, jetzt wasserlose Minniale zu ihm. Zu und nach der Regenzeit schwellen viele derselben so beträchtlich an, daß sie nur auf Fahrzeugen passiert werden können. Die Gegend ist so flach und dann so wasserreich, daß man die Dörfer vielfach auf künst-

lich erhöhtem Terrain errichtet und so vor Überschwemmungen sichert. . . Nach zweitägigem Weitermarsch den Gambaru stromauf, dessen Wasserpiegel hier zuweilen die Breite von 50–60 Schritt erreichte, erreichten wir das nahe der Grenze von Bornu liegende Dorf Tile und lagerten in nächster Nähe am Flußufer im Schatten einer schönen Tamarinde. Der Fluß mit seinem im mannigfaltigsten Grün prangenden Ufern macht hier eine Krümmung, so daß er durch den Dorfhügel in seinem Laufe unterbrochen schien. Zur Seite hatte ich das Dorf, vor mir plätscherten badende Kinder vergnügt im Fluße, und eine lange Reihe von Frauen mit gefüllten Körben und Schüsseln auf dem Kopfe durchwateten denselben, um sich nach der Stadt Dillibi, eine Tagreise südlich von Tile, auf den Markt zu begeben. Weiter links kamen Scharen von roten und grünen Meerfischen in grotesken Kapriolen, um zu trinken, und beobach-

teten neugierig die badenden Kinder; Perlhühner suchten durch das Gehölz, und gravitatische Wasservögel suchten und fanden am Rande des Flusses ihre Beute. In träumerischem Entzücken lag ich im Ufergrase und schweifte im Anbilde des landschaftlichen Bildes. Tags darauf betraten wir das Gebiet von Vogon.

Vogon, das in der Landesprache 'Voghwan' oder 'Vaghwan' heißt, ist ein wasserreiches, stellenweise sumpfiges Land zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses. Das ganze Gebiet ist durchaus flach, in der Regenzeit voll sumpfiger Wiesenwässer, stagnierender Wasseransammlungen, Rinnsalen fast ohne Gefälle. Wo Tonboden vorwaltet, ist die Gegend dann unpassierbar. Die einzigen Bodenerhebungen weit und breit sind die Granitfelsen von Waja" (Westlich-südwest von Vogon), mit einer Höhe von wenig mehr als 150 m über der Ebene." (Aus Nachtigal: Sahara und Sudan.)

Den Shari überschritt Nachtigal südöstlich von Vogon und zog an ihm auf seinem rechten Ufer stromauf, soweit er die Grenze des heutigen Kamerun bildet, damals, 1872, nicht ahnend, daß er dreizehn Jahre später an der fernen Guineaküste den Grundstein zu dem Bau zu legen berufen war, der sich bis an seine einstige Marschstraße hier ausdehnen sollte.

„Sein Ufer“, so schildert er diesen mächtigen Strom, „erhebt sich im allgemeinen höher als das westliche, und ist dann dicht mit hochstämmigen Bäumen bewaldet; doch bisweilen wird die hohe Uferlinie plötzlich unterbrochen oder weit zurückgerückt, so daß das Tal des Shari eine Breite von mehreren Kilometern gewinnt. In diesem Falle findet sich das sandige Terrain nur in der nächsten Nähe des Flusses, während der übrige

Teil der Niederung einen humusreichen, von sumpfigen Sinterwässern durchsetzten Boden zeigt, dessen hauptsächlichste Vegetation von dichtem, die Köpfe der Reiter überragendem starren Grase gebildet wird. Zahlreiche Inseln durchsetzen den Strom, fast ausnahmslos sandiger Natur, oft nur kleine, nackte Sandbänke, oft von beträchtlicher Ausdehnung und mit dichtem Gebüsch bewachsen.“

Der Shari, diese gewaltige Wasserstraße an unserer Nordostgrenze, ist ein außerordentlich weit ausgreifender Fluß.

Seine südwestlichen Quellenarme reiden, wie wir hörten bis in die Gegend von Ngaum-dere hinauf, die rein südlichen und südöstlichen kommen Zuflüssen des Ubangi sehr nahe. Er führt dem Binnenmeer Zentralafrikas, dem Tsad, die Hauptmenge der speisenden Wassermassen zu; Nachtigal berechnet als ungefähre Quantität derselben nicht weniger als etwa 60 Kubikfiliometer in der Sekunde! In zahlreichen Armen ergießt er sich in die riesige Süßwasserlagune. (Nebenbei bemerkt ist das Wort „shari“ kein Eigenname, sondern hat generelle Bedeutung; gleichwie der Name „tsade“ — so schreibt Nachtigal und das wäre auch wohl die richtige Form! Beide, „shari“ und „tsade“ bedeuten in der Kanuri-sprache — Kanuri sind die ursprünglichen Anwohner des Westufers — nichts anderes als eine „große Wasseransammlung“). „Der Fluß“, wir entnehmen auch diese Angaben, als die genauesten, die wir darüber besitzen, dem klassischen Forschungs-

wert Nachtigals, „verhält sich bezüglich seines Wassergehaltes und Stromgeschwindigkeit je nach Jahreszeit sehr verschieden. Beide sind am bedeutendsten im September und Oktober, am geringsten im Frühjahr. Denham überschritt den Shari etwa 40 km vor seiner Mündung und gibt seine Breite zu 1000 m, seine Stromgeschwindigkeit zu 1–1½ m in der Sekunde an. Ich selbst passierte den Fluß etwa 70 km von der Mündung entfernt, also gleichfalls nach seiner Vereinigung mit dem Vogone und fand ihn gegen 800 m breit mit einer Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Sekunde. Die Tiefe des Shari auf der ganzen von mir befahrenen Strecke, 150 km lang, wechselte zwischen 1–2 m, die des Vogon zeigt nicht selten eine solche bis zu 7 m. Alle diese Verhältnisse ändern sich im Laufe der Regenzeit ganz erheblich. Dann werden zuweilen die oft 4–5 m hohen Ufer überflutet, und die Stärke des Stroms ist erheblich vermehrt.“

Die Wassermassen, die er in diesen Zeiten dem Tsad zuführt, vermögen, wie leicht begreiflich, auch dessen ungeheure Fläche zu verändern, zu heben.

Mit einem kurzen Streifzug auf diese gewaltige, eigenartige Wasseransammlung beschließen wir unsere orographisch-hydrographische Wanderung durch die so verschiedenartig gestalteten Gebiete unserer Kolonie. Zuvor noch schnell einen Blick mit geologischem Auge auf dieses eben durchzogene dritte (Niederungs-)Gebiet Kameruns.

Vergegenwärtigen wir uns die geschilderte Oberflächengestaltung vom Südsüß des Hosiere Mandara weitem im Umkreis von Nordwest über Nord zu Ost, die riesigen Fluß- und Sumpfstrecken, weithin mit Sand-, Lehm- und Moorboden bedeckt und durchsetzt, die daran sich anschließende Mulde des Sees, so drängt sich uns unwillkürlich die Vermutung, ja Gewißheit auf, daß wir es

bei diesem ungeheuern Senkungsfeld des Tjadgebietes mit einem riesigen einstigen Seebecken zu tun haben, vielleicht geschaffen bei jener titanischen Umwälzung, die unten im Süden hinwiederum viel tausend Meter hohe Berge in die Lüfte gehoben hat (vergl. S. 38 u. 39) — die heutige Wasserfläche des Tjad ist noch ein dürftiger Rest?

Doch zur Gegenwart. Der erste Anblick des Sees ist eine große Enttäuschung: das lesen wir in Barth's wie in Nachtigals Reisebericht zu unserer größten Verwunderung; und die wenigen sonstigen Schilderungen sprechen sich in gleichem Sinne aus. Der Satz ist nicht ganz richtig, es muß heißen: Jeder Forscher, der bis zu ihm vordrang, erlebte große Enttäuschung, weil er trotz der Gewißheit, nummehr endlich das ersehnte Ziel erreicht zu haben, vom Tjadsee vorderhand — nichts zu sehen bekam!

Wer sich von der Mündung dieser ungeheuren Süßwasserlagune nähert, dessen Gesichtskreis wird durch einen ausgedehnten Archipel zahlloser Inseln begrenzt, die das Bewußtsein der dahinter liegenden riesigen Wasserfläche gar nicht aufkommen lassen; im Westen wiegt zwar das offene Wasser vor, doch auch da erblickt man es von den flachen Ufern aus nur selten; fast überall wird der Blick durch nackte oder mit Busch bewachsene Inselstreifen aufgehalten oder schneit (wie das auch im Süden der Fall ist) über schluffige, sumpfige Flächen. Nur im Norden, wo die Landschaft welligen, hügeligen Charakter — Dünen — bereits wieder zeigt, gelingt es, Einzelausblicke auf den Wasserpiegel zu erhaschen. Aber auch da liegt der See dann nicht in seinen meeresähnlichen Ausmaßen mit dem Horizont zusammenfließend vor Augen — „ringsum ist die blaue Flut von einem ununterbrochenen Walde von Büschen umsäumt, und das Wasser selbst mit Wasserpflanzen, namentlich der Wasserlilie, welche an manchen Stellen eine vollständige grüne Decke über dasselbe bildet, belebt.“ (Aus Barth: Reisen 2c. 2c. in Zentralafrika.)

Soweit man bei einer derart schwer zu be-

grenzenden, zum dritten Teil mit einem Inselarchipel ausgefüllten und je nach der Jahreszeit so außerordentlich an Wassermächtigkeit und damit die Uferlinie wechselnden „ungeheuren Lache“ (wie Barth den Tjad ziemlich mißachtlich nennt) von einer annähernd richtigen Schätzung sprechen kann, ergibt sich für seine Fläche ein ungefährer Inhalt von 27 000 qkm, also nahezu die Größe der Insel Sizilien. Die Form des Sees ist die eines unregelmäßig gestalteten Dreiecks mit einer nach Nordnordwest gerichteten abgerundeten Spitze und einer nach Südsüdost gelegten Grundlinie. Diese, wovon ein Stück unsere Seegrenze bildet, „erscheint durch die Deltabildung des aus Südosten kommenden Hauptzuflusses Chari in das Innere des Dreiecks zu gebrochen und besitzt eine Länge von etwa 170 km“. Auf dieser für uns nur in Betracht kommenden Strecke ist „das Ufer vollkommen flach und Kilometer weit unpässiger Sumpf. Bei zunehmendem Wasserstand erweitert der See auf der ganzen Uferlinie seine Grenze, und im November ist er dergestalt gestiegen, daß die dort gelegenen Ortschaften lange Zeit vielfach nur durch Boote miteinander verkehren.“

b) Pflanzendecke und Tierwelt.

Die bisherige Betrachtung des Landes hat uns gezeigt, daß das Kamerungebiet starke geographische Gegensätze in sich schließt: flache sumpfige Küstenstrecken mit breitgelagerten Flußmündungen, da jähen und steilen, dort terrassenförmigen Plateauanstieg mit tiefeingeschnittenen, kaskadenartig abstürzenden Wassern, das mächtige vulkanische Küstengebirge, ein weites, von ragenden Gebirgsmaassen durchsetztes, von weitverästelten Stromgebieten durchzogenes Hochland im Innern, und schließlich wieder flache, sumpfige ausgedehnte Niederungstrecken, mit einer riesigen Süßwasserlagune abschließend.

Nicht minder ausgeprägt sind die pflanzengeographischen Gegensätze, die das Land innerhalb seines Grenzzuges birgt. Weniger scharf gezeichnet sind naturgemäß die Verschiedenheiten in der nicht an die Stelle gebannten Tierwelt, doch sind ausgesprochene Hauptverbreitungsgebiete gewisser Arten unverkennbar.

Und wie die Allgemeingliederung Kameruns eine Dreiteilung ist, so tritt eine solche auch in der Pflanzenwelt klar zu Tage; in der Fauna kann man ohne sonderlichen Zwang die gleiche Dreizahl erkennen. Ja, wie wir im

nächsten Abschnitt sehen werden, spielt diese Zahl auch in der ethnographischen Gliederung des Landes eine Rolle.

Brackwasser- und Sumpfvvegetation, Urwald und Steppe, das ist die pflanzliche Trias; — die zoologische deckt sich ungefähr mit ihr. In Verbindung mit der geographischen Dreiteilung gebracht: das Küstengebiet ist das Reich der Brackwasserpflanzenwelt und des Urwalds mit den ihnen eigentümlichen

Flußpferd.

Tierweltvertretern; die Atlantikabdachung des Plateaus deckt gleichfalls Urwald, während der weitaus größte Teil seiner gewaltigen Hochfläche das Gebiet der Steppe in ihren drei verschiedenen Formen (nach der Einteilung Dr. Passarges) ist, durchflogen und durchzogen von der ihre freien luft- und lichterfüllten Strecken bevölkernden Fauna. Nur im Süden ragt der sich breit auslagernde Ausläufer des ungeheuren, spärlich bewohnten Äquatorialwaldes vom Kongo her hinein ins Land und bildet, mit dem die Terrassen hinanflettern- den Urwald sich vereinigend, einen breiten Gürtel von der Küste bis hinüber zum Esanga, bis hinauf zum Nyong. Die dritte geographische Region endlich deckt die Buschwaldform der Steppe, um allmählich in die Sumpfvvegetation der stehenden und fließenden Gewässer des Tschadseebeckens überzugehen.

Ein Reich für sich ist der Kamerunberg, der Mongo ma loba, dem von seinem meerumspülten Fuß bis hinauf zum Kratergipfel die drei botanischen (und zoologischen) Reiche zu eigen sind: wir haben sie bei seiner Ersteigung und dann später noch einmal bereits durchschritten und flüchtig kennen gelernt (S. 33 u. f., sowie S. 40 u. f.).

Da haben wir sie im kleinen, eng zusammengeschoben und gürtelförmig übereinander gegliedert gefunden — sie auf den Tausenden von Quadratkilometern breit nebeneinander gelagert zu durchschreiten, treten wir von neuem unsere Wanderung von der Küste landeinwärts an. Diesmal wählen wir ein Stück weit ins Innere, durch das ganze Küstengebiet, den Wasserweg; im Danu stromaufwärts den Mungo lassen wir Brackwasservvegetation und einen Teil Urwaldzone mit ihren besiedelten und bepelzten Bewohnern an uns vorüberziehen.

„Von der Fokplatte geht die Fahrt hinüber entlang, nach einer vom Meer ausgeworfenen über das Kamerunästuar zur Einmündung des Mungoflief. Waffen von Seeschwalben huschen um uns herum, und ein Geieradler zieht am Strande entlang, nach einer vom Meer ausgeworfenen Beute spähend. Vielleicht ahnt er auch, daß ihm bald wieder an den Überresten eines Wals reich besetzte Tafel wird.“ (Zurdenwale sind gar keine

seltenen Gäste an der Kamerunküste; so wurden im Jahre 1898 drei folscher vor Victoria harpuniert, und jedes Jahr fallen ein oder ein paar den Bobiasschern zur Beute.) „Unter der Gunst der Strömung biegen wir in den Kriek ein, und mühsam sucht sich das Boot in dem Gewirr von Wasserarmen seinen Lauf. Die fast feierliche, über der Landschaft liegende Ruhe, welche nur selten durch das Kreischen eines Papageis unterbrochen wird, übt einen eigentümlichen Eindrud aus. Selten träufelt ein Windhauch die Wasserfläche. Bald jedoch nimmt die eigenartige Ufervegetation dieser Brackwasserzone unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In erster Linie fällt die Mangrove (oder Rhizophore) auf durch die besonders zur Ebbezeit sichtbaren bizarren Formen ihres stielartigen Wurzelwerkes sowohl wie durch die oft seilartig ausgepannten oder frei herabhängenden Luftwurzeln und das einformige matte, an Weiden erinnernde Grün ihrer blauen, lederartig festen Blätter: sie bildet zum größten Teil die Pflanzendecke der Ufer. Der schlammige, weiche Boden bleibt sonst kahl — das salzige Wasser, mit dem die Flut ihn überspült, läßt keinen niederen Pflanzenwuchs aufkommen. Dafür bedecken sich die Ufer, wenn man sie in dieser Wattenregion so nennen will, sobald die Flutwelle wieder zurückgeht, rasch mit zahlreichen Vertretern der Tierwelt. Im Wurzelwerk der Rhizophoren kriechen und klettern zahllos kleine eigentümliche Fische mittels ihrer zu einer Art von Armen umgebildeten Brustflossen, kleine Krabben verschwinden bei unserer Annäherung schnell in ihren Löchern, schwarz und weiß gefärbte Eisvögel streifen hin und her, zahlreiche Graupapageien fliegen freischend über uns hinweg, und eine braune weißgefleckte, große Ente mit hochroten Beinen wird unsere Beute. Reiher, Sumpf- und Schattenvögel holen sich von den Fischen und Krabben zu ihrem Fraß, und der graugrüne Bülbül huscht durch die fast gleichfarbigen Zweige der Mangroven. Von Insekten macht sich zunächst nur die sogenannte Mungofliege durch schmerzhaften Stich bemerkbar.

Die Fahrt geht weiter in dem enger und enger werdenden windstillen Kriek, in welchem eine fast unerträgliche Hitze herrscht. Jetzt zeigen sich große Büsche eines der Brackwasserzone eigentümlichen gewaltigen Farnkrautes, ferner dichte Horste der herrlichen Weinpalme und stattliche reich mit Früchten beladene Pandanus, mit deren stacheligen Blättern man bei der Enge und den vielen Windungen des Krieks, der stellenweise höchstens eine Breite von 3–5 m hat, oft in recht unangenehme Verwicklung kommt.

Festeres Schwemmland beginnt. Die Rhizophoren treten mehr und mehr zurück, häufiger wird die Naphia, Scitamineen zeigen sich, und jetzt mündet der Kriek in einen breiten Arm ein: die Wasserrinne wird zu einem ausgeprägten, vielfach gewundenen Bett, und endlich biegen wir in den eigentlichen Mungofluß ein. Die Brackwasserregion ist durchschnitten. Wohl macht auch hier noch Ebbe und Flut durch Eifen und Steigen sich bemerkbar, doch schon ist ständiger Abstrom vorhanden und infolgedessen süßes Wasser. Rasch wird die Vegetation jetzt mannigfaltiger: der Mangrovenwald wird zum Buschwald. Hier und dort erhebt sich ein riesenhafter Eriodendron, dessen gigantische Formen gerade in dieser Umgebung besonders auffallen; ihm schließt sich eine große und derbblättrige

Voganiacee an und andere Hochwaldbäume, jedoch in sehr geringer Zahl. Außerordentlich dicht ist das Unterholz, das, mit europäischem Maßstab gemessen immerhin die Höhen eines mittleren Buchen- und Nadelholzwaldes erreicht. Davon ist besonders zu nennen eine strauchartige Euphorbiacee; einmal weil sie den Hauptbestandteil der Uferwäldungen nunmehr einnimmt und dann wegen einer weniger liebenswürdigen Eigenschaft. Auf ihr lebt mit Vorliebe eine hellbraune Ameisenart. Diese Myrmeciden kerben einige Blätter zu etwa faustgroßen Klumpen zusammen, und bei unvorsichtiger Annäherung des Kanus lassen sie sich massenhaft in dasselbe hineinfallen und peitzen durch widerlichen Geruch und noch mehr durch ihren schmerzhaften Biß, der schon manchen Mungofahrer Hals über Kopf ins Wasser springen ließ, sich so von den Quälgeistern auf die rascheste Art zu befreien.“ (Aus: Mitteilungen u. s. w.) Endlich auch findet das durch das fette Graugrün ermüdete Auge lebhaftere Farben. In strahlendem Weiß schimmern die Blüten des eben genannten Baumes, Schlingpflanzen leuchten rot und gelb, faustgroße, scharlachrote Schmetterlingsblüten winden sich um abgestorbene Stämme, tiefviolette Trauben eines anderen Gewächses ranten sich hinauf bis zu den Spitzen der hohen Urwaldriesen, während wieder andere ihre langen gurkenähnlichen Früchte tief bis zum Wasserpiegel herabhängen lassen. Blüten und Früchte, frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was unter den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeiten in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblättern Wald, nie solchen in jungem, frischem Grün prangen. Werden und Vergehen verbinden sich innig im gewaltigen, sich selbst überlassenen Naturhaushalt der Tropen.

Von der kleinen Tierwelt blieb unser getreuer Genosse anfänglich noch die Mungofliege, um dann später von dem wohlbekannten Quälgeist der Tropen, dem Moskito, begleitet und endlich abgelöst zu werden. In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen hoch oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden langsamem Flügelschlag, man schaut auf, und über einem weg geht ein Nashornvogel mit mißtönendem Geschrei. Das Merkwürdige an dem Vogel ist der Hornauswuchs an seinem Schnabel: da, wo letzterer am Kopf ansetzt, ein hornartiger stumpfer Vorsprung. Dieser Schmutz hat ihm auch seinen Namen eingetragen. Da und dort ist in die dichte, grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteilwand eingegraben. Das ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat.

Das Vegetationsbild zu beiden Seiten des Flusses hat sich unterdessen nicht unwesentlich geändert: der Buschwald ist zum Mischwald, diesem Mittelglied zwischen ersterem und dem Hochwald geworden (vergleiche hiezu Seite 69). Graziöse Palmen und hochstämmige Melonenbäume mengen sich in die bisherige Pflanzenwelt, und zahlreicher reden sich die Riesen des unberührten afrikanischen Hochwaldes in die Küste. Nach zehntägiger Kanusfahrt donnern die Wasser über die Stromschnellen des Mungo — die Flußfahrt ist zu Ende. Wir haben die erste geographische Zone, hier oben am Mungo etwa 75 km tief, durchgemessen.

Gleiche Verhältnisse treffen wir im ganzen Küstengebiet, was Pflanzenwelt anlangt: wir mögen zu Wasser oder zu Land dasselbe bis an seine, bekanntlich durch die Wasserfälle und Stromschnellen gekennzeichnete Binnengrenze durchstreifen: anfänglich Mangroven Dickichte in der Brackwasserregion, dann Busch- und Hochwald — kurz, Urwald bis an seine Grenze. Im Süden nimmt die Brackwasserzone nicht die beträchtliche Ausdehnung ein wie im Nordteil; bald aber bereits, an manchen Stellen fast unmittelbar hinter dem Küstenfauze beginnt der Urwald. In zoologischer Hinsicht haben die übrigen, das Küstenland durchziehenden Flüsse den weitaus größeren Reichtum an Flußpferden, die im Mungo gänzlich zu fehlen scheinen, und den weiteren — zweifelhaften Vorzug! — an Alligatoren vor aus.

Das Flußpferd ist ein solches Monstrum, daß wir es uns hier „in Freiheit vorgeführt“, doch wenigstens flüchtig betrachten wollen. Es ist das ungeschlachtete aller Vandsäugetiere und die Bezeichnung „Flußpferd“ geradezu eine Beleidigung für das herrliche Geschöpf: das Pferd. Schon eher paßt der Name, den die Araber diesem Ungetüm geben: „Djamuhs el bahr“, das ist Flußbüffel. „Sein Lieblingsaufenthalt ist das Wasser, und gewöhnlich verläßt es dasselbe nur Nachts zur Nung. Zwei Fuß tiefe, baumstarke Vöcher zu beiden Seiten einer muldenartig eingebrückten Furche: das ist die zierliche Nöhre dieses Ungetüms im weichen Uferboden. Die Vöcher röhren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamm dahingeschleppten Bauche; denn bis zum Bauche versinkt das Untier in dem nachgiebigen Boden. Ist es im Wasser, so sieht man nur den unförmigen Kopf mit der viereckigen Schnauze auf der Oberfläche liegen, eine formlose, rote oder bräunlichrote Masse, auf welcher man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, erblickt. In Zwischenräumen von drei bis vier Minuten bemerkt

Baum von Gummiflamm umflammt.

man einen dampfartigen Wasserstrahl und vernimmt ein eigentümliches Schnauben und Bräusen: es ist ein auftauchendes Flußpferd, das Luft schöpft. Oder es kommt vom Grunde herauf, um die dort mit seinen langen Stößzähnen losgerissene vegetabilische Nahrung auf der Oberfläche zu verzehren. Und dieser Anblick ist wahrhaft etelhaft. Auf die Entfernung von einem halben Kilometer kann man das Aufreißen des Rachens mit bloßem Auge sehen, auf ein paar hundert Meter deutlich alle Bewegungen des Fressens wahrnehmen. Zu beiden Sei-

ten des Rankes hängen die Ranken und Stengel der Gewächse weit heraus, grüner Pflanzenfett läuft beständig über die wulstigen Rippen herab. Die blöden Augen gloken bewegungslos ins Weite, und die ungeheuren Eckzähne zeigen sich in ihrer

ganzen Größe. Dann verschwindet der ungeschlachte Schädel wieder in die Tiefe und wühlt da unten herum. Weithin färbt sich das Wasser von dem sich auflösenden Schlamm.“ (Aus Pechuel-Loesche: Die Vangoexpedition.)

Die zahlreiche, vielartige Vogelwelt — nebenbei bemerkt zählt Kamerun über 200 verschiedene Arten, und zeigt merkwürdigerweise in ornithologischer Richtung auffallende Verwandtschaft mit Zentral- und Ostafrika, während im allgemeinen die übrige Tierwelt zur Fauna von Niederguinea gerechnet werden muß — und Fischreichtum sind all diesen in die Bai von Biafra sich ergießenden Flüssen gemein. Gleichartige pflanzliche Gebilde zeigt auch der Urwald allenthalben, soweit er das Kamerunland deckt.

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderbar geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchert in üppiger Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Cianeuranthen, sich kreuzend, verschlingend, die einen dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, Frieden in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan oder hängen im wüsten Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstikten Opfern niedergerissen. Über all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entsinken — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden gesehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald überm Walde.“ (Aus Pechuel-Loesche: Die Vangoexpedition.)

„So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägte verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Da und dort trifft man auf zwei weitere Bedeckungsarten der Urwaldzone: auf Parklandschaft und Morast.

Antwärtig an die Schilderung des Gesamteindrucks des Urwaldes, läßt sich der Unterschied zwischen Hochwald und Busch, kurz gesagt, am besten in der Aufzählung der hier, beziehungsweise dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der vorangedeutete Wald über dem Wald; die Niesenstämme dichter aneinander gerückt. Ciane durchranken ihn, Gesträuch und Gestrüpp fehlt größtenteils, an ihre Stelle treten blatt-pflanzenartige dichte Bestände niederer Jarne und Moos; der Boden ist meist sandig. Der Buschwald ist der Wald unter dem Wald. Dichtes Unterholz und Ciane und Gestrüpp, wie vorgeschildert, füllt ihn in reichstem Wachstum. Meist trifft man ihn auf morastigem und lehmigem Boden, sowie üppig emporstiehend auf schematischen,

von den Eingeborenen aufgelassenen Farmen. Vielfach gehen natürlich beide Formen ineinander über.

Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer der Fuß wieder freiere, lichtere Gegend betritt; das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut, und ein frischerer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Ab und zu wenigstens sind solche ersehnte Unterbrechungen: die Parklandschaft. Aus Gras, Buschwald oder dem reinen Busch setzt sie sich zusammen in der Form, daß die waldigen Partien inselartig im hohen Grase liegen.

Dieses Gras der Parklandschaft ist natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen. Gramineen, etwa 1 m hoch, bilden die Hauptmasse. In vereinzelten Büscheln sind die starren Schilfbäume der Panaceen eingestreut. Größere Flecke von 50 und mehr Meter Durchmesser sind besetzt mit dem westafrikanischen Tropen-unkraut: der *Canna indica*. Das frische, satte Grün unserer heimatischen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften. An Stelle der Blumen treten verstreute Einzelpflanzengebilde, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Als gewaltiger Vertreter der letzteren sei der Affenbrotbaum, die mächtige *Adansonia digitata**, auch Baobab, genannt: das Wahrzeichen der Parklandschaft. Die *Adansonia* ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigen Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Äste in den mannigfaltigsten Verrentungen wagerecht hinaus. Gleich dem Wollbaum ist auch sie stets ein gern gesehener und benutzter Bimabbaum. Bietet jener zwischen seinen weit ausladenden Tafelspeilern natürliche Kammern, so hat der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Natur-regenschirms. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln, aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter.

In der Parklandschaft endlich findet man auch die nach heimatischen Begriffen zu einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in größerer Zahl: die Ölpalme, die Wein- und Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermisch. Auch der palmenähnliche Nelonenbaum

*) So benannt nach und von dem französischen Forscher Michael Adanson (1749–54), der selbst dem Baum seinen Namen gab.

(*Carica papaya*) und Fächerpalmen (*Guyonien*) finden sich gleichfalls zu zweien und dreien nebeneinander stehend. Das eigentliche Reich der Kokospalme ist die Nähe der See; weiter landeinwärts tritt sie immer vereinzelter auf; in Kamerun ist die Grenze ihres Vorkommens nach dem Innern zu im Norden die Batomhügellandschaft, im Süden der Hochlandrand, also da wie dort etwa 120 bis 150 km von der Küste.

Die letzte topographische Abwechslung, die die Urwaldregion bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen stets begrüßt wird. Morastige Strecken, in den Niederungsebenen des Nordteils namentlich leider nicht selten und stundenlang, erschweren das Vorwärtkommen ganz außerordentlich durch ihren Pflanzenwuchs ebensosehr fast wie durch den schlammigen, lehmigen, schlüpfrigen Boden selbst. Dschungelartig schießen 2 und 3 m hohe üppigwachsende Schilfgräser der verschiedensten Formen auf und verpesten mit dem faulenden Brackwasser zusammen in scharfen ekelhaften Gerüchen die Luft. Schwarz-erdig bald, bald leutig und glitschrig ist der Boden. Namentlich ein canna-ähnliches Schilf wächst hoch und dicht in Mengen. Röhre- und stumpsieben- des Gestände und Gestrüpp mengt sich darunter; und der Pflanzenwuchs, so aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich. Dazu kommt, daß derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Zulen benutzt werden — und welch metertiefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dichtäuter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz- und Schlamm- brei sich durcharbeiten muß, in dem die Stiefeln bei jedem Tritt fast hängen bleiben.“ (Aus Gutter: Wanderungen 2c. in Nordamerica.)

Die Tierwelt dieser Urwaldregion:

„Zu beiden Seiten des Pfades finden sich zahlreiche, aus Erde zusammengefügte Ameisenbauten, oft von zierlichster Form, freistehend oder an Baumstämme angeklebt: die einzigen Spuren tierischen Lebens, welche das Auge anfangs zu entdecken vermag. Daneben aber gellen einem die Ohren von dem anbauenden, schrillen Gezirp der Zikaden, welche bei der herrschenden Dämmung den ganzen Tag über ihre nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Allmählich tauchen die Bewohner auf: hier finden wir die abenteuerlich geformten Geipenstherhenschrecken, welche bald einen dünnen Zweig tänzelnd nachahmen, bald einem Blatt ähnlich sehen. Nahe einem Wasserlauf, namentlich wenn der Wald zugleich etwas lichter wird, schwärmen prächtig rotgefärbte oder blauschillernde Libellen sowie Schmetterlinge, schlicht kardinalrote, gelb und schwarz gezeichnete und weithin leuchtende riesige

Gremplare. Die Zahl der Ameisen ist Region. Und wehe dem Wanderer, den sie überfallen! Nicht minder zahlreich und auch nicht minder lästig sind die winzig kleinen Fliegen, sogenannte Sandfliegen, und als gleichwertiger Quälgeist muß der Sandfloh genannt werden. (Dieser soll, ein Gastgeschenk Amerikas, erst Anfang der siebziger Jahre durch ein Schiff an der afrikanischen Westküste eingeschleppt worden sein. Jedenfalls ist er da, und macht seine Gegenwart in der unangenehmsten Weise bemerkbar. Das schönere Geschlecht dieses Lebewesens ist es, das durch seine Zutraulichkeit in solche Zustände verlegt. Gelingt es bei den täglich vorzunehmenden Untersuchungen der Röhre nicht, das Weibchen rechtzeitig oder seinen

Palme mit Webervogelnestern.

Giersack unverletzt mittels eines zugespitzten Holzstäbchens aus den Zehen zu entfernen, so ist eine eiternde Verletzung auch schon da, und damit in Wälder die marschhemmende Entzündung. Bei den Negern führen derartige Fälle infolge Vernachlässigung und falscher Behandlung nicht selten zur Verstümmelung, ja Verlust der Zehe, des Fingers und des ganzen Gliedes; denn auch an den oberen Gliedmaßen, sogar im Gesicht bohren sich die Tiere ein.) Die Anwesenheit von Moskitos in den feuchtwarmen Urwaldgebieten zu bestätigen, ist eigentlich überflüssig.

Zahlreich, insbesondere in den Ansiedlungen und durch ihr Erscheinen die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigend, sind die Agama. Diese Eidechsen zeichnen sich durch ihre ganz beträcht-

liche Größe — nicht selten beobachtet man Tierchen von 40, ja 50 cm Länge — und namentlich durch ihre prachtvollen, lebhaften Farben aus: der Kopf rot, der Hals grün, Rücken und Schweif rot, gelb, blau und grün durcheinander.

Zu den gefiederten Vertretern der Tierwelt übergehend, sind an erster Stelle jene Vogelansiedlungen aufzuführen, die bezeichnend für ganz West- und Innerafrika sind, und auch hier häufig sich finden. Sie verleihen den Bäumen, die sie mit Vorliebe bevölkern, solchen, die mit einem Teil der Krone über das Wasser herabhängen, sowie Palmen, ein ganz absonderliches Gepräge. Namentlich die letzteren sind oft derart zerzaust, daß die sonst so schönen schlanken Fiederblätter der Krone fast wie Besenreiser in die Lüfte harren, wenn sie, wie häufig der Fall, oft ganz mit den eigenartigen Nestern der reizenden kleinen Webervögel bedeckt sind. Die Tierchen sind mittelgroße Finken mit dunkelgefärbtem Kopf, grünlichem oder rötlichgelbem Rücken und gelbem oder weißlichem Bauche. Ihre Nester, zu dreißig und vierzig, manchmal auch zu Hunderten an einem Baum, sind wahre Kunstbauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen. Die im ganzen Urwaldgebiet vorkommenden Nashornvögel und Falkenarten sind besonders häufig in den Parklandschaftsoasen und im Hochwald. Während man diese Vögel zu allen Tageszeiten streichen sieht, läßt sich der Turako meist nur Morgens und Abends hören. Zur Familie der Selmvögel gehörig, hat er etwa die Größe eines Raben, ist aber prachtvoll lazurblau, gelb und zimtbraun gefiedert. Die ornithologischen Beobachtungen im Urwald sind — vom Vollenstandpunkt aus — so ziemlich vollständig mit der Aufführung der häufigst vorkommenden Vögel, der Graupapageien. Auch ihre Hauptflugzeit ist Abends vor Beginn der Dämmerung. Wenn der Tag sich neigt, wird, wie auch bei uns zu Hause, hier zu Land die gefiederte Welt lebendig. In starken Ketten streifen sie durch die Baumkronen, und machen sich mit ihrem durchdringenden, knarrenden Gekröse weithin bemerklich; doch sind sie schlaue Vögel, klug und vorsichtig, und darum nicht leicht zu schießen.

Wenn man die Papageien nennt, muß man von den Affen sprechen, den vierfüßigen Komikern im Busch, die ihre zweibeinigen geschwätelnden Kollegen an Possierlichkeit und Beweglichkeit noch um ein gut Teil übertreffen. Brehm's treffendes Wort, daß „der Papagei der gefiederte Affe ist“, ist auch umgekehrt richtig. Wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht weit: so auch im Waldland Kameruns. Sie leiten hinüber zu den Säugetieren, die den Urwald bevölkern.“ (Aus Sutter: Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

In der Art und Weise der Verbreitung dieser anthromorphen Vertreter der Tierwelt tritt der einzige zoologische Unterschied zwischen dem Urwald Nord- und Südkameruns ein. Der letztere weist als Bewohner außer den verschiedenen Meerkatzen-

arten, die auch den Urwald der Nordhälfte bevölkern, noch jenen gewaltigen Zweihänder auf, dessen eigentliche Urheimat ja Guinea ist, den von einem förmlichen Sagenkranz umwobenen Gorilla. Am unteren Nkam, im Nkwelle- und Bombafagebiet und westlich der Jaunde Station ist er entdeckt, und nahe der letzteren endlich auch ein Exemplar erglegt worden. „Vor mir lag ein gefällter Riese,“ schreibt der glückliche Jäger, „noch im Tode furchtbar.“ Und in der Tat: das erwachsene Männchen mit der Größe eines Menschen, nur weit breitschulteriger (bis zu 1 m), mit langen, ungemein kräftigen und muskulösen Armen und gewaltigen Händen, mit seinem fahmarmig gewölbten Nacken, der breiten, tief durchfurchten Nase, der mächtigen, vorpringenden Schnauze, aus welcher ein furchtbares Gebiß mit scharfen Eckzähnen hervorsteht, der schwarzen Behaarung, die auf dem Genick fast zu einer sträubenden Mähne sich verlängert — muß er ein furchtbarer Anblick sein.

Dann sind an Säugetieren — Kamerun weist im ganzen bis jetzt 111 Arten auf — als Bewohner des Urwaldes zu nennen: Buschfaffen, Stachelschweine, Wildschweine, Antilopen, und der mächtigste und häufigste, stellenweise zur wahren Landplage werdend, der Elefant. An Raubtieren scheint sich nur der Leopard zu finden. Fast all diesen Vierfüßlern werden wir oben in der Steppe wieder begegnen, und dort wollen wir ein oder den anderen davon etwas näher uns betrachten. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß die Flüsse Südkameruns, die wir im Küstengebiet mit Flußpferden und Alligatoren bevölkert fanden, dieser ihrer Bewohner auch in der Urwaldzone bis hinauf ins Hochland, bis in ihr Quellgebiet sich zu erheben haben; insbesondere scheint der Sanaga mit seinen Zu- und Nebenflüssen ein beliebter Aufenthaltsort zu sein.

Schlangen sind nicht gerade selten; teils giftig, teils harmloser Natur, braungrau und grünlichgrau, können sie infolge ihrer Färbung leicht übersehen werden. Namentlich wenn sie an den Ästen sich herunterhängen lassen oder am Boden zusammengerollt liegen, hält man sie anfänglich für Ranken. Die harmlosen sind Pythonenarten; die längsten werden bis 4, ja 6 m lang. Dominik berichtet, daß er in einem von ihm erlegten Python ein vollkommen ausgewachsenes unverbautes Wildschwein vorgefunden hat. Morgen erzählt, daß von den Eingeborenen Südkameruns eine kleine, etwa $\frac{1}{4}$ m lange, schwarze, giftige Ratter gefürchtet wird, welche den in ihre Nähe kommenden Menschen aufspringe und durch ihren Biß töten könne.

Vassen wir uns schließlich noch berichten, daß auch eine ganze Reihe verschiedener Tiere mit Nachtleben: große Fledermäuse, fliegende Gunde u. s. w. in den Urwäldern Kameruns haust, so haben wenigstens die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt dieses Vegetationsreiches, natürlich ohne auf die zahlreichen Unterarten nur irgendwie näher eingegangen zu sein — flüchtigste Erwähnung gefunden.

Eine nicht zoologische Bemerkung sei aber hier noch eingeschaltet!

Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat insbesondere über die von seiten der „wilden, reißenden Tiere“ vermeintlich drohenden Gefahren. In ihnen werden vielfach die Schrecken der Wildnis gesucht. Allerdings sind Vertreter der Tierwelt Gegenstände der

Zucht, ja des Entsetzens für jeden Reisenden in den Tropen, wenigstens in den westafrikanischen, aber sie heißen nicht Leopard, Elefant, Krokodil, Schlange, sondern — Ratten, Ameisen, Sandflöhe, Fliegen!

Die Ratten fressen Stiefeln und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am todmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund, Nase, zerstechen den Körper und setzen sich, eitererzeugend, in Wunden; die Ameisen überziehen im Nu den wehrlosen Wanderer, den ahnungslos Raften- den zu Tausenden und martern ihn mit ihren Bissen; die Sandflöhe bohren sich heimtückisch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geschwüre und machen den Menschen oft für Wochen vollkommen marschunfähig.

Das sind die vom Wissenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis. Von den vermeintlich so gefährlichen droht dem Menschen fast gar keine Gefahr. Sie fliehen, wenn nicht angeschossen, in die Enge getrieben oder vollkommen überrascht, bleiben unerschbar in den Dickungen oder verschwinden spurlos in dem dichten Pflanzengewirr. Sucht man nicht als Jäger das sich bergende, verziehende Wild auf, sei es ein

Elefant, eine Schlange, ein Leopard, so kann man in den doch ziemlich wildreichen Gebieten Kameruns oft wochenlang durch Busch und Gras marschieren, ohne viel mehr als die Fährten der selbst unsichtbaren Tiere zu Gesicht zu bekommen. —

Der Binnengrenze des Waldmeeres immer mehr uns nähernd, finden wir nun allmählich einen Vegetationsunterschied zwischen Nord- und Südteil Kameruns. Hier unten steigt der Urwald, ab und zu mit Parklandschaft durchsetzt, über die Terrassen hinauf bis zum Randgebirge — stellenweise sogar noch auf das Hochland übergreifend, ja südlich des Nyong sich mit dem Äquatorialwaldläufer vereinigend (siehe S. 57); dort oben im Norden

Männlicher Gorilla, erlegt bei der Yaundestation.

ändert sich das Vegetationsbild. Erinnern wir uns der Geländegestaltung: die der eigentlichen Steilwand des Plateaus vorliegende erste und einzige Terrasse erstreckt sich bis fast an ihren Fuß, beinahe eben, dann schieben sich noch fettenrückenartige Vorberge ein. Bis zu diesen hin herrscht der Urwald, wie wir ihn im vorstehenden kennen gelernt haben. Auch auf den ersten dieser Bergketten ragt er noch in die Lüfte, und zwar als ausgeprägter majestätisch schöner Hochwald auf nacktem Felsgestein. Schon aber werden die Bäume lichter, die Tropen Sonne flutet herein, und statt des Buschwaldunterholzes erheben sich immer mehr und mehr echte Tropenpflanzengebilde: Baumfarne und Ölpalmen. Der Anstieg an der eigentlichen Mauer des Plateauabfalls hat uns zur halben Höhe derselben gebracht: der erstaunte Blick schweift nach Süd, Ost und West über Bergketten und Täler weitem, nach Norden an der ragenden steilen Wand hinauf — nicht mehr über die nur zu wohlbekannten Urwaldbäume, sondern über ein Palmenmeer: zusammenhängende Ölpalmenwälder decken die letzten Vorbergrücken und Täler, die ganze Steilwand des Plateauabfalls bis fast hinauf zum Hochlandsrande; nur da, wo dieser nach Süden umbiegt, in dem Gewirr der über- und durcheinander geworfenen Kettenanordnung bis ins Bangwa- und Rabogebiet hinein, finden wir stellenweise zungenförmig vom Hochland herunter reichend dessen typisches Pflanzenbild: das Gras, mit Gestrüpp, Baumfarnen und niederem Palmengebüsch auf dem steinigten Boden durchsetzt.

Diese Ölpalmenwäldungen sind so ausgedehnt, und die Ölpalme ist eine so wichtige und wertvolle Pflanze vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus, daß wir uns sie — und bei dieser Gelegenheit auch gleich die anderen hauptsächlichsten wildwachsenden einheimischen Nutzpflanzen der Kolonie, die eine Rolle in praktischer Kolonialverwertung teils schon spielen, teils zu spielen unzweifelhaft berufen sind, etwas näher betrachten wollen. (Die Plantagenpflanzen der Europäer werden wir in einem späteren Kapitel, im letzten Abschnitt, kennen lernen.) Die weitaus größte Zahl derselben gehört so wie so der Urwaldregion, den in ihr herrschenden geographischen und klimatischen Verhältnissen an; die wenigen des Hochlandes seien der Vollständigkeit halber gleich hier im Anschluß daran besprochen. Auch diejenigen einheimischen Kultur- oder Farmpflanzen, die in den Pflanzungen der Eingeborenen von diesen gebaut werden, wegen ihrer Bedeutung als Kolonialprodukte aber den Nutzpflanzen der Kolonie zugeählt werden müssen, seien hier mit hereinbezogen. (Die eigentlichen Farmpflanzen der Neger, die nur als Nahrungsmittel dieser Bedeutung haben, werden wir — gleich den ausgesprochenen Haustieren — kennen lernen, wenn wir die Menschen, die eingeborene Bevölkerung unserer Kolonie, aufsuchen.)

Also zuerst die Ölpalme.

Mit ihrer breiten vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisen Windhauch schwanfend wogen, ist die *Elaeis guineensis* eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15 und 20 m und darüber. Die die dichte Krone bildenden 5 und 6 m langen Wedel strahlen, 20—25 an der Zahl, gleichmäßig nach allen Seiten aus. In den Blattscheiden der Krone setzen die massigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge (oft mehrere hundert) festigender, eng aneinander gedrückter

und deshalb abgeplatteter Einzelsrüchte von Pflaumengröße bestehen. Erstere erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 kg. Zwischen den zusammengepreßten Kernen starren kurze Stacheln hervor. Diese und der Umstand, daß diese Fruchtstände, etwa von der Form einer riesigen, länglichen Erdbeere, nicht herabhängen, sondern aufwärts wachsen, geben einer tragenden Ölpalme ein bizarres Aussehen. Die Einzelsrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter Schale umgebenen,

Lebensmittelverkauf auf einer Station.

haselnußgroßen, eigentlichen Palmkern, in das Fruchtfleisch eingebettet.

Die Gewinnung des Palmöles geht in der Weise vor sich, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Palmmüße, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen (ausgehöhnten Baumstüben) mit Stampfen und Stößeln oder auch den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgepreßte Öl oben, wird abgeschöpft, und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgeseiht. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Öl wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, die dann mit Bananenblattstüpfeln verschlossen werden: es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr reich dick es ein; wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüchtig.

Nicht minder wichtig war und ist für den Handel die Gewinnung des Gummis; ist dieser doch ein Hauptausfuhrartikel Kameruns.

Die Gewinnung des Gummis aus dem im Urwald wild wachsenden Gummibaum und der Gummiliane (*Vandolphia*- und *Ficus*-arten) ward den Eingeborenen erst von den Europäern gezeigt, und zwar vor verhältnismäßig kurzer Zeit; in Kamerun erst im Jahre 1885 durch die Schweden Knutson und Waldau.

Regelrecht wird der flebrichte Milchsaft der Pflanze, der eben den Gummi bildet, dadurch gewonnen, daß in die Rinde Einkerbungen gemacht werden und die herausströmende Flüssigkeit in Gefäßen aufgefangen wird. Das geht aber den Eingeborenen viel zu langsam. Mit seltenen Aus-

Das in Westafrika von Eingeborenen in den Handel gebrachte Palmöl ist also stets aus dem den eigentlichen Palmkern umgebenden Fruchtfleisch gewonnen.

Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weißen Kaufleuten erst nochmals in großen Kesseln ausgekocht zur Auscheidung von Unreinigkeiten, die bei dem primitiven Durchsieben sich noch finden, dann in Fässer gefüllt und so auf die Schiffe verfrachtet.

Die Palmkerne nun, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mittels Steinen aufgeklopft, und der bläulich-weiße, stark ölige Kuchern in Körben zum Verkauf gesammelt. Das sind die sogenannten „Palmkerne“, wie sie im Handel heißen, streng genommen also die Rüße der Palmkerne. Auch aus ihnen wird Öl gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa: das Palmkernöl.

nahmen hauen sie einfach die Stämme und Ranten ab und erhalten dadurch allerdings die Milch reichlicher und reicher. Aber die betreffende Pflanze verblutet sich und stirbt, wenigstens teilweise, ab.

So hat man eifrig nach Ersatz gesucht, und ist in neuerer Zeit auf einen gleichfalls gummihaltigen Baum, ebenfalls in Kamerun vorkommend, gestoßen, eine *Mikra*-art, welche im Vagosgebiet schon seit längerer Zeit bekannt ist und dort enorme Mengen Kautschuk geliefert hat. Mit rationellem Anbau dieses wertvollen Baumes sind Versuche eingeleitet (vergl. Abschnitt VI: Plantagenbau).

In der Reihenfolge ihrer Bedeutung für Ausnutzung durch den Europäer folgen nunmehr nach diesen beiden wichtigsten zwei weitere Pflanzen — die eine im ganzen Schutzgebiet wild wachsend sowohl, als auch von den Eingeborenen, insbesondere der Hochlande, als Farnpflanze gebaut; die andere nur als solche gepflegt: der Kolanußbaum und die Erdnuß.

Ersterer (*Sterculia acuminata*) ist ein hübsch gebauter, etwa 2 m hoher Baum mit dichter Laubkrone aus kräftigen, tiefgrünen Blättern. Die Frucht ist fast so groß wie eine Kokosnuß, mit harter Schale. Diese aufgeschlagen, zeigen sich im Innern fünf bis sechs große Kerne in weißen, starken Häuten, die nebeneinander liegen, etwa ähnlich recht großen Orangenschnitten. Häutet man einen dieser Fruchtteile, so zeigt sich in ihm endlich der eigentliche, eßbare Kern, der wieder aus mehreren ungleichmäßig gelagerten, abgeplatteten Schnitten besteht, die sich mit dem Fingernagel trennen lassen.

Dem Kolabaum kann man eine Zukunft als Kulturpflanze im Plantagenbetrieb mit Sicherheit voraussagen. Man hat sich bald an den herben, zusammenziehenden Geschmack gewöhnt, und jeder Reisende hat tatsächlich mit Verwun-

derung an sich selbst bemerkt, wie anregend und belebend der Genuß von einigen Schnitten bei starken körperlichen Anstrengungen wirkt.

Die Erdnuß (*Arachis hypogaea*) ist eine niedere widenartige Pflanze und trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich stets zwei etwa 2 cm lange, längliche Kerne, mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äußerst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Das Wichtigste aber ist ihr außerordentlich starker Ölgehalt: bei nur leichtem Drücken mit einem Steine liefern sie reichlich klares, reines Öl, das, gereinigt, dem feinsten Olivenpeisöl in feiner Weise nachsteht, außer bedeutend im Preise! An der ganzen Westküste ist der Handel mit *Arachiden* ein sehr bedeutender — auch in Kamerun wird diese Pflanze noch eine Rolle spielen.

Auch der Kokospalme begegnen wir hier; sie liefert ja das bekannte Kopra; die verschiedenen Nutzholzarten der mahagoni-, ebenholz-, stein- und rothholzartigen Bäume — alle zahlreich in Kameruns Urwald vertreten — werden von dem Augenblick an Bedeutung gewinnen, wo Verkehrsstraßen — Bahnen — das Land durchziehen; Farbstoffe (*Piaßava*) geben eine Reihe

von palmenähnlichen Gewächsen; der Kaffeebaum und Kaffeestrauch wächst wild in unserem Schutzgebiete, und sind Versuche — namentlich in den nach Lage und Boden voraussichtlich sehr günstigen Hochlanden noch in keiner Weise gemacht worden. Erwähnt möge gleich hier auch werden ein fossiles Harz, das gleichfalls schon einen, wenn auch bescheidenen Platz in der Ausfuhr Kameruns sich erworben hat, der Kopal:

In runden Knollen, wie kleine Kartoffeln, und hellem Glanze, Farbe hellgelb bis braunrot, äußerlich rau, im Innern von muscheligen Bruch kommt er in den Handel als afrikanischer Bernstein.

Speziell in Adamaua vorkommend, und dort zum Teil als reguläre Kultur bereits betrieben, ist die Baumwolle, der Reis (in Nordadamaua) und die Indigopflanze. Mit letzterer hat sich bereits ein ganz beträchtlicher Handel entwickelt, durch die ehemalige englische Nigerkompanie.

Wild wachsend zum Teil, zum Teil eifrigt angepflanzt, namentlich im Hochland, muß endlich die Tabakstaude noch genannt werden.

Aus den Berichten der Reisenden im Norden und Süden, namentlich aber in den Hinterländern, geht hervor, daß der Tabak sogar in der primitiven Zubereitung der Eingeborenen von ihnen ganz schmachtend befunden wurde — mit endgültiger Erschließung dieser Gebiete wird auch diese Nutzpflanze noch eine Rolle in der wirtschaftlichen Ausbeutung der reichsten unserer Kolonien spielen.

Erwähnen wir endlich noch, daß zahlreiche Arzneipflanzen bereits entdeckt worden sind, sind wir uns bewußt, daß wir mit vorstehender Aufzählung nur die bedeutenderen der Nutzpflanzen uns vorgeführt haben, ohne hier auf die Plantagenpflanzen (Kakao u. s. w.) eingegangen zu sein, gedenken wir der noch äußerst lückenhaften Kenntnis der Pflanzenwelt Kameruns, so dürfen wir uns schwer zu der begründeten Überzeugung gelangen, daß die Kolonie wahre Schätze in sich birgt, die zu heben es nur der Zeit und konsequenter Arbeit bedarf. —

Nun aber wollen wir unsere ziemlich lang unterbrochene Wanderung durch die Pflanzen- und Tierwelt wieder aufnehmen.

Wir stehen an der Inlandgrenze der Waldzone.

Der nächste Schritt bringt uns in das dritte weite Bedeckungsreich unserer Kolonie, in die Steppe.

Gewaltige Flächen sind es, die die Waldmeere zusammenhängend überziehen, von der Küste an bis zum Hochlandsrand in einem 150—250 km breiten Gürtel, der im Süden der Kolonie nach Osten landeinwärts umbiegend, als ein etwa 150, stellenweise über 200 km (bis fast südlich Bertua) breites Band sich der ganzen Südgrenze längs lagert. Inseln gleich liegen darin die kleinen Ansiedlungen der Eingeborenen, ihre oft weit ausgedehnten Farmen, oasen-gleich die offenen freien Plätze der Parklandschaft.

Der Schritt ist getan — wir stehen in der Steppe. In ihrer Gesamtheit deckt sie — den Urwaldstreifen im Süden ausgenommen — das ganze Hochplateau bis hinüber zum 15. Längengrad und darüber hinaus, bis hinauf zu den Sumpfebenen des Tschad- und Sharigebietes, so noch in die dritte geographische Zone der Kolonie übergreifend. Und doch ist der Eindruck grundverschieden, je nachdem man im Norden oder Süden aus den Urwaldhallen in sie hinausschreitet. Dort oben zeigt sie sich in der Form des reinen Graslandes, im Süden tritt sie uns als Savanne entgegen. In der nördlichen Hälfte Adamauas, etwa jenseits der Linie Takum—Gashaka—Ngaurum werden wir ihre dritte Form, in der sie von da ab gen Norden zu das Land überkleidet, den lichten Steppenwald, kennen lernen.

Besser als durch langatmige, gelehrte und dadurch — langweilige „Er-

örterung und Spezifizierung“, werden uns diese drei verschiedenen Formen eines großen Vegetationsreiches vors Auge treten, wenn wir frischweg in sie hineinschreiten. Und so wollen wir da beginnen, wo der Gegensatz zum eben verlassenen Urwaldgebiet am schroffsten zum Ausdruck kommt, an seiner in steilem Anstieg erklimmenen Nordgrenze.

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen vor Bali Halt machend, den Blick nach Norden und Süden wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge teil in Täler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Ölpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschrittene Urwaldgebiet da unten — vorwärts nach Norden, Osten und Westen Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Täler, und wie grüne Wogen schaukelte in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab. Dieses windgepeitschte Grasmeer mit seinen 2, 3 m hohen Halmen, mit seinen nebelumwallten Höhen, mit seinen Hirsefarmen gibt die frohe Gewißheit, die Südgrenzgebiete Westadamauas erreicht, betreten zu haben.

Der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere ist überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebietes. Da unten wirken die Ausmaße in der Sentreckten, hier oben die maßlosen Flächen. Panaceen, 2 m und höher, schießen, oben scheinbar lückenlos geschlossen, büschelförmig aus gesonderten, erhöhten Wurzelstöden auf. Der Boden zwischen den letzteren ist nackt, hart und mit dem festen Quarzgeröll, der Vateritbildung zugehörig, bedeckt. Mit scharfen Schilfblättern sind die starken Halme bewehrt, die beim Durchmarsch bald blutige Furchen über Gesicht und Hände ziehen. Blumenstaub ist der Grassteppe fremd; nur verstreut wächst die mattrot oder gelb blühende Indigofolade, ein Ökrotrauch mit seinen gelben und roten Farben steht da und dort. Geigenartig ragt ab und zu das knorrige, knipfelhastige Geäst einer einzelnstehenden Zwergakazie aus dem Halmenmeer hervor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Äste angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der zählebige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Die Grasbrände sind ein gewaltiges Naturschauspiel. Wie sie einst die karthagische Flotte vor mehr als 2000 Jahren gesahnt, als sie an der unbekannten Küste nach Süden drang, wie sie Wungo Part vor 100 Jahren im Hinterland des Gambia gesehen, so wälzen sich auch heute noch über die Savannen des dunkeln Erdteils die Flammenmeere dahin. Die im Dezember und Januar aufflammenden Grasbrände kündigen sich, aus dem Innern näher kommend, schon Wochen voraus durch bräunlichen Duft an, der über der ganzen Landschaft lagert. Bisweilen bringt auch der Nordost ein förmliches schwarzes Schneegeflöber, indem er die verbrannten Grashalme vor sich her treibt. Tagsüber ist dann die Landschaft in Rauchwolken gehüllt, Abends aber fesselt das Auge prächtig schöne Bilder in ihrer unendlichen, stets überraschenden Mannigfaltigkeit. Dort loht es auf, als riesenroter Sintergrund die Umrisse von

Häusern, Bäumen und Höhen scharf zeichnend, da brennt ein ganzer Berg, hier zieht sich eine feurige Schlange durchs breite Tal und kriecht dann hinauf zur Höhe, und dort drüben endlich kommt es angewälzt in geschlossenem, riesiger Breite, gleich anrückenden Sturmkolonnen, und das Bräseln des Feuers, das Freiwerden und plötzliche Verdamphen der gebundenen Dünste und Flüssigkeit gleicht dem Getnatter der Gewehre. Über eines aber ist man trotz dieser Großartigkeit anfänglich eigentlich enttäuscht. Wer hätte nicht von den amerikanischen Prairiebränden gelesen, daß sie in rasender Eile dahinbrausen, und kaum die flüchtigsten Tiere sich retten könnten! Hier in der Steppe Kameruns geht das nicht so geschwind. Nicht bloß jeder Vierfüßler, auch der Mensch kann den Grasbränden, selbst bei großer Nähe, mit Leichtigkeit sich entziehen; höchstens daß man hier und da mal ein bißchen Vauschritt einschlafen muß. Die Grasbrände werden meist von den Eingeborenen absichtlich gelegt und unterhalten, um wieder freien Überblick zu gewinnen, zur Rodung und Düngung neu zu bebauender Flächen zugleich. Auch zu jagdlichen Zwecken werden sie angezündet, und nebenbei fällt doch auch manche der häufigen Schlangen dem feurigen Element zum Opfer.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In den Wäldern und Tälern längs der zahlreichen, quellfrischen Wasserläufe ziehen sich schmale Waldstreifen: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden. Diese Waldstreifen bleiben ewig frisch und grün; die Grasbrände dringen nie in geschlossene Holzbestände, versengen höchstens die Ränder. In ihnen erinnert uns die Natur, daß wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie für die sonst so einfachen Pflanzenformen uns entschädigen, häuft sie in diesen in die Talhöhlen eingeprengte Buschvegetation eine solche Überfülle von Lebenskraft, daß der Faden der Gesetzmäßigkeit ganz zerreiht. Hier finden wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder.

An gleichen Orten, wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten Sainen die Naphia, diese dem Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz an Stelle der Buschwaldbäume; an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmern gemischt.

Ein so häufiger Baum auch die Naphia ist, das Auge erregt sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebanten Palme. Geradezu riesenhafte Gebilde bekommt man zu Gesicht. Der Wurzelstod oder Stammtrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Naphia ja eigentlich nicht — von einem Umfang von 3 m, 30–40 Webel, jeder 15–20 m lang, und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.“ (Aus Kutter: Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Das ist das Pflanzenkleid, in dem sich die Steppe hier oben im Norden Kameruns zeigt. Dieses Gewand trägt sie Hunderte von Kilometern bis fast hinüber zur Hochfläche von Ngaoundere, nur die Mächtigkeit der Halmenhöhe mindert sich; in Hüfthöhe ragt allmählich nur mehr das Gras, und stellenweise tritt auf größere Strecken der nackte, harte Lateritboden zu Tage.

Anders im Südteil Kameruns, soweit nicht Urwald die Lande deckt. Nicht unvermittelt wie oben im Norden folgt auf die Urwaldmassen reines Grasland — die Form, in der hier die Steppe die Waldmeere ablöst, ist die der Savanne.

Sie ist ähnlich dem, was wir unten in den Waldgebieten als Parklandschaft kennen gelernt haben. Vom Nyongfluß ziehen sich die Savannengebiete hinauf in der ganzen Breite des Kameruner Hochplateaus bis in die Höhe von Nsoke, also bis an die Südgrenze des Tibatireiches; Strecken reinen Graslandes sind dazwischen verstreut, so im Südteil des Wutegebietes im weiten Umkreis um die vielgenannte Ngilastadt. Die Hänge und Höhen, die Ränder der Wasserläufe sind aber ausnahmslos dicht bewaldet. Vom Tibatigebiet an geht dann die Savanne über in die geschilderte Grassteppe mit niederem Pflanzenwuchs.

Weiter. Wir steigen die Nordabdachung des Plateaus herunter in die weiten Kessel und Täler mit den aus ihnen heraus gewaltig hochragenden Bergmassiven des Sjari, Alantika und Tchebitchigebirges, und damit in den breit auslagernden Grabenbruch des Benuétals; herunter von Höhen von 1500 und 1000 m, auf 200, 300 m über dem Meeresspiegel: das Reich der dritten Form der Steppenflora, der lichte Steppenwald nimmt uns auf, und in ihm durchmessen wir ganz Nordadamaua, hinüber über den Benué, hinüber bis zum Tschadseegebiet, und noch ein gut Stück in dieses hinein. Nur vier größeren Savannengebieten begegnen wir: in der Umgebung von Nola und Garua, am Südfuße des Sjari- und des Alantikamassivs; das reine Grasland finden wir auf den Plateaus der uns bekannten, teilweise eben wieder genannten, isoliert aufragenden Berghorste — es wogt nur auf freien, frischen Höhen.

Aber bevor wir in den Steppenwald Nordadamauas eintreten, müssen wir die Tierwelt des Graslandes und der Savanne Revue passieren lassen. Mit dem Abstieg ins Benuétal überschreiten wir die Wasserscheide gegen den Ozean; und Wasserscheiden spielen in der Verbreitung von Tierarten bekanntlich eine wichtige Rolle.

Was Arten anlangt, finden wir immerhin eine stattliche Anzahl bekannte aus dem Waldland; das Kleid nur ist bei einzelnen Vertretern schmuckloser geworden.

Katten und Mäuse, Sandflöhe und Ameisen, Plattentiere und kleinere Amphibien treiben hier ihr Unwesen wie dort. „Aus Erbspalten und Erdlöchern sah ich die langen Kolonnen der Treiberameisen herankommen, deren Vorbeimärsche oft stundenlang dauern; ich beobachtete einen solchen Zug einmal Vormittags beginnend über 2 Stunden; als ich dann Nachmittags wieder nachsah, wahrte er in unverminderter Stärke, und ich hatte nach weiterer einstündiger Beobachtung keine Zeit mehr, das Ende abzuwarten. Tüpfeln gaukelte an den Wasserläufen; Moskitoen tauchten in der Regenzeit, aber nur in dieser, und nicht zahlreich auf.

Ein Tier muß bei diesen kleineren Vertretern der Tierwelt genannt werden, das durch die Massen, in denen es auftritt, wirkt: die afrikanische Wanderheuschrecke. In zwei Trockenzeiten sah ich ihre ungeheuren Schwärme über die Grassteppen Westafrikas ziehen: ein großartiges Naturschauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der es gesehen. „Salisbury, 1. II. 92. Gegen 2⁰⁰ p. m. kamen vereinzelte Tiere aus Osten, gewissermaßen als *Celaireurs* voran, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2⁰⁰, quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit, daß ein Durchsehen unmöglich war, und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden glich dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Im Augen-

blick war alles besetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden, alles so dicht, daß auch nicht das Geringste des bedeckten Gegenstandes mehr sichtbar war. Und als der Schwarm nach Norden und Nordwesten weiter zog und die Sonne von rückwärts in die Massen hineinschien, glaubte man das dichteste Schneegestöber zu erblicken, hervorgerufen durch das Glitzern der von den Sonnenstrahlen beschienenen weißen Flügel der Tierchen. Der Neger ißt sie roh, in Palmöl gebraten und gedörrt mit Leidenschaft. Das Tier gleicht an Größe und Gestalt vollkommen unserer großen, grünen Heuschrecke, nur die Farbe ist verschieden: die Wanderheuschrecke ist braun.“ (Aus Gutter: Wanderungen zc. in Nordamerika.)

Schlangen, diese in der Heimat so sehr gefürchteten Tiere der Tropen, gibt es mehrere Arten und, wie es scheint, fast alle giftig; insbesondere die sogenannte Rhinocerosschlange ist gemein. Ihren Namen hat sie von den zwei höckerartigen Auswüchsen, die auf dem unförmigen, dreieckigen Kopf aufgesetzt sind.

Die Familie der Eidechsen ist im Grasland vertreten durch weit schlächer gezeichnete Angehörige: seltener ist die farbenprächige Agama, weit häufiger der braune Geco, der nicht selten bis zu 4 Fuß lange Leguan und das Chamäleon.

Die Kriech dieser Saurierfamilie, die Alligatoren, bevölkern, noch zahlreicher wie unten im Waldgebiet, die Flüsse der Steppe; namentlich der Sanaga und seine Zuflüsse, der Mao Mung, der Dherem und Bam sowie im Süden des Plateaus der Urwaldstrom des Dshah werden als von ihnen geradezu wimmelnd geschildert. Wo Alligatoren haufen, fehlt merkwürdigerweise auch nie das Flußpferd, so daß wir also diese beiden Bekannten von früher auch hier oben nur zu häufig wiederfinden. Auch an Fischen überreich sind diese Wasser.

„ntchen, ninguatt, nyatt fantu itet abütiti“ lautet das geflügelte Wort des Hochlandstammes der Bali, das heißt: der Elefant, das Flußpferd und der Büffel sind drei schlimmste Brüder. Das eine dieses edlen geschwisterlichen Kleeblatts haben wir schon näher kennen gelernt (S. 59).

Der Büffel bevorzugt freies offenes Land; nur in dem Urwaldstreifen zwischen Nkong und Dshah findet er sich auch als Waldbewohner. Zwei verschiedene Arten trifft man in der Savanne: „eine kleinere, schwächere Art mit rotbrauner Decke, ähnlich unserer heimischen Kuh, und eine starke schwarze, oft ins Graue spielende Art mit gedrungenem Körperbau, kurzem Hals und kurzen, starken Hörnern, wie die südamerikanischen Büffel. Die letztere ist bedeutend seltener als die erstere, die truppweise zu 5, 6, ja 12, 15 Stück umherstreift.“ (Worzen: Durch Kamerun zc.)

Der Elefant ist gleich häufig im Urwald wie in der Steppe, am Ufer des Tjad geht er zur Tränke. „Im Waldland wird“ (wie berichtet) „dieser mächtige Dichthäuter stellenweise geradezu eine Landplage, zerstört ganze Pflanzungen der Neger und zwingt sie, ihre Dörfer und Farmen zu verlegen. Von den in der Heimat in zoologischen Gärten u. s. w. gesehenen darf man keinen Rückschluß auf das Tier in der Freiheit machen, wenigstens nicht auf den afrikanischen Elefanten. Der indische Elefant — denn dieser ist es vorerst fast nur, den wir zu Hause zu sehen bekommen — sieht gutmütiger

aus als sein afrikanischer Vetter; dazu hat er weit kleinere Ohren und Zähne. Anders der Afrikaner: 10 bis 12 Fuß hoch, niedrige, flache Stirn, seitwärts davon ungeheure Ohren, die die Schulterblätter fast bedecken, mächtige Stoßzähne, entweder geschwungen wie ein Sarazenenäbel oder fast gerade neben dem Rüssel weit vorragend: so präsentiert er sich in der Wildnis, in der Freiheit. Schon wie er so dasteht, breit und behaglich im Urwald oder in einem seiner Lieblingsaufenthalte, einer Raphianiederung im Grasland, mit dem Schweif sich die Fliegen abwehrend, die großen Ohren auf und zu klappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, Äste, Zweige, junge Bäume, die frisches Laub oder wohlriechende Früchte tragen, scheinbar ohne jede Anstrengung fassend, biegend, brechend und das Grünzeug mit dem Finger des Rüssels in das unerfättliche Maul ver-

Westafrikanischer Elefant.

schwinden lassend: tritt einem die richtige Vorförderung sich selbst nicht bewußter afrikanischer Urkraft entgegen. Truppweise, herdenweise leben die Tiere zusammen. Natürlich sind sie nicht so dicht zu treffen wie ein Rudel Rehe oder Schafe; auf einige Quadratkilometer verstreut treiben sich Herden von 20 bis 30 und noch mehr herum.

Noch ein paar zoologische Notizen aus Brehm über den mächtigen Dichthäuter: „Die Größe, das heißt Höhe des afrikanischen Elefanten überschreitet wohl nie 10 bis 12 Fuß, am Widerrist gemessen; es ist das schon eine ganz respectable Höhe. Die Leibeshöhe schwankt zwischen 10 bis 15 Fuß, der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten darf man auf 9000 bis 10000 Pfund schätzen. Gewaltige Dimensionen nehmen die Stoßzähne an. Bei ausgewachsenen Exemplaren beträgt die Länge eines Zahnes wohl selten unter 1,5 m bei einem Gewicht von 30 bis 35 kg; einzelne erreichen auch Ausmaße über 2 m und eine Schwere von 50 kg und mehr.“ (Aus Gutter, Wanderungen zc. in Nordamerika.)

Der Neger stellt den Tieren des Fleisches und des Elfenbeins wegen fleißig nach. Auf jede nur

mögliche Weise, auch mit vergifteten Waffen, jagt er den Elefanten, und weit mehr Verwüstung als die Jagdzüge der Weißen richten die Eingeborenen selbst an; allerdings durch die vom Weißen geförderte Gabelsucht angeregt. Nach der Schätzung eines der berühmtesten Elfenbeinhändler und Kenners, Westendorp, sollen jährlich an 60 000 Elefanten das Leben lassen müssen, um der Nachfrage nach Elfenbein Genüge zu tun! Daß es auf diese Weise nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die „Kultur“ mit den harmlosen, gutmütigen Riesen der Tierwelt ausgeräumt hat, — das pflanzliche Gegenstück der Opfer des Raubgewinns ist die Gummiliane! — wenn anders nicht energische Gegenmaßregeln getroffen werden, liegt auf der Hand.

Die vielumstrittene Frage der Zähmbarkeit des westafrikanischen Elefanten hat Oberleutnant Dominik durch geglückte Versuche auf der Haubestation befriedigend gelöst. Im Wellegebiet gelang es ihm, sieben Elefantenkälber zu fangen. „Acht Tage nach dem Fang waren sie schon so zahm, daß ihr Wärter ruhig in ihren Stall gehen konnte, sie zu füttern. Als sie ins Freie gelassen wurden, kamen sie bald regelmäßig um halb sechs Uhr vom Wasser herauf und warteten vor der Stalltür, um eingelassen zu werden und ihr Bananenabendbrot in Empfang zu nehmen. Und 3 Monate nach dem Fang ließen die Tiere Tag und Nacht frei auf der Station herum, ließen sich von den Kindern besteigen und kamen allmorgendlich an die Freitreppe meines Hauses, um sich ihren Morgenzucker abzuholen.“ Eines der Tiere brachte Dominik in den zoologischen Garten nach Berlin: der erste zahme afrikanische Elefant in Europa.

Wie in der Natur, so hat auch hier in der Schilberung dieser ungefüge Dickhäuter ungehörlich viel Platz beansprucht. Flüchtiger müssen wir weiterwandern, um nur flüchtig die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt kennen zu lernen: allzu vielgestaltig und artenreich kreucht und fleucht es in Kamerun.

Da finden wir Schuppentiere und Fieselohrschweine, zahlreiche Antilopenarten von der niedlichen reizenden Zwergantilope bis zum mächtigen Wasserbock und der Kuhantilope von der Größe unserer Giraffe, die in Herden bis zu 200 Stück die Steppe durchstreift. Da finden wir ferner unsere Meerfische wieder, und als neue Vertreter der Affenfamilie ihre Verwandten, die ungleich stärkeren und größeren Schimpansen; dagegen fehlt der Gorilla. Da finden wir Eichhörnchen und Baumratten, Wildfische und die sich durch ihren Geruch bemerkbar machende, aber meist unsichtbar bleibende Zibethkatze. Da finden wir endlich, bei den Katzenarten angelangt, den auch als Waldbewohner schon genannten Leopard.

„Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen“ schildert Brehm diese prächtige Katze; ich unterschreibe jedes Wort, nur — nach meinen Erfahrungen und den Erzählungen der Neger der von mir durchwanderten Gebiete Nordkameruns — muß noch hinzugefügt werden: ebenso mordlustig gegen Tiere wie feig gegen

den Menschen.⁴ Wie alle Katzen hat er ein außerordentlich zähes Leben. Ich habe einmal den Fang eines Prachteremplars in einer Wildgrube mit angesehen: Speer auf Speer schleuderte die Bali hinunter, wo das Tier bereits schwerverletzt auf einem der spitzen Pfähle hing; aus zahlreichen tiefen Wunden floß das Blut, und immer noch krümmte sich der schlante geschmeidige Leib, peitschte der Schweif die Wände der Grube, fuhr zornfunkelnden Auges der Kopf mit aufgesperrtem Rachen bald an diesen, bald an jenen Speerschaft, und krachend splitterte das Holz unter dem Gebiß. Überraucht und schlecht angeköstet oder in die Enge getrieben mag er sich wohl auch gegen Menschen zur Wehr setzen, und wird dann zweifelsohne furchtbar mit seinen messerscharfen Krallen und spitzen Zähnen.

Vielartig und scharenweise zuweilen ziehen die gefiederten Bewohner der Grasgebiete und Savanne durch die Lüfte; vom kleinen Webervogel und farbenprächtigen Blumenfänger bis zum Raben, zur Gule, zum Turako und Graupapagei, der in den rauheren Grasgebieten von der grünen Papageitanbe abgelöst wird. Häufig freisen auch hoch in den Lüften Raubvögel. Namentlich zur Zeit der Grasbrände sieht man sie in ganzen Scharen über den brennenden Flächen schweben, und bald den einen, bald den anderen herunterstießen in das Rauchmeer hinein, um sich von der aufgestörten niederen Tierwelt ein Opfer zu holen, einen Vogel, eine Ratte, eine Schlange, und sich schnell damit wieder in die reinen Lüfte hinaufzuschwingen. Im jagdlichem Federwild ist aufzuführen das Savannenhuhn, ähnlich unseren Rebhühnern, nur mit etwas längerem Schnabel und dichterem Gefieder. In starken Ketten plündert es die Farmen und flattert gerade so schwirrend in die Höhe wie ein Rebhuhnsvolk auf den heimatischen Feldern. Dann zahlreiche Tauben, unseren Wildtauben ähnlich; nur ist bei den afrikanischen Brust und Bauch zartrosa angehaucht. Schnepfen, Perlhühner und farbenreiche Wasserhühner bevorzugen die Savanne als Aufenthaltssort. Eine Überraschung ward mir auf der Station Baliburg im November 1891 zu teil: ein Gruß aus der Heimat in Gestalt der Schwalben, die eines Tages plötzlich ganz vergnügt und in ziemlicher Zahl ihr blitzschnelles Spiel durch die Luft trieben über Afrikas grünen Savannen am Äquator wie im Norden über Feld und Flur der Heimat.“ (Aus Hutter: Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Das Eldorado der Wasservögel scheinen die überhaupt außerordentlich wildreichen Täler des Dshah im Süden und die des Mao Meng und des Djerem-Oberlaufes zu sein. In den beiden letzteren die uns schon allmählich der Grenze der Grasavanne näher bringen, beginnen auch bereits einige Arten Vögel und Säugetiere sich zu zeigen, die erst in der Wüstensteppe ihr eigentliches Heimatrecht haben — es sind gerade nicht die sympathestischen; auf der Hochfläche von Ngaundere sind sie schon zahlreich: allmählich hörte die Passargeische Expedition „das widerliche Geulen der Hyänen vor der Stadt, welche mit den Aasgeiern zusammen das Aufreissen und Fortschleppen der Leichen besorgen“. Doch auch der König der Tiere tritt hier bereits auf: der Löwe.

Steil geht es hinab auf die Plateaufstufe zum Benue zu. Scharf ist der Unterschied zwischen der Vegetation der Hochebene und der der Bergabhänge

und weiten Talebenen, genau so wie an der Atlantikabdachung. Dort breitet sich unten der Urwald, hier tut die Buschsteppe Nordadamauas sich auf.

„Ihre Bäume besitzen im allgemeinen die Höhe unserer Obstbäume, erinnern auch in ihrem krummen, knorrigen Wachstum an diese. Die Krone ist meist sehr licht; kein Steppenbaum gibt guten Schatten. Niemals stehen sie so gedrängt, daß sich ihre Kronen im Wachstum gegenseitig behindern. Ausgedehnte Pflanzungen sind häufig. Das Unterholz besteht aus Büschen und Sträuchern, welche oft dorniger Natur sind. Wo es fehlt, findet sich wieder das Gras der Hochflächen, aber nicht so hoch, höchstens 1 m.“ Afazien, Mimosen, Dornsträucher, Tamarinden, Butterbäume und Gras, ab und zu die Dampalme: aus all dem fest sich die Buschsteppe zusammen.

Und da, sich, was ragt da und reckt sich hin- auf in die Lüfte und schattet weithin nach allen

Seiten? Was wiegt sich grazios in lang ausladenden Niederblättern? Das sind alte Bekannte aus der Parklandschaft, aus den tropisch warmen Gebieten weit jenseits südlich der wasserscheidenden Höhen: der Affenbrotbaum, der Wollbaum, die Olpalme.

Von 1500 m Meereshöhe sind wir ja herabgestiegen in die weiten Niederungen des oberen Benuéstals; die gleichen Höhenlagen, die gleichen klimatischen Verhältnisse: also auch wieder gleiche Pflanzengebilde, soweit die sonst anders gearteten Verhältnisse des Bodens, der Niederschläge u. s. w. nicht andere Konsequenzen zeitigen. Wo auch diese Bedingungen dieselben sind oder wenigstens ähnlich werden, gleicht sich die Vegetation immer mehr: das haben wir in dem üppigen Pflanzenwuchs in

Zidannegeerbehausung; rechts Termitenbauten.

den Tälern der Wasserläufe der Gras- und Savannensteppe gesehen, das hat in Nordadamaua, wo dazu noch das wärmere Klima wieder kommt, in noch höherem Grade statt.

Drum finden wir hier in den Uferwäldern dieser Gebiete nicht nur alle jene Pflanzen, die uns an gleichen Stellen auf der Hochebene wie

aus einer anderen Welt herein erscheinen, wieder; — damit gar keines der Waldgebiete fehlt, umspinnt ein Gewirr von Bäumen die Wasserwälder Adamanas, und leuchten in dem ewigen Schatten dieser Waldstreifen die glänzenden Blätter des Gummibaumes in ihrem tiefen, fatten Grün.

Unvermerkt wandern wir durch solcherart gestalteten Steppenbuschwald hinüber in die dritte geographische Zone Kameruns. Nichts verrät uns, von dem Nordhang des Hoffere Mandara immer weiter dem Tjad zustrebend, in der Geländebedeckung — wenigstens zu Anfang — den Eintritt in das letzte nördlichste Gebiet, weder in der Tier- noch Pflanzenwelt. Nur die Schöpfungen eines kleinsten Lebewesens — freilich in den Tropen in Milliarden häufig — muten uns seltsam an; namentlich im Benuéstal sind wir auf sie getroffen: die Termitenbauten.

Diese Beobachtung hat schon Barth gemacht: „Die Nähe der gewaltigen Wasserader ward zuerst angezeigt durch eine große Menge hoher Ameisenhügel, die in der Nachbarschaft von Flüssen“ — geeignete Bodenverhältnisse (Sandstein, Ton und dergleichen) vorausgesetzt — „vorwiegen und hier großartige systematische Bauwerke oder vielmehr ganze Ketten von Bantien bilden.“ Bald sind es

den aufstrebenden gotischen Bauwerken nicht unähnliche Gebilde, mannshoch und oft weit höher, mit Türmen, Zinnen und Zaden, vom Regen ausgewaschen, bald in Form von Stulpzügen, oft zu 3, 4 und mehr Hütten übereinander gesetzt. Diese Stotzwerke erheben sich nicht selten bis fast 1 m über die Erde und stehen in Kolonien beisammen.

Allmählich ändert sich die landschaftliche und — fast mehr in die Augen springend — die zoologische Szenerie. Und am Rande des Tsad, oder vielmehr an seinen weithin sumpfigen Uferniederungen angelangt, ist Pflanzen- und Tierwelt schließlich doch eine wesentlich andere geworden. Dieser Schritt für Schritt vor sich gehende, erst nach Durchmessung des ganzen Raumes zum Bewußtsein kommende Umformung (gleich wie wir den Zeiger der Uhr nicht gehen sehen, erst nach Verfluß eines Zeitabschnitts vermögen wir seine veränderte Stellung festzustellen) schildert Nachtigal so formvollendet und plastisch, daß es schade wäre, nicht ihn zu hören. Freilich müssen wir dabei mit ihm von Norden zu Süden wandern, also uns in Gedanken an das Gestade des Tsad versetzen. Aber wir sind ja hoffentlich in unserem Kamerun, auch in seinem jenen Nordostwinkel, bereits so heimisch geworden, daß uns dieser Sprung nicht irre macht.

„Im Kernland Bornu, zwischen 13° und 11° Nordbreite“ (also gerade die Strecke, die wir noch kennen lernen wollen) „bewahrt zwar die Landschaft im allgemeinen denselben Charakter wie weiter nördlich, doch wird sie üppiger und schmückt sich hie und da mit neuen Baumtypen. Unter den Waldbäumen zieht die Häufigkeit des Affenbrotbaumes die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich; die stolze Doleopalme beginnt von hier ab sich zu entfalten, und die grasreichen Pflanzungen sind mit wildem Reis bedeckt. Hier, südwestlich und südlich vom Tsad, ist der größte Wasserreichtum des Landes.“

Der See und die Flüsse wimmeln von Hippopotamen, die Uferwäldungen von Schweinen und Büffeln, und die ganze Gegend ist ein Paradies für Wasservögel unter denen fremdartige Reiher, Vögelgänse, Enten, schwarze Störche und große Herden stolzer Kronekraniche eine durch ihre Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in Farbe und Form entzückende Staffage der Landschaft bilden. Die Häufigkeit der Ortschaften und die Tätigkeit des Menschen in Feld und Flur lassen zwar hier die größeren Raubtiere nicht zahlreich werden wie im dünn bevölkerten Norden, doch weber Löwe noch Leopard, noch Luchs noch Hyäne fehlen ganz. Das Insektenleben nimmt in überraschender Weise zu. Im Walde stößt man auf die verschiedenartigen, oft gigantischen Bauten der Termiten und Ameisen, die eine Quelle endloser Plage und Sorge für den Fremdling sind, und die Süd- und Südostprovinzen des Reichs liefern den meisten Honig. Mit dem Beginn der Regenzeit bedecken sich die Bäume mit Raupen, der Erdboden mit Würmern aller Art. Der Reisende hat einen rasierten Krieg gegen Mücken und Fliegen zu führen, die für ihn gefährlichere Feinde darstellen, als reisende Tiere, Schlangen und Skorpionen, und

die Gärten und Felder sind den Verheerungen durch Heuschrecken ausgesetzt, welche dem Menschen, nachdem sie ihn der Früchte seiner Arbeit beraubt haben, ihrerseits wieder zur Nahrung dienen.

Auf dem Südrand des Reiches, da wo auf der Grenze zwischen Tsam und Seidentum die Bevölkerung wieder dünner, die Dörfer vereinzelter werden, gefällt sich besonders die scheue Giraffe, und auch der Strauß zeigt sich wieder, während zum Elefanten das Rhinoceros und zum Hippopotamus das Krokodil kommt, und in einzelnen Distrikten der Löwe und die übrigen fälschlichen Raubtiere wieder häufig werden. Auf den Pflanzungen grasen Gazellen und Kuduantilopen, in der Nähe der Gewässer Wasserböde und Zwergantilopen, und Hyäne und Wildschwein sind in unglaublichen Mengen vorhanden. Die vereinzelter niedrigen Felsbildungen sind vom Klippschiefer bewohnt, und außer den großen Herden von Meerkatzen zeigt sich der Pavian und hie und da ein Halbaffe. Die gestreifte Manguste und das Zibethmarder sind häufiger geworden; bei nächtlicher Weile stößt man wohl zuweilen auf das Stinttier, und der Boden ist durchwühlt von ameisenfressenden Erdterren.

Im Vegetationsreich beginnt hier am Südrand Bornus das Verbreitungsgebiet des nützlichen Butterbaumes, dem sich vereinzelter Gremplare der Dpalme gesellen. Der Melonenbaum wird häufiger, und die mächtige Fächerpalme beherrscht nicht selten den Wald. Die Akazien mit ihrem spärlichen Blätterfarn machen allmählich laubreichen, formreichen Bäumen Platz, die sich zu lichter Waldung gruppieren und gleichmäßig mit Gras bedeckte Wiesenflächen zwischen sich lassen.“ (Aus Nachtigal: Sahara und Sudän.)

Die Buschsteppe Nordadamauas mit ihren Tier- und Pflanzengebilden ist erreicht — die Kette ist geschlossen; unser botanisch-zoologischer Streifzug durch unser Schutzgebiet von Süd nach Nord ist zu Ende.

c) Klimatische Verhältnisse

Kamerun ist das Land der Kontraste. Das ist uns entgegengetreten bei Betrachtung des geologischen Aufbaues, das haben wir gesehen bei der so verschiedenartigen Oberflächengestaltung, eben erst bei der Durchwanderung der

grundverschiedenen Vegetationsreiche — das wird uns ganz besonders auffallen, wenn wir uns die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse ansehen.

„Infolge der wechselnden Höhenlage vom Meerespiegel, an dessen Ufern die zartesten Kinder der tropischen Pflanzenwelt gedeihen, bis zur nackten Spitze des *Mongo ma loba*, infolge des Gegensatzes zwischen Urwald und Steppe und infolge der Tatsache, daß der meteorologische Äquator mitten durch das Schutzgebiet geht, zeigt das Klima die mannigfaltigsten Abstufungen zwischen drückender Hitze und empfindlicher Kälte, und bemerkenswerte Unterschiede in der Regenverteilung. Im allgemeinen besitzt aber Kamerun infolge seiner äquatornahen Lage ein ausgeprochenes Tropenklima, das sich durch eine beständige Wärme und eine außerordentliche Regenfülle auszeichnet.“ (Aus Haffert: Deutschlands Kolonien.)

Wir hörten eben den „meteorologischen Äquator“ nennen. Etwa auf dem dritten nördlichen Breitengrad vollzieht sich eine tiefgehende Verschiebung mehrerer meteorologischer Verhältnisse (die sich allerdings infolge sonst gleichbleibender, beziehungsweise ausgleichender Momente weniger in klimatischen Verschiedenheiten äußert): so sind die Luftströmungen diesseits und jenseits dieser Linie gänzlich verschiedenen Bedingungen unterworfen, so ist die Verteilung der Niederschläge so wesentlich verschieden, daß die kameruner Trocken-

zeit, die sich im ganzen Gebiet etwa um das Winterstillepunkt gruppiert, zeitlich mit der in der meteorologischen Südhemisphäre herrschenden Regenzeit zusammenfällt. Diese Grenzlinie nun nennt man den meteorologischen Äquator; und da sie — eben als ungefähr mit dem dritten Grad nördlicher Breite sich deckend — den südlichen Teil Kameruns durchzieht, so weist sie das weitaus größere Gebiet der Kolonie der meteorologischen Nordhalbkugel zu, während der kleinere, südlich davon gelegene, der meteorologischen Südhemisphäre angehört.

Trotz der Nähe des astronomischen Äquators ist Kamerun kein auffallend heißes Land, im ganzen anscheinend nicht so heiß, wie die unter den gleichen Breiten drüben im Osten gelegenen Landstrecken. Überhaupt: es fällt auch der Wärmeäquator — um noch einen dritten und letzten in dieses Kapitel einzuführen — durchaus nicht mit dem astronomischen zusammen, wie es dem ganzen Altertum und Mittelalter geradezu Glaubenssatz war (daher die tollen Berichte von kochenden Meeren, Feuerströmen und schwarzgebrannten Menschen); er liegt weit nördlich von letzterem und dürfte in Afrika etwa mit der Südgrenze der Sahara sich decken, wo die durchschnittliche Jahrestemperatur 30° C. übersteigt.

„In Westafrika, speziell im Guineabufen, macht außerdem als weiteres „abkühlendes“ Moment die kalte Meeresströmung sich geltend, welche aus dem südlichen Polargebiet kommend, die Agulhasströmung nach Osten zurückwirft und als Benguelaströmung an der Westküste Afrikas emporsteigt. Sie wirft ihren Kälteschatten auf die benachbarten Gebiete, welche, wie Kamerun, tagsüber die Seebriese von daher erhalten.“

Wie in den meisten Orten der Tropen, bestimmt auch in der kamerunkolonie nicht sowohl eine erhebliche Temperaturdifferenz, als vielmehr der

Wechsel von Regen- und Trockenzeit den Charakter der Jahreszeiten.

Im allgemeinen gruppiert sich in den Tropen um diejenige Zeit, in welcher die Sonne im Zenith steht, die Regenzeit; es tritt eben in dieser Zeit unter dem Einfluß der senkrecht wirkenden Sonne infolge der Erwärmung eine starke Verdunstung und Hebung der über der Erde lagernden Luftmassen ein, welche schon bei geringer Erhebung infolge der Abkühlung in den höheren Luftschichten den Wasserdampf, welchen sie mit sich führen, als Regen niederfallen lassen.“ (Aus: Plehn, Die kamerunküste.)

Dem zweimaligen Zenithstand der Sonne innerhalb eines Erdjahres über den dem Äquator so nahegelegenen Landstrichen wie unser Schutzgebiet entsprechend sollte nun Kamerun eigentlich zwei Regen- (und damit zwei Trocken-) zeiten aufweisen. Tatsächlich trifft das nur für die Strecken südlich des meteorologischen Äquators zu. Für die weitaus größere Nordhälfte des Landes lassen sich auf Grund scharf ausgeprägter und regelmäßig wiederkehrender Erscheinungen nur zwei Jahreszeiten innerhalb eines Erdjahres unterscheiden: eine Regenzeit und eine Trockenzeit. Erstere währt etwa von Mai bis November, letztere von Dezember bis April. Daß natürlich Schwan-

kungen in Anbetracht der ausgedehnten Landstrecken mit ganz verschieden gestalteten sonstigen Verhältnissen wie auch sogar an ein und demselben Ort vorkommen, ist selbstverständlich. Aber der ganze Verlauf der Jahreszeiten selbst zeigt größere Gleichmäßigkeit als solches bei uns zu Hause der Fall ist. Am Eingang und Ausgang der Regenzeit treten Tornado-(Gewittersturm-) Perioden von vierzehntägiger bis vierwöchentlicher Dauer auf.

Diese allgemeinen Angaben vorausgeschickt, wollen wir die einzelnen Gebiete auf ihre meteorologischen und klimatischen Verhältnisse hin uns betrachten.

Da zwingt uns zunächst unsere ungeheure Landmarke, der Kamerungebirgskette, ihm eine kurze Sonderbetrachtung zu widmen. Wie er infolge seiner gewaltigen Vertikalgestaltung alle Vegetationszonen — wenn auch im kleinen — für sich fordert, so beansprucht er auch von jedem der klimatischen Gebiete Kameruns seinen Teil.

Bis hinauf zu 900 m herrschen diesbezüglich die gleichen Verhältnisse, wie wir sie im Urwald kennen lernen werden; gemildert und damit gebessert durch die Seeluft, die an seine Hänge in die Waldhallen hineinzuwehen vermag. Von 900 m an bis hinauf, hinein ins Grasland finden wir gleiche Erscheinungen wie in den Hochlandgebieten im Innern; und wie sich die meteorologischen Verhältnisse bis hinauf zur Spitze des Nako gestalten, hat uns Dr. Preuß bereits bei der Besteigung des Naks berichtet (Seite 35 u. 36). Doch ganz für sich beansprucht er unsere Sonderaufmerksamkeit ob der Sonderverhältnisse, die sein äußerster Strebensteiler gegen die See zu, der Mongo ma Etinde und der am Fuße des Hauptberges liegende Bezirk Vitoria aufweist. Vitoria selbst fällt mit all seinen meteorologischen und klimatischen Erscheinungen noch ganz und gar in den Rahmen des übrigen Küstengebietes; mit dem ersten Schritt, möchte man fast sagen, nach Westen zu, beginnt die Ausnahmestellung. Je mehr man sich Kap

Debundja nähert, nimmt der Regenreichtum ganz außerordentlich zu, und an ihm angelangt, befinden wir uns an einem meteorologisch sehr merkwürdigen Platz: das Debundjagebiet ist die regenreichste Landschaft in ganz Afrika, die zweitregenreichste auf der ganzen Erde. Mit seiner jährlichen Niederschlagsmenge von durchschnittlich über 9000 mm wird es nur übertroffen von dem Gebiet der Khatiahiügel in Asien, wo die am Südhang des Himalaya gelegene Station Cherrapunji durchschnittlich jährlich 12 000 mm verzeichnet! Ein Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit hört auf; in dem, was hier Trockenzeit heißt, gehört eine Periode von 7 regenlosen Tagen zu den größten Seltenheiten. Ein für europäische Verhältnisse berechneter Regenmesser läuft in 1½ Stunden über! Und drüben am Nithang des Berges, in Buëa, herrschen diese Jahreszeiten ausgesprochen, und reichen die Niederschlagsmengen selten bis an 4000 mm heran; in Vitoria betragen sie im Mittel etwa 4500 mm.

Und nun, nachdem wir dem Sitz Gfahamanes unseren Tribut gezollt haben, zum übrigen Lande.

Im ganzen Küstengebiet, dann im Nordteil bis zum Fuß des Plateaureandes, über 200 km ins Innere hinein, im Süden bis über die erste Terrasse hinauf etwa bis zur Station Volodorf, fast 100 km, herrscht das ganze Jahr hindurch eine feuchtwarme Treibhausluft, die außerordentlich erschlaffend wirkt und nur geringen Schwankungen unterworfen ist: bei einer mittleren Jahrestemperatur von + 25,3° C. in Duala, + 23,8 in Barombi, in Vitoria + 25,1 und Volodorf + 22,6 weist z. B. in Duala der Februar, als der heißeste Monat + 27,3, der Juli als kältester + 24,4° C. auf; die beobachteten Maxima und Minima bewegen sich zwischen 32,2 und 19,0° C.

Daraus geht auch ferner hervor die Bestätigung des eingangs Gehörten, daß Kamerun durchaus eigentlich kein heißes Land ist; die aufgeführten Temperaturen übersteigen jene von Palermo, Smyrna und Neapel nicht. Und doch ist das Küstengebiet und der Urwald für den Weißen so wenig zuträglich. Wenn Scheffel singt:

... Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siedtum leidet
Und alles, was gebrechenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet ..."

so ist's hier gerade umgekehrt. Der Urwald und die Mangrovenbüsche sind der Kampfplatz, auf dem des tropischen Klimas fürchterliche Tochter, das Fieber, den Europäer anfällt und, nur allzu oft, als Siegerin hervorgeht.

Was gerade auf den Weißen so erschlaffend und entnervend wirkt, ist — abgesehen von seinem soeben genannten Hauptfeind, der Malaria, die ja auch die Eingeborenen anderer malariefreier Strecken Kameruns, namentlich jene aus den gesunden Hochlandgebieten, bei Betreten der Nie-

derungen befällt — eben die mit keinem Worte als „Freibhausaust“ besser zu bezeichnende fatale klimatische Eigenschaft. Diese, Tag und Nacht fast gleich bleibend, läßt keinen erquickenden Schlaf sich auf den Weichen senken. Dazu kommt der außerordentlich hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft, namentlich in der Regenzeit, in der trockenste und feuchteste Thermometer nur um 0,1° bis

0,2° C. differieren. Alles und jedes ist dann stets mit Feuchtigkeit überzogen; das Federzeug vom Abend bis zum nächsten Morgen mit Schimmel bedeckt; die Wassen müssen mindestens zweimal täglich gepust werden, soll sich nicht Rost ansetzen, das Papier des Tagebuchs ist weich und breiig auch ohne unmittelbares Naßwerden.

Die Jahressumme der Niederschläge zeigt beträchtliche Schwankungen; sie betrug zum Beispiel in Duala im Jahre 1893 nur 2814 mm, um im darauffolgenden bis auf 5005 mm emporzuschwellen; im allgemeinen bewegt sie sich zwischen 3500 mm und 4000 mm.

Wesentlich günstiger gestalten sich die Temperatur- und, stellenweise, auch die Feuchtigkeits- und Niederschlagsverhältnisse oben auf dem freien, offenen Hochlandsplateau, und da insbesondere wieder auf den höchstgelegenen Strecken von größerer Ausdehnung: in den Grassteppen Nordkameruns.

Namentlich der nordwestliche Teil dieser Gebiete entfernt sich am weitesten und schroffsten von dem, was man zu Hause als Tropenklima nebst allem, was darum und daran hängt, sich vorzustellen pflegt. Nicht nur weit entfernt, den landläufigen Vorstellungen von „afrikanischer Hitze“ zu entsprechen, fällt es schon kaum mehr unter das, was auch der Fachmann unter tropischer Wärme versteht. Die mittlere Jahrestemperatur auf der einstigen Station Baliburg betrug 1891 18,1° C., 1892 18° C. Die gleichen Temperaturverhältnisse haben statt in den südlichen Vereinigten Staaten, in Marokko, Algerien, dem mittleren China u. s. w. Finden sich also einerseits die mit der Nähe des Äquators gemeinhin verbunden gedachten hohen Temperaturen ausgeschaltet, so besteht andererseits der Vorteil äquatorialer Gebiete voll zu Recht: die ganz außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats betrug im Jahre 1891 nur 1,6° C., 1892 2,8° C. Mit weit größerem Recht kann also hier von einer gemäßigten Zone gesprochen werden als in der Heimat mit den so bedeutenden Jahreszeitunterschieden.

Der kontinentale Charakter, der diesen Gebieten aufgeprägt ist, zeigt sich in den bedeutenden Schwankungen der Jahres- und Tagestemperaturen, und namentlich der Temperaturextreme. Die mittlere tägliche Wärmeschwankung betrug auf Baliburg 7,3° C. im Juli, 15,4° C. im Dezember. 1891 betrug das Maximum 30,7° C., das Minimum 7,6° C.; 1892 ersteres 32,5, letzteres 6,2; die Jahresschwankung berechnet sich also auf 23,1° C. bezw. 26,3° C.!

Aus diesen Verhältnissen läßt sich aber auch folgern, daß diese Gebiete hier oben dem Europäer weit zuträglicher sein müssen als die Niederrungen — und das sind sie auch in der Tat. Malaria ist hier oben, namentlich im Nordwestteil des süd-afrikanischen Plateaus, fast unbekannt und „das Klima würde an sich dem Wohlbefinden des ein-

gewanderten Europäers kaum ein Hindernis in den Weg legen“. (Aus: Fiehn, Die Kamerunküste.)

Aus diesen Verhältnissen begreifen sich die auf der Station nicht selten aufgetauchten Klagen über die Kälte, und der sehnüchtlige Wunsch nach einem, behagliche Wärme spendenden nordischen Ofen!

Auch die Niederschlagsmengen ändern sich hier oben ganz beträchtlich. In Bali war der Jahresbetrag in den zwei Beobachtungsjahren, die hier statthatten, 2644,1 mm und 2846,2 mm, also um fast die Hälfte geringer wie im Küstengebiet. Noch mehr als diese in Anbetracht des gewohnten Tropenregenreichtums gering zu nennende Menge überrascht die Form, in der diese Niederschläge hier oben — gar nicht einmal so selten — niedergehen. Während nahe dem meteorologischen Äquator jährlich durchschnittlich einmal Hagel be-

obachtet ward, wächst im rauheren Nordhochland die Zahl der Hagelfälle auf zwölf in zwei Jahren, darunter in einem Monat nicht weniger als vier. Und es sind tüchtige, regelrechte Schauer, die herunterprasseln; Zintgraff verlor bei einem solchen Unwetter auf den Pässen der Wadjoberge sechzehn Mann durch Erfrieren!

Diese hier in ihrer schroffsten Gestalt flüchtig gezeichneten hauptsächlichsten meteorologischen Verhältnisse der Hochländer — größtenteils den Beobachtungsreihen der weiland Station Baliburg entnommen — bleiben in ihren Grundzügen gleich bis herunter zum meteorologischen Äquator, bis hinein nach Nordadamaua; nur mildern sie sich, werden (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) wieder mehr tropisch. Die Adamauabewohner kennen keinen Hagel; Temperaturen von 6° C. sind ihnen unbekannt, und die bis Ngila im Süden und Bafum im Nordgebiet reisenden Haussa Karawanen klagen bitterlich über die Kälte dieser Gegenden.

Je weiter wir uns der Nordostecke unserer Kolonie nähern, desto mehr werden Klima und meteorologische Erscheinungen im großen und ganzen wieder gleich den Verhältnissen, wie wir sie im Küstenland angetroffen haben: das muß wenigstens aus den Notizen Nachtigals geschlossen werden, des einzigen Europäers, der aus längerem Aufenthalt am Tschad ein richtiges Bild der meteorologischen Vorgänge, „eine im ganzen annähernd richtige Auffassung des Klimas der Gegend“ (wie er sich selbst bescheiden ausdrückt) gewinnen konnte.

Am anschaulichsten möchte sich vielleicht das Zueinandergreifen dieser in ihren Hauptzügen betrachteten Einzelercheinungen im weiten Raum nördlich des mehrgenannten meteorologischen Äquators gestalten, wenn wir sie in ihrem Schaffen und Weben im Laufe eines Erdjahres aneinander gereiht an uns vorbeiziehen lassen. Als „Ort der Handlung“ wählen wir das Hochlandgrasgebiet Nordkameruns. Wir können das mit Zug und Recht; wohl sind hier die Erscheinungen am schroffsten, aber die Grundzüge der Anordnung vom Küstenraume bis hinauf zum Venné und drüben wieder weiter sind die gleichen; gleich ist die Verteilung der beiden Tropenjahreszeiten, gleich sind die Gesetze für Wolkenzug und Windrichtung, gleich die Stetigkeit bzw. Schwankung der Luft- und Dampfdruckverhältnisse, nur die Grade sind verschieden, bedingt durch Höhenlage und Meeres- bzw. kontinentalen Einfluß.

„Versetzen wir uns in den Oktober, und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode.

Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die Nachts auf 13° und 12° C. gesunken ist, gegen Mittag an auf 22° und 24° C.; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen und Nachmittags bereits oder spätestens Abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stöße weise auch braust der rasch stärker werdende Wind an

und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf 8, 10 Schritte nichts mehr sieht, gewaltige Donnererschläge krachen darein; dann ist plötzlich Schluß. Tief hängen die Wolken herab, und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten weiterleuchtet es aus allen Richtungen Morgens und Abends, auch dann, wenn der Nebel verschwunden und der Himmel wolkenlos sich wölbt.

Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel. So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen werden schwächer, und schwächer auch die Regen, die Nebel sind nicht mehr so dicht und andauernd: die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommen bereits die schwarzen Schneeflocken, das heißt die niederfallenden, schwarz gebrannten Grasüberreste, die der Wind Hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstößern läßt. Und Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit

ihre Ende. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischen Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen — 8° und 7° C. sind nicht selten —, noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Gras und Blatt, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigt sich die Temperatur bis aufs Drei-, ja Vierfache der Morgenablesungen; aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest übers Land, und kein Tag kommt einem wirklich heißen schwülen Julisommertag in der Heimat nur annähernd gleich. Abends kühlt sich's rasch wieder ab, herrscht meist vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Harmattan aus Nordost anweht, läßt sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit wohl vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayerischen Vorbergsland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Anshören der tropischen Unwetter hört auch jeglicher Regen auf, und eine äußerst lästige Folge der lang andauernden Trockenheit ist der starke Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungsstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht; die abgebrannten, weiten Flächen lechzen nach Regen.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei: es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um die Mitte des Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen wieder herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, daß die Wasserniedererschläge nicht selten in Hagelförnern niederkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen. Bis über Mitte März kracht und gießt es in gleicher Weise jeden Tag herunter wie am Anfang der Regenseit im Oktober; tüchtige Stürme brausen über das Land.

Dann folgt wieder eine Pause, aber nicht von sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren

Zwischenräumen die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Anfang Mai Trockenheitsgepräge.

Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, mehr und mehr treten Regengüsse auf ohne elektrische Begleitung. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel breiten sich immer häufiger über das Land, die Temperaturen verlieren die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen und verflachen sich; Morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, Mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über winbig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu, der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenseit.

Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, und seiner Sprühregen rieselt durchfäktend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl; wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwestwind die schweren Nebelmassen fort, doch nur um neue schwere Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischem Plätschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Und gegen Abend ballt der nimmer rastende nachtsalte Südwestwind neue Nebelmassen undurchbringlich aufs neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regensendenden Tag in gleicher Tätigkeit ablöst.

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild vollständig zutreffend. Im September beginnen dann wieder die ersten schwachen Donner zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in einförmigster Übereinstimmung waren, lassen sich endlich bereits wieder wohlthuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hier und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüßt man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen da oben ab und zu wenigstens zu verlegen und die Tornadoperiode des Oktober naht: der Kreislauf des Jahres nordwärts des meteorologischen Äquators ist geschlossen.“ (Aus Dutte r: Wanderungen zc. in Nordamerica.)

Auf den ersten flüchtigen Blick auf die allerdings nur wenigen Beobachtungstabellen, die aus den südlich dieser bereits oft genannten meteorologischen Linie gelegenen Gebietsteilen Kameruns zu Gebote stehen, ist man eigentlich geneigt, sie auch in meteorologischer Hinsicht jenen Landstrecken unseres Schutzgebietes anzugliedern, zu denen sie geographisch gehören. Aber die vielleicht nicht einmal so scharfen Unterschiede wie droben zwischen Tiefland und Hochland sind hier nicht Gradunterschiede, sondern fundamentale. Dahin gehört die hier statt habende geringere Bewölkung, dahin das Auftreten jener mysteriösen Phänomene der starken Abend- und Nachtwinde, wie sie auf der Maundestation und Volodorf beobachtet worden — die gleiche Erscheinung finden wir im Innern von Angola, im ganzen Kongotal —, dahin vor allem das charakteristische Merkmal des Tropenklimas, die Niederschläge, das heißt ihre Anordnung. Sie sind es ja auch, die den schon zu Anfang erwähnten tiefgreifenden Unterschied in der Gruppierung der Jahreszeiten zur Folge haben: hier unten im südlichsten Raum unserer Kolonie, zwischen dem 3. und 2. Grad n. Br., haben

wir vier Jahreszeiten scharf ausgeprägt, oder vielmehr je zwei gleiche innerhalb eines Erdjahres: zwei Trockenzeiten und zwei Regenzeiten. Damit ist das Charakteristikum eines anderen meteorologischen Gebietes gegeben — diese Strecken gehören zum südhemisphärischen Regengebiet.

Haben nun diese Gebiete wichtige meteorologische Einzelerrscheinungen nur anscheinend gemein mit der ausführlicher geschilderten meteorologischen Nordregion, so besitzen sie doch zum mindesten ein Phänomen in seinem ganzen Verlauf tatsächlich gemeinschaftlich mit jener: die tropischen Gewitter in ihrer den gemäßigten Breiten ungekannten Intensität der elektrischen Entladungen, der niedergehenden Regenmassen und der sie begleitenden Stürme, der Tornados.

Verschieden ist zwar im Tiefland und Hochland die Häufigkeit der zum Ausbruch kommenden Gewitter: an der Küste wurden durchschnittlich 120 bis 150, auf der Staustation 170 und auf Baliburg über 200 Gewittertage verzeichnet. Aber in ganz Kamerun gibt es nur wenige Tage, an denen nicht in irgend einer Form elektrische Auslösung eintritt. Boussignaults Bemerkung für den Kalnengürtel ist auch für dies Gebiet vollkommen zutreffend: „Ein mit feinen Sinnen begabter Beobachter kann das Donnern und Blitzen das ganze Jahr hindurch hören und fühlen.“

„In der Regenzeit sind elektrische Entladungen in Form von ausgesprochenen Gewittern selten. Anders in der Trockenzeit, beziehungsweise in den Tornadoperioden. Aus einem kurzen Tornado Kameruns kann man gut vier schwere deutsche Gewitter machen. Die Häufigkeit der Blitze läßt sich am besten durch den treffenden Ausdruck 'Blitzregen' veranschaulichen. Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so gibt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläßt sich rüchhaltlos dem großartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. Ich glaube, es gibt nichts Überwältigenderes, nichts, wobei der Mensch sich seiner Unbedeutendheit so voll und erschütternd bewußt wird, als einen Tornadosturm in den Hochlanden Kameruns.“

Schon das Heraufziehen eines solchen am äußersten Horizont läßt das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinander gebaut höher und höher, und der noch in reinem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die

Wetterwand, trotzdem der sich verstärkende Wind gerade dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen, und langsam ziehen sie auf feuriger Bahn. Wagerrecht zucken die Blitze durch die Schichten, und unaufhörlich rollt der noch ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenswand. Und nun im Süden ein kurzes Stillstehen — und wie ein Leopard auf sein Opfer fällt es in immer steigender Schnelligkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschlein her. Heulend setzt die Windswand ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch die zeretzten Blätter der stehengebliebenen pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum; jetzt der erste nahe Blitz und Donnerschlag zugleich, daß der Boden erzittert. Und nun ist der Bann gebrochen: Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen, und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus Hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin.“ (Aus Gutters Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Trotz der so ganz außerordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzschläge verhältnismäßig selten, wenigstens im Hochland; an der Küste wird von zahlreicheren berichtet. Aber auch da beschränken sie sich auf leblose Objekte, Flaggenmasten, Bäume und dergleichen; am häufigsten sollen Kokospalmen von ihnen betroffen werden. Von vom Blitz erschlagenen Menschen berichtet keine Quelle.

Fassen wir in gedrängtester Kürze die markantesten Züge der meteorologischen Verhältnisse Kameruns zu einer klimatischen Charakteristik der Kolonie zusammen, so lautet das Resumé:

„Die Flußniederungen und die urwaldbedeckte Küstenebene bis zum Hochlandrande zeichnen sich durch hohe Temperatur, hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, geringe Luftbewegung und starke Bewölkung, die Steppe durch niedrigere Temperatur, größere tägliche und jahreszeitliche Unterschiede in Lufttemperatur und -feuchtigkeit, welche letztere während der Trockenzeit wesentlich geringere Werte zeigt, kräftigere Luftbewegung, geringere Bewölkung und intensivere Sonnenstrahlung aus.“ (Aus: Plehn, Die Kamerunküste.)

V. Die (eingeborene) Bevölkerung

a) Völkergruppen und -scheiden

Haben wir Kamerun bisher nach seiner geographischen Richtung hin als ein ganz eigenartiges Land kennen gelernt, so muß es nicht minder auch in ethnographischer Beziehung als solches bezeichnet werden. Nicht nur, daß es die verschiedenst gestalteten Völkerelemente in sich schließt — fast noch mehr von Interesse ist das gegenseitige Verhältnis derselben, der Zustand, in dem wir sie finden.

Drei große Bevölkerungsgruppen treten uns entgegen: Bantuneger, Sudanneger und der hamitischen Rasse angehörige fremde Einwanderer. (Unberücksichtigt kann vorerst füglich bleiben der spärliche Rest einer Urbevölkerung; einmal weil er vielleicht nichts anderes ist als ein alter, degenerierter Stamm der Bantu, und dann eben weil er, als auf dem ethnographischen Aussterbeetat, keinerlei ethnographische Rolle spielt. Siehe übrigens S. 85 u. f.) Diese Gruppen (und das ist das interessanteste Moment) sind noch nicht dauernd zur Ruhe gekommen: sie wogen hin und her —: das Bild einer afrikanischen Völkerwanderung entrollt sich vor uns. Wie wir uns die einstige Völkerwanderung in Europa nicht als ein ständiges, nomadisierendes Herumschweifen der Stämme vorstellen dürfen — generationenlang trat oft gänzlicher oder teilweiser Stillstand in der Bewegung der Massen ein, Reiche entstanden und verfielen; dann, durch inneren oder äußeren Anstoß, begann es aufs neue zu fluten und zu wandern —: so hier, jetzt, in Kamerun.

Dadurch kommt es, daß eine Völkerkarte Kameruns vorerst keinen stabilen Charakter besitzt. Was vor fünfzig Jahren richtig war, ist es heute nicht mehr; ja mit kürzeren Zeiträumen muß man sogar, je nachdem, rechnen. So saßen zum Beispiel noch vor zehn Jahren rings um Kunde herum und östlich davon die Baia, und da sind sie heute noch auf den meisten Kamerunkarten eingezeichnet — die allerneuesten Vorstöße von Ngoko und Noko nord- beziehungsweise ostwärts haben ergeben, daß sich der Baia Stamm gen Tibati zu verschoben und gegenwärtig am linken Ufer des Djerem sitzt, dem Tibatiherrscher tributär.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auch gleich ein Wink betreffend afrikanisch-ethnographischen Kartenlesens überhaupt eingeschaltet*). Wenn wir da auf dem kameruner Atlasblatt Bapea, Bakoko, Bule, Mbum, Bali u. f. w. u. f. w. lesen, so dürfen wir uns darunter keine geschlossenen abgegrenzten Gebiete vorstellen: es sind lediglich Sammelnamen allgemeinsten Art; da sind ein paar nebeneinander vielleicht nur dialektisch unterschieden, dort sind die Träger zweier verschiedener Namen auch tatsächlich in allem und jedem anders

geartet; hier ist's ein kleiner Stamm, der wohl nationale Eigentümlichkeiten aufweist, aber bereits ganz und gar in die politische Auffangungszone seines Namensnachbarn geraten ist; hier ließe sich vielleicht eine scharfe Grenze ziehen, dort greift der eine in den anderen über. Und über die Hunderte von weiteren Stammesnamen, von denen die Berichte der Forscher (für Spezialstudien ja gewiß wichtig und interessant) wimmeln, hat uns der Herr Kartenzeichner gottlob überhaupt in Unwissenheit gelassen!

(Daß dergestaltete „Freizügigkeit“ einer einwandfreien „Volkszählung“ nicht sehr günstig ist, darauf möge hier gleichfalls im Vorbeigehen aufmerksam gemacht werden!)

Um nun ein einigermaßen klares Bild von dem derzeitigen Stand der

*) Speziell für die diesem Abschnitt beigegebene Karte Kameruns sei bemerkt, daß die Stammesnamen (Bali, Baunde u. f. w.) in liegender, die politischen Landbezeichnungen (Tibati, Ngaundere u. f. w.) in stehender Schrift eingetragen sind.

Bevölkerung und der Gruppierung der volkklichen Elemente uns zu verschaffen, müssen wir die Geschichte dieser Völkerwanderungen (soweit von einer „Geschichte“ gesprochen werden kann) studieren. Sie gibt uns die Basis, auf der wir Völkerscheiden aufbauen können — und schließlich ist sie auch um ihrer selbst willen interessant genug.

Da müssen wir nun sowohl etwas weiter ausholen als auch von zwei Seiten her unserem Kamerungebiet zu Leib gehen: denn die weitere Merkwürdigkeit (und damit die weitere Komplikation) hat unser Land, daß die Völkerbewegungen vom Norden und vom Süden Afrikas ausgehend, in ihm aufeinander getroffen sind*).

Wir beginnen im Norden; hier haben wir es mit zwei der eingangs genannten Hauptgruppen zu tun: mit der eingeborenen Sudan negerbevölkerung und mit der eingewanderten hamitischen Rasse.

Der erste im Zentralafrika (s. S. 53) entstandene Staat ist Bornu. Einwanderer aus Norden, aus der Wüste, darunter überwiegend arabische Elemente, unterwarfen die eingeborne Sudan negerbevölkerung, Ende des 10. Jahrhunderts. Der Islam, der im 12. Jahrhundert als ausgesprochener Kulturträger bis hierher vordrang (unter anderem auch die Schriftkunde brachte), verleiht dem Reiche neuen, erhöhten Aufschwung. Lange Dynastienreihen haben Barth und Nachtigal aus den Archiven in Kufa gesammelt.

Da trat, etwa im 15. Jahrhundert, ein neues Volk auf den Plan: die Fulbe oder Fula (auch Fullo, das ist „gelb“). Ihren Traditionen nach sind sie aus dem Norden und Osten gekommen, und vielleicht ist die Ähnlichkeit ihres Namens mit den ägyptischen Fellah kein Zufall; ihre Sprache ist ja auch mit dem Somali verwandt. Als Viehhirten, „börroro“, breiteten sie sich anfänglich aus, auch weithin nach Westen und Süden, und lebten unter den Negerstämmen nur geduldet, oft bedrückt; eben dadurch aber ihre Rasse rein bewahrend.

Das hat ein anderes Volk, das wir nummehr in die Vorgeschichte einführen müssen, nicht getan, und ist dadurch seiner gleichfalls hamitischen Ursprünglichkeit verlustig gegangen: die Haussa.

Zeitlich später als die Gründung des Reiches Bornu erfolgte westlich davon die der sogenannten Haussastaaten (Sofoto, Kano u. s. w.). Ihre Errichtung ist gleichfalls Folge einer von Norden her statthabenden Einwanderung eines Nicht-Negervolkes, eben der Haussa, nach Barth's Berichten auch „Gobir“ genannt. Da keine arabischen Elemente sich darunter befanden, gewann der Islam in diesen neugegründeten Staaten erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts Eingang und hat ebenso wie in dem damals schon lange bestehenden Bornu den Anstoß zu politischem und nationalem Aufschwung gegeben. Die Gobir, also die nachmaligen Haussa, haben nun im Laufe der Zeiten sich stark mit der unterworfenen Bevölkerung, den Sudan negern, vermischt, und so entstand das Mischvolk, welches heutzutage den Namen „Haussa“ führt.

Auch in diesen Haussastaaten waren Fulbe erschienen, gleichwie wir sie im Bornureich auf-

tauchen sahen. Aber wie dort lebten sie auch hier vorerst als Viehhirten ohne jegliche politische Machtstellung, ein nur geduldetes fremdes Eindringlingsvolk.

Da trat nun zu Anfang des eben verfloffenen Jahrhunderts ein Ereignis von weitgehendster Bedeutung ein: eine auf religiöser Grundlage ruhende Erhebung der Fulbe im Bornureich und in den ausgedehnten Haussastaaten; eine Bewegung und eine durch sie hervorbrachte Umwälzung aller Verhältnisse, die den sogenannten Mahdiaufstand der achtziger Jahre im östlichen Teil Afrikas an Umfang und Folgen schwere wohl übertraf. Von der Gegend um Gando und Sofoto, also aus dem Herzen der Haussaländer, ging der erfolgreiche Aufstand aus. Das Bornureich konnte sich dagegen behaupten, aber nur mit Mühe.

Voll und ganz glückte er in den Haussaländern. Die Fulbe hatten sich von Vermischung mit der Sudanbevölkerung rein erhalten; die Haussa waren mehr oder weniger vernegert, und das wurde ihr Verderben. Die Haussastaaten wurden zertrümmert, große Fulbereiche traten an ihre Stelle, u. a. das Reienreich von Sofoto zwischen dem Niger und dem Shari, das speziell für unser Kamerun von Interesse ist, indem es bis hier herein seinen Einfluß geltend macht. Nicht nur auf Umwandlung der alten Haussa Herrscher in Fulbethrone beschränkte sich die gewaltige Schilderhebung dieser; zu weiten Eroberungszügen fanden die an die Spitze getretenen Fulbeherrscher ihre Feldherren aus, wie es einst Mohammed getan. Religiöse Begeisterung war ja zum guten Teil der Antrieb zum Gange gewesen. Bis zum Bunde und über ihn hinunter nach Süden ging es. Das ganze heutige Adamaua wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erobert.

Hier, in dem bis dahin Fambina genannten Reich des Sudan negerstammes der Batta (vergleiche S. 49) bestanden wahrscheinlich schon zahlreiche veritäre Fulbesolonien, wie wir sie oben in Bornu und den Haussaländern kennen gelernt haben. Diese machten natürlich mit ihren von Westen her eindringenden siegreichen Stammesgenossen gemeinsame Sache, und das Battareich mußte fallen. Das Sultanat Yola ward ge-

*) Wir folgen hier den eingehenden Forschungen Barth's und Passarge's betreffs des Nordens, v. Steins betreffs des Südens. Detailangaben sind den Werken Morgens und Gutter's entnommen.

gründet als Vasallenstaat von Sokoto; und von Yola aus erfolgte die Gründung zahlreicher neuer Zulbestaaten: Donga, Gashaka, Kontsha, Banno, Bubandjidda u. a., und der südlichsten und ausgedehntesten, Ngaunder und Tibati. Ngaunder speziell muß als Art Grenzbollwerk der Zulbe gegen Süden betrachtet werden; die starke Befestigung, die heute noch die gleichnamige Hauptstadt umschließt, wird wohl gegen manchen Ansturm der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Sudan-negerstämme nötig gewesen sein.

Die Eroberer, die Zulbe, wurden allmählich zum größten Teile sesshaft in den eroberten Gebieten und begannen sich mit Hilfe der unterjochten Stämme dem Ackerbau zuzuwenden. Ein Teil von ihnen blieb aber, was das Volk eigentlich war, nomadisierte Hirten, die auch den alten Namen, unter dem sie einst im Sudan vereinzelt und schüchtern erschienen sind, Bororo, beibehalten haben. Sie pflegen nach wie vor ausgedehnte Viehzucht, und unterstehen in lockerer Form den aus ihrem Stamm hervorgegangenen Zulbestaanen.

Die Hausa — ihnen müssen wir uns nunmehr zuwenden — waren also aus Herrschern zu Unterworfenen geworden. Mit dem Negerblut, dessen Aufnahme sie von ihrer politischen Machthöhe gestürzt, haben sie aber auch den dem Neger so ureigenen Handelsinn, seine Verschlagenheit und Listigkeit aufgenommen — die alte Wanderlust und der Unternehmungsgeist ihrer Vorfahren, der Gobir, war auch nie ganz untergegangen, umgekehrt hatten sie davon dem Neger abgegeben: und so ist der Hausa das geworden, was er heutigen Tages noch ist: „der große Handelsmann im Süden“, genauer, des ganzen Sudan. Ein Hausareich im politischen Sinn gibt es nicht mehr — das merzantile, das sich diese schwarzen Juden erobert haben, ist weit ausgedehnter als ihre einstigen Staaten waren: im ganzen Sudan ziehen sie einzeln oder in Karawanen; in den Herrscherhöfen der Adamanaustane sind ihnen eigene ständige Quartiere eingeräumt, und allenthalben finden wir ihre Wohnstätten; in Katsa trifft man sie, drüben am Senegal; nach Kairo, ja nach Konstantinopel sind einzelne schon gewandert.

Handel bringt Reichtum, und Reichtum ist Macht. Und in diesem Sinn haben sich die Hausa an den einstigen Zerkörnern ihrer politischen Verbände, an den Zulbe, gerächt. Die Hauptquelle des Reichtums für diese, namentlich in den zentralen Zulbestaatsgründungen, die Sklavenjagden, versiegte — sie hörten mehr und mehr auf mangels Materials, die Viehheuden der letzten Jahre haben

Das überseeische Deutschland.

den Viehstand fürchterlich gelichtet, die ritterlichen Wüstenjöhne verstehen nichts von kaufmännischem Schachern und Erwerben: so ist der Zulbe verarmt und verschuldet, der tätige, unternehmende Hausa reich geworden. Die Zulbefürsten befinden sich in petuniärer Abhängigkeit von ihnen und haben ihre Hausabanktirs, bei denen sie oft tief in der Kreide sitzen!

Bislang mußten wir uns in der Völkergeschichte des Sudan überwiegend mit den erobernden Elementen beschäftigen und sind mit ihnen bis nach Adamaua, also bis in unser Kamerun, herein ge-

Typ eines Sudanegers.

kommen. Wir haben von der Zertrümmerung des Zumbinareiches der Batta gehört, seiner Umwandlung und Umnennung eben in das mohammedanische Adamaua. Die bisher eingeführten Eroberer sind ja ausnahmslos Islambekehrer.

Wer befand sich in diesen Gebieten, als die Eroberer eindrangten? Was ist mit den Urbewohnern geschehen?

Sudaneger saßen in diesen Landstrichen, Heidenstämme; zum Teil in Reiche zusammengefaßt, wie das eben genannte Battareich, zum größeren Teile in einzelnen Stammeinheiten.

Diese Ureinwohner Adamaus hatten zwischen drei Losen zu wählen: entweder sich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen, oder auszu-

wandern, oder den Versuch zu machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl gleich beim Hereinfluten der Eroberer hat sich ein Teil der Autochthonen entschlossen, nach Süden auszuweichen. Ein anderer Teil hat eine Zeitlang seine Freiheit zu wahren gesucht und ist nur schrittweise gewichen; so die Bali und Bamesson im Norden, die Wute im Süden. Zuerst zog er sich wahrscheinlich in die gebirgigen Gegenden, die größere Sicherheit boten namentlich gegen die gefürchtete Reiterei der slavenjagenden Njalla. Aber auch hierher haben dann diese die Flüchtlinge verfolgt, sie vernichtet oder in Sklaverei ausgeführt. Was diesem Schicksal entging, ist weiter südlich gezogen und hat sich in die bereits früher bezeiten gleich hierher gewanderten Stammesgenossen hineingeschoben. So hat sich denn allmählich ein menschen- und lebensmittelleerer Gürtel gebildet, der an der ganzen Süd- und Südwestgrenze Adamanas bald mehr (im Nordteil), bald weniger (im Südteil Kameruns) ausgeprägt, tatsächlich vorhanden ist. In den Fußbesultanaten selbst gelang es jedoch

nicht wenigen der in ihren Sitten bleibenden Seidenstämme, die Unabhängigkeit zu behaupten (vergleiche S. 84 u. 85).

An der Südwestgrenze Adamanas haben die Bedränger aus dem Norden bis jetzt wenigstens Halt gemacht; nicht so an der weiter auf dem Plateau herunterreichenden Südgrenze. Die Versuche der Herrscher der Grenz Sultanate Ngamudere und namentlich Tibati, ihre Herrschaft immer noch weiter nach Süden zu verbreiten, ihre Sklavenjagden dorthin auszudehnen, gehören, wie wir aus den jüngsten Kämpfen unserer Schutztruppe in diesen Gebieten, dem Adamanafeldzug derselben, wissen, der Gegenwart an.

Die gleich anfänglich weichenden Adamanaurbewohner, Sudanneger, sind wieder auf Hinterlassene getroffen, die später folgenden auf solche und auf ihre früheren Vandalenossen; und so sehen wir hier in den Grenzländern dasselbe Geschiebe vor sich gehen, wie vordem in Adamana selbst: auch hier Einwanderer und früher Angefessene. Der gleiche Kampf entspann sich.

Dieses Zurückweichen mußte aber schließlich doch einmal eine Grenze haben — und an dieser Grenze, mitten in unserer Kolonie, sind wir nunmehr auch in der Tat angelangt. Und zwar ist es eine doppelte: eine geographische und eine ethnographische. Eine geographische insofern, als wir nunmehr im nördlichen und mittleren Teil Kameruns am Hochlandsrande und damit an dem des Urwaldes, im südlichen, beinahe wenigstens an letzterem, genauer: an den Ufern des oberen Sanaga, angelangt sind. Das ethnographische Halt! wird geboten, indem hier die bereits angedeutete Linie ist, in der die bisher erfolgte nördlich-südliche Richtung eines Völkerzuges auf die diametral entgegengesetzte eines anderen in südlich-nördlicher Richtung aufprallt. Gefühlt haben wir diesen letzteren Zug schon lange; von dem Augenblick an schon, wo wir die Adamanaurbewohner, die Sudanneger, nach Süden vor uns hergedrängt haben.

Die dritte der eingangs genannten Völkergruppen erscheint nun auf der Bildfläche: die Bantuneger in Gestalt eines ihrer großen Hauptstämme: der Jan oder Mpangwe. Als reiner, echter Negerstamm besitzt er keine Geschichte; das heißt, es ist uns davon nichts überliefert, und wir sind bezüglich der weiter zurückliegenden Vorgeschichte auf, allerdings begründete, Vermutungen angewiesen. Wir hätten ja auch von der vorgeschilderten Bewegung der Sudanneger bis in frühere Jahrhunderte zurück weit weniger Kunde, wenn sie uns nicht von den fremden Elementen, die sich zu ihren Herren aufgeworfen, übermittelt worden wäre.

Zu den Zeiten, als die Sudanneger noch von den Njalla unterbelligt auf dem Hochplateau südlich des Benué lebten, war der Rest des heutigen Kamerungebietes, also die Waldzone an der Küste und im Süden höchst wahrscheinlich von einer heute ganz oder fast ganz ausgestorbenen Urbevölkerung schwach besetzt. Rasse, Stamm und Namen sind unbekannt; wenn anders wir nicht in ganz eigentümlichen, spärlich und verstreut sich zeigenden Urwaldbewohnern die letzten Überbleibsel dieser Autochthonen vor uns haben. Allenthalben im Urwald des Südteils nahe der Küste und drüben im Osten am Dshab stießen die Forscher auf diese „Zwergvölker“, wie sie sie nannten; von den Eingeborenen im Westen

Bagiéli und Bekäe, im Osten Badjiri oder Bakolo geheizen. (Im innersten Zentralafrika da und dort sind Schweinjurth und Stanlen gleichfalls auf derartige Reste, die der Schilderung dieser Forscher nach ganz gleich jenen im Kameruner Urwald sind, gestoßen: haben wir in ihnen vielleicht die alte, der Negerrasse vorangegangene Bevölkerung zu sehen?) Siehe übrigens auch S. 85 u. f.

Frühzeitig bereits, jedenfalls vor der Entdeckung der Guineaküste durch die Portugiesen, also vor 1486, hat von Süden her ein Vorstoß der äquatorialen Negerrasse der Bantu und zwar des Kaustammes stattgefunden. An der Küste traf Cao Negerstämme, deren Beschreibung ganz und gar auf den Typus des Bantu paßt. Kalbanger

und Amboger (dieser Name ist noch in dem Wort „Ambas“ [Insel und Bucht bei Vittoria] erhalten) werden uns als Name der am Fuß des Kamerungebirges und am Kamerunfluß damals hausenden Stämme überliefert; mehr wissen wir nicht. Auch nicht, zum Beispiel, wann die heute dort wohnenden Duala, und woher sie gekommen sind. Südliche Anzugsrichtung ist wohl sicher; auch die Überlieferungen dieses Stammes (von Lehrer Flad in Duala gesammelt) weisen mit Bestimmtheit darauf hin.

Und nun quollen offenbar von Zeit zu Zeit Bantunegerstämme aus Süden in unser heutiges Kamerun herein — die „zivilisatorische“ Tätigkeit des Weißen, Sklavenraub und Sklavenfang, hat sicher anziehend oder abstoßend oder beides zugleich, ganz wesentlich dabei mit eingewirkt: hier sklavensjagende Christen, dort oben im Sudan sklavensjagende Mohammedaner; das Wild da wie dort der Neger!

Das gleiche Fluten und Wogen, Unterwerfen und Dezimieren der Urbevölkerung, Einschleichen

zwischen die schon früher hier eingewanderten Stammesgenossen unter unvermeidlichen Reibungen sehen wir nun auch hier vor sich gehen wie droben im Norden. Immer weiter nordwärts im Urwald, endlich auf die Steppe hinaus drängten und schoben die wohl ihrerseits, aus was für Gründen auch immer gedrängt werden Kwangwestämme. Zu dem breiten Urwaldgürtel, der der Küste längs sich hoch nach Norden hinaufzieht, ging ein Ausweichen. Rammgeben und Einschleichen noch geraume Zeit, bis die vordersten Spitzen endlich hinaufkletterten auf das Hochland und dort vorläufig zur Ruhe kamen. Im südlichen Teil war das Manövrierfeld rascher durchgemessen: am Sanaga war man bald angelangt. Und als es nun auch über diesen hinüberging, mußte in ihm jene Linie überschritten werden, an der wir die südliche Rückwärtskonzentrierung der weichen Sudan negerstämme verlassen haben: Bantu- und Sudanstämme sind auch hier aufeinandergeprallt; wie wir das oben im Nordteil, an der Grenze Adamanas bereits gesehen.

Dort droben wie hier unten wogt bis zur Stunde der Kampf. Dort droben wird er insofern anders geführt, als die aus Adamana gewichenen Sudan negerstämme bereits seit etwa fünfzig bis sechzig Jahren da und dort durch die einst hier herauf ausgewichenen Bantustämme durchgebrochen sind, sich festhaft gemacht, zum Teil mit ihnen vermischt haben; und der Kampf, da keiner der beiden, vorerst wenigstens, mehr im Rücken gedrängt wird, den Charakter privater Stammesfehden angenommen hat. Am Sanaga aber ist das Geschiebe noch weit weniger zur Ruhe gekommen; ein gegenseitiger Durchbruch hat noch nicht stattgefunden, und die gegenseitigen Avantgardenvölker sind in einer wenig beneidenswerten Lage. Im großen und ganzen sind die Sudanstämme überlegen; und die streifenförmige Anordnung der vordersten Bantustämme, der Bakoko, der Nande, Bane und Bule, zeigt so recht deutlich die Pressung von beiden Seiten, namentlich von oben her. Denn hier sitzen ja den gewichenen Sudan negern die Herrscher der südlichsten Fulbesultanate, die Herren von Tibati und Ngoundere auf dem Nacken. So haben sie die südlichsten Sudan negerstämme der Wute und Bati, die sie noch nicht vollständig unterjochen konnten, wenigstens gezwungen, ihrerseits Sklavensjagen in die ihnen so nah benachbarten Bantustämme zu unternehmen und die Beute an sie abzuliefern, haben ihnen zum Teil ihre Religion und ihre Kultur aufgenötigt.

Und hier muß — um gerecht zu sein — der Segen europäischen Einflusses hervorgehoben werden, wie seine einstige unheilvolle Wirkung gebrandmarkt werden mußte (s. S. 16). Die Stationen, die sich im Lande erheben (es sollten ihrer noch weit mehr sein), stehen wie Felsburgen inmitten der hin und her wogenden Völkerbrandung. So kurzen Bestand sie auch erst haben, so gewährleisten sie doch jetzt schon den gegenwärtigen Besitzstand der Stämme und vermindern die Fehden, die die Bruderstämme in unbegreiflicher Verblendung gegenseitig führen, so ihren Erbfeinden in die Hände arbeitend. Sie treten insbesondere — wenigstens sollten sie darin ihre Hauptaufgabe finden — den Expansionsbestrebungen der Fulbesultane, ihren das Land entvölkernden und verwüstenden Raubzügen entgegen. Denn die kolonial-praktische Nutz-anwendung können und müssen wir — die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin — aus dem Gesagten ziehen, daß wir klüger handeln, wenn wir

uns die schwächeren Bantu- und Sudannegerstämme zu Freunden machen und sie gegen ihre alten Erbfeinde, die Adamauasultane ausspielen, als mit den letzteren uns wohl für den Augenblick anzufreunden, aber bald, da wir ja ihre Konkurrenten in jeder Beziehung sind, ihre Sklavenjagden nicht dulden können u. s. w., sie wieder zu Feinden zu haben, und dann natürlich ihre Gegner dazu!

Doch wieder zur Sache.

Nun wird uns auch das ethnographische Kartenbild klarer sein, und wir können nun, ohne immer wieder ausholen und Erklärung suchen zu müssen — auf geschichtlicher Grundlage vornehmlich die Völkerseiden zeichnend — eine kurze Gesamtüberschau über die augenblickliche Völkergruppierung Kameruns nach dem Stand unserer derzeitigen Kenntnis halten.

Im allgemeinen ist die Grenze zwischen Urwald und Steppe auch die Grenze zwischen den beiden großen Negervölkern: den Bantu- und den Sudannegern. Die Bantu behaupten im großen und ganzen das Waldland, die Sudanneger sind Kinder der offenen Steppe. (Zur ersten Völkergruppe gesellen sich die spärlichen Reste der mehrfach genannten kleinen, ja zwerghaften Urbewölkerung.) Diese Waldland-Bantu weisen untereinander keine tiefgreifenden, nur Gradverschiedenheiten auf; das sprachliche Moment ist das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal, doch ist auch dieses nur dialektischer Art, aber natürlich immerhin so, daß zum Beispiel Stämme aus dem nördlichen Gebiet sich mit solchen im südlichen Urwald in keiner Weise zu verständigen vermöchten. Auch die kulturelle Entwicklung ist verschieden, und verschieden sind Neigungen und Anlagen. Einzelne Bantustämme sind über die Waldlandgrenze auf das Plateau hinauf, beziehungsweise hinaus vorgedrückt oder richtiger vorgeedrängt worden. Im Süden sind diese aus den oben angegebenen Gründen noch scharf erkennbar: es sind die Yaunde und ein Teil der Mivelle und der Bane. So plötzlich und unvermittelt ist hier der vollkliche Unterschied noch vorhanden, „daß der von Süden her diese Grenze überschreitende Forscher in eine fremde Welt sich versetzt sieht, da er nunmehr Leuten begegnet, deren Gestalt, Tracht, Waffen, Lebensweise und Wohnungen in allen Stücken von denen der Waldbewohner (also der Bantu) abweichen“. Im Norden ist eine scharfe Auseinanderhaltung nicht mehr möglich; hier hat eine Vermengung stattgefunden: Mischvölker zwischen Bantu- und Sudanneger haben sich gebildet. Als die bedeutenderen und menschenreicheren seien genannt die Bameßon, die Bali, die Bafut, die Bafum, Bekom und Ngambe. Mit der Vermischung der Völker hat naturgemäß auch eine Vermischung der übrigen ethnographischen, anthropologischen, sogar sprachlichen Verhältnisse stattgehabt. Im allgemeinen überwiegt aber in fast jeder Richtung das Sudanelement.

Damit sind wir an den südlichen Grenzen Adamauas, soweit sie in unserem Kamerun liegen, angekommen. Und von nun ab bis hinauf zum Tjad befinden wir uns im Reich der zum größten Teil wenigstens mohammedanisierten Sudanneger — alle bisher aufgeführten Stämme, reine Bantu- und Mischvölker, sind Heiden.

Das dritte — vollkliche fremde — Element, die herrschenden Fulbe und Araber, die wandernden Haussa sind über ganz Adamaua beziehungsweise Bornu zerstreut. Nicht wenige Völkerschaften in den von den ersten unterjochten Gebieten haben, gestützt auf die unwegsamen gebirgigen Teile des Landes oder vermöge größerer Geschlossenheit ihre Unabhängigkeit (und Religion) zu wahren

gewußt; so die Tengel in nördlich Garua auf dem nach ihnen benannten Gebirgsstock, die Dekka im Tschebtschigebirge, mehrere Bergstämme südlich von

Das Tengelgebirge.

Takum, verschiedene Völkerschaften in Mitteladamaua, Südbornu und Logon und andere mehr.

b) Anthropologische und ethische Verhältnisse

Anthropologische, nebst dem sprachliche, Unterschiede haben zur Aufstellung der Rassen theorie geführt.

Unter den äußeren Faktoren, die zur Schaffung der Rassen selbst zusammen gewirkt haben, nimmt unzweifelhaft die verschiedene geographische Lage, mit einem anderen Worte, das Klima, weitaus die erste Stelle ein. „Je extremer ein Klima nach der einen oder anderen Seite hin ist, um so energischer muß seine Einwirkung auf den menschlichen Organismus sein. So schafft die Wüste andere Menschen als die feuchten Tropen- und die Polarländer, das Hochgebirge andere als die Tiefebene.“ Der nächstwichtige äußere Faktor, der auch die geistige Entwicklung beeinflusst, hängt gleichfalls enge mit dem Klima zusammen: die von ihm abhängigen Lebensbedingungen, welche das Land seinen Bewohnern bietet.

In dieser allgemeinen Charakteristik ist die der beiden Hauptvölkergruppen Kameruns — bleiben wir bei den ihnen hauptsächlich auf Grund sprachlicher Fundamentalverschiedenheiten von der Wissenschaft gegebenen Namen —: der Bantu- und der Sudanneger nach anthropologischer und ethischer Richtung hin in den allgemeinsten Zügen bereits enthalten.

Bevor wir auf diese beiden Haupttypen unseres Schutzgebietes näher eingehen, müssen wir einen Blick auf jene „Zwergvölker“ werfen, die im Urwald haufen.

Zweifelsohne haben wir es hier entweder mit einer total degenerierten oder mit einer über das Tierische hinaus noch kaum entwickelten Negerrasse zu tun, die aber jedenfalls, soweit sie nicht im

Aussterben begriffen ist, in Bälde von den umgebenden Völkern aufgesogen sein wird. Sie spielt keinerlei weitere ethnographische oder gar kulturelle Rolle — nur als die Hauptessenbe-

lieferanten im Südosten der Kolonie werden sie bezeichnet; darum seien sie hier gleich erschöpfend behandelt.

„In dem unbewohnten Urwaldgürtel dicht östlich von Kribi verkünden nur hin und wieder Pflöge und einige für den Europäer unartikulierte Zuerufe das Vorhandensein jener kleinen gelben Menschen, von denen schon Forscher im innersten Afrika berichtet haben, und die hier, ohne jeden festen Wohnsitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Wanderung, um dem Wild nachzustellen.“ So

Morgen über sie; und seine Schilderung deckt sich ganz mit den Beobachtungen v. Steins und der beiden Plehn, die sie gleichfalls als schon und mit stupidem Gesichtsausdruck beschreiben. v. Stein verdanken wir die bereits berichteten verschiedenen Namen, unter denen sie bei den Fanstämmen, in deren Gebieten sie sich herumtreiben, bekannt sind. Dr. Plehn gibt uns einige anthropologische Angaben über sie: „Stirn niedrig, unterer Gesichtsteil von der Nasenwurzel ab vorgeschoben, Nase kolossal breit, plattgedrückt, mit gewaltigen fleischigen Flügel; Gesicht besonders um den Mund herum faltig, Lippen dünn; stark behaarter Oberkörper; Farbe heller wie bei den übrigen Negern; kupferig und mit

Männertypen aus einem Bantustamm.

erdigem Ton.“ Man sieht, besondere Schönheiten sind sie gerade keine! Die Bezeichnung „Zwergvolk“ übrigens verdienen sie streng genommen nicht; sie sind nur durchweg unter Mittelgröße: 151–155 cm. Ihre Sprache ist gänzlich unverständlich, auch den Bantustämmen. Ihre Kleidung besteht aus einer aus Bast geflochtenen Schambinde und aus gleicher Art hergestellten Ringen an Hals und Füßen. Unzertrennlich von ihnen ist ihre einzige Waffe,

eine Lanze mit breiter, stets scharf geschliffener Klinge, die an einem rohen, starken Holzschaft mit einem aus Pflanzfasern gedrehten Strick festgeschnürt, und deren Spitze vergiftet ist. Damit töten sie Elefanten und wohl auch (im östlichen Urwald) Büffel, dicht heranschleichend, durch einen Stoß. Fünf Sechstel des zum Sanga gebrachten Elfenbeins soll von den durch sie getöteten Tieren kommen.

Und nun zu unseren beiden Haupttypen.

Der Bantuneger, speziell der der Küstentämme, entspricht im großen und ganzen den Vorstellungen, welche man sich in Europa vom Neger zu machen pflegt.

„Die Hautfarbe jedoch wechselt sehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gar nicht so selten (die Sudanvölker sind im Durch-

schnitt dunkler). Ihrer Physiognomie nach sind sie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig, die Stirn im all-

gemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit, die Nasenwurzel gleichfalls breit und flach, die Nasenflügel stark aufgeböhlt, die Nasenspitze stumpf und oft aufgetülpelt. Die Rippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz, alle Fleischteile mäßig entwickelt. Der Körper ist plump und knochig und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster. (Aus: Passarge, Namana.)

Im unmittelbaren Anschluß an diese allgemein gültige Schilderung der Bantustämme im Küstengebiet und Waldland hören wir, wie Dr. Preuß die Bakwiri, auch einen Bantustamm, auch im

Küstengebiet, beschreibt: „Die Bakwirilente sind von ausnehmend großem, starkem und muskulösem Körperbau. Besonders zeichnen sich die Männer durch starke Schultern und umfangreichen Brustlasten aus. Noch nie habe ich unter ihnen beleibte Figuren gesehen, wie sie unter den Duala so häufig sind. Alles an ihnen ist fehnig und muskulös. Auch die Frauen sind meist kräftig und gut gebaut.“ Die Bakwiri wohnen an den Rängen des großen Kamerumberges in einer Meereshöhe von 1000 m, die übrigen Küsten- und Waldlandstämme in der treibhauswarmen Niederung!

Der Sudanneger, wie er uns in seinem auch meist unverhüllten Körperbau entgegentritt, bildet den Übergangstypus vom urwaldbewohnenden Bantu zum freien Sohn der Wüste, der — fast rein von jeglicher Stammesmischung — im Fulbe in unserem deutschen Schutzgebiete vertreten ist.

Wohl zeigt auch er, der Sudanneger, den allgemeinen Negertypus: „der Prognathismus, die ausliegenden Jochbeine, die breite Nase auf breiter Basis, das starke, kurze Wollhaar ist auch ihnen gemein. Der Wuchs aber ist hochgestrecker, durchweg weit über Mittelgröße ragend, fehnig, fast hager bei vollkommen proportioniertem, muskelkräftigem Körperbau. Riesenhafte Gestalten sind durchaus keine Seltenheit. Namentlich die langen Schenkel der Männer sind auffallend; darum sind sie auch außerordentlich ausdauernd im raschen Tempo: in mächtigen Sätzen geht es dahin. Die Haltung ist gerade, der Gang elastisch. Außerordentlich fein geformt sind die Hände, schlank und lang. Schön gebaut sind die unteren Extremitäten, volle, aber fein gefesselte Unterschenkel; klein und wohlgestaltet die Ohren. Auffallend geradezu sind die außerordentlich schlanken Hüften und das kleine Gefäß, namentlich an den überhaupt tadellos gebauten Körpern der Weiber. Eine ganz merkwürdige Kopfform ist bei vielen Sudanstämmen auffallend: scheinbar der reine Vangschädel. Aber nicht von Natur aus! Da könnte die von diesen allgemein geübte Sitte, den Kleinkindern durch Streichen und steten Druck eine langgestreckte, eiförmige Kopfform zu geben, dem reinen Schädeltheoretiker einen schlimmen Streich

Typen von Sudannegerinnen.

spielen. Denkt man als Soldat an die Körper unserer Rekruten zu Hause, wenn man sie sieht, wie sie Gott erschaffen hat, so bezeichnet man unbedingt die Sudan neger als den schöneren und besser gebauten Menschenschlag.“ (Aus: Sutter, Wanderungen 2c. in Nordkamerun.)

Überhaupt zu Hause bewahrt uns die verhüllende, nachhelfende Kleidung sicher recht oft vor unangenehmen Enttäuschungen — der Körper des Negers zeigt sich unverhüllt mit seinen schönen Formen, mit seinen Gebrechen! Und mit Vorliebe verfällt man in den Fehler, einen kaukasischen Adonis mit einem ausgefuchst häßlichen Negertypus zu vergleichen! —

Wir haben noch zwei in unserem Kamerun vorhandene vollkliche Vertreter zu betrachten: den Haussa und den Fulbe.

Die Haussa bilden ein außerordentlich gemischtes Volk: diese Vermischungsneigung der Negerbevölkerung seitens des einstigen reinen Wüstenstammes der Gobir war ja auch ihr Verderben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß sie zwischen dem Typus der Bewohner der Sahara einerseits, dem des Bantus sowie des Sudan-negers andererseits stehen, und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin die mannigfaltigsten Übergänge und Kombinationen in Körperform und Gesichtsbildung aufweisen. „Hier ein plumper, knochiger, zur Fettabbildung geneigter Körper, dort eine schlankte, magere und doch kräftige Gestalt; hier ein langes Gesicht mit schmaler Nase, hoher Nasenwurzel und dünnen Lippen — oder zum Bei-

spiel sehr häufig eine Mischung der Typen, wie lange Gesichter, aber plumpe flache Nasen nebst dicken Lippen oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichteile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen; kurz alle nur denkbaren Variationen der Formen sind zu beobachten, doch sind gerade die Extreme eine Ausnahme, Mischung der Charaktere die Regel. Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar, wenn vielleicht auch nicht ganz so dicht wie bei den Negern reinerer Rasse.“ (Aus: Passarge, Adamana.)

Der Fulbe ist kein Neger; darin liegt kurz die fundamentale Verschiedenheit.

„Die helle Farbe, welche der Stolz der Fula selbst ist — Fullo bedeutet ja ‚der Gelbe‘ — bildet nicht das wesentlichste Merkmal; denn gerade unter dem Borroro ist die dunkle Hautfarbe nicht selten, wie schon Barth hervorhebt. Bei den hellsten Fulbe ist die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rot. Was den Fula vom Neger in anthropologischer Hinsicht unterscheidet, ist vielmehr der schlankte, feinknochige, sehr magere und doch sehnige und kräftige Körper. Oftmals haben wir über diese mageren, scheinbar verhungerten, schwindfüchtigen Windhundgestalten unsere Betrachtungen angestellt, welche trotz der anscheinenden Schwächlichkeit bei spärlicher Nahrung große körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen vollführen konnten, also ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichokephal,“ (es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß die oben erwähnte Sitte mehrerer Sudanstämme des Drückens und Knetens der Köpfe der kleinen Kinder dem Bestreben seinen Ursprung verdankt, den höher stehen-

den Fulbe ähnlich zu werden) „die Stirn hoch, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur der ‚Negervolle‘. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Die Frauen sind, solange jung, zum Teil große Schönheiten; nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. So mancher und manche Fula würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes oder eine Diana als für einen afrikanischen Typus gehalten werden.“ (Aus: Passarge, Adamana.)

Das ist der reine Fulbe. Aber vielfach ist auch hier schon eine „Vernegerung“ eingetreten und greift immer mehr um sich. In den großen Orten der Adamanaufultanate sieht man nur selten mehr reine Vertreter dieser nordafrikanischen Rasse; überwiegend sind sie dagegen in den kleineren Dörfern und insbesondere im Benuétal. Die lebenden Resultate dieser Vermischung unterscheiden sich fast in keiner Weise von den Haussa.

Das letzte der fremden Elemente Kameruns sind Araber; in Adamana finden sie sich schon nicht selten, und noch häufiger im Bornugebiet. Bezüglich ihrer können wir uns kurz fassen. Soweit sie sich rein erhalten haben, besitzen sie den ja wohlbekannten Typus, aber dunkle Hautfarbe. In Adamana sind sie bereits im Begriff, ihre Rationalität zu verlieren, und dann werden eben auch sie zu „Haussa“.

„Dieselben Faktoren, welche auf den menschlichen Organismus mächtig einwirken und die anthropologischen Eigenschaften eines Volkes bedingen, sind auch bei der Ausbildung der geistigen Eigenschaften des Menschen von entscheidender Bedeutung, nämlich das Klima, die äußeren Lebensbedingungen

und der damit verbundene Kampf ums Dasein. Demnach dürfen wir von vornherein erwarten, in Kamerun, das von der tropischen Westküste Afrikas bis hinauf fast zur Sahara sich erstreckt, außerordentlich verschieden veranlagte Völker zu finden — und die Tatsachen entsprechen dieser Voraussetzung.“

Die gleiche Gruppierung ergibt sich hier in ethischer wie dort in anthropologischer Richtung.

„Die Tropen mit ihrem feuchtwarmen milden Klima, ihren günstigen Lebensbedingungen, dem mühelosen Dasein, das sie ermöglichen, haben eine heitere, lebensfrohe, leichtlebige Bevölkerung geschaffen. Der Bantuneger ist so die richtige Verkörperung dieser.“ Die große Bedürfnislosigkeit der Naturmenschen tritt noch hinzu.

(Bei dem Wort „Naturmensch“ soll und muß hier eingeschaltet werden, daß diejenigen Negerstämme, welche an der Küste sitzend, mit dem Europäer länger schon und häufig in Berührung gekommen sind, in Kamerun also speziell die Duala — „in ihrer gegenwärtigen erwachsenen Generation ein Zerrbild, geschaffen aus zwar gut entwickelten, aber geistig verfallenen, körperlich verweichlichten Naturmenschen und aufgepfropfter, unverstandener und unverdauter europäischer Kultur“ — ja nicht mehr unter diesen Begriff fallen und damit auch nicht mehr unter folgende Schilderung der ethischen Verhältnisse. Ihr Objekt kann nur der von europäischer Kultur und europäischem Einfluß möglichst unberührte Sohn des Urwalds, der Steppe, der Wüste sein.)

Stets vergnügt, gesprächig, leicht erregbar, aber auch oberflächlich, streitsüchtig, selten ernst und nachdenkend, meist kriegs- und fehdulstig — dabei aber ohne allzuviel persönlichen Mut! — tritt uns der Bantu der kameruner Bevölkerung entgegen. (In letzterer Hinsicht machen fast nur zwei Stämme Ausnahmen: im Nordgebiet die Bakundia, im Südtteil die Nande, welche beide ausgesprochen friedliebende Völker sind.)

Dabei verfügt der Bantu, der Neger überhaupt, über eine außerordentliche Pflichtigkeit und natürliche Begabung. Er ist ungemein rezeptiv, aber mit der eigenen Erfindungsgabe hapert es. Dafür entschädigt ihn Schnelligkeit des Denkens, Beweglichkeit des Geistes und eine oft geradezu überraschende Vogif. Weniger gut als bei der intellektuellen Qualifikation kommt er weg bei der moralischen. Schroff ausgedrückt: der Neger hat keinen Charakter. „Der kategorische Imperativ ist für ihn etwas gänzlich Fremdes. Jeglichen äußeren Einflüssen ist er unterworfen, folgt ihnen unbedingt, wenn nicht Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung ihn zurückhält. Diese Kinder des Augenblicks können nicht ordentlich haften, aber auch nicht ordentlich lieben. Ihre Stimmung wechselt protensartig. Man hat sie große Kinder genannt; aber nur zum Teil ist das richtig. Sie sind Kinder, aber nur in Bezug auf das Fehlen des Charakters, nicht bezüglich der Intelligenz.“

Dieser moralische Defekt ist zum guten Teil

in den günstigen Lebensbedingungen begründet. Im harten Kampf ums Dasein entleert und fettet sich der Charakter. Generationen lang hierzu gezwungen, trägt auch er dann schließlich das Gepräge der Vererbung. In negativer Richtung das gleiche Resultat; daher die mangelnde Charakterfestigkeit des Negers. Diese Tatsache, verbunden mit hoher Intelligenz, hat nun tatsächlich zur Folge, daß der Neger moralisch tief steht. Er ist „ein krasser Egoist und unerträglicher Realist“, wie ihn Fehuel-Löfche sehr richtig nennt. Nichtsdestoweniger haben die Neger doch eine sehr feine Unterscheidung für gut und böse; insbesondere ein merkwürdig entwickeltes Rechtsgefühl. Über eine gerechte Strafe klagt der Neger nie, ungerichte Behandlung empört ihn. Freilich vergißt er sie bald; dank seines glücklichen, im Grund genommen harmlosen und gutmütigen Naturells ist er auch nicht nachtragend. Ehrgefühl in unserem Sinne hat er nicht, wohl aber eine gehörige Portion Eitelkeit, welche oft stark genug ist, seine Wünsche und Neigungen einer Idee zuliebe zu unterdrücken.

Ein Moment darf auch bei einem nur flüchtigen Streifblick der ethischen Anlagen des Negers nie vergessen werden: sein ausgeprägtes Gefühl für Erwerb. Seine Schlaueit und Pflichtigkeit sind ihm dabei treffliche Hilfen. Der Neger ist eine ausgesprochene Handels- und Schachernatur mit all ihren unschönen Konsequenzen.

Vom absoluten idealen Moralstandpunkte aus wird also das Urteil über die moralischen Eigenschaften des Negers nicht gerade sehr günstig lauten. Wesentlich anders wird es vom bedingten, das ist vergleichenden Standpunkt aus; und zwar dürfen wir immerhin unsere eigene Rasse, uns selbst als Vergleichsobjekt wählen. Da müssen wir ehrlich genug sein, einzugestehen, daß

wir eben bei der sittlichen Beurteilung des Neger's nur zu gern und zu oft uns, die kaukasische Rasse mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten ausgestattet denken, vergessend des Bibelwortes vom Splitter und Balken. Hören wir, um nur einen Punkt unter vielen herauszugreifen, einen Mungo Park über eine Eigenschaft der Neger, die uns an ihnen so empörend und so unmoralisch vorkommt, über ihre — nebenbei bemerkt — stark übertrieben geschilderte Dieblichkeit.

Von einem Stamm im Hinterland des Gambia vollständig ausgeplündert, besaß dieser große Reisende die klar deutende Gerechtigkeit, im Anschluß an die Mitteilung dieses Ereignisses folgende beherzigenswerte Worte anzufügen: „Sehe wir ein Volk oder einen Stamm für verderbt erklären im Verhältnis zu uns, müssen wir wohl bedenken, ob die niedrige Volksklasse in irgend einem Teile Europas unter ähnlichen Verhältnissen gegen einen Fremden rechtlicher gehandelt haben würde als die

Neger gegen mich: man darf ferner nicht vergessen, daß die Gesetze den Weißen nicht schützen, und daß die Effekten für den Neger von so großem Wert waren als Perlen und Diamanten für den Europäer. In der Tat würde ich es für ein Wunder halten, wenn ein schwarzer Kaufmann aus Sindoostan, der mit einem Juwelenfächchen im Innern von England erdiente und sich des Schutzes der Gesetze nicht erfreute, nicht gleich auf das erste Mal rein ausgeplündert würde.“

Der nämliche Fehler, wie wir ihn bei körperlichen Vergleichen haben begehen sehen, wird auch bei ethischen Vergleichen nur zu oft beliebt: eben die Außerachtlassung gleicher Verhältnisse der Vergleichsobjekte. Das allein aber nur gewährleistet gerechte Beurteilung. Und das berücksichtigt, können wir ruhig behaupten, daß der Neger, mit unserer Rasse zusammengehalten, in intellektueller Beziehung den breiten Schichten der Bevölkerung eher über ist; in moralischer Hinsicht mag ihm ein Minus, aber ein nicht allzu großes, gewiß zugesprochen werden müssen. —

Einen scharffen Gegensatz zu dem harmlosen, leichtlebigen (nennen wir ihn immerhin so), charakterlosen Bantuneger bildet der reine Fulbe, der selbst aber bereits wieder nur die gemilderte Form des freien Sohnes der Wüste ist.

„Der Charakter der Fulbe ist ein abgeschwächter Berbercharakter. Sie sind als rinderhütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie ist nicht ihr Fall; Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. Der Fulba ist wesentlich ernster und ruhiger, weniger gewiszig und leichtlebiger als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung,“ nicht nur mehr als der Neger, sondern auch mehr — wie wir.

Nachtigal erzählt bei Schilderung seines Auszugs aus Kuta, daß ihm ein alter Ratgeber Scheich Omas eine Streife Wegs das Geleite und dabei eine Fülle guter Ratschläge gab, darunter ganz

besonders den, „sich vor der unschuldigen und gefährlichen Festigkeit der Weißen“ zu hüten! „Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht; er kann auch wirklich hasen; und mehr überlegte Hinterlist ist ihm sicherlich zuzutrauen. Er ist der größere Charakter, aber auch im gegebenen Momente der größere Schurke; jedenfalls der gefährlichere Feind. Bezeichnend ist es, daß er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz von vornehmerer Gesinnung. Geldgierig und habgierig ist er wohl oft in demselben Grade wie jener, aber er kann sich bezwingen, zeigt es weniger.“ (Aus: Passarge, Adamaua.)

Wie in anthropologischer Hinsicht die Sudanvölker einen Übergang zwischen den Bantunegern und den Bewohnern der Sahara bilden, so nehmen sie, an ihrer Spitze die Haussa, die hier füglich in diese Charakteristik (ausgenommen ihre ausgesprochene Friedensliebe) miteingeschlossen werden können, auch in ethischer Beziehung eine vermittelnde Stellung ein. Wie sie sich aber äußerlich im wesentlichen als Neger präsentieren, so sind sie auch ihrem Wesen und Charakter nach mehr Neger. Doch besitzen sie eine Reihe der den Wüstenvölkern eigentümlichen Eigenschaften, welche ihnen eine unzweifelhafte Überlegenheit über die Bantu sichern.

In geistiger Beziehung müssen sie als geradezu hochstehend bezeichnet werden und haben einen Vergleich mit geistig gut entwickelten Vertretern der kaukasischen Rasse nicht zu scheuen.

Was Charakteranlagen betrifft, so besitzen sie

die guten und schlechten Eigenschaften der ganzen Rasse. Das aber haben sie vor den Bantu voraus, daß bei ihnen die letzteren wenigstens die Mehrheiten vorhandener guter sind. Raublust und Eigensinn, Verklagenheit, Hinterlist und

Eitelkeit sind der Revers der gleichfalls stark entwickelten positiven Anlagen: des Mutes und der Ausdauer, der Klugheit und des Stolzes. Sie sind tätiger, energischer, zum Teil kriegerischer, selbständiger. So finden wir denn auch bei ihnen in hohem Grad Industrie und Handel entwickelt.

Was aber besonders charakteristisch für die Sudanstämmе ist, das ist die größere Neigung zu

Zentralisierung, zur Bildung von Staatsverbänden — eine Eigenschaft, die den Bantunegern vollständig fehlt —; und bei nicht wenigen derselben ist es nicht nur bei der Neigung geblieben: tatsächliche, sogar beträchtliche Reiche sind entstanden; erinnern wir uns nur an das von den Fulbe zertrümmerte Battareich Fumbina, das nunmehrige Adamaua.

c) Bevölkerungsstärken; politische, staatliche und soziale Zustände

Überblicken wir vergleichend die anthropologischen und ethischen Eigenschaften der in Kamerun vertretenen Rassen und Stämme, so erkennen wir unschwer ein Gesetz der Steigerung der positiven Eigenschaften in beiden Richtungen vom Bantu durch den Sudanneger und Haussa hinauf zum reinen Fulbe; und erinnern wir uns aus der geschichtlichen Gruppierung dieser Völker ihrer derzeitigen Sitze, so sehen wir, daß diese Steigerung von der Küste an gegen das Innere statthat. Dieses Gesetz macht sich aber auch noch geltend nach zwei weiteren Richtungen, die in innerem wechselseitigem Zusammenhang mit den eben näher beleuchteten physischen und psychischen Eigenschaften der Bewohner Kameruns stehen: in der Zunahme der Kultur und der der Bevölkerung.

Einschränkend muß hierzu bemerkt werden, einmal, daß dieses Gesetz nur in der Richtung gegen die Steppe zu, und dann, daß es auch da erst zu Gültigkeit besteht jenseits der Zone bereits länger währenden lebhaften europäischen Einflusses. Der Küstenstreifen des Nordteils mit dem in ihn tief eingeschnittenen Kamerunästuar und den in dieses mündenden Flüssen und Wasserarmen bot von jeher den Europäern die günstigsten Landungsverhältnisse; im Süden rollt die verkehrsfeindliche Kalkema an die offenen Flachküsten an. Dort um das Kamerunbecken herum gab es von jeher durch den Weißen was zu verdienen, früher durch Sklavenhandel, dann durch Landesprodukte; zahlreiche Wasserstraßen mündeten in den gewaltigen Binnenhafen des Kamerunflusses —: und der Neger mußte nicht der geborene Händler sein, der er ist und allezeit war, hätte er sich nicht in diese Gebiete so dicht zusammengedrängt, wie er nun gegenwärtig dort sitzt.

So werden die Duala auf 20–30000 Köpfe, Stämme der Bakwiri, Bomboko und andere auf die am Wuri, Abo und Dibombe wohnenden 25000 Köpfe geschätzt u. s. w. Ganz anders Stämme auf die gleiche Zahl, die am Dibambu lauten schon die Zahlen am und südlich vom festhaften auf 50000, die Bakoto auf 40000, Sanagaunterlauf: Geda 5000, Matimba 1500, Ba- die am Südhang des Kamerunberges lebenden tanga 1500 Menschen!

Könnten hier, wo die Stämme auf kleinen Flächen eng gedrängt sitzen, wenigstens ungefähre Gesamtstärken angegeben werden, so ist das in den Urwaldgebieten, also da, wo das Gesetz der Steigerung ansetzt, bei der verstreuten Lage der Sitze ein und desselben Stammes und dem derzeitigen Stand der Erschließung einfach unmöglich. Auf das mehrerwähnte Gesetz aber hat das keinen Einfluß; da kommt lediglich die Dichtigkeit der Bevölkerung in Verbindung mit der bewohnten Fläche in Betracht.

Zahlen beweisen! Verfolgen wir die Zintgraffsche Expedition auf ihrer Route bis hinauf zu der von ihr angelegten weiland Baliburg und weiter bis Basum, also bis an die Südwestgrenze Adamanas auf dem Steppenhochland. Die passierten Völkerschaften heißen: Batundu, Batom, Mabum, Bannang: alles Bantustämme im Urwald;

Bali: ein Bantu-Sudanmischvolk oben auf der Steppe. Die in den einzelnen Gebieten durchschrittenen Marschstrecken betragen, in der Entlinie gemessen rund beziehungsweise 50, 30, 50, 90 und 70 km; die Einwohnerzahl in den berührten Orten der betreffenden Stämme belief sich auf beziehungsweise 5000, 1500, 1700, 10000 und 20000.

Von da ab weiter nach Adamaua hinein und hinauf zum Tjad, also in den Gebieten der Sudanneger, Haussa und Zulla kann von einer klar zum Ausdruck kommenden Steigerung nicht mehr gesprochen werden; die Bevölkerungsziffern wechseln und schwanken, ohne aber unter die in den Baliländern erreichte hohe Bevölkerungsdichtigkeit zu sinken — im Gegenteil.

Wir werden im folgenden hören, daß hier oben, wo wir mit dem Betreten der Baligebiete in das Reich der zur Zentralisierung neigenden Sudanvölker gekommen sind, eben diese ethnische Eigenschaft zum mindesten zu einem Zusammenwohnen des Einzelstammes geführt hat, der dann

infolge des Menschenreichtums dieser Länder ganz stattliche Stärken aufweist. So zählt der eine Ort Bali über 6000, der eine Ort Bafut an 8000, Bafum an 10 000 Einwohner; so zählt — um zum Südtteil Kameruns überzugehen — Ngila, dessen Hauptort des Vulestammes, über 8000 Menschen.

Im Südtteil Kameruns tritt dieses Gesetz der Bevölkerungssteigerung noch reiner auf und beginnt scharf gleich dicht hinter der Küste, indem der Urwald, namentlich je weiter südlich an der Küste der Eintritt in ihn statthat, anfänglich fast gänzlich unbewohnt ist.

17 Wegstunden ins Innere erstreckt sich diese menschenleere Urwaldwildnis, nur von den Zwergvölkern spärlich und vorübergehend durchstreift. Dann erst trifft man auf Vantuanfiedlungen die von

jetzt ab sich stetig mehren. Die gleiche progressive Zunahme zeigt sich hier wie im Norden, um gleichfalls mit dem Erreichen der ersten Sudanstämmen auf der Steppe ihren annähernden Abschluß zu erreichen.

Anders gestaltet sich die Anordnung der Bevölkerungsstärke in der Fortsetzung des Küstenurwaldes in dem breiten Waldgürtel längs der Südgrenze.

Bis dahin etwa, wo letzterer beginnt, herrscht die eben geschilderte Öde; dann folgen die 14—20 Tagemärsche nach Osten sich ausdehnenden stellenweise recht dicht besiedelten Sitze der verschiedenen Vulestämme (Vantu); daran schließt sich von neuem ein weites unbewohntes Waldgebiet bis fast an die Flußläufe der Südoftede Kameruns, bis fast hinauf gegen Vertua reichend. Erst an den Gewässern des Dshah und Sanga und deren nördlichen beziehungsweise westlichen Zuflüssen ändert sich das. Einzelne Landstriche sind dicht bevölkert; auf weitaus den größeren Flächen dieser ungeheuren Urwaldgebiete ist die Bevölkerung spärlich, wenn wir von den ja auch hier verstreut herumstreuenden Badjiri- oder Batolo-Zwergen absehen. Ndsimu, Misanga, Bombassa u. a. werden uns als Namen der seßhaften Stämme in näherer und weiterer Umgebung der jungen Station Ngoko am Dshah genannt; ausdrücklich aber ihre geringe Volkszahl — höchstens 1000 Köpfe pro Stamm — hervorgehoben. Auch sie gehören dem Zweigstamm der Vantu, den Fan oder Mpangwe zu. „Nach meinen Entdeckungen“, berichtet P l e h n in den Mitteilungen zc., „soll man von Kunabembe, einer Ansiedlung der Ndsimu, aus die erste Ortschaft im Nordwesten erst nach zehntägigem Marsch durch unbewohnten Urwald erreichen; gleiches hat statt in nordöstlicher Richtung. Nach Westen zu über die Schnellen des Dshah hinaus wußten die Leute überhaupt nichts von der Existenz von Ortschaften. Wer nach dort geht, stirbt im Busch und findet kein Dorf,“ lautete stets die Antwort. Es scheint nach allem, daß wir es hier mit einem ungeheuren, viele tausend Quadratstometer großen zusammenhängenden innerafrikanischen Urwaldgebiet zu tun haben, dessen spärliche Bevölkerung, soweit sie seßhaft ist, sich in die Nähe der Flußläufe zusammendrängt, im Innern große Strecken unbewohnt lassend.“ Erst auf dem linken (französischen) Ufer des Sanga, auf dem sich auch allmählich der Urwald lichtet, beginnt die Bevölkerung wieder zahlreicher zu werden. —

Die Tatsache der Unbewohntheit dieser Gebiete hier im Süden, einer anfänglich fast spärlich zu nennenden Bevölkerung der Urwaldregion von der Küste landeinwärts im Norden steht scheinbar in bedenklichem Widerspruch mit unserer Völkerwanderungsgeschichte von Süden nach Norden. Aber doch nur scheinbar. Einmal dürfen wir, wie schon dort gesagt, uns diese Wanderung bei ihrem ersten Beginn nicht als eine Massenbewegung vorstellen: einzelne Fanstämme haben aus irgend welchem Grunde ihre südlichen Sitze verlassen und sind nach Norden gezogen; schon vor Jahrhunderten. Als dann nach längerem oder kürzerem Zeitintervall weitere Stämme aus irgend welchen Gründen eine freiwillige oder gezwungene Ortsveränderung vornahmen, war es naheliegend, daß sie an den von den ersten Auswanderern zum erstenmal betretenen Weg sich hielten, und so wohl auf deren nunmehrige Sitze stießen. Entweder ging's nun gleich weiter, in der nun einmal eingeschlagenen Richtung, das ist nach Norden und Nordwesten (der Küste zu!), oder sie blieben. Und da war es naheliegend, daß sie es bequemer fanden, die von den ersten Ansiedlern angelegten Rodungen in Besitz zu bekommen, als sich selbst erst mit Neuanlage solcher zu plagen: die ersten Kolonisten wurden verjagt. Für diese ihrerseits war es wieder naheliegend, nicht seitlich auszuweichen, sondern nach vorn, das ist wieder nach Norden (wieder der Küste zu), möglichst weit weg von ihren Verdrängern. Und so ging Völker- oder genauer Stammeswelle auf Stammeswelle in gleicher Richtung. Auch der den Menschen überhaupt, und dem Neger als Naturkind ganz besonders innewohnende Herdentrieb, der sie stets dieselbe Marschstraße einschlagen ließ, darf nicht zu gering in Anspruch gebracht werden. Dazu mögen triftige Gründe, in Beschaffenheit der Bodenverhältnisse, der Art der Begegnung mit der einst wohl sicher stärkeren und zahlreicheren Urbevölkerung u. i. w. u. i. w., die Marschrichtung beeinflusst haben. Eine weitere Veranlassung, die nunmehr begangene eine oder

die einigen wenigen Marschstraßen stets zu wählen: in der Schwierigkeit des Vorwärtstommens im afrikanischen Urwald liegend, weiß jeder Forscher vollauf zu würdigen. Auch in Europa ging — aus gleichen oder ähnlichen Gründen Völkerwege auf Völkerwege auf den gleichen alten Seeresstraßen — seitab dicht daneben lagen jahrhundertlang unberührt Täler und Gänge. Und als nun ein-

mal die vordersten Stämme an die Urwaldgrenze oder gar an die Küste kamen oder von ihr hörten, als sie die ungleich leichteren und günstigeren Lebensbedingungen und namentlich Verkehrsverhältnisse in den Savannen kennen lernten, da drängte alles nach vorn; jetzt begann die Ausdehnung in die Breite; der Urwald verödete stellenweise ganz. —

Naheliegend ist die Frage nach der Art und Weise des Zusammenlebens all dieser Bevölkerungsgruppen, der Einzelwesen und der Stämme, in sich

und unter sich. Das führt uns zur Betrachtung der politischen, staatlichen und sozialen Verhältnisse. Damit schreiten wir schon hinüber auf das kulturelle Gebiet (das Wort „Kultur“ im allgemeinsten, weitesten Sinne genommen); und damit muß uns, gemäß dem eingangs dieses Kapitels Gesagten, auch hierin das Gesetz der Steigerung entgegentreten — und das ist auch in der Tat der Fall.

Der Bantu steht — von den Zwergvölkern ein für allemal abgesehen — unter den volklichen Elementen Kameruns auf der untersten kulturellen Stufe. (Daß aber auch diese schon in jeder Hinsicht himmelweit entfernt ist von dem, wie man sich zu Hause gemeinhin diese „Wilden“ vorzustellen beliebt, haben wir im vorausgegangenen Kapitel schon gehört, das werden wir auch ferner auf allen Gebieten sehen. Wir lachen über manchen Aberglauben der „Schwarzen“, über ihre Fetische; wir brauchen gar nicht bis nach Afrika zu gehen, um das alles in schönster Blüte zu finden!)

Charakteristisch geradezu für die Bantuvölker Kameruns ist ihre politische

Zersplitterung. Sogar innerhalb ein und desselben Stammes ist von einer politischen Einheit gar keine Spur. Es ist das eine fast notwendige Folge ihrer geschilderten ethischen Eigenschaften; es war das ihr Verderben, und wird vielleicht noch ihr Untergang werden — wenn nicht eine europäische Macht, in unserem Fall die deutschen Stationen, eingreift.

Bis zu einem gewissen Grad allerdings trägt auch die Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Landstriche die Schuld. Berge und schwierige Bodenbedeckungsarten trennen; Wasser und günstige Bodenbeschaffenheit und -bewachung führen zusammen: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit in größerem, auch sogar kleinerem Umfang, in freundlichen oder gegenteiligen Beziehungen feind. Anders die Steppe.

In politischer Beziehung also kommt bei den Bantustämmen immer nur fast jeder Ort für sich in Betracht. Die mehrgenannte Stammeseinteilung hat vom politischen Standpunkt der Neger aus, streng genommen, geringe Bedeutung. Wohl in Sitten, Sprache, Bauart der Wohnstätten u. s. w. unverkennbare Zusammengehörigkeit zeigend, enthalten ihrer die Stämme in staatlicher Hinsicht. Selbst bei nur vorübergehendem Aufenthalt springt diese Zersplitterung, dieser Mangel an Gemeinfinn in die Augen. Unsicherheit des Besizes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und Aberglaube kennzeichnen ferner und beeinflussen in hohem Grade die staatlichen Zustände der Bantu. Bezeichnend für das Gefühl der Unsicherheit sogar bei den Häuptlingen ist der Umstand, daß sie größere Geschenke stets bei Nacht und unter ängstlichen Vorichtsmaßregeln gegen die lästernen Augen ihrer getreuen Untertanen in Empfang nehmen. Hand in Hand damit geht ekelhafte Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit gegen den Weißen einerseits, geringes Ansehen und Macht ihren Untertanen gegenüber andererseits. Die Häuptlinge sind nichts Besseres wie jämmerliche Dorfschulzen. Die Hauptmacht liegt in den Händen schlauer Priester, „Medizinmänner“, die nicht selten auch die richterlichen Rechte des Häuptlings an sich reißen.

Nur einzelne, wie die Bannang im nördlichen Urwald, die Yaunde und Bafoto im Südtteil Kameruns, unterscheiden sich — und, wie wir sehen werden, sind sie es auch, die unter den Bantustämmen die höchste Kulturstufe einnehmen — in offenbar größerem Einfluß des Herrschenden auf das Volk, und ganz besonders im staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihr Gebiet ist sehr beträchtlich, sehr gut bevölkert, und ein gewisser Stammesgemeinfinn unverkennbar. Und zwar erinnert derselbe an eine Art Gauvereinigung.

Die als Gauvorsteher anzuprehenden Häuptlinge verfügen über einen ziemlich bedeutenden Machteinfluß, die Unterhäftlinge der einzelnen Dörfer sind die gleichen Schattentönnige wie eben geschildert. Daß die Leuten ihr Dorfsoberrhaupt durchprügeln, wenn es sich durch einen Regierungs- oder privaten Akt mißliebig gemacht hat, kommt nicht eben selten vor!

Kleinere Reibungen sogar innerhalb der Gaue scheinen aber trotzdem — wie übrigens auch bei den heidnischen Sudanvölkern — an der Tagesordnung zu sein. Die Gründe sind so ziemlich immer die nämlichen: kindische Streitsucht, Gaudelaiserfucht, das „Ewig Weibliche“ und der Aberglaube mit seinen Auswüchsen.

Bei Extraktungen, Todesfällen neigt der tief im Fetischismus stehende Bantu nur zu leicht dazu, die Veranlassung in der Übelgegntheit einer anderen Person zu suchen. Wer sucht, der findet — und meist gehört der Schuldige einem anderen Stamme an. Damit ist dann schon ein „Kriegsfall“ gegeben, der zum mindesten zu privaten Repressalien führt. War der Verstorbene oder Kranke ein angesehener Mann, so verlegt sich seine Sippe auf das Wegfangen des Schuldigen oder überhaupt Angehöriger des Stammes, dem der Übeltäter angehört. Dieser oder sein Anhang vergilt in gleicher Weise, und die Reiberei ist im besten Gange.

Der ganze Stamm wird selten in solche Privatstreitigkeiten hineingezogen, aber diese vererben sich oft durch mehrere Generationen: also eine Art Blutrache. Eine Lösung der Weggefangenen durch Zahlung von Vieh, Elfenbein, Weibern und Sklaven ist angängig. Kümmerst sich der Stamm oder die Familie um denselben nicht, so bleibt er eben Sklave oder wird als solcher weiter verkauft.

Nie ist demnach der Nichtstammesangehörige auf der Landstraße sicher vor Überfall, Plünderung und Freiheitsberaubung. Es herrscht aus politischen, noch mehr aus privaten Ursachen ein beständiger Kriegszustand, der sich, namentlich in letzteren Fällen, weniger in entscheidenden Gefechten als in gelegentlichen Überfällen und Plünderungszügen kundgibt.

Gegen auswärtige Feinde jedoch raffen wenigstens die Gauvereinigungen sich zu annähernd geschlossenem Auftreten zusammen. Ein solcher Feind war und ist den Stämmen stets der Weiße, der den so einträglichen Zwischenhandel teilweise gebrochen hat und immer mehr zu brechen droht. Die steten Unruhen im Küsten- und Urwaldgebiet, die noch geraume Zeit fort dauern werden, haben ihren Hauptgrund in diesem Umstand — leider allerdings auch in der vielfach grundfalschen Behandlung des Negers!

Eine weit höhere Entwicklung weisen die politischen Zustände der Sudan-neger auf. Während bei den Bantu in politischer Beziehung von einem Stammeszusammenhalt kaum gesprochen werden konnte — die Gauverbindung

geht ja nicht über den ersten Beginn des Zusammenfassens des eigenen Stammes hinaus — haben wir es bei den Sudannegern mit festen, geschlossenen Volksgefügen zu tun. Zum guten Teil wird dieser Zusammenschluß durch das Gelände begünstigt.

Aber die Ausdehnung der kleinsten staatlichen Einheit, eines Stammes,

Häustypen der Bantu-Sudan-Mischstämme.

zu wirklichen Staatengebilden findet man unter den Negern im allgemeinen erst bei Annahme des Islam.

„Man mag über den Islam als Religion denken wie man will; ein zentralisierendes, staatenbildendes Element ist er zweifelsohne gewesen. Und nicht nur das, er war, insbesondere für den Sudan, auch ein kulturbringendes. Wichtig ist auf Grund seines vierjährigen Aufenthaltes in diesen Gebieten zu dem bestimmten Ergebnis gelangt, daß die hohe Stufe der Gesittung, die Bildung der großen Reiche dortselbst lediglich dem Islam zu verdanken ist.

Überhaupt ist der Islam auch als Religion eine Institution, die den Lebensanschauungen der Neger weit mehr entspricht als das Christentum. Der fatalistische Zug einerseits, die Sanktionierung der Sklaverei andererseits insbesondere mußten dem Neger mehr zusagen als die ethisch ja höher stehenden Lehren der christlichen Religion. Daß dann, nachdem der Mohammedanismus in Afrika seine kulturelle Mission zum Teil erfüllt hatte, er es war und ist, der mit stagnierendem Formelwesen lähmend und erstarrend auf freierer Weiterentwicklung lastete und lastet, soll gewiß nicht bestritten werden — aber er teilt dies Geschick mit jeder abgelebten Lehre!“ (Aus: F. H. S. P., Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Einzelne Regierstaaten entstanden auch schon vor Einführung des Islam, gewiß; aber das feste Gefüge brachte erst dieser.

„Das ist auch leicht verständlich. Einerseits

mußte die Einführung einer Schrift und Schriftsprache, dann aber vor allem das gemeinsame geistige Band, mit welchem der Islam seine Befenner umschlang, dazu geeignet sein, die engen Schranken zwischen den kleinen politischen Gemeinden, wie sie in Heidengegenden Verkehr und staatliche Entwicklung hemmten und hemmen, umzuwerfen und große Staatsverbände zu schaffen. . . Die Sudanvölker sind das Samenorn gewesen, der Islam der befruchtende Regen.“

Der Neger ist seinen Charaktereigenschaften, seiner Unselbständigkeit und Energielosigkeit entsprechend, sehr leicht zu terrorisieren. So fanden die mohammedanischen, religiös-fanatistischen, in körperlicher und geistiger Beziehung weit höher stehenden Wüstenhölhe, die Araber und Fulbe, verhältnismäßig leichte Arbeit. Und hätten, die letzteren namentlich, besseres organisatorisches Talent entwickelt, so wäre der von ihnen gegründete Adamausstaat, der den größeren Teil unserer Kolonie einnimmt, ein ganz anders geschlossenes, beherrschtes Staatswesen, als er — zu unserem Glück! — tatsächlich ist.

Hand in Hand mit der fortgeschreitenden Staatenbildung werden auch die Ansiedlungen größer. Die Orte werden geradezu zu Städten, besetzt, umfangreich, menschenreich; so zählt Nola an 20 000 Einwohner, Ngamndere an 30 000.

Die derzeitigen politischen Zustände der menschenreichen Völkerschaften der Sudanneger in dem weiten Steppenlande bis hinauf zum Tsad gestalten

sich also folgendermaßen: Die an der Südwestgrenze Adamauas lebenden unabhängigen Bantu=Sudan=Mischvölker leben einzeln in geschlossenen Stammesverbänden; nicht ohne die Neigung zu Ausdehnungsbestrebungen, das ist zu ausgesprochener Staatenbildung.

Diese Ausdehnungsbestrebungen, mehr oder weniger offen betrieben, mit mehr oder weniger Erfolg begleitet, tragen ihr gutes Teil bei zu der immerwährenden „politischen Spannung“. Keiner will nachgeben, keiner seine kleinen Stammesinteressen der Erstarkung des Ganzen in einem Staatenverband zum Opfer bringen. So erinnert diese politische Zerfahrenheit unwillkürlich an die Zersplitterung, an den Partikularismus, wie er, von unsern Altvordern ererbt, bis zur Stunde fast germanisches Grundübel ist.

Überhaupt ist es geradezu überraschend, wie häufig und wie lebhaft die politischen, staatlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der Sudanvölker teils denen der germanischen Stämme, teils denen des feudalen Mittelalters gleichen: von der Eifersucht der Völker bis herunter zum fleißigen Kreisen des Büffelhornes im Gelage der trinkfesten Mannen.

An der Südgrenze Adamauas erwehren sich die letzten Sudanvölker nur mit Mühe der Unterjochung durch die südlichsten Fulbesultane; ihre politische Selbständigkeit ist im Untergang begriffen — wenn nicht der Weiße sie schützt. Kaum aber lastet die schwere Faust des Tibati- und Ngaumdereherrschers nicht mehr so wuchtig auf ihrem Nacken, so zeigen sich gleiche Bestrebungen, wie droben, gleiche Widerstände und gleiche Folgen. Und dieselben Regungen mit all ihren Konsequenzen finden sich bei allen Heidenstämmen Adamauas und Bornus, soweit ihnen nicht, hier von den Fulbe, dort von den Arabern ihre politische und soziale Selbständigkeit genommen ward.

Adamaua in seiner politischen Gestaltung und Zusammenfassung haben wir bereits mehrfach kennen gelernt. „Es ist ein mohammedanisches Königreich, auf eine mannigfaltige Reihe heidnischer Stämme aufgespröpft“: so charakterisiert Barth kurz und treffend diesen Staat.

„Die mohammedanischen Eroberer, die Fulbe, sind absolute Herren im ganzen Benuétal und in Nordadamaua bis auf einzelne Bergzüge; gleicherweise halten sie im mittleren Adamaua eigentlich nur die Ebenen besetzt und nicht einmal diese vollständig; so sind zum Beispiel die Gebiete von Alghadin galidu, Dalami u. a. unabhängige kleine Heidenstaaten, die lediglich als Vasallen des Sultans von Yola zu betrachten sind. Die Gebirge werden von Heidenstämmen bewohnt, welche zum Teil wohl hier und da an ihre Bedränger Tribut zahlen; aber von einem regelten Vehnungsverhältnis ist keine Rede. Drei größere Fulbestaaten bestehen in diesem zentralen und südlichen Teile: die Sultanate Banno, Tibati und Ngaumdere. Ersteres ist das kleinste; denn nach Süden und Osten hin grenzt es an Tibati, nach Westen kann es sein Gebiet nicht ausdehnen wegen der dort wohnenden starken Mischstämmen der Bantusudaneger. Tibati und Ngaumdere dagegen konnten ihr Gebiet nach Süden stark vergrößern. Keine Gebirge hinderten ihre Reiterheere, keine mit Feuerwaffen versehenen Stämme hielten sie auf. Sie sind daher jetzt die reichsten und mächtigsten Staaten Adamauas.“

Als politisches Ganzes betrachtet, ist Adamaua,

wie wir aus der geschichtlichen Entwicklung wissen, einer der Vasallenstaaten des großen Sokotoreiches, an deren Spitze Statthalter stehen; hier der Sultan von Yola.

„Diese Statthalter entsprechen den großen Herzögen im mittelalterlichen Deutschland. Obwohl rechtlich Vasallen, sind sie in Wahrheit doch eigene Herren; je weiter von Sokoto entfernt, um so mehr. Adamaua kümmert sich zum Beispiel um Sokoto gerade so viel, als einst das Herzogtum Burgund ums heilige römische Reich. Immerhin darf man aber den moralischen Einfluß, welchen der Kaiser von Sokoto, besonders als religiöses Oberhaupt im Sudan hat, nicht unterschätzen. Geht der Tribut an ihn auch nicht regelmäßig ein, dann und wann erfolgt er doch. Leistet der Emir von Yola seinem Vehnsherrn auch nicht mehr militärische Hilfe, geht er auch nicht mehr zur Huldigung nach Sokoto, so schickt er doch oft genug Gesandte, und mancher Befehl des Vehnsherrn wird ausgeführt, um Palaver zu vermeiden. Auch die kaiserlichen Gesandten, die nicht selten untertreffen und bis nach Bubandjibba und Ngaumdere kommen, werden stets sehr honoriert und respektiert. Bei der Masse des Volkes ist die Idee der Vehnsherrschaft des Kaisers noch zu lebendig, als

daß ein Statthalter einen offenen Abfall riskieren würde.“

Ähnlich geht es nun in dem Vehnstaat Adamaua selbst zu.

„Die Regierungsform ist despotisch. Das Land ist in Provinzen“ — die mehrerwähnten kleinen Sultanate, wie man sie gewöhnlich, aber strenggenommen unrichtig zu nennen pflegt; denn der Titel ‚Sultan‘ gebührt eigentlich nur dem Kaiser von Sokoto, nicht einmal dem Herrn von Yola, dem Statthalter von Adamaua — „geteilt, an deren Spitze wieder ein Statthalter, ‚Lamido‘ genannt, steht. Die Stadt und der Distrikt, in dem der Oberstatthalter beziehungsweise Statthalter, residiert, gehört ihm direkt, bildet also seine Hausmacht. Der Lamido verwaltet das ihm überwiesene Gebiet als Herrscher und zahlt an den Oberstatthalter jährlichen Tribut an Sklaven, Pferden, Vieh, wertvollen Stoffen, Weibern u. a. Im Kriegsfall muß er auf Befehl Heeresfolge leisten und von der gemachten Beute einen bestimmten Anteil seinem Vehnsherrn überlassen. Jede Provinz ist selbst wiederum in Distrikte oder Städte eingeteilt, und an der Spitze eines jeden steht ebenfalls ein Oberhaupt, das unter denselben Bedingungen von dem Lamido eingesetzt ist, wie dieser von seinem Vehnsherrn. Die Ortsvorsteher der unmittelbar unter einem Lamido stehenden Orte heißen ‚Galadima‘.“ (Aus: Passarge, Adamaua.)

Man sieht, es hat sich also bis in die kleinsten Details ein Vehnswesen entwickelt, wie es im mittelalterlichen Deutschland nicht ausgebildeter war.

Das geht bis in das Bestreben, die Hausmacht zu vergrößern, die Erblichkeit der Lamidowürde in der Familie (die „Prinzen“ heißen in Adamaua ‚Marima‘) zu erreichen, das geht bis in die Zentralisierungsbestrebungen der einzelnen Lamidos; — und wie im mittelalterlichen deutschen Reich, mit Erfolg. Zum Teil sind sie wirklich noch abhängig vom

Herrn in Yola, zum Teil nur mehr nominell. Völlig selbständig und nur in moralischer Abhängigkeit stehen Tibati, Ngaundere und Bubandjiba.

„Zur Verwaltung der unterhabenden Provinzen — oder um dem üblichen Sprachgebrauch zu folgen, der Sultanate — hat jeder Lamido einen großen Hof- und Beamtenstaat unter sich. Derselbe rekrutiert sich fast ausschließlich aus der Hausmacht des Herrschers, ja überwiegend aus den Sklaven! Diese Hofsklaven sind zum Teil sogar vornehmer als die Freien und haben durchaus bevorzugte Stellung, besonders den ärmeren Freien gegenüber.

Also auch die Zustände an einem sudanesischen Hofe gleichen völlig denen an den Fürstenhöfen im mittelalterlichen Deutschland, wo auch die höfischen Ministerialen, Leibeigene der Fürsten, alle höheren Ämter inne und vor dem Landadel, das ist den Freien, den Vorrang hatten. Der diesem System zu Grund liegende Gedanke ist wohl da wie dort der gleiche: daß Sklaven nicht so leicht übermächtigen Einfluß gewinnen und eventuell — leichter beseitigt werden können! Wir finden alle die Ämter auch hier, wie sie uns von unseren eigenen Feudalzeiten her bekannt sind: den Kanzler ‚Kai-gamma‘, den Feldherrn ‚Sfarri n lejidda‘, den Zeremonienmeister ‚Salamma‘ u. s. w. u. s. w.; sogar der Hofjörg ‚Wada‘ fehlt an keinem Lamidohofhalt.

Das Gerichtswesen ist folgendermaßen geordnet: Der Richter eines jeden Distriktes heißt ‚Mfali‘ und wird vom Lamido ernannt. Er kann auch das Todesurteil fällen; ist der Delinquent aber ein Nulla, so muß der oberste Vehnsherr das Urteil bestätigen. Die Rechtsverhältnisse sind, entsprechend dem vorgeschrittenen Kulturstande, in bestimmten Regeln und Gesetzen, zum Teil sogar schriftlich fixiert.

Auch ausgesprochene Steuern finden sich bereits; die Art und Weise ist nicht überall die gleiche.“ (Aus: Passarge, Adamaua.)

So viel über diese hochentwickelten mohammedanischen Staaten und Fürstenhöfe Adamauas. Ganz die gleichen staatlichen, rechtlichen und höfischen Verhältnisse bestehen in Bornu, das ja mit seinem Südtail in unser Schutzgebiet hereinvagend, nicht unerwähnt bleiben darf. Wir dürfen bloß andere Namen für die Stämme, andere für Herrscher und Beherrschte, andere für die Titel und Würden einsetzen: so haben wir das gleiche Bild da wie dort. Nur eine staatliche Einrichtung, ursprünglich sehr gewichtig, im Lauf der Zeit an Bedeutung herabgesunken, treffen wir hier, die in Adamaua fehlt. Während in den Adamauareichen die Regierungsform eine ausgesprochen despotische ist, steht in Bornu dem „Scheich“, wie hier der Sultan heißt, ein Rat „Rokéna“ zur Seite, aus den Freien des Landes und den höchsten Beamten bestehend.

Erwähnenswert ist diese Einrichtung übrigens auch noch deshalb, weil wir merkwürdigerweise bei einigen der unabhängigen Heidenstämme Adamauas, insbesondere auch bei einigen der an seiner Südwestgrenze lebenden Bantu-Sudan-Mischstämme die gleiche den Absolutismus einschränkende Instanz finden. Im übrigen sind die sämtlichen staatlichen Einrichtungen, wie wir sie in den Adamauasultanaten so hochentwickelt kennen gelernt haben, ausgenommen die rechtlichen, in ovo wenigstens bei all den eben erwähnten unabhängigen Sudanstämmen, insbesondere wieder bei denen der Grenzländer im

Das überseeische Deutschland.

Westen und Süden vorhanden; bei den größeren derselben über das Anfangsstadium sogar hinaus, so in den Bakiländern, so bei den Wute. —

Überflüssig ist es wohl, auf den himmelweiten Unterschied zwischen diesen hier geschilderten politischen und staatlichen Einrichtungen in Adamaua und bei den Sudanvölkern und den jämmerlichen diesbezüglichen Zuständen bei den Bantustämmen nur hinzuweisen. Kann ein Lamidoreich in Adamaua mit seinem Hof- und Beamtenapparat, bei dessen Betrachtung wir vollkommen vergessen, daß wir uns in Afrika bei den „Wilden“ befinden, überhaupt nicht mit einem Bantustamm verglichen werden, so ist auch schon zwischen einem solchen und dem kleinsten Sudanegerstamm der Kontrast ein außerordentlich großer: dort der erbärmliche, von seinen Dorfuntertanen geprügelte Dorfschulze — hier die tausendköpfige Menge, die lautlos den Gesetzen lauscht, die der Herrscher nach beendeter Ratsversammlung seinen Untertanen verkünden läßt; hier die ehrfurchtsvoll dem Häuptling nahende Gesandtschaft, der ihr in würdevoller Haltung, in seine Tobe gehüllt, Audienz erteilt — dort der mit einem alten Cylinder und einer knallroten Hufarenjacke angeogene „Kling“, jeden Träger einer Expedition um ein paar Blätter Tabak anbettelnd! u. s. w. —

Da und dort mußte eigentlich schon die soziale Gliederung der Völker gestreift, ja als bekannt fast vorausgesetzt werden: so wenden wir uns nunmehr deren Betrachtung zu.

Zuvor aber noch kurz einen Blick auf die derzeitigen politischen Verhältnisse des eben genannten Bornu. Die der Bantustämme, die in Adamaua haben, im ganzen genommen, seit Jahrzehnten, zum mindesten seit sie einen Bestandteil einer deutschen Kolonie bilden, keine wesentliche Veränderung erfahren — wie wir sie kennen gelernt haben, bestehen sie voraussichtlich immerhin noch eine ganze Weile; in Bornu ist, seit von ihm ein Teil zu Kamerun gehört, eine tiefgreifende Umwälzung vor sich gegangen. Sie ist jungen Datums; genauere Nachrichten sind uns überhaupt erst vor kurzem darüber bekannt geworden.

Zur Zeit, als Nachtigal — bis vor kurzem der letzte Europäer, der am Tsad gewesen — sich in Kufa aufgehalten, 1869—72, bestand im großen und ganzen, wenigstens äußerlich, noch das alte Bornureich, wie wir es bei der geschichtlichen Entwicklung haben entstehen sehen. Scheich Omar herrschte als Sultan; aber Nachtigals scharfem Blick war der bevorstehende Zusammenbruch der unhaltbar gewordenen Zustände nicht entgangen. Er hatte richtig prophezeit — und bald sollte auch dieses gesegnete Land das Schicksal teilen, welches nach seiner geradezu klassischen Schilderung das Los der meisten Tropenländer Afrikas ist.

„Die meisten Gegenden der Tropen, deren Schönheiten den Naturfreund zu staunender Bewunderung hinreißten, deren reiche Naturschätze für Mensch und Tier ein Leben des Friedens und der Glückseligkeit bedingen sollen, sind der Tummelplatz wilder Tiere und wilderer Menschen, die inmitten rechter Fülle einen Vernichtungskrieg gegeneinander führen, wie wenn der äußerste Mangel ihnen einen unerbittlichen Kampf um die Existenz aufzwänge. Der Reisende, anfangs bezaubert von der geheimnisvollen Jungfräulichkeit einer ungeordneten Naturkraft, entzückt von einer ungeahnten Mannigfaltigkeit der Formenscönheit

und Farbenpracht, voll enthusiastischer Hoffnung auf die reichen Schätze, welche der Erschließung harren, empfindet bald inmitten dieser verschwenderisch ausgestatteten Welt ein Gefühl von Ede und Trauer über das Schicksal, welches derselben bestimmt zu sein scheint.“

Scheich Omar starb 1881. Es folgten mehrere kurze Regierungen; das Reich war in unaufhaltsamen Untergang begriffen und fiel endlich dem von Osten her kommenden Stoß Rabehs zum Opfer, 1894. Rabeh, der Sohn eines armen Maurees, „sei von dem großen Mann, dem ‚Mahdi‘, ausgesandt worden“; also eine der religiös fanatischen Unternehmungen, die damals die ganze Wüste und den Sudan umwälzten. Er eroberte Kufa, der Sultan floh. Im Jahre 1899 erlitt er, nachdem er mehreren französischen Expeditionen ein gefährlicher Gegner gewesen war (so wurde die ganze Expedition Crampel 1895 von seinen Horden massakriert), am 29. Oktober durch Gentil eine schwere Niederlage und floh verwundet nach Diffoa. In Bornu betrug Abmar Senibba, ein Mitglied der alten Herrscherfamilie, den Thron. So der derzeitige Stand des schwer erschütterten Reiches; oder vielmehr so lauten die letzten sicheren Nachrichten. Auch hier wird es

eine europäische Hand sein, die erhaltend oder endgültig umbauend eingreifen wird: die Franzosen haben im Herbst 1900 das territoire militaire des pays et protectorats du Tschad von Congo français abgetrennt und haben vorerst die führende Rolle in diesen Landstrichen.

Aber nun zu unserer Kapitelüberschrift zurück: zur Betrachtung der sozialen Gliederung und daran anschließend, der sozialen Verhältnisse der Völkerschaften unserer Kolonie.

Bei den Bantustämmen finden wir als ausgeprägte soziale Gliederung: Häuptling und Volk, Freie und Sklaven. Doch scheint ein Gefolgschaftswesen, ein Hörigkeitsverhältnis auch hier zu bestehen, wie wir es ausgeprägt im Hochland antreffen werden. Die Form der Sklaverei ist mild. Auch hier, wie in ganz Afrika, hat die Hausklaverei ein patriarchalisches Verhältnis angenommen.

Gefleckte Hyäne mit ihrer Beute, einem Opfer der Sklaventransporte.

Man darf überhaupt die Bewohner eines Landes, in dem die Eltern ihre Kinder zum Verkauf als Sklaven anbieten, nicht mit unserem, bisweilen übertriebenen Gefühlsmaßstabe messen. Sklavenjagden gibt es nicht, nur Einzelverkauf und Wegfangen einzelner, sowie Verwendung kriegsgefangener Männer und Weiber als Sklaven; wobei betont werden muß, daß bei den Bantu die Kriege nicht zu diesem Zwecke geführt werden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir 'mal dem Sklavenwesen überhaupt etwas nähertreten.

„Die Sklaverei“, sagt P. Schynse, „ist eine Institution, welche völlig mit dem Charakter des Negers verwachsen ist; sie herrscht überall in Afrika vom Kongo bis Sansibar und bildet eine Grundlage des gesamten Negerlebens.“ Sklaverei bestand seit den ältesten Zeiten. Die kriegsgefangenen wurden, soweit man sie nicht den

Göttern opferte, zu Leibeigenen gemacht und mußten die harte Arbeit verrichten. Der Sklavenraub beziehungsweise Verwendung zur Arbeit statt zum Opfer dokumentiert nach zwei Richtungen hin bereits Milderung der Sitten: einmal fiel das blutige Menschenopfer weg und dann auch der Frauenraub, da ja bei den Naturvölkern das

Weib nicht bloß Frau, sondern fast noch mehr Arbeitstier war und ist.

„Das traurige Vorrecht der Mohammedaner“, sagt P. Schynse weiter, „ist es gewesen, da, wo sie in Afrika eindringen, diesen Einzelklavenraub, der gewissermaßen in harmloser Form im Wegfangen einzelner Leute seitens eines Stammes dem anderen gegenüber bestand, zu einem im großen betriebenen Sklavenhandel und Sklavenerport zu erweitern und damit alle die Greuel-taten herauf zu beschwören, welche die nunmehr in Szene gesetzten Sklavenjagden begleiteten. Denn die Einzelnegersklaverei, wie sie geübt wird, ist milde in ihrer Form.“

Alles das gilt voll und ganz auch für Westafrika.

Nur teilen sich hier heriben mit den Mohammedanern in den Ruhm, die Sklavenjagden ins Leben gerufen zu haben, die europäischen Christen! Die Nachfrage nach Sklaven seit Jahrhunderten — Westindien und Amerika verschlang sie — hat manches Negerreich zertrümmert.

Den zweifelhaften Segen der philanthropischen Antisklavereibestreben in Europa, mit denen die krasse Not und Sklaverei der Arbeiter zu Hause, „die tatsächlich mittelbar Sklaven des Schwarzen in Afrika sind“ und des vom Schicksal auf die tiefste soziale Stufe herabgeworfenen Pöbels der großen Städte und Industriebezirke eigentümlich kontrastieren, näher zu beleuchten, gehört nicht zur Sache.

Abgesehen davon, daß die Hausklaverei, wie sie in den Negerländern selbst geübt wird, milde ist, in ein geradezu patriarchalisches Verhältnis

übergegangen ist, kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das den Neger diese Form der Dienstbarkeit leicht tragen läßt: sein glücklicher Fatalismus.

Der schlagendste Beweis für die wenig tyrannische Art der Sklavenbehandlung, die, nebenbei bemerkt, nur höchst unklar wäre — und der Neger ist ein sehr schlauer, pfiffiger, berechnender Bauer — ist die in ganz Nordkamerun gang und gäbe eigenartige Einrichtung der „Sklavendörfer“, „Bata“ genannt. In ihnen leben die den Bewohnern des Hauptdorfes gehörigen Sklaven, und zwar unter eigenen Häuptlingen, welche gleichfalls Sklaven sind. Keiner dieser Arbeitssklaven darf im Dorfe der Freien eine Nacht zubringen. Diese Dörfer sind ein bis zwei Stunden vom eigentlichen Stammort entfernt, meist in der Nähe von oder in den ausgedehnten Farmen desselben gelegen, weil ja die Hauptarbeit der Sklaven der Feldbau auf den Ländereien ihrer Herren ist. Eine Bewachung dieser Dörfer findet in keiner Weise statt: trotzdem hört man äußerst selten, daß ein Sklave entflohen, und wenn, so war es Furcht vor augenblicklich drohender Strafe.

Also nicht das Sklavenhalten, sondern das Sklavenfangen, wie es, in Kamerun bis zum heutigen Tage, noch Haupttätigkeit der Lamidos in Adamawa ist, und der Sklaven transport, das bis zur Stunde noch einträglichste Geschäft der Kaufleute in Kamerun: das sind die dem Sklavenwesen anhaftenden Grausamkeiten und Greuel, die, abgesehen von der moralischen Verwerflichkeit, blühende Landschaften entvölkern und zur Wüstenei machen.

Vielseitiger ist die soziale Stufenleiter bei den Sudanstämmen; insbesondere bei jenen, die sich völlige Unabhängigkeit zu bewahren gewußt haben. Sie lautet: Häuptling, Vornehme, Freie (Bauern und Gewerbetreibende), Hörige, Sklaven.

Wir sehen, auch in dieser Beziehung tritt uns hier im innersten Afrika ganz das altgermanische Gemeinwesen entgegen mit einer (um im Vergleich zu bleiben) aristokratischen Reichsverfassung, mit allen ihren Konsequenzen.

So ist der Häuptling durchaus nicht unumschränkter Herrscher; die Vornehmen, der Adel, wahren sich den Einfluß auf innere und äußere Angelegenheiten in der Form eines aus ihren bejahrtesten Mitgliedern gebildeten Rates, dem übrigens der Häuptling in kluger Weise, um einer verfallenden oligarchischen Regierungsform zu entgehen, aus den Freien gleichfalls betagte Männer beigesellt. Sogar Sklaven mit der nötigen Klugheit (und wohl auch Strupellofigkeit) genießen hohes Vertrauen beim Häuptling.

Durch diesen Rat, aus allen sozialen Kreisen zusammengefaßt, weiß der Häuptling klug die Wünsche und Stimmungen der Volksseele zu erfassen. Nichts wird unternommen, nichts als Gesetz verkündet, ohne die Sicherheit, daß es auch (durch Majorität oder Gewalt) durchgesetzt werden kann; dann heißt es aber auch: sie volo — sie jubeo.“ So ist der Volksmasse gegenüber die Macht des Häuptlings eine fast unumschränkte.

Der Häuptling ist ferner zugleich Richter; es steht ihm das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehörigen zu, und gehören

Hinrichtungen nicht zu den Seltenheiten. Dann ist er die oberste schiedsrichterliche Instanz gleichfalls für den ganzen Stamm. Einen großen Teil des Tages sieht man den Herrscher auf dem mächtigen Felsblock thronen, der am Rande des Königsgehöftes, an welches sich in allen Dörfern der große, freie Volksversammlungsplatz anschließt, als Herrscher- und Richterstuhl aufsteht.

Gefesse in unserem Sinne, wie sie unserer Auffassung nach notwendiger Bestandteil einer ausgebildeten Verfassung sind, wie wir das auch in den Inselstaaten getroffen haben, gibt es nicht. Nach innerer und äußerer Lage berät der Häuptling mit dem eben geschilderten „Senat“, und die gefaßten Beschlüsse sozialen und politischen Charakters werden der ausgetobten Volksversammlung als Beschluß, als lex verkündet.

Von Zeit zu Zeit werden bei diesen Volksversammlungen auch Abgaben, dem Häuptling zu leisten, sei es in Gestalt von Sklaven, Weibern, Vieh oder Farmerzeugnissen, last not least, Palmwein, bekannt gegeben. Stündige derartige

Leistungen, also Steuern oder Zehnten, gibt es nicht. Auch Zondienste in den Farmen des Fürsten werden von Fall zu Fall geheißt.

Verfassungsmäßig, wenn man so sagen darf, geregelt ist die Thronfolge: Stets der älteste von

der legitimen Frau geborene Sohn ist der Nachfolger in der Häuptlingswürde, wie überhaupt der Sohn der Erbe des Vaters ist — im Gegensatz zu vielen Bantustämmen, bei denen der Bruder des Verstorbenen der Haupterbe ist.

In den mohammedanischen Staaten dagegen besteht überall eine ausgeprochene Despotie, die die dem freien Volksbewußtsein entspringenden sozialen Zwischenglieder weggesetzt hat. Der Sultan oder der Lamido mit seiner Familie hat durchaus allein die Regierung in der Hand und seine Beamten sind nichts als seine Diener. Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven.

Scharf ausgeprägt ist, wie wir sehen, die soziale Gliederung, mag sie nun vielgestaltiger sich aufbauen oder in dem Gegensatz zwischen frei und

Häuptlingsgehöft eines Bantu-Zimbabwe-Stammes.

unfrei bestehen; groß ist auch der soziale Unterschied zwischen reich und arm. Weniger scharf bei den heidnischen Stämmen, schärfer in den mohammedanischen Ländern. Im stattlichen Gehöft, in ausgedehntem Farmenbesitz, in reicher Bekleidung und Schmuck, in kunstvoller Arbeit der verschiedensten Geräte und dergleichen oder aber im Gegenteil von all dem kommt er zum Ausdruck. Nicht zum letzten im Besitz beziehungsweise Mangel von Sklaven und Weibern, d. i. Arbeitskräften, also in der Tatsache, daß der reiche Neger nichts tut und andere für sich arbeiten läßt, während der arme Teufel sich von seiner Hände Arbeit ernähren muß — genau wie bei uns auch!

Aber unendlich weniger schroff ist dieser Unterschied zwischen reich und arm; oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter, das heißt physiologischer Armut als wie bei uns.

Solange ein Volk nur Ackerbau, Viehzucht und Hausindustrie kennt, mag es an Edelmetall und Luxusgegenständen arm sein, aber es fehlt keinem seiner Mitglieder an Lebensmitteln. Erst wenn der Mensch den Zusammenhang mit der nährenden Mutter Erde verliert, erst wenn er sich von der treuen Furche des Ackers losreißt und von der Natur nicht mehr erreicht werden

kann, die ihm Brot und Früchte, Milch und Kalb der Kühe, Wildbret und Fische darbietet, erst wenn er sich hinter Stadtmauern hockt, seinen Anteil am Boden, Wald und Flusse ausgibt und nicht mehr mit eigenen Händen aus den Vorratskammern des Tier- und Pflanzenreiches seinen Bedarf an Speise und Trank schöpfen kann, sondern auf den Austausch der Erzeugnisse seines Gewerbesleißes gegen die von anderen monopolisierten Naturprodukte angewiesen ist, erst dann beginnt mit der Möglichkeit für eine kleine Minderheit große Reichtümer aufzuhäufen, für eine zahlreiche Klasse die Möglichkeit absoluter Armut, physiologischen Elends. Und das ist auch der relativ ärmste Neger da draußen nicht, eben deshalb nicht, weil keiner von der Scholle losgerissen ist. Auch in seiner Gewerbetätigkeit verläßt er diesen gesunden Boden nicht; dessen Bebauung, Gewinnung und Ausbeutung der vorhandenen Naturprodukte bildet die Grundlage seines industriellen Schaffens.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens der gang und gäben, aber ganz und gar unrichtigen Anschauung, daß der Neger faul ist, entgegengetreten; wenigstens was Kamerun betrifft. Nicht bloß der Mensch mit weißer Hautfarbe ist aus dem Paradies vertrieben worden, das gleiche Los hat den dunkelhäutigen getroffen. Auch der Neger muß sich im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „oberen Zehntausend“ gehört — wenn ihm auch der glücklichere Himmel, unter dem er lebt, gestattet, dies mit einem geringeren Aufwand von Anstrengung und Arbeit zu tun. Dieser Umstand in Verbindung mit seiner beneidenswerten Anlage, bescheidene Bedürfnisse zu besitzen, hat ihm den unverdienten Ruf der Trägheit zugezogen. Daß er nichts tut, wenn er genug zu leben hat, meine ich, machten wir ihm alle recht gerne nach! —

Das soziale Leben, das ist das Zusammenleben vieler in einer geschlossenen Einheit: Stamm oder Staat, baut sich auf auf dem Zusammenleben kleiner Gruppen: der Familie im weiteren Sinne; und diese wieder auf dem Zusammenleben, dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander.

Da heißen nun die zu betrachtenden Völkerbestandteile nicht so fast Bantu und Sudanneger und Fulbe; sondern die Religion schafft die Verschiedenheiten.

Bei den Mohammedanern werden die Familienrechte durch die Vorschriften des Korans bestimmt, desgleichen die Gesetze über Vielweiberei und das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt. Aber ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem orientalischen Familienleben bildet hier im Sudan die Stellung der Frau. „Während sich in der arabischen und türkischen Welt das Weib in einer sklavischen rechtlosen Stellung befindet, genießt die Frau im Sudan, eben im mohammedanischen, große Freiheiten.

Sie kann sich öffentlich ohne Beschränkung bewegen, darf die Märkte und Festlichkeiten besuchen. Nur bei den Vornehmsten, den Sultanen und Samidos, leben die Frauen in einem abgeschlossenen Harem, in welchem sie durch Eunuchen streng bewacht werden. Auch ihrem Mann gegenüber besitzt die Frau weitgehende Rechte. Macht der Mann eine Reise und es wird seiner Frau das Warten zu langweilig, so passiert es nicht selten, daß sie sich mit einem anderen verheiratet. Der heimkehrende Gemahl hat dann das Nachsehen und ein Ehecheidungspalaver obendrein.“ (Aus: *Passage, Adamana*.) Die welt- und lebensflügen

Haussa haben übrigens da einen Ausweg gefunden. Wenn jemand eine Reise tut, so kann die Frau was erzählen. „Bei den Haussafrauen herrscht nämlich eine sonderbare Krankheit, die man das ‚ungeborene‘ oder auch das ‚verhaltene Kind‘ nennen kann. Die arme Frau, die an einem solchen ‚verhaltenen Kinde‘ leidet, sucht nun einen weisen Mann auf, dessen Zaubermittel die Geburt des nicht zur Welt kommenden Geschöpfchens befördern soll. Da die Herren Gatten vieler Haussafrauen oft auf mehrjährigen Handelsreisen abwesend sind, so kann infolgedessen ihre Überraschung nie groß sein, wenn sie bei ihrer Heimkehr plötzlich einen neuen Sprößling vorfinden

und auf diese Weise ihr armes Weib von seinem ständigerweise allgemein anerkannte Krankheit sehr „verhaltenen Kinde“ befreit finden. Glücklicher- zur Vermeidung ehelicher Zerwürfnisse bei.“ (Aus: weise trägt diese allgemein bekannte und ver- Zintgraff, Nordamerika.)

Natürlichere, und man kann fast sagen moralischere Anschauungen finden sich bei den heidnischen Bantu- und Sudannegern; wie wir sehen werden, sind letztere in einem wichtigen Punkte weit strenger als die ersteren.

Wie bei allen Naturvölkern, ist auch beim Neger der Mann das herrschende, das Weib das physisch, sozial und ethisch tiefer stehende Geschöpf, dessen Hauptaufgabe es ist, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Drückend empfindet das Weib diese Stellung

Bantunegerinnen mit Kindern.

aber sicher nicht; sie weiß es nicht anders — und dann klingt so etwas immer schroffer, als es in der Wirklichkeit sich gestaltet.

Man findet nicht selten, daß ältere Neger, namentlich Häuptlinge, ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweisen. Solche Matronen sind dann bei den geheimsten Palavern zugegen, und haben Sitz und Stimme im Rate und nicht zu unterschätzenden Einfluß.

Zum mindesten ist das Weib dem Neger ein wertvolles Eigentum; und die Anwesenheit der Weiber in einem Dorfe gibt besonders dem Weißen stets das beruhigende Gefühl, daß für den Augenblick wenigstens keine Feindseligkeit geplant ist.

Was das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander betrifft, so sind nach der gefunden Naturmoralanschauung des Negers beide so selbstverständlich zur Vereinigung geschaffen, „daß jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit sich des Verkehrs mit dem anderen Geschlechte enthält, hierdurch nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung seiner Person provoziert.“

In folgerichtiger Ausgestaltung dieser Anschauung herrscht bis zum Eingang einer Ehe Freiheit im weitesten Sinne.

Die moaische Forderung der Unberührtheit des Weibes kennt der Neger nicht, im Gegenteil; und da ihm die Kinderfrage keine pekuniären und Erziehungsjorgen macht — bevorzugt er bei der Wahl seiner Gattin sogar ein Mädchen, das bereits Kinder in die Ehe mitbringt, und urteilt von einer ohne solche „Aussteuer“ mißächtlich: „Die scheine nicht liebenswert und fruchtbar zu sein, sonst hätte sie bereits einen Liebhaber gefunden!“

Hier setzt nun der Unterschied zwischen Vantu- und Sudanneger ein: bei ersterem herrscht praktisch und rechtlich die Polygamie, beim Sudanneger nur praktisch, das heißt in familien- und erbrechtlicher Beziehung findet sich der monogame Charakter; die neben der Frau in seinem Besitz befindlichen Weiber haben keinerlei fräulichen Rechte. Die Ehe ist eben dem gesund solidarißch fühlenden Sudanneger nicht nur die Möglichkeit, den Trieb zur Erhaltung der Gattung zu betätigen — das kann er, wie wir sahen, auch ohne solche Einrichtung —, sie ist ihm mehr: die gesicherte Grundlage, auf der sich ein Familienleben, ein festes Stammesgefüge aufbaut und die Reinheit des Blutes erhalten bleibt (Adel). Darum ist die Ehelosigkeit mißachtet, darum stehen empfindliche Strafen auf Verletzung der ehelichen Treue. (Das hat übrigens auch bei den Vantu statt.) Die Strafe ist schwerer, wenn dem Manne gegenüber gelehnet wird. Zu der nicht eben sehr seltenen Gepflogenheit des Vantu, aus seinen Weibern Kapital zu schlagen, wird sich kein Sudanneger verstehen.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Ehemann. Die Verwandtschaft schließt sich enge zusammen in eine Sippe, deren bedingungslos anerkanntes Oberhaupt der älteste Hausvater oder Ehemann der ganzen weiteren Familie ist. Auch über die zum Hausstande beziehungsweise der Sippe zählenden Hörigen und Sklaven übt der pater familias patriarchalische Gewalt, zu der sogar gewisse Rechtsbefugnisse gehören.

Eine Kindererziehung in unserem Sinne gibt es nicht. Früh wird das Kind von den Eltern entwöhnt und sich selbst überlassen. Nichtsdestoweniger entwickeln sich manche hübsche Eigenschaften aus gleichsam angeborenen Instinkten; zum Beispiel findet sich die bei allen Sudannegern an den Erwachsenen so angenehm berührende Artigkeit im Verkehr schon bei den Kindern. Den Traum der Kindheit zu träumen, ist dem Negerkinde nicht lange beschieden; recht bald tritt die rauhe Wirklichkeit heran, namentlich in den ärmeren Schichten der Bevölkerung — wie bei uns auch. Bald werden sie im Gehöft, in den Farmen verwendet, und die kleinsten Kerle schleppen oft schwere Lasten Feuerholz und Feldfrüchte mühsam den weiten Weg nach Hause. —

Haben wir bisher die so verschiedenartigen Gemeinwesen, vom kleinen Dörflein des zersplitterten Vantu bis hinauf zu dem mit einem vollständigen Beamten- und Hofapparat regierenden Zulbesultanat in ihrer inneren politischen, staatlichen und sozialen Gestaltung kennen gelernt, so wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Lebensäußerungen dieser Organismen, Stamm oder Staat, nach außen, zur Betrachtung der Beziehungen dieser Verbände zu einander. Zweierlei Art können sie sein: freundlich oder feindlich. Beide haben wir da und dort schon gestreift; häufiger sind wir auf die letztere gestoßen — wie in der ganzen Geschichte der Menschheit auf der ganzen Erde, so auch hier. So wenden wir ihr uns zuerst auch zu, werfen einen Blick in die Wehrverhältnisse, in die Art und Weise der Kriegsführung.

Ursachen und Veranlassungen zu Streit und Fehde sind uns aus unserer Umschau in Geschichte und Politik der Völker bekannt.

Aus diesen geschilderten Ursachen ergibt sich, wenigstens bei den Bantustämmen, eigentlich auch schon die Art der Kriegsführung. So endlos und unaufhörlich die Reibereien der Bantustämme untereinander sind, so selten kommt es zu einem wirklich entscheidenden Schlag oder gar zu einer Reihe direkter Gefechte. Anders jedoch einem äußeren Feinde gegenüber: die Forschungsexpeditionen, die Schutztruppen können davon erzählen! Direkter offener Angriff ist übrigens auch da selten; Angriff aus dem Hinterhalt, Überfall auf dem Marsch und unaufhörliche Belästigung ist die gewöhnliche Kampfweise.

Wehrpflichtig, um uns so auszudrücken, ist jeder Neger, sobald und solange er noch den Speer schwingen, das Messer handhaben kann: darum sind auch die Massen, die eventuell in den Kampf eintreten, ganz beträchtlich — und mit der Masse wächst auch dem feigsten Neger der Mut.

Die Bewaffnung fast aller Bantustämme besteht aus Speer und Haumesser; dazu haben sich natürlich bereits vielfach Gewehre eingebürgert, und bei manchen Stämmen bilden diese die überwiegende Ausrüstung. Einige Stämme, die Bakwiri am Kamerungebirge, die Yaunde im südlichen Teil Kameruns und mehrere letzteren benachbarte kleinere Völkerschaften besitzen als weitere charakteristische Waffe die Armbrust mit eigenartiger Abzugsvorrichtung (siehe Abb. auf S. 113).

Duala im Kriegsschmuck.

Von der Handhabung des Gewehres — es sind lange Steinschloßflinten, zum Teil Kapselgewehre, also Vorderlader mit glatten Läufen — hat kein Neger eine Ahnung. Entweder hält er die bis zum Bersten vollgeladene Schlüsselbüchse mit ausgestreckten Armen vor sich hin oder er setzt den Kolben an der Hüfte auf und knallt so los. Nur

dadurch, daß der Schuß eben Schrotschuß ist, hat er Ausichten zu treffen — und trifft auch!

Kein Stamm trägt das Gewehr an einem Riemen oder dergleichen; entweder wird es in der Hand getragen wie für unsere Schützenlinien vorgeschrieben oder noch häufiger über eine Schulter gelegt, Kolben nach hinten.

Bestehen nun bei den Sudanvölkern zum guten Teil dieselben Veranlassungen zu kriegerischen Verwicklungen und werden diese dann in derselben Guerillakriegsart ausgetragen, wie bei den Bantu, so kommt es bei ihnen doch schon häufiger zu größeren Zusammenstößen. Die zugleich größere Geschlossenheit der Stämme, die leichtere Gangbarkeit des Geländes, die Steppe, tragen natürlich ihr gut Teil hiezu mit bei. Auch in der Verteidigung gegen ihre steten Dränger, die sklavensjagenden Zulla, mußten und müssen sie zur rechten Zeit zur Wehr greifen und sind dadurch auch um ein gut Stück

kriegerischer und mutiger geworden als die verweichlichten Bantustämme der Waldzone.

Die Bewaffnung ist verschieden. Abgesehen von den gleichen Gewehren, die sich je nachdem bei dem einen oder anderen Stamm häufiger (in den Grenzländern Adamauas), seltener in Adamaua und Bornu finden, sind die alten Nationalwaffen der heidnischen Sudanstämme: der Speer (den manche auf 30 und 40 m mit recht unangenehmer Sicherheit zu schleudern verstehen, und der in saufendem Zischen vibrierend angesfliegen kommt), das Hau- und das Wurfmesser; alle drei von den verschiedenstgestaltigen Formen. Letzteres übrigens kann als fast altertümliche Wehr bezeichnet werden; mehr und mehr wird es verdrängt von der wahrscheinlich durch die Fulbe mitgebrachten Waffe: Bogen und Pfeil. Die an sich größere Gefährlichkeit dieser Waffe wird dadurch noch erhöht, daß nicht wenige Stämme vergiftete Pfeile verwenden. Weit weniger vielartig als die Trutzwaffen sind die Schutzwaffen. Viele Sudanstämme besitzen überhaupt keine. Der Schild in verschiedenen Größen, aus verschiedenem Material: Leder, Holz, Bambus (beide letzteren mit Antilopen- oder Büffelfell überzogen): darin besteht sie bei den Sudanstämmen in gleicher Weise, wie bei den Fula und bei einzelnen Bantustämmen (zum Beispiel den Haunde). Manche Sudanvölker haben von ihren Überwindern auch deren beste Waffe, das Pferd — das ja der Sudan neger überhaupt von den Arabern und Fulbe überkommen hat — oder richtiger also die Reiterei angenommen. Damit fanden naturgemäß auch deren Hauptwaffen, die Stoßlanze und das lange Schwert, Eingang. Die teils prachtvollen, teils ganz eigenartigen Schutzrüstungen der Fularreiterei (wir werden gleich unten davon hören) besitzt jedoch kein Sudan negerstamm.

Und nun zur Kampfweise dieser.

„Gefolgschaftsweise sammeln sich die waffenfähigen Krieger und treffen so in Trupps entweder im Stammdorf auf dem Volksversammlungsplatze oder in einem verbündeten Orte oder an einem vereinbarten Punkte im Gelände ein. Dort werden die Scharen in Heerhaufen abgeteilt, die sich mit militärischem Gehorjam angeesehenen und bewährten, selbstgewählten Führern unterordnen: meist Söhnen des Häuptlings oder Vornehmen. Der Herrscher selbst zieht bei den meisten Stämmen nicht mit in den Angriffskrieg.

Die Fahne des Stammes, ein großes, viereckiges Stück einheimischen weißen Baumwollzeuges an langem Speerschaft, befindet sich stets bei einem von einem Häuptlingssohn geführten Haufen.

Nun folgt der Kriegsrat. Überraschung, Überrumpelung ist bei einer Offensivunternehmung oberster „strategischer“ Grundsatz.

Merkwürdigerweise greift der Neger selten, fast nie Nachts an, erst mit dem Morgengrauen. Der Marsch findet stets Nachts möglichst nahe an das zu überrumpelnde Dorf oder die gewählte Überfallstelle heran statt.

Sobald das Signal zum Sturm gefallen oder der Kessel um das überlistete menschliche Wild geschlossen, gibt es kein Halten mehr, und wie aus der Hölle losgelassene Teufel braust alles nach vorn. Jeder Zusammenhalt löst sich, die Stimme der Führer verhallt; das Gefecht wird in Gruppen- und Einzelkämpfen durchgeführt.

Für das Auge ist das alles ein prächtig schönes Bild. Die schlanken, mustelkräftigen, halbnackten mit wehenden Federbüschen, mit flatternden, nachbraunen Gestalten, in wilder Raub- und Kampf-
Luft entfesselt, stürmen in mächtigen Sägen vor, schleifenden Kriegshemden, das Messer in der

einen, Speer oder Gewehr in der anderen Hand führend; ihr Kriegsgeheul, das Gedröhn der großen Kriegshörner aus Elefantenzähnen, das Knattern der Gewehre, das eigentümlich laufende Zischen der Speere, das Gepfäffel der brennenden Strohdächer, deren einzelne Stüde in hellen Flammen durch die Luft fliegen, überall neue Brände erzeugend, das Rauschen und Zusammenbrechen der niedergeflürmten Bananenhaine, der Todesstrei der Gefallenen, denen der Sieger im

Stürzen bereits den Schädel am langen Schopfe faßt und abhaut, um ihn blutspitzend und -triefend hoch im Triumphe schwingend weiterzutürmen. Dazu das Geblöf der aufgeschreckten Schafe und Ziegen, die Hühner flattern kreischend durch das Flammenmeer, das Geschrei der flüchtenden Weiber und Kinder, und in diesen Höhlentessel strahlt aus tiefblauem Himmel trotz der Tropenhitze hinein und wiegen sich die Palmen im Winde, der aus dem Flammenofen entfacht wird.

Der Mordlust gefellt sich die Beutegier: Weiber und Vieh werden mitgeschleppt.

Beim Rückzuge flutet alles ebenso regellos zurück. Um Verwundete, Gefallene, Ermattete kümmert sich kein Mensch — und ihre Köpfe liefern auch dem geschlagenen Feinde noch leicht gewonnene Kriegstrophäen. Übrigens ist der Rückzug bei der Art seiner Ausführung der schwächste Moment, und gar nicht selten benutzt der geworfene Gegner diese Chance mit Erfolg.

Die Männer werden getötet und ihre Köpfe sind die begehrten Sieges-

Teil eines offenen Sudanegervorfes.

zeichen; nur Weiber und auch Kinder als Sklavinnen mitgeschleppt; wie eben solche Kriegszüge hier zu Lande nie Sklavenkriege sind.

Mit drei Sieben meist ist der Schädel vom Kumpf getrennt: zwei dicht unter dem Kinn rechts und links, der dritte im Nacken. Am Schopf oder an einer rasch durch Mund und Schnittfläche geführten Baitschrippe wird er dann getragen.

Die erbeuteten Schädel werden, im Stammesdorf angelangt, auf dem Königsplatz zu Haufen zusammengeworfen und bleiben oft eine Woche und länger liegen. Täglich werden dann um sie

Tänze aufgeführt, und der Becher kreist neben dieser stillen Gesellschaft. Die Hunde fressen daran, und den schauerhaften Geruch kann man sich denken. Schließlich holt sich dann jeder die eingelieferte Zahl, wobei es oft lebhaftes Meinungsverschiedenheiten gibt, und pflegt sie, indem er sie einige Wochen ins Wasser hängt oder in Ameisenhaufen wirft.“ (Aus: Gutter, Wanderungen etc. in Nordamerika.)

Bei den Bantustämmen werden in der Regel die Männer nicht getötet, sondern ebenfalls als Sklaven mitgeschleppt.

Die Byrre jedoch, ein Npangwestamm am und die Köpfe werden — zur Abgrenzung des Szanga, ziehen gleichfalls die Schädelstrophäen vor Volksversammlungsplatzes verwendet!

Trotzdem nun Überfälle die gewöhnlichste Angriffsart sind, so finden wir doch bei vielen Sudanstämmen keinerlei Befestigungen ihrer Orte: so bei den Grenzvölkern im Südwesten Adamaus, so bei verschiedenen Heidenstämmen in Adamaus selbst. (Allerdings besitzen letztere zumeist in den steilen isolierten

Felsvorsitzen im Falle der Not fast unnahbare Reduits.) Die Sudanstämmen dagegen, die an die Sultanate Tibati und Ngamudere grenzen, haben auch hierin von ihren Todfeinden profitiert; so sind fast alle Orte im Butegebiet mit Wall und Graben und richtigen Toren, Palisaden oder lebenden Hecken umschlossen.

Ungleich großartigere Verhältnisse finden wir natürlich auch in dieser Richtung in den mohammedanischen Staaten Kameruns, in Adamaua und in Bornu. Da muß geradezu von einem organisierten Heerwesen gesprochen werden, und die Organisation ist ganz ähnlich wie in den mittelalterlichen Vasallenstaaten Europas. „Der Sultan oder Lamido ist der oberste Kriegsherr, und das Heer, auf welches er sich in erster Linie verlassen kann, besteht aus seiner Hausmacht. Der eigentliche Führer oder Feldoberster, der Schariki n lesidida ist fast stets ein Sklave. Neben diesem festen Kern des Heeres setzt sich dasselbe ferner zusammen aus den freien Lehnslenten des Landes, welche sich mit samt ihrem Gefolge bei einem Kriegszuge freiwillig oder gezwungen anschließen. Auch aus benachbarten Landschaften pflegen bei kriegerischen Unternehmungen, welche Beute versprechen, Freiwillige herbeizuströmen.

Die häufigste Art der Kriegszüge sind Sklavenjagden gegen die Heidentämme. Sie können einen großen Umfang annehmen; so zählte das Bornu-Heer, welches Barth gegen die Musgo begleitete, einige 20000 Mann, und darunter 10000 Reiter.“ (Mus: Passarge, Adamaua.)

Einer ganz eigenartigen Einrichtung bei derartigen Raubzügen muß Erwähnung getan werden. Oft sind die Gebiete, in welche diese Züge gehen, ziemlich entlegen, oft ist der Widerstand ein hartnäckiger, namentlich da, wo die Heidentämme, dem Beispiel der Fulbe folgend, gleichfalls ihre Orte befestigt haben: in vielen Fällen wird zur Errichtung eines Kriegslagers unmittelbar vor dem feindlichen Ort oder im Raubgebiet geschritten, eines sogenannten Sanferni.

Der Sultan von Tibati zum Beispiel hatte 11 Jahre im Sanferni vor Ngambe gelegen! „Ein vollständiges Dorf war entstanden, Farmen angelegt, große feste Lehmhäuser gebaut; und nach der Feindeseite zu schützte das Lager Wall und Graben. Bis die Farmen ertragsfähig sind, lebt das Heer auf Requisition, die durch die künftigen Weibertöcolonnen — auch diese folgen den Kriegern — beigetrieben wird. Große breite Straßen führten nach Norden und Süden. Dieses enge, jahrelange

Beieinanderwohnen der Gegner erinnert unwillkürlich an die Schilderung der trojanischen Zeit. Wie dort, hatten sich auch hier die Gegner herausgefordert und im Angesicht beider Stämme Zweikämpfe ausgeführt. Recht harmlos muß der Krieg schließlich geführt worden sein, denn oft wurde wochenlang überhaupt nicht gekämpft, und Belagerer und Belagerte hielten auf einem neutralen Platz gemeinsam Markt ab.“ (Mus: Dominik, Kamerun 2c.)

„In einem Krieg zwischen zwei mohammedanischen Mächten bestehen gesetzmäßige Vorschriften bezüglich der Kriegserklärung und des Friedensabschlusses. Vor einem Krieg pflegen Gesandtschaften mit schriftlichen Aufträgen hin und her zu gehen; die Kriegserklärung selbst erfolgt durch einen Abjagebrief. Die Friedensunterhandlungen werden ebenfalls zum größten Teil schriftlich geführt. Solche Kriege unter den Sultanaten selbst sind keineswegs selten.“ (Mus: Passarge, Adamaua.)

Diese häufigen gegenseitigen Kriege bei ungefähr gleichwertigen personellen und materiellen Streitmitteln haben nächst den schweren Zeiten, die alle diese Fulbeerobnungen zu Anfang ihres Bestehens durchzumachen hatten, wobei feste Bollwerke als Stützpunkte notwendig waren (vergleiche die Geschichte dieser Staaten S. 80 u. f.), die Fula veranlaßt, ihre größeren Orte stark zu

befestigen. So wie Passarge Ngamunderes Fortifikation schildert, sind alle Adamauastädte, namentlich die Sultanatsitze, mehr oder weniger festungsartig umwallt; gleiche krasse Bilder spielen sich auch in und bei allen ab.

„Eine Lehmmauer von 3 bis 4 m Höhe, unten 1½, oben 1 m dick, umgibt die Stadt von allen Seiten. Nach Art der mittelalterlichen Befestigungen ist sie mit Zinnen gekrönt, welche etwa 1 m hoch sind und von meist quadratischen, stellenweise runden Formen. Die Schießscharten sind zuweilen mit Querbalken versehen, und die Zinnen selbst mit Gindlöchern durchbrochen oder mit Zacken und Türmchen verziert. Große massige Tore mit 5 m hohen Lehmwänden bieten im Innern Raum für starke Wagen. Ein Graben von 3 m Breite und Tiefe trennt die Mauer von

einem breiten, rings um die Stadt führenden Wege.“ (In Tibati stellt eine Zugbrücke die Verbindung her.) „Ein breites, grasiges Tal zieht sich an der Stadt hin und ist mit Tausenden von Skeletten gestorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher überfüllt. Von allen Seiten grinsen einen die bleichen Schädel an, und über die zerstreuten und zerbrochenen Knochen schreitet der Fuß. Wenn ein Kriegszug heimkehrt, sollen die Leichen der gestorbenen Sklaven zu Duzenden vor der Stadtmauer umherliegen.“

Die Hauptstärke der Adamaua- und Bornustaaten sind die Reiterheere. Sie entscheiden die Feldschlachten durch ihren Ansturm, wie die Ritter des Mittelalters. Ihr verdanken die Fulbe die rasche Niederwerfung der Heidenstämme. Die Reiterwaffe ist die lange Stoßlanze und das lange, gerade Schwert. Ganz besonders aber erinnern diese schwarzen Ritter an ihre weißen mittelalterlichen Vorgänger durch die Schutz Waffen für Mann und Pferd. Eiserne Brustpanzer — vom Reiter unter den Kleidern auf dem bloßen Leib getragen — schirmen Reißigen und Roß. Angefügte wattierte Eisenhauben zum Teil, häufiger aber dicke Turbane schützen den Kopf des Mannes, und eiserne, oft prachtvoll gearbeitete Stirnbleche den des Pferdes. Einzig in ihrer Art aber ist sicherlich die ältere Rüstung (wenn der Ausdruck gestattet ist) der Sudankavallerie. Ein dicker Wapppanzer, aus der in den Schoten des Baumwollbaums enthaltenen Wolle, dick abgenäht, umhüllt den Reiter, und gleiche wattierte Decken hängen um das Pferd. Noch besteht diese originelle Rüstung, verschwindet aber immer mehr vor den eisernen Kürassen.

Das Fußvolk der Fulbe ist teils mit Pfeil und Bogen, teils mit Lanze und Federschild bewaffnet. Es folgt in der Schlacht schnellen Laufs der heranstürmenden Reiterei, um dieselbe in dem sich entspinrenden Handgemenge zu unterstützen. Fast ausnahmslos sind die Pfeile vergiftet, und zwar wird das Gift meist aus vegetabilischen Stoffen, am häufigsten aus einer *Strophanthus*-art gewonnen.

Die Schilderung eines Reiterseingefechtes, das der Sultan von Tibati in seinem Sanjerni vor Ngambe Morgen einst vorführte und das uns zugleich die Reitweise und Pferdeausrüstung dieser Negerkavallerie des Sudan zeigt, mag unseren Streifzug auf die „militärischen“ Verhältnisse der Völkerschaften Kameruns abschließen.

„Gegen 4 Uhr Nachmittags zogen von allen Seiten des Sanjerni her Reiter an unserem Lager vorbei. Alle hatten bunte — weiße, rote oder blaue — bis an die Knie reichende Gewänder an und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Bumphosen reichten bis an die Knie. Die Unterschenkel blieben nackt. An den bloßen Füßen waren die Sporen in Form unserer Anschnallsporen angebracht. An der Ferse befand sich eine mit drei Eisenstacheln besetzte Federtappe, die mittels eines Riemens über den Sporn befestigt war. Die Pferde waren durchweg Hengste; von kleinerem Schlag, etwa wie die Kofatenpferde. Nur hin und wieder ragte ein größeres aus der Masse hervor,

das in der Regel von einem Führer geritten wurde. Der weit nach vorn liegende Bodsattel bestand aus einem Holzgestell mit Vorderknäuf und Rückenlehne und hatte Ähnlichkeit mit den Turnierfädeln des Mittelalters. Auf dem Sitz war ein mit Gras ausgefülltes Federkissen mittels kleiner Riemen an dem Gestell befestigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabrade war aus allerhand bunten Stoffstücken zusammengelegt und in vielen Fällen mit Antilopenfell gefüllt. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Satteltammern Druckstellen am Widerrist. Als Sprenggurte dienten Lederriemen, welche am Holzgestell des Sattels befestigt waren.

Die durch gewundene Vederstricke an den Sattel geknüpften Steigbügel waren ähnlich den englischen Bügeln aus Messing oder Eisen hergestellt. Die Bügel wurden von den Reitern derart gehalten, daß die 4 kleinen Zehen im Bügel ruhten, die große Zehe sich dagegen außerhalb befand.

Das Gebiß war einfach, aber sehr roh und scharf. Es bestand aus einer Stange und einem daran befestigten beweglichen Ring, der die Stelle unserer Kinnfette vertritt. Das Gebiß ist an einem einfachen Vederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wird, befestigt. Als Verzierungen und gleichzeitig als Talisman werden über das Genick eine oder mehrere Vederfchnüre gehängt, an welchen kleine Vederstäbchen, das heißt kurze, in Veder eingenähte Koranprüge in ähnlicher Weise angebracht waren, wie bei uns die Halsmonde am Dienstzeug der Kufaren. Die meisten Pferde waren unbeschlagen; nur in seltenen Fällen, bei weichen Hufen sah man Beschläge in Form von geschliffenen Velleisen. Sämtliche Reiter waren mit einer langen Lanze bewaffnet, nur ein kleinerer Teil trug außerdem noch breite Schwerter über der Schulter.

Nachdem sich die bunte Masse — es mochten etwa 300 Pferde sein — gesammelt hatte, begannen zunächst einzelne Abteilungen, und darauf das Ganze in einer unregelmäßigen Linie auf einen bestimmten Punkt hin zu attackieren. Ein paar Tritte wurden im Schritt angeritten, dann ging es sofort in Galopp über und zwar gleich in die schnellste Gangart. Trab habe ich weder bei den Attacken noch sonst irgendwo bei anderen Gelegenheiten reiten sehen. Der letzte Teil der Attacke, der Chot, wurde von einem gelenden Geheil be-

gleitet. Sobald angeritten wurde, nahmen die Reiter ihre Lanzen, die sie bis dahin senkrecht in der rechten Hand hielten, wagerecht unter die rechte Achsel, so daß die Spitzen bei allen gerade über die Pferdeköpfe hervorragten. Wenn auch die Reiterei roh zu nennen war — die meisten Pferde bluteten nach der Attacke im Maul und in den Flanken —, so war die Haltung der Reiter doch geradezu tadellos. Es waren keine geschulten Kavalleristen, dafür aber um so beanlagtere, passioniertere und schneidigere Reiter. Sie saßen mit dem Oberkörper gerade und unbewegt, und legten ihn nur beim schnellsten Tempo etwas nach vorn. Bis ans Knie war tadelloser Schluß, dagegen arbeiteten die Unterschenkel beim Galopp im Sprungtakts des Pferdes, auch unter eventueller Anwendung des Sporns, animierend in die Seiten. Ich habe früher kaum derartige Hindernisse nehmen, besonders derartige Tiefsprünge machen sehen, als hier in Tibati.

Gegen Sonnenuntergang rückte die ganze Truppe mit ihren schweißtriefenden Pferden nach Hause. Die Reiter stiegen vor ihren Häusern von den Tieren und übergaben diese den Stallflaven, deren jedes Pferd mindestens zwei zur Wartung hatte. Die Pferde wurden sofort gänzlich abgefattet, mit einem Vorderbein an einen Pfahl gefesselt, und nun so, wie sie waren, schaumbedeckt, mit kaltem Wasser abgewaschen. Ein großer Haufen gehacktes Gras wurde ihnen zum Fressen vorgelegt. Korn gibt man den Pferden nur ausnahmsweise, und es ist zu bewundern, wie bei dieser Grünfütterung die Tiere eine solche eminente Ausdauer behalten.“ (Aus: Morgen, Durch Kamerun etc.)

Wenden wir uns nunmehr den friedlichen Beziehungen der Gemeinwesen zu einander zu, die in Betätigung von Handel und Verkehr zum Ausdruck gelangen. Freilich sind gerade sie schließlich auch wieder nicht zum letzten Veranlassungen zu feindlichen Zusammenstößen, wenn die Handelsseifersucht erwacht. (Der Abschnittsüberschrift gemäß haben wir hier nur den Handelsverkehr der Eingeborenen zu betrachten und den mit den Weißen nur, soweit er eben nicht mehr davon zu trennen ist; jenem der Europäer d. i. der Ausfuhr werden wir im letzten Abschnitt näher treten.)

Die Stämme der Bantu stehen, soweit sie nicht mit dem Europäer in Berührung gekommen sind, in Kamerun ausnahmslos noch auf der untersten Stufe der Handelsentwicklung: dem ausschließlich inländischen Verkehr.

Durch den Weißen angeregt, haben sie aber, dank der dem Neger innewohnenden Sucht nach Erwerb, rasch den Vorteil erkannt, und rasch hat dann der Betrieb hohen Aufschwung genommen. Sehen wir von den für uns Weiße recht bedenklichen Zeiten des Sklavenhandels ab und bleiben bei der Gegenwart. Da sind es natürlich vor allem und seit alters diejenigen Stämme der Bantu, die unmittelbar oder fast unmittelbar an der Küste saßen und sitzen, also in erster Linie die Duala und die um das Kamerunästuar nebst seinen Zuflüssen wohnenden Stämme.

„Wenn man, zum erstenmal den Fluß hinaufkommend, vor den Dualadörfern vor Anker geht, und man sieht das rege Treiben auf dem Wasser, man sieht aus allen Ecken und Enden, aus den in den Kamerunfluß mündenden Flüssen und Kriets ein Kanu nach dem anderen auftauchen, voll-

beladen mit Palmölssäfern, Palmkernen, Elfenbein und Gummi — Kanus, welche im Stande sind, 80–100 Leute zu fassen, dann ist man in der Tat überrascht von der Großartigkeit, mit der hier bereits der Handel betrieben wird.“ (Aus: Morgen, Durch Kamerun etc.)

Waffen und Geräte in Tibati.

1. Burfeisen. 2. Reiterlanze. 3. Schwert. 4. Scheide dazu. 5. Kücher. 6. Harfe. 7. Gefäß aus Kürbisschale. 8. Sandalen. 9. Strohteller. 10. Tongefäße. 11. Gewebte Kleidertoffe.

Die Haupthandelsprodukte kennen wir schon von früher; die wichtigsten wurden eben erst wieder genannt; die vom Weißen gebotenen Gegenwerte finden wir im nächsten Abschnitt aufgezählt.

Mit der Erkenntnis des reichen, raschen mühelosen Gewinnes war das nächste, natürliche Bestreben der Stämme, welche das Glück hatten, an der

Quelle, das ist an der Küste, zu sitzen, sich diese Quelle — sowohl der Abnehmer, als der Produkte — auch zu sichern: der Zwischenhandel bildete sich zum mindesten jetzt erst zu einer Zwischenhandelsperre aus. Wir sind diesem Worte „Zwischenhandel“ des öfteren bereits begegnet: hier ist der Ort, demselben näher zu treten; zugleich damit lernen wir die primitive Art des Verkehrs der Bantustämme untereinander kennen.

Die ganze, oben geschilderte politische Zersplitterung dieser bringt es mit sich, daß sich die Stämme, ja sogar fast deren einzelne Siedelungen mangels jeglichen Gemeinnes voneinander absondern; freie ungehinderte Durchzüge gibt es nicht, die Wahl der Wege in dem unwegbaren Gelände des Urwaldes ist beschränkt und begrenzt. So konnte es keinem Stamm einfallen, sich über seine Hinter- und Vorderassen weg mit einem anderen in Verbindung zu setzen. Kleine Tauschbeziehungen bestanden aber selbstredend von alters her — die ergeben sich überall und allezeit, wo nur eine kleine Anzahl Menschen dauernd beisammen wohnt, mit Naturnotwendigkeit — aber ebenso selbstredend aus dem Gesagten hervorgehend, eben nur mit dem Nachbarstamm, der Nachbariedelung, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen.

Eine solche Einschränkung war also wohl sicher schon da, bevor der erste Europäer seinen Fuß an das Gestade Westafrikas setzte; ganz wesentlich verschärft hat sich aber ebenso zweifellos dieses System durch das Erscheinen der Weißen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen

Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in Kamerun also die Duala u. s. w., mit größter Eifersucht darüber, daß kein Binnenstamm mit Überbringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte. Alles mußte durch ihre Hand gehen — und das war sehr viel, wurde immer mehr, denn ihr kleines Gebiet konnte sehr bald die Nachfrage nach den begehrten Landesprodukten nicht mehr befriedigen. Allerdings war folgerichtig diese Abspernung auch umgekehrt in Kraft.

Wie sehr jeder Stamm von dem erwerblichen Vorteil dieser Einrichtung für sich (allerdings bloß in Beziehung zu seinem resp. Hinterassen) durchdrungen ist, zeigt ihre Anschauung, die dem Weiterblickenden natürlich nur Beweis eines engsten Gesichtskreises und kaufmännischer Kurzsichtigkeit ist: jeder Vorderasse behauptet in rührender Einsicht, „daß sein Hinterasse kein Sklave sei!“ Er will damit eben zum Ausdruck bringen, daß dieser nur mit ihm und durch ihn, aber nicht über seinen Kopf weg mit einem anderen Handel treiben dürfe.

Daß dieses Zwischenhandelsystem außerordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung freien Handels (der Weißen und der Schwarzen selbst) wirken mußte und muß, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, ist eine der vielen Aufgaben einer Kolonialregierung. Je jünger eine solche, desto ungeschwächter steht ihr dies Handelshindernis noch entgegen, also gerade in Kamerun. Mehr als einmal konnten wir eben die (begründete) Befürchtung der jeweiligen Vorderassen, daß ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit möchte gedauert haben, als Grund für die steten Unruhen, für die vielen Schwierigkeiten, die jede Expedition fand und findet, bezeichnen.

Mit der Erkenntnis des reichen, raschen, mühelosen Gewinnes durch den Handel aber wurden auch diejenigen Stämme, welche das letzte Mittelglied zum Weißen sind, die Küstenstämme, jeder ernstern Arbeit entfremdet.

„So sind die Duala und Genossen das geworden, was sie sind: faul, unverschämte, lügnerisch und unzuverlässig. Zu allem Überfluß haben sie natürlich nicht das wenige Gute, was sie am Weißen kennen lernten, angenommen, sondern das Schlimme. Sie besuchen freilich unter anderem recht fleißig die Regierungs- und Missionschulen, — aber meist nur, um auf Grund der erworbenen Kenntnisse andere um so besser betrügen zu können. Ackerbau und Viehzucht sind an der Küste wenig entwickelt und werden nur so weit betrieben, als es zur Verrichtung des Haushalts unumgänglich

notwendig ist. Die Lebensmittel sind übermäßig teuer, frisches Fleisch selten. Mit Ausnahme der Schnitzerei und Töpferei, etwa noch des Kanubaues, liegen die Gewerbe ebenfalls daneben, und die im Binnenlande hoch entwickelte Eisenindustrie ist gänzlich unbekannt. Zur Plantagenarbeit sind die Duala nicht zu gebrauchen. Dagegen kommen die Bewohner des Inneren in immer größeren Scharen zur Küste und werden vielleicht einmal die fremden, teuren Hilfskräfte ersetzen.“ (Aus: Cassert, Deutschlands Kolonien.)

Die Art der Handelsbeziehungen auch der Binnenbantustämme haben wir in vorstehendem kennen gelernt: innerhalb der ihnen damit gesteckten Grenzen

Haus der Baseler Mission in Duaka.

— von Stamm zu Stamm — ist der Handel aber immerhin recht lebhaft zu nennen. Die Gelegenheit, den Austausch zu vollziehen, bieten die Märkte. In

Waffen und Geräte der Hamar.

1. Armbrust. 2. Köcher dazu. 3. Pfeile dazu. 4. Speere. 5. Kriegsmaske. 6. Blasebalg. 7. Zeffel.
8. Rückenbüschel der Weiber. 9. Flöte aus Bambu.

den meisten Stammgebieten werden regelmäßige Märkte an bestimmten Tagen abgehalten, meist mit achttägigen Zwischenräumen, an den einzelnen Plätzen aber zu verschiedenen Zeiten, so daß die Märkte allseitig besucht werden können.

Das überseeische Deutschland.

Kleinvieh, Farmprodukte, Palmöl, Gummi, Salz, verschiedene Erzeugnisse der bescheidenen Hausindustrie (Haus- zc. Geräte, Waffen u. s. w.) sind die Hauptgegenstände. Hunde sind bei vielen Stämmen häufige und sehr begehrte Ware, und für einen fetten Hund wird oft der gleiche Preis bezahlt, wie für eine Ziege.

Ware wird gegen Ware, wozu heutzutage auch bereits Zeug und Perlen gerechnet werden können, umgetauscht.

Der Vollständigkeit halber sei hier daran erinnert, daß in der Südostecke Kameruns auf den Märkten der dortigen Bantuwaldstämme ein Produkt große Rolle spielt, das im übrigen Urwald auf den Märkten der Stämme eine untergeordnete einnimmt — es wird meist direkt an die weißen Händler verkauft —: das Elfenbein, und daß die Hauptlieferanten desselben die Zwergvölker sind, welche sich bei dieser Gelegenheit ihre mehr als einfachen Bedürfnisse eintauschen, um schein damit wieder in den Urwäldern zu verschwinden.

Trotz dieses immerhin lebhaften Handelsverkehrs sind die Wege und die wenigen Pianenhängebrücken (s. Abb. S. 19) im Waldland zum weitaus größten Teil unbeschreiblich schlecht. Der Grund ist hauptsächlich in dem Mangel an Gemein Sinn und stumpfer Gleichgültigkeit zu suchen (dank welcher negativen Eigenschaften übrigens zum Beispiel auch die reinen Ortsverbindungs- und Feldwege in unserer lieben Heimat, die nicht der Aufsicht staatlicher Organe unterstehen, sich eben nicht selten in einer mehr als zweifelhaften Verfassung befinden!).

Auf dieser Stufe des inländischen (von Stamm zu Stamm) Markthandels stehen auch noch diejenigen Sudannegerstämme, welche wenig oder fast gar nicht mit den mohammedanischen Sultanaten in Berührung kommen oder richtiger, zu denen der Völker durchwandernde und Völker vereinende Haussa bislang noch nicht oder nur selten gekommen ist. Es sind das nur mehr wenige, hauptsächlich die Grenzvölker gegen Südwesten von Adamaua zu, vielleicht auch noch einige der in Adamaua bestehenden unabhängigen, unzugänglichen Heidenstämme. Dadurch aber, daß hier oben bei den Sudannegern keine Zwischenhandelsperre besteht, überhaupt der Zwischenhandel unbekannt ist, haben auch die Verkehrsbeziehungen der eben genannten Stämme ein viel lebhafteres, freieres Gepräge, wenn sie auch noch nicht annähernd an die wirklich großartigen Handelsverhältnisse in Adamaua und Bornu heranreichen.

Auch die politischen Ausdehnungsbestrebungen (vergl. S. 96) sind der Ausbreitung der Handelsbeziehungen fördernd, oder vielmehr: merkantile Bündnisse, wie wir sie in oben bezeichneten Gebieten allenthalben finden — so reichen zum Beispiel im Nordteil Kameruns derartige Beziehungen von Bali bis hinunter nach Ngute am Unterlauf des Mbam — sind nichts anderes als Versuche weitschauender Häuptlinge, damit den ersten Schritt zu politischen Bündnissen und als nächsten zu staatlichen Vereinigungen zu tun.

Auch hier finden in den menschenreichen Stammstücken an verschiedenen Tagen größere Märkte statt.

„Diejenigen Stämme, welche in freundschaftlicher oder wenigstens Handelsbeziehung zueinander stehen, besuchen gegenseitig diese Märkte als Käufer und Verkäufer. Die Auswärtskommenden nehmen bei Gastfreunden Absteig-

quartier. Als Verkäufer bringen sie an Handelsgegenständen 'Spezialitäten', wie jeder Stamm solche aufzuweisen hat; so sind die Bali besonders geschickt in Bearbeitung von Eisen zu Speerspitzen und Saumessern, sowie in Anfertigung von Pfeifen

und Tongefäßen aller Art, Mützen und Basttafchen, die Bamungu fertigen Haden zur Farmarbeit, Bagam Pfeifenköpfe aus Metall; andere Stämme wieder flechten Matten, andere bringen Federarbeiten; wieder andere legen den Schwerpunkt auf Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bodens; von den Olgelieten aus geht Palmöl, vom Waldland überhaupt das sehr begehrte Rotholz weit hinauf allenthalben hin. Elfenbein und Sklaven sind die wertvollsten Marktwaren, werden aber eben wegen ihres Wertes und weil man die Schätze, die dafür zu erlegen sind, nicht gern öffentlich zur Schau trägt, meist Nachts oder tagsüber doch nur an entlegenen Orten oder bei „verschlossenen Türen“ verhandelt. Dazu werden Lebensmittel aller Art feilgeboten, und so bietet ein großer Markt in einem Hochlandsdorfe ein ganz belebtes Bild und gewährt Einblick in die

industrielle (Hausindustrie) und landwirtschaftliche Tätigkeit der Stämme.

Um alle Schätze, die mit lauter Stimme angepriesen werden, wogt und drängt sich die Menge in verschiedenen Trachten, vom tobengeliederten Vornehmen, der gravitätischen Schritte, die Peitiche am elfenbeinringgeschmückten Arme, und aus der Pfeife ab und zu einige Züge rauchend, um sie dann einem der geleitenden Sklaven oder Weiber zurückzugeben, daherwandelnd, bis zum armen Buschmann, der angesichts all dieser Pracht sein Fegchen Zeug zwischen den Beinen fester zieht, oder, im Zustande vollständiger paradiesischer Nacktheit, wenigstens durch reichliches Einwickeln des Körpers mit Rotholz und Einstechen einiger Papageien- und Falkenfedern in den Schopf seine Toilette zu verbessern sucht.“ (Aus: Kutter, Wanderungen zc. in Nordamerika.)

Geräte und Waffen der Grenzstämme Südwestadamaus.

Außer diesen größeren Märkten finden in jedem Hochlandsdorfe täglich an verschiedenen Plätzen des Ortes kleinere Märkte statt, die ganz das Gepräge unserer Wochenmärkte tragen, nur daß hierbei auch Gegenstände der Hausindustrie, wonach eben auch fast täglich Nachfrage besteht, feilgeboten werden.

Gewöhnlich wird Ware gegen Ware ausgetauscht, doch hat sich bereits auch eine Art Münze herausgebildet, die, gleich wie die Kaurimuschel in Adamaus, für den Marktverkehr die Stelle des baren Geldes vertritt. Es ist der „Tchang“, eine dünne, etwa bleistiftdicke Eisen- oder Messingstange, armlang, die in einem mehrfach gewundenen Ringe fest zusammengedreht ist. (Messing ist vom englischen Kalabar her ein weit ins Innere bereits gedrangenes Metall, das die einheimischen Schmiede sehr hübsch zu verarbeiten verstehen.) Der Wert dieses Tchang entspricht 1 Yard Zeug, das ist etwa 25 Pfennig nach unserem Gelde. (Dieser Reif wird auch als Armspange getragen, also zugleich Geld und Schmuck — wie bei unseren Alvordern und noch jetzt beim Landvolke die in Gestalt von Knöpfen verwendeten Silbermünzen.) Der Tchang ist nur „Kleingeld“; wertvollere Gegenstände, wie Sklaven, Elfenbein u. s. w., werden stets in gleicher Ware oder gegen Zeugstoffe, Salz, Waffen oder Pulver verhandelt.

Der Handelsverkehr im großen aber, wie gesagt, entfaltet sich erst da, wo der Großkaufmann des Sudan, der Haussa, auftritt. Er und durch ihn der zentrale Sudan, also speziell Adamaoua, haben schon längst die Stufe des inländischen Handelsverkehrs überschritten und stehen mit dem Ausland in lebhaften kommerziellen Beziehungen. Im nördlichsten Teil unseres Schutzgebietes macht dem Haussa fast Konkurrenz der Araber und einige Vertreter einiger einstiger Saharastämme, schon dadurch daß — wenigstens bis vor kurzem noch — das merkantile Schwergewicht Bornu nach Norden zu lag, gespeist durch die Karawanen- und Handelswege der Wüste. Aber auch da faßt er mehr und mehr Fuß, gewichtig unterstützt und die Tatsache rasch erfassend — durch die Massen europäischer Waren, die von Süden her vom Benue auf den Markt des Sudan geworfen wurden und werden. Und hier im mittleren Sudan, dessen größten Länderbestandteil unser Adamaoua ausmacht, ist sein Reich, hier zieht er immer weiter seine Kreise; richtig benützt, kann der Haussa und sein Handel ganz wesentlich an der kommerziellen Entwicklung Kameruns mit-helfen (vergl. Abschnitt VI: Handel).

Die südlichsten Punkte, bis zu denen mehr oder weniger regelmäßig Haussahändler und -handelskarawanen bis jetzt gekommen sind, liegen zum Teil bereits über Adamaoua hinaus; es sind: Bamungu, ein Ort zwei Tages-märche nordöstlich von Bali, Ngute am Wbani, Ngila, Gaza, Carnotville. Ja, im Jahre 1897 erschien sogar eine Haussakarawane an der Küste! Sie war von Ngila über Maunde nach dort unternehmungslustig gezogen. Es ist das ein vereinzelter Fall geblieben; ins Bantu-, also Urwaldgebiet ist der Haussa bislang noch nicht vorgedrungen. Man kann also im großen und ganzen sagen: die Grenze zwischen Urwald und Steppe, die Grenze zwischen Bantu- und Sudanvölkern ist auch die derzeitige Grenze des Vordringens der Haussa. Adamaoua aber und Südbornu durchziehen kreuz und quer ihre Handelsstraßen, ihre Karawanenwege, die immer wieder von ihnen begangen werden, ähnlich den sich stets gleichbleibenden Handelsstraßen des europäischen Mittelalters.

So zieht ein großer Karawanenweg (um in Deutschadamaoua zu bleiben) von Yola über Kontsha und Gashaka nach Bantadji am Benue, ein zweiter und dritter nach Banno und Bafum und nach Ngila; ein vierter endlich über Ngaoundere nach Kunde und Gaza. Garua ist der Ausgangs-

und Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Handelsstraßen gen Norden weit über Marrua hinaus, gen Osten tief hinein nach französisch Kongo, gen Süden nach den gleichen großen Bevölkerungszentren, zu denen auch die Straßen von Yola aus führen.

Bei der Vielseitigkeit der Produkte und Ausdehnung des Handels versteht es sich fast von selbst, daß er nicht mehr bloßer Tauschhandel ist. „Sind auch die Zahlungsmittel noch nicht so fixiert, wie in Europa, so kann man doch alle als Geld fungierenden Gegenstände auf das Muschelgeld und den Mariatherefiataler, und diese wieder auf europäisches Geld (also auch auf deutsches) zurückführen, obwohl auch die Muscheln — Kauris — ihren Kurs haben und nach der Lage zur Küste, dem Ausgang der Kauris, im Werte sehr schwanken.“

Die sogenannte Kaurimuschel (*Cypraea annulus*) ist die Muschel einer Porzellanschnecke, die in großen Massen, besonders von Yola über Kontsha und Gashaka nach Bantadji am Benue, ein zweiter und dritter nach Banno und Bafum und nach Ngila; ein vierter endlich über Ngaoundere nach Kunde und Gaza. Garua ist der Ausgangs-

1 Muschel also von etwa $\frac{1}{20}$ Pfennig. 20000 Kauris = 10 Mark bilden einen Sad Kauris — und dieses ist die gebräuchlichste größere Werteinheit. Immerhin bestehen aber daneben, ganz abgesehen von den bedeutenden Kursschwankungen, namentlich in Heidegebieten, andere Werteinheiten: wie Baumwollenscfreifen verschiedener Länge und anderes mehr: — also dieselbe babylonische Verwirrung und Unbequemlichkeit, sobald man mehrere Gebiete durchreist, wie bei uns in der „guten, alten Zeit!“

Im Durchschnitt hat der Mariatherefiataler im mittleren Sudan einen Wert von 2,5 Mark oder 5000 Kauris (in Yagos von 20000 Kauris!);

Sind die Geldverhältnisse demnach im Grund genommen doch noch recht primitiv, so sind es die Verkehrsmittel nicht minder; die Wege würden sich in derselben schlechten Verfassung befinden, wie sie das im Waldland unten größtenteils sind, und aus dem gleichen Grund: Mangel an Gemeinfinn — wenn nicht hier oben die gütige Natur Straßenbauamt von Gottes Gnaden wäre. Ihr allein ist der weit bessere Zustand zu danken. Immerhin ist der Marsch in den ausgewaschenen, ausgetretenen Regenrinnen, worin die Wege recht oft bestehen, auf die Dauer ermüdend; aber der Untergrund ist fest, das ist die Hauptsache. Brücken und angelegte Straßen sind so gut wie unbekannt.

„Auch die Transportmittel sind sehr mangelhaft. Abgesehen von den Kanus, die man allerdings auf allen Flüssen des Hochplateaus findet, kennt man keine Fahrzeuge. Der Wagen, ja selbst die Karre ist dem Afrikaner unbekannt geblieben. Kamele kommen nur nördlich herunter bis Kufa vor; Lastpferde sind wenig, Lastochsen nur in Nordadamaua gebräuchlich. Im übrigen Teil wird nur der Esel im großen Maßstab als Lasttier benützt. Das wichtigste Transportmittel ist — wie in ganz Zentralafrika — der Mensch selbst. Entweder reist der Händler mit seinen Hausflaven oder er mietet gewerbsmäßige Träger“ — oder endlich, er benützt einen Teil der Ware als Transportmittel, die gekauften Sklaven, die er in wochen- und monatelangen Zügen ihrem Bestimmungsorte zuschleppt. Denn alle die vorgezeichneten Karawanenwege sind zugleich die Leidenstraßen der Sklaven Transporte. Die Zulbeherrscher sind die Jäger, die Heidenstämme das Wild, die Haussa die Wildbrethändler.

Nach den Kriegszügen verwandelt sich jede größere Stadt in einen großen Sklavenmarkt; und da sich die Händler natürlich zu diesen Zeiten auch mit ihren anderen Produkten dortselbst einfinden, so entrollt sich in den Plätzen der Bevölkerungszentren Adamauas, wie Ngamudere, Tibati, Bannyo, Gashaka, Yola, Garua u. s. w. das Getriebe eines Markthandels und Verkehrs im größten Stile, wie er allen Bantugebieten gänzlich unbekannt ist. Der Haussa hat diese soziale Lebensäußerung zur höchsten Blüte und Entwicklung gebracht.

„Auf den Märkten Adamauas kann man die weitgehendsten Bedürfnisse befriedigen. Der nackte Sklave aus den südlichen Negerländern wird gegen schöne Stoffe aus Timbaktu feilgeboten, gewichtige Eisenbeinzähne gehen für Waren europäischen oder indischen Ursprungs dahin; die vielbegehrte Kolanuß, dieses unentbehrliche Genußmittel Zentralafrikas, weit her von den Grenzländern Adamauas kommend, wird gegen Zeugstoffe einheimischer Baumwolle, welche in den Haussaländern angefertigt sind, umgetauscht. Kunstvolle Lederarbeiten, ebenfalls Erzeugnisse einer hochentwickelten Landesindustrie, wie Pantoffeln, Sandalen, Riemen, Reitstiefel, Sättel, Zaumzeug, auch Eisenwaren aller

Art, wie Dolche, Messer, Schwerter, Lanzen, Haken u. s. w. reizen die Lust des Käufers, hübsche Pferde, Esel und Kinder werden herzugetrieben; und vollends im bunten Gewühl des Lebensmittelmarktes sind alle nur denkbaren, zum Teil schon erwähnten Bodenerzeugnisse vertreten. Hirse, Reis, Grundnüsse, Jams, Kürbisse, Bohnen, Zwiebel, süße und saure Milch, Honig, Butter, Tabak, Kola — kurzum der Markt, dieser Pulsschlag eines offenen und gesicherten Verkehrs zeigt, daß Adamaua von einer zahlreichen kaufkräftigen, an Bedürfnisse aller Art, sowie an eine gute Lebensführung gewöhnten Bevölkerung bewohnt ist.“ (Aus: Zintgraff, Nordamerun.)

Der Einblick, den uns das nächste Kapitel in die weiteren kulturellen Verhältnisse dieses reichen Gebietes, der Perle unserer Kolonie, gewähren wird, verstatet uns mit vollem Recht, das gegenwärtige mit dem vorgreifenden Gesamturteil zu schließen, das N a c h t i g a l über sein nördliches Nachbarland, Bornu — beide sind sich ja in so vielem so ähnlich — fällt.

„Jeder, der Bornu durchkreist hat, wird ihm eine liebevolle Erinnerung bewahren. Es ist ein anmutiges Land, in dem Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens in der Natur und in der Sphäre menschlicher Tätigkeit herrscht. In gleicher Ausdehnung wird Ackerbau, Viehzucht und Handel getrieben, und wenn auch einzelne Elemente der Bevölkerung sich mehr der einen oder anderen Beschäftigung widmen, je nach nationaler Neigung und lokalen Bedingungen, so ist doch die Arbeitsteilung einer hohen Zivilisation noch nicht weit vorgeschritten, und der überwiegende Teil der Be-

völkerung zeigt ein gleiches Gesicht für alle Arbeitsfelder. Mag der Weg den Reisenden von den Hauptstädten nach Westen oder Osten, Süden oder Norden führen: überall auf den Wegen trifft er Kaufleute und Händler, welche kommen und gehen, in der Nähe der Dörfer fesseln die weiden den Herden oder die Feldarbeit seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie.“ (Mus: Nachtigal, Sahara und Sudan.)

d) Kultur= (im engern Sinn) und Sittenleben.

War im eben beschlossenen Kapitel die Vielheit: vom Staat oder Stamm bis herunter zur Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe, in ihren verschiedengestaltigen, gegenseitigen Beziehungen, die Art und Weise, wie sie sich abspielen nach innen und außen, freundlich und feindlich, Gegenstand unserer Betrachtungen, so wenden wir uns nun zum einzelnen, zum kulturellen Innenleben der Bevölkerung. In seinem Gehöft und seinen Farmen, bei seinen Lebensgewohnheiten, bei seiner Tätigkeit suchen wir den Eingeborenen auf, in Streifzügen in sein engeres Kultur= und Sittenleben. Dies und jenes bereits da und dort vorwegzunehmen war unvermeidlich.

Wir beginnen mit einer kurzen Betrachtung der

sprachlichen Verhältnisse.

Grundverschieden stehen sich in Kamerun gegenüber die Sprachen der fremden Elemente der Araber und der Fulbe einerseits, der Bantu in ihrem großen Zweigstamme der Npangwe oder Fan andererseits. „Die Sudan-sprachen scheinen nur einen Übergang, ein Mittelgebiet zwischen beiden zu bilden, und in der Tat aus Vermischung zwischen hamitischen und Bantuelementen hervorgegangen zu sein“ (also wie die Träger dieser sprachlichen Verhältnisse eben selbst). „An der Grenze zwischen Sudan- und Bantunegern scheinen besonders gemischte Übergangssprachen zu bestehen“ (wie in den Bali-gebieten an der Südwestgrenze Adamauas). „Manchmal ist die Grenze zwischen den beiden Gruppen auch scharf zu ziehen“ (wie an der Südseite Adamauas am oberen Sanaga, wo zum Beispiel die Wute den Bantu, wie in allem und jedem, auch sprachlich scharf gegenüberstehen).

Innerhalb einer jeden Gruppe finden sich nun mehr oder weniger bedeutende dialektische Verschiedenheiten; und lassen sich diese in einige wenige größere Klassen zusammenfassen.

In der Bantugruppe unterscheidet Meinhof „Sprachen mit Duala-charakter“, wozu er die Sprachen der Küstenstämme vom Kamerungebirge (inklusive) bis herunter nach Batanga rechnet, dann „Sprachen der Fanggruppe“; hier reiht er ein sämtliche Stämme südlich des Sanaga bis hinüber zu den Nwelle. Mischsprache zwischen Bantu und Sudan sind nach ihm die Bali-sprachen; reine Sudandialekte die der Bati und der Wute. Damit sind wir im Sudanreich Adamaua angelangt und folgen den Ausführungen Barth's, Nachtigals und Passarges; auch hier nur das Hauptfächlichste herausgreifend. Drei große, dialektisch stark verschiedene Gruppen unterscheiden diese Forscher. Anschließend an die eben letztgenannten sind das: die Mbamgruppe, zu der im allgemeinen die die Sultanate Tibati und Ngaoundere bewohnenden Heiden=

stämme zu rechnen sind. Nach Norden folgt die der Batta im Benuétal und endlich die Logongruppe, die Gebiete zwischen Mandara und Tsad umfassend. Den Westteil Adamauas beherrscht die Haussasprache. Die Sprache der Fulbe und Araber — von diesen vollklichen Elementen gesprochen — hält sich demzufolge an keine bestimmt abzugrenzenden geographischen Räume. Noch weniger, oder vielmehr ihr eigentliches Gebiet weit überschreitend, ist dies der Fall mit der Haussasprache. Erinnern wir uns der Allgegenwart ihrer Träger, so ist das eigentlich selbstverständlich. Und so ist die Haussasprache die Verkehrssprache in ganz Adamaua, im ganzen mittleren und westlichen Sudan geworden. Ihre Kenntnis genügt, um fast von der Urwaldgrenze an bis hinauf zum Tsad überall verstanden zu werden.

Damit könnte füglich dieser kurze Überblick über die linguistischen Verhältnisse in unserem

Schutzgebiete geschlossen werden; aber zweier weiterer Sprach- oder richtiger Sprecharten muß wenigstens noch Erwähnung getan werden, die gerade bei der Schwierigkeit der verschiedenen wortlichen Dialekt-sprachen, namentlich bevor man das Reich der Haussasprache erreicht, große Bedeu-

tung als gewissermaßen internationale Verständigungsmittel haben: es sind die akustischen und optischen Verständigungsweisen, die sich (erstere namentlich bei einzelnen Bantu) zu einer bedeutenden Bervollkommnung entwickelt haben. Wir kennen sie unter dem Namen der Trommel- und der Zeichensprache.

Erstere gibt es bei verschiedenen Bantustämmen des Küstengebietes; ziemlich weit im Innern finden wir sie bei den Yaunde in Südkamerun, bei den Bamejfon und Kabo im Nordteil und bei anderen mehr; am meisten ausgebildet scheint sie bei den Duala zu sein.

Trommelinstrumente der Duala und ihre Handhabung.

„Durch die Trommelsprache kann man sich geteilt, Gesetze bekannt gemacht, man fragt über kilometerweit über alles mögliche unterhalten. etwas, man ruft, höhnt, schimpft u. s. w. Will es werden Geschichten erzählt, Neuigkeiten mit- der Weiße den Eingeborenen irgend etwas bekannt

geben, so kommt er am raschesten und sichersten zum Ziel, wenn er es austrummeln läßt. So läßt der Kaufmann durch einen Trommler seine bevorstehende Reise bekannt machen: der Trommler mit seinem Instrument fährt im Kanu den Fluß auf und ab, seinen Auftrag trommelnd. Wenn der kaiserliche Richter die Flüsse aufwärts geht, um Recht zu sprechen, befindet sich in der Regel auf dem Regierungsfahrzeug ein der Trommelsprache kundiger Dolmetscher, der durch sie Ziel, Zweck der Reise u. s. w. mitteilt. Bei Streitigkeiten spielt sie eine große Rolle; eine

noch größere bei Feiern und Festlichkeiten.“ Vehrre Bez in Deidodorf hat zum erstenmal über sie in den „Mitteilungen“ zc., denen auch die obigen Angaben entnommen sind, ausführlich berichtet. Die Trommelsprache ist schwer zu lernen; der Grundgedanke ist eine rhythmische Übertragung; also durch Tonhöhe, Tonstärke und Tempo dem Ohr übermittelte Klangfiguren. Als Verkehrsmittel auf weite Strecken spielt sie eine ganz außerordentlich wichtige Rolle: Nachrichten von der Küste sind in 2 bis 3 Tagen Hunderte von Kilometern weit im Inneren bekannt.

Ein Analogon zur Trommelsprache bildet bei vielen Heidenstämmen der Sudanneger, namentlich in den gebirgigen Teilen Adamauas, die Flötensprache: mittels kleiner Holzflöten verständigen sich die Eingeborenen weithin.

Die optische Verständigung, die Zeichensprache, entbehrt bei der Art der Handhabung der Fernwirkung vollständig; ihre Wichtigkeit besteht in der Möglichkeit, auch ohne die jeweilige Wortsprache zu verstehen, sich dennoch zu verständigen; dazu hat sie sich aber erst allmählich entwickelt.

„Meistenteils begleitet diese Zeichensprache das gesprochene Wort, häufig aber auch tritt erstere geradezu an Stelle des letzteren. Man kann, wenn man diese Zeichensprache beherrscht, manche Gespräche der Eingeborenen verstehen, ja, ich kann aus Erfahrung sagen, daß man kleinere Palaver, wie Essen-, Quartierangelegenheiten, Erkundigungen nach Weg, Zeit, Antwort darauf und dergleichen mehr vollkommen verständlich in ihr erledigen kann, ohne ein Wort zu sprechen. Bei längeren und gewichtigeren Unterhandlungen natürlich tritt das gesprochene Wort wieder in sein notwendiges Recht; doch ist gerade in den vorausgeführten kleineren, auf Märkten täglich unvermeidlichen Verhandlungen eine derartige internationale Verständigungsweise für den mit ihr vertrauten Reisenden ganz angenehm, zumal in Gebieten, wie in der Urwaldregion, wo die Stämme nur klein sind und man nach ein paar Tagen schon wieder das Gebiet eines neuen betritt.

Zweifelsohne ist diese weitgehende Ausbildung der Zeichensprache zu einem (wenn man sich so ausdrücken darf) gestikulierten Volapük begünstigt worden durch die verhältnismäßig niedrige Stufe linguistischer Vervollkommenung, auf der die hier in Betracht kommenden Wortsprachen stehen. Es fehlt in denselben vielfach Kenntlichmachung der Mehrzahl, der Zeiten u. s. w.; diesem sprachlichen Mangel sucht das Zeichen abzuheilen.

Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Zeichensprache bei dem Zählen; hier sind die Finger geradezu optische Zahlenzeichen. Doch nicht, weil die Wortsprache hierfür keine Ausdrücke hätte; im Gegenteil, das Zahlensystem ist bei den meisten Stämmen mindestens bis 100 vollkommen auch sprachlich ausgebildet: bei einem so materiell angelegten Menschenlag, wie die Neger, auch gar nicht anders zu erwarten.

Ein paar Beispiele: Mit der flachen Hand sich von der Stirn über Augen, Nase und Mund fahren = morgen (offenbar von der Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft unwill-

kürlich macht). Dazu sagt der Bali noch „koko-loko“. Derartige Tonmalerei muß auch zur Zeichensprache gerechnet werden; es ist der Ruf des Hahnes, der Hahn kräht am Morgen. —

Ohr und Wange unter seitlichem Kopfsneigen auf die flache Hand legen = schlafen. —

Die verschiedenen Zeiten des Tages bezeichnet der Neger, indem er den gestreckten Arm in dem Winkel zur Erde hält, welchen die Sonnenstrahlen zur betreffenden Zeit bilden würden, also den Stand der Sonne zu der bezüglichen Zeit bezeichnend. —

Zu Hüfthöhe ausgestreckter Arm mit ausgestreckter Hand, kleinen Finger nach unten = Ziege (das Höhenmaß derselben). —

Ein Arm ausgestreckt und ausgestreckte Hand, mit Klauen nach unten; darüber, etwa eine Hand hoch, die andere Hand ausgestreckt haltend, kleinen Finger nach unten = Huhn (gleichfalls das Höhenmaß des Tieres zur Bezeichnung desselben genommen). —

Zeigefinger bis zum ersten Glied in den Mund stecken = Palmöl. —

Ganzen Zeigefinger in den Mund stecken = Honig. —

Am Zeigefinger mit der Zunge lecken = Salz. — U. s. w. —

1 = kleinen Finger ausstrecken, die übrigen einschlagen; oder = Zeigefinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.

2 = kleinen und Ringfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen.

3 = kleinen, Ring- und Mittelfinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.

4 = Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übereinander legen, die übrigen Finger einschlagen; oder = vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen.

5 = Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen, dazu kleinen Finger der anderen Hand; oder = geballte Faust, Daumen über dem Zeigefinger.“ U. s. w., u. s. w. (Aus: Sutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Das nächste kulturelle Innenbild, dem wir uns zuwenden wollen, ist die Stätte des Gemeinwesens, die Stätte des einzelnen, also die

Siedlungen.

Von der Einzelwohnstätte müssen wir ausgehen. Sie, das heißt ihre Form ist eines der wichtigsten ethnologischen Unterscheidungsmerkmale zwischen Bantu- und Sudanneger. Die charakteristische Form des Bantuhauses ist die viereckige, mit Mattendach; die charakteristische Form des Sudanhauses ist die runde mit spitzem kegelförmigem Grasdach. Teilweise wechselseitige Übernahme einzelner dieser Charakteristika werden wir kennen lernen. Innerhalb dieser beiden Gruppen finden sich nun verschiedene Bauweisen, insbesondere bei den Bantustämmen — sie gehören zu den bereits S. 84 angeedeuteten Stammeseigenarten; auch die größere oder geringere Sorgfalt der Ausführung

Inneres eines Männerhauses der Haunde (Bantu).

des Baues zeigt verschiedene Stämme, meist auch auf verschieden hoher sonstiger kultureller Entwicklung stehend, an.

Zuerst uns den Bantustämmen zuwendend, können wir innerhalb der oben gekennzeichneten ‚Norm‘ zwei ziemlich verschiedene Bauweisen unterscheiden.

„Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle werden gleichlaufend zueinander, in der beabsichtigten Hausbreite entfernt, fest in den Boden gerammt, und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Olpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Pianen. Das sind die beiden Längswände des zukünftigen Hauses, in deren einer, der Straße zugekehrten, ein Ausschnitt als Türöffnung bereits angebracht ist. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4 bis 5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben, die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längsseiten, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer und auf beiden Seiten über die Bodenfläche überragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen

im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknipt und oben an die Längswände festgebunden, etwa $\frac{1}{4}$ m über sie hinausstehend. Der Rohbau ist fertig. Das flache Dach wird mit aus Palmblättern gefertigten viereckigen Mattenfläden, etwa 2 m lang, 0,50 m breit, eingedeckt, wobei von unten gegen den First zu begonnen wird. Durch diese schuppenförmige Anordnung mit teilweiseem Übergreifen der Matten wird Dichte des Daches gegen Regen bezweckt und auch fast vollständig erreicht; das an den Längsseiten überragende Dach schützt die Seitenwände gegen Wasser und unmittelbare Sonnenbestrahlung. Diese Seitenwände werden zum Teil, innen stets, gleichfalls mit solchen Matten verkleidet, wobei mit dem Anbinden und Übergreifen von oben nach unten begonnen wird, zum Teil werden sie durch weitere, wagerecht hineingeschobene Palmblattrippen ausgestopft. Als

Tür dient ein der Öffnung entsprechendes Stück von gleicher Herstellungsart wie die Hauswände; dieselbe wird einfach von innen oder außen nach Bedarf angelehnt. Diese leichten, luftdurchlässigen Hütten haben nur einen großen Innenraum.“ (Aus: Sutter, Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Das ist der Typus der einen Bantubaumweise. Natürlich kommen auch da kleinere Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen vor. Die Duala-, Bakundu-, Maunde-, Nwelle-, Ndsimu- u. a. m. Häuser haben im allgemeinen eben geschildertes Gepräge (vergl. auch Abb. S. 9, 12, 29, 39, 93, 119 u. 126).

Ungleich standfester und mit einem gewissen größeren Komfort gebaut sind die Wohnstätten einer Reihe anderer Stämme: der Banyang, einzelner Bakofa-, Bane- und Bulewölkerschaften. Der typischste Vertreter und wohl die besten Baumeister sind die Banyang im Nordurwald Kameruns.

„Auf vollkommen geebnetem und gereinigtem Boden wird der Grundriß, ein Rechteck von 6 bis 8 m Länge, 3 bis 4 m Breite, abgesteckt. Aus ähnlichem, nur wesentlich dichterem und dünnerem Gitterwerk wie bei den Bakunduhäusern werden die Seitenwände, Dach und Dachpfosten in derselben Art wie dort, nur ungleich sorgfältiger, hergestellt. Die Türhöhe schwankt zwischen 4 und 5 m. Die Seitenwände sind innen und außen mit Fehm beworfen, der vollkommen geglättet wird. Die Türöffnung, 2 m breit und von der Höhe der Hauswand, befindet sich stets an der Längsseite, der Straße zugesehrt. Auf der entgegengesetzten Seite ist ein weit kleineres Schlupfloch angebracht. Die Türen selbst sind aus dünnen Palmblattrippen gefällig hergestellte, dichte Schiebetüren. Am Eingang, der ganzen Türbreite entsprechend, liegt etwas eingegraben ein abgerundetes, glattes, rundes Stammstück von etwa $\frac{3}{4}$ m Durchmesser als Schwellbaum. Die Häuser der Dorflängsseite sind Wand an Wand gebaut, die Dächer gegenseitig übergreifend. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die innere Ausstattung und Einteilung verwendet. Was dem Hausinnern fein wohlthues, behagliches Gepräge gibt, sind aus Fehm geformte erhöhte Sitze und Lagerstätten, sowie Wandmalereien. Sowohl über dem Ofenfuß als über den Fehmbänken an den Längsseiten sind die mannigfachen Muster in Rot, Weiß und Schwarz angebracht.

Zum wohlthuenen Eindruck tragen ferner die

— wohl allen Stämmen so ziemlich gleichen — hier aber besonders sorgfältig gearbeiteten Einrichtungsgegenstände bei, hauptsächlich aus Elgesehirren bestehend.

Zum Teil sind es — und das gilt für alle Bantustämme — die verschiedensten Formen von Kalebassen und Wasserföpselöffeln, dazu tritt ein Fehmtopf von ähnlicher Form wie wir ihn bei den Sudanvölkern finden werden. Dann verschiedene Kochlöcher, ganz hübsch aus Holz geschnitz, sowie aus Fehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Hentelgefäße, mit geschmackvollen Mustern verziert, welche letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rothholz bestrichen werden. Diese Gefäße dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, beziehungsweise zu verkostender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen u. s. w. Endlich Besen aus Palm- und Bananenblättern und dergleichen.

Im Baunangland findet man auch ganz hübsch und eigenartig geschnittene Stühle oder genauer Hocker. Sie sind aus einem Stück gearbeitet; meist wird eine harte Holzart (Mahagoni oder Eisenholz) hierzu verwendet. Die Zierung dieser Hocker, sowie die Sitzflächen sind die mit Rothholz belegt. Das färbt zwar ab, aber das macht nichts; ist doch auch der hierbei am meisten in Mitleidenenschaft gezogene Körperteil gleichfalls reichlich mit Rothholz eingerieben!“ (Aus: Sutter, Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Was Wohnlichkeit und komfortable innere Ausstattung anlangt, scheinen den Banyang am nächsten zu kommen die Maunde im südlichen Kamerun; vergleiche die Abbildungen auf S. 121 u. 125; die Fehmbänke fehlen, dafür gestalten sie sich den Luxus getrennter Männer- und Frauenhäuser, sowie mancher sonstiger immobilier Aus schmückungsgegenstände, deren die Banyangbehausungen entbehren.

Nun nach Betrachtung der prononciertesten Bantuhäustypen zur runden Baumweise der Sudanneger. Im Südtteil Kameruns ist wie in allem und jedem der Übergang schroff und unvermittelt: am linken Sanagaufer Bantu-, am rechten Sudanhaus. Im Nordteil Kameruns treten uns zwei Übergangsformen entgegen. Die Bergvölker am Steilabfall des Plateaus und der ihm vorgelagerten Hüggellandschaft haben auf das viereckige quadratische Fehmhaus (wie wir es gleich kennen lernen werden) ein rundes Mattendach gesetzt. Die Bantu-Sudan-Mischvölker oben auf der Hochfläche haben ganz die Bauart des Sudannegerhauses mit steilem Grasdach, nur statt der runden Form die vier-

eckige. Dann mit Überschreiten der Grenze Adamauas finden wir fortan fast ohne Ausnahme die charakteristische runde Sudanform. Die Bauweise der Bantusudan ist infolge des ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Baumaterials, der Weinpalme, eine so eigenartige, daß wir sie uns näher betrachten wollen. Damit lernen wir zugleich auch die innere und äußere Anlage des Sudanhauses kennen: wir dürfen nur das Quadrat (etwa 4 m Seitenlänge) in den Kreis (mit etwa 5 m Durchmesser) verwandeln und statt der nicht überall in so reichen Mengen vorkommenden Naphia Steppenbäume substituieren (weitere kleine Verschiedenheiten natürlich unberücksichtigt). (Siehe auch Abb. S. 71, 95, 101 u. 107.)

Hausbauweise der Bantu-Sudan-Mischstämme (an der Südwestgrenze Adamauas).

„Der für ein Haus bestimmte Platz wird in größerem Umkreise gereinigt und geebnet. Nun werden seitab der eigentlichen Baustelle die Einzelteile des ganzen Hauses gefertigt: die vier Seitenteile, der Dachboden und die Dachteile. Baumaterial hierzu sind Bambus^{*)}, Holznägel und die schmieglamen, zähen Rindenstreifen des Bambus als Bindemittel. Für jeden dieser Teile wird als Gerippe ein grobmaschiges Gitterwerk hergestellt und durch wagerecht eingeschobene Bambus möglichst dicht ausgefüllt; in einem der Seitenteile ist bereits die Türöffnung berücksichtigt. Ist das geschehen, so werden die vier Seitenteile an der Hausbaustelle aufgestellt, an den Kanten sorgfältig aneinander gepaßt und fest verschnürt: der Hauskasten steht nun. Hierauf werden in Abständen von etwa 1 m die Baumpfosten von der Höhe der

Wände dicht neben diesen außen und innen in die Erde gerammt und ebenfalls mit den Wänden und unter sich verschnürt. Auf diesen Kästen wird der auf jeder Seite 30 bis 50 cm überstehende Dachboden gelegt und festgebunden, auf ihn die vier Dachteile aufgesetzt. Auf die Seitenwände werden dünnere Bambus, schräg zum Boden, untereinander gleichlaufend, verschnürt: sie haben den Zweck, dem nunmehr folgenden Lehmewurf festen Halt zu geben. Dieser ist mittlerweile in der Nähe in einer Grube zubereitet und durch Stampfen, sowie fleißiges Wasserzutragen geknetet worden. In großen Klumpen wird er von außen an die Wände geschleudert und schön glatt verstrichen. Schließlich folgt das sorgfältig ausgeführte Eindeden mit getrocknetem Gras. Der dicke, fast $\frac{1}{2}$ m starke Grasbelag wird unten

^{*)} Hierunter sind nach allgemein in Westafrika üblichem Sprachgebrauch die Blattrippen der Weinpalme zu verstehen; also nicht zu verwechseln mit dem echten indischen Bambus!

sauber abgeschnitten, daß er sich mit dem Dachboden vergleicht, und das Haus ist fertig. Die Türöffnung wird mit gespaltenen Bambusstüben, dicht nebeneinander gelegt, geschmackvoll verkleidet; die Schwelle etwas verbreitert und innen eine gleich sauber und nett gearbeitete Schiebetür angebracht. In etwa acht Tagen kann ein Haus bezogen werden; ein bis drei Tage sind nötig zum Bau, die übrigen zum Trocknen des Lehmewurfs.

Die Türöffnungen — der dem Europäer unbequemste Teil — sind außerordentlich klein: die Schwelle ist etwa 30 cm über dem gewachsenen Boden, die Breite beträgt wenig mehr als 40, die Höhe an 80 cm. Ihre Benutzung will förmlich geübt sein; meine erste malige in Bameffon, wo sie vielleicht noch um ein paar Zentimeter enger sind als anderswo, schildere ich in meinem Tagebuch: „Zuerst Kumpf vorwärts beugen, dann linkes Bein hochheben mit dem Knie bis zum Kinn, hierauf Bein vorwärtsstrecken, Kopf zwischen die Schultern einziehen. Nun folgt Versenken des gestreckten Beins in die schwarze Tiefe des Hausinnern, Kagenbuckel verstärken, Kumpf nachschieben, Schienbein des anderen Fußes an der hohen Schwelle ansetzen, ein kräftiger Stuch, Nachziehen des anderen Beins: und man ist in der Finsternis verschwunden.“

Fenster und dergleichen kennt der Neger für gewöhnlich nicht; immerhin macht ein solches Haus einen ganz warmen, wohnlichen Eindruck, wenn auf dem festgestampften, ebenen Boden das offene Feuer in der Mitte des Raumes lustig flackert und wohlthuende Wärme verbreitet, während draußen die nasskalten Regenschauer niedergehen. Die Bambuswände gleichen einer Vertäfelung, die Dede glänzt von Rauch gebräunt. Über dem Feuer hängt nicht selten eine Trockendarre, und auch der Dachboden selbst dient häufig als Trockenvorrichtung oder Aufbewahrungsraum. Zu diesem Behufe befindet sich in ihm ein viereckiger Ausschnitt, gerade groß genug, um durchzukriechen zu können, und eine Bambusleiter führt dazu hinauf. (Aus: Gutter, Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Zahl und Art der Hauseinrichtungsgegenstände ist ähnlich den der Bantuwohnungen. An Stelle

der hölzernen finden wir tönernen Aufbewahrungsgesäße, sowie zierlich und fest geflochtene Körbe der verschiedensten Größen und Formen. Eine große Rolle spielen die tadellos geformten, schwarz gebrannten Lehmtrichter zur Zubereitung der Speisen und noch weit mehr zum Wärmen des unvermeidlichen Palmweins. Von ganz kleinen zierlichen bis zu großen von $\frac{3}{4}$ m Höhe und entsprechender Weite gibt es da; außen mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Weit häufiger als bei den Bannang etc. finden sich die wie dort meist aus einem Stück geschnittenen Stühle oder Schemel. Solche von einfacherer Form sieht man fast in jedem größeren Gehöfte; schöner, phantastischer gearbeitete besitzen nur die Häuptlinge und Vornehme. Wie im Baidlande sind sie auch hier dicht mit Rotholz eingerieben.

Als Schlafstätte dienen gewöhnlich fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenähnliche Gestelle, einschläfrig, aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am kopfenden als Hals- oder Hauptstütze, werden benutzt. Der Neger legt gar keinen Wert auf körperliche Bequemlichkeiten, ist geradezu gefühllos in dieser Beziehung. Anders wenigstens kann man sich dieses Schlafen „auf Vatten“ nicht erklären. Ebenso unbegreiflich ist die Gepflogenheit, zum Schlafengehen auch die wenigen Fäden der Bekleidung abzulegen, statt vielmehr etwa vorhandene und bei Tag auch getragene Bekleidungsstücke gegen die Nachtkühle erst recht anzuziehen.

In den im Haussabereich liegenden Sudansiedlungen finden sich eigene Kopftragegestelle, schon geschnitten aus Holz — wie sie übrigens auch die Duala nicht selten benötigen —, häufig auch gemauerte Lagerplätze (ähnlich denen der Bannang), ferner Sitzbänke, steinerne Mörser und Reibsteine, Strohteller als Deckel und Lampen aus Ton oder Eisen (einfache Schälchen mit Fuß, gefüllt mit Fett oder Erdnussöl, als Docht dient eine gedrehte Baumwollfaser). Ferner fehlen leberne Flaschen für geschmolzene Butter, sowie Truhen in feiner wohlhabenden Haussawohnstätte. Erwähnt sei noch, daß der Fulbe, aber nur dieser, mit seinem Pferde die Behausung teilt (also gleich dem Araber).

Die bisher vorgestellten Hausbautypen — ganz gleichgültig, ob viereckig oder rund — müssen nach der Art der Herstellung und dem verwendeten Baumaterial, nach europäischem Sprachgebrauch als Hütten bezeichnet werden. Das, was wir unter dem Begriff Haus verstehen, das heißt ein gemauertes Gebäude, finden wir erst in den mohammedanischen Sultanssitzen, dann allgemeiner in Bornu und Logon — und auch da nur annähernd. Der Gebrauch von gebrannten Ziegeln und von Mörtel ist auch hier unbekannt und die Gebäude sind lediglich aus Ton und Lehm (aber eben ohne die stützenden, festen Baum- oder Bambusflechtwerke) errichtet; das Grasdach gleicht meist einer flach gewölbten Kuppel. Nur einzelne Gebäude in Bornu, und mehr noch in der Logonlandschaft, weichen davon ab.

Nach Nachtigals Beschreibung in seinem schon öfter angeführten Werke: „Sahara und Sudan“, sind es „große, kastellartige Gebäude mit kreisförmigem Mauerwerk ihrer dicken Mauern, nicht selten mit Ecktürmen verziert, oder viereckige, sich nach

oben etwas verjüngende Häuser, welche mit flachen, oben abgerundeten Strohdächern gedeckt sind. Obwohl auf diese Weise von ganz beträchtlichen Höhen, enthalten sie ebenfalls nur ein Geschloß — wie alle afrikanischen Behausungen —, „so

daß man im Innern bis in den Giebel hinauf-
sicht. Vor vielen derartigen Häusern befindet sich
ein sorgfältig aus glattgestampfter Tonerde her-

gestellter und nach außen durch einen fußhohen
Wall abgeschlossener Raum, mit reinlichem Sand
oder, häufiger, mit Stroh bestreut."

Der nächste Schritt ist die Vereinigung der Einzelwohnstätten zur
Siedlung, zum Dorf, zum Ort. Die Steigerung in der Ausdehnung der
Ansiedlungen haben wir bereits früher kennen gelernt (S. 95).

Entsprechend seiner politischen Zerfahrenheit bringt es der Bantu zu
keiner Ortschaft von bedeutenderer Größe; 3—400 Hütten: das ist schon eine
seltene Ausnahme; die Yaundeansiedlungen zum Beispiel sind nichts als kleine
Weiler (s. Abb. auf S. 93), bewohnt von einer Familie nebst Sippe; und zahl-
reiche andere Stämme bauen ebenso. Greifen wir auch hier wieder die gleichen
Stammtypen heraus, deren Hausbauweise wir näher betrachtet haben. Die
häufigsten Arten der Dorfanlage der Bantu sind, von geringfügigen Ab-
weichungen abgesehen, folgende (s. auch Abb. S. 9, 29 u. 126):

Inneres eines Weiberhauses der Yaunde.

„In der gerodeten Lichtung, auf der auch die
gewaltigen Wurzelstöcke der gefällten Urwalddriesen
sorgfältig entfernt, der Boden überhaupt geebnet
worden ist, befindet sich eine 10 bis 20 m breite
Straße, gerade oder bei großer Ausdehnung des
Dorfes gekrümmt. Diese ist rechts und links ein-
gefaßt von großen, geräumigen Hütten, die eine
Länge von mindestens 8, oft bis zu 12 m, eine
Tiefe von 4 bis 5 m und eine Firsthöhe bis zu
3 m besitzen. Die Hütten, oft geraume Strecken
dicht aneinander gebaut, dann auch wieder einzeln
oder nur zwei, drei nebeneinander, liegen stets
mit der Längsseite an der Dorfstraße. Hinter
diesen Hauptwohnhäusern befindet sich nicht selten
ein kleiner, viereckiger Hof, von mehreren kleinen
quadratisch gebauten Häuschen umgeben. Diesen
entlang an der Rückseite zieht sich ein schmaler
Streifen von Bananenpflanzungen, Öl- und Wein-
palmen, daran schließt sich der Urwald. In der
Mitte der Dorfstraße sind je nach der Größe der
Ortschaft ein bis drei Versammlungshäuser, von
gleicher Bauweise wie die Familienhäuser, nur
weit umfangreicher, drei und viermal so groß.
Nicht selten auch steht daneben oder frei für sich

ein oder die andere mächtige Adansonia oder sonst
ein breitstämmiger Urwalddbaum: die Dorfstinde. Der
Ort dehnt sich nur in der Längsrichtung aus,
Parallelstraßen gibt es nicht und manchmal ist
diese Längsausdehnung eine ganz beträchtliche.
Die „Baulinie“ ist dann nicht sehr sorgfältig ein-
gehalten.

Vor den Wohnhäusern findet man häufig lange,
runde Baumstämme auf zwei Gabelstöcken, auf
welchen, wie in den oberbayerischen Bauernorten
auf Bänken, die Dörfler die abendliche Kühle und
Ruhe beschaulich und plaudernd genießen.

Ein solches Walddorf bietet ein freundliches,
friedliches Bild.

Einer Anlage, die ein Beweis für den Rein-
lichkeits Sinn der Neger ist, muß noch Erwähnung
geschehen: der Abort. An verschiedenen Stellen
sind Schenkeln in den Wald gehauen; an deren
Ende sind Gabelbänke, wie eben geschildert, da-
hinter tiefe Gruben: also genau die Latrinen-
anlagen unserer Bivakplätze. Aber die Art und
Weise der Benutzung ist mehr als komisch. Sie
findet nämlich nicht in der uns gewohnten Art
statt, sondern, Männlein und Weiblein durch-

einander, steigen rücklings vorsichtig und bedächtig hinauf, um dann glücklich oben angelangt, die Hochstellung in tiefer Kniebeuge einzunehmen!

Die Späzen auf einem Telegraphendraht sitzt so ein Gruppenbild da!“ (Aus: Gutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Die zweite Art ist folgende:

„Das Dorf bildet ein aus mehreren, aber zusammenhängenden Häusern bestehendes, meist vollständig geschlossenes langgezogenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Ein- und Ausgänge führen. Diese Durchgänge sind unter das Dach der Hütten mithereingenommen. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja sechs hausumrahmten Höfen, also mit

30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden. Das oder die Versammlungshäuser bilden die Abschlußbauten der Schmalseiten und sind größer und dementsprechend höher (bis zu 6 m). Die Dorfstraße ist stets rein gefehrt und glatt wie eine Tenne. An das Dorf schließen unmittelbar die Farmen an.“ (Aus: Gutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Einer eigenartigen — Gepflogenheit (darf man fast sagen) der Bantustämme, muß hier kurz Erwähnung getan werden. Trotz der großen Mühe,

Dorfstraße in einer Bantusiedlung.

die eine Dorfanlage im Urwald macht, findet geradezu häufig eine Verlegung der Ortschaften statt. Die Veranlassung hierzu sind wohl vielfach kriegerische Verwicklungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat sich nicht so ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen: das sind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, sich anderswo anzusiedeln. Auch abergläubische Vorstellungen, meist infolge unaufgeklärt gebliebener epidemischer Krankheiten, sind eben nicht seltene Beweggründe. So erscheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr zum Beispiel wieder, dieselbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf sich reihte, verödet und verwüstet. Ein paar Kilometer seitlich haust aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter.

Ein gänzlich verschiedenes Gepräge tragen die Ansiedlungen im Gebiet der Sudanvölker (s. Abb. auf S. 101 u. 107).

„Der Sudanneger baut sich — wenige Stämme ausgenommen — gehöftweise an (Abb. S. 132). Sorgfältig geflochtene Mattenzäune oder dichte lebende

Hecken fassen die oft aus einem Dutzend und mehr Häusern bestehenden Höfe ein. Ein richtiges Tor, oft mit Giebeldach, führt durch die dichte Um-

zäunung, in deren Flucht sich nicht selten schattenspendende Bäume erheben. Das geräumigere Haus des Hofbesizers, kleinere Weiberhäuser, Hütten für die Hausknechte, Vorrathshäuser, Palmweinhäuser, nach ein oder zwei Seiten offene Versammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Sudannegers. Der freie Hofraum ist glatt geebnet und stets sorgfältig gestampft und geteert. In einer Ecke, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, befindet sich ein großer Steintopf eingegraben, der die Stelle einer Latrine-

anlage vertritt. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumplantagen schließen sich nicht selten an den mattenzäunten eigentlichen Hof an.

In diesen Behausungen spielt sich das ganze innere Leben einer Familie ab; in der schönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Hütten.

Aus solchen Gehöften setzen sich die Dörfer zusammen. Daß bei dieser Art der Anlage und den bedeutenden Bevölkerungstärken solch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt, liegt

Gehöft in Garna.

auf der Hand. Über mehr als einen Höhenzug erstreckt sich ein derartiger Stammesstift, dazwischliegende Mulden, ja Täler, sowie Einzelhügel sind mit hereingezogen. Fächerpalmen ragen in verteilten Gruppen über die Gehöfte.

Zwischen den einzelnen Anwesen führen ganz schmale, schlechte Wege: vom Regen, der in Bächen sich sammelt und in ihnen herabschießt, ausgewaschene Rinnen; also bei trockenem Wetter holprig und bei nassem glitschig und schlüpfrig. Höchstens liegen unregelmäßig große Steinbrocken und Felsplatten als Trittschwellen, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen.

Das Häuptlingsgehöft liegt ungefähr in der

Mitte des Ortes und bildet mit seiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häusern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel ist ein ganz erkleckliches Quartier. An das Häuptlingsgehöft schließt sich der mehr weniger geräumige freie Volksversammlungs- und Marktplatz.“ (Aus: Kutter, Wanderungen etc. in Nordamerica.)

Der Vollständigkeit halber müssen noch die in den Farmen verstreut angelegten kleinen Hütten angeführt werden, die als Vorrathshäuser, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät u. s. w. dienen. Die Formen sind ganz verschieden; häufig sind es kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne

Tür, darauf ein sorgfältig gearbeitetes kegelförmiges Dach. Will man Vorräte u. s. w. herausnehmen oder hineintun, wird einfach das ganze Dach abgehoben und wieder aufgesetzt.

Die Felder, Farmen liegen oft eine bis zwei Stunden von den Dörfern entfernt nach verschiedenen Richtungen, so daß sie meist den Ort in weitem Bogen einschließen.

Auch die großen Bevölkerungszentren Adamaua und Bornu haben in ihrer Anlage fast die gleiche Anordnung oder wenn man will — das Gegenteil davon, wie der eben geschilderte Typ eines Sudan negerortes; bei einigen läßt sich allerdings immerhin von Straßenzügen sprechen. Was ihnen das geschlossene Aussehen verleiht, sind die Befestigungsanlagen von oft mächtigen Dimensionen, wie sie uns bereits bekannt sind, und die auch hier ganze Stadtviertel bildenden Sultansresidenzen, die statt mit den eben geschilderten Mattenzäunen gleichfalls mit hohen Lehmmauern umwallt sind. Auch sonst treten vielfach Lehmmauern an Stelle der Matten. Gleiche Umfriedung schließt auch die im übrigen ärmlichen und kleinen Moscheen — nicht viel anders wie die Privathäuser — ab.

Mit der Schilderung Passarges von Ngaumdere, des größten der großen Yamidositze Adamaua, der nahezu 30000 Menschen in seinen Mauern birgt, beenden wir unsere Wanderung durch die Stätten, in denen unsere schwarzen Landsleute da drunten am Äquator ihr Leben zubringen, um uns sodann umzusehen, wie und wo die Lebensbedürfnisse dieser Menschenmassen: in Ackerbau und Viehzucht, befriedigt werden.

„Die Stadt besitzt zwei Tore. Dieselben bestehen aus einem mächtigen Lehmhause mit spitzem Grasdach von etwa 6 m Höhe, welches völlig nach dem Typ eines Sauri (Eingangshauses) gebaut ist. Starke Balkentüren können den Eingang verschließen. Ein Damm führt über den Graben. Im Innern läuft der Mauer entlang ein breiter Weg und eine Stufe, auf welche sich die Verteidiger stellen, um durch die Scharten schießen zu können. In dem also von Mauern umschlossenen Stadtraum nun steht Hof an Hof, getrennt durch Lehmmauern oder Mattenzäune und schmale Gänge. Außer wenigen Hauptstraßen sind die Wege eng. Überall in der Stadt verteilt liegen zwischen kleineren Anwesen Paläste und Fußbegehöfte nach Art der Yamidoresidenz. Die Mauern sind grau, kahl oder bemalt, reiterhoch; Dracänen und die Dächer der

Häuser unterbrechen angenehm die einförmigen Linien. Wüste Stadtteile mit zerfallenen Häusern, wie man sie sonst vielfach in den Sudanorten findet, gibt es hier nicht.

In der Mitte der Stadt steht der königliche Palast, welcher mit einer grauen Lehmmauer von wohl 200 m im Geviert und 6 bis 8 m Höhe umgeben ist. Auf der Nordseite befindet sich der Eingang. Der Palast besteht aus zahlreichen Höfen, welche durch Mattenzäune und Lehmmauern voneinander getrennt sind, und es stehen darin Hunderte von Häusern, eine kleine Stadt für sich.“ Durch eine Reihe von Sauri gelangt man in das „Allerheiligste“, einen kleinen freien Platz, wo im Schatten hoher Mauern der Yamido auf einem breiten Koltbett, mit Decken und Fellen behängt, Audienz zu erteilen pflegt.

Ackerbau und Viehzucht.

Die Felder und Pflanzungen der Bantustämme, die sogenannten Farmen, liegen, wie die Dörfer, in gerodeten Urwaldlichtungen; entweder ans Dorf anschließend oder (und) davon getrennt.

Dem Auge des Europäers machen sie — einige wenige Stämme ausgenommen — einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort: Pflanzungen, Felder und dergleichen die Anschauung, daß die Menschenhand da gewissermaßen Ordnung geschaffen hat in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt. Hier ist's gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, vielfach infolge der Feuerbildung am Wurzelsende ganz bedeutend breiter als weiter

oben, werden deshalb von den Eingeborenen in einer Höhe von etwa 3 bis 5 m über dem Boden geschlagen. In den Farmen fällt es ihnen dann nicht ein, die gefälltten Stämme, Wurzelstöcke u. s. w. zu entfernen, wie auf den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Äste und Zweige nur zum Teil abgebaut und weggeschafft: und die Farm ist zum Aulbau fertig. Wo der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Die in diesen Farmen gezogenen Pflanzen, die einheimischen Kulturgewächse — einige haben wir schon früher kennen gelernt (S. 64 u. f.) —

finden sich bei allen Bantustämmen. Daß der eine oder andere Stamm diese oder jene Pflanzengattung überwiegend baut, ist natürlich selbstverständlich (wie bei uns auch). Es sind von Knollenfrüchten: Koko (Arum esculentum), Maniok (Manihot utilissima), Yamis (Dioscorea sativa), süße Kartoffeln; von Hülsenfrüchten: Erdnüsse (Arachis hypogaea), Bohnen, Mais; dazu kommen als Baumpflanzen: Ölpalme, Weinpalme und Banane (und zwar Musa sapientum). Ferner werden gepflanzt die Flaschenkürbisse (Lagenaria) zur Herstellung von Schüsseln und Schalen (Kalebassen); sowie das Zuckerrohr. Außerdem wird von einigen Stämmen Tabak gebaut, der übrigens auch wild wächst. In den Maundeweilern zum Beispiel schließen sich an die querstehenden Versammlungshäuser fast regelmäßig Tabaksbeete an. Pfeffer (Arten von Capsicumpfeffer) und die Kolanuß, die wir als typisches Genusmittel der Sudanbewohner kennen lernen werden, sind von den Bantustämmen als solche gleichfalls geschätzt. Trotzdem werden Pfefferstrauch und Kolabaum bei ihnen nur wenig angebaut. Allerdings genügen von den aromatischen und scharfen Beeren des ersteren leicht geringe Mengen, und die Sterculia acuminata soll wild wachsen.

Die Ölpalme findet sich wie auch die Raphia nicht so fast in den Farmen, als weit mehr in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Letztere hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Bantuneger als Baumaterial, wozu sich die ungemein langen, leichten Blattrippen vorzüglich eignen; ihre Rolle als Palmweinpenderin steht im Waldland in zweiter Linie. Die Ölpalme ist dem Bantu vom Standpunkt der Nahrung aus, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich.

Sie liefert das Öl und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel; aus den abge-

schnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. (Schon nach wenigen Stunden nämlich geht die Flüssigkeit in Gärung über, bekommt dann einen scharfen Geschmack und wirkt berauschend. Vertilgt wird der Palmmost in beiden Stadien.) Die Blattrippen finden Verwendung beim Hausbau, die Fiederblätter bei Herstellung der Palmblattmatten und der Tragegestelle für Lasten. Letztere werden ferner verwertet als Flechtmaterial für Körbe, und zusammengebunden geben sie die oben bei den Einrichtungsgegenständen genannten Becken.

Das sind die Nahrungsmittel der Waldlandstämme aus dem Pflanzenreich; und da der Neger dieser Gebiete als Vegetarianer angesprochen werden muß, die Hauptnahrungsmittel. Übrigens scheint er das zu sein, mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“; wenigstens ist ihm Fleisch jederzeit ein Leckerbissen. So wird also wahrscheinlich beim Reichen auf der Tafel zu rechter Zeit Fleisch erscheinen, während der Ärmere nur selten diesen Genuß sich verstatten kann — wie bei unseren Bauern auch. (Darum ist auch die Freude so groß über einen erlegten Elefanten; da fällt dann doch für jeden ein erkleckliches Stück ab.)

Demgemäß werden Haustiere bei allen Stämmen gezogen; von den Wohlhabenden zum Verpeisen, von den Dürftigen zum Verkauf.

Ziegen, Schafe und Hühner sowie Hunde gibt es bei allen Bantustämmen. Das Schaf ist glatthaarig und besitzt nur kurze und kleine Hörner; die Hammel tragen an Brust und Hals eine stattliche Mähne. Ziegen und Schafe sind meist schwarz und weiß gezeichnet. Den Genuß des Gies kennen die Bantu-, übrigens auch die Sudanneger nicht. Die Hunde sind frech, zudringlich und diebisch: häßliche Rötter von nicht bestimmbarer Rasse; eine annähernde Ähnlichkeit mit den Foxterriers läßt sich schließlich herausfinden, auch in den Farben; manche sind ganz gelblich. Daß sie von vielen Stämmen gerne verpeist werden, haben wir bereits gehört. Kinder findet man im allgemeinen wenig; doch verlegen sich immerhin einige Stämme auf deren Zucht, so die Bakwiri am Kamerungebirge und einige Stämme

im Südtteil Kameruns. Sie sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weiß gezeichnet und besitzen sehr lange, schwach gebogene Hörner. Ebenfowenig wie den Genuß des Eies kennen die Bantustämme den der Milch; und da infolgedessen die Kühe nicht gemolken werden, geben sie Milch nur so lange, als das Kalb an der Mutter trinkt. Pferde, Schweine und Hagen gibt es bei den Bantu nicht.

Zur Sudanbevölkerung übergehend, treffen wir hier, was vegetabilische Nahrung anbelangt, auf einen tiefgehenden grundsätzlichen Unterschied zwischen ihr und der Banturasse.

Dem Bantuneger ist die Ölpalme unentbehrlich, im Sudan ist sie von untergeordneter Bedeutung; das charakteristische Nahrungsmittel für den Sudanneger ist der Mais und die Hirse, für den Bantu die Banane und die Yamwurzel. Auch in Hinsicht auf den Unterschied des Getränkes spielt die Ölpalme mit herein. Der Sudanneger zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Bantu schlürft ihn aus dem Natursaß der Ölpalme.

Die vielen tausend Mägen zu befriedigen, bedarf es ausgedehnter Farmen; und zahlreicher wie im Waldland werden Haustiere gehalten, so daß man bereits die ersten Anfänge einer wirklichen Viehzucht darin zu erkennen vermag. In ausgedehntestem Maße wird sie von den Fulbe getrieben; sind doch die Borroro (vergl. S. 80 u. f.) als Hirtenvolf ins Land gekommen. Bei der Verfolgung des geschlagenen Tibatijultans traf Dominik auf Herden von vieltausend Stück. Daß die aus Tier- und Pflanzenreich gewonnenen Erzeugnisse auch Gegenstände des Handels bilden und dabei natürlich die örtlichen Bedingungen für das Überwiegen dieses oder jenes Produktes bei den verschiedenen Stämmen maßgebend sind, wissen wir von der Besprechung der Märkte her.

Die Farmen liegen in den weiten Tälern und Mulden; für natürliche Bewässerung sorgen die zahlreichen Bäche. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich. Auch wird nicht selten gewechselt oder auch eine Strecke Landes, bereits eine Zeitlang als Farm benutzt, bleibt ein und mehrere Jahre brach und wird erst dann wieder bebaut. Afrikanisches Landrecht ist ja: Nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst bebaut. Aber gerade in dieser Beziehung gibt es unaufhörliche Streitigkeiten (Grenzstreitigkeiten), und ähnelt der Neger aufs Haar unseren prozeßsüchtigen Bauern.

Außer Mais und Hirse finden sich — als Nahrungsmittel in zweiter Linie — so ziemlich auch alle Kulturpflanzen der Bantu; in ausgedehntem Maße wird bei vielen, ja den meisten Sudanstämmen der Tabak gebaut (merkwürdigerweise besteht nach Morgen bei den Wute ein direktes Verbot des Tabakbaus und -genusses); außerdem in Bornu und Logon Reis und Indigo, welch letzterer auch schon in Nordadamaua fleißig gepflanzt wird (vergl. S. 66). Der Kolabaum wird bei einigen Stämmen als regelrechte Farmpflanze gezogen.

Der Ackerbau ist — und das gilt auch voll und ganz für alle Bantuvölker — ein Hackbau; er wird in sehr einfacher, ja liederlicher Weise betrieben.

Daß die Farmen dann trotzdem ein ordentliches Aussehen haben, verdanken sie mehr der gütigen Natur und der Fruchtbarkeit als menschlicher Sorgfalt. Doch bringt immerhin die Anzulänglichkeit der Geräte, sowie die Mannigfaltigkeit der Bodenfrüchte Mühe und Arbeit genug mit sich.

Mit Erdbaden wird der Boden gelockert. Auf den für Getreidebau bestimmten Flächen werden dann lange, schmale Beete mit dem gleichen Werkzeug aufgeworfen, auf den für Knollenfrüchte in Aussicht genommenen kleine Hügel gehäufelt. Saat beziehungsweise Frucht wird ganz oberflächlich in

die Erde geworfen und mit der Ferse leicht eingedrückt. Nach einiger Zeit, wenn die Saat sprießt, wird gejätet und bis zur Ernte geschieht dann nichts mehr. Wird ein bisher noch unbebautes Stück Land zur Farm umgewandelt, so geht dem Auflockern mit der Erdhacke ein Roden voraus, im Abbrennen und Ausreißen der Wurzelstöcke bestehend.

Zu den Ernten — die Hauptarbeit ist die Ernte

der großen Getreideflächen Hirse und Mais — wird die ganze Dorfbevölkerung aufgeboten und in wenig Tagen ist sie unter Dach und Fach der geschilderten Farmvorratshäuschen gebracht. In Adamaua finden sich diese — wie schon erwähnt, von den verschiedensten Formen — häufig auf Gerüste gestellt, zum Schutz gegen die Feldmäuse. Die Ähren werden abgebrochen und abgeschnitten, die Halme bleiben vorerst stehen.

Die Haustiere sind die gleichen, wie wir sie bei den Bantu kennen gelernt haben; einzelne Stämme züchten auch Schweine. Die Katzen fehlen auch hier (die Zintgraffsche Expedition jedoch hat diese Tiere in den Grenzgebieten Südwestadamauas eingebürgert). Einem anderen Schlag gehören die Rinder des Sudan an: es sind die bunten oder braunen Fettebuckelrinder mit langen Hörnern; überwiegend im Besitz der Fulbe, die auch sehr wohl die Milch und die Butter zu schätzen wissen. Zwei den Bantu gänzlich fremde Tiere

Gehöft eines Bali (Bantusudanstamm).

treten hier auf den Plan: das Pferd und der Esel. Während letzterer nur innerhalb der mohammedanischen Welt als Haustier gehalten wird, ist das Pferd Gemeingut der ganzen Sudanbevölkerung.

„Die Hauptzuchtländer sind Bornu und Marra. Zwei größere Pferderassen werden ausschließlich zum Reiten benutzt, während sehr kräftige Ponys, gleich den Eseln, als Lasttiere Verwendung finden. Das Sudanpferd ist zäh und genügsam. Ohne

Eisen überwinden die Tiere die steinigten Gebirgsmassive, ohne Schen durchschwimmen sie reizende Ströme, bei spärlichstem Futter klettern sie gewandt über gestürzte Baumriesen.“ (Aus: Domestik, Kamerun etc.)

Endlich sei noch erwähnt das Züchten von Bienen im Sudan seitens der mohammedanischen Bevölkerung. Allenthalben findet man auf den Bäumen Bienenkörbe, die vorn durch eine Lehmwand, in der sich ein Flugloch befindet, geschlossen sind. Die heidnischen Sudanneger befaßten sich mit der Zucht nicht, doch wissen sie sehr wohl den in Gesteinslöchern nistenden Tierchen durch Ausräuchern ihre süße Beute zu rauben. —

Die pflanzlichen und tierischen Rohprodukte, die unseren schwarzen Brüdern da draußen in Kamerun die reiche Tropennatur zur Verfügung stellt, kennen wir somit; sehen wir ihnen nun zu bei ihrer Verarbeitung und Verwendung zu Speis und Trank, zu sonstigen Zwecken; werfen wir überhaupt einen

Blick in ihre Lebensweise, in ihre Industrie, wobei wir auch die Erinnerung an das über Pflanzendecke und Tierwelt bereits Gehörte (S. 56 u. f.) wieder auffrischen müssen.

Lebensweise.

Der Bantu ist Kleinhändler; der Sudanneger ein ackerbau- und gewerbetreibendes oder (und) kriegslustiges Volkselement; der Haussa und Araber ist, soweit er nicht sesshaft geworden, der Handelsmann par excellence; der Fulbe der ritterliche Stegreifreiter oder nomadisierender Viehhirt: damit ist eigentlich im Grunde genommen schon ihre Beschäftigung und die sich daraus ergebende Lebensführung gezeichnet. Die Lebensweise im engeren Rahmen bei den mohammedanischen Volksbestandteilen regeln ihre religiösen Vorschriften; im übrigen spielt sich ihre und der anderen vollstlichen Elemente Kameruns Lebensführung den Tag, das Jahr über im großen und ganzen ziemlich gleichmäßig, innerhalb der betreffenden Völkergruppen annähernd gleichartig ab, so daß wir mit Zug und Recht einzelne Stämme als Typen in dieser Hinsicht herausgreifen dürfen und in ihrer Betrachtung auch die anderen kennen lernen.

In der Bantugruppe wählen wir das in ihr auf ziemlich hoher kultureller Stufe stehende stammreiche Yaundevolk.

„Das tägliche Leben ist ein ziemlich eintöniges. Der Yaunde schläft auf bloßen Bambusbetten ohne Matten, ohne jede Bedeckung am glimmenden Feuer, welches dann und wann angezündet wird. Beim ersten Hahnenschrei erhebt er sich, hockt fröstelnd an dem Feuer, pust sich die Zähne und bereitet sich das Frühstück (Manjana), einen aus reifen Bananen gekochten Brei, der ähnlich wie Apfelmus schmeckt. Geht die Sonne auf, so kriecht alles aus den Hütten und begrüßt sich mit „Wama“, die Gegenantwort lautet „Aha“. Der Familienvater begibt sich in das große Männerhaus, um die dort schlafenden Gäste zu begrüßen und sein Frühstück, bestehend aus einer Kolannuz mit Malgettapfeffer, zu verzehren, geht darauf zur Trommel, um irgend eine Anfrage zu stellen, sieht nach seiner Herde und nimmt gegen sieben Uhr das eigentliche Frühstück mit seinen Gästen ein. Die Weiber machen sich nun auf den Weg zur Farm, holen Wasser oder Ton. Sind die Farmen in Ordnung, so gehen sie wohl auch fischen. Gegen Mittag findet sich alles wieder im Dorfe ein. Die Männer gehen ihren Handelsgeschäften nach, spielen und rauchen, die Weiber kochen das Essen, andere formen Töpfe, tochen Öl, flechten Körbe oder Stricke, tanzen sich auch zum Gaudium

der Männer, um sich zuletzt in den Haaren zu liegen. Andere bemalen ihren Körper mit Rotholz und schmücken sich, um dann beim Flötenspiel zu tanzen. Um fünf Uhr Abends nehmen sie die Hauptmahlzeit. Die Speisekarte ist sehr abwechslungsreich. Außer gekochten oder gerösteten Bananen, ferner Yam's, Spinaten, Kürbis gibt es mancherlei Suppen aus Palmöl mit Kürbiskernen, Pilzen, Eierfrucht u. s. w. Auch verschiedene Fleischspeisen sind vorhanden, teils solche, von denen die Männer essen, teils auch solche für die Frauen. Für letztere ist besonders Schaf- und Ziegenfleisch verpönt, sowie verschiedene Wildbretarten. Gleichgültig ist der Zustand und der Frischegrad des Fleisches. Kleinwild, wie Vögel, Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Schnecken, werden ebenfalls verzehrt; ganz besondere Delikatessen bilden Raupen, Puppen und Engerlinge, Termiten und Ameisen. Diese alle werden mit Palmöl, Pfeffer u. s. w. lecker zubereitet und mit großem Appetit verzehrt. Beim Essen bedient man sich des Löffels und der Finger.

Nach Sonnenuntergang werden Töpfe gebrannt, Öl gekocht. Gegen sieben Uhr ziehen sich die meisten in ihre Hütten zurück.“ (Aus Mitteilungen z.: Zenkers Bericht über Yaunde.)

Ein ganz anderes Bild entrollt sich vor uns, betreten wir das Gebiet der ja in allem weit höher stehenden Sudanbevölkerung.

„Die Tagesbeschäftigung richtet sich nach der Jahreszeit, oder genauer, nach dem Stande der Farmarbeiten. Die Sudanstämme sind in erster Linie eine ackerbauende Bevölkerung; und so regelt die Feldbestellung als wichtigste Tätigkeit die Arbeitseinteilung und -verteilung das ganze Jahr über. Wie bei uns der größere Teil des Jahres den Bauern aufs Feld hinaus führt, in der Erntezeit die ganze Dorfbewohnerschaft sich draußen tummelt, und er nur die Wintermonate,

ganz unter Dach und Fach sitzend, den verschiedenen häuslichen Arbeiten widmet, genau so im Hochland Nordkameruns. Die Trockenzeit ist Farmzeit; die Regenmonate bringt der Hochländer größtenteils in seinem Gehöfte zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegszeit; da liegen Weidenbevölkerung und Mohammedaner draußen im Felde. Auch Hauptbauzeit sind die Trockenzeitswochen. Man sieht, es gibt Tags über genug zu tun; um so beschaulicher genießt der Sudانبewohner dann die

Abende oder in der Regenperiode die ruhigen Monate. Doch müßig ist er auch da nicht; hierzulande gibt es so wenig wie bei unsren leider nur immer seltener werdenden ganzen, echten Bauern eine Arbeitsteilung. Ist in der Feldbestellungszeit der Sudanneger in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Gewerbe Beschäftigung im Hause genug.

Eher läßt sich von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feldarbeit obliegt fast ausschließlich den Weibern. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unsren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken von Mützen und dergleichen, werden fast ausschließlich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei, das Spinnen des Fadens ist überwiegend Beschäftigung der Männer: bedächtig und sorgsam werden die Baumwollfasern auf ein Bambusstäbchen gewickelt und dann mit der Spindel der Faden gesponnen. Auch die Nadel zu schwingen ist hierzulande Vorrecht der Männer. Herbeischleppen der Lebensmittel aus den Farmen, sowie von Feuerholz, Zubereitung der Speisen und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber.

Mit dem ersten Morgengrauen wird es in einem Validorfe lebendig. Die niedergebrannten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühstückzeit. Die vorstehend gezeichnete Arbeitseinteilung macht sich dem Vornehmen, Wohlhabenden natürlich weit weniger fühlbar als der großen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen oder der ersten frönpflichtigen Masse der Bevölkerung — wie bei uns.

In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den Ersten in die Farmbestellung teilen, mit Feldgerät und Körben hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Züge von Marktleuten aus dem Dorfe und verschwinden bald im hohen Grase; dergleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalebassen in die Bambushaine ziehen, den schüschtig erwarteten Palmwein zu zapfen.

Später begibt sich dann der Vornehme, Reiche mit Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Beschäftigung und Antreibung oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Häuptlings. Langsam schreitet er dahin im weitwallenden, langen Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken und beide Hände darüber gelegt. Am Halse rückwärts hängt das eigentümlich geformte, mit Handgriff versehene Dolchmesser, „Inama“ genannt, und am Arme die Peitsche. Einer seiner Sklaven schleppt ihm die unvermeidliche mächtige Peitsche mit Griffing am Kothre nach, aus der er ab und zu einige Züge tut; ein anderer hält den Paarwedel mit schön verzertem Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit; und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trinkhorn.

Luxuriöser natürlich und noch vielseitiger gestaltet sich die Lebensweise in den großen Zentren Adamauas, wo die entwickelte Viehzucht eine Reihe weiterer Produkte liefert, und in dem hochkultivierten Bornu. Die in der Trockenzeit allenthalben ziehenden Handelszüge der Hausfakarawanen führen

Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Dorf Tags über fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagsstunden kehren die verschiedenen Gruppen, mit Speise und Trank schwer bepackt, wieder allmählich heim; im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tage- und wochenlang in den Farmdörfern.

Nun wird's in den Gehöften lebendig, wie man's in den ruhigen Regenmonaten bei nur einigermaßen erträglichem Wetter den ganzen Tag über sieht. Im Freien spielt sich das Leben des Negers, des Südländers überhaupt, ab, und der Hofraum der Gehöfte ist hier der Schauplatz.

Die Balmatten und Schmel werden aus den Hütten herausgetragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder lauert in Hockstellung (in der, nebenbei bemerkt, von Weibern und Männern alle natürlichen Bedürfnisse verrichtet werden) der ganze Haushalt bei eifrigem Gespräch, Peise und Palmwein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder in fleißiger Handwerkstätigkeit.

Die Hauptmahlzeit findet stets Abends statt. Dann kommen die Nachbarn gegenseitig auf Besuch, die Männer schwagen und trinken und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch improvisierten Tänzen insoweit, als einer oder der andere eines der Hausmusikinstrumente handhabt.“ (Aus: Kutter, Wanderungen zc. in Nordamerica.)

Wie alle Neger, so sind auch die Sudannämme ein tanz-, musk- und sanglustiges Völkchen. Vielgestaltig sind die Instrumente, Saiten- und Blasinstrumente, vielgestaltig und oft ganz melodisch die meist improvisierten Lieder; vielgestaltig auch die Tanzweisen: unschön zum Teil und unanständig (nach unsren Anschauungen), zum Teil aber geradezu anmutig. Beide Geschlechter tanzen stets getrennt und auch dann nicht paarweise. Die Tänze der Männer sind stets Krieger- oder Waffenspiele. —

Zubereitung der Speisen und Einnahme ist fast gleich den diesbezüglichen Verhältnissen, wie sie uns Zenker von den Haunde berichtet hat. In erster Linie sind aber Hirse und Mais die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Zu den dort aufgeführten „Delikatessen“ treten hier noch die Heuschrecken und in weit höherem Grade die Kola- oder Gironuk. Auch der Palmwein, eigentlich Getränk, muß bei einigen Stämmen schon mehr zu den Genußmitteln gezählt werden, so leidenschaftlich gern und in solchen Quantitäten wird er vertilgt; die Bali dürften hierin „an der Spitze der Zivilisation“ marschieren! Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren, getrunken und meist gewärmt. Weinke ebenso beliebt ist eine Art Bier, aus Mais und Hirse, unter Zusatz von Honig, gewonnen und stets kalt gewossen. Es ist eine braune, trübe, angenehme säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abseihen und Gärenlassen zubereitet.

ein weiteres Element in die Mannigfaltigkeit der täglichen Bilder ein. Für das Innenleben der einzelnen aber ist — in größere Verhältnisse übersetzt — das eben entworfene Bild aus Sudannegerbehauungen zutreffend. Denn wird in diesen Ländern auch vieles auf den großen Märkten gekauft — das meiste, insbesondere die täglichen Bedürfnisse müssen doch im Hause selbst zubereitet werden; und dann schafft ja gerade die Herstellung der auf dem Markt feilgebotenen Waren rege Arbeit im Einzelhaushalt. Der Fulbe nur für seine Person muß aus diesem Rahmen fleißiger Tätigkeit in Haus und Feld, auf Markt und Wegen ausgenommen werden; soweit er nicht, als Herr oder Gefolgsmann, im Sattel sitzt oder auf den ausgedehnten Weideplätzen der Viehzucht obliegt, ist er — ein ritterlicher Faulenzer.

Industrie; Gewerbe.

Wie nicht leicht auf einem anderen kulturellen Gebiet kommt hier das Gesetz der Steigerung von der Küste gegen den Tjad zu zum Ausdruck. Nicht so fast die Fähigkeit, die Intelligenz fehlt dem Bantu, sich hier auf die hohe Stufe der nördlichen Sudanbevölkerung zu erheben, vielmehr der mangelnde Ernst der Tätigkeit, Mangel an Ausdauer; insbesondere aber die durch das Erscheinen des Weißen mit seinen Folgen noch gesteigerte Leichtigkeit, müheloser Verdienst und Gewinn sich zu verschaffen — durch den Handel. So liegen, wie wir schon hörten, bei den Küstenstämmen Gewerbe und Industrie danieder; neben der allen Regerstämmen gemeinsamen Kunst der Töpferei kann nur die Schnitzkunst, speziell auf ihre Hauptverkehrsmittel, die Kanu, angewendet, als hervorragende Handfertigkeit aufgeführt werden. Schon höher stehen die weiter im Innern wohnenden Bantustämme der Haunde und Bane im südlichen, der Bangwa und Banyang im nördlichen Waldgebiet Kameruns; bei den drei ersteren ist namentlich die Schmiedekunst sehr entwickelt; letztere haben wir als Hausbaumeister kennen gelernt. Ihren Höhepunkt — vom afrikanischen Standpunkt aus — erreicht die Entwicklung der gewerblichen Tätigkeit bei der Sudanbevölkerung, wozu in diesem Fall auch der fleißige, emsige Haussa gezählt werden muß; hat doch er dem eigentlichen Sudanneger gar manche Industriezweige gebracht und gelehrt, die nunmehr als geistiges Eigentum der ganzen Sudanbevölkerung erscheinen. Der Fulbe schaltet sich auch auf diesem kulturellen Gebiet fast gänzlich aus.

Hier im Sudan kann und muß geradezu von Industrie gesprochen werden.

„Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, steht sie im ganzen Sudan — nicht einmal in dem hochentwickeltesten Bornu — noch nicht. Gottlob noch nicht. Denn das ist für einen Teil der Bevölkerung, eben für den industriellen, gleichbedeutend mit der Vöslösung von der Scholle — und Antaios blieb nur so lange ein unüberwindbarer Kiese, als er Fühlung mit der Mutter Erde hatte. Der gleiche Mensch holt sich da draußen noch aus Tier- und Pflanzenreich die Erzeugnisse und verarbeitet sie. Daß sich dabei eine gewisse Vorliebe des oder der einzelnen für diese oder

jene gewerbliche Tätigkeit entwickelt, ist klar, und daß damit auch das Geschick sich vervollkommenet beziehungsweise vermindert; aber von da bis zum vollständigen Unvermögen ist noch ein weiter Schritt. Diesen Schritt hat die Sudanbevölkerung noch nicht getan. Ebenso liegt auf der Hand, daß in solchen von modernen Verkehrswegen noch nicht durchzogenen Gebieten, in denen die Rohprodukte nicht auf große Entfernungen und in großen Massen da- und dorthin geworfen werden können, die örtlichen Bedingungen einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung dieses oder jenes Gewerbebezuges üben.“ (Aus: Sutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

Die Vielartigkeit der Erzeugnisse, die verschiedenen „Spezialitäten“ verschiedener Stämme haben wir des öfteren bereits kennen gelernt; so können wir uns hier kürzer fassen.

Die Holzschnitzkunst erzeugt die mannigfaltigsten Messer- und Schwertergriffformen, Schemel, Holzlöffel, Kalebassen, Musikinstrumente, Tanzmasken, Nachbildungen von Tierköpfen u. s. w. und insbesondere prächtig geschnitzte Pfeifenrohre von 30 cm bis 1,5 m Länge (vergl. auch Abb. auf S. 26).

Die Tonbearbeitung liefert hiezu die ebenso eigenartigen Pfeifenköpfe von den einfachsten Formen bis zu den kunstvollsten Gebilden, von den kleinsten zierlichsten Größen bis zu wahren Ungetümen; darin excellieren insbesondere die Bali. Große und kleine Töpfe, Aufbewahrungsschalen aller Art sind weitere Erzeugnisse dieses Industriezweiges — und das alles ohne Töpferseibe!

Die Beinindustrie beschäftigt sich mit Anfertigung oder vielmehr Zurichtung von Büffel- und Rindviehgehörn zu Trinkhörnern, besteht also in

Ein Kannusnabel der Duala (an dem S. 21 abgebildeten Kannu angebracht).

möglichster Aushöhlung derselben und namentlich in Schmückung der Außenseite. Die Trinkhörner der Vornehmen sind häufig von oben bis unten mit eingegrabenen Verzierungen, meist ornamentaler Art, bedeckt. Ein weiteres Feld der Beinarbeitung ist die Zurichtung großer gekrümmter Elefantenzähne zu den Heerhörnern, die das Volk zur Versammlung, zum Tanz, zu Ernst und Spiel rufen. Die Hauptschwierigkeit bei der Bearbeitung bildet hier die Aushöhlung. Die aufzuwendende Geduld darf man wahrlich bewundern. Die Aushöhlung muß bis zur Spitze des Zahnes statthaben; etwa eine Handbreite davon entfernt, auf der Innenseite der Krümmung, befindet sich das Blasloch wie bei einer Flöte. Schließlich ist noch die Anfertigung von Schmuckgegenständen, gleichfalls aus Elfenbein, in Gestalt von Armringen zu nennen. Die tadellose Ausführung dieser Gegenstände ist angesichts der mehr als einfachen Werkzeuge doppelt bewundernswert. Mit dem Ring als solchem nicht zufrieden, wandert er nicht selten in die Schmiedewerkstatt und wird in geschmackvollster Weise mit einem zierlich gearbeiteten Gespinst aus Messing überzogen.

Die Flechtereie verwendet zu ihren feineren Erzeugnissen Pflanzensafern. Hauptsächlich sind es Taschen und Kännchen von den zierlichsten ganz

kleinen Anhängetaschen bis zu mächtigen Säcken, die fünf und sechs große gefüllte Kalebassen aufzunehmen vermögen. Fast jedes Stück — und fast jeder und jede besitzt deren mehrere — zeigt ein anderes Muster, und alle sind geschmackvoll in gedämpften, harmonisch zueinander passenden Farben gehalten. Zu den Arbeiten aus stärkerem Material sind zu zählen die Schlafmatten von verschiedenen Ausmaßen (bis zu 2 m lang und 1 m breit), die zur Umzäunung der Gehöfte dienenden starken Geflechte, etwa 2 m hoch und oft 6, 8 und 10 m lang, ferner Körbe. Das hiezu verwendete Material ist ausnahmslos junger Bambus, ganz oder geteilt, nur die Körbe werden bisweilen auch aus rutenartigen Laubzweigen geflochten.

Das uralteste, ureigenste Gewerbe der Sudanneger — und wie wir eben hörten, auch einiger Bantustämme Kameruns — ist das Schmiedehandwerk, zugleich im höchsten Ansehen stehend. Oder richtiger die Eisengewinnung und Eisенbearbeitung. Beide Fertigkeiten sind im ganzen Zentraljudan (und auch bei den paar Bantustämmen) prinzipiell gleich, mögen auch die Geräte sich da und dort etwas ändern. Die Batta und Durru im Sultanat Yola, die Yaffa (oder Gadago) östlich davon, verschiedene Stämme im Sultanat Ngamundere und Tibati, die Balivölker an der Südwestgrenze Adamauas, die Wute im Süden dieses Landes werden als die besten Schmiede, weitem berühmte, genannt. Die Eisengewinnung gründet sich auf den den Eingeborenen wohlbekannten Eisengehalt des Laterits und des wesentlich höheren des von ihnen als „Eisenstein“ bezeichneten Quarzgerölles (Brauneisenstein, Raseisenstein).

„Im Baligebiet haben die Kohlenmeiler (zur Gewinnung der Holzkohle) die Form einer flachen, etwa 1 m hohen Kuppel bei einem Bodendurchmesser von 3 bis 4 m. Diese Kuppel ist mit einer Schicht von Graswurzelstöcken mit daran haftender Erde überkleidet; auf allen Seiten sind kleine Löcher, teils offen, teils mit langen Holzpfählen zugestopft. Der Kohlenbrenner zieht lesteres bald da, bald dort heraus und verschließt ihn und wieder bisher offene Löcher mit ihnen: also Luftzutrittsregulierung.

Die Eisenschmelzöfen sind aus Lehm geformte, etwa 1,5 m hohe abgestumpfte Kegels mit dicken Wänden; an einer Seite, nahe dem Boden, befindet sich eine segmentsförmige Öffnung. Die Bodenfläche, auf der der Hochofen aufliegt, ist festgestampft oder mit Lehm überkleidet und zeigt eine muldenförmige Vertiefung, die bis über die vorgenannte Öffnung in der Wand reichend, in eine Art Rinne verläuft. Im Inneren des Ofens sind zwei Hohlräume, die durch eine enge Öffnung miteinander in Verbindung stehen. Die untere soll das Brennmaterial, Kohle und Holz, aufnehmen, und wird durch die Öffnung in der Seitenwand gefüllt; die obere das Eisensteingeröll, mit Kohle gemengt, und wird durch eine oben am stumpfen Kegelsende vorhandene Öffnung befüllt. An der Basis des Kegels, in geringerer Höhe über dem Boden, sind ringsum kleine

Öffnungen angebracht zur Ermöglichung des Luftzutritts ins Innere. Ist der Ofen in Betrieb, wozu anfänglich nicht selten Blasebälge nötig sind, so wird nach Beendigung die größere seitliche Öffnung mit Lehm zugemauert.

Das in diesen Hochofen gewonnene Eisen ist unrein, mit Holzkohlenstückchen und Schlackenteilen durchsetzt, wird aber durch vieles Glühen und Hämmern allmählich zu brauchbarem Schmiedeeisen.

Das Schmiedefeuer befindet sich am Boden, gewöhnlich in einer leichten Vertiefung. Daneben liegt der Blasebalg. Der Amboss ist ein großer, oben flacher Stein, auch Eisenblöcke sah ich. Als Hammer dient gleichfalls ein Stein, aber nur für die erste, größte Arbeit; zur weiteren Ausführung bedienen sich die Schmiede feulenförmiger Hammerschlägen von verschiedenen Formen und Größen. Schließlich verfügen sie noch über eine Art Zange: ein dünnes Eisenband ist U-förmig zusammengebogen und wird ähnlich einer Pinzette gehandhabt. Mit diesen wenigen, mehr als einfachen Gerätschaften werden die verschiedenstegealtigen Gegenstände gefertigt; Geduld und Fleiß muß die Stelle vervollkommneterer Werkzeuge vertreten.“ (Aus: Gutter, Wanderungen zc. in Nordkamerun.) Ein Vergleich dieser Schilderung mit nebenstehender Abbildung ergibt gleich die Art und den Grad der oben angedeuteten Verschiedenheiten.

Ärte, Schwerter, Messer, groß und klein, Speerblätter und -spitzen der verschiedensten Formen mit den feinsten Widerhaken, Erdhacken, Klappereinstrumente aller Art, Ringe, Haarpfeile, Rasiermesser: all das geht aus den geschickten Händen der schwarzen Welande der Sudangebiete hervor. Sogar Nähnadeln fertigen sie. Das Ohr wird in der Weise hergestellt, daß eine

der ganz fein ausgearbeiteten Spitzen im Feuer umgebogen und an den Nadel-
schaft angeschweißt wird. Die kunstvollen Eisenrüstungen für Reiter und Roß,
ferner Schlösser, Scheren sind ausschließlich Erzeugnisse der schmiedenden
Völker der mohammedanischen Staaten. Metallpfaffen kunstvoll zu gießen oder
zu hämmern ist hinwiederum den an der Südwestgrenze Adamauas lebenden
Stämmen gegeben.

„Waren die bisher betrachteten Handwerke allen Stämmen Adamauas und
Bornus in größerer oder geringerer Vollkommenheit eigen, so gibt es doch
einige, welche im wesentlichen auf die mohammedanische Welt beschränkt, zum
mindesten unzweifelhaft von ihr ausgegangen sind. Dazu gehören in erster
Linie die Weberei und Färberei, sodann die Lederarbeiten. Der
Islam ja war es, wie wir gleich hören werden, der im Sudan die Bekleidung
brachte und bringt (wie von der Küste aus das Christentum). Baumwolle
wuchs im Lande, der Webstuhl kam von auswärts. Sein Prinzip ist das
gleiche, wie an den Web-
stühlen unserer Bauern
und wie es durch die
ganze Welt geht. Die
häufigste Farbe ist Indigo-
blau“ — namentlich die
Sogonlandische ist wegen
ihrer Färbekunst be-
rühmt — „daneben Gelb
und Rot. Häufig sind
auch blau-weiß gemusterte
Tuche.

Unzweifelhaft nor-
dischen Ursprungs ist
schließlich das Lederwerk.
Zwar verstehen auch die
Heiden Felle zu gerben
und Lederarbeiten zu
machen,“ — sogar sehr
gefällige, verschieden gemustert (schwarz und Naturfarbe), wie Messerscheiden,
Wehrgehänge, Sandalen, Peitschen u. s. w. — „allein zur Höhe der Arbeiten
der Mohammedaner haben sie sich nicht aufgeschwungen. Man versteht es
im Sudan nicht bloß, das Leder zu gerben, sondern auch zu färben und fertigt
Taschen, Schuhe, Stiefel, Sättel, Zaumzeug u. s. w. Die Technik, wie die
Muster verraten noch deutlich ihre Herkunft, nämlich Marokko.“ (Aus:
Passarge, Adamana.)

Wirkliche Kunst ist in Adamana und Bornu in den allerersten Anfängen,
beim Bantu unbekannt. Die darstellende Kunst kann sich der mohammedanischen
Religion wegen nicht entwickeln; die Heidenstämme kennen nur roheste Orn-
amentik in drei Farben: Weiß, Rot und Schwarz, rohe Versuche von Tiergebilden
und Fettschen. Die musikalische Kunst steht gleichfalls auf der alleruntersten
Stufe, wenn auch manche der Melodien eines gewissen Wohlklangs nicht
entbehren. Beide, Plastik und Musik, dienen vorwiegend religiösen Zwecken.
So leitet uns dies Moment, wie auch die naheliegende Frage nach Anwendung
der gewerblichen Kunstfertigkeiten auf Gepflogenheiten, Trachten u. s. w. zum

Innere einer Eisenschmelzhütte und Schmiede der Haunde.
Links oben: Blasebalg. Rechts oben: Tonröhre, um die Luft nach
unten in den Ofen einzublasen.

letzten Kapitel dieser ethnographischen Rundschau in unserem Schutzgebiet hinüber, zur Betrachtung der

Sitten, Gebräuche und religiösen Verhältnisse.

Bei Betrachtung dieser Punkte heißt das trennende Moment nicht so fast Bantu-, Sudanneger, Fulbe u. s. w., sondern Heiden und Mohammedaner. Es bieten also nicht so fast die einzelnen Völkergruppen die Unterscheidungs-

Waffen und Geräte der Grenzvölker Südwestadamaus.

a) Käßchen (aus Pflanzenfasern). b) Pfeifen. c) Bekleidung der Weiber (am Gefäß getragen). d) Schemel. e) Wehrgehänge, Haarpfeile, Rasiermesser. f) Scheide für Haumesser. g) Gesichtsmaske (bei Totentänzen getragen).

merkmale als vielmehr die Religion. Demgemäß wollen in nachstehendem (in dem wir teilweise der zusammenfassenden Darstellung Passarges folgen) unter den Heiden auch die Bantustämme Kameruns mit inbegriffen werden; ein Eingehen auf die tausenderlei kleinen Verschiedenheiten der Unzahl von heidnischen Bantu- und Sudannegerstämmen ist unmöglich — das gäbe allein schon ein dickes Buch.

Tracht und Bekleidung — nur auf diese noch einzugehen, erübrigt uns hier; die übrigen Lebensgepflogenheiten in Krieg und Frieden haben wir da und dort bereits kennen gelernt — der heidnischen Stämme ist im allgemeinen sehr primitiv: ein zwischen den Beinen durchgezogener Zeug- oder Lederstreifen,

ein Lendenschurz aus Pflanzenflechtwerk oder Zellen bildet oft die einzige Bekleidung der Männer. Der Kopf ist meist unbedeckt, oder es sitzt ein kleines Käppchen auf dem Wirbel. Sehr oft läßt man hinten einen langen Streifen von Zeug oder Leder wie einen Schwanz herunterhängen. Manche Stämme gehen völlig nackt, Männer und Weiber. (Das ist sicher, daß die Kleidung oder vielmehr die einzelnen Kleidungsstücke ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen. Bei Farmarbeiten, beim Baden legen Männer und Weiber jegliche Bekleidung ab und sind vollständig nackt.) Die Stämme auf dem Hochplateau von Ngaurundere benutzen größtenteils noch die uralten Feigenrindenkleider; auch bei dem Bantustamm der Yaunde hat sich dies in Gestalt eines Baumrindenschurzes noch erhalten.

Der Altertümlichkeit wegen sei der ersteren loslöst. So präpariert stellt die Rinde ein Gerüstwerk kurz geschildert: „Ein Rindenstück des braunes, faseriges Gewebe vor. Dieses wird Stämmes einer Ficusart wird durch zwei Kreis- einige Zeit in Wasser, dann in die Sonne gelegt, schnitte oben und unten umgrenzt und mit einem und erhält die nötige Weichheit durch erneutes Eisenbeinhammer beklopft, bis sich die Rinde klopfen.“

Bei den Weibern besteht die ganze Bekleidung in einem Band oder einer dünnen Schnur um die Hüften, von welcher vorn und hinten ein Blätterbüschel (bei den Yaunde pferdeschweifähnlich aufgebauert), ein oft ganz geschmackvolles Geflecht aus Bastfasern (bei den Bali u. s. w.) oder ein Zeugstreifen herabhängt; die Bantufrauen tragen auch vielfach ein geflochtenes Band, ein Stück Zeug oder Flechtwerk zwischen den Beinen durchgezogen, gleich den Männern.

Knaben und Mädchen, letztere bei vielen Stämmen bis zum Eintritt der Reife oder bis sie zum erstenmal Mutter gewesen, erstere bis zu der bald früher bald später statthabenden allgemein üblichen Beschneidung, gehen bei allen Heidenstämmen vollständig nackt.

In das Kapitel Bekleidung ist geradezu einschlägig die Sitte, sich den Körper reichlich mit Rotholz einzureiben. Hergestellt wird dieser Anstrich aus dem grobfaserigen, brüchigen Holz des Rotholzbaumes, das zu Pulver zerrieben und mit Wasser oder Palmöl angerieben wird. Manche bringen ganze Farbeffekte. So sieht man Weiber einherstolzieren: der Oberkörper zeigt die braune Naturfarbe, die Füße und Beine sind bis zum Gesäß herauf leuchtend rot eingerieben!

Armringe aus Eisen, Leder, Elfenbein, Ketten aus Perlen oder Muscheln, Grashalme oder Stäbchen oder Perlen in der Nase, den Lippen und Ohren vervollständigen — stammweise verschieden — den Schmuck der Heidenfrauen; ersterer Zierat ist bei nicht wenigen Stämmen den Männern vorbehalten.

Weitere Körperteile, die sich eine Verschönerung gefallen lassen müssen, sind Zähne und Haare: die Bantu brechen die mittleren Schneidezähne aus; die Sudanneger feilen selbe spitz zu — bei vielen Stämmen der ersteren bauen sich, namentlich auf den Köpfchen der Damen, die tollsten Haartrachten auf oder vielmehr sind die mannigfaltigsten Figuren ausgerasiert (worin ihnen nur die Zulfrauen gleichkommen); die Haartracht der Sudanstämmen ist im allgemeinen eine einfache zu nennen. Die bei letzteren häufigste Form ist der glattrasierte Schädel; die Männer lassen sich am Wirbel einen Schopf stehen, während die Weiber vielfach eine raupenhelmmartige Wulst von vorn nach rückwärts lieben oder ihr Kraushaar in zahllose Zöpfchen flechten.

Häufig sind Tätowierungen; bei manchen Stämmen private Liebhabelei, bei der Mehrzahl bilden sie Stammeskennzeichen. Form und Arten sind Region; kaum gibt es einen Körperteil, auf dem sie nicht bei dem einen oder anderen Stamm angebracht werden.

Der Islam verlangt von seinen Befennern Bekleidung, und Bedeckung des Hauptes. Das mohammedanische Gewand ist das Zeichen höherer Kultur; und es ist bei allen Heidenstämmen, die mit Islambefennern in unmittelbare oder nur mittelbare Berührung kamen und kommen, das Bestreben unverkennbar, in dieser Hinsicht wenigstens ihnen nachzuahmen. Wer nur irgend die Mittel hat, schafft sich wenigstens einen Bestandteil des mohammedanischen Gewandes an: die weite, faltige, bis ans Knie reichende, mit weit wallenden Mönchsärmeln versehene Tobe (s. Abb. auf S. 26). Ausnahmslos fast wird sie demgemäß von den Häuptlingen und Vornehmen der Heidenstämme getragen (vergl. auch die Schilderungen S. 115 u. 133). Unter den Mohammedanern selbst ist sie das Zeichen des Freien; nur der Sklave geht nackt, bis auf das allgemein übliche Schamttuch.

Und nun noch zu den religiösen Verhältnissen. Hier ist der Gegensatz natürlich ganz klar und einfach: Mohammedaner und Heide; Koran und Fetisch (um bei dieser eingebürgerten Bezeichnung zu bleiben). Natürlich finden wir beide Religionen da, wo die verschiedenen Befenner freundlich oder feindlich aneinander gekommen sind, vielfach gemischt; der meist mit Gewalt bekehrte Heide ist es heimlich noch geblieben, der Islamanhänger hat gar manches vom alten Glauben des Landes angenommen. Uns kann hier nur dieser interessieren — auf den Koran einzugehen, liegt ganz außer dem Rahmen unserer Aufgabe. Und nachdem wir diesen als ausgeschaltet betrachten, müssen wir den feineren Unterschieden gerecht werden, die in dieser Beziehung immerhin zwischen dem Bantu- und Sudanneger bestehen, hervorgerufen einerseits durch die tatsächlich an sich höhere kulturelle Stufe, die der letztere einnimmt. Andererseits allerdings ist die Berührung mit dem über einen ungleich weiteren geistigen Horizont verfügenden Mohammedaner sicher nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ja es sind manche der besonders gut entwickelten Sudanheidenstämme sogar weit aufgeklärter zu nennen als der stockfanatische echte Islamit, in unserem Kamerun repräsentiert durch den Fulbe.

Der Bantuneger steckt noch ganz und gar im niederen Fetischismus; der Sudanneger hat sich ein gut Stück daraus herausgearbeitet. Immerhin aber spielen religiöse, abergläubische Momente so sehr auch in sein ganzes Tun und Treiben mit herein, daß hier zu Lande unter das Kapitel religiöse Verhältnisse sehr viel mehr fällt als bei den gläubigen gebildeten Schichten kaukasischer Bevölkerung — private und öffentliche Feste haben stets einen religiösen Kern; mit Betrachtung ärztlicher Kenntnisse und Tätigkeit geraten wir mitten hinein in das Reich bewußten und unbewußten Aberglaubens.

„Es ist außerordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln, so daß auf ihnen ein gewisses religiöses System aufgebaut werden könnte. Zum Teil liegt das in der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Regers: schädels, zum Teil darin, daß die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben, zum guten Teil aber auch darin, daß ihnen selbst klare Vorstellungen ganz fehlen. Dazu kommt noch,

daß wir Weißen bei manchem Brauch und Glauben religiöse Grundlage wittern, die vielleicht ursprünglich auch in der Tat gegeben war. Im Laufe der Zeiten hat sich aber dieses Moment immer mehr verwischt; und in der Gegenwart ist es lediglich eine überkommene und gedankenlos weiter geübte Sitte, über deren Ursprung und Zweck sich der Neger noch nie den Kopf zerbrochen hat.“ (Aus: K u t t e r. Wanderungen etc. in Nordkamerun.)

Nehmen wir, wie schon einmal (S. 132 u. f.) aus jeder der beiden Völkergruppen Typen heraus und wählen hiezu jene Stämme, bei welchen wir über diese Verhältnisse am besten orientiert sind: die Yaunde aus der Bantu-, die Bali aus der Sudannegergruppe.

„Die Yaunde haben die Vorstellung von einem unsichtbaren Gott oder Geist (Zusambo), welcher alles erschaffen haben soll. Außer diesem gibt es Geister, welche in der Erde leben (Botwun). Die Geister sind nur gute, können aber mittelst Bereitung einer Medizin in Zorn gebracht werden und verursachen dann allerlei Unglücksfälle, wie Tod und Mißernte; deswegen sind gute und kräftige Medizinen und Zaubermittel dasjenige, woran ihr Glaube hängt. Eine Medizin hilft gegen Krankheit, bösen Blick, macht kugelfest, unsichtbar u. s. w. eine andere tötet und schädigt die Feinde und führt allerlei Unglücksfälle herbei. Die eritzgenannten Mittel müssen am Körper getragen werden; deswegen behängt der Yaunde Hals und Armgelenke mit kleinen Antilopenhörnern, welche die Medizinbehälter bilden.

Der einträgliche Geschäftszweig der Medizinbereitung liegt in der Hand einiger pfiffiger Leute (Zimboballa, von zimboballa = Medizin). Die Zimboballa bereiten aus Kräutern Medizin für gute Ernten, um beim Ringspiel stark zu machen, ferner Liebestränke u. s. w.; sie erteilen gegen Bezahlung in Naturalien oder in der landesüblichen Münze der kleinen Eisenstäbchen Rat in allerhand Fällen, leiten die Giftprozesse, wahren u. s. w. Besonders werden ihre Dienste in Anspruch genommen, wenn es gilt den Regen zu vertreiben, welcher Festlichkeiten unterbrechen und stören könnte.

Am abschreckendsten macht dieser unheilvolle Aberglaube sich geltend bei plötzlichen, unerklärlichen Todesfällen.

Tritt ein unvorhergesehenes Unglück ein, so wird es stets auf Medizin zurückgeführt und der Schuldige wird eifrig gesucht, bezichtigt und verurteilt. Wie wird man den Geistern den Unglücksfall direkt zuschreiben. Niemand kann ohne Ursache sterben; stets wird ein solcher Fall auf Gift oder Zauberei zurückgeführt. Stirbt eine angesehen Person, so sterben oft zwei bis sechs und mehr eines gewaltsamen Todes, welche in den Verdacht der Zauberei geraten.

Im Falle des Todes eines Familienoberhauptes werden immer dessen Weiber und Sklaven bezichtigt, ja sie werden oft von dem Sterbenden selbst beschuldigt, ihm die Krankheit gewünscht zu haben. Kurz vor eintretendem Tode werden die verdächtigen Weiber und Sklaven gefesselt in ein Haus gesperrt. Tritt der Tod ein, so erfolgen Trommelsignale und Gewehrfeuer. Gleichgültig, zu welcher Tageszeit der Tod eingetreten ist, versammeln sich sofort alle Familienoberhäupter, um das Toten-

Muster von Tätowierungen und Haartrachten der Bantu (Yaunde).

gericht abzuhalten, während die Frauen sich zusammenfinden, um durch Beklagen der Trauer Ausdruck zu geben. Der Ankläger ist in der Regel der älteste Mann der Familie, welcher nunmehr den Platz des Toten einnimmt; er bringt Schlingen aus Pflauen nebst Rinde des Giftbaums an einen dreigabeligen Ast gebunden, mit Jarn und Gras geschmückt und legt sie vor dem Urteilsvollstrecker hin. Letzterer ist kein qualifizierter Scharfrichter, er hat sich aber durch schwarze und weiße Bemalung unkenntlich gemacht. Eine kleine Signaltrommel ertönt in rhythmischen Tönen, um den Anwohnenden bekannt zu geben, daß die Hinrichtung der Angeklagten stattfindet. Dieselben werden einzeln herausgeschleppt und mit weißem Ton von oben bis unten beschnitten und ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Dann erhalten sie einige Pillen Ellong in den Mund gesteckt und wird ihnen dann eine Schlinge um den Kopf geworfen; sie werden dann am Boden zu dem nächsten Savobbaum geschleift und da an den Ästen aufgehängt, wo sie einige Zeit hängen bleiben. Oft haut man ihnen mit Messern noch

die Hände ab oder spaltet ihnen den Schädel. Selbst schwangere Frauen werden nicht verschont, ja auch Kinder des Verstorbenen werden des Giftmordes bezichtigt und ebenfalls getötet.“ (Aus: „Mitteilungen zc.“)

Eine drollige abergläubische Vorstellung, die

die Yaunde über den Weißen sich zurechtgelegt haben, möge noch Erwähnung finden: „der Europäer war ursprünglich auch schwarz wie die Neger. Er ist dann gestorben und durch das lange Liegen in der Erde weiß geworden! Der Weiße lebt also somit ein zweites Leben.“ (Aus: Domini, Kamerun zc.)

Die Beisetzung der Toten erfolgt bei den Yaunde in der Mitte des betreffenden Weilers; bei der überwiegenden Zahl der Bantustämme aber, so unter anderem auch bei den Duala, in der Hütte, die der Betreffende zu Lebzeiten bewohnt hat.

Die Darstellung der „Gottheit“ hält sich in der Form der bekannten fragenhaften sogenannten Fetischfiguren; bei manchen Stämmen findet man nur wenig derartige Versinnbildlichungen, bei vielen ist die Fetischdarstellung häufig und mannigfaltig; nicht wenige bauen ihren Fetischen eigene, kleine Häuschen meist neben dem Versammlungshaus oder neben dem Häuptlingsgehöft. Gleiche Verschiedenheit in dieser Richtung findet sich auch bei den Sudanstämmen.

Die Form der Darstellung läßt die Vermutung auftauchen, ob wir es nicht mit einem mehr oder minder klar zu religiöser Vorstellung gestalteten Phalluskult zu tun haben? Daß an der Westküste, im Togogebiet oder östlich davon, ein solcher existiert, wissen wir, warum also nicht auch hier?

Uns nunmehr einzelnen religiösen Gebräuchen und Verhältnissen der Bali zuwendend, können wir vor allem konstatieren, daß bei ihnen (und bei einer Reihe anderer reiner Sudanstämmen) der „Zauberer“ oder „Medizinmann“ nicht existiert. Es ist das schon ein gut Stück Fortschritt. Der Herrscher ist Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte anordnet, meist selbst leitet; sie entbehren durchaus nicht einer gewissen Würde. Auf dem Privatleben des einzelnen lastet — den weit aufgeklärteren Anschauungen entsprechend — nicht annähernd der dumpfe Druck fetischistischen Aberglaubens, wie wir das beim Vantu sahen; die abergläubischen Heilgebräuche, worauf sich auch ihre ärztliche Wissenschaft zum großen Teil beschränkt (übrigens verfügen alle Heidenstämme, Bantu- und Sudan, über eine ganze Zahl teilweise ganz guter „Hausmittel“ gegen Fieber, Erkältung, Unterleibsbeschwerden, Geschlechtskrankheiten leichteren Grades), sind nicht viel anderes als unsere Sympthiemittel, hier aber von jedem gekannt und geübt. Auch auf ihre Amulettenkrämerei dürfen wir nicht allzu vornehm herabsehen!

„Die öffentlichen Feste, die bei den Sudanstämmen schon wegen der ungleich größeren Volkszahl und der höheren kulturellen Stufe ein weit großartigeres Gepräge annehmen als die Dorf- und Tanzereien der Bantu, lassen sich einteilen in regelmäßig wiederkehrende und solche, die anlässlich einer besonderen Gelegenheit (nach einem glücklichen Kriegszuge, zu Ehren des Weißen oder fremder Gesandtschaften, nach Verhängung wichtiger Staatsbeschlüsse, wie Abschluß von Verträgen, Blutsfreundschaften u. s. w.) veranstaltet werden.“

Die ersteren sind stets Kultakte, oder genauer, der Kern ist stets ein religiöses Moment; nach ihrer allgemeinen Bedeutung kann man sie als Waffen- und Erntefeste bezeichnen. Auch Sühne- feste nach Gefechten für die Geister der Gefallenen werden gehalten. Der äußere Verlauf ist bei beiden Arten gleich: ein großer, mehrere Tage

lang dauernder Tanz des ganzen Stammes nebst Gelage auf dem Volksversammlungsplatz. Diese wiederkehrenden Feste regeln sich nach dem Monde (vergleiche damit unser Osterfest).

Der Mond spielt überhaupt eine Rolle; eine ausgesprochene Verehrung oder Anbetung genießt er jedoch nicht. Auf die Ernten wird ihm großer Einfluß zugeschrieben; nach Mondmonaten scheint gerechnet zu werden. Bei Mondfinsternissen herrscht große Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kommen sie dem Mond mit Geschrei und Bärm und Schreien zu Hilfe. Gleich diesen beachten sie ihn bei kriegerischen Unternehmungen: wenn nur irgend möglich, ziehen sie erst nach dem Vollmond ins Feld. „Vor dem Neumond gewähren die Götter keinen Sieg“ verkündeten andererseits die weis-sagenden Frauen dem Ariovist.

Auch in Bornu fand Nachtigal, daß diesem Gestirn große Bedeutung zugeschrieben wird.

Private Feste mit religiösem Charakter sind — bei den verschiedenen Stämmen verschieden — die Feier der erreichten Mannbarkeit beim weiblichen Geschlechte, die der Beidneidung der Knaben und endlich die Trauer- und Leichenfeierlichkeiten.

Die Namengebung scheint bei keinem Bantu- und Sudanheidenstamm besonders festlich begangen zu werden. Hierüber nur ein paar Worte. Der einzelne erhält einen Namen.“ (Eine Familienzugehörigkeit kommt dabei bei einzelnen Stämmen zum Ausdruck; vielfach die Beziehung zu väterlicher Seite. Von den Bane jedoch berichtet von Steiu, daß das Kind nach der Mutter genannt wird: bei der früher geschilderten Freiheit der jungen Mädchen vor der Ehe entschieden richtiger und sicherer!) „Diesem Namen fügt sich bei vielen im Laufe der Zeit ein zweiter an, der mit einer geistigen oder körperlichen Eigenschaft, mit einem Ergebnis in seinem Leben in Zusammenhang steht; also ein Beinamen. (Vergleiche damit auch den Beginn der Namengebung bei den Deutschen.) Auch örtliche Beziehungen kann ein solcher zum Ausdruck bringen. —

Die Leichenfeierlichkeiten beginnen eigentlich noch bei Lebzeiten des Toten. Wenn die Umgebung des Kranken zur Überzeugung gelangt ist,

daß weder natürliche noch abergläubische Mittel mehr helfen können und der Todeskampf beginnt, rennen die Angehörigen bald vors Haus hinaus, bald umtanzen sie das Sterbelager, schreien und spektakeln mit allen möglichen Musikinstrumenten. Der auf diese Weise verursachte Lärm soll die bösen Geister verschrecken, so daß sie nicht von dem Sterbenden Besitz nehmen können. Indes diese Abwehr Sache der männlichen Verwandten und Familienangehörigen (im weiteren Sinn) ist, beginnen die weiblichen in der Hütte um das Lager kauernd Klagegesänge in eigenartigen, bald einförmigen, bald gellenden Tönen. In dem Augenblick, in welchem die Seele den Leib verläßt, verstärkt sich Lärm, Geschrei, Klagen und Rasseln zu einem ohrenzerreißenden Getöse. Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist, und dauern meist drei Tage. Der Leichnam wird in Stoffe bänderartig eingehüllt; je vornehmer und reicher der Verstorbene war, desto umfangreicher und schöner ist die Hülle. Die Beisetzung erfolgt in ausgestreckter Lage und meist in dem zu Lebzeiten bewohnten Hause.“ (Aus: Gutter, Wanderungen zc. in Nordamerica.)

Für religiöse Folgerungen wichtig ist die bei diesen Totentänzen betätigte Sitte — welche übrigens auch viele Bantustämme üben —, daß die Angehörigen häufig aus Holz geschnitzte Gesichtsmasken und ganze Tierköpfe, gleichfalls aus Holz, namentlich Büffelhäupter, grell bemalt, aufsetzen beziehungsweise vor das eigene Gesicht halten. Die Gesichtsmasken mögen wohl einfache Versuche einer Darstellung des Verstorbenen sein, die Tierköpfe aber lassen an die rudimentärsten, unbewußten Anfänge oder Überbleibsel eines Seelenwanderungsglaubens denken? —

Bei Betrachtung der Sitten und Gebräuche darf jene nicht ungenannt bleiben, die in ganz Afrika eine so wichtige Rolle spielt: die Blutsfreundschaft, das heißt die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Das bedeutet sie wenigstens bei jenen afrikanischen Stämmen, wo diese Reinheit und Bedeutung noch erhalten geblieben ist; und die meisten Sudanstämme gehören noch zu jenen Völkern. Sie vertritt bei ihnen vom sozialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung.

Die Form ist nicht überall die gleiche. Das wesentliche Merkmal aber: das gegenseitige Vermischen des Blutes und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes- und Sinneseinigung ist stets gegeben. Das Blut wird leichten Schnittwunden, am rechten Vorderarm nahe dem Handgelenk gemacht, entnommen.

Ein paar Beispiele: Bei den Bali werden die Schnitte im Arm so lange mit Kolastrüchen bedeckt, bis kein Blut mehr herunterträufelt, diese blutgetränkten Kolastrüchen in ein Gefäß mit Palmwein geworfen, und jeder der Blutsbrüder schluckt beim Trinken eine gleiche Zahl dieser Strüchen. Als Gefäß verwendet der Balifürst einen Schädel. Es ist die untere Öffnung nach rückwärts erweitert, so daß bei starkem Rückwärtsbiegen des eigenen Kopfes ein Trinken aus dieser Schädelöffnung ermöglicht ist.

Bei den Bamesson ist folgender Brauch üblich:

die beiden zukünftigen Blutsfreunde fassen Kola und Pfeffer zu einem Brei und behalten diesen im Munde. Dann erfolgen die Schnitte in den rechten Unterarm, und nun legt der eine den Brei aus seinem Munde auf die Schnittwunden an dem Arme des anderen und dieser verfährt umgekehrt in gleicher Weise. Ist nun der Brei mit dem Blute, das aus den Wunden herausträufelt, getränkt, so nimmt ihn der eine vom Arme des anderen, und zwar mit den Lippen, weg und schluckt ihn hinunter; das geschieht wechselseitig — und so haben nun gleichfalls die Blutsfreunde ihr Blut miteinander gemischt.

In den Baligeieten (und vielleicht auch anderswo) soll aber unter den Häuptlingen eine noch „schwerere“ Form bestehen: „daß nämlich ein Knabe geschlachtet, dessen Blut in Kalebassen aufgefangen und von den Blutsbrüdern getrunken würde“.

„Alle von mir darüber befragten Bali, auch Angehörige anderer Stämme, erklärten aufs bestimmteste, daran sei kein wahres Wort; bei diesen ihren Versicherungen hatte ich, wie ich in meinen Aufzeichnungen ausdrücklich vermerkt finde, den Eindruck, daß sie durchaus nicht etwa leugnen wollten. Das geht auch schon daraus hervor, daß mir die Bali, als ich bei einer solchen Gelegenheit fragte ob sie überhaupt Menschen äßen oder gegessen hätten,

sagten: Nein, sie, die Bali, täten das nicht, doch die Batanka (ein anderer Stamm) hätten das getan, und unter den Batanka gäbe es noch jetzt welche, welche so ‚baba‘, das ist verrückt, wären.“ Auch zeigte mir die Bali bei einem der Tänze einige Leute aus den Vasallendörfern, welche das täten. Sie finden also diese Handlung nicht verabscheuenswert, sondern einfach baba, dumm; närrisch, wie wir sagen würden.“ (Aus: Gutter, Wanderungen zc.)

Das bringt uns auf den Kannibalismus selbst noch zu sprechen. Wenn auch sicher darüber oft übertreibende oder zu sehr verallgemeinernde Nachrichten verbreitet sind — nach dem derzeitigen Stand der Forschung kann seine Tatsache und sogar bei nicht wenigen Stämmen unseres Schutzgebietes nicht mehr bestritten werden. Festgestellt ist das bis jetzt bei den Nwelle, den Mafka, Balinga, Batichenga, Nyem und Byrre im Südteil, bei den Batom und den Nabo (östlich der Banyang) im nördlichen Waldland Kameruns: alles, wie wir aus der Karte ersehen, Bantu. Die Opfer sind stets Angehörige fremder Stämme.

Auf die übrigen Sitten hat übrigens diese etwas unangenehme Betätigung weitestgehender Nächstenliebe keinen nachteiligen (etwa verrohen- den oder vertierenden) Einfluß; Zintgraff der uns diese Tatsache von den Batom berichtet,

meint: „Im übrigen sind die Leuten von so gutemütigem, friedfertigen Charakter, daß, wenn es mir einmal beschieden sein sollte, in einen afrikanischen Kochtopf zu wandern, ich mir die Batom wählen würde!“ —

Bersuchen wir das wenige Abstrakte, das sich aus dem konkreten religiösen Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läßt — „das geistige Leben, der Stand der religiösen Vorstellungen ist bei Beurteilung der bestehenden Kulturverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung; denn diese sind das Resultat der Entwicklung, welche die natürliche Veranlagung eines Volkes unter dem Einfluß aller äußeren Verhältnisse erreicht hat“ —, zusammenzufassen.

„Ein höheres, übernatürliches Wesen existiert; seine Vorstellung aber ist ganz und gar unklar: bald ist es ‚der gute‘, bald ‚der böse Geist‘, bald ‚die Verstorbenen‘.

Daraus geht hervor, daß auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im Grunde genommen vorhanden ist.

Aus den verschiedenen Abwehrgebräuchen geht weiter hervor, daß dieses übernatürliche Etwas meist als böse, als feindlich gedacht wird. Andererseits gibt es auch Zeremonien, mittels welcher von diesem — wir wollen es ‚Numen‘ nennen — von diesem Numen auch Segen erfleht wird. Also: der dualistische Riß, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht, geht auch durch das religiöse Bewußtsein dieser Völker. Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen Gott und Teufel mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heißt er lediglich: guter Geist und böser Geist. Für diesen aber wie für jenen hat in beiden Fällen zum Modell gedient der Mensch: Gott und guter Geist ist der verbesserte; Teufel und böser Geist ist der verschlechterte Mensch,

Regierungs-Gebäude und -Garten auf der Fußplatte in Duala.

das heißt der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven beziehungsweise negativen Kräften und Leidenschaften.

Daß bei den Naturvölkern Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult, soweit von einem solchen die Rede sein kann, sich mit Abwendung seiner schädigenden Emanationen u. s. w. beschäftigt, ist psychologisch gleichfalls aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere Fürbitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen Nachsatz: „und verschone uns vor dem Übel.“ (Aus Hutter: Wanderungen zc. in Nordkamerun.)

VI. Unter deutscher Flagge

a) Ausbau und Entwicklung

Wir knüpfen an die im ersten Abschnitt skizzierte Geschichte der Erwerbung Kameruns an (S. 13).

Nach erfolgter Besitzergreifung handelte es sich darum, die entsprechende Form der Verwaltung der neuen Erwerbung zu finden. Das Reich dachte sich dieselbe anfänglich als eine Art selfgovernment der ansässigen Handelshäuser unter deutscher Oberhoheit; diesen ihrerseits war es lieber, wenn ihnen die Ausübung der Regierungsgewalt und Verwaltung und damit auch die naturgemäß hiemit verbundenen Kosten abgenommen würden. Aus diesem Grund, und infolge der ganz richtigen weiterblickenden Erwägung, daß eine Kolonie nicht nur reines Handelsgebiet sein und bleiben dürfe und daß die damit gegebenen weiteren kolonialwirtschaftlichen Aufgaben am besten durch staatliche Verwaltung eingeleitet und gefördert wurden, erhielt Kamerun einen kaiserlichen Gouverneur, und trat damit in das Verhältnis eines Reichsschutzgebietes. (Seinem ersten Gouverneur, Freiherrn Julius von Soden, wird die Kolonie stets eine dankbare Erinnerung bewahren müssen. Weitsehenden Blickes hat er in allem und jedem den Grund zur weiteren Entwicklung gelegt.)

Wie wir aus der Erforschungsgeschichte wissen, war das anfänglich bekannte Gebiet sehr klein, und noch viel kleiner war das tatsächlich beherrschte. Die Verwaltung erstreckte sich anfänglich nur auf das eigentliche Kamerunbecken mit den auf der Fokplatte belegenen Dualadörfern und einigen zerstreuten Faktoreien im Norden und Süden. Hier am Kamerunfluß, auf der Fokplatte, war auch bis 1901 der Sitz des Gouvernements. Nunmehr ist dasselbe nach Buä verlegt.

Die Umschau und Erschließung im „eigenen Hause“ enthüllte — wie wir gleichfalls in der Erforschungsgeschichte sahen — mehr und mehr das Land, die Aufgaben wurden vielgestaltiger, die Wirkungssphäre wuchs. Den erhöhten Ansprüchen gerecht zu werden, mußte der Verwaltungsapparat (im weitesten Sinne) vergrößert und vermehrt werden. Es war das um so notwendiger, als anfänglich dem ja einzig richtigen Grundsatz konsequent gehuldigt wurde, das erforschte und erschlossene Land auch wirklich offen zu erhalten und allmählich tatsächlich zu beherrschen. Dann freilich kamen einige Jahre, in denen es den Anschein hatte, als bestünde das reiche Kamerun nur aus der allernächsten Umgebung des Kamerunbeckens! In der zweiten Hälfte der

neunziger Jahre dann begann endlich wieder ein frischerer, aktiverer Zug durch die innere Kameruner Politik zu gehen; erfreulicherweise besteht er bis zum heutigen Tag, und noch erfreulicher ist es, daß er allem Anschein nach Stand hat. Daß aber konnte leider nicht ungeschehen gemacht werden: daß jahrelang vieles versäumt worden und daß manches aufs neue begonnen werden mußte, was bereits erfolg- und zukunftsverheißend in Angriff genommen war.

Eine doppelte Aufgabe bestand von Anfang an für das Reich bei Errichtung einer staatlichen Verwaltung; sie, mit den durch sie zu erreichenden Zielen, ist und wird stets die gleiche bleiben — der Umfang, das Arbeitsfeld nur änderte und ändert sich: es wuchs und wächst und dehnt sich aus. Die Aufgaben sind erstens: durch Schaffung einer Anzahl staatlicher Verordnungen und Einrichtungen die Beziehungen der Europäer untereinander, zum Reiche und zu den Eingeborenen zu regeln; zweitens (die weit wichtigere aber auch weit schwerere): die letzteren, die Eingeborenen zu Achtung und Gehorsam dem Deutschen Reiche und seinen Angehörigen gegenüber zu erziehen (soweit irgend möglich auf friedliche Weise; wenn alle Mittel erfolglos sind, durch Anwendung von Zwang und durch kriegerische Unternehmungen); und damit — das ist gesunde Realpolitik — das Land tatsächlich zu beherrschen. Mit Erfüllung dieser Aufgaben sind die Ziele erreicht: dem weißen und schwarzen Handel ist freie Bahn geschaffen, wirtschaftlichen Unternehmungen jeglicher Art ist Sicherung und Sicherheit gewährleistet.

Auf ein großes, immer größer werdendes Gebiet erstreckt sich dieses Arbeitsfeld. An der Küste und in näherer und weiterer Umgebung bis an die Hochlandgrenze, also bis an 200 km landeinwärts stellte sich als unerträglichstes Hindernis der mehrerwähnte Zwischenhandel entgegen: diese Sperre mußte durchbrochen werden, mit ihr muß gründlich aufgeräumt werden. Meist kam und kommt es dabei zu feindlichen Zusammenstößen; auch da, wo Breiche gelegt ist, finden stets aufs neue offene und versteckte Versuche der betreffenden Stämme sich dagegen aufzulehnen statt, und wir werden noch geraume Zeit immer wieder von dadurch verursachten Unruhen, von Strafzügen der Schutztruppe, und naturnotwendig auch von Verlusten, hören. Im Hinterland gilt es, das reiche Adamaua zu erschließen und zu beherrschen. Hier treffen wir auf andere, ernstere zu nehmende Elemente, mit denen wir uns auseinander zu setzen haben: die sklavensammelnden, dadurch weite Strecken verwüstenden und entvölkernden mohammedanischen Sultane oder Lamidos. Nicht gegen die von diesen seit Generationen verfolgten, gejagten und dadurch geängstigten und mißtrauischen Heidenstämme dürfen wir die Waffen kehren, sondern eben gegen die Fulbeherrscher; denn mit ihnen ist friedlicher Ausgleich ein Ding der Unmöglichkeit: deutsche Regierung und mohammedanische Sultane nebeneinander kann nicht bestehen. Der Humanität und politischen Klugheit zugleich werden wir gerecht in ihrer rücksichtslosen Niederwerfung. Der erste Schritt hiezu ist geschehen an der Jahrhundertwende durch den Feldzug gegen den Sultan von Tibati, der mit Zertrümmerung dieses Reiches und der Anlage der Station Yoko endete. Es ist dies aber nur der erste Schritt. „Die Hauptarbeit liegt noch vor uns; und sie beginnt mit dem Tag, an welchem sich das mohammedanische Element, durch die deutschen Fortschritte beunruhigt, zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Weißen aufrafft.“ Die vorerst friedliche Fortsetzung des durch den

Adamauafeldzug errungenen Erfolges ist das jüngste Regierungsunternehmen, „einen Beobachtungsposten“ in Garua einzurichten. Innerpolitische und Handelsinteressen — Garua liegt am Venus — hat derselbe einzuleiten und zu vertreten und zu fördern. Garua ist auch zugleich die erste Etappe zu dem dritten Gebiet Kameruns, das wir vorläufig nur nominell, auf der Karte, besitzen: zum Tschadsee- und Scharibecken.

Nach diesem allgemeinen Überblick über Aufgaben und Ziele des Ausbaues und der Entwicklung gehen wir auf die einzelnen Faktoren, sie in ihrer Ausgestaltung, in ihrem derzeitigen Stande betrachtend, ein, die in ihrer Gesamtheit, in ihrem Zusammenwirken zur Schaffung dessen berufen sind, was man unter einer blühenden Kolonie verstehen muß. Das Zeug, eine solche zu werden, hat Kamerun; es bedarf nur ziel- und sachbewußter und konsequenter Arbeit, sowie jener Eigenschaft — zu Hause und draußen! — die nach Nachtigals Ausspruch „das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich trägt: der Geduld!“

Staatliche Verwaltung*)

Die staatliche Verwaltung umfaßt, dem eben Ausgeführten gemäß, zwei Hauptaufgaben, deren eine das ganze Gebiet der Verwaltung im weitesten Sinne in sich schließt, während die zweite militärischer Natur ist.

An der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur, der der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes verantwortlich unterstellt, als Chef der gesamten Verwaltung alle Zweige der zivilen und militärischen Gewalt in seiner Hand vereinigt. Zugleich auch Generalkonsul für die unter fremder Hoheit stehenden Küstengebiete am Golf von Guinea und für das Gebiet des Kongostaates, hat er das Schutzgebiet im Verkehr mit dem Ausland zu vertreten. Ihm zur Seite steht als stellvertretender Gouverneur der Kanzler und der kaiserliche Richter nebst einigen subalternen Verwaltungsbeamten. Unter dieser Zentralverwaltung in Buä arbeiten die Lokalverwaltungen der einzelnen Bezirke — Bezirksämter — und die Vorsteher der Regierun= stationen (auf der beigegebenen Karte rot unterstrichen). Zur Zeit bestehen vier Bezirksämter: Duala, Viktoria, Kribi und Edea.

Selbständig, das heißt nicht dem Gouverneur unterstellt, arbeitet die Post. Duala ist der Sitz eines Postamtes, dem Postagenturen in Kribi, Viktoria, Buä und Rio del Rey unterstellt sind. Das Postamt ist durch ein Kabel mit Bonny (in New Calabar, englisch) und dadurch mit dem allgemeinen Kabelnetz verbunden. Die Post- (und Personen-)Verbindung mit Europa vermitteln die monatlich je einmal aus- und heimfahrend das Schutzgebiet berührenden Schiffe der Hamburger Woermannlinie, sowie die alle vier Wochen verkehrenden Dampfer der vereinigten African steamship Cy. und British steam navigation Cy. Ltd.

Die Einnahmen des Schutzgebietes fließen aus Zöllen, Lizenzgebühren, Hafenabgaben, Strafgebern verschiedener Art, Gerichtsgebühren etc., aus dem Ertrag der sanitären und maschinellen Maßnahmen u. s. w. Weit aus die erheblichsten sind natürlich die Zolleinnahmen. Ein Zollamt besteht in Duala;

*) Zum Teil den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1899/1900“ entnommen.

ihm unterstellt sind die Nebenzollämter in Rio del Rey, Viktoria, Kribi und Campo, welche zum Teil wieder einige Zollposten vorgeschoben haben. 1890 beliefen sich die Zolleinnahmen auf 200 525 Mark, 1900 auf 1 400 000 Mark!

Der sich immer mehr ausdehnende Verwaltungsapparat erfordert natürlich erhebliche Betriebskosten, und ebenso natürlich ist es, daß bei dem kurzen Bestehen der deutschen Herrschaft die Einnahmen der Kolonie die Ausgaben vorläufig noch nicht decken. Nachdem es anfangs dem Gouverneur von Soden gelungen war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, wurde seit dem Jahre 1895 ein jährlicher Zuschuß vom Reich nötig. Er wird prozentualiter zu den Ausgaben errechnet; erfreulicherweise haben sich die finanziellen Verhältnisse im letzten Jahre so günstig gestaltet, daß sich Einnahmen und Reichszuschuß bereits wie 1:1 verhalten.

Die Rechtspflege ist durch die Einrichtung der Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz geregelt; für gewisse Fälle und Distrikte sind Eingeborenen-schiedsgerichte eingerichtet worden, welche sich durchaus bewährt haben. Das Bodenrecht ist in folgender Weise geregelt: Vorbehaltlich der Eigentumsansprüche zc., welche Private, Häuptlinge, unter den Eingeborenen bestehende Gemeinwesen zc. besitzen, ist alles Land als herrenlos Kronland. Die Überlassung als Eigentum oder Pachtung erfolgt durch den Gouverneur; Überlassung von im Besitz der Eingeborenen befindlichen Landes an Nichteingeborene bedarf der Genehmigung durch die Regierung. Über die Besitzverhältnisse wird ein Grundbuch geführt.

Zur Unterrichtspflege sind drei Regierungsschulen eingerichtet: in Belldorf, Deidodorf und in Viktoria. Der Unterricht umfaßt den Lehrstoff der Elementarschule; im Mittelpunkt steht die deutsche Sprache. Eine Fortbildungsschule in Belldorf, welche zweimal wöchentlich abgehalten wird, repetiert mit ehemaligen Schülern das Gelernte.

Eine außerordentlich rege Bautätigkeit entfaltet seit einigen Jahren die Regierung; eine ganze Reihe von Bauten ward in Viktoria, Buša, Duala, Kribi, Odea, auf den Stationen Johann Albrechtshöhe, Naunde u. s. w. aufgeführt.

Am reichsten bedacht ist Duala, bis vor kurzem ja noch Regierungssitz, als älteste Ansiedelung überhaupt, und auch nach Verlegung des Gouvernements noch Hauptplatz für den Handel und für immerhin noch einen beträchtlichen Teil der Verwaltung. Hier sitzt der Bezirksamtmann von Duala, der Kommandeur der Schutztruppe mit seinem Stabe, Lazarett-, Zoll- und Postpersonal, und zahlreiche Angestellte niederen Grades sind hier stationiert. Außerdem besteht hier die größte Regierungsschule, eine Dampferstation und verschiedene Missionsniederlassungen. In dem prächtigen Regierungsgarten erheben sich die Denkmäler der im Dienste der Kolonie verstorbenen Matrosen, Soldaten, Offiziere und Beamten. Tritt man auf einem der wohlgepflegten Kieswege bis an den Rand des Plateaus, so erblickt man unten am Flusse die Staubauten mit der

festen, durch Auffüllung entstandenen Uferstraße. Von ihr erstreckt sich eine 45 m lange und 8 m breite Landungsbrücke, mit 40 m Quertlager am Ende, weit in den Strom hinaus, so daß daran die Dampfer bequem festmachen können. Schienengeleise verbinden die Brücke mit dem Lande und laufen längs des Hafendamms zu den benachbarten Faktoreien und der Werft- und Slipanlage hin.

Nächst Duala sind indes auch andere Plätze mit verschiedenen Neuanlagen versehen. In Viktoria wurde ein geräumiges Logierhaus vollendet, und zur Landung von Personen und Gütern ein 87 m langer Steg in die See hinaus angelegt. Kribi erhielt ebenfalls ein Logierhaus, und in Buša kam ein Amtsgebäude sowie ein Wohnhaus für Rekonvaleszenten zur Ausführung, und herrscht überhaupt die rege Bautätigkeit einer zukünftigen „Hauptstadt“.

Die Erwähnung der Hafen- und Brückenbauten führt uns zu den den Verkehr im Schutzgebiet erleichternden Unternehmungen. Natürlich beschränken auch sie sich gleich all der vorausgehend kurz skizzierten Tätigkeit auf die Küste und deren nähere Umgebung. Der Wegebau bietet erhebliche

Schwierigkeiten. Teils sind es nur schmale, lediglich durch Aushauen hergestellte Wege, teils aber bereits breite, chaussierte Straßen, welche die Wasserläufe und Schluchten auf festen Brücken überschreiten.

Die wichtigsten sind der sogenannte Regierungsweg in Duala, welcher die einzelnen Dorfschaften dieses Ortes Jokplatte, Belldorf, Alwadorf, Deidodorf verbindet, dann der Weg von Viktoria nach Buša hinauf (vergl. S. 33 u. f.), der Küstenweg

Viktoria-Bimbia; endlich ist die Strecke Kribi-Bipindi durch Brücken und Dämme vielfach abgefüßt und verbessert worden, so daß ein Marsch von Yaunde zur Küste in sieben Tagen zurückgelegt werden kann.

Viktoria (vom Regierungsgebäude aus).

Nach einer Photographie von Professor F. Wohltmann, Bonn.

Hier muß auch die seit Dezember 1901 eröffnete Telegraphen- und Telephonleitung zwischen Buša und Viktoria aufgeführt werden.

Als letzter, aber wahrlich nicht unwichtigster Zweig der von der Regierung ausgeübten Verwaltungstätigkeit sind die sogenannten Versuchsstationen zu nennen: Buša, Johann Albrechtshöhe und Edea, welche sich mit einheimischer und importierter (Allgäuer Vieh) Viehzucht und der Gewinnung der daraus hervorgehenden Produkte sowie mit Anbau der verschiedensten landwirtschaftlichen Erzeugnisse beschäftigen. Hier muß auch eine Einrichtung genannt werden, auf die mit Stolz zu blicken wir allen Grund haben: der botanische Garten in Viktoria.

Für die Entwicklung der Kameruner Pflanzen, also für die Auswahl und Behandlung der Zuchtplanzen, für die sachgemäße Aufbereitung der Ernten und die dazu erforderlichen maschinellen Einrichtungen sind in erster Linie seine Versuche und Beobachtungen maßgebend. Unter der Leitung

des Direktors Dr. Preuß hat sich dieses Institut aus bescheidenen Anfängen zu einer wahren Musterstätte entwickelt, die nicht weniger als 424 verschiedene Gewächse, darunter selbstverständlich alle wichtigen tropischen und subtropischen Kulturpflanzen, in aufmerksamer Zucht und Pflege hält.

Erwähnen wir endlich noch die Landvermessungsarbeiten, die Veranstellungen zum Schutze der Forsten, der Jagd und des Bergbaues, die Arbeiten des Regierungsgeologen über die Bodenverhältnisse: so sind die vielseitigen Aufgaben der zivilen staatlichen Verwaltung

wenigstens flüchtig vollzählig aufgeführt; den sanitären Maßnahmen werden wir gleich unten näher treten.

Nun zu den militärischen Einrichtungen.

Wiewohl die Notwendigkeit, eine genügend starke vollziehende Gewalt an der Hand zu haben, sich für die Regierung schon bei den der Besitzergreifung unmittelbar folgenden Unruhen (vergl. S. 10 u. f.) deutlich gezeigt hatte, kam es doch erst 1890 zur Bildung einer Polizeitruppe (die S. 24 erwähnte Balitruppe war Schöpfung der Nordexpedition für deren eigene Zwecke mangels einer Reichsschutztruppe). Weißes Mannschaftspersonal konnte natürlich, wie in keiner Tropenkolonie, so auch in Kamerun nicht verwendet werden, und so wurde diese Polizeitruppe aus ziemlich minderwertigem Negermaterial der Westküste zusammengestellt, statt sie aus den tüchtigen, kriegerisch und soldatisch veranlagten Stämmen des Hinterlandes zu nehmen. Unrichtige Behandlung kam noch hinzu, und 1894 revoltierte die Polizeitruppe. Eine Reorganisation fand statt, zugleich damit die Umwandlung in eine kaiserliche Schutztruppe. Sie besteht auch heute noch überwiegend aus angeworbenen Sudanesen aus Ägypten und Weileuten aus Liberia; erst in jüngster Zeit scheint man sich doch dazu zu entschließen, das Rekrutenmaterial aus dem eigenen Lande zu nehmen.

Derzeit besteht die Schutztruppe aus zwei Kompagnien à 250 Mann; die Führer sind der Kommandeur, zwei Kompagnieführer, einige Leutnants und Ärzte, sowie weißes (und schwarzes) Unteroffiziers- und Lazarettgehilfenspersonal. Die Verwendung ist eine äußerst vielseitige: zum Teil tritt sie geschlossen oder detachiert ins Feld, zum Teil dient sie zur Besatzung der tiefer im Hinterland gelegenen Stationen. Um diese letztere, ihre kulturell wichtigste Aufgabe erfüllen zu können, bedürfte sie der Vermehrung; und mit der gleich notwendigen Vermehrung der Stationen, dieses Knochengerrüsts einer Kolonie, muß sie unbedingt statthaben.

Wir haben uns noch den sanitären Maßnahmen der Regierung zuzuwenden. Auf diesem Gebiet wird rastlos und mit Erfolg gearbeitet.

Bei der so außerordentlichen Wichtigkeit dieses Moments für den Wert und die Verwertung eines Landes wollen wir ihm ein klein wenig näher treten.

Welche Gefahren drohen denn der Gesundheit, abgesehen von Verwundungen und Unglücksfällen, in Kamerun?

Hierüber gibt man sich in der Heimat vielfach unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen hin. Für den Europäer kommen in diesen Gebieten fast nur die drei, den Tropen mehr oder weniger eigentümlichen Erkrankungsformen in Betracht: Malaria mit ihren Folgen, Dysenterie und verschiedene Hautkrankheiten. Dabei darf aber eine scharfe Trennung der Gebiete nicht unerwähnt bleiben: im Tiefland finden wir diese drei Krankheitsbilder; im Hochland (also auch am Kamerunberg von 900 m an) verliert gerade die schwerste und gefürchtetste Erscheinung, die Malaria, ganz außerordentlich an Schwere und Häufigkeit der Anfälle, ja zeitweise muß sie als geradezu ausgeschaltet bezeichnet werden.

Die Dysenterie, Ruhr, ist stets eine bedeutliche, ernst zu nehmende Erkrankung, sowohl an sich schon, als weil sich zu ihr dann nicht selten ein Fieberanfall gesellt oder auch umgekehrt. Auch

unter den Negern herrscht sie und nimmt des öfteren eine epidemische Form an.

Die Hautkrankheiten, die nach Zahl und Häufigkeit ihres Auftretens fast die erste Stelle unter den typischen Krankheiten Kameruns einnehmen, sind anfänglich ja wohl weit weniger gefährlich als Fieber und Ruhr, aber noch peinlicher als diese und können schließlich bei ihrer Hartnäckigkeit, bei der durch sie hervorgerufenen Schlaflosigkeit und Nervosität immerhin leicht Gelegenheit für schwere Erkrankungen schaffen.

Und nun zur berüchtigten Malaria.

Von jeher war das Klima der westafrikanischen Küste gefürchtet; zahlreiche Opfer hat seine todbringende Tochter, das Fieber, gefordert. Gewiß sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez, das Kongobecken die berüchtigtesten Malariaherde in Afrika, gewiß geht alljährlich ein hoher Prozentsatz der Weißen draußen zu Grunde — und doch braucht die Malaria nicht in der Weise gefürchtet zu werden, wie

es geschieht. Denn bei ruhiger sachlicher Betrachtung müssen wir uns fragen, ob denn wirklich alle, die draußen sterben, Opfer des Klimas sind? Und darauf muß die eheliche Antwort lauten: Nein.

Sehen wir doch erst einmal zu, aus welchem Material sich die Europäer an der Küste rekrutieren?

Einen Teil bilden solche, welche die Bedingungen zur Existenz schon in der Heimat nicht erfüllen. Sie sind Todeskandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Afrika. Dann haben wir es mit solchen zu tun, welche zwar vermöge ihrer Kon-

stitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenschaften ungezügelter Lauf lassen und sich systematisch zu Grunde richten; und wir werden stets Leute als Märtyrer des Klimas genannt hören, die nur an ihren Leidenschaften zu Grund gegangen sind. Endlich erst sind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Konstitution, trotz eines vernünftigen angemessenen Lebens allein dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen.

Die Zahl dieser Leute ist es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berück-

Banane.

Papaya.

Mango.

Im botanischen Versuchsgarten zu Viktoria.

Nach einer Photographie von Professor F. Wohltmann, Bonn.

sichtigung verdient; und wenn wir die ersten zwei Kategorien von der ganzen Summe abziehen, wird sie niedrig genug ausfallen. Sie würde sich aber noch mehr vermindern lassen, wenn die Prin-

zipien einer gesundheitsgemäßen Lebensweise in den Tropen allgemein bekannt und auch beachtet würden.“ (Aus: Falkenstein, Die Loangoexpedition.)

Und hier setzt die segensreiche staatliche Tätigkeit in Kamerun ein. In Verbesserung der Nahrung (frisches Fleisch, frische Gemüse, frische Milch) in richtiger Wahl der Bekleidung, richtiger Wahl des Bauplatzes, richtiger Bauweise der Häuser und anderem besteht ein gut Teil vorbeugender Behandlung; durch deren Betätigung seitens der Regierungsorgane wird auch auf die übrigen Weißen heilsam eingewirkt. Dazu tritt die Verwertung der immer reicher werdenden ärztlichen Behandlung der Krankheitsfälle selbst, die weitgehende Sorgfalt für die Rekonvaleszenten (in welcher letzterer Richtung auch manche der Privatunternehmen in höchst lobenswerter Weise dem Re-

gierungsbeispiel gefolgt sind; so hat die Viktoriapflanzungsgesellschaft ein eigenes Kranken- und Konvaleszentenheim auf ihrem Territorium erbaut).

Der Regierungsarzt Dr. Plehn beobachtete unter den Angestellten in Duala für die ersten sechs Monate 1896 noch 123 Malariafälle; diese gingen 1897 auf 93 und 1898 auf 37 zurück! Die hiermit eingerechneten Schwarzwasserfieber (die schwerste Form der Malaria) betrugen 1896 noch 11, im Jahre 1897 noch 6 und 1898 für eben den Zeitraum (Januar bis Juni) nur 2! „Diese Zahlen“, sagt Dr. Plehn, „bedürfen keines Kommentars. Sie beweisen, daß man selbst unter dem feuchtheißen Tropenhimmel der Küstenzone sehr wohl etliche Jahre ausdauern und bei Kräften bleiben kann, sowie erst die notwendigen hygienischen Vorkehrungen getroffen worden sind.“ Zu diesen gehören aber nicht zum mindesten die Hospitäler und Sanatorien. Wir besitzen in Duala eine Isolierstation für Pockenranke, ein neues, vortrefflich eingerichtetes Europäerhospital und ein Hospital für Farbige. Außer dem Höhen-sanatorium in Buëa ist ein Sees-sanatorium auf der den frischen Meereswinden voll ausgesetzten Halbinsel Sueleba erbaut, auf der Insel Mondoleh in der Ambasbucht eine weitere Krankenstation errichtet. Die größte sanitäre Bedeutung an der ganzen Westküste überhaupt aber ist unzweifelhaft dem eben genannten Buëa mit seinen diesbezüglichen Einrichtungen zuzusprechen (vergl. auch S. 33 u. f.). Frisches, gesundes, fieberfreies Klima, kühles klares Gebirgswasser spendet die Natur; für die Milchkur, die in der Konvaleszenz nach Malaria so segensreiche Folgen hat, ist die Molkerei mit dem Allgäuer Vieh zur Stelle, und frisches Gemüse und sonst zuträgliches Früchte liefert ein vorzüglich gehaltener Küchengarten.

Mit einigen statistischen Angaben über die weiße Bevölkerung, die erst so richtig die Bedeutung der sanitären Maßnahmen zeigen, wie sie andererseits die in vorstehenden Zahlen zum Ausdruck kommende sanitäre Besserung der Verhältnisse so recht illustrieren, schließen wir dieses Kapitel; die Zahlen sprechen für sich selbst.

	Europäer	Darunter Deutsche
1890	105	65
1892	166	109
1894	231	153
1896	236	161
1898	324	256
1899	425	348

Wir wenden uns nunmehr zwei weiteren kolonialwirtschaftlichen Faktoren zu, welche unter Schutz und Förderung der staatlichen Verwaltung so recht eigentlich die Träger und Stützen einer blühenden Kolonie sind; die in ihrer Tätigkeit eben das, was man unter einer Kolonie zu verstehen hat, schaffen und verkörpern, dem Handel und dem Plantagenbau. Beide sind zur Zeit private Unternehmungen.

Da tritt uns aber nun noch ein Zwischending entgegen, das einerseits beide Faktoren, Handel und Bodenbewirtschaftung, in sich zu vereinigen sucht

und andererseits — zufolge der ihm eingeräumten weitgehenden Befugnisse — (beinahe gleich denen einer royal charter Cy.) fast auch als ein Zwischending zwischen staatlicher und privater Unternehmung bezeichnet werden darf: die vielumstrittene Einrichtung der sogenannten „Konzessionen“.

Der Grundgedanke dieser Unternehmungen ist: zur Ausnützung eines Gebietsteiles (und damit zur dauernden Erschließung desselben) in jeder Richtung durch Plantagenanlagen, Anlage von Stationen u. s. w., hauptsächlich aber durch Betrieb des Handels, Anlage von Faktoreien, Verkehrswegen verschiedener Art u. s. w. tritt eine Gesellschaft zusammen und bittet die Regierung um Landabtretung. In zwei Fällen entsprach die

Handelsfaktorei Nkafpe der Nordwestkamerun-Gesellschaft; am Groß River.

deutsche Regierung derartigen Ansuchen, und zwei große Konzessionen im Süd- und Nordteil Kameruns wurden der Gesellschaft „Südkamerun“ beziehungsweise „Nordwestkamerun“ erteilt, 1899 beziehungsweise 1900.

Am erstere wurden im Südostteil Kameruns 77 000 qkm (also das Zweieinhalbfache ganz Belgien) auf 20 Jahre vergeben.

Die Hauptniederlassung befindet sich in Ngoko, außerdem sind Faktoreien angelegt im Ndjumu-gebiet, in Molunda und Bomedai u. s. w. Statt des schwierigen Überlandweges wählt die Gesellschaft die Wasserstraße des Kongo-Sanga als Eingangstor und besitzt zu diesem Zweck bereits drei Gedraddampfer. Die hauptsächlichsten Exportartikel dürften Gummi und Eisenbein werden.

Ein noch größerer Flächenraum ward im Nordteil der Gesellschaft „Nordwestkamerun“, und zwar auf 30 Jahre, eingeräumt: etwa 90 000 qkm (also ein Gebiet von der sechsfachen Größe des königreichs Sachsen).

Zur Orientierung über den Betrieb etc. seien nachfolgende seitens der Gesellschaft in lebenswürdiger Weise gegebenen Aufschlüsse eingefügt: „Nach Genehmigung von Seite des Gouvernements haben wir im westlichen Teil unseres Konzessionsgebietes von allem freien Land Besitz genommen

und eine Reihe neu gegründeter Faktoreien am Großfluß sowohl wie in Banhangland und Bali arbeiten bereits an der kommerziellen Erschließung dieser Gebiete. Dieselben liefern zur Zeit noch vornehmlich Kautschuk und Ebenholz; es hat aber auch schon der Handel mit Palmkernen begonnen, der an mehreren Stellen einen ganz bedeutenden Zuwachs verspricht. Durch einen zweiten Dampfer, der neben der „Hertha“ dieses Jahr noch den Groß befahren wird, hoffen wir den regelmäßigen Warenaustausch dieser Faktoreien heben und lukrativ gestalten zu können. Die letztjährigen Fahrten der „Hertha“ haben uns bereits die ersten Produkte aus jenen Gebieten gebracht, darunter sehr gute Kautschukqualitäten. Als Stützpunkt der Großverkehrsflahrt dient uns Old Calabar. Es sind auch bereits Versuche in die Wege geleitet, um mit der Anpflanzung von Kautschukbäumen zu beginnen, und eine Versuchsplantage bei Mundame wird in Bälde die erforderlichen Anhaltspunkte zur Inangriffnahme weiterer Kulturanlagen zu bieten im stande sein.“

Und nun jeden der beiden kolonialwirtschaftlichen Faktoren für sich betrachtet.

Handel

„Man kann ganz allgemein zwei regional, qualitativ und quantitativ verschiedene Typen des Handels in Kamerun unterscheiden, den Küsten- und den Binnenhandel.“ Beide sind vorerst noch vollständig voneinander getrennt.

Der Binnenhandel ist der weit ältere. Er bewegt sich unter den Eingeborenen untereinander; die vermittelnden Elemente, die Träger des Handels, sind die Hausa. Von deutschem Einfluß bis zur Stunde (leider) noch in keiner Weise tangiert, gehört er gar nicht in dies Kapitel, — des weitestgehenden europäischen Einflusses werden wir im Schlußwort „dem Blick in die Zukunft Kameruns“, Erwähnung tun müssen —; auch haben wir über ihn, sowie über den Kleinhandel der Bantu unter sich bereits ausführlich gehört (S. 110 u. f.). Er hat einen sehr bedeutenden Umfang und hat sich weit nach Süden in das Hinterland unserer Kamerunküste vorgeschoben.

In diesem Abschnitt haben wir es nur mit dem Handel zwischen Weißen und Eingeborenen zu tun, also mit dem Küstenhandel (jener am Venus wie der eben erst beginnende am Sanga kann, was Betrieb anlangt, als im Küstenhandel nachfolgend mit betrachtet eingeschlossen werden, freilich ohne das für jenen so bedeutame Moment des Zwischenhandels!) der infolge der Kontrahenten naturgemäß jünger ist als jener.

Er begann mit dem Erscheinen der Europäer an der Küste.

Elfenbein, Goldstaub, tropische Vögel, zierliche Affen (daher nebenbei bemerkt der Name Meerfaffen) waren anfänglich die begehrten Gegenstände.

Einen ungeahnten Aufschwung nahm der Handel mit und an der Guinea-küste durch die Entdeckung Amerikas: Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika — und die Händler waren Europäer! In einem Zeitraum von fast 300 Jahren sind viele Millionen „schwarzes Elfenbein“, wie man die Unglücklichen nannte, verkauft und übers Meer verschifft worden. Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts währte dieses einträgliches Geschäft. Und geraume Zeit verstrich dann noch, trotzdem alle zivilisierten Nationen gegen dieses schwachvolle Handwerk einschritten, bis es gänzlich unterdrückt war.

Naturgemäß wandten nunmehr die Kaufleute anderen Produkten ihre Aufmerksamkeit zu. Elfenbein und die verschiedenartigsten Bodenerzeugnisse wurden nun die Ausfuhrgegenstände. Die veränderte Ware hatte eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebes zur Folge. Es begannen die Ansiedelungen an der Küste zu entstehen, Faktoreien; ihre Vorläufer waren die sogenannten Hülks (s. S. 9).

Solch eine neuzeitliche Faktorei ist eine stattliche Anlage.

Das Wohnhaus, leicht und hübsch gebaut, ist in seinen Grundmauern aus Stein; der weitere Aufbau ist Holz. Darüber erhebt sich das Dach, etwas in die Höhe gerückt, daß die Luft durchstreichen kann; das Ganze ist blendend weiß. Zu ebener Erde, das heißt mindestens 1,0–1,5 m über dem Boden befindet sich das Kontor, ein paar kleinere, verfügbare Zimmer und der Speiseraum. Im ersten und zugleich obersten Stock sind dann die Wohn-, Schlaf- und Empfangsräume. Um das ganze eigentliche Haus, dessen Ausmaße ver-

hältnismäßig klein sind, läuft eine breite Veranda, zu der Treppen hinaufführen. Auf diese Veranda münden alle Räume des ersten Stockes, auf ihr spielt sich das ganze Leben ab; darum sind sie auch meist behaglich ausgestattet. Neben dem Wohnhaus stehen Klüfte und die Vorratsräume mit Verpflegsartikeln, den „Provisionen“, sowie das Schlachthaus. Weit davon ab sind die mächtigen Lagerhäuser, in denen die Ausfuhrwaren aufgehäuft sind. Dann folgen kleinere, wellblechgedeckte Klüfte: in ihnen wird das Palmöl geklärt

und geprüft. Wieder andere langgestreckte Bauten bergen die Kaufmannsgüter, die die Dampfer aus der Heimat gebracht, Tauschgegenstände aller Art. Dann kommt ein ganzes kleines Negerdorf: die Wohnungen für die vielsköpfige Arbeiter- und Dienerschar. Zwischen diesen Häusern und Hütten

geräumige Hofanlagen und schattenpendende Bäume; um all das eine Mauer aus Stein oder Holz; am Haupteingangstor das Gelaß für den Wachmann und seine Hunde: das ist das Reich des Vertreters eines Kaufhauses aus einer deutschen Hansestadt, draußen an Afrikas Westküste.

Kleinere Zweigfaktoreien sind wie Fühlhörner ins Innere vorgehoben und haben außer dem allgemeinen kaufmännischen Zweck einer Filiale überhaupt noch den weiteren mittelbaren, allmählich immer mehr Brezche in den Zwischenhandel zu legen.

Wie zur Zeit der Sklavenausfuhr der Handel ein Tauschgeschäft war, so ist er das bis zur Stunde geblieben; allerdings bei weitem nicht mehr in der einfachen, ursprünglichen Form, wie damals. Es haben sich ganz bestimmte Wertmaße herausgebildet, wie bei uns das Geld; aber es sind die einzelnen Waren, welche diese Maße abgeben.

Diese Werteinheiten sind an den verschiedenen Küstenstrichen verschieden; am Kamerunfluß wird nach sogenannten „Kru“ gerechnet. Das besagt also einen feststehenden Begriff von Waren nach Art, Zahl und Gewicht, für welche andere nach Vereinbarung des Käufers und Verkäufers gesetzt werden können. (Wir haben dergleichen auch im Innern des Hinterlandes von Kamerun gefunden in Gestalt der Tchang und Kauri.)

Auch die dieser Werteinheit zu substituierenden Gegenstände, die Tauschwaren, sind fast die gleichen geblieben, wie sie einst zu den Zeiten des Sklavenhandels zum Einkauf der lebenden Ware gedient haben.

Ein Gang durch eines der Lagerhäuser einer Faktorei führt sie vor Augen.

Mächtige Ballen verschiedenster Stoffe, vom schimmernden Brokat und glänzender Seide bis herab zum elendesten bedruckten Kattunzeug, sind in erster Linie zu nennen.

Dann folgt gleich — der Schnaps! Von der Küste sichert dieses entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen. Gegen diesen Fluch der Zivilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weißen, sie lehren!

Weiter. In großen Kisten liegen Feuerstein-

gewehre, ein sehr begehrtter Tauschartikel; wie nicht minder Pulver. Eisenwaren und zwar namentlich Säden und Messer (sogenannte Entlast), Vorhängeschlösser, Eisen- und Messingringe, Rasiermesser folgen sodann. Viel verlangt ist auch Tabak sowie Salz. Weitere gangbare Gegenstände sind: Emailgeschirre, kleine Spiegel und Nägel mit breiten hohlen Köpfen (Tapeziernägel), zur Verzierung der Messergriffe, Messerscheiden, von Stöcken u. s. w. Erwähnen wir schließlich noch Glasperlen der verschiedensten Farben und Größen, so sind die Tauschwaren ziemlich erschöpfend aufgeführt.

Und nun die Landeserzeugnisse, die für diese Tauschwaren eingehandelt werden.

In erster Linie stehen Palmöl, Palmkerne und Gummi, Elfenbein; in zweiter verschiedene Arten Nutzholzer (Ebenholz und Rotholz), Piaßava, Erdnüsse, Kolanüsse und Kopal; schließlich noch einige weniger in Betracht kommende, wie Kopro u. a. m.

In demselben Maße, wie durch Beseitigung des Zwischenhandels und Eröffnung von Karawanenwegen aus dem und in das ferne Innere ein leichter Abfluß der aufgestapelten Güter — und das ist nur Elfenbein — ermöglicht wird, wird dessen Menge abnehmen. An eine der kolossalen Ausfuhr entsprechende Ergänzung der geräumten Lager ist nicht zu denken. Gleiches Schicksal, wenn auch nicht so bald, wird bei der Art der Gewinnung dem Gummi bevorstehen. Daß die von dem überhaupt so tätig wirkenden kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandte Expedition eine weitere gummi-

liefernde Pflanze, die Kikxia, auch in Kamerun fand, ist ein wahres Glück und von folgenschwere Bedeutung. Unererschöpflich und unverfügend aber sind die beiden anderen Hauptprodukte Kameruns: das Palmöl und die Palmkerne; insbesondere deshalb, weil mit ihrer Gewinnung auch durch den Augenblicksmenschen, der der Neger ja ausgesprochen ist, keine Zerstörung der liefernden Pflanze, der Ölpalme, zu gewärtigen ist.

Dieser solcher Art gestaltete und betriebene vielseitige Handel liegt zur Zeit in den Händen von siebzehn kaufmännischen Firmen, wovon zehn deutschen; im Jahre der Besitzergreifung bestanden im Schutzgebiet sieben englische und zwei deutsche! (Diese zwei allerdings hießen C. Woermann und Janzen & Thor-mählen! Sie waren es ja auch, die den ersten Anstoß gaben zur Entfaltung der deutschen Farben in der Ecke des Golfes von Guinea. Seit einem Jahre sind — leider — ihre Namen dort unten verschwunden. Beide alte Hansahäuser haben an die bereits erwähnte Gesellschaft Nordwestkamerun übergeben. Damit sind die ersten und ältesten Pioniere deutscher Handelschaft in Kamerun vom Schauplatz abgetreten.)

Einige Zahlen mögen die Entwicklung des Handels in Kamerun unter deutscher Flagge beleuchten.

Ausfuhr:

Zeit 1.VII.—30.VI.	Palmöl		Palmkerne		Gummi		Elfenbein	
	l	M.	kg	M.	kg	M.	kg	M.
1893/94	3600139	1391048	5960399	1286356	448883	1469532	30484	391042
1898/99	3204740	893361	7557297	1365608	603880	1928080	51762	598471

Gesamtein- und -Ausfuhr (hierbei auch die Plantagenprodukte miteingerechnet):

	Einfuhr in M.	Ausfuhr in M.
1893/94	4642627	4774154
1898/99	10638955	5145822
1899/1900	14245014	5886458

Diese Erzeugnisse Kameruns den europäischen Ländern zuzuführen, die Faktoreien und Handelsplätze draußen mit neuen Tauschwaren zu versehen: das besorgen heutzutage fast ausschließlich Dampfer. Die Segelschiffreisen nach diesen Gewässern haben, soweit die deutsche Flagge in Betracht kommt, fast ganz aufgehört.

Plantagenbau

Der gleiche Moment, den wir eben als so außerordentlich wichtig für die Stetigkeit und Sicherheit der Verwertung der Produkte der Ölpalme betonten: die Unversieglichkeit dieser Quelle, kommt voll und ganz dem gesamten letzten wirtschaftlichen Faktor zu: dem Plantagenbau. Mag das Elfenbein sich von Jahr zu Jahr mindern, mag die Gummigewinnung zurückgehen — Kamerun

kann es verwinden: die schlummernden Hilfskräfte, die in seinem Boden ruhen, sind tausendmal mehr wert; sie sind die sicherste und gesündeste Basis seiner friedlichen, wirtschaftlichen, blühenden Weiterentwicklung.

Weit jüngeren Datums als der Handel ist der Plantagenbau. Von einem eigentlichen Betrieb kann erst seit etwa zwölf bis dreizehn Jahren die Rede sein. Die zukunftsverheißendste Plantagenpflanze, der Kakao, ist auch zugleich die älteste, ja zufällig diejenige, welche eigentlich die Anregung gab.

Der erste Kakao wurde nach Kamerun in den sechziger Jahren durch Auswanderer von Fernando Po eingeführt und von diesen in Viktoria angepflanzt. Als 1884 die deutsche Flagge in Kamerun gehißt wurde, fand man an den Hängen rund um Viktoria mehrere hundert von Kakao-bäumen, und dies bewog den um Kamerun so hochverdienten ersten Gouverneur von So-den, im Botanischen Garten zu Viktoria systematisch Pflanzungsversuche mit Kakao machen zu lassen.

Und hier war auch der richtige Fleck: am Fuß des Kamerungebirges, an seinen Hängen! Hören wir, wie sich der berufenste wissenschaftliche Kenner tropischer Agrikultur, Professor Wohltmann, auf Grund wiederholter persönlicher Anschau und Untersuchung darüber ausläßt.

Kakaoernte von vierjährigen Bäumen (Viktoriapflanzung).

„... Wer diesen nährstoffreichen, milden und tiefgrundigen Boden und die Vegetation, die er trägt, gesehen hat, wird gestehen müssen, daß man in der ganzen Welt suchen muß, um eine ähnliche Güte der Natur wiederzufinden. Und derartige Boden ist im Kamerungebirge nicht vereinzelt anzutreffen, sondern in weiter Ausdehnung!“ Er reicht hinüber bis zum Fuß des Kope im Koffi-land; und nach den neuesten Mitteilungen und Untersuchungen des Geologen Dr. Eich über-treffen diese Sandtrecken sogar noch das Kamerun-gebirge an Fruchtbarkeit! „Ja selbst die schlechtesten Böden hier besitzen noch einen derartigen

Reichtum an Pflanzennährstoffen, daß sie unsere heimischen Böden, und insbesondere auch die meisten ostafrikanischen, bei weitem überflügeln.

Man muß sich in der Tat wundern, wie es möglich ist, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland so lange verschleiert blieb, und das um so mehr, als doch diese herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen sind, so daß die Verschiffung der Produkte auf das leichteste und billigste bewerkstelligt werden kann. Das Dampfschiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen, kaum $\frac{1}{2}$ km von denselben entfernt!“

Lassen wir uns im Anschluß daran von diesem kompetentesten Gewährsmann die Produkte nennen, welche auf diesen immens reichen Lagen gedeihen, oder vielmehr das Hauptprodukt!

„Von allen Früchten, welche am Kamerun-gebirge angebaut werden, scheint der Kakao am vorzüglichsten zu gedeihen und die höchste Rente

zu liefern. Tabak, Kaffee,“ — welche beide Produkte in Kamerun nach Wiedererschließung und tatsächlicher Besetzung des Hochlandes dort in den

dafür wie geschaffenen Vagen zweifelsohne noch eine Zukunft haben — „Zunderrohr, Vanille, Kardamom, Ingwer, Zimt liefern zwar gleichfalls gute Erträge im Versuchsgarten zu Victoria; sie finden jedoch auch anderweitig in den Tropen ein günstiges Anbaugebiet, während das Klima und der Boden vom Kamerungebiet gerade für die Kakao-kultur wie gemacht zu sein scheint. Und da man ähnliche Verhältnisse nur wenig in der Welt antrifft, so gehört das Kamerungebiet zu den wenigen

Orten, welche gleichsam für die Kakao-kultur ein natürliches Monopol besitzen. Während also in den unteren Vagen, vielleicht bis zu 500 und 600 m Höhe, der Kakao auf den besseren Böden den Vorzug verdient, wird man überall, wo der Boden knapper und höher gelegen, bis dahin, wo die Temperatur nicht unter 5° C. sinkt, Kaffee und Tabak mit Erfolg bauen können. Von diesen Gesichtspunkten geht man auch bei Anlage von Plantagen am Kamerungebirge aus.“

Und nun wollen wir, anknüpfend an oben, an Hand von freundlichst seitens einer der größten und bedeutendsten Pflanzungen, der Pflanzungs-gesellschaft „Victoria“, zur Verfügung gestellten Notizen die Entwicklung am Kamerungebirge betrachten.

Die Berichte des Herrn von Soden und die erzielten Erfolge bewirkten die Gründung von zwei Pflanzungsgesellschaften, der „Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft“, sowie der „Debundja-plantage“.

Als im Jahre 1893 Dr. Zintgraff aus dem Reichsdienst ausschied und gezwungen wurde, seine Forstberufstätigkeit in Kamerun aufzugeben, entschloß er sich, als Privatmann der Kolonie weiter zu dienen. Das rasche Aufblühen der vorgenannten kleinen Pflanzungen bewog ihn, eine große Pflanzung gemeinsam mit von Soden, Dr. Esser und anderen ins Leben zu rufen: es entstand die westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria“; die erste mit einem großen Kapital (2500 000 Mark) im großen Stil arbeitende Gesellschaft.

Dr. Zintgraff starb bereits 1897; sein Unternehmen aber entwickelte sich rasch weiter.

Die Regierung beauftragte nunmehr den Hauptmann von Besser, die Grenzen der Pflanzungen festzustellen, wie auch den Eingeborenen Reservate zu vermessen, mit der Maßgabe, daß pro Familie 2 ha Land reserviert werden sollten.

Auf Bessersche Berichte hin erfolgte im Jahre 1898 die Gründung der Pflanzungsgesellschaft „Soppo“ sowohl wie auch der Pflanzung „Esser-Dehelhäuser“.

Unterdessen hatten sich auch die Hamburger und Bremer Großkaufleute nicht auf die Pflanzungen kriegsschiffshafen und Debundja beschränkt, sondern schritten im Jahre 1897 zur Kapitalvermehrung und Gründung der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Bibundi“ (1500 000 Mark).

Alsdann gelang es 1899 dem unermüdlichen Herrn von Soden, die Pflanzung „Scipio“ ins Leben zu rufen, und Geheimrat Dehelhäuser nahm zu gleicher Zeit noch eine zweite Pflanzung am kleinen Kamerungebirge in Angriff.

Ebenso entstand in diesem Jahre südlich der Soppopflanzung auf Anregung Professor Dr. Wohltmanns die „Motivpflanzung“, der ein Kapital von 1100 000 Mark zur Verfügung steht.

Das Jahr 1901 brachte dann mit Rücksicht auf die Erfolge der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Victoria“ eine neue Belebung der Esserschen Gruppe und es gelang, 2600 000 Mark zur Schaffung der „Bolisamba-, Molito-, Efofa-, Etona-, Kote- und Meanjapflanzung“ aufzubringen. Im Jahre 1902 entschloß sich dieselbe Kapitalisten-gruppe zum Bau einer Schmalspurbahn von Victoria über Soppo bis nach Meanja.

Das Ende des Jahres 1901 hat außerordentlich günstige Kakaoernten gebracht, so daß zum Beispiel die Preussische Schätzung einer Ernte von 500 Zentner pro 1901 für die westafrikanische Pflanzungsgesellschaft um mehr als das Doppelte über-troffen wurde.

Um einen Begriff von der Arbeit und dem Kraftaufwand der einzelnen Pflanzungen zu geben, sei erwähnt, daß bei der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Victoria“ zur Zeit auf den Pflanzungen 14 Europäer, beim Bahnbau 5, als Strandmeister und Maschinist je 1, an Inspektoren und Direktoren 3, als Kaufleute 12, also insgesamt 36 Europäer tätig sind. Zu diesen kommt ein Heer von etwa 1000 schwarzen Pflanzungsarbeitern, 300 schwarzen Eisenbahnarbeitern und 60 am Strande beschäftigten schwarzen Ruderern und Lastträgern.

An Kakaoobäumen dürften am 1. Januar 1902 am Kamerungebirge insgesamt 2380 000 Bäume (darunter allein auf der Victoriapflanzung 600 000) gestanden haben, welche vom vierten Lebensjahre ab, also spätestens ab 1905, einen Ertrag von 2–3 Pfund pro Baum, also mindestens 2380 000 kg = 47600 Zentner oder Saft Kakao pro Jahr ergeben.

Zur Zeit ist der ganze südliche und westliche Abhang des Kamerungebirges an Pflanzungenunternehmungen, die sämtlich in Betrieb sind, vergeben.

Es arbeiten auf diesen Pflanzungen gegenwärtig etwa 4000 Arbeiter; beinahe 3000 sind Eingeborene des Schutzgebiets. Hierunter finden sich die verschiedensten Stämme vertreten.

Die angebaute Fläche am Kamerungebirge hat sich bis Mitte 1899 auf 2500 ha gehoben; und davon entfallen 2200 ha auf Kakao, der annähernd 2000 Doppelzentner im Werte von 240 000 Mark für den Export lieferte. Rechnet man den Ertrag der übrigen Kakao-pflanzungen noch hinzu, so hat

Kamerun in 1898/99 im ganzen 2460 Doppelzentner für 313000 Mark ausgeführt; 1900 für 333989 Mark! Das ist für den Anfang wahrlich genug.

Doch auch die übrigen Plantagenprodukte weisen ganz stattliche Ausfuhrwerte auf; so 1900 Tabak 133875 Mark, Kolanüsse 6994 Mark etc.

Neben dem Zentralpunkt des Plantagenbaus, dem Kamerungebirge, dürfen aber die anderen neu errichteten oder in Errichtung begriffenen Plantagen nicht vergessen werden. Außer ihm sind noch viele andere Länderstrecken der Kolonie zum Plantagenbau geeignet. So wird mit Eifer gearbeitet auf zwei Plantagen im Süden des Schutzgebiets bei Campo; Plantagengelände ist erworben am Südufer des Sanaga; zwei Plantagen zwischen Mundame und Johann Albrechtshöhe sind in der Entwicklung; in dem Rio del Reydistrikt wird mehrfach in Verbindung mit Faktoreibetrieb Kakao gebaut.

Ist so bisher der Kakao noch die weitaus erste Plantagenpflanze, so dürfte ihr in nächster Zeit ein Konkurrent entstehen in der bereits mehrfach

Eine Kakaopflanzung in Bibundi.

Nach einer Photographie von Professor F. Wohltmann, Bonn.

genannten Kikxia. Für die Kikxiakultur sind die Expeditionen von Dr. Preuß und Schlechter (letztere vom kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandt) ausschlaggebend gewesen; denn von nun an wandten fast alle Plantagenbesitzer ihr Interesse dieser vielversprechenden Nutzpflanze zu. Die Zucht der Kikxia ist jedoch mühsam und langwierig und erfordert zunächst größere Kosten als der Kakao, da die Bäumchen nicht vor dem achten Jahre ertragsfähig sind. Man will daher beide Kulturen miteinander verbinden, um auf diese Weise die „tote Zeit“ leichter zu überstehen.

Bei der dadurch aber durchaus nicht verminderten Wichtigkeit des Kakaos und seiner Stellung als die speziell Kamerun eigene Plantagenpflanze möge die Schilderung seines Anbaus und seiner Behandlung unseren Streifzug auf das so wichtige kulturelle Gebiet des Plantagenbaues schließen.

„Die Anpflanzung erfolgt wie beim Kaffee und November oder im April (Ausgang der Regenzeit oder zu Beginn derselben). Die Pflanzweite beträgt 4–5 m im Quadrat. Um die junge Kakaopflanze in den ersten Jahren durch Be-

schattung vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, gibt man den Kulturen eine Deckfrucht, am liebsten die Banane. Außerdem bleiben als Schattenspende und zum Schutz gegen Stürme große, kräftige Urwaldbäume verschont. Eine junge, einjährige Kakaopflanzung bietet sich zunächst dar als ein buntes Durcheinander von meterhohen angebrannten Baumstämmen, modernden Baumstämmen und Ästen, Bananen und überragenden Palmen nebst kräftigen Urwaldbriesen mit breiten, belaubten Kronen.“ (Also ganz wie die Farmen der Eingeborenen; vergl. S. 128.) „Dazwischen sprossen dann im Geviert die jungen Stämmchen des Kakaos. Erst nach mehreren Jahren ändert sich das anfänglich wirre Bild, und dann gewinnen die Kakaobäumchen die Oberhand.

Steht die Kultur zu dicht, so wächst sie 4 und 5 m hoch; steht sie lichter und normal, dann wachsen die Bäume mehr in die Breite und erleichtern dadurch die Erntearbeiten. Der Stamm des Kakaobäumchens ist weißgrau und ähnelt in der Farbe dem unserer Birke. Unmittelbar an dem Stamm und den vorjährigen Zweigen sproßt die zarte, weißliche Zwitterblüte, aus welcher sich eine birnenartige Frucht entwickelt, die an beiden Enden etwas gartenartig ausläuft. Innerhalb der Birne liegen im Fruchtmantel die wertvollen Bohnen. Die Hauptblütezeit fällt in den März

und April; die Fruchtternte erfolgt von August bis Dezember; im Januar und Februar findet dann noch eine Nachlese statt.

Man rechnet, daß die Kakaopflanzung bereits im vierten Jahre Ertrag liefert und daß im sechsten Jahre die Vollernte beginnt. Kräftige Kakaostämme tragen bis zu 50 und 60 Früchte im Jahre; im Mittel rechnet man 20–25 Birnen pro Stamm, von denen eine jede 29–42 Bohnen zu enthalten pflegt, so daß also ein Bäumchen 800 Bohnen im Mittel liefert.

Das Pflücken der Frucht geschieht unter möglichster Schonung des Stengels der Birne, weil an diesen gern die neuen Blüten ansetzen. Sodann wird die Frucht aufgebrochen, die Bohnen werden vom Mark befreit und in eine Holzstifte gesammelt. Darauf gelangen sie in das Gärungshaus und werden in Haufen einer sechzigstündigen Gärung unterworfen unter steigender Temperatur. Während der Gärung geht die violette Naturfarbe des Inneren der Bohnen in die schokoladebraune Färbung über. Dann werden die Bohnen gewaschen und von dem anhaftenden schleimigen Fruchtmantel gereinigt. Hierauf beginnt die Trocknung, am besten durch die Sonne, sonst de mieux in Trockenräumen oder Darröfen. Ist die Bohne getrocknet, so ist sie versandfähig für Europa.“ (Aus: Wohltmann, Der Plantagenbau in Kamerun etc.)

Es erübrigt noch die Anführung eines kulturellen Faktors (im engeren Sinne), der mit den vorgenannten: dem staatlichen Verwaltungsapparat, Handel und Plantagenbau zusammen, allmählich überseeisches Gebiet in den Bannkreis europäischer Kultur mit herein beziehen soll:

Die Missionen

Sie sind zweifelsohne ein äußerst wichtiger, auch zweifelsohne ein äußerst segensreicher Faktor — wenn er richtig gehandhabt wird; wenn der Satz ora et labora umgekehrt in die Wirklichkeit überetzt wird! Hier bei der rein aufzählenden Schilderung der kolonialwirtschaftlichen und kulturellen Momente, die auf das Kamerungebiet einwirken, seit die deutschen Farben über ihm wehen, ist nicht der Platz, zu untersuchen, ob in dieser Weise von den verschiedenen Missionen auch gearbeitet wird; es ist auch nicht der Platz, zu erwägen, ob es klug und fördernd ist, verschiedene Konfessionen, noch dazu verschiedener Nationen, in einem deutschen Schutzgebiete Propaganda machen zu lassen; es liegt endlich ganz und gar außer dem Rahmen dieser Aufgabe, zu untersuchen — ob wir denn den Völkern überhaupt mit einer europäischen Religion beglücken müssen? Lediglich die Tatsachen sind hier zu nennen, und diese sind:

Eine Reihe von Missionen verschiedener Konfessionen beziehungsweise Sekten ist in Kamerun tätig.

„Der seit 1848 dort arbeitenden englischen Baptistenmission wurde nahegelegt, sich wo anders ihren Wirkungskreis zu suchen, nachdem sie anfänglich der Besitzergreifung Kameruns durch Deutschland sich auch sehr mit politischer Tätigkeit befaßt hat. Ihr Arbeitsgebiet wurde von der Baseler Missionsgesellschaft übernommen, welche zur Zeit“ (genauer 1900) „auf 9 Hauptstationen und 129 Außenplätzen mit 21 Missionaren und 145 schwarzen Lehrern arbeitet. Die Gemeinde hatte

2030 Mitglieder. Außer dem Befehrwert pflegt die Gesellschaft den Jugendunterricht.

Neben ihr arbeitet die Baptistenmission auf 52 Stationen mit etwa 700 Mitgliedern. Auch sie beschäftigt sich mit Kindererziehung.

Im Südbezirk ist seit 1890 die amerikanische Presbyterianermission mit 6 Pastoren und 4 Ärzten auf 4 Stationen tätig. Sehr zu begrüßen ist ihre ärztliche Wirksamkeit.

Das Prinzip der Arbeit wird besonders von

der katholischen Mission der Pallotiner angewendet, deren Schöpfer der apostolische Präfekt P. Vietor ist. Unter den in ihrem Dienste auf 4 Stationen tätigen 34 Europäern sind 7 Priester, 15 Missions-schwester und 18 Laienbrüder. Getauft wurden seit Beginn der Missionsarbeit im Jahre 1890 etwa 2950 Personen; die Zahl der Schüler beträgt

an 2000. In Station Engelberg besitzt die Mission ein Sanatorium. Die Kinder werden praktisch in der Tischlerei, Schneiderei, Schuterei, Maurerei, im Kochen und Waschen unterrichtet; Erwachsene werden als Schmiede, Gärtner u. s. w. auf den Stationen und in den Farmen verwendet.“ (Aus: Beiträge zur Kolonialpolitik 2c.)

b) Aufgaben und Zukunftsgedanken

Eine vierfache Aufgabe übernimmt jeder Kulturstaat in dem Augenblick, in dem seine Flagge über einem fernen Völkerrich hochgeht: eine kulturelle, eine kommerzielle, eine wissenschaftliche und eine sich selbst verjüngende. Nicht nur Rechte schließt eine Besitzergreifung in sich, auch Pflichten.

Katholische Mission Engelberg.

Über die moralische Berechtigung der kulturellen Aufgabe läßt sich streiten. Ob sie, im Grunde genommen und ihres schönen Phrasenmäntelchens entkleidet, nichts anderes ist als die brutale Anwendung des brutalen Naturgesetzes vom Recht des Stärkeren? Was wir, die sogenannten Kulturmenschen, kulturelle Aufgabe nennen, hat der Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blafgesichter tötet den roten Mann!“

Doch ist hier nicht der Platz, darüber philosophische Erwägungen anzustellen. Wir haben Kolonien, müssen sie haben in gesunder Betätigung gesunder Realpolitik — also haben wir auch eine kulturelle Aufgabe.

Die kulturelle Aufgabe, an sich rein ethisch, wird im praktischen Rahmen zur Kulturaufgabe; das heißt sie besteht in Kultivierung des Bodens mit allem, was darum und daran hängt. Ideal läßt sie sich nicht durchführen; dazu müßten wir bessere Menschen sein, als wir sind. Bringen wir den Bewohnern unsere vervollkommenen Werkzeuge des Friedens zu Ackerbau und Gewerbe, lehren wir ihnen ihren Gebrauch und damit die Möglichkeit, zu größerer Wohlhabenheit und zum Gefühl des Besitzes zu gelangen, mildern wir die

Sitten — und halten ihnen fern unsere Laster: so haben wir in menschlich schöner Weise in Kulturarbeit die kulturelle Aufgabe erfüllt, zu der das Naturgesetz, und das ist der Selbsterhaltungstrieb, uns treibt.

Zum Vorteil für Lehrer und Schüler verbindet sich innig damit die Durchführung der kommerziellen Aufgabe (unter „kommerziell“ die Bewertung sowohl der gegebenen Schätze, Menschen und Produkte, als auch der dem Boden erst abzurufenden Erzeugnisse begreifend).

Die dritte Aufgabe ist die Neuverjüngung des Mutterlandes. Mutterland: Dieses Wort allein sagt schon, was eine Kolonie sein soll. Die junge Kraft, die zu Hause keine Entwicklungsmöglichkeit mehr hat, soll draußen freies Feld zum Schaffen finden. Draußen — das heißt: in der Natur, auf eigener Scholle.

Die vierte, die wissenschaftliche Aufgabe ist, vom kolonialpraktischen Standpunkte aus, Mittel zum Zweck. „In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht mehr, wie dies früher geschah, sich selbst genügend, vom großen Markte des Lebens sich entfernt halten, vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu beteiligen, um mit allen sozial erhaltenden und belebenden Kräften, empfangend und gebend, sich zu verbinden.“

Die Betätigung der kulturellen Aufgabe ist also — praktisch — in der Durchführung der kommerziellen mit enthalten; die der wissenschaftlichen bis zum heutigen Tag und ihre Ergebnisse haben wir in den vorausgegangenen Abschnitten kennen gelernt.

So erübrigt uns nur den beiden: der kommerziellen und der verjüngenden, näher zu treten.

Den Rahmen, in dem sie vor sich gehen, die Faktoren die daran zu schaffen berufen sind, hat uns das eben beschlossene Kapitel vor Augen geführt; ein gut Stück Entwicklung und Durchführung hat es uns auch schon gezeigt — so ist lediglich Weiterentwicklung und Weiterführung Gegenstand unseres Schlusswortes. Auch eine lokale Einschränkung können wir vornehmen: wir verstehen hier unter Kamerun das Gebiet südlich des Benuë.

Aber unser Kamerun reicht doch hinauf bis zum Tjad! Und bis dahin müssen wir es doch auch tatsächlich ausnützen! Ganz recht; wir wollen es und werden es auch hoffentlich. Aber nicht in sprungweisem Vorgehen mit Sprunglängen von 1000 und noch mehr Kilometern, wie es beim derzeitigen Stande der Erschließung oder richtiger Beherrschung (denn darauf kommt es an!) Kameruns statthaben müßte, sondern auf dem Wege langjamen, stetigen, etappenweisen Vorrückens.

Andere Ziele verfolgt der Forscher, den eine Expedition nach dem Tjad mächtig lockt und reizt, und reichste wissenschaftliche Erfolge verheißt; andere die koloniale Tätigkeit.

Adamaua und seine mächtige Wasserader, der Benuë: das muß unser nächstes Lösungswort sein und bleiben für geraume Zeiten. Den Tjad verlieren wir darum nicht aus dem Auge; wir nähern uns ihm, indem wir uns am Benuë festsetzen, nicht nur räumlich, sondern sichern uns damit nach Nativitas als Ausspruch auch das Mittel, Bornu mit in unser Interessengebiet herein-zuziehen. Er sagt: „Bornu ist ein Land von großer Schönheit, dessen natürlicher Reichtum und günstige geographische Lage es äußerst wünschenswert erscheinen lassen, diese produktreichen Gebiete in den Weltverkehr hereinzu-

ziehen. Das könnte am besten geschehen durch die Benützung des Venné für europäischen Handel.“ (Es ist sogar schon geschehen, mehr als uns lieb ist, durch die englische Nigerkompanie!)

Dieses „engere Kamerun“ sei vorerst das Feld kolonialer Erschließung; es ist ein ganz stattliches Stück Land, und wir sind erst in einem recht kleinen Teil davon wirklich die Herren. In ihm — mit dem nur fortan wir uns beschäftigen wollen — kann die kommerzielle (und damit die kulturelle) Aufgabe ganz und voll durchgeführt werden. Auch die verjüngende Aufgabe kann — wenn überhaupt — nur in einem Teil dieses „engeren Kamerun“ betätigt werden.

Katholisches Schwesternhaus Kribi.

Der Durch- und Weiterführung der kommerziellen Aufgabe uns zuerst zuwendend, betrachten wir zunächst ihren ersten Teil: die Handelsentwicklung.

Den derzeitigen Stand und Zustand kennen wir: Küsten- und Binnenhandel sind voneinander getrennt insofern der namentlich gegen die weiter landeinwärts sitzenden Binnenstämme zu fast ausnahmslos noch bestehenden Zwischenhandelsperre. Sehen wir die Gebiete an der westafrikanischen Küste an, wo der Durchbruch der Binnenstämme zur Küste gelungen, also eine vollständige Bresche in diese Sperre gelegt ist und Küsten- und Binnenhandel sich vereinigt haben, so sind wir überrascht von dem Umfang, den der Verkehr dort angenommen hat. Große Handelsstädte haben sich an diesen offenen Küsten entwickelt; so Lagos, Cape Coast, Akkra und andere, mit denen verglichen Duala, Vittoria und so weiter in unserm Kamerun nur kleine Faktoreien sind. „Es wird also die naturgemäße Aufgabe sein, Verhältnisse zu schaffen, wie sie an den offenen Küsten

bestehen, das heißt den Binnenhändlern, alias den Hausa, einen Weg zur Küste zu bahnen. Sobald es gelänge, die Hausa an die Küste zu ziehen, würde der Handel dort enorm ausblühen und einerseits große, bisher unerschlossene Gebiete dem Handel eröffnet werden, andererseits im Hinterlande eine wesentliche Frontveränderung eintreten, indem aus dem südlichen Adamaua die Produkte nicht mehr nach dem Venné, sondern nach der Küste abflöhen. Um die Hausa an die Küste ziehen zu können, muß man Verhältnisse schaffen, welche ihnen die Art und Weise des Reisens, so wie sie es gewöhnt sind, ermöglichen, das heißt Plaze, auf denen sie einzeln und in kleinen Trupps bei leidlicher Sicherheit marschieren können und auf denen sie an jedem zweiten oder dritten Tage Lebensmittel finden.“ (Wie diese unternehmungslustigen Leute jede Gelegenheit zur Erweiterung

ihrer Beziehungen benützen, beweist jener Zug einer Kauffahndelskarawane über Yaounde bis zur Küste (S. 116.)

„Die zweite Seite, von welcher die Handelserschließung Adamauas in Angriff zu nehmen wäre, würde der Benué sein. Der Benué gehört von dem Einfluß des Faro in ihn mit seinem ganzen weiteren Oberlauf zur Kolonie und ist während drei Monaten des Jahres bis Garua für Dampfer bis zu acht Fuß Tiefgang schiffbar. Wie wir oben“ (S. 50 u. f.) „gesehen haben, ist nun Garua der Knotenpunkt der wichtigsten Handelsstraßen und daher als Handelsstation der geeignetste Platz.“ (Nus: Passarge, Adamaua.) Daneben wären natürlich noch weitere an diesem so wichtigen Flüsse anzulegen. Mit der Festsetzung an diesem Strome steht und fällt die handelspolitische Erschließung des mittleren und nördlichen, ja eines gut Teil des südlichen (westlichen) Adamauas. Zu ihm

gravitieren alle diese Gebiete. Und hier handelt es sich nicht um Anschaffung von Handelswegen und Verkehr, sondern um Ablenkung dieser Verbindungen in deutsche Hand. Durch das Eindringen der Europäer — leider waren es, wie wir wissen, die Engländer; und in englische Faktoreien gehen alle die reichen Produkte aus Deutsch-Adamaua — hat der Sudanhandel tiefgreifende Umgestaltung erfahren. „Während der Sudan vor dem nur durch die Wüste mit Europa in Verbindung stand, wird er seit der Festlegung der Nigerkompanie am Benué von diesem her so massenhaft mit billigen europäischen Waren überschwemmt, daß der Wüstenverkehr fast vollständig zu Grunde gegangen ist und daß die Karawanenstraßen durch die Sahara zusehends veröden;“ — und daß wir in Deutsch-Adamaua in handelspolitischer Beziehung vorerst ganz und gar von England abhängig sind!

Noch weit wichtiger aber als dieser Handelszukunftsausschwung ist die Lösung des zweiten und dritten Teils der kommerziellen Aufgabe: die Inangriffnahme des Plantagenbaues (und der Viehzucht), sowie die Verwertung der Menschen: das erst gibt uns das Land voll und ganz und dauernd in die Hand.

Der auf Plantagenbau sich gründende Handel ist die eigentliche Zukunft Kameruns!

Der Großplantagenbau, d. h. die von Europäern geleiteten großen Pflanzungsbetriebe, hat bereits mächtig begonnen und sich entwickelt: wir haben dem darüber Gesagten nichts mehr hinzuzufügen. In gleich großem Maßstab und Betrieb kann und wird, wenn einmal Adamaua ganz und voll uns gehört, auf seinen Hochplateaus die Viehzucht betrieben werden.

Kulturell noch bedeutamer ist eine bisher noch nicht betätigte Art und Weise des Betriebs von Ackerbau (und Viehzucht), die dem so einzig richtigen Wahlspruch Zintgraffs gerecht wird: „Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner!“

Durch die Eingeborenen des Landes selbst unter staatlicher Aufsicht betriebener Plantagenbau und Viehzucht: das ist die Lösung des zweiten Teils der kommerziellen (und — zum guten Teil und in wahrhaft humaner Weise — der kulturellen) Aufgabe!

Bei der Wichtigkeit dieses Problems für die fernere Zukunft unserer Kolonie muß dasselbe etwas näher erläutert werden.

Der derzeitige kleinbäuerliche Farmbetrieb muß zu einem selbstständigen Plantagenbetrieb entwickelt werden; vorerst nur in dem Umfang, wie ihn die einzelne Familie unter Zuhilfenahme ihrer Mitglieder (Familienangehörige und Sklaven) zu leisten in der Lage ist.

Ist dem Neger einmal der bleibende Wert einer Baummollstaude, eines Kolabaumes, eines Kakaobaumes klar — und das dauert bei seinem pfiffigen Bauernverstand gar nicht lange — und hat er die Gewißheit, daß ihm die davon gewonnenen Produkte zu einem bestimmten Preis abgenommen werden, so wirft er sich (das ist absolut sicher für jeden, der den Neger kennt) gern und mit Eifer auf die neue lukrative Beschäftigung.

Ein wichtiger kultureller Faktor wird mit Ansehung des Negers zum geregelten Plantagen-

bau ferner geschaffen: das Gefühl des Besitzes und der Sicherheit des Besitzes. Dieses Gefühl der Sicherheit hat zur Zeit eigentlich noch kein Neger, namentlich noch kein Bantuneger. Seine ganze wertvolle Habe besteht in Weibern, Sklaven, etwas Vieh und beim Küsten- und Flußnegern noch in seinen Kanus. Dieser bewegliche Besitz ist mehr oder weniger der Willkür des Häuptlings, überhaupt jedes Mächtigeren preisgegeben. Anders bei den Plantagen. Jeder stehende Kakaobaum zum Beispiel bildet einen abschätzbaren, sichtbaren, stabilen Wert. Die einzelnen Farmen, die Zahl der Bäume, die Besitzer werden von der Regierung aufgenommen und gebucht. Das ist das richtige Grundbuch für eine Kolonie! Natürlich muß die Regierung auch Macht genug besitzen, den Eigentümern in seinem Eigentum zu schätzen!

Und in demselben Grade, wie der Neger mit

diesem Gefühl des gesicherten Besitzes sich mehr als Herr des Bodens fühlen lernt, in demselben Grade wird er — ihm unmerklich — immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung gebracht. Jetzt läßt sich an eine Einführung von Steuern denken. Im Fall diese nicht bezahlt wird, hat die Regierung einen Rückhalt an den Erzeugnissen der Plantage. Aber nicht nur dazu allein läßt sich der Plantagenbetrieb heranziehen, auch zur Exekution von Geldstrafen ist er die einzige sichere Basis: die Strafe wird abgearbeitet, nicht abgefehen! So wirkt sie als erzieherisches Prinzip, also das Ideal jeder Strafe, die ja sowohl sühnend als auch bessernd wirken soll.

Der Plantagenbau muß unter staatlicher Aufsicht betrieben werden. Dazu muß eine neue Beamtenkategorie, neu in unseren Kolonien wenigstens, eingeführt werden: nennen wir sie Plan-

tageninspektoren. Neu überhaupt sind solche Posten nicht: die Engländer haben in Indien ihre native commissioners, eine segensreiche Institution. Diese Plantageninspektoren hätten sich von dem Gang und Stand der Plantagen zu überzeugen, die von der Regierung unentgeltlich zu liefernden Saatzpflanzen auszuteilen, Belehrung und Anordnungen zu betätigen; sie sind im beständigen Verkehr mit den Eingeborenen, und somit die besten Leute, zwischen Regierung und Landesbewohnern die Mittelspersonen zu bilden.

Hier setzt denn auch die nicht zu unterschätzende allgemeine-kulturelle Bedeutung des Großplantagenbetriebs ein: einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen bringt jeder auf ihnen Arbeitende nach Ablauf seines Kontraktes mit in die Heimat und verwertet ihn bei Bebauung seiner eigenen kleinen Plantage.

In ganz analoger Weise wäre der Betrieb der kleinbäuerlichen Viehzucht zu gestalten.

So umspinnen wir den Eingeborenen, ohne daß es ihm fühlbar wird, mit dem ganzen Netz der Abhängigkeit vom Weißen, so ist wohl der erste und gewaltigste Schritt zur Beherrschung des Landes gemacht ohne nennenswerten größeren Aufwand an Weißen — nur in praktischer Ausführung des Grundsatzes: Afrika den Afrikanern, uns die Afrikaner!

Gewinnen wir auf diese Weise mittelbar die Menschen, so besteht in der unmittelbaren Verwertung derselben die Durchführung des dritten Teils der kommerziellen Aufgabe. Hier kommt nur Adamaua in Betracht.

Geeigenchaftet sind diese Gebiete einmal der bedeutenden Menschenmassen wegen, die sie bergen — erinnern wir uns der geschilderten Bevölkerungstärken —, dann, weil gegebene wirtschaftliche Reserven in Gestalt von Handelsprodukten derzeit fehlen (ausgenommen Elfenbein); die zahlreiche Bevölkerung also, die nichts wie ihre schaffenskräftigen Arme auf den Markt werfen kann, gerne ihren Überschuß an Kraft in irgend welcher Weise zur Verfügung stellen wird.

Kamerun bedarf der Menschen — die Frage, Menschenmaterial zu bekommen, gestaltet sich immer brennender — zu doppelten Zwecken: als Arbeiter für die sich mehrenden und vergrößernden Plantagen an der Küste; als Soldaten für die Schutztruppe. Und Kamerun hat Menschenmassen in den Heidenstämmen Adamauas. Daß sie zu Arbeitern sich eignen, das haben die Erfahrungen der Pflanzler bewiesen. Daß sie zu Soldaten sich eignen, davon kann die Zintgraffsche Expedition sprechen, das bezeugt uns von einem südlichen Stamm in neuester Zeit Leutnant Dominik. Greifen wir zu den Adamauastämmen als Arbeiter- und Soldatenmaterial, so haben wir den Rekrutierungsbezirk im eigenen Lande, statt in fremden Kolonien um teureres Geld werben zu müssen, und sind unabhängig von dem guten Willen anderer! Der Anfang in beiden Richtungen ist gemacht.

Aber zum Gewinnen und noch mehr zum Halten dieser Massen gehört die richtige Behandlung des Menschenmaterials, des Negers.

Sie ergibt sich aus der Kenntnis seines Charakters, seiner Eigenart in erster Linie; in zweiter aus der seines ganzen Kultur- und Sittenlebens (im weitesten Sinne); also kurz gefaßt aus afrikanischer Menschen- und Völkerkenntnis.

Der Westafrikaner ist seinem widerspruchsvollen Gemisch von guten und

schlechten Eigenschaften entsprechend teils ein noch in den Kinderschuhen steckender Menschenschlag, teils ähnelt er lebhaft dem klugen, pffiffigen, mißtrauischen Bauern (vergl. hierzu S. 89 u. f.). Deshalb muß die Behandlung des Negers auch stets zugleich Erziehung sein.

In dieses Kapitel gehört die Tatsache, daß wir vorerst an der Institution der Sklaverei nicht rütteln sollen. Wohlverstanden der Hausklaverei; denn diese ist vielfach milder und patriarchalischer als unser Dienstboten- und Arbeiterverhältnis: man macht sich von der „Sklaverei“ in Afrika zumeist eine ganz falsche, viel zu harte Vorstellung.

In dieses Kapitel gehört auch die Tatsache, daß man vorerst wenigstens und wohl geraume Zeit noch, nicht unsere modern-europäischen Anschauungen und Strafgesetzbuchbestimmungen anwenden darf, sondern auch in dieser Hinsicht mit landesüblichen Begriffen und Mitteln arbeite: ein gelegentlicher Peitschenhieb in Afrika braucht in unserem humanitätsdu—rftigen Europa nicht so viel Staub aufzuwirbeln, als es leider nicht selten der Fall ist!

In dieses Kapitel endlich gehört aber noch etwas herein, das leider viel zu wenig gewürdigt wird: die Tatsache der Macht der Persönlichkeit! Die auf Menschen- und Völkerkenntnis fußende Behandlung des Afrikaners ist es allein, die in Verbindung mit dem innewohnenden moralischen Faktor den auf den Verkehr mit dem Neger angewiesenen Europäer — er mag Forscher oder Schutztruppenoffizier, Pflanzler, Beamter, Kaufmann oder Missionar sein — das werden läßt, was er da draußen werden muß, soll er für die Heimat und für Afrika ein wirklicher Kulturpionier sein: eine Persönlichkeit. Wenige nur sind es, die das zu werden verstanden haben, die das zu werden verstehen. Dann aber fiel und fällt eines solchen Mannes Name, der von Mund zu Mund der Eingeborenen geht und der mit Furcht und Zutrauen zugleich ausgeprochen wird, tausendmal schwerer in die Wagschale als Titel und Rang, er wiegt Geld und Bajonette auf! —

Wir haben uns endlich noch der verjüngenden Aufgabe zuzuwenden. Wenn überhaupt — so kommen hier nur die räumlich begrenzten Hochlandgebiete im Nord- beziehungsweise Südtteil Kameruns in Betracht, genauer die Balliländer und die Gebiete zwischen dem oberen Sanaga und der Yaundestation.

Gleich vorweg sei bemerkt, daß vorerst von einer Ansiedelung in großem Maßstab mit sich rentierenden Zukunftsaussichten nicht die Rede sein kann.

Anknüpfend an das eingangs dieses Kapitels darüber Gesagte: Jene Kräfte, die zu Hause, dank unserer sozialen Mißverhältnisse keine Entwicklungsmöglichkeit mehr haben, gehören hier heraus in eine deutsche Kolonie statt im Auswandererstrom nach Amerika und Australien u. s. w. in fremden Völkern auf- und unterzugehen.

Die eigene Scholle nur gibt Zufriedenheit und Stetigkeit. Besser stünde es um unser Volk, wenn es draußen in der Natur lebte wie seine Altvordern! Der Zug, der alles in die modernen Hörselberge — heutzutage nennt man sie Großstädte — reißt, verschlingt das Volk und seine Kraft: ein anderer Maelstrom.

Der Unterschied zwischen reich und arm, oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter Armut, und damit das fürchterliche soziale Elend, der Klassenhaß, fällt draußen, wo Licht und Luft und Wasser noch frei, wo das Land dem gehört, der es mit seiner Hände Arbeit rodet und urbar macht, weg, ist zum mindesten unendlich weniger schroff als in der menschen-

überfüllten Heimat; und eine Reihe von Verbrechen, geboren aus den ungeligen, sozialen Mißverhältnissen, ist mit einem Schlage aus der Welt geschafft.

Dem weißen Ansiedler ist eine bescheidene, gesunde, auskömmliche Existenz bei fleißiger Hände Arbeit in den Hochlanden Kameruns sicher. Gott sei Dank gibt es keine Goldfelder, wo das gelbe Erz in Klumpen gegraben werden kann! —

Weiterentwicklung und Inangriffnahme all dieser Aufgaben aber haben zur obersten Voraussetzung Sicherheit, Sicherung und die Herrschaft im eigenen Hause!

„Wer anbauen und ernten will, zumal in einem wilden Lande, wird von Anfang an dafür zu sorgen haben, daß er wirklich Herr seines Eigentums ist. Was helfen uns stattliche Faktoreien und ausgedehnte Plantagen, wenn wir sie nicht zu schützen vermögen? Was nützt uns der brauchbare Menschenschlag des Binnenplateaus, wenn er unter unseren Augen von mohammedanischen Sklavenjägern fortgesetzt verheert wird?“

Verkehrsstraßen und Stationen: das sind das Knochengerrüst und das Geäder in einem kolonialen Leibe!

Das haben die alten Römer gewußt, das wußte die Hanja, das wußte der Deutschritterorden, dessen Burgen und Festen sich überall im eroberten Preußenlande erhoben.

Nur wo Stationen angelegt sind, wo der Weiße dauernd sich festsetzt, nur da gehört ihm auch wirklich das Land. Hat vorher die Waffe sprechen müssen, dann muß man erst recht in dem betreffenden Gebiet bleiben und nunmehr auf friedlichem Weg Verbindung mit den Eingeborenen anknüpfen. Denn nie dürfen wir vergessen, daß im Grund genommen der Neger im Recht, wir im Unrecht sind, wir als Eindringlinge in sein Eigentum erscheinen! Und auch die politische Klugheit muß uns dazu veranlassen, den Neger, das ist die Bantu- und Sudanheidenstämme, zu schützen gegen seine mohammedanischen Bedränger von Norden her; die Heidenstämme Adamauas sind das Zukunftsmenschenmaterial in mittelbarer und unmittelbarer Verwertung, wie wir eben gehört! „Sie sind der menschliche Faktor, von dessen richtiger Behandlung dermaleinst die Zukunft Kameruns abhängt.“ —

Viel ist in unserem Schutzgebiet da unten am Äquator im Golf von Guinea schon geschehen, um es zu dem werden zu lassen, zu dem es die Natur bestimmt, zu einer blühenden, reichen Kolonie; — noch mehr sind der Aufgaben, die unser harren. Vertrauen in der Heimat, Konsequenz hier und draußen, und über allem — nochmals sei es gesagt — jener Eigenschaft, zu Hause und über See, bedarf es, die leider nur zu wenig da wie dort geübt wird, handelt es sich um Lösung kolonialer Aufgaben, jener Eigenschaft, die das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich birgt: der Geduld!

Aber immerhin befinden wir uns jetzt wenigstens auf der richtigen Bahn. Und deutsche Tüchtigkeit und deutscher Fleiß, welche des heiligen römischen Reichs Streufandbüchse zu einem dichtbevölkerten, blühenden Lande umgeschaffen und die slavischen Sumpf- und Urwaldgebiete so glänzend kolonisiert haben, werden auch dieses so überreich von der Natur ausgestattete Schutzgebiet zur vollen Entwicklung bringen!

Abgeschlossen 20. März 1902.

Literatur- und Illustrationsnachweis

Benutzte Quellen:

- Barth: Reisen in Zentralafrika.
 Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.
 Buchner: Kamerun.
 Bulletin de la société de géographie de Paris T. XVI, XVII.
 Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres; Schilderungen von der deutschen Tiefseexpedition.
 Deutsche Kolonialzeitung.
 Deutsche Rundschau für Geographie zc.
 Deutsches Kolonialblatt.
 Dominik: Kamerun; Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den Tropen.
 Globus.
 Großer deutscher Kolonialatlas: Kamerun 1901.
 Hassert: Deutschlands Kolonien.
 Hutter: Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun.
 Kossitzky: Deutsche Kolonialgeschichte.
 Le Mouvement géographique, Bruxelles.
 Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
 Morgen: Durch Kamerun von Süd zu Nord.
 Nachtigal: Sahara und Sudan.
 Passarge: Adamaua.
 Pechuel-Loesche und Falkenstein: Die Loangoexpedition.
 Plehn: Die Kamerunküste.
 Sievers-Hahn: Länder- und Völkerkunde; Band Afrika.
 Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde.
 Wohltmann: Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft.
 Zeitschrift für ozeanische und afrikanische Sprachen.
 Zintgraf: Nordkamerun.

Zur Verfügung gestellte Photographien (soweit hier nicht aufgeführt: vom Verfasser bezw. von Dr. Zintgraf):

- von Professor Dr. Max Buchner: die Abbildungen auf S. 9, 11, 12, 21, 30, 32, 39, 61, 103, 105, 119, 126, 135.
 von dem Missionshaus der Pallotiner: die Abbildungen auf S. 161, 163.
 aus den „Mitteilungen zc.“: die Abbildungen auf S. 44, 93, 121, 125, 137, 141.
 aus Morgen, Durch Kamerun: die Abbildungen auf S. 111, 113.
 von der Gesellschaft Nordwestkamerun: die Abbildungen auf S. 26, 41, 47, 95, 123, 153.
 aus Passarge, Adamaua: die Abbildungen auf S. 85, 99, 127.
 von der Gesellschaft Viktoria: die Abbildungen auf S. 29, 34, 71, 101, 107, 157.
 aus der Zeitschrift „Wild und Hund“: die Abbildungen auf S. 57, 69.
 von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann: die Abbildungen auf S. 149, 151, 159.

Togo

von

N. Büttner

I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung

Deutsche Kaufleute hatten seit 1880 auf der herrenlosen Togoküste Handelsniederlassungen gegründet und sich nach westafrikanischem Gebrauch durch Verträge mit den einheimischen Häuptlingen die Erlaubnis gesichert, ungehindert in den betreffenden Gebieten Handel zu treiben. Englische Einflüsse aus der benachbarten Goldküstenkolonie führten indessen bald eine Spaltung unter den bis dahin freundlich gesinnten Eingeborenen und eine so unsichere Lage für die Deutschen herbei, daß die letzteren sich schon im Jahre 1883 veranlaßt sahen, den Schutz ihrer Regierung nachzusuchen. Als dann 1884 S. M. S. „Sophie“ eines Tages auf der Reede von Klein-Popo vor Anker ging, erlangten die deutschen Kaufleute, die in der letzten Zeit sogar ihr Eigentum und Leben bedroht gesehen hatten, unter der Beihilfe des Kapitäns Stubenrauch eine Bestätigung ihrer schon im Jahre 1882 mit Kudjovi, einem der Häuptlinge oder „Chiefs“ von Klein-Popo, geschlossenen Verträge. Kaum jedoch hatte die „Sophie“ die Reede verlassen, als die Beunruhigungen der Deutschen wieder begannen, und zwar in so bedrohlicher Weise, daß einer der Kaufleute in einem dreistündigen Gewalttritt nach Groß-Popo eilte und den Kapitän des dort vor Anker gegangenen Kriegsschiffs benachrichtigte. Die „Sophie“ kehrte sofort nach Klein-Popo zurück, wo der Kapitän am 5. Februar 100 Mann ans Land setzen und die Hauptanstifter der Unruhen gefangen nehmen ließ. Das Schiff brachte diese Gefangenen als Geiseln nach Deutschland und der Kaiser ließ sie nach Berlin kommen, wo ihnen Gelegenheit geboten wurde, die Größe und den Glanz der Stadt, sowie die vielen Soldaten des Kaisers zu bewundern. Inzwischen richteten der König und die Häuptlinge von Gridji und Klein-Popo an Seine Majestät den Kaiser ihren Dank für die Aufrechterhaltung des Friedens, protestierten gegen die Einmischungen der Engländer und baten um den deutschen Schutz.

Auch in Lome und Bagida gerieten deutsche und englische Bestrebungen arg aneinander. Bald forderten die Häuptlinge unter englischem Einflusse die deutschen Kaufleute auf das Land zu verlassen, bald wieder wiesen sie die in Aussicht gestellte englische Schutzherrschaft schroff zurück.

So lagen die Dinge, als am 2. Juli 1884 Seiner Majestät Kanonenboot „Möwe“ mit den zurückgebrachten Geiseln und Dr. Nachtigal an Bord vor Klein-Popo erschien. Letzterer hatte den Auftrag mit den unabhängigen Häuptlingen des Landes Verträge abzuschließen. Ein solcher Vertrag wurde dann mit dem Könige von Togo in Togostadt — oder vielmehr mit dessen Stabträger und Bevollmächtigten, da der König selbst nicht seinen Wohnort ver-

lassen durfte — vereinbart, und am 5. Juli hißte der kaiserliche Kommissar in Bagida und am folgenden Tage in Lome die deutsche Flagge, wodurch dieser Teil der Küste als deutsches Schutzgebiet erklärt wurde. Ueber Klein-Popo konnte noch nicht entschieden werden, da inzwischen auch die Franzosen darauf Anspruch erhoben hatten. Diese hatten sich plötzlich erinnert, daß Klein-Popo vor Jahren um die französische Schutzherrschaft nachgesucht hatte, auf welches Gesuch aber niemals eine Antwort erteilt worden war. Als wir Ende August 1884 Klein-Popo besuchten, fanden wir dort eine starke politische Spannung; jede der drei fremden Nationen suchte durch den von ihr unterstützten Häuptling — die Deutschen durch den alten Kudjovi — ihren Einfluß geltend zu machen.

Am 5. September hißte dann der Kapitän der Korvette „Leipzig“ auf Bitte des Königs Mensa in Porto Seguro die deutsche Flagge.

Die Franzosen waren indessen nicht so zurückhaltend und am 17. April 1885 wehte ihre Flagge über Klein-Popo. Der später anlangende Admiral Knorr auf der Korvette „Bismarck“ konnte nur noch in Porto Seguro, wo die Franzosen ebenfalls dabei waren ihre Flagge zu hissen, seinem Protest kräftigen Ausdruck geben.

Im September 1885 kam dann zwischen den beteiligten Mächten eine Vereinbarung zu stande. Frankreich erkannte Klein-Popo und Porto Seguro als deutschen Besitz an.

So war das Küstengebiet von der englischen Grenze westlich von Lome bis zur französischen Grenze östlich von Klein-Popo als deutsches Schutzgebiet bestätigt, indessen bedurfte es noch einer ganzen Reihe von Jahren, um uns mit den Nachbarn im Inlande auseinanderzusetzen. In der nordwestlichen Ecke des Hinterlandes ist selbst bis jetzt eine endgültige Grenze gegen das englische Gebiet noch nicht festgelegt. Im westlichen Inland gab es mit England bald einen zugespitzten Wettstreit in der Erwerbung von Schutzverträgen mit den eingeborenen Häuptlingen. Als zu Anfang 1886 der deutsche Kommissar Falkenthal Agotime Kpetu im Rücken des englischen Quittagebiets erwarb, eilte der englische Distriktskommissar Williams nach Peki, um durch einen Vertrag mit Kwadjo De, der seit 1874 unter englischem Einfluß stand, dessen Besitztum für England zu sichern. Kwadjo De berief dann alle Häuptlinge aus der Gegend von Peki und Kpando nach dem letzteren Ort, wo am 13. Oktober 1886 ein Vertrag zu stande kam, wodurch das ganze linke Volta-gebiet bis nach Nkonya und Boem englisch wurde. Dagegen war es nur ein schwacher Erfolg, als der stellvertretende Kommissar Grade am 30. August 1887 Agome Palime und Agu, am 1. September jenseits des Gebirges Viati unter deutschen Schutz stellen konnte. Als dann aber v. François 1888 Salaga, Nendi und die nördlich davon gelegenen Länder besuchte, beeilte sich England, die Frage über diese Gebiete in einem Vertrage mit Deutschland vorderhand zu suspendieren. So kam noch 1888 ein Abkommen zu stande, wonach ein quadratisches Gebiet, vornehmlich die Königreiche Gonyia (mit Salaga) und Dagomba umfassend, als neutral erklärt wurde. In diesem Gebiet sollte keine der beiden Mächte weitere Hoheitsrechte erwerben — ein Abkommen, an welches sich England wenig gehalten hat.

Der 1. Juli 1890 brachte eine weitere Vereinbarung mit England. In dieser verzichtete bekanntlich Deutschland zu Gunsten Englands auf das südliche Somaliland und Bitu; dazu erhielt England das Protektorat über Sansibar. Deutschland bekam Helgoland und in Togo wurde die Grenze so

durch die Landschaft Krepi gelegt, daß Apando deutsch, Peki englisch wurde. Wir wurden damit von der Voltamündung abgeschnitten und von der Dani- bis zur Dakamündung wurde das linke Voltaufer als Grenze festgesetzt — Festsetzungen, die von nachteiligstem Einfluß für die Kolonie werden mußten.

Mit dem östlichen Nachbar war im Jahre 1885 der Meridian der Westspitze der Laguneninsel Bayol bis zum 9. Grad als Grenze vereinbart worden. In für Deutschland günstiger Zeit, nämlich vor dem Kriege oder während des Krieges Frankreichs gegen Dahomé, hatte man die Erwerbung der nördlichen und östlichen Hinterländer versäumt und unternahm kräftigere, dahin zielende Bestrebungen erst, nachdem die Franzosen dort auf dem Plan erschienen waren. So war denn im Jahre 1897 eine ganz verwickelte Lage entstanden: die Franzosen hielten Mossi durch eine Station in Wagadugu, ebenso einen großen Teil von Gurma, die Deutschen saßen zwar in Pama, aber ihre Station in Sankane Mangu war entblößt, der Posten in Bapure eingezogen, die deutsche Flagge in Sara durch eine französische ersetzt und in den Landschaften Tshautsho und Zugu befanden sich Posten und Stationen der beiden Mächte nebeneinander. In mehreren Ortschaften wehten deutsche und französische Flaggen. Diesem unhaltbaren und gefährlichen Zustande machte der Vertrag vom 23. Juli 1897 ein Ende. Nach demselben geht nunmehr die Grenze östlich von der Insel Bayol in der Mitte der Lagune bis zum Zusammentreffen mit dem Mono, dann den Talweg dieses Flusses bis zum 7. Grad, folgt darauf dem Meridian von Bayol bis zum 9. Grad, verläuft dann weiter derartig bis zum 10. Grad, daß Kivikri und Basilo deutsch, Medjo und Semere französisch wurden. Nördlich des 10. Grades geht die Grenze zwischen dem deutschen Gando und dem französischen Dje zum 11. Grad, diesen entlang bis zum weißen Volta, der dann abwärts bis zum 10. Grad, wo die neutrale Zone beginnt, die weitere Grenze bildet.

Mann von Porto Seguro.

Diese neutrale Zone hat nun auch in dem Samoaabkommen zwischen Deutschland und England vom 14. November 1899 eine Aufteilung erfahren. Danach bildet der Dakafluß von seiner Mündung bis zum 9. Grad die Grenze, die dann weiter in nördlicher Richtung so verlaufen soll, daß Gambaga und die sämtlichen Gebiete von Mamprushi an England, Yendi und die Gebiete von Dakoshi an Deutschland fallen. Eine gemischte Kommission soll die Festsetzung der Grenze an Ort und Stelle vornehmen. Die beiden Abteilungen der Kommission, von denen die deutsche unter der Führung des Grafen Zech steht, haben sich im November 1901 an der Mündung des Daka in den Volta vereinigt. Manche Deutsche wollen in der obigen Vereinbarung unter Yendi das Land der Dagomba verstehen, dann würde unser Togoland etwa 102000 qkm umfassen, wenn aber die englische Auffassung den Sieg davonträgt, daß nämlich nur die Stadt Yendi gemeint ist, würde unser Gebiet etwa 86000 qkm (mit schätungsweise $2\frac{1}{2}$ —3 Millionen Einwohnern) messen.

Diese Grenzabkommen mit den Nachbarn sind zum Teil das Ergebnis von Verträgen, welche durch von der Regierung entsendete oder beauftragte Reisende mit eingeborenen Häuptlingen und Herrschern abgeschlossen wurden. Daneben widmeten sich diese Männer, sowie eine Reihe von Nachfolgern so eingehend der Erforschung des Landes, daß wir heute im stande sind ein Bild von unserer Togokolonie zu entwerfen, wenn es auch natürlicherweise noch mit vielen Lücken und Mängeln behaftet ist. Um nun eine kurze Geschichte der Erforschung des Togolandes zu geben, haben wir zu erwähnen, daß vor der Besitzergreifung im Jahre 1884 nur einige Missionare im Gebiet gereist hatten. Die Routen des Missionars Hornberger sind allerdings bereits im Jahre 1867 veröffentlicht worden. Nach der Inbesitznahme waren die ersten Deutschen, die uns über das Togoland — wenn auch in sehr unvollkommener und zum Teil falscher Darstellung — berichteten, Dr. H. Zöller und Dr. E. Henrici. Die eigentliche Erforschung des Landes begann im Jahre 1888. In diesem Jahre zieht Hauptmann C. v. François von Bagida über Apando und Kratyi nach Salaga, Yendi, Gambaga, Grußi und Mossi. Er nimmt den Rückweg nach Klein-Popo über Salaga und Bismarckburg. Hier hatte inzwischen, ebenfalls 1888, Stabsarzt Dr. L. Wolf die Forschungsstation gegründet. L. Wolf war mit Premierleutnant Kling und dem Techniker Bugslag zu diesem Zweck einer Stationsgründung von Klein-Popo über Do Koffi in Nuatschä in das bisher von Europäern unbetretene Gebirgsland von Akposso gezogen und gelangte von hier nach Adele, wo er günstige Bedingungen für die Anlage einer Station zu finden glaubte.

1889. L. Wolf zieht von Bismarckburg nach Tshautsho, Sugu und Barba, wo er in Dabari (Nidali) am 26. Juni starb.

1890. Kling marschiert von Lome über Apando, Salaga, Napari nach Wo und Bismarckburg.

1890. Leutnant Herold baut die Station Misahöhe.

1890/91. Dr. Büttner in Bismarckburg; besucht unter anderem Tshautsho.

1891. Kling und Bugslag kommen zum zweitenmal nach Togo. Bugslag erkrankt schon an der Küste, kehrt nach Deutschland zurück, wo er Anfang Dezember in seiner Heimat Apenrade stirbt. Kling zieht über Bismarckburg nach Sugu und Borgu. Er kommt 1892 zurück über Medjo, Basilo, Bassari, San Sugu, Salaga nach Bismarckburg und zur Küste. Schon schwer erkrankt trat er die Rückreise nach Deutschland an, wo er bald nach seiner Ankunft am 15. September in Berlin starb.

Seit dem Jahre 1893 hat dann eine so lebhafteste Durchforschung fast des gesamten Gebietes eingesetzt, daß wir den einzelnen Reisenden auf ihren Wegen nicht mehr folgen können. Wir müssen uns begnügen, an dieser Stelle die Namen der verdienstvollsten Reisenden und Forscher anzuführen; es sind dies die Leutnants v. Döring, v. Seefried, Graf Zech, v. Massow, Thierry, Breil; ferner Dr. Gruner, Dr. Kersting, Dr. Küster, H. Klose, der Botaniker E. Baumann, Bergassessor Hupfeld, Forstassessor und Oberleutnant Dr. R. Plehn. Den Tod in ihrem Forscherberuf haben von den Genannten noch mehrere gefunden: Dr. Küster starb nach kurzer Anwesenheit in Togo in Akroso am Volta am 29. April 1892; E. Baumann in Köln am 3. September 1895, nachdem er eben aus Togo eingetroffen war; Premierleutnant v. Massow starb als Leiter der deutschen Abteilung der deutsch-französischen Grenzkommission Ende Juli 1899 in Kikifri; Oberleutnant Dr. R. Plehn fiel

am 24. November 1900 durch einen Pfeilschuß bei Digaï im Kamerunhinterland.

Zum Schluß dieses kurzen Abrisses sei noch der großen Grunerischen Togohinterlandexpedition gedacht, die als hervorragende Leistung in den Annalen der afrikanischen Forschung ihren Platz gefunden hat. Es ist nur zu bedauern, daß sie auch nicht mehr im stande gewesen ist, mehr von dem Hinterlande für Deutschland zu retten:

Die alte (Herold'sche) Station Misahöhe.

1894/95. Dr. Gruner zieht von Misahöhe über Kratji, Salaga, Yendi, Sanjane Mangu nach Pama, Gurma, Tsai am Niger, nigerabwärts nach Giris, weiter nach Gando (wo Dr. Gruner einen Schutzvertrag abschließt), zurück über Flo, Kuande, Mangu nach Misahöhe.

II. Allgemeine Beschreibung des Landes

Die 52 km lange Küste unseres Togogebietes wird von einer gewaltigen Brandung bespült. In kurzen Zwischenräumen entsendet das Meer lange und schwere schaumgekrönte Wellenzüge gegen die Küste, in deren Bereich sie sich überstürzen und die zusammenbrechenden Wogen den flachen Strand hinauffjagen. Besonders in den Monaten März bis Juni ist die Brandung eine sehr hohe, so daß ihr Donnergebrüll weit in das Land hineintönt und oft jeglicher Verkehr von See zu Land aufgehoben ist. Der Küstenfaum selbst ist eine nur wenig erhöhte Sandanhäufung, stellenweise von Dünencharakter, von 1—2 km Breite. Dahinter befindet sich ein langsam fließendes Brackwasser, das als Lagune bezeichnet wird. Diese sandigen, einer Mehrung

ähnlichen Küstenstreifen sind für die Guineaküste bezeichnend; sie sind entstanden durch das Zusammenwirken von Brandung und Guineaströmung, die große Mengen von Seefand vor dem eigentlichen Festland ablagerten. So wurden die Flüsse des Festlandes, die die vorgelagerten Sandbänke nicht zu durchbrechen vermochten, vom Meere abgeschlossen und seitwärts abgedrängt. Stellenweise ist dieser vorgelagerte Sandstreifen unterbrochen und es findet eine Verbindung zwischen Meer und Lagune statt. Eine derartige Bresche liegt einige hundert Meter östlich von Klein-Popo. Bei hohem Lagunenwasserstand durchstößt man wohl, um einer Überschwemmung des Landes vorzubeugen, die Nehrung, manchmal findet auch bei hohen Seestürmen ein Durchbruch statt, wie erst vor einigen Jahren bei dem benachbarten Cotonu. Dort, wo das Festlandsufer besonders flach beschaffen war, haben sich größere Lagunenseen gebildet, so im englischen Gebiet die ausgedehnte, zum Teil ausgetrocknete Quittalagune, in Togoland der 10–12 km lange und 5 km breite Togo-See und die Bolagune. Der Lagunenlauf im westlichen Gebiet der Kolonie führt nur zeitweise Wasser oder ist ganz ausgetrocknet und stellenweise überweht. Dagegen verbindet der östliche Arm den Togo-See mit der Bolagune, nimmt im weiteren Verlauf im See von Groß-Popo den Mono auf und zieht sich über die Grenzen unseres Gebiets weit in die östlich gelegenen Küstenländer. Bei Klein-Popo ist die Lagune mehrfach verzweigt, wie auch die Bolagune einige schmale Arme tief in das Vorland entsendet. Abgesehen von den seeartigen Erweiterungen hat der Lagunenlauf eine wechselnde Breite von einigen hundert Schritt, stellenweise ist er auch schmaler.

Mit scharf abgebrochenem, bis 15 m hohem Rande erhebt sich nördlich der Lagune das eigentliche Festland in Wellenterrassen sanft ansteigend, um im westlichen und mittleren Teil der Kolonie in 120–140 km Entfernung die ersten Gebirgszüge zu treffen. Im Osten des Landes erreicht man in der allmählich ansteigenden Mono-Nyalaebene den Fuß des Gebirges erst in mehr als 300 km Entfernung. Dieses Vorland besteht zum größten Teil aus rötlichem Sand und Lateritkies, dem Verwitterungsprodukt eines abgesunkenen Teiles des inneren Gebirgslandes. Als Zacken dieses abgesunkenen Gebirges ragen aus der Ebene die isolierten, aus Gneisgranit mit Hornblende bestehenden Gipfel des Adaklu und des fast 1000 m hohen Agu empor.

Das Gebirge, an der englischen Goldküste beginnend, überseht, in Nordost-Richtung ziehend, den Volta und damit die deutsche Grenze, nimmt dann allmählich immer mehr eine nördliche Richtung an und zieht sich in der Mitte des Landes bis etwa zum 9. Grad hin. Es besteht aus einer ganzen Reihe von Parallelzügen, in denen die Höhen bis etwa 1000 m ansteigen, und ist aus kristallinen Glimmerschiefern, im Westen aus Quarziten aufgebaut. Nördlich des 9. Grades legt sich das westöstlich gerichtete Daka-Suduplateau, aus denselben Gesteinsarten bestehend, quer vor, nach Norden steil zur Karaebene abstürzend. Nördlich des Kara treten wieder bedeutende, von Südwest nach Nordost streichende Gebirgsketten auf, die im Osten aus Gneisen, im Westen aus Quarzitglimmerschiefern bestehen. Westlich dieses Gebirgssystems liegt die Volta-Niederung mit einzelnen flachen Hügelzügen von jüngerer, wohl fluvialer Entstehung, östlich die Mono-Nyalaebene, diese wie das übrige Vorland das Verwitterungsprodukt der archaischen Grundlage. (Gupfeld.)

Der bedeutendste Wasserlauf in diesem Teile von Afrika ist der Volta, der aus der Vereinigung des schwarzen und des weißen Volta entsteht. Der

Klein-Popo.

Zusammenfluß findet etwa 50 km westlich von Salaga in dem bei der Aufteilung der neutralen Zone den Engländern zugefallenen Gebiete statt. Der schwarze Volta kommt aus dem Hinterland der Goldküstenkolonie, der weiße Volta von Norden, wo seine Quellen in Mossi oberhalb des 12. Grades liegen dürften. Vom 11.—9. Grad begrenzt er bisher noch strittiges Gebiet, doch ist kaum zu erwarten, daß unsere Kolonie eine Ausdehnung bis zu seinem Ufer erreichen wird. Erst mit der Einmündung des von N. kommenden Daka — d. i. etwa 100 km unterhalb der Vereinigung der beiden Voltaflüsse — bildet das linke Voltaufer bis zur Einmündung des Daji die Grenze. Von hier aus weicht die Grenze in einer gebrochenen Linie vom Volta zurück, der dann bei Adida ins Meer fällt. Unsere Kolonie kann keinen Vorteil aus diesem schönen Strom ziehen, trotzdem derselbe bis Kete-Kratji schiffbar ist und schon auf diesem Teile seines Laufes die stattliche Breite von 400—500 m besitzt. Neben dem in seinem unteren Lauf die Grenze bildenden Daka sind andere linke Nebenflüsse des Volta der Oti, Nnokoko, Konju und Daji. Ein dann folgender linker Nebenfluß, der aber schon im englischen Gebiet mündet, ist der Djawoë; dieser bildet ein Stück der gebrochenen Grenzlinie im Küstengebiet. Von diesen linken Nebenflüssen des Volta ist der bei weitem bedeutendste der Oti, der, aus dem nördlichen Hinterland der Kolonie kommend, deren Gebiet bei dem 11. Grad betritt, um es bis zu seiner Mündung, d. i. etwa auf einer Strecke von 400 km, nicht wieder zu verlassen. Der Oti hat schon bei seinem Eintritt in unser Gebiet eine Breite von etwa 100 m, sein Lauf ist stellenweise stark gewunden und leider durch zahlreiche Stromschnellen bemerkenswert, die indessen in der Hochwasserzeit die Schifffahrt nicht ganz ausschließen. In dieser Zeit wälzt er gewaltige Wassermassen mit reißender Schnelligkeit dem Volta zu. Dem Oti fließen von dem östlich ziehenden Gebirge eine große Anzahl kleinerer Flüsse zu, die in der Regenzeit große Überschwemmungen in der flachen Ebene anrichten, in der regenlosen Zeit aber sämtlich austrocknen. Von diesen Zuflüssen seien genannt der Kompongumma, der Kara, der Mo, der Bassa oder Kus. Der Kara kommt von den nördlichen, der Mo von den südlichen Abhängen des Dako-Suduplateaus. Eine Anzahl der linken Zuflüsse kommt übrigens aus dem östlich gelegenen Gebiet von Fasäu und Adele, indem sie die nördlich ziehende Kette in Lücken durchfließen.

Im östlichen Gebiet der Kolonie entspringt der Nyala ebenfalls dem Dako-Suduplateau und nimmt seinen Lauf nach Süden. Bald heißt der Fluß dann Mono, unter welchem Namen er auch in die Lagune bei Groß-Popo mündet. Seine Länge beträgt mehr als 300 km, wovon allerdings kaum ein Drittel schiffbar ist. Von den zahlreichen rechten Nebenflüssen des Mono seien erwähnt der zwischen Paratau und Katambara fließende Na, der ziemlich bedeutende, von Fasäu kommende und Nuyana durchquerende Amä, der Amu und der Ahra. In seinem unteren Lauf hat der Mono eine Breite von 150—200 m. In vielen, oft scharfen Windungen strömt er zwischen hohen, zumeist waldbedeckten Ufern. In der Regenzeit steigt er um 8 und 10 m und überflutet dann weithin die Niederung.

Aus dem Vorlande sind noch zu nennen der Haho und der Sio. Beide kommen von dem nach Nordost gerichteten Teil des Gebirges, der erstere fließt dem Togosee von Norden zu, der letztere mündet in einen südlichen Zipfel desselben.

Endlich sei aus dem Vorland noch der Todjie genannt, der der Kolonie nur im oberen Lauf angehört, dann in englisches Gebiet übertritt und sich in die Quittalagune ergießt. Von den genannten Flüssen führen nur die größeren während des ganzen Jahres Wasser, alle anderen trocknen während der regenlosen Zeit ganz aus oder hinterlassen in ihrem Bett nur eine Reihe von stagnierenden Tümpeln.

Togoland wie das gesamte Oberguinea fallen in den Bereich der Monsunwinde. In unserem Sommer strömen die Winde in das erhitzte Saharagebiet, zur Zeit unseres Winters wehen warme und trockene Winde aus dem Inneren heraus. Erstere Winde von südwestlicher oder südlicher Richtung, die während des größten Teils des Jahres vorherrschen und vom kühlen Ozean kommen, bewirken, daß Juli und August in Togoland die kühlfsten Monate sind, letztere Winde zumeist von nordöstlicher Richtung machen Januar bis März zur größten Wärme- und Trockenzeit. In der kühlfsten Zeit liegt auch die größte Bewölkung, in der heißen Zeit die Wolkenlosigkeit. Diese Regel tritt aber an der Küste nicht so stark in die Erscheinung als im Innlande: an der Küste erfreut man sich fast immer einer starken Seebrise, die nur selten während der Trockenzeit vor dem Landwind zurücktritt. Die Temperatur ist natürlich eine ziemlich hohe, sie beträgt im Jahresmittel an der Küste mehr als 26° C. Je weiter man sich in der trockenen und heißen Zeit von der Küste entfernt, um so größer wird die Wärme. In den heißen Monaten Januar bis März steigt die Temperatur im Inneren bei Tage meist über 30° , erreicht oft 35° und selbst 42° im Schatten, während sie des Nachts unter 18° , selbst bis auf 12° und 8° sinkt. In den kühlfsten Monaten Juli und August liegt die mittlere Temperatur $4\text{--}5^{\circ}$ niedriger. Sie steigt dann meist nicht bis zu 30° , fällt auch nicht unter 18° .

Die kühle Zeit ist auch die regenreiche Zeit. Diese währt im Inneren des Landes von März bis zum November, während die regenarme oder trockene Zeit die übrigen Monate umfaßt, wobei März und November als Übergangsmonate gelten.

An der Küste ist es etwas anders, da ist die regenreiche Zeit durch eine trockene Periode unterbrochen: so hat man dort eine große Regenzeit in den Monaten März bis Juni, die erste Trockenzeit Juli bis August, die zweite kleine Regenzeit im September bis November, die zweite Trockenzeit vom Dezember bis Februar. Diese die Regenzeit unterbrechende trockene Periode im Juli und August ist für diesen Teil der Küste charakteristisch und hat wahrscheinlich ihren Grund in dem Auftreten einer kalten Meeresströmung.

Eine Folge der unterbrochenen Regenzeit ist für die Küste der geringere Regenfall und weiter die größere Unfruchtbarkeit (wozu noch eine gewisse Unsicherheit der zweiten Regenzeit kommt, die z. B. im Jahre 1896 ganz ausfiel, wodurch das Küstenland während ganzer zehn Monate ohne Regen geblieben ist). An der Küste fallen durchschnittlich jährlich 600—700 mm, also kaum mehr als in Deutschland, im Inneren dagegen 1200—2500 mm. Das- selbe gilt dann auch für die Anzahl der Gewittertage — die meisten Regentage sind auch Gewittertage. So zählt man an der Küste durchschnittlich 30—50 Gewittertage, im Inneren dagegen 150—200.

Begleitet sind die Gewitter oft durch Tornados, sturmartige, meist rasch vorüberziehende Winde, die besonders häufig in den Monaten zu Beginn und Ende der Regenzeit, März bis Mai und Oktober bis November, auftreten.

Sie kommen aber auch in jeder anderen Jahreszeit, besonders in Perioden großer Hitze vor.

Eigentlich für das Togogebiet sind die Harmattanwinde. Das sind nördliche bis östliche Winde von großer Trockenheit (die sich daher als kalte Winde bemerkbar machen, obgleich sie es nicht sind) und staubbeladen, die häufig ein dunstiges, nebliges, höhenrauchartiges Wetter erzeugen, in welchem sich die Sonne nur als matte, rote Scheibe bemerkbar macht. Diese Winde wehen nur am Tage und hören meistens am Abend auf. Dagegen wehen sie fast immer mehrere Tage lang hintereinander und zwar während der Trockenzeit von Anfang November bis Mitte März, besonders häufig im Dezember bis Februar. Dabei steigt die Temperatur von niedrigem Morgenstand bis zur Mittagszeit höher als gewöhnlich.

Die Natur dieses Windes ist nicht ganz aufgeklärt, ob er aus der Wüste

Der Gemmi bei Amedjowhe.

stammt oder von lokalem Ursprung ist und aus der aufsteigenden Strömung der erhitzten Bodenluft hervorgeht. (v. Dandelman.)

Auf dem sandigen Küstenstreifen sind es Dackeln und Windenstengel, welche am Strande den hinausfliehenden Meereswogen am weitesten entgegenwachsen. Einige Schritte weiter hinauf findet sich niedriges Gebüsch, das sich bald zu undurchdringlichem Dickicht vereinigt, aus dem ab und zu verküppelte, knorrige Bäumchen und schlanke Kokospalmen hervorragen. Die Kokospalme ist der eigentliche Charakterbaum dieser Region und ihre reichliche Vermehrung läßt dem anlangenden Reisenden den langgestreckten flachen, gelben Küstenstreifen neuerdings etwas freundlicher erscheinen. Zu den Ufern der Lagune kommend, finden wir dieselben mit Gras und Schilf bestanden, große Sumpfstellen zeigen die charakteristischen Halme des Papyrus, aber auch Gebüsch, Kokos- und Fächerpalmen, manchmal auch Mangroven, umranden den Wasserlauf und seine fessartigen Verbreiterungen, auf dessen Fläche die großen Blätter der Seerosen unter prächtigen Blüten schwimmen.

Mit dem nördlichen erhöhten Lagunenrand erscheint ein neues Vegetationsbild, nämlich das der Gras- und Baumsteppe. Diese Steppe bedeckt in einigen Abänderungen das Vorland, zieht über die Gebirge hinfort in die weiten Gebiete des Hinterlandes. Das Gras dieser Steppe ist von wechselnder Höhe,

es erreicht oft Mannshöhe und selbst wie das Elefantengras doppelte Mannshöhe. Es ist nicht gleichmäßig auf dem Boden verteilt, sondern entspringt aus Wurzelbüscheln, die um Handbreite voneinander getrennt sind. In diesen Wurzelbüscheln bewahrt das Gras trotz der Steppenbrände das Leben; aus ihnen wachsen nach den ersten Regen die jungen Halme mit überraschender Schnelligkeit hervor. Dazwischen finden sich zerstreut einzelne Gesträuche und Bäume, die manchmal weiter stehen, aber auch näher zusammenrücken, ohne indessen zu einem Waldbestand zusammenzuschließen. Diese Baumelemente zeigen im allgemeinen eine knorrige, verkrüppelte Gestalt, eine Folge der alljährlich über sie hinwegbrausenden Steppenbrände. Eine Ausnahme davon machen freilich die grotesken Baumriesen, die Baobabs oder Affenbrotbäume, die uns von dem hohen Lagunenrand bis zur Grenze des Togolandes begleiten. Auch die Fächerpalmen (*Deleb*, *Borassus*) finden sich durch das ganze Gebiet, während die Schibutterbäume im Vorland nicht ganz so häufige Elemente der Steppe sind. Dagegen beherrschen Ölpalmen in überraschend reichen Beständen in einer der Küste parallel ziehenden, aber von ihr etwa 15 km entfernt bleibenden Zone durchaus das Vegetationsbild dieses Teils des Vorlandes. Die Steppe ist nicht blumenlos; mit dem Beginn der Regenzeit erscheinen auf dem von Kohle geschwärzten Erdboden farbenprächtige Kiliengewächse und ihre Verwandte, die in Üppigkeit aus Knollen und Zwiebeln hervorsprossen. Eine wirkliche Zierde der Steppe sind hochhalmige, prächtige, rot- und gelbblühende Orchideen, *Lissochilus*-arten, aber auch Winden, Malven und Kürbisgewächse, Korbblütler, Schmetterlingsblütler, Lippengewächse und viele andere schmücken die weiten Grasflächen. In diesem ausgedehnten Grasland machen sich, besonders von einer Terrainwelle oder einem Hügel aus gesehen, die Ufer der Flußläufe durch ihren Buschwaldgürtel weithin kenntlich. Diese Gürtel sind oft nur schmal, aber von dichtem Bestand und reichlichem Unterholz. Sie zeigen im Vorland zum Teil dieselben Elemente wie der Wald des Gebirgslandes. Das Gebirge ist nur zu einem geringen Teil mit geschlossenem Wald bestanden und Boém ist die einzige Landschaft in Togo, wo sich Urwald befindet. Dieser Wald, der auf 100 Quadratmeilen geschätzt wird, erstreckt sich nach Tribu, Kebu, Akpoffo, Ekpe und Akunya hinein. Wohl aber sind die Täler und Schluchten des Gebirges häufig mit Wald bestanden, besonders entlang den Bächen. Die geringe seitliche Ausdehnung dieser Waldstreifen läßt oft nicht die darin verborgenen schönen Waldbilder ahnen. Sonst aber zeigt das Gebirge ebenfalls Gras- und Baumjavanne, die sich über die höchsten Erhebungen fortzieht. Diese Gebirgswaldungen sind die Fundstätten der Kautschuklianen oder Pandolphien, wie sich hier auch zahlreiche Kikrien, leider nur die nicht Kautschuk liefernden, finden. Die Wasserränder aber bieten ein buntes Bild: Bambusen, Pandanus und Weinpalmen, Farne und Selaginellen, riesige Ingwergewächse, farbenprächtige Orchideen, merkwürdig gestaltete Araceen, duftende Rubiaceen, stachelige Akanthusgewächse, schlingende Apocynaceen und Asclepiadeen, leuchtende Verbenen und Bignoniaceen, strauchförmige Violaceen und viele andere Vertreter fremdartiger Familien bilden hier den Unterbusch. Überragt aber wird der Buschwald von den Riesen des Waldes, darunter Mahagoni-, Baumwoll- und Ombubäumen, während dazwischen aufgehängte schenfeldicke Cianen ihre Blüten bis zur höchsten Waldeshöhe, zu Licht und Luft emporheben.

Das jenseits des Gebirges gelegene weitere Hinterland zeigt wieder das

Bild der offenen Landschaft. Auch hier finden wir die Steppe, auf große Ausdehnungen kurzhalbmige, Viehweide liefernde Grassteppe, doch auch lichte Baumsavanne mit allerdings zum Teil anderen Elementen. Zahlreich sind hier die Schibutterbäume, gewaltig die Baobabs, zu Baumwollbäumen, Fächer-, Öl- und Weinpalmen gesellen sich wilde Dattel- und Dampalmen, Akazien und Tamarinden.

Die Tierwelt Togos zeigt im Vorlande spezifisch westafrikanischen Charakter, dagegen finden sich im Hinterlande Formen, welche dem Nordosten, mehr aber noch dem Nordwesten, besonders dem Senegalgebiet eigentümlich sind. An größeren Tieren, besonders jagdbarem Wild und Raubtieren, ist das Vorland arm, Gebirgs- und Hinterland aber ziemlich reich.

Gleich die Ordnung der Affen gibt uns ein artenreiches Bild. Zwar hat sich die Erwartung, daß wir Schimpanzen in unserer Kolonie finden würden, die doch im rechtsvolutaischen Gebiet vorkommen, bisher nicht bestätigt, dagegen finden sich mehrere Seidenaffen, sowie Meerfaffen, auch der Pavian und Mandrill; von Halbfaffen der nächtliche Potto. Die Plattentiere sind

Der Jeggebach bei Bismarckburg.

durch Flug- und Flederhunde, sowie eine große Anzahl anderer Fledermäuse, Blattnasen und Zwergflatterer vertreten. Die Raubtiere erscheinen stattlich genug: der Löwe durchstreift die Savanne des Hinterlandes, wo auch der senegalische Gepard sich findet, andere Raubtiere von größerer Verbreitung im Gebiet, zum Teil die Küste erreichend, sind der Leopard, Serval und verschiedene kleine Tigerfaffen, ferner Hyänen, Schakale, Zibeth- und Ginstenfaffen, Ichneumons, Mangusten und Fischeottern. Von Nagetieren erwähnen wir Flug- und echte Eichhörnchen, Siebenschläfer, zahlreiche Arten von Mäusen und Ratten, sowie aus dem Hinterlande die Verwandtschaft mit dem Senegalgebiet anzeigende Hasen, Stachelschweine und Kemmäuse. Die Insektenfresser

sind mit Spitzmäusen und Igeln vertreten. Elefanten sind in der jenseits des Gebirges gelegenen ausgedehnten Steppe nicht selten, Flusspferde in den größeren Flüssen sogar häufig. Das Pinelohrschwein findet sich in weiter Verbreitung in den Buschwäldern, aus dem Hinterlande kennen wir Warzenschweine und Klippschliefer. Von Antilopen ist eine ganze Anzahl von Arten vorhanden; Schir- und Streifenantilopen sind häufig, aber auch Kob-, Pferde- und Kuhantilopen, mehrere Schopfantilopen, Moor- und zierliche Zwergantilopen kommen vor. In der Savanne jenseits des Gebirges streifen schwarze und rote Büffel. Von der Ordnung der Zahnarmen birgt das Gebiet Schuppentiere, das Hinterland auch Erdferkel.

Die Vogelwelt Togos ist ziemlich gut bekannt geworden, besonders die des Inlandes, weniger die der Küste, die aber kaum von der der Goldküste abweichen wird. Die bisher aus Togo heimgesandten Arten haben schon das dritte Hundert überschritten. Ein Teil der Vögel des Gebirgslandes geht nicht in das Vorland hinab, andererseits hat sich auch hier die Verwandtschaft mit den Senegalländern gezeigt.

Interessant sind die europäischen Wandervögel, welche in jenem Gebiet ihre Winterherberge nehmen. So finden wir dort als Bekannte aus der Heimat die Brachschatz, den Wendehals, den Bienenfresser, Fliegenschnäpper, Würger, den Baumzieper, die Kuchstelze und einen Wiesenschmäzer. Die Raubvögel des Gebiets sind zahlreich, wir nennen den Geierseeadler und die die Reinigung der Straßen übernehmenden Kappengeier, ferner Weißen, Milane, Habichte, Sperber, Buffarde und den Uhu. Von Papageien finden sich mehrere Arten, häufig ist im Hinterland ein hübscher grüner Papagei mit rosafarbenem Kopf, der in großen Scharen einzeln stehende Bäume besetzt hält. Dagegen kommt der sonst in Westafrika so weit verbreitete graue Papagei mit rotem Schwanz in Togo nicht vor. Die großen Pflanzfresser sind durch Turakos, Helm- und Lärmvögel vertreten. Mannigfache Formen bieten ferner die Kuckucke, Bartvögel, Spechte, Nashorn- und Eisvögel, Wiedehopfe und Blauracken, Schwalben, Fliegenschnäpper, Stare, Würger, zahlreiche Weber, Zinken, Zeißige und Ammern, Lerchen, Bülbüls, die die Kolibris hier vertretenden Nektarinien, endlich Meisen und Sänger.

Die Lagune und ihre Ufer sind reich belebt von Enten und Möwen, Strandläufern und Schnepfen, die größeren Flüsse und ihr Überschwemmungsgebiet sind bewohnt von Kranichen, Ibissen, Kropfstörchen, Reiher, Schnepfen und Regenpfeifern.

Mehrere Taubenarten geben der Küche des Reisenden eine erwünschte Abwechslung, wie ihm auch für diesen Zweck die Frankoline und Perlhühner, jede dieser Gattungen mit wenigstens zwei Arten, sehr willkommen sind.

An Schildkröten kennen wir einige Arten aus dem Inlande, die an nordöstliche Formen erinnern, den Strand aber besuchen ab und zu die Riesenschildkröten des Meeres. Überaus häufig sind in der Lagune und in den Flüssen Krokodile, die wahrscheinlich in mehreren Arten auftreten. Groß ist die Zahl der Eidechsen, darunter große eßbare Barane, behende Gekkonen, phlegmatische Chamäleons, Ringel- und Wurmechsen. Schlangen sind im Gebiet zahlreich. Schon vor zehn Jahren brachten wir von Bismarckburg deren nicht weniger als 34 Arten heim, unter denen sich acht giftige fanden. Riesenschlangen sind nicht selten, ihr Fleisch wird übrigens von den Krus- und Weileuten gern gegessen. Unter den giftigen sind zwei Arten der

Brillenschlange, Nashornvipern, Puffottern, grüne, Glanz- und Krötenottern.

Von Fischen aus dem Togolande ist bisher nicht viel bekannt geworden. Zwar enthalten die kleinen Wasserläufe nur wenige und kleine Fische, Grundeln, Wels- und Karpfenartige, dagegen sind die Lagunenläufe und der Volta daran sehr reich. Aus dem Volta finden wir Zitterwelse und gefleckte Kagenfische erwähnt, im Meere aber tummeln sich unfern der Küste Haifische, Sägefische und Stachelrochen.

Um die Frösche nicht zu vergessen, seien von der Lagune Ochsenfrösche genannt, aus dem Hinterland aber kennen wir verschiedene echte Frösche, Kröten und Laubfrösche.

Wenig vermögen wir über die Weichtiere des Gebietes zu sagen: am Strande bleichen die Schalen und Gehäuse von Muscheln und Schnecken, sowie die Schulpn der Tintenfische, aus der Lagune holen die Fischer eßbare Aустern. Von Land- und Flußwassermollusken des Inlandes ist bisher kaum mehr als ein Dutzend bekannt geworden. Auch eßbare Garneelen liefert die Lagune in Menge, während es auf dem Strande von Krabben und Taschenkrebsen wimmelt.

Groß aber ist die Zahl der bekannten Formen aus den anderen Klassen der Gliedertiere. In dem leider noch der Fortsetzung harrenden Werk des Professors Karisch über die Insektenfauna von Adele wurden schon vor Jahren die aus jener Landschaft dem Berliner Museum eingesandten Spinnentiere auf etwa 200 Arten, Insekten auf 2000 Arten, davon etwa 500 Schmetterlings- und 200 Orthopterenarten geschätzt. Dazu kommt noch die Ausbeute neuerer Reisender, besonders die des verstorbenen C. Baumann aus Misa-höhe, welche nach dem Aufpräparieren allein des trockenen Materials an Schmetterlingen, Orthopteren und Wanzen 700 große Sammelkästen füllte.

Der Vollständigkeit halber seien schließlich in dieser Aufzählung eine Anzahl aus dem Inland bekannt gewordener Würmer, Blutegel, Planarien, Eingeweide- und Regenwürmer genannt.

Besonderer Erwähnung bedürfen in diesem Heer der niederen Tiere einige, die sich mehr oder weniger unangenehm, belästigend und selbst nicht ungefährlich erweisen. Läuse und Flöhe plagen Menschen und Tiere, Kopfläuse sind atteingeseffene Bewohner des Landes, die in den prächtigen Haarfrisuren der Eingeborenen eine herrliche Brutstätte finden, der Sandfloh aber ist ein neuer Zuzügler, der an der Küste und im Mittellande schon zur Plage geworden ist, aber im Hinterlande sich noch nicht verbreitet hat. Ursprünglich ist er in Brasilien heimisch und von dort vor einer Anzahl von Jahrzehnten nach der westafrikanischen Küste verschleppt worden. Das Weibchen des Tieres legt seine Eier unter die Nägel der Zehen der Menschen, wo dann die Larven auskommen und eiternde Wunden entstehen, wenn die Tiere nicht rechtzeitig entfernt werden. Aber auch Kühner und Schweine haben unter diesem Ungeziefer zu leiden. Auch in den Füßen legen die Sandflöhe bei diesen Tieren besonders in den Augensibern Brutstätten an. Es ist kaum anzunehmen, daß das Hinterland auch fernerhin von dieser Plage frei bleiben wird, da die Verschleppung durch die vielen das Gebiet durchstreifenden Karawanen sehr erleichtert ist.

Audere Plagegeister sind die überall vorhau-

denen Moskito oder Mücken, vor denen man zur Nachtzeit durch einen Vorhang über dem Bette Schutz suchen muß.

Fliegen sind oft sehr lästig, sowohl Stubenfliegen wie Stechfliegen und kleine Schweiß leckende Fliegen, die mit Vorliebe Augen, Ohren und Nase des Menschen aufsuchen. In den Häusern siedeln sich gern Wespen und Hornissen an, auch machen gelegentlich Bienen einen Überfall. Termiten durchwühlen und zerstören Balken und Pfosten und alle anderen Gegenstände, die ihren Kiefern nicht unbedingten Widerstand entgegensetzen. Ameisen finden sich überall in den Häusern, besonders in der Nähe von Proviant und Lebensmitteln, wo sie sich mit den Schwaben ein Stellbich-ein geben mögen. Natürlich wimmelt es auch auf jedem Lagerplatz von Ameisen. Einem nächtlichen Überfall durch ungezählte Scharen von Treiberameisen auf das Lager im Busch oder auf das eigene Haus entzieht man sich am besten durch schnelle Flucht. Grillen und Cistaden hören oft durch ihren schrillen Gesang; beim Eintritt in einen Wald glaubt man manchmal nicht das eigene Wort zu hören. Guschrecken fliegen in Schwärmen im Lande und kimmern sich wenig um den Lärm und das Geklingel der sie verschlingen wollenden

Eingeborenen. Leider ist auch die Tsetsefliege in einem Teil des Gebietes (bei Kratji und Dutupene) konstatiert worden; eine andere Plage entsteht den Haustieren des Landes durch blutsaugende Zecken, die in manchmal unglaublicher Anzahl ihre Opfer überfallen. Skorpione und häßliche Zentipeden begegnen wir gar oft auf dem Marsch; sie bewohnen aber auch mit Vorliebe die Wohnungen der Menschen, so daß es angebracht

ist Arme und Beinlinge zu untersuchen, ehe man die Kleidungsstücke anlegt. Viele der in die Küche gelieferten Tiere bergen Eingeweidewürmer in sich, sowohl die Haushühner wie das Federwild, sowohl Schafe und Ziegen wie Antilopen. Endlich sind noch die Guineawürmer zu nennen, sie sind durch das ganze Gebiet, besonders für den wenig Sorgfalt auf das Trinkwasser verwendenden Eingeborenen, eine schwere Plage.

III. Land und Leute von Südtogo

Die Ewhe bewohnen den ganzen südlichen Teil der Kolonie zwischen Volta und Mono von der Küste bis oberhalb des 7. Grades. Ihre Landschaft stößt nördlich an Ktunya, Nripe, Dai, Apele und Atakpame. Die östliche Hälfte des Ewhegebietes ist durchaus Flachland, in der westlichen finden wir die isolierten Bergstöcke des Adaklu und des Agu und stoßen dann (in Nordwestrichtung zwischen den beiden Bergstöcken fortwandernd) auf das Gebirge, welches in der Südwestecke der Kolonie diesseits des Djawoëgrenzflusses mit niedrigen Bergzügen beginnend, in Nordostrichtung zu bedeutender Höhe, Massigkeit und Schroffheit sich erhebt. Mehrere Parallelketten überquerend, gelangen wir zur Ebene des Daji und Volta, wo wir mit Kpando und Lavanyo die letzten Ewhelandschaften erreichen.

Indessen ist die Bevölkerung dieses weiten Gebiets nicht einheitlicher Natur, sondern verschieden genug, eine Folge der Vermischung der eigentlichen Togo-Ewhe (um den Togosee) mit benachbarten Ewhestämmen. So kommt im westlichen Küstenteil bei Vome Sprache und Typus der Anko des benachbarten Nittagebiets zur Geltung, während in Klein-Popo der Aneho-dialekt gesprochen wird. Jenseits des Mono herrscht aber die Fofprache. Man trifft indessen schon nahe der Küste auf noch andere Ewhedialekte, so in Apele und Moëpe auf den Dialekt der Landschaft Kuatshä, aus welcher die Bewohner jener Ortschaften ursprünglich stammen. So ist die Bevölkerung auch im Aussehen verschieden genug; manchmal trifft man Leute, besonders an der Küste, die gar nicht in den Negertypus zu passen scheinen. Die Farbe wechselt ebenfalls bedeutend, wenn sie auch eine ziemlich dunkle bleibt. Der Bartwuchs der Männer ist ein geringer und stellt sich erst im späteren Alter ein. Im allgemeinen sind die Leute wohlgeformt, zumal die Männer, während die Frauen kleiner und unansehnlicher erscheinen. Besonders machen die lang herabhängenden Brüste und ein eingebogenes Kreuz die Frauen unschön. Schließlich trägt auch die Stammesmarke der Ewhe, je drei bläulich gefärbte senkrechte Hautnarben auf Stirn und den Wangen, sowie die zwischen den mittelfsten oberen Schneidezähnen herausgestülpte dreieckige Lücke nicht zu ihrer Verschönerung bei.

Abgesehen von den Leuten der Küstenorte, die vielfach Kleidungsstücke von europäischem Schnitt tragen, ist für die Ewhe das Hauptkleidungsstück ein großes Umschlagetuch, das von den Männern meist so getragen wird, daß eine Schulter und ein Arm frei bleiben, während die Frauen es so über die Brust knüpfen, daß beide Schultern unbedeckt sind. Außerdem tragen beide Geschlechter Schamtücher. Die jungen Mädchen tragen ein Hüfttuch, welches bis zu den Knien hinabreicht, lassen den Oberkörper unbedeckt oder beginnen schon frühzeitig durch ein über den Brüsten zusammengeknötetes Tuch denselben

die beliebte hängende Form zu geben. Bei der Arbeit legen die Männer die Tücher ab, die Frauen tragen dabei nur Hüfttücher. Kinder gehen nackt oder haben eine einfache oder mehrfache Perlschnur um die Hüften. Auch die größeren Mädchen und Frauen tragen eine solche Hüftschnur, an der sie das Scham Tuch befestigen. Der Kopf bleibt im allgemeinen unbedeckt, bei festlichen Gelegenheiten aber binden Frauen und Mädchen bunte Tücher um denselben. Schnüre von Glas-, Porzellan-, selbst echten Korallenperlen dienen als Schmuck für Hals, Hüften, Arme, Hand- und Fußgelenke. Um Hand und Fußgelenke werden auch dünnere Reifen oder starke Ringe von Metall getragen.

Die Ewhe wohnen in länglich rechteckigen Hütten — nur einige Dörfer auf dem Fetischberge, dem Agu, zeigen die runde Form — mit zwei oder

Ewhe-Christengemeinde der Bremer Mission in Abutia bei So.

mehr Räumen. Die Wände bestehen aus Lehm, der in dicken Lagen auf ein Stangengerüst aufgetragen wird. Das aus Gras gefertigte Giebedach springt auf der Eintrittsseite oft so weit vor, daß es, durch besondere Pfosten gestützt, eine Art Veranda abgibt. Die einzige Öffnung in der Hütte ist die rechteckige Tür, die durch eine Matte aus Gras oder Rohr geschlossen wird. Oft sind dann mehrere solcher Hütten ziemlich regellos zu einem Gehöft zusammengestellt, das seinerseits von einem Gras-, Matten- oder Stangenzaun umschlossen wird. Einzelhütten und Gehöfte setzen dann, zumeist ohne jegliche Anordnung, das Dorf zusammen. Doch ist fast immer ein das Dorf durchquerender Hauptweg und auch ein freier Platz in oder vor dem Dorfe vorhanden, der, mit Schattenbäumen, zumeist Ficus, bestanden, als Rasplatz für Reisende, als Palaverplatz oder des Abends und Nachts, besonders zur Zeit des Neumonds, als Tanzplatz dient. Die Dörfer selbst aber liegen inmitten der Kulturen, oft in Öl- oder Kokospalmenhainen oder malerischen Bananenbeständen.

Zu einer größeren politischen Gemeinschaft haben es unsere Ewoheneger nicht gebracht, nur zu losen Landschaftsverbänden, von denen es im Gebiet eine große Anzahl gibt. Diese Landschaften haben zwar Oberhäuptlinge, doch reicht deren Macht oft nicht über ihren Wohnsitz hinaus. Der Landschaftsverband ist auch bisweilen beeinträchtigt durch Ortschaften, deren Bevölkerung aus anderen Landschaften stammt, wodurch es kommen kann, daß der Häuptling der später zugewanderten, aber bedeutend gewordenen Ortschaft ein größeres Ansehen genießt als der eigentliche Oberhäuptling. Bei Übernahme des Gebietes waren die einzigen Oberhäuptlinge, die einen größeren Einfluß ausübten, Dakada von Kpando und Hosi von Ho, welche übrigens beide vor einigen Jahren gestorben sind*). Diese Dorfhäuptlinge aber sind zumeist nur dem Namen nach Häuptlinge, während die Ältesten des Ortes oder andere Angesehene, vor allem die Fetischleute, die Macht in den Händen haben.

Die Dörfer der Ewhe sind nach Lage und Größe recht verschieden. Wir finden ihre Niederlassungen auf dem vor- bzw. angelagerten sandigen Küstenstreifen, an den Ufern der Lagune und der Seen, am Volta und Mono, im Vorlande, im Gebirge und in der Niederung jenseits des Gebirges. Die größte Niederlassung ist Aneho (Klein-Popo) mit etwa 4000 Einwohnern auf der Nehrung, ebenda ist gelegen Agbedrafo (Porto Seguro); auf der westlichen Fortsetzung der Nehrung, die aber durch das ausgetrocknete Lagunenbett mit dem Festlande zusammenhängt, liegen noch Bagida und Vome. Auf dem nördlichen Lagunenufer nennen wir an bedeutenderen Dörfern in dem früher französischen Gebiet, dem sogen. Monodreieck, Yeta und Seko, im älteren deutschen Gebiet Gridji und Banugbe, an der Volagune: Bo-Kutime und Woga, am Togosee: Degbo, Abobo, Togostadt und Pui. Die Trinkwasserverhältnisse für die Lagunendörfer sind nicht günstig. Die Eingeborenen graben hier unfern des Ufers Gruben, in welche ein noch immer etwas brackisches, nur mäßigen Ansprüchen genügendes Wasser durchsickert. Am Mono liegen Abanakiwe, Aweve, Agome-Seva, Agome-Klossu, Topli, bis wohin der Fluß auch in der Trockenzeit schiffbar ist, und Togodo, bis wohin beladene Kanus in der Regenzeit gelangen können. Im Vorland führen allein der Sio und Haho während des ganzen Jahres Wasser, an ersterem liegt Adididogbo und Gable, an letzterem oder doch unfern desselben Hahote. Auch die Dörfer am Agu, Adaklu und im Abutiagebirge haben ziemlich günstige Wasserverhältnisse; schlechter ergeht es aber den Dörfern im übrigen Vorlande, wo alle Wasserläufe, von denen einige in der Regenzeit zu wahren Strömen anschwellen, in der Trockenzeit ganz versiegen oder sich in eine Reihe seichtex, schmutziger, übelriechender Tümpel verwandeln. Diese sind dann das Ziel der oft kilometerweiten Wanderungen aus den benachbarten Dörfern, deren Bewohner dort waschen, baden und Wasser schöpfen. Das Wasser wird dann auf den Märkten zu teuren Preisen verkauft. Aus diesem Vorlande, wo streckenweise der Reisende am besten eine Last Trinkwasser mit sich führt, nennen wir ebenfalls einige der größeren Dörfer: Akkaku im Monodreieck,

*) s. Herold, Die politische Vergangenheit des westlichen Togogebietes in Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. V, 1891. Hier wird auch eine ausführliche Schilderung der Aschantizüge in das jetzt deutsche Gebiet und der Stellung des Kwadjo De von Peki gegeben.

Sagada in Tado, Khave, Adangwe, in Kuatshä Bedome und Agbaladome, Akepe, Noëpe, Tove, Keve, Afiahun, Monu, Waga, Kpetu, Sokode, Ho, Agome = Palime. Im Gebirge liegen Whane, Amedjovhe, Tongbe, Kame, Kuma, Veglebi, in der Dayi-Voltaniederung jenseits des Gebirges Baakpo, Anfoë, das bedeutende Kpando, Kpeme, und endlich am Volta das für Kpando als Hafenort dienende Dogbadja, sowie Bieku, Kpeve, Atikweta und Abesia.

Was die Beschäftigung der Ewhe anbetrifft, so sind sie in erster Linie Ackerbauer.

Für die Anlage eines Feldes oder einer Farm brennen sie ein Stück der herrenlosen Savanne ab und entfernen in oberflächlicher Weise mit Feldhacken und Buschmessern die vom Feuer nicht verzehrten kleineren Bäume und Sträucher. Größere Bäume läßt man überhaupt stehen. Dann wird der Boden wiederum in oberflächlicher Weise umgearbeitet, die zusammengehäuften Holzteile und Graswurzeln werden ganz verkohlt, Furchen gezogen oder Erdhaufen aufgeworfen. Diese nehmen dann, sobald die ersten Regen einsetzen, die Aussaat an. Die Landbestellung ist immer, auch wenn sie sorgfältiger betrieben wird, eine primitive. Der Neger kann der nackten Hitze halber nicht mit dem Spaten arbeiten und den Pflug kennt er nicht, ebensowenig eine Düngung. Daher sieht er sich,

sobald ein Feld abgeerntet ist, nach einem anderen passenden Stück um. In einigen Gegenden allerdings, wo wegen der Dichte der Bevölkerung der Grund und Boden knapp ist, betreibt man rationelle Felderwirtschaft, indem man auf Knollenfrucht Körnerfrucht und dann eine Brachzeit folgen läßt. Den beiden Regenzeiten entsprechend gibt es im Ewhelande zwei Saatzeiten, die erste reicht von Februar bis Mai, die zweite von Juni bis August. In der Zeit der Feldbestellung verlegen die Leute oft ihren Wohnsitz auf die Farmen, wodurch in der Umgebung der Städte ganze Farmdörfer entstehen. An der Arbeit nehmen alle Mitglieder der Familie sowie die Sklaven teil. Man pflanzt vor allem Maniok, Jams, Mais, Erdnüsse, Bananen, im Gebirge stellenweis auch Reis.

Die beiden wichtigsten Kulturpflanzen sind Maniok und Jams, von denen die letzteren besseren Boden und sorgfältigere Abwartung verlangen. Im sandigen Küstenstrich sieht man nur den ersteren. An dritter Stelle steht der Anbau der Bananen. Die Abarten derselben sind zahlreich; man hat solche mit kleinen, süßen, auch roh gut genießbaren Früchten, aber auch solche mit größeren grünen Früchten, die erst gekocht oder geröstet werden müssen. Von Wichtigkeit ist ferner besonders im Vorland der Mais. Oft pflanzt man ihn als Zwischenfrucht oder Folgefrucht für Jams. Die Kolben werden in der Asche geröstet oder gekocht. Die Maiskörner werden auch auf Steinen zu Mehl zerrieben und das Mehl zu Klößen verkocht. Nur in einigen Teilen des Ewhelandes pflegt man den Anbau von Reis, nämlich an den Verglehen und in den Thälern des nordwestlichen gebirgigen Gebiets, besonders in der Landschaft Avatime. Von großer Verbreitung im Lande ist ferner der Anbau der Erdnüsse. Die Pflanzen sind Schmetterlingsblütler, etwa von Kleegröße, mit gelben Blüten. Diese Blüten suchen zur Fruchtbildung die Erde auf, so daß man die Hüllsen graben muß. Jede Hülse enthält zwei Samen von etwa Haselnußgröße. Die Samen geben gequetscht und gekocht ein gutes Speiseöl, gekocht oder geröstet ein gutes Gemüse.

Des weiteren baut der Ewheneger mehrere Arten Bohnen, wie auch Bataten, Zwiebeln, Tomaten, roten Pfeffer, Papayas, Ananas, Ochro. Letztere Pflanze ist eine Malvenart, deren unreife Früchte zur Herstellung von Suppen verwendet werden. Endlich ist der stellenweise nicht ganz unbedeutende Anbau von Baumwolle zu nennen.

Fast wichtiger aber als seine Kulturen sind dem Ewhemann die Ölpalmen, die er sozusagen in Halbkultur genommen hat. Sie sind im Lande in großer Menge, bisweilen in förmlichen Waldbeständen vorhanden, doch nicht überall. So wachsen sie nicht in dem sandigen Küstenstreifen, aber reichlich in einem Streifen von Landschaften, der in etwa 15 km Entfernung von der Küste parallel mit derselben verläuft. Außerdem umsäumen Ölpalmenbestände alle

Wasserläufe, besonders den Haho, Sio und Mono. In diesen Ölpalmdistrikten braucht der Eingeborene nur die zwischenwuchernde Vegetation zu entfernen, um eine fertige Plantage zu haben. In solchen Halbkulturen wandert man bisweilen stundenlang und in ihnen oder in ihrer Nähe befinden sich die Dörfer oder Farmniederlassungen, wo die Eingeborenen in aller Bequemlichkeit Palmwein und Palmnüsse ernten. Zum Zweck der Palmweingewinnung wird der Baum unter dem männlichen Blütenstand angebohrt, woraus der Saft in unter der Öffnung aufgehängte Kalebassen oder Flaschen tropft. In frischem Zustande ist der Palmensaft süß und natürlich ganz alkoholfrei. Aber schon nach einigen Stunden gärt der Saft, wird nach und nach sauer und alkoholphaltig. Die Palmweingewinnung — allerdings auch der Genuß — ist ausschließlich Sache der Männer. Das Palmöl gewinnt man aus den roten Palmfrüchten, die zu einem kindskopfgroßen Fruchtstand vereinigt sind. Die Früchte werden gekocht und das dadurch erweichte Fruchtfleisch wird ausgedrückt oder im Großbetriebe in Gruben mit den Füßen ausgetreten. Das ausgeschiedene Palmöl wird dann abgeschöpft. Die von dem Fruchtfleisch befreiten Steinkerne werden von Frauen und Kindern mit Steinen aufgeschlagen, wodurch die ölhaltigen, sehr harten Samen, die sogenannten Palmkerns, gewonnen werden. Diese letzteren können am Feuer geröstet und gegessen werden, ein Öl gewinnt man in Afrika nicht daraus. Wohl aber bilden die Palmkerns wenigstens aus der der Küste benachbarten Zone einen bedeutenden Exportartikel. Im Haushalt der Eingeborenen spielt das Palmöl eine wichtige Rolle, alle Fleischspeisen werden damit zubereitet.

Auch die Kokospalme ist mehr oder weniger eine Halbkultur der Eingeborenen; die Bewohner des Küstenstrichs beginnen neuerdings davon Plantagen anzulegen. Sie gedeiht als Charakterpflanze auf dem Sandstreifen zwischen Strand und Lagune, auch dort, wo die Lagune ausgetrocknet ist. Sie bevorzugt die unmittelbare Nähe des Meeres mit der umgeschwächten Seebriese, findet sich aber auch bis an die nördlichen Grenzen des Eghelandes. Im Inlande sind die Palmen natürlich von den Eingeborenen angepflanzt und bilden dort einen Teil des Privateigentums.

Während so der Landbau der Eghel auf einer gewissen Stufe steht, ist ihre Viehzucht nur eine untergeordnete. Pferde und Esel werden weder gezüchtet noch überhaupt gehalten, und was das Rindvieh anbetrifft, so kann man davon nur einzelne kleine, von Atakpame stammende Herden bei Lome und Klein-Popo finden, wo die Tiere von einigen wohlhabenden Eingeborenen als Schlacht- und vorübergehend als Milchvieh für die Bedürfnisse der Europäer gehalten werden. So steht dem Eingeborenen kein Transporttier zur Verfügung, ein bedauerlicher Mangel, der seine Erklärung in den ungünstigen Wasserverhältnissen, dem Fehlen von Weideplätzen, sowie dem (höchst wahrscheinlichen) Vorkommen der Tsetsefliege oder einer Seuchursache findet. So sieht man bei den Eingeborenen als Haustiere nur Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, selten Katzen, und Federvieh. Schafe und Ziegen sind recht kümmerlich. Die Schafe produzieren keinerlei Wolle, sondern sind kurz- und glatthaarig; man sieht davon zwei Abarten, eine etwa $\frac{1}{2}$ m hohe, sowie eine andere etwas höhere, schwarz- und weißgefärbte. Die Ziegen sind noch unansehnlicher; sie sind zumeist schwarz, glatt- und langhaarig. Schweine sind häufig und in besserem Zustande. Da sie indessen vollkommen frei herumlaufen und nie gefüttert werden, so bildet der Unrat der Dörfer ihre Haupt-

nahrung. Auch die Hunde sind ziemlich verwahrloste Geschöpfe; von mittlerer Größe, etwas hochbeinig und schlank, mit spitzen Köpfen und glattem, gewöhnlich gelbem Fell, immer schmutzig und oft von Mäuden befallen.

An Federvieh halten die Eingeborenen Tauben, Enten, Trut- und Perlhühner, sowie Haushühner, von denen die letzteren zwar weit verbreitet aber von verkümmelter Art sind. Die Eingeborenen genießen die Eier nicht. In einigen Gegenden des Ewhelandes werden Hunde gegessen. Schafe, Ziegen und Hühner fallen oft als Opfertiere dem Fetisch zu.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht betreiben die Eingeborenen einige Handwerke. So findet man in fast jedem Dorfe einen Schmied, der jetzt nur importiertes Eisen verarbeitet, während er früher sein Rohmaterial aus den Hochöfen des Hinterlandes bezog. Er stellt zumeist Feldhacken und Messer her, repariert aber auch Steinschloßgewehre. An der Küste gibt es einige Edelschmiede; sie fertigen Ringe und Spangen aus eingeführten europäischen Goldmünzen an. Ab und zu mögen sie auch einheimisches Gold, aus dem Hinterland eingeführten Goldstaub verarbeiten.

Vor zwanzig und mehr Jahren war der Anbau der Baumwolle und damit die Herstellung einheimischer Gewebe ziemlich verbreitet. Durch die Einfuhr billiger europäischer Waren ist diese Landesindustrie sehr zurückgegangen, doch gibt es noch immer einige Landschaften, wie Agotime, Adaku und Abutia, wo die Weberei die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der ganzen Bevölkerung ist. Es gibt dort viele Weberfamilien, welche das Gewerbe für den Handelsvertrieb ausüben. Überall im Lande trifft man auf Frauen und Mädchen mit der Spindel in der Hand. Auf den Webstühlen werden Streifen von etwa 10—15 cm Breite hergestellt, die dann zu Tüchern zusammengeknäht werden. Die Eingeborenen verstehen auch zu färben; sie färben blau mit der einheimischen Indigopflanze, aber auch schwarz, gelb, grün und rot, welche Farben sie aus verschiedenen Früchten, Wurzeln und Rinden erhalten.

Viele Dörfer in der Ebene stellen sich Topfwaren für den eigenen Bedarf her; im großen aber wird die Töpferei in Dove-Abesia und Bolu, einige Meilen hinter Vome, sowie in Aloï bei Apando betrieben. Man fertigt dort Töpfe in allen Größen, auch jene ganz großen, die in wasserarmen Gegenden zum Auffangen und Aufbewahren des Regenwassers dienen. Diese Topfwaren sind rot oder schwarz, zumeist glatt, manchmal verziert. Es sind zumeist Frauen, welche die Töpfe mit der Hand formen; sie bedienen sich dabei nur glatter Steine und spitzer Holzstäbchen. Topfböden und Wände werden besonders hergestellt und erst nachher zusammengefügt. Wenn die Ware in der Sonne lufttrocken geworden ist, wird sie auf Reisigbündeln gebrannt.

Wir erwähnen ferner die Herstellung der Kalebassen, die oft mit Ornamenten versehen werden, aus Kürbischalen; die Holzschnitzerei, die Schemel und Kopfstützen, Trommeln, Köffel und Kämme, an einigen Orten auch reichverzierte Häuptlingsfigen und Stöcke liefert. Oft sind auf diesen Gegenständen Darstellungen von Krokodilen, Schlangen und anderen Tieren angebracht.

Auch die Tierfelle finden ihre Bearbeiter; man macht Messerscheiden, Gürtel, Patronentaschen und Trommelhäute daraus. Die Flechtereie wird überall betrieben, man fertigt aus Gras, Pandanus- oder Palmblättern manchmal hübsch gemusterte Schlaf- und Türmatten, Körbe, Siebe und große Sonnenhüte. In Agotime findet man bei den am Fuß des Gebirges

und im Gebirge gelegenen Dörfern ausgedehnte Kulturen von Pandanus, aus dessen Blattfasern jene Matten angefertigt werden, die in Quitta zur Verpackung des Salzes ihre Verwendung finden. In Agotime werden auch die Fasern der Ananasblätter zu Hanf und Stricken verwendet.

In vielen Dörfern, besonders in der Landschaft Avatime, betreibt man die Seifenfiederei. Die einheimische Seife erscheint in der Gestalt schwarzer Kugeln, sie wird aus Schibutter oder Palmöl und Bananenasche hergestellt.

An der Küste wird die Netzmacherei betrieben, denn der Fischfang wird dort eifrig ausgeübt. Man fischt auf dem Meere und auf der Lagune. Die Seefischer gehen mit bewundernswerter Geschicklichkeit über die gewaltige Brandung hinaus, wo dann je zwei Rähne zusammen arbeiten. Jede Beute ist dem Togofischer recht, er findet selbst für kleineres Seegetier Verwendung. Auch auf der Lagune werfen je zwei Kanus das Schleppnetz gemeinsam aus. Einzelfischer sieht man im Wasser stehend mit dem Wurfnetz arbeiten. Quer

Netzflechter in Klein-Popo.

über die Lagune bauen die Fischer die sogenannten fences, Zickzackzäune von Stangen und Flechtwerk, nur eine schmale Öffnung für den Kanuverkehr freilassend. In den Winkeln dieser Zäune bringen sie Fangnetze und Reusen an. Die Fischer gehen ihrem Gewerbe besonders des Nachts bei Feuerfischen nach. Die Fische werden dadurch angelockt und gehen in die Netze.

In jedem Dorf gibt es Jäger; oft be-

treiben die Fetisch- und Zaubermänner dieses Gewerbe. Der Jäger führt das Steinschloßgewehr, die Ladung besteht aus gehacktem Blei, zerbrochenen Eisennägeln und kleinen Steinen. Das Pulver bewahrt er in einer Kalebasse auf, auch Ersatz für den verlorenen oder zerprungenen Feuerstein hat er bei sich. Einige Messer vervollständigen die Ausrüstung. Mit großer Geduld erwartet der Jäger das die Wasserstellen besuchende Wild, da fallen ihm Antilopen, Büffel und Raubtiere zur Beute. Er legt auch Selbstschüsse, gräbt für größere Tiere Fanggruben und stellt für kleinere Fallen. Wie dem Fischer ist auch ihm jede Beute recht, Mäuse und Ratten verschmäht er durchaus nicht. In der Trockenzeit steckt man einen Teil der Savanne für Jagdzwecke in Brand. Dazu vereinigen sich wohl einige Dörfer, die alles, was nur einen Stock tragen oder einen Stein werfen kann, entsenden. Das in der Steppe verborgene Getier flüchtet vor dem herannahenden Feuer und fällt den Jägern anheim. Hinter dem vorwärts schreitenden Feuer aber liegen zahlreiche Raubvögel der Jagd ob; im emporwirbelnden Rauch erbeuten sie kleinere Vögel

und auf dem verkohlten Boden erhaschen sie halbverbrannte Schlangen und Mäuse, die nicht schnell genug vor dem Feuer flüchten konnten.

Die Gwhe sind eifrige Handels- und Marktleute. Der bedeutendste Marktplatz ist Vome, wo täglich Markt abgehalten wird, indeß folgen auch hier in einem fünftägigen Turnus auf je zwei große Markttage drei kleinere. Auf den anderen Marktplätzen des Landes vereinigen sich die Besucher nämlich nur jeden fünften Tag, während an den anderen Tagen der Marktverkehr dort ruht. Die Marktplätze liegen zumeist nur einige Stunden voneinander entfernt bei oder zwischen den Dörfern. Im östlichen Bezirk dient die Lagune den Märkten als vielbenutzte Zufuhrstraße, und so haben sich dort an den Ufern der Lagune Marktplätze entwickelt, die von Tausenden von Händlern und Händlerinnen zu Wasser und zu Lande aufgesucht werden. Manche der Märkte dienen besonderen Zwecken, sind zum Beispiel Produktenmärkte, wo die Händler von den aus der Nachbarschaft zusammenströmenden Leuten Palmöl und -Kerne aufkaufen; andere wieder dienen vorzüglich dem Umsatz europäischer Einfuhrwaren, noch andere sind speziell Lebensmittelmärkte. Einer der größten Lebensmittelmärkte ist durch Anlage und Zahl seiner Besucher der von Degbo am Togo-See. Der Kleinhandel liegt zumeist in den Händen der Weiber, die man außer auf den Märkten noch an vielen Stellen begangener Karawanenstraßen antrifft, wo sie den vorüberziehenden Händlern und Trägern Speise und Trank verkaufen. Recht bedeutende Marktplätze im Gwhebinnenlande sind ferner Ho, Agome-Palime und Apando, von denen leider letzterer, wie später berichtet werden wird, ein Hauptplatz für englische Schmuggelwaren geworden ist.

Wenn wir noch einen Blick auf die zum Verkauf gestellten Waren werfen, so finden wir sämtliche Erzeugnisse der Felder und Gärten: Nams, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Zwiebeln, Bananen, Maiskolben, roten Pfeffer, Ochro, Orangen, Lemonen, Mangos, Ananas, Papayas, daneben zubereitete Speisen und Getränke, getrocknete Fische und geröstete Mäuse, Fleischklöße mit Palmöl oder Fischsauce, Palmwein, Palmöl und -Kerne, Brennholz, Töpfe und Kalebassen, Tücher einheimischen und europäischen Ursprungs, von letzterem ferner Glasperlen, Messer, Pomaden, Messingstäbe, Tabak, Schnaps, Pulver, Gewehre und viele andere Dinge. Früher wurde auf den Märkten nur nach Kauris gehandelt, jetzt wird vielfach, an der Küste ganz besonders, europäisches Geld verwendet, englisches und deutsches, von letzterem besonders die 50- und die 5-Pfennigstücke.

Wir wenden uns zu einer kurzen Betrachtung des häuslichen Lebens bei den Gwhe. Das Neugeborene wird von der Mutter und den anderen Angehörigen der Familie sorgfältig gehegt und gepflegt. Den Namen erhält es vom Vater nach äußerlichen Merkmalen, gemutmaßten Eigenschaften oder mit Bezug auf andere Personen, Geschehnisse, Daten und dergleichen mehr. Kleine Knaben werden nach einigen Monaten beschnitten, wenn auch nicht in allen Landschaften. Kleine Mädchen werden bald nach ihrer Geburt, bisweilen schon vorher, versprochen. Die Mütter tragen die Kinder, kleine, drollige und zumeist hübsche Geschöpfe, auf einer Hüfte reitend oder bei der Arbeit in einem Umhängtuche auf dem Rücken. Sie säugen sie mehrere, bis vier Jahre; während dieser ganzen Zeit findet kein ehelicher Verkehr zwischen den Gatten statt. Die Mädchen folgen der Mutter, der kleinen Knaben nimmt sich bald der Vater an und führt sie nach und nach in die Beschäftigung der Größeren

und Erwachsenen ein. Wenn die Mädchen erwachsen sind, werden sie dem angelobten Bräutigam, der häufig schon seit langer Zeit für den Vater der Zukünftigen gearbeitet hat, übergeben. Oft aber hat keine frühzeitige Versprechung stattgefunden, oder dieselbe ist rückgängig gemacht worden, dann muß der Freier dem Vater der Auserkorenen einen ausbedungenen Preis bezahlen. Wenn er dann noch eine Aussteuer für den Haushalt und einige Geschenke für die Braut beschafft und eine Hütte gebaut hat, kann die Hochzeit gefeiert werden, die vom Schwiegervater ausgerüstet wird und mit einem größeren oder geringeren Aufwand von Festlichkeiten vor sich geht. Wenn die Frau den berechtigten Anforderungen nicht entspricht oder sich vergeht, kann der Mann die Gattin verkaufen oder gegen Rückgabe des Kaufpreises in das Elternhaus zurückschicken. Im allgemeinen ist das Eheleben ein gutes und die Frau, besonders die kindergesegnete — denn dem Neger bedeuten Kinder Wohlstand — wohlangeesehen und durchaus nicht die willenlose Sklavin des Mannes. Zumeist hat der Schwemann zwei oder drei Frauen, von denen dann die älteren sich mit ihren Kindern plagen und dem Haushalt nachgehen müssen, die jüngere sich putzt, frisiert und mehr dem Vergnügen lebt. Die Ehemädchen und -Frauen betreiben im allgemeinen Körperputz und -Pflege in ausgedehntem Maße. Wo nur irgend Wasser zur Verfügung steht, wird gewaschen und gebadet, zumeist mit reichlicher Entwicklung von Seifenschaum, bei festlichen Gelegenheiten wird die Haut geölt, mit wohlriechendem Wasser besprengt und das Haar pomadisiert. Ebenso werden die Kinder reinlich gehalten und der von der Farm- oder anderer Arbeit heimkehrende Mann wäscht den Körper in gründlicher Weise, ehe er, mit reinen Gewändern angetan, zum Mahle erscheint.

Stirbt der Ehemann, so erhebt sich ein großes Gefolge im Dorf. Der Tote wird in seiner Hütte aufgebahrt, wo er auch zumeist, in Matten und Tücher gehüllt, in einem flachen Grabe liegend, zur Ruhe bestattet wird. In einigen Gegenden begräbt man die Toten nicht in den Hütten, sondern außerhalb der Dörfer, an Wegen, auf Plätzen oder irgendwo im Busch. Hingerichtete und Schuldner werden überhaupt nicht beerdigt, sondern an entlegenen Orten ausgesetzt. Die Ewbes glauben durchaus an ein Fortleben der Geister der Menschen, sogar an ein solches der Tiere. Aber nicht gleich nach dem Tode gehen die Geister in das Reich der Toten ein, diejenigen Unbeerdigten finden dort überhaupt nicht Aufnahme, sondern irren als weiße Schemen zu nächtlicher Weile im Busch und vor den Dörfern herum, begierig Lebenden und Abgeschiedenen Schaden zuzufügen. Dem Beerdigten aber gibt man Haumesser und Dolch in das Grab, damit er auf seinem Wege sich gegen böse Geister verteidigen kann; er erhält selbst einige Kauris für den Führer, den Ahnmann Afotia, der ihn ins Totenreich führt. Auch Zeug und Schmuck, Speise und Trank gibt man dem Toten ins Grab oder legt ihm einige Kauris, alte Gebrauchsgegenstände, zerbrochene Glasflaschen und anderes mehr auf dasselbe. Nach der Bestattung findet ein Totenfest statt, welches von den Hinterbliebenen veranstaltet werden muß, da ohne dasselbe der Abgeschiedene nicht ins Totenreich eingehen kann.

Wie die Hochzeitsfeste werden auch die Totenfeste mit großen Wein- und Palmweingelagen, Tänzen, Getöse von Trommeln und anderen Musikinstrumenten, sowie dem Abschießen übermäßig geladener Gewehre gefeiert.

Die Hinterbliebenen trauern einige Monate um den Toten, die Frauen

um den dahingeshiedenen Gatten ein ganzes Jahr, während welcher Zeit sie viele Regeln und Fastengebote zu erfüllen haben, denn so lange dauert die Reise der Geister ins Totenreich, die oft versuchen zu ihren Hütten zurück-zufehren. Nach dieser Trauerzeit dürfen die Witwen wieder heiraten.

Die Erbvcrhältnisse sind in verschiedenen Landschaften abweichende, im allgemeinen aber erbt der älteste Sohn die Würden, Rechte, die Frauen und den unbeweglichen Besitz des Vaters, während der älteste Sohn der Schwester den beweglichen Nachlaß, die Sklaven, das Vieh und die Wirtschaftsgegenstände erhält. Oft aber werden die Sklaven mit dem Tode des Herrn frei — die Sklaverei ist übrigens von milder Form, im allgemeinen gehen die Sklaven in dem Haushalt der Herren auf, für den sie, wie die Söhne für ihren Vater,

Lagune bei Groß-Popo.

zu arbeiten haben. Der Herr gibt dem Sklaven eine Frau, schon um ihn am Fortlaufen zu hindern, worauf die Gatten einen eigenen Haushalt führen. Gewöhnlich arbeitet der Sklave von nun an nur noch einen Teil der Woche für den Herrn, während ihm der Arbeitserlös aus den anderen Tagen zu eigen verbleibt, so daß Sklaven manchmal zu Wohlstand gelangen.

Ofters werden Schuldner, für welche die Familie aufkommen muß, von dieser als Sklaven verkauft, um so die Schulden zu decken. Auch wiederholter Diebstahl hat manchmal den Verkauf zur Folge. Im allgemeinen wird Diebstahl streng bestraft; wird der Dieb auf der Tat betroffen, so kann der Bestohlene ihn töten. Auf Mord steht Todesstrafe, die von den Mitgliedern der Familie des Getöteten vollzogen wird. So herrscht allgemein Blutrache*).

*) Ein Beispiel davon lieferte noch die jüngste Vergangenheit. Als 1899 ein neuer Kriegszug der Ashanti gegen die Engländer entfesselt wurde, kamen dabei auch einige deutsche Emisener ums Leben. Für diese ihre Landsleute nahmen die Hoer an einigen in ihrer Mitte lebenden Ashanti Blutrache. Fünf Ashanti mußten unter grausamen Martern ihr Leben lassen und Köpfe, Herzen und Glieder

Im allgemeinen gehört der Grund und Boden der Familie, der stelltenweise unter keinen Umständen verkauft werden darf. Davon gibt das Familienoberhaupt den einzelnen Haushaltungen nach Bedarf ab, die den benutzten Boden dann wieder zurückerstatten. Durch den Anbau herrenlosen Landes erwirbt der Ewhemann das Besitzrecht.

Dem Namen nach ist der Häuptling der Führer und Richter des Dorfes und ist seinerseits dem Oberhäuptling der Landschaft unterstellt, doch wir sagten schon, daß im allgemeinen nicht die Häuptlinge, sondern die Ältesten und Angeesehenen, vor allem aber die Fetischleute, die Macht in Händen haben.

Die Ewhe verehren ein höchstes Wesen, den Schöpfer der Erde und der Menschen, Mawu. Diesen denken sie sich als einen sehr mächtigen König, in einer großen Stadt wohnend. Mawu hat sehr viel zu tun und kann sich deshalb um die Menschen nicht viel kümmern, er hat sich daher von diesen Geschäften zurückgezogen und läßt seine Untergötter, die Fetische, herrschen. Um nun deren Gunst zu erwerben, bedarf der Ewhemann der Vermittlung der Fetischpriester, die ihm dann auch von diesen gegen Bezahlung und Opfergaben zu teil wird. Diese Opfergaben sind Hühner, Ziegen und Schafe, aber auch gefüllte Ginfaschen, Kauris, Feldfrüchte und andere oft nichts-jagende Dinge. Die überall an den Wegen, vor und in den Dörfern, in den Hütten angebrachten rohen menschlichen Darstellungen (die fälschlich Fetische genannt werden) sind als solche den Fetischen dargebrachte Opfer aufzufassen. Diese Darstellungen gelten dann als Symbole der betreffenden Gottheiten und als die Stellen, wo man die Verehrung darbringt und ein Opfer niederlegt. So findet man dort oft kleine Gaben, einige Kauris, leere Kalebassen und Ginfaschen, Federn und andere Dinge. Vor den Dörfern sieht man häufig solche aus Lehm geformte gröbliche menschliche Darstellungen mit einem großen Stock in der Hand, das sind die Symbole der Dorfgötter, welche die bösen Geister der Verstorbenen abhalten sollen, in das Dorf zurückzukehren und dort Schaden zu stiften. Die Anzahl der Fetische ist natürlich sehr groß. Es gibt solche, die das Wetter machen und die Fruchtbarkeit senden, solche, die Diebe und Ehebrecher ausfindig machen, um sie der Bestrafung zu überliefern; andere wieder machen böse Menschen kenntlich, welche ihren Nachbarn Krankheit und den Tod angehezt haben; wieder andere verhindern die Sklaven am Fortlaufen oder helfen solche wieder einzufangen, oder sie geben eine gute Geburt, ein langes Leben, eine glückliche Jagd, einen erfolgreichen Kriegszug*).

Die Fetischleute aber vermitteln den Verkehr der hilfesuchenden Menschen mit diesen vielen und mächtigen Fetischen, und so ist der Ewhemann während seines ganzen Lebens, ja schon vor seiner Geburt und noch nach dem Tode,

der Getöteten wurden an die zur Blutrache berechtigten Stämme verteilt. — Das Abschneiden der Köpfe gilt besonders als Schmach: der so Verstümmelte kann beim Erscheinen vor Mawu, dem Schöpfer der Menschen, demselben keinen Unterkerier als Anjaß zu einem neuen Menschen geben.

*) In einigen Gegenden des Ewhelandes nimmt übrigens der Fetischkult andere Formen an, so ist in den östlichen Landschaften deutlich eine Hinneigung zu dem in Dahomé verbreiteten Schlangenkult zu erkennen. In Gbidi und Abanake findet man bereits der Schlange als Hauptfetisch zu Ehren errichtete Tempel.

nämlich bis zum schließlichen Eingang des Geistes in die Welt der Toten, in die Hand seiner Fetischpriester gegeben.

Nicht nur Männer, auch Frauen üben dieses Gewerbe und verbinden damit oft das der Medizinleute. Oft werden Kinder dem Fetisch dargebracht oder die Verwandten erwünschen für ein Kind bei den Priestern die Aufnahme zur Ausbildung, womit gewöhnlich erhebliche Kosten verbunden sind. Die Ausbildung erfolgt unter völliger Loslösung der Kinder von der Familie während einer mehrjährigen Lehrzeit, in der die Zöglinge den Tanz der Fetischleute, ihre Sprache und ihre Medizinen kennen lernen.

Der Einfluß der Fetischleute auf das gesamte Leben der Embe ist ein sehr starker. Alle wichtigeren Anlässen werden dem Fetischmann unterbreitet und von seinem Ausspruch abhängig gemacht. Der Jäger braucht den Fetischmann, damit er ihm gegen die Geister der Tiere helfe, die ihn zu beunruhigen und zu blenden versuchen. Deswegen behängt er sich und sein Gewehr mit allerlei ihm von jenem übergebenen oder angeratenen Gegenständen und Amuletten, wie Zähnen, Krallen, Federn und Haarbüscheln der erlegten Tiere. Zweimal im Jahre ziehen die Häuptlinge der um den Äquator gelegten Dörfer zu den Fetischleuten auf der Spitze dieses einen Hauptfetischplatz vorstellenden Berges, um dort die Erlaubnis zur Aussaat und zur Ernte der Pflanz zu erbitten. In anderen Gegenden ist wiederum die Aberntung der Reisfelder vom Fetisch abhängig gemacht. Besonders wirksam ist die Beihilfe des Fetischmanns bei der Auffindung und Überführung Angeklagter oder Beschuldigter. In manchen Gegenden glaubt man faun an den natürlichen Tod und der Fetischmann muß vor der Bestattung des Abgeschiedenen die Todesursache herausfinden. Manchmal erklärt dann der Fetisch

durch den Mund seines Priesters, daß Mawu den Toten abgerufen habe oder daß derselbe aus Schwäche eingegangen sei, oder aber er gibt die Landschaft oder den Ort oder das Haus an, in dem der Verherer oder Mörder lebt. Oft wird zu diesem Zweck der Tote in den Dörfern herumgetragen, der dann selbst den Schuldigen oder dessen Haus bezeichnet. Und dann ist es Sache des Angeeschuldigten, seine Unschuld zu beweisen. Dies geschieht durch ein Gottesurteil, welches der Fetischmann veranlaßt und dem sich der Erzherrmann willig unterwirft. So muß der An-

Fetischmädchen von Klein-Popo.

geschuldigte zum Beispiel einen Gegenstand aus einer Schüssel mit siedendem Palmöl mit bloßer Hand herausnehmen und darf sich dabei doch nicht verletzen, wenn er seine Schuldlosigkeit beweisen will.

Eines der verwerflichsten Mittel aber, deren sich die Fetischleute bedienen, ist die Reichung des Fetischtrunks, eines Pflanzengiftes. Stirbt der Angeklagte nach dem Genuß desselben, so ist damit seine Schuld erwiesen. Es ist selbstverständlich, daß bei all diesen Fetischpalavern der Fetischmann von der einen oder anderen Partei bestochen und beeinflusst ist. Wenn er dann dem Angeeschuldigten einen harmlosen Trank reicht, so ist mit dem ausbleibenden Erfolg die Falschheit der Beschuldigung gekennzeichnet.

Nicht immer sind die Veranstalter der Gottesurteile Fetischpriester, sondern es gibt neben ihnen noch Medizinmänner, die außer der Kenntnis der heilbringenden Stoffe und der Gifte auch die zu besitzen behaupten, die Wahrheit herauszufinden. Endlich gibt es auch noch Zauberer, die dasselbe ein-

kömmliche Geschäft betreiben. Dahin gehören die Aka- und Asaleute des Vomebezirks. Erstere wenden die schon erwähnte Giftprobe an oder sie träufeln dem Angeklagten eine Flüssigkeit oder blasen ihm ein Pulver in die Augen. Besteht dann der Beschuldigte unter dem Einfluß des Schmerzes, so wäscht ihm der Akamann das Gift heraus, anderenfalls verliert der Unglückliche oft das Augenlicht. Bei anderen Proben sollen Schmerzensäußerungen oder Zuckungen die Beweise für Schuld oder Unschuld sein. Natürlich bestimmt auch hier die Gunst oder Mißgunst des von einer der Parteien bestochenen Akamannes den Ausgang der Probe. Harmloser ist die Tätigkeit der Asaleute, die den Fragenden einen Blick in die Zukunft gewähren und den Ausgang irgend welcher Unternehmungen vorherjagen. Diese Leute sagen wahr aus Figuren, die sie mit einem Stock mehr oder weniger unwillkürlich in den Sand zeichnen oder aus der Gruppierung, welche eine Handvoll in die Höhe geworfener Kerne oder Nüsse beim Niederfallen auf dem Boden darbieten. Häufig sind die Häuptlinge oder ihre Angehörigen Mitglieder dieser Kunst.

Wir haben endlich des Newegeheimbundes Erwähnung zu tun. Die Anhänger dieses dem Newesetisch geweihten Bundes zeichnen sich weniger durch eine positive Lehre aus als durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie gegen alle Nichtmitglieder vorgehen. Der Orden gewährt seinen Angehörigen das zügelloseste Leben, er ist eine Freistätte der Schuldner, die ihren Gläubigern, der Diebe und Mörder, welche den Bestrafungen entgehen wollen. Der Newebund schützt seine Mitglieder unter allen Umständen und rächt jede Beleidigung in schwerster Weise. Aus Furcht vor dem Bunde laufen ihm viele Mitglieder zu, andererseits ist man beim Einfang solcher wenig skrupulös. Töchter entlaufen den Eltern und Frauen den Gatten, um Mitglieder des Bundes zu werden. Der Newedienst arbeitet mit allen, selbst den verbrecherischen Mitteln, mit Zügellosigkeit, künstlicher Raserei der Weiber, mit Diebstahl, Mord und Brandstiftung. Die Häuptlinge unterstützen zumeist die Bestrebungen des Ordens, ebenso die Fetischleute, einmal aus Furcht und dann, weil sie sich selbst dabei am besten sehen.

IV. Mittelstogo. Landschaften und Leute

a) Die westlichen Landschaften

Mit Apando und Lavango verlassen wir das Ewehsprachgebiet und mit Überschreitung der 400—500 m hohen Lavangoberge befinden wir uns im Gebiet der Guanvölker. Guan ist eine dem Tshi, der Sprache der Achanti verwandte Sprache. Den Volta entlang wird Guan in den Landschaften Akunya, Kratyi und Ntshumuru gesprochen, das heißt in der südlichsten Landschaft Akunya spricht man den Kjerexpondialekt. Außer Guan wird aber in diesen Landschaften noch als Verkehrs- und Handelsprache Haussa und Tshi gesprochen, letzteres eine Folge davon, daß bis zum Jahr 1874 diese Gebiete dem Achantikönig unterstellt waren.

Die Dörfer der Akunyaalandschaft sind schon äußerlich von den Ewehdörfern verschieden. Charakteristisch für dieselben sind die großen, runden, aus Lehm gebauten und mit einem Palmblätterdach gedeckten Kornspeicher. Die

Hütten sind viereckig, nähern sich aber mehr der quadratischen Form und sind zu Gehöften zusammengestellt. Die Bevölkerung baut vornehmlich Reis und Nams, verwendet auch im Haushalt Palmöl und gibt sich reichlichem Palmweingenuß hin; jedoch gehen Palmöl und Palmkerne von hier aus nicht mehr zur Küste. Viehzucht wird ähnlich wie bei den Ewhe nur in minderwertiger Weise betrieben. Dagegen ist die Tätigkeit der Kfunyaleute als Kanubauer erwähnenswert. Sie stellen die Einbäume mit ihren primitiven Werkzeugen aus den großen und geraden Stämmen des Seidenbaumwollbaumes her. Die Bevölkerung erscheint weniger gutmütig als die Ewhe, sie ist schon und mißtrauisch und steht, wie auch der Oberhäuptling, ganz unter dem Einfluß des Fetischpriesters des Sia zu Wurupon, der zugleich Häuptling des Ortes ist. Wurupon selbst liegt hart an das Gebirge gelehnt, unfern davon ist ein schöner Wald, der Sitz des Obergottes Sia. Sia fordert grausame Opfer, denn bei den großen Festen müssen ihm die Trinkopfer aus Menschenschädeln dargebracht werden. So tragen auch die großen Fetischtrommeln Menschenschädel als Schmuck. Auch andere menschliche Körperteile werden dem Sia geopfert, für welchen Aberglauben schon mancher Fremde und Sklave sein Leben hat hingeben müssen. Daneben nimmt Sia auch Tieropfer, solche von Schafen und Ziegen an. Wie Mawu hat auch Sia seine Untergötter, unter anderen den Fetisch Kombi, der besonders gegen Giftnüser angerufen wird und über das Geschick der Familien Auskunft gibt. Ihm werden die Unterkiefer der getöteten Feinde als Opfer dargebracht.

Nördlich und östlich stößt Kfunya an die Landschaft Boëm, wo wiederum eine eigene Sprache, nämlich Lesana gesprochen wird. Boëm ist ein zum größten Teil mit prächtigem Hochwald bedecktes Gebirgsland, welches manche interessante und großartige Szenerien birgt. Die Boëmdörfer überraschen durch ihre Anlage und die Bauart der Häuser. Man findet da zum Beispiel in Borada, der Residenz des Königs, eine breite und gerade Dorfstraße mit Schattenbäumen, Ruhebänken und selbst seitlichen Abzugsgräben. Offenbar ist diese Dorfanlage eine Nachahmung der Niederlassungen der Goldküste, wie auch viele Häuser in Borada durchaus die Bauart zeigen, wie sie die Küstenneger bevorzugen, nämlich Lehmhäuser mit nach allen vier Seiten abfallenden Pyramidendächern, mit rechteckigen Tür- und selbst Fensteröffnungen. Daneben aber sieht man die der Landschaft ursprünglichen Lehmkastenhäuser. Das sind aus gewaltigen Lehmmauern ohne inneres Holzgerüst errichtete viereckige Häuser mit einem auf besonderen Holzpfählern ruhenden, flachen, fußdicken, aus gestampftem Lehm hergestellten Dach. Man betritt das Haus durch einen merkwürdigen viereckigen Türvorbau und gelangt von dort in eine Reihe geräumiger, fensterloser viereckiger Räume, die mit ihren rauchgeschwärzten Pfeilern und geraden Wand- und Deckflächen einen in der Tat sehr überraschenden Eindruck machen. Die Zimmer sind um einen mittleren freien Raum gelagert, der die Stelle eines Hofes vertritt, denn einen solchen besitzen diese Häuser überhaupt nicht. Die eigentlichen Boëmdörfer lassen den Wohlstand ihrer Bewohner nicht verkennen, ganz im Gegensatz zu den oft dürftigen Verhältnissen, in denen die anderen Bewohner der Landschaft leben. Boëm ist nämlich mit seinen tief eingebetteten Tälern und schroffen Gebirgshöhen die Zufluchtsstätte mehrerer verstrengter Volksstämme geworden, die sowohl aus dem deutschen Togogebiet, wie aus Dahome und dem englischen Gebiet stammen.

So gibt es denn in Boëm außer der Landes-
sprache Tefana noch wenigstens vier oder fünf andere
Sprachen, die allerdings manchmal nur in einigen
Dörfern verstanden werden. Unter diesen ver-
worrenen Sprachverhältnissen bedient sich daher
der schwarze Reisende am besten des Tshi, welches
fast überall verstanden wird oder in einigen
Gebieten auch der Ewheisprache. Trotz dieser
verschiedenartigen Elemente herrscht im Boëm-
lande eine musterhafte Ordnung, die allerdings
nur durch die starke Hand des alten Akpana in
Borada möglich war. Vor nicht langer Zeit ist dieser
interessante, tatkräftige und auch über eine gewisse
Macht verfügende Regierfürst gestorben. Zu den er-
wähnten verpöngten Volksstämmen gehört auch die
Bevölkerung des Felsenlandes Baifa, welche mit der
von noch drei anderen Dörfern eine eigene Sprache
spricht. Baifa liegt auf einem hohen, auf allen
Seiten abschüssigen Gipfel. Die Häuser sind überall,
wo sich nur eine Stelle hat finden lassen, dem Felsen
angeklebt. Um von einem Haus zu einem anderen
zu gelangen — die Häuser haben die flachdachige
Fehlmaffenform — muß man, da jedes eine andere
Höhenlage hat, große Umwege machen, über Fels-
blöcke und Dächer klettern. Einige sind so dicht an
die Abhänge gebaut, daß man meint, sie müßten
jeden Augenblick abstürzen. Dazwischen finden sich
runde, dicke Türmchen, die fast wie Bastionen aus-
sehen, mit Fehm- oder Grasclappen. Das sind
die Vorratskammern der Leute, die allerdings auf
ihrem fahlen, sonnendurchglühten und oft sturm-
gepeitschten Gipfel in großer Dürftigkeit leben.

Andere verpöngte Stammesreste mit eigenen
Sprachen findet man in Vitpe und in Alpafo so-

wie in Santrokofi. Auch die Santrokofisprache
wird nur in drei Dörfern von zusammen einigen
hundert Leuten gesprochen.

Sehr interessant ist diese Gegend durch die dort
betriebene Eisengewinnung. Das Quarzitzgebirge
führt hier nämlich Koteisenstein. Das Erz ist nicht
rein, sondern mit Laterit und Brauneisenstein ge-
mengt und von Quarzadern durchzogen. Die er-
forderliche Kohle erhält man in zugedeckten Erd-
löchern oder Meilern von 3—4 m Durchmesser und
1 m Höhe. Die etwa 2 m hohen runden Hochöfen fin-
den unseren nicht unähnlich. Sie haben eine Arbeits-
öffnung am Boden und, wenn diese beim Be-
triebe geschlossen ist, zwei andere Öffnungen für die
Schlacke und Windform. Die Beschickung geschieht
mit glühender Holzkohle, schwarzer Holzkohle und
zerfklagenem Eisenstein von Mühgröbe. Der Ofen
wird durch einen Blasebalg in Brand gesetzt. Mit
17stündigem Betrieb erhält man eine Luppe von
4—5 kg. Bis vor kurzer Zeit hat diese Gegend das
Roheisen für das südliche Togoland geliefert, jetzt
liegen die Ofen in Santrokofi in Trümmern und
in den anderen Dörfern sind nur noch einige da-
von in Brand. Wohl aber hat sich das Schmiede-
gewerbe erhalten und wird auch noch mit dem
ursprünglichen Werkzeug betrieben. Der Am-
boß ist ein großer Stein, als Hammer dient eine
Eisenkeule, daneben verwendet der Schmied Klöpf-
eisen, Zangen und den Blasebalg. Letzterer be-
steht aus zwei Zylindern von Schaf- oder Ziegen-
fell, die in zwei Bambusröhren ausmünden und
ruht auf einem Holzgestell. In Bewegung gesetzt
wird der Blasebalg durch den mit beiden Händen
arbeitenden Gehilfen. (Hupfeld.)*)

Eine kleine, von Boëm in nicht sehr fester Weise abhängige Landschaft
mit eigener Sprache ist Tapa. Tapa reicht nördlich bis an den Asookoko,
westlich ist es vom Volta begrenzt. An den Ufern des ersten Flusses werden
Kanus gebaut. Die zum Bau erforderlichen Seidenbaumwollbäume werden
vom Fällungsort auf durch den Wald geschlagenen Schneisen zum Ufer ge-
schleppt. Am Volta dagegen geht hier die Kanuindustrie durch die seltener
gewordenen passenden Bäume zurück. In Tapa befindet sich ein kleiner Be-
stand von einigen hundert Kolabäumen, von denen eine Anzahl fruchttragend
ist und jährlich etwa 12—20 Trägerlasten Kolanüsse liefert. Es ist wahr-
scheinlich, wie auch ein Bericht der Eingeborenen sagt, daß diese Tapa-
kolabäume aus Ashanti stammen. Eine Kultur derselben betreiben die Ein-
geborenen eigentlich nicht, höchstens daß sie junge Pflänzchen, die unter den
älteren Bäumen hervorgeproßt sind, versetzen. Es sind nicht die 12—20 Lasten
Kolanüsse an sich, die im Vergleich zum Verbrauch eine nicht erwähnenswerte
minimale Quantität darstellen, die uns die Landschaft Tapa wichtig machen,
als vielmehr der dadurch beigebrachte Beweis, daß im Lande ein Anbau der
wertvollen Kolabäume von Erfolg sein wird. Für den Weitervertrieb werden
die aus den Fruchtschalen genommenen etwa kastaniengroßen Samen möglichst
kühl gehalten und dann, von der Samenhaut befreit, in Tragkörbe verpackt,
die innen mit feuchten Blättern ausgeschlagen sind. In dieser Verpackung
werden die Nüsse weit in die Sudanländer transportiert. Alle paar Tage

*) Eine interessante Beschreibung der Eisengewinnung und der Schmiedearbeit dieser Gegenden
hat schon der Regermisionar P. Hall im Jahre 1887 gegeben (Mitt. d. Geogr. Ges. für Thüringen
23b. VIII.)

werden sie untersucht und die verdorbenen entfernt. Die Packblätter — es sind Blätter von *Thaumatococcus Danielli* — führen die Händler ebenfalls mit sich, da diese Pflanze sich nicht in der Steppe findet.

Der Nsukoko, der bei Nsofo in den hier 400–500 m breiten Volta mündet, hat in der Regenzeit 40–50 m Breite und ist dann in seinem Unterlauf schiffbar. In der Trockenzeit hat der Fluß nur seichtes Wasser, das sich mühsam durch die Felsen hindurcharbeitet. In der Regenzeit wird der Fluß auf Fahren passiert, es verläuft hier nämlich, in südlicher Richtung Tapa und Kfunpa durchschneidend, eine wichtige Viehkarawanenstraße, die aus dem viehreichen Hinterlande über Dntutpene herleitend, den Vorzug hat völlig

eben zu sein. Überhaupt passiert aller Verkehr, der Kete-Kratni liegen läßt, diese Straße. Deshalb hat auch der kluge Gauffahauptling Abu Karimo an derselben, nämlich in Kwamitrum am Konfu, eine große Niederlassung gegründet, wo die Reisenden Lebensmittel, Stoffe, Salz und auch ein Unterkommen finden.

In dem noch zu Tapa gehörigen Komfokotrum stößt man, von Süden kommend, zum erstenmal auf einen Altar des großen Odentesetisch, dessen Priesterin Koto hier ihren Sitz hat.

Apaso in Boem.

Mit dem Überschreiten des Nsukoko gelangt man in die Landschaft Apai, welche schon zu Kratni gehört. Früher freilich unterstand die Landschaft dem Häuptling des rechtswoltaischen Kodiahe, von wo auch wahrscheinlich die Apaleute stammen, wie sie auch die Tshisprache sprechen. Die Landschaft erstreckt sich bis über den Oti. In den Apaidörfern findet man schon runde Hütten, wie sie im weiteren nördlichen Lande gebräuchlich sind.

Die Bewohner sind Farmer, Viehzüchter, Jäger, Fischer und Handwerker. In Apaso am Volta, dem größten Apaidorf, sieht man viele und große Schafe, die bedeutend von der minderwertigen Rasse des Vorlandes abweichen. Die Fischer legen des Nachts Feuerbrände auf die Felsen der Stromschnellen des Oti, wodurch die Fische angelockt und dann gespeert werden. Man betäubt auch die Fische mit dem in den Fluß geschütteten Saft einer Wolfsmilchart, wodurch die Tiere betäubt werden, auf die Oberfläche kommen und ein-

gesammelt werden können. In Apaso betreibt man Kanuindustrie, man fertigt aber auch Schnitzwaren, so die großen Trommeln und die manchmal schon verzierten landesüblichen Stühle. Aus der Rinde eines Baumes erhält man durch Klopfen Rindentuch, welches zu Schamttüchern Verwendung findet. Apaso ist wieder für die voltaaufwärts kommenden englischen Händler ein günstiger Stapelplatz, während Ditsu den Fährverkehr über den hier in der Regenzeit 170 m breiten Oti für die zahlreichen Karawanen vermittelt. Ein Teil des Fährgeldes fließt dem Oberhäuptling von Kratyi zu.

Die Kratylilandschaft füllt die etwa 150 m hoch gelegene Niederung zwischen Volta und Oti und wird nördlich begrenzt von Ntshumuru. Die Bevölkerung spricht Guan, doch auch Tshi, denn auch dieses Land fiel früher in die Machtosphäre des Ashantireiches. Mit den Ewhe verglichen, sind die Kratylileute kleiner und schlanker, aber doch sehnig und kräftig. Sie tragen keine Stammesmerkmale, wohl aber, besonders die Frauen, verschiedenartige Tätowierungen, wie sie auch die dreieckige Lücke zwischen den Oberzähnen ausfeilen oder mehrere Schneidezähne spitz feilen. Große Umhlagetücher tragen nur die Wohlhabenden, oft beschränkt man sich auf die Schamttücher, zu welchen die Weiber noch kurze Hüfttücher tragen. Der Körperschmuck besteht wie bei den Ewhe aus Perlen, Kauris und Metallringen. Die Hütten sind von runder Form aus Pehm gebaut und tragen ein spitzes kegelförmiges Dach, dessen Spitze meist mit einem umgestülpten Topf gekrönt ist. Die zusammengehörigen Hütten bilden keine abgeschlossenen Gehöfte, sondern sind um einen kleinen Platz angeordnet, auf den die Türöffnungen weisen. Diese werden auch hier mit einer Matte geschlossen. Die Kratylileute sind vor allem Ackerbauer, müssen sie doch nicht nur für sich, sondern auch für die Handelsstadt Kete und die zahlreichen Karawanen Produkte herbeischaffen. So findet man ausgedehnte und gut bearbeitete Felder von Mais, Yams und Maniok, aber auch Hirse und Reis, ferner Erdnüsse und Bohnen, Bataten, Bananen, Zwiebeln, roten Pfeffer und anderes, selbst Baumwolle und Tabak, letztere beide freilich nur für den eigenen Gebrauch. Die Bevölkerung wohnt zum Teil auf den Farmen, so daß die Dörfer fast leer erscheinen, und verwendet vielfach fremde Arbeiter, das heißt Sklaven, die zumeist aus Grussi, Mossi, Kabre und Bassari stammen. Das Verhältnis der Sklaven ist durchaus ähnlich wie bei den Ewhe, so daß man ihr Los kaum ein beschwerliches nennen kann. Manche derselben kommen so zu Wohlstand, daß sie sich selbst wieder Sklaven halten können. Es laufen zwar auch öfters welche fort, das ist dann aber zumeist arbeitsscheues und verbrecherisches Gesindel.

Die Viehzucht der Kratylileute steht auch nicht höher als die der Ewhe; Pferde und Esel werden gar nicht, Rindvieh wird nur in geringer Anzahl gezüchtet. Leider scheint das Vorkommen der Tsetsefliege für die Voltaniederung erwiesen zu sein.

Im übrigen findet man bei ihnen Jäger und Fischer, wie auch einige Gewerbe für den Hausbedarf betrieben werden. Für die Sitten und Gebräuche können wir in vielfacher Beziehung auf die Ewhe verweisen.

Viel mächtiger aber als irgendwo im Togolande herrschte bis vor kurzer Zeit der Fetisch in Kratyi. Zahlreich sind an dem Wege von Kratyi nach Kete die Gräber der in der Giftprobe Gemordeten, die Opfer des allmächtigen Fetischpriesters Bosumfo, bis dieser endlich seines verbrecherischen Treibens wegen von der Togohinterlandexpedition vor Gericht geladen und standrecht-

lich erschossen wurde. Aus der Öffentlichkeit wenigstens dürften jetzt derartige üble Fetischgebräuche geschwunden sein.

Der heilige Hain bei dem hart am Volta auf Felsen gelegenen nur etwa 300 Hütten zählenden Dorfe Kratzi ist der Sitz des Odente, dessen Kunt auf dem linken Ufer des Volta vom Data bis über den Nsofoko, auf dem rechten aber bis an die Goldküste reicht. Wie die Missionare berichten, stammt der Odentekult höchst wahrscheinlich von der Goldküste und zwar aus dem in der Landschaft Mvwapim gelegenen Dorfe Date, von wo der Göze Konkono auf Veranlassung der Wahrsagerin Koto nach Kratzi gekommen sei und dort als Odente seinen Wohnort genommen habe. Der Fetischhain von Kratzi birgt zahlreiche große Paviane und andere Affen, die auch für heilig gehalten werden und unverletzlich sind. Es ist sehr merkwürdig zu sehen, wie um die Mittagszeit die Tiere sich zahlreich im Dorfe einfänden, um dort ihre Mahlzeit einzunehmen. Überall nämlich haben die Eingeborenen dann auf den Plätzen und bei den Hütten Gefäße mit gekochten Yam's aufgestellt, um welche sich die Affenfamilien gruppieren. Im Dorfe selbst hält man nur Schafe und Hunde, denn Odente haßt Ziegen, Pferde und Esel. Die Kratzileute dürfen auch kein Ziegenfleisch essen und Pferde und Esel dürfen den Ort überhaupt nicht passieren. Da nun über Kratzi ein lebhafter Viehtransport stattfindet, ist für diesen ein den Ort umgehender zur Voltasähe führender Weg angelegt worden. Odente will Opfer, er fordert Hühner, Schafe, Stiere, auch Menschen. Und die Kratzileute erfüllen willig seine Forderungen. So wurde manche Karawane unter dem Vorgeben, Odente beleidigt zu haben, überfallen, die Männer getötet, die Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Im übrigen ist die Tätigkeit der Fetischpriester ganz ähnlich wie bei den Gohe und die Feste des Odente entsprehen denen des Hewebundes, es sind wüste Gesänge, bei denen die Tänzerinnen der obersten Wahrsagerin Koto, die Kotofrauen mit Tanz und Gesang mitwirken.

In allen Orten des vorhin bezeichneten Verbreitungsbezirks des Odentekults findet man dem Fetisch errichtete Altäre, das heißt etwa 2 m hohe Erdhügel, zu denen einige Stufen hinaufführen. Auf der Spitze des Hügels ist eine Schale niedergelegt für die Opferungen von Gin und Rum, der Hügel selbst ist besprenkt mit weißer Farbe und dem Blut der Opfertiere, auch Federn sind darauf gelegt und Knochen und Hörner dabei angebracht. Über dem Altar ist ein Schutzdach aufgestellt. Wenn ein solcher Opferaltar, etwa auf Geheiß des Fetischs, aufgestellt werden soll, holen sich die Leute vom Oberpriester in Kratzi geweihte Erde, vermengen diese mit dem Blut der Opfertiere — erwiesenermaßen auch von Menschen — und errichten darüber den Erdhügel.

Nur eine halbe Stunde Weges trennt die Königs- und Fetischstadt Kratzi von der großen Handelsstadt Kete. Diese enthält etwa das Zehnfache an Hütten, 3000. Kete war schon früher ein lebhafter Handelsmittelpunkt, doch erlangte es seine größte Blüte durch den Zugang der Salagaleute nach der Zerstörung dieser Stadt im Jahre 1892.

In den Thronstreitigkeiten zwischen Karbafi und Mamma in Salaga war der Dagombakönig dem ersteren zu Hilfe geeilt, die Stadt war zer-

stört, die Bewohner waren geflüchtet. Ein Teil dieser Flüchtlinge war mit Vempo, dem Sohne des verstorbenen Mamma, nach Kete gekommen und hatte sich dort angeliedelt. Vempo ist dann von den Deutschen unter dem Namen Zulaimana als rechtmäßiger Sultan von Salaga mit dem Siege in Kete anerkannt worden. 1897 hat sich Karbafi, der sich als Sultan Jafa nannte, in Salaga vergiftet und 1899 ist bei der Aufteilung des neutralen Gebietes Salaga den Engländern zugefallen. Schon vorher hatten die Engländer durch allerlei Schifanen versucht, den durch den Zugang der Salagahändler aufgeblühten Handel Ketes lahm zu legen und die Salagaleute auf das rechte Voltaufer hinüberzuziehen. Seitdem nun Salaga wieder aufgebaut ist und die englischen Schifanen fortbestehen, ist ein Teil der früher zugezogenen Händler wieder nach Salaga zurückgekehrt und es ist sehr zu befürchten, daß Kete noch mehr zurückgehen wird, wenn nicht noch eine Änderung in der politischen Abmachung mit den Engländern erzielt wird, besonders die Schifahrt auf dem Volta freigegeben wird.

Zimmerhin ist Kete noch heute eine bedeutende Handelsstadt. An der durch Stromschnellen bedingten Grenze der Schiffbarkeit des Volta gelegen, ist es der gegebene Eingangsplatz für das Togomittel- und Hinterland.

Die Stadt ist nur von Hausfa und anderen mohammedanischen Fremden bewohnt. Die ansässige Hausfabevölkerung bewohnt das Zentrum, die Fremden leben in getrennten Kolonien an der Peripherie. Auf dem Marktplatz befinden sich die vieredigen, aus Matten errichteten Verkaufsbuden, im übrigen enthält die Stadt eine Menge kleiner und winfliger Straßen, die durch die Mattenzäune der Gehöfte begrenzt werden. Innerhalb derselben liegen die zumeist runden Hütten. Aber es finden sich auch größere viereckige Stiebelhäuser. Die Stadt ist von großer Schmutzigkeit, Hyänen, Schatole und Kappengeier sorgen allein für die Reinigung. Der Volta ist 20 Minuten entfernt, aber auch kein Wasser ist sehr schmutzig und so ist es erklärlich, daß Kete ein ungesunder Ort ist, um so mehr als die aus dem Innern kommenden Karawanen immer neue Krankheitsstoffe, vor allem Pocken und Aussatz einschleppen. In Kete tritt dem von der Küste kommenden Reisenden der Islam zum erstenmal in geschlossener Weise entgegen und zahlreich sieht er besonders des Freitags die Gläubigen in die Moscheen ziehen. Es sind dies Lehmgebäude mit flachen Dächern, im Innern mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen.

Die Menge und die Verschiedenartigkeit der auf dem Markt in den Verkaufsbuden gehandelten Gegenstände ist erstaunlich. Hier findet man fertige Hausfagewänder, einheimische und europäische Stoffe, gemusterte Tücher in Taschentuchform, die als Kopf- und Umschlagtücher dienen, Weiß-, Blau- und Rotgarn, Hausfasaffen, Schwerter und Messer mit Federscheiden, von anderen Produkten der von den Hausfa eifrig betriebenen Lederindustrie Sandalen, Schuhe, Weiterstiefel, Satteltaschen, Räume und Zügel, einheimische Fledhwaren, Tragkörbe für Esel, Schmuckfachen wie Arm-, Bein- und Finger- ringe, allerlei Gebrauchsgegenstände, Landespro-

dukte wie Kautschuk, Felle, Straußenfedern, selbst lebende Strauße, Elefantenzähne und Goldstaub. Von europäischen eingeführten Waren sieht man Messinghingen und Schalen, Salz, Pulver und Steinflößgewehre, Gin und Rum, Seifen und Parfümerien und verschiedenes andere.

Auf der Mitte des Platzes ist der Lebensmittelmarkt. Da sitzen die schwarzen Marktweiber hinter den auf Matten ausgebreiteten Waren, jegliche Art von Gemüse und Früchten und zubereitete Speisen anbietend, wie Hirseuppe, Kuchen von Erdnüssen, Bohnen, Hirse mit Schibutter oder Palmöl gebacken und rotem Pfeffer gewürzt, da gibt es ferner Brennholz, einheimischen und fremden Tabak, einheimische Seifen- und Indigofiguren, Zucker, Kolaniisse und vieles andere. Auch ein großer Fleischmarkt ist vorhanden, betreiben doch die Haussa die Schlächtereier als Spezialgewerbe und erfordert doch der tägliche Verbrauch für Kete allein 10–15 Rinder. Auch die Fleischwaren stehen zum Teil schon zubereitet zu Verkauf. Bedeutend ist der Viehmarkt. Da werden kleinere Rinder aus Zugu und Borgu, größere und graue Buckelrinder aus Mossi gehandelt, ferner hochbeinige Salagahäse, zottige Landhäse mit Halskluntern, sowie Ziegen, auch Pferde und Esel. Zu veredelter Form wird auch wohl Sklavenhandel betrieben. Außer dem Marktverkehr dient der Marktplatz und die angrenzenden Straßen eifrig betriebenen Handwerk, da arbeiten Schuster und Schneider, Flechter und Weber, gehen die Barbier ihrem Gewerbe und auch die Bettler dem ihren nach. Früher fand der Handel nur mit Kauris statt und fiel den von der englischen Küste stammenden schwarzen Händlern zu, die hier große Salzlagereingerichtet hatten. Das war auch die Zeit, als die Sklaven des Fetischpriesters von Kratzi den Handelsleuten auf dem Marktplatz willkürliche Abgaben abforderten. Jetzt wird zum größeren Teil mit Geld gehandelt, englischem und deutschem, und es finden sich auch Händler von der deutschen Küste dazu ein. Die Markttaggaben aber sind eingestellt. In Kete treffen — wie nun auch wieder in Salaga — die Händler der Küste mit den aus dem Inland herziehenden Karawanen zusammen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Karawanen nicht auch bis zur Küste kommen. So finden wir in Kete neben den Haussa besonders Leute aus den Temuländern, die sogenannten Kotokoli, aber auch Leute von Dagomba, Grussi, Mossi und noch weiteren Gebieten des Hinterlandes. In der Regenzeit wird es in Kete stiller, da dann die Karawanen in die Heimat zurückgekehrt sind, um dort Vieh und die anderen Landesprodukte und Erzeugnisse für die Handelsreise der nächsten Trockenzeit aufzusammeln. Vornehmlich nehmen diese Karawanen — außer mancherlei europäischen Waren — Kolaniisse und Salz zurück in die Heimat. Da die Kolaniisse aus dem rechts-voltaischen englischen Gebiet stammen, das Salz aus dem englischen Volta herausgebracht wird, die Engländer aber die Landung auf dem deutschen Ufer mit einem hohen Zehrzoll (5 Schilling für je 50 Pfund) belegt oder neuerdings ganz verboten haben, so ist ersichtlich, wie sehr der Ketehandel geschädigt ist. So sieht auch ein großer Teil des in Kete verhandelten Kautschuks in das englische Gebiet ab und viele aus dem deutschen Hinterlande stammende Viehkarawanen überfegen in Kete oder Banamso den Volta, weil sie einerseits an der

deutschen Küste kein Absatzgebiet für das Vieh finden, andererseits Kolaniisse und Salz holen wollen.

In Kete ist die Hauptniederlassung der Haussa im Togo-Lande. Es mögen dort an 8000 wohnen. Wir finden ihre Niederlassungen aber auch in anderen Handels- und Verkehrsplätzen und begegnen ihren Karawanen auf allen Straßen. Die Haussa heben sich in jeder Beziehung vorteilhaft von der einheimischen Bevölkerung ab. Sie sind zwar auch schwarz und auch Neger und haben dennoch kaum etwas Negerhaftes. Es sind hohe und schlankte Gestalten mit schmalen Füßen und Händen und intelligenten, scharfen, wenn auch nicht hübschen Gesichtszügen. Auch die Frauen sind von höherem und besserem Wuchs als die einheimischen Negerfrauen. Wo man sie auch trifft, man kennt sie sofort an ihrer durchaus einheitlichen Kleidung. Die Männer tragen Sandalen, weiße weite Huderhosen, sowie eine weiße Tabe, die Wosflhabenden einen Burnus mit Brusttaschen, als Kopfbedeckung eine herabhängende Mütze, die in etwas der phrygischen Form ähnelt, oder ein Fes oder einen Turban. Die Frauen tragen gewöhnlich ein Hemd und darüber ein blaues Umschlagetuch, die jungen Mädchen begnügen sich mit einem Hüfttuch, die jungen Burken mit einem Hemd. Die Männer haben das Kopfhaar rasiert und oft einen kleinen Knebelbart, die Frauen tragen eine Frisur, die der bantischen Raupe ähnlich ist. Oft sieht man als Stammesmarken auf den Wangen vier lange und dünne von den Zosbeinen nach unten ziehende Tätowierungsstreifen. Die Frauen tragen Metallreifen und Ringe, im rechten Nasenflügel eine kleine rote Koralle, die Augenbrauen färben sie bisweilen mit Graphit, die Augenlider mit Antimon, die Fingernägel mit Henna.

Die Haussa sind gewiegte Handelsleute und betreiben ihr Gewerbe entweder in anständiger Weise oder vermittels ausgebehneter Handelszüge, die sie überall dahin unternehmen, wo es etwas zu kaufen und verkaufen gibt. Man trifft sie einzeln oder zu wenigen, aber auch zu Karawanen von Hunderten und Tausenden vereinigt, die dann zahlreiche Transporttiere, Pferde und Esel, aber auch Rinder und Schafe mit sich führen. Die Frauen tragen außer ihren Kindern den ganzen Haushalt mit sich, Knaben und Mädchen in jugendlichem Alter schleppen sich schon mit großen Kasten, ab und zu sieht auch wohl unter der Aufmachung eines Haussaträgers ein Sklave aus dem fernen Hinterlande. Sie kommen aus den Staaten Kano und Gando, aber auch von Yola, Bornu und Bagirmi. Die Karawanen ziehen mit Trommelschlag in die Dörfer ein, denn man führt auch Musikanten und selbst gewerbsmäßige Lustigmacher mit sich. An den weiten Wegen in wenig bewohnten Gegenden trifft man bisweilen Hunderte von primitiven Grashütten, das sind die nächtlichen Lagerplätze der Karawanen. Häufig auch trifft man auf die Gräber unterwegs gestorbenen Reisender. Das Ziel dieser Haussakarawanen ist zumeist das im englischen Gebiet gelegene Atsobu, der Hauptstiz des Kolahandels. Der Weg dahin führt aber über das wiedererstandene Salaga.

Daß die Haussa in hervorragender Weise viele Handwerke betreiben, konnten wir an den in Kete auf dem Markt feilgebotenen Gegenständen erleben. Sie sind auch Schriftgelehrte, wie man in allen ihren Niederlassungen Schulen trifft, wo die Knaben auf Holztafeln arabische Schriftzeichen

üben und die Koranfuren auswendig lernen. Doch werden, die jungen Mädchen unter Trommelflag, auch ihre Feste feiern sie gern, bei welchen die Gesang und Händeklatschen der umstehenden Menge Großen in prächtiger Kleidung auf reich geschirrten tanzen und die jungen Burischen flirrende Schwert- Pferden erscheinen wo Reiterspiele abgehalten tünze aufführen.

Nördlich von Kratji liegt die Landschaft Ntshumuru. Der links des Daka gelegene Teil derselben hat schon früher unter der Oberherrschaft von Kratji gestanden, wie ja auch in Ntshumuru ein der Kratjisprache nahestehender Guandialekt gesprochen wird.

Die Bewohner sind Anhänger des Ndente, im übrigen sind sie weniger Handelsleute als Farmer, Jäger und Fischer. Sie verwenden zum Fischfang auch ein Gift, welches aber von dem in Apai gebräuchlichen verschieden ist. Die Kanus und Paddeln verfertigen die Leute selbst. Der Hauptort der Landschaft ist Bayamfo. Hierher hatte sich der geflüchtete Mamma gewendet und noch einmal versucht, das verloren gegangene Königreich zurückzuerobern. Es kam auch zu mehreren Gefechten, in denen Mamma aber geschlagen und wohl getötet wurde. Auch hier hatte sich ein Teil der geflüchteten Salagaleute niedergelassen und damit wesentlich zur Hebung des Ortes beigetragen. Über den Volta führt hier eine Fährre, und es trennen sich hier die Wege nach Yegi und Salaga. Auf dem Salagawege weiter schreitend, erreichen wir dann in Banda den Grenzfluß Daka, über den hier ebenfalls eine Fährre den Verkehr vermittelt.

b) Die zentralen Landschaften

Deine ist ein kleines, landschaftlich schönes und fruchtbares Bergland mit vielen Farmen und auch noch reichlichem Bestand an Kautschukbäumen. Die Bevölkerung ist friedlich und fleißig. Nicht so Günstiges kann über Kpele berichtet werden. Zwar ist auch dieses eine fruchtbare und reich bewässerte Landschaft am Fuße des Gebirges, das bis zur halben Höhe mit schönem Walde bestanden ist. Die Lianen sind aber ausgeplündert und die Kpeleleute haben wie die Akposso einen schlechten Ruf als Räuber und Menschenfänger.

Nördlich von diesen beiden Landschaften liegt Akposso, das seinerseits im Osten von Atakpame, im Norden von Anyana und Adele, im Westen von Boem und Kebu begrenzt ist. Im Norden und Süden freilich stößt Akposso nicht eng an die Nachbarlandschaften, im Gegenteil schiebt sich dort ein 30—40 km breiter unbewohnter Streifen ein. Ein Teil der Landschaft liegt

Kaussa von Bornu mit Dagombaflaven.

noch in der Ebene, nämlich in dem großen Bogen, den das Gebirge nach Südwesten offen läßt, der ganze übrige, stark überwiegende Teil aber ist Gebirgsland. Auch sprachlich ist das Land nicht einheitlich, denn man kennt bereits Dialekte, und in politischer Beziehung herrscht fast das Gegenteil der Einheitlichkeit. So steht Südoftakposso, jener in der Ebene gelegene Teil, nicht nur in keinem Verbande mit der übrigen Landschaft, sondern es liegen hier die Dörfer beständig untereinander und mit ihren Nachbarn in Fehde. Hier herrscht volle Anarchie, kaum daß einige Fetischpriester etwas Macht haben. So machen auch die Bewohner einen wilden und zugleich armeligen Eindruck. Sie gehen bis auf ein geringes Schamttuch völlig nackt und führen außer dem Gewehr, Naumeßer und Dolch noch einen 2 m langen Fischepeer.

Der übrige Teil von Akposso ist eine stellenweis wunderschöne und fruchtbare Gebirgslandschaft. Zwar sind die Klämme und Gipfel, sofern nicht nackter Fels ansteht, von Savanne überzogen, die auch sonst ausgedehnt genug ist, doch finden sich auch Talmulden mit weiten Weideplätzen, auf denen Schafe, Ziegen und auch Rindvieh gedeihen. Die Bäche sind umsäumt von breiten Waldstreifen mit vielen Öl- und Fächerpalmen. Oft auch sind die Täler mit Urwald angefüllt, in dem ein noch fast unberührter Reichtum an Kautschuklianen vorhanden ist. Denn die Händler haben sich bislang nicht hergewagt und die Akpossoleute können wegen ihres schlechten Rufes, denn sie sind weit und breit als freisüchtig und räuberisch bekannt, kaum das Land verlassen, um etwa Kautschuk zu verkaufen. Sie arbeiten auch nicht mehr als notwendig ist und feiern von den fünf Wochentagen an zweien. Ihre Dörfer betrachten sich als frei und unabhängig, doch ist vor etwa 10—12 Jahren ein Teil derselben infolge eines Krieges unter die Herrschaft Akpanyas von Boem gekommen, dem sie auch seither willig Gehorsam und Folge geleistet haben.

Endlich hat auch im nordöstlichen Akpossolande die Anarchie insofern aufgehört, als hier der Häuptling Wapa von Bato, der auch zugleich ein großer Fetischmann ist, seine schwere Hand über eine Anzahl — etwa 15 — Dörfer gelegt hat, wozu noch einige Dörfer der Akpossolandschaft Wimme kommen, die im übrigen kein Oberhaupt anerkennen. Wapa hat seine Herrschaft mit Mord und Totschlag begründet, weshalb er nicht mit Unrecht den Beinamen des Löwen von Akposso führt.

Im Dorfe Bato befand sich ein besonderes Schädelhaus, in dem die Schädel der erschlagenen Feinde aufbewahrt wurden, auch das neuverbaute stattliche zweistöckige Wohnhaus Wapas zeigt auf dem Dach an langer Stange einen Menschenschädel*). Seit der Gründung der Station Bismarzburg hat sich übrigens Wapa keinerlei Mäuserien zu Schulden kommen lassen. Im Gegenteil standen wir mit ihm in fast freundschaftlichem Verhältnis und tauschten Besuche von Tagen und Wochen aus. Er hatte auch sonst noch rege Beziehungen nach Adel*, so nannte er eine Tochter Kontus, des Häuptlings von Yegge, sein eigen und kam öfter nach Yegge, um dort Fetisch zu machen. Von Atakpame bezog er

schon damals Rindvieh zu Zucht- und Salz zu Handelszwecken. Wapa war durchaus intelligent und auch klug genug, den auch ihn treffenden Vorteil aus der Gründung der Station Bismarzburg einzusehen, lag doch nunmehr sein Hauptplatz Bato an der geöffneten Karawanenstraße.

Im ganzen dürften sich übrigens im Akpossolande 100 Dörfer zählen lassen, von denen wir Amerame, Agome Kotuba, Game und Bato mit je etwa 800 Hütten nennen.

Einige Akpossoldörfer liegen noch als Enklaven im Atakpamelande: aber auch deren Bewohner können trotz ihrer isolierten Lage ihre räuberische Natur nicht verleugnen.

Die Bevölkerung der Landschaft K e b u ist durch eigene Sprache, eigenartige Tätowierung, schlanke Körper- und längliche Schädelform ausgezeichnet.

*) In Akposso ist das Köpfen der erschlagenen Feinde allgemein üblich. Hauptmann Herold berichtet über einen Akpossmann in Atadi, der seinen Feind getötet, aus dem Schädel eine Trinkschale gemacht und Hände und Herz geräuchert und in seiner Hütte aufgehängt hatte.

Sie lebt ziemlich dicht in 16 Dörfern und einer großen Anzahl Farmniederlassungen. Es herrscht nicht gerade viel Ordnung in dem kleinen Ländchen, eine Folge der großen Schwäche des Häuptlings Kwaku in Tshakpedji. Und so konnte es kommen, daß, trotzdem die Kebuleute im allgemeinen von friedlichem Charakter sind, sie mit ihren Nachbarn, besonders mit den nördlich wohnenden Adele, allerlei Palaver hatten, ja daß die Kebudörfer Palawe, Akpele und Tshase den Verkehr Adeles mit der Küste fast völlig brachgelegt hatten, kleinere Karawanen abfangen, die Waren fortnehmen und die

Eigentümer und Träger als Sklaven verkaufen. Unter diesen Verhältnissen hatte natürlich die Station Bismarckburg stark zu leiden und so bedurfte es bald nach ihrer Gründung eines Strafzuges

Wolfs und Klings, um diese Übelstände im Kebulande abzustellen. Daß auch andererseits der Verkehr zwischen Akpoßo und Kebu fast völlig aufgehoben ist, dafür können wir wohl die unverträglichen

Akpoßo verantwortlich machen. Im übrigen gibt sich ein Teil der Bevölkerung der aus

Wapa — der Löwe von Akpoßo — und Frau.

runden, einzeln stehenden Hütten zusammengestellten sauberen Dörfern der friedlichen Beschäftigung des Webens hin. In einigen derselben hat fast jedermann die Spindel in der Hand oder sitzt an einem der Webstühle, die man in ganzen Reihen aufgeschlagen sieht. Es sind besonders hübsche und starke Stoffe, die im Kebulande hergestellt werden. Zum anderen betreiben die Leute eifrig Ackerbau, sie pflanzen hauptsächlich Yams, Mais und Hirse, daneben Bohnen und Erdnüsse. Die Felder in der hier tiefgründigen und humusreichen Gras- und Baum savanne geben einen reichen Ertrag und überall stößt man auf große, aus Ton bestehende Kornspeicher. Kebu ist im allgemeinen eine fruchtbare und außerdem wunderhübsche Berglandschaft mit außerordentlicher Bewässerung und besonders an den

Bach- und Flußläufen reichen Palmbeständen. Öl- und Weinpalmen liefern Mengen von Palmwein, außerdem finden sich hier wilde Dattelpalmen. Die Galeriewälder enthalten zahlreiche Pandolphtianen. In seinem nördlichen Teil erscheint das Land als eine weite mit Affenbrotbäumen und Fächerpalmen zerstreut bestandene Grassavanne. Jedoch ist das Gras derselben nicht hoch und hart und schilfartig, sondern kurz und saftig, so daß es eine vorzügliche Viehweide abgeben würde. Diese auf weite Strecken unbewohnte nördliche Gegend — man marschiert von dem letzten Kebu- bis zum ersten Adeledorf 14 Stunden — ist dann auch der Tummelplatz zahlreicher Antilopen- und Büffelherden geworden. Ebenso finden sich hier Wildschweine und Elefanten. In den Palmen turnen possierliche Meerkatzen und von den mit Steingeströll bedeckten Höhen am Wege tönt dem Reisenden das laute Gebell großer Paviane entgegen. Im hohen Grase haben sich diese Tiere Wege getreten, daß man denken kann, sie seien von Menschen angelegt. Daß bei diesem Tierreichtum Leoparden und Hyänen nicht fehlen, ist selbstverständlich.

In den meisten Dörfern von Tribu wird die Landschaftssprache gesprochen, nur einige Dörfer wie Pampanis und Ahamanju haben eine eigene Sprache. Dazu versteht man überall Tshi, auch findet man in einigen Dörfern, besonders dem Hauptort Brevaniasse, viele nach Ahantiart viereckig gebaute Hütten. Auch dieses Land hat früher unter Ahantiherrschaft gestanden. Dann wurde es von Ahanti zum Kriege gegen Boëm gezwungen und hat nun seit Jahrzehnten unter den Angriffen von dorthier zu leiden. So haben fast alle südlichen Tribudörfer ihre ursprüngliche Stelle aufgeben und einen anderen Ort aufsuchen müssen. Ein anderer Teil der Tribudörfer scheint unter der Botmäßigkeit Kwadjos von Dutupene zu stehen. Einen gemeinsamen Oberherrn hat die Landschaft nicht.

Die Dörfer sind im allgemeinen nur klein und liegen weit voneinander entfernt. Die landesübliche Hüttenform ist die runde, doch finden sich auch viereckige und dazwischen große, fast hüttenartige Tonspießer zur Aufnahme des hier vielgebauten Heißes. Ferner gibt es bei jeder bewohnten Hütte ein paar einfache Ställe für die Ziegen und Schafe zum Schutz gegen nächtliche Raubtiere. Die Kühe schlafen hier wie überall im Togolande in den Hütten der Eingeborenen. Das Dorf Fufepu ist durch besonders große, aus grauem Ton erbaute runde und viereckige Hütten ausgezeichnet.

Der Hauptort Brevaniasse ist ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt, von hier aus gehen Wege nach Boëm und Kpando, nach Kratzi, nach Dutupene an die große Kaufstraße, sowie mehrere nach Adele. Deshalb findet man hier viele Fremde, besonders von der Goldküste kommende schwarze Hautschuhändler. Zum größeren Teil ist Tribu fast unwegbares Gebirgsland. Das Gebirge erhebt sich besonders steil aus der Einiederung; der von Bambabing über Kunda aufsteigende Wanderer muß, oft auf Händen und Füßen kriechend, immer

berganf und bergab, im mehrere Tagereisen ausgedehnten dichten Wald seinen Weg suchen. Ebenso schwierig ist der Eintritt nach Tribu von Adele aus, indem man mehrere hintereinander gelegene steile Gebirgsketten überwinden muß. Dieses Gebirge ist reich an Bambusen und Pandolphtien. Im Süden ist die Landschaft eben. Wenn man den 50 m breiten Wawa bei Ahamanju überschritten hat, tritt man in einen prächtigen lichten und doch schattigen, hochstämmigen Wald, in welchem man auf ganz ebenem Wege nach Boëm und Borada gelangt. Auf diesem Wege lag früher das Dorf Kwän, dessen Bevölkerung dann später ihren Wohnsitz nach Atnuti verlegte, um schließlich noch einmal einen Wohnwechsel und zwar nach der Landschaft Apai vorzunehmen. Wie wildreich die Gegend von Kwän ist, ersah ich 1891, als ich dort einen aus dem englischen Gebiet stammenden schwarzen Jäger auftraf, der mit seinen Begleitern in einigen Monaten sieben Elefanten und neun Büffel erlegt hatte. In der Nähe des Dorfes gibt es übrigens einen kleinen Bestand fruchttragender Kolabäume.

Auf der westlich vom Gebirge in der Einiederung sich hinziehenden großen Karawanenstraße weiter nach Norden wandernd, kommen wir in die Landschaft Adele. Der Weg führt über Dutupene, Kedyei und Odumasse weiter ins Atutiland. Das Gebirge erscheint von dieser Seite fast großartig, mächtig zusammengedrängt, eine Bergkette die andere überragend. Aus dem Gebirge kommen in zumeist tief eingerissenen Betten eine

Menge dem Oti zustrebende Wasserläufe, die in der Trockenzeit kein oder wenig Wasser haben; nur der Alebu und der schon unsern des Gebirges 20 m breite Tshai führen länger fließendes und schönes Wasser.

Die Gebirgsschluchten sind Fundstellen des Kautschuks für die Bewohner der an der Straße gelegenen Dörfer. Doch sind die näher gelegenen Gegenden schon stark abgesehen und die Leute müssen ihre Streif- und Raubzüge immer weiter ausdehnen. So sind die in dieser Ebene gelegenen Adeledörfer nicht nur Lager- und Durchzugsorte für den Karawanenverkehr, sondern auch Sammelplätze für den Kautschukhandel geworden und zahlreiche Händler, besonders von der Goldküste, haben sich hier dauernd niedergelassen. So ist denn die Bauart dieser Dörfer nichts weniger als eigentümlich und man findet neben einzelnstehenden runden Adelehütten viele von quadratischer Form mit dem nach vier Seiten abfallenden Dach, sowie rechteckige mit Giebeldach. Außerdem ist dann noch die für die Adeledörfer charakteristische große viereckige Ratschütte vorhanden, wo die großen Trommeln und anderes Dorfeigentum aufbewahrt werden. Hier ist die Adelesprache fast zurückgedrängt und man spricht neben der Haussa-Karawanensprache noch Tshi, aber auch Tribu und Ewhe. Ebenso finden die abendlichen und nächtlichen Tänze nach Achantiart statt. Dabei laufen Männer und Weiber mit gebogenen Knien in schnellem Schritte im Kreise herum oder tanzen mit kurzen Schritten unter lebhaften Bewegungen des Oberkörpers. Dabei lassen sie die Tücher nach hinten wehen oder schürzen sie fest und lang um den Unterkörper. Die Musik aber verwendet außer den Tanztrommeln Eisenglocken, Trompeten, Antilopenhörner und Elefantenzähne. Wie reich übrigens die Otiniederung an Elefanten ist, zeigen die in den Dörfern zahlreich vorhandenen Schädel und Kinnladen. In Dutukpene dienen diese den Bewohnern als Sitze auf dem Marktplatz. Neben den Elefanten birgt die mit hohem Gras bestandene Niederung zahlreiche Büffel, Antilopen und Wildschweine, wie der völlig zerstampfte Boden an den Wasserstellen zeigt.

Auf steilen Pfaden gelangt man aus diesem Adeleschlachlande in den östlich gelegenen gebirgigen Teil der Landschaft. Das Gebirge zieht hier in süd-nördlicher Richtung in mehrfachen, hintereinander gelegenen Ketten, die sich bis zu 900 m erheben. Die die Ketten trennenden Bach- und Flußbetten sind tief eingerissen, die Hänge steil und steinig. Im unteren Teil, in der Nähe der Wasserläufe, ist das Gebirge bewaldet und birgt einen großen Reichtum von Kautschukbäumen, die Rämme und Höhen sind von der Savanne überzogen. Tief im Vaterit, dem lehmigen Verwitterungsprodukt des Gesteins, ausgepülte, steinige, rinnenartige, an und für sich schon halbschalenartige, bei

Mann von Odomi in Adele.

nassem Wetter durch ihre Schlüpfrigkeit ganz unpassierbar werdende Wege verbinden die wenigen und unbedeutenden Dörfer. Diese bestehen aus runden Einzelhütten mit Grasdach. Oft ist auch das schon erwähnte große viereckige Gemeindehaus vorhanden, das in Jegge auf dem Dachfirst eine Anzahl Stangen mit Menschenschädeln zeigt.

Die Bevölkerung dieser Gebirgsdörfer ist um vieles reiner als diejenige von Flach-Adele. Auch ihre Sprache hat sich rein erhalten und nur einzelne Leute verstehen Tshi. Es sind im allgemeinen kräftige und sogar große Leute von sympathischem Ausdruck. Nicht selten sieht man Hellfarbene unter ihnen. In der Tracht weichen sie kaum von den Ewo ab. Was die Beschäftigung der Adeleleute anbetrifft, so betreiben sie den Ackerbau in ziemlich lässiger Weise. Außerdem ist der Boden nur von mäßiger Beschaffenheit, was schon an dem Zurücktreten der Yamswelder und Vorkerrschen der Manioffelder ersichtlich ist. So gibt es außer den Dörfern auch nur ganz wenige Farmniederlassungen, wo dann der Ackerbau etwas besser betrieben wird. Ebenso mangelhaft sieht es mit der Viehzucht aus. In den Dörfern erblickt man minderwertige Ziegen und Hühner neben einigen Hunden und wenigen Hauskazen. Schafe von geringer Beschaffenheit sind nur wenige vorhanden und nicht einmal genügend Schweine werden im Lande gehalten.

Die Beschaffung des für die Station Bismarckburg nötigen Schlachtviehes war stets eine schwierige und fast ständig waren einige Stationsleute unterwegs und in den benachbarten Landschaften beschäftigt, dort einige Schweine aufzukaufen. Ebenso wenig liegen die Adeleleute irgend einem Handwerk ob, kaum, daß es im Lande einige Jäger gibt. Unter diesen war Akumase der Freund der Station, für deren Küche er manchen Braten geliefert hat. Akumase jagte in dem östlichen Teil der Landschaft, wo dieselbe wieder Savannencharakter trägt, auf Antilopen, Büffel, Wildschweine, Elefanten, Affen, Leoparden und anderes Raubzeug. Er hat unter anderem am wildreichen Gibiaberge eine Löwin erlegt. — Seit der Gründung von Bismarckburg betreibt die Adelebevölkerung das Einsammeln von Kautschuk, muß nun aber, da die Pflanz in der Nähe bald vernichtet sind, immer entferntere Teile der Galeriewälder aufsuchen. So gingen die Jeggeleute schon vor zehn Jahren auf sieben und zwölf Tage in den Busch, um „Kubber zu schneiden“. Dabei kann dann natürlich von Ackerbau keine Rede sein, und so herrscht denn im Adelelande öfters Mangel an Nahrungsmitteln, die für teures Geld von den benachbarten Landschaften bezogen werden müssen. Die Adeleleute sind aber auch zu faul und ängstlich, um ihre Landschaft zu verlassen und den geernteten Kautschuk etwa an die Küste oder selbst nur bis zu den Binnenlandsfaktoreien zu tragen und dort zu verkaufen, sondern sie verhandeln ihn an schwarze zumeist von der Goldküste kommende Händler, die

dann auch die Landschaft förmlich überschwemmt haben. In den Adeledörfern — zu einem Markte haben wir trotz mehrfacher Versuche die Bevölkerung nicht veranlassen können — wird nur nach Kautschukbällen gerechnet, die völlig für Kauris eingetreten sind und die Scheidemünze ersetzen. Wenn man irgend etwas ersehen will, muß man sich erst mit Kautschukbällen versehen. Für größere Waren, Gewehre, Pulver, Vieh und Sklaven verwendet man eine größere Art von Bällen. Die kleineren entsprechen etwa einem Wert von fünf Pfennig das Stück.

Wenn die Adele somit eine ernstere Beschäftigung möglichst vermeiden, so betreiben sie desto eifriger Festlichkeiten und Tanzvergnügens. Besonders um die Zeit des jungen Mondes, auf dessen erstes Sichtbarwerden männiglich gespannt ist, durchhallt das Gedröhne der Tanztrommeln ganz Adele. Die Spieler reiten auf den großen auf der Erde liegenden Trommeln oder stehen neben ihnen und bearbeiten sie mit Schlegeln. Andere kleinere Trommeln werden zwischen den Knien gehalten und mit der Fläche der Finger geschlagen. Die Männer sitzen im Halbkreise, die Frauen schließen den Ring, erstere begleiten den Takt mit je zwei gegeneinander geschlagenen Holzstäben, die letzteren klatschen die Handflächen gegeneinander. Je ein Mann und eine Frau — diese oft mit dem Kind im Rücken — tanzen sich entgegen, dabei den Oberkörper mit zurückgebogenen Ellbogen und auf und nieder gezogenen Schultern verdrehend.

Adele ist das ausgesprochene Fetischland. Es gibt keinen Landschaftsoberhäuptling und die Macht der Dorfhäuptlinge ist sehr gering, aber im Namen des Fetichs herrschen die obersten Priester. So lag zu unserer Zeit die Macht in den Händen der Nunu Elisi, der obersten Priesterin des großen Gottes Rajo in Dikpelän, sowie des Naopira, des ersten Priesters des Gottes Awriko (Fisiko) in Dipongo.

Bato in Afpofo.

Die Macht Nunu war eigentlich keine unumschränkte, sondern sie bedurfte der Zustimmung der übrigen Fetischleute, zu denen auch die Dorfhäuptlinge gehörten. So wurden diese bei allen wichtigeren das Land betreffenden Angelegenheiten nach Dipelön berufen, doch setzte Nunu ihren Willen gegen die zum Teil recht schwachen Häuptlinge immer durch. Oder vielmehr sie verkündete den Willen Rajos, der durch Opfer von Hühnern, Ziegen und Schafen erfragt wird. So wendete man sich eigentlich nur in unwichtigeren Angelegenheiten an die anderen Fetischleute, zum Beispiel zur Entscheidung der Frage, ob ein Haus rund oder viereckig zu bauen sei, für wichtigere Dinge aber wanderte man nach Dipelön. Hier opferte man dem Fetisch für eine gute Geburt, eine glück-

liche Reise, ein langes Leben. So verläßt kein Adelsmann das Land ohne einen in Dipelön geweihten Fetisch und begibt sich auf der Reise nicht zur Ruhe, ohne einen solchen innerhalb oder außerhalb der Gasthütte aufgehängt zu haben. Solche Fetische werden in Dipelön in Form von Umhängetaschen aus Tierfell geliefert, die mit Kauris besetzt sind und allerhand merkwürdige oder nichtsagende Dinge enthalten. Aber man stellt in Dipelön auch die Fetischfrage bei Streitfällen und Anschuldigungen. In leichteren Fällen erfieht man die Wahrheit aus der Gruppierung einer Handvoll auf den Boden geworfener Kauris, oder aus der Lage, die ein geopferetes Huhn in seinen letzten Zuckungen einnimmt. Der Angeschuldigte muß ein aus der Rinde des Giftbaumes (Erythrophloeum

Eingang zum Fetischhain in Dipongo.

guineense) hergestelltes Pulver einatmen und seine Schuld äußert sich durch unwillkürliches Niesen, oder aber er muß das Pulver hinunterschlucken, das der Unschuldige durch Erbrechen wieder von sich gibt, während es den Schuldigen tötet. In Adele sind früher auf diese Weise viele Leute ums Leben gebracht worden. Ein Stammstück des von mir abgehackten früher bei Yegge stehenden Giftbaumes, dessen Rinde für solche Fetischpalaver vielfach Verwendung gefunden hatte, befindet sich im Berliner botanischen Museum.

Auch in Adele gibt es außer den Fetischleuten, die den Hilfesuchenden angeblich gute Dienste leisten, noch bössartige Zauberer und Hexen, die ihre Macht gebrauchen, um ihren Mitmenschen und Feinden Schaden an Eigentum und Leben zuzufügen. Diese unholden Leute treiben ihr Wesen zu nächtlicher Weise unter Beschwörungen und Tänzen bei Fackellicht. In den ersten Jahren nach der Gründung der Bismarckburger Station konnten wir allnächtlich drei oder vier solcher Hexenfeuer in unserer Umgebung leuchten sehen. Dieses Unwesen ist natürlich nur geeignet, den Aberglauben zu unterhalten und jedes Unglück im Dorfe wird dem Zauberfeuer zugeschrieben, dessen Urheber auf-

zufinden dann wieder Sache der Fetische ist. Ohne die Fetischprobe des Giftwassers oder -pulvers würden, so meinten die Eingeborenen, die Zauber- und Hexenfeuer in schreckenerregender Weise sich vermehren.

Nunu Elisi als Hüterin des Nationalheiligtums, des im heiligen Haine Rajos bei Dipelön aufbewahrten Opferstuhles, darf jenen Ort nicht verlassen, und so war eines Tages etwas ganz Ungeheuerliches geschehen, als Nunu von Dipelön entwichen war. Sie war, als die Spannung zwischen der Station und Dipelön, bis wohin sich englische Bestrebungen geltend machten, zur Spitze gediehen war, mit dem Opferstuhl nach Ketihente gegangen und hatte dort, unter Berufung auf Rajos Willen, den alten und schwachen Häuptling Kajo zu sofortigem Kriegszuge gegen die Station aufgerufen. Nunu selbst führte die Angreiferarmee unter Vorantragung des verhüllten Fetischstuhles gegen die Station. Alle waren des Erfolges sicher, mußten doch alle Geschosse vor dem Heiligtum wirkungslos zur Erde fallen. Der Angriff wurde leicht abgeschlagen und die Angreifer hatten außer anderen Verlusten auch den des Fetischstuhles zu beklagen. Dies war ein altes und morsches Holzgestell, mit

Das überseeische Deutschland.

allerlei Fetischfram behängt und von dem seit gewiß vielen Jahren darübergepressten Opferblut modrig und stinkend. Übrigens hat Nunu auch diese Niederlage glücklich überwunden und sie dürfte noch jest wie früher ihre unbedingte Herrschaft über die Geister ausüben.

Der Wohnsitz Najos ist in einem prachtvollen Hain, der viele Affen und Vögel birgt. Niemand anderes als die Fetischleute dürfen denselben betreten. Das dicht am Walde gelegene Dorf Dikpelen ist nur unbedeutend. Nunu's Haus steht an einem kleinen Platze, den wir nicht überschreiten durften. Auch Hunde durften nicht darüber fortlaufen und ließen wir schon deshalb diese sonstigen Begleiter zu Haus, wenn wir zu einem der nicht allzu seltenen Besuche bei Nunu Elisi aufbrachen.

Von Dikpelen gelangt man auf halbschwebelichen Wegen durch den von vielen Affen, Turakos und Pfefferfrössern bewohnten Gebirgswald in einigen Stunden nach Dipongo, dem Wohnsitz Norikos. Es sind dort nicht mehr als acht oder neun Hütten, die von Yaopura mit seinen Weibern nur zur Zeit des großen Fetischmachens bewohnt wurden, während der Priester seinen ständigen Wohnsitz im Dorfe Dadease hatte. Dipongo liegt inmitten des heiligen Waldes, dessen Eingangspfad durch einige davor liegende Baumstämme geschlossen ist. Es gibt dort nur ein paar Bananenstauden und so müssen bei den großen Fetischpalavern sämtliche Nahrungsmittel dorthin geschafft werden. Der Weg von Dadease führt fast sechs Stunden lang über hohe und steile Berge auf oft nur halbfußbreiten Saumpfaden, die auf einer Seite von steiler Böschung, auf der anderen von schroffem Abhang begleitet sind, so daß zwei sich Begegnende nicht aneinander vorbei können. Die Träger müssen dort, ihre Lasten vor sich herziehend oder sie nachziehend, auf Händen und Knien weiterkriechen.

In Yaopuras Hütte befanden sich einige große Sonnenschirme von einheimischer Arbeit, ein schön geschnitzter Königsstuhl, ein merkwürdig gearbeiteter Federgürtel, den nur der erste Priester Norikos tragen darf, eine tonnenförmige mit Leopardenfell überzogene Trommel, die mit einem Schlegel gestrichen, nicht geschlagen wurde, und verschiedene andere Fetisch- und Hauptsächlichsszeichen, bestäubt, mit Federn besetzt und besprüht von dem Opferblute. Yaopuras Ansehen war ein großes, manche scheinen ihn sogar über Nunu gestellt zu haben. Von fern her zog man zu ihm um Fetisch zu machen, selbst in Whanti, dessen Hauptstadt Kumafe er früher mehrmals besucht hatte, genoß er Ansehen. Und nicht nur aus der Ferne, aus dem

ganzen nordöstlichen Teil des Adelelandes, aus Dikpelen selbst wanderte man nach Dipongo, um die Hilfe Norikos durch Vermittlung seines Priesters anzurufen. Um ganz sicher zu gehen rief der Adele-mann in Bedrängnis beide Götter, Rajo und Noriko an, oft auch noch einen dritten, Nakola mit Namen, der speziell als Regengott zu wirken scheint. In Alpofo hat man mir übrigens berichtet, daß sowohl Rajo wie Noriko früher dort gewohnt haben, daß sie aber nach Adele gezogen seien, weil die Leute dort besser verstanden Fetisch zu machen. Während seiner letzten Krankheit habe ich Yaopura in Dipongo besucht, freilich ohne ihm helfen zu können, und dann habe ich seinem Totenfest in Dadease beigewohnt. Bei dieser Gelegenheit fand ich in Dadease viele Hunderte von Fremden, denn aus der Nähe und Ferne waren die Bewohner der Dörfer herbeigezogen. Die Totenfeier währte eine Anzahl Tage und Nächte. Das Getöse der Trommeln in Begleitung der sich ununterbrochen hinziehenden Tänze ist dabei entsetzlich. Ich war bei dem Festspiel des der Station benachbarten Dorfes Ketshente zugegen. Alles Volk kam dazu im besten Aufputz, mit großen Tüchern angetan, die Männer vielfach mit Hüten, die Weiber mit bunten Kopftüchern. In geschlossenem Haufen, die Männer mit erhobenen Gewehren, kommen sie auf den Festplatz gezogen, der von Hunderten von Zuschauern umgeben ist. Plötzlich stürmen die Totenfestspieler auseinander, im Kreise herum, die Gewehre schwingend, schreiend, die Körper verrenkend, die Hüte hochwerfend und wieder fangend, die Tücher schwenkend. Dabei laufen die Weiber hinter den Männern her, diese unter fortwährendem Geschrei und die Tücher schwingend antreibend. Dann sammeln sich die flintentragenden Männer plötzlich im Kreise, hocken nieder und schießen die überladenen Gewehre ab. Und von neuem beginnt das Getümmel. Nachdem so in mehrfacher Wiederholung Hunderte von dröhnenden Schüssen abgefeuert sind, schließen die Spieler wieder in dichtem Haufen auf und ziehen zu den Häuptlingen und bringen einige kalebassen Kauris als Beitrag zu den Festlichkeiten. Wenn sich dann der Haufe zurückgezogen hat, erheben sich die Häuptlinge und sagen im feierlichen Vorüber-schreiten jenen den Dank der Versammlung. So folgen einander die Dörfer Tags über mit den Totenfestspielen, während die Nächte dem Tanze gewidmet sind. Ein solches Totenfest zieht sich bisweilen mehrere Wochen lang hin und ist bei dem ewigen Getrommel, Getanze und Palmweintrinken eine auf die Dauer recht anstrengende Beschäftigung.

Die Verhältnisse in der Landschaft Atyuti sind in mehrfacher Beziehung denen von Adele ähnlich. Man spricht zwar eine eigene Sprache, doch versteht man außerdem Tshi, Haussa und Temu. Die Bevölkerung zeigt sich als ein mit ungewöhnlich kräftiger und stark hervortretender Muskulatur begabter Menschenstamm. Das Land zerfällt ganz ähnlich dem Adelelande in einen westlichen flachen Teil, in dem längs des Gebirges die große Karawanenstraße hinzieht und in dessen großen Dörfern lebhafter Kautschukhandel betrieben wird, und in einen östlichen gebirgigen Teil, in dem sich neben wenigen armeligen Dörfern der Wohnsitz eines großen Fetischs befindet. Der Weg am Westhange des Gebirgs führt über zahlreiche aus dem Gebirge herab- und herausströmende, schließlich in den Oti fallende Bäche. Die Bergkette stellt

sich hier weniger geschlossen, teilweise in einzelne Berge aufgelöst dar und wird dann von den Wasserläufen durchbrochen, die zum Teil in hübschen Wasserfällen heraustreten. In den Randwäldern der Bäche und den Schluchten des Gebirges gibt es zahlreiche Farnkräuter, Pandanus, Öl- und Weinpalmen, sowie Kautschuklianen. In der weiten Grassteppe der Niederung findet sich viel Wild, besonders Antilopen und Leoparden. An der Karawanenstraße liegen von Süden nach Norden die Dörfer Odomi, Nyambo, Goflon, Keri und Paa.

Der Boden ist hier nicht unfruchtbar und auch zum Teil mit Jams, Maniok, Guineaorn und Tabak bestellt, doch auch die Atnutileute bauen nur so viel Feldprodukte, als sie selbst und zur Not die durchreisenden Fremden gebrauchen, im übrigen ergeben sie sich dem Nichtstun, dem Schnapstrinken, dem Kautschuk sammeln und -verhandeln. Die jugendliche Bevölkerung besorgt die Gewinnung des Kautschuks. Dazu werden die wenigstens früher in den Galeriewäldern massenhaft vor-

handenen Lianen mit einem Hackmesser angeschlagen und leider auch durchgeschlagen, und der herausfließende Milchsaft wird mit Kochsalzlösung oder Limonensaft zum Gerinnen gebracht. Dann werden die geronnenen Mengen abgenommen und zu einem Ball zusammengebrückt. Auch hier wartet die Bevölkerung auf die Händler, die in Menge von der Küste herziehen, um den aufgesammelten Vorrat zu verkaufen. Besonders in den Häusern des Dorfes Goflon kann man große

Dadease in Adese.

kaufen von aufgestapelten Kautschukbällen sehen. Viele Hausa und Achantihändler haben sich hier niedergelassen und so sieht man neben den runden einzeln stehenden Atnutihütten Hausagehöfte mit den großen Eingangshäusern, sowie die viereckigen Achantihäuser mit Siebelbädern. Manche Dörfer erscheinen ganz in der Gestalt der Achantidörfer, wie wir sie auch schon aus der Landschaft Boem kennen gelernt haben. Da gibt es dann eine breite Dorfstraße mit seitlich angebrachten Vehmabänken. Vor dem Ort befindet sich im Busch ein gemeinsamer Abort. Zu diesen Dörfern gehörte auch Kwän, von dem schon erzählt wurde, daß es von seinen Bewohnern aus dem südlichen Kebu hierher verlegt worden war. Aber auch Kebu war nicht ihre ursprüngliche Heimat, denn sie stammen von dem rechtsvölkischen Kobiabe, und so sind sie denn neuerdings (1897) in die ihnen stammverwandte Landschaft Apai zurückgekehrt.

Von der belebten Karawanenstraße in Odomi nach Osten abbiegend, gewinnen wir den Sabu und erreichen in seinem von vielen Pavianen belebten und köstliche Waldsgenerien darbietenden Galeriewalde den Häuptlingsitz und Festort Siare. Die Bismarckburger Herren haben das Dorf mehrfach von der Station aus besucht und alle beschreiben die Besichtigung des Weges über das Gebirge, sowie den malerischen Anblick, den

das plötzlich sich darbietende, einem Bergabhange angeklebte Dorf gewährt. Siare besteht aus etwa 100 runden roten Vehmhütten und ist rings von schönem Hochwald und besonders hohen und schlanken Ölpalmen umgeben. Die Hütten sind förmlich übereinander in den Bergabhange hineingebaut und stehen so eng, daß es schwierig ist durchzukommen und tatsächlich nicht so viel ebener Raum vorhanden ist, um ein Zelt oder ein Statio aufzustellen. Die Hütten sind niedrig und haben eine hoch angebrachte Eingangsöffnung, zu der einige Stufen emporführen. So können die bei Regenwetter den Berg hinabstürzenden Wasser nicht in das Innere der Hütten bringen. Der Sain von Siare ist der Sitz des großen Festisch Burutu, dem weit und breit hin größten der Geister, dem alle umher befindlichen untertan sind.

Rajo von Dikpelen, Odente von Kratni und Gagon von Shiringa sind nur Burutus Kinder. Zwar meinen die Kratnileute, daß Odente von der Goldküste gekommen sei, tatsächlich aber hat Burutu das ungezogene Kind Odente von Siare fortgewiesen. Die Achanti kennen Atnuti nur unter dem Namen Burutusteinland, und so groß war das Ansehen des Gottes, daß neben den Königen von Achanti auch die von Gonga, Dagomba und Ithantso Gesandtschaften nach Siare schickten, um über den Ausgang ihrer Kriege die Vorhersage

des Burukupriesters einzuholen. Noch neuerdings kamen die Leute von weit her, von Yegi und von der Goldküste, um den berühmten Fetischhort aufzusuchen. Sicherlich haben diese Beziehungen zur englischen Küste wie in Ditscheln so auch in Siare auf das Verhalten des Häuptlings und Oberpriesters von Atnuti eingewirkt, denn er widerstrebte der Station Bismarckburg von ihrer Gründung an und weigerte sich die deutsche Flagge zu hissen. Natürlich arbeitete auch er trotz des Verbots eifrig mit dem Giftwasser und so gab ein neuerlicher nachgewiesener Vergiftungsfall im Jahre 1896 dem Grafen Zech die Veranlassung zu einem kühnen Zuge nach Siare, wobei der Priester aufgehoben, gefangen genommen und seiner Häuptlingswürde entkleidet wurde. An seiner Statt wurde der Häuptling von Pawa zum Ober-

häuptling von Atnuti gemacht. Die bei diesem Zuge in Siare erbeuteten Fetischgegenstände sind nun im Berliner Museum für Völkerkunde, es sind unter anderem ein paar Eisenstäbe mit Kopfschlag, die bei feierlichen Opfern auf dem Fetischplatz in die Erde gesteckt wurden, ein Fetischschwert, dessen Griff mit Goldblech beschlagen ist, ein Stod und eine mit Blut bespritzte und Federn besetzte Tasche, aus welcher der Priester das Gift hervorholte, ein Schlachtmesser, kleine Nachahmungen von Sklaveneisen als Fetischmittel gegen das Fortlaufen der Sklaven, sowie allerlei Schnüre und andere Gegenstände, die den Hilfesuchenden als Mittel für und wider den Zauber geliefert wurden.

Außer Buruku verehrt man in Atnuti noch den Fetisch Gagon, der aber speziell Kriegsfetisch ist. —

c) Die östlichen Landschaften

Die Landschaft Atakpame ist begrenzt im Norden vom Annä, im Osten vom Mono, im Westen vom Akpossolande, im Süden vom Annu. Jenseits dieses Flusses bis zum Ahra ist unbewohntes Land. Die Bevölkerung der Landschaft ist nicht einheitlicher Natur. Die eigentlichen Atakpame, wie solche die beiden Stadtteile Nyanya und Gyaman in der Stadt Atakpame bewohnen, sprechen Anago oder einen Dialekt der Anagosprache, wie sie auch nahe Verwandte der Anago sind. Sie sind dem Lande nicht ursprünglich eingeseßten, sondern haben früher jenseits des Mono ihre Wohnsitze und ihre Hauptstadt drei Tagereisen nach Osten von der jetzigen Hauptstadt entfernt gehabt. Etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind sie von den Dahome über den Mono gedrängt und haben sich in dem von den Akposso gekauften Lande und zwar aus Furcht vor den Dahome weniger in der Mononiederung als im Gebirge angesiedelt und auch eine neue Hauptstadt gegründet, die sehr ansehnlich gewesen, den ganzen Talkeßel eingenommen haben und von einer hohen Lehmmauer eingeschlossen gewesen sein soll.

Die Furcht vor den Dahome war nicht unberechtigt, denn diese sind nachdem noch zweimal über das neue Atakpame hergefallen. Im ersten dieser Kriege hat der Fetisch 2000 der Angreifer verschlingen lassen, aber im zweiten Kriege, dessen sich die alten Leute noch aus ihrer Kindheit entsinnen, haben die Feinde böse im Lande gehaust. Was von den Atakpame nicht geflohen, sei erschlagen und zu Gefangenen gemacht worden.

Dann haben die Feinde lange im Lande geseßen, haben alles Rindvieh geschlachtet und aufgezehrt. Vor dem endlichen Abzuge haben die Dahome die gefangenen Atakpame geschlachtet und das Fleisch zusammen mit dem von Schafen gekocht und zurückgelassen. Als dann die Atakpame zurückkehrten, haben sie sich an diese Fleischtopfe gemacht und erst den Inhalt derselben erkannt, als sie Füße und Hände in denselben gefunden haben.

Neuerdings, nach der Besiegung Dahomes durch die Franzosen, nachdem die Furcht vor dem feindlichen Nachbar gegenstandslos geworden ist, sind die Atakpame in die Ebene hinabgezogen und haben dort Farmdörfer gegründet. So sind 31 Dörfer entstanden, von denen 10 so groß wie Atakpame selbst sind. Diese Stadt ist natürlich dadurch sehr entvölkert worden, fast die Hälfte der Häuser ist leer oder ganz zerfallen.

Außer dieser Anagobevölkerung wohnt in dem dritten Teil der Stadt Atakpame, in dem Stadtteil Wuddu, ein kleiner Ewhestamm, der den Gwendialekt dieser Sprache spricht. Diese Leute, deren Kopfszahl jetzt etwa 200 beträgt, sollen schon vor den Atakpame hier eingewandert sein. Sie sind im Besitze des Hauptfetischs, haben den Kult sehr ausgebildet und sollen auch eine Art Kommen haben.

Schließlich wohnen noch in der Landschaft etwa 12000 Dahome, die sprechen, was sich der Yorubasprache nähert. Diese Leute bewohnen besonders die Ortschaften Sada, Agbonu, Aute, Dadga, Etio und Nord-Glei. Sie unterstehen nicht den Atakpamehäuptlingen und sollen auch, oder doch ihre Vorfahren, von Dahome ausgetrieben sein.

So gibt es also in Atakpamestadt drei Stadtteile mit je einem Häuptling, von denen aber Toigbe, der Häuptling von Nyanua, der angesehenste ist. Es gibt für die Königswürde zwei erbberechtignte Familien, die in der Nachfolge dergestalt abwechseln, daß immer der älteste Sohn des vorletzten Königs die Würde erhält. Ist sein Sohn da oder ist derselbe noch zu jung, so folgt der älteste Bruder des vorletzten Königs. Von hohem Ansehen ist auch der Häuptling und Fetischmann des Ewigestadtteiles Buddu. In früheren Jahren unserer Besitzherrschaft, als wir noch nicht diese etwas zusammengefügten Verhältnisse erkannt hatten, hielten wir sogar diesen Fetischpriester für den Oberhäuptling, statteten ihm auch bei unseren Durchzügen einen Besuch in seiner mit Tierfellen und allerlei Blutbespritztem und federbeklebtem Fetischtram ausgestatteten Hütte ab und übergaben ihm das übliche Geschenk. Natürlich fühlten sich dann die eigentlichen Atakpame und deren Häuptlinge zurückgesetzt und so hatten die durchziehenden Bismarckburger Stationsleute dort stets Pallaover, die manchmal einen fast feindlichen Anstrich annahmen. Während ein Teil der Bevölkerung, namentlich die Frauen und Mädchen, sich freundlich erwies, erklärte King die Männer für zurückhaltend, selbstbewußt und sogar unverkämmt. Wir waren die Leute wegen ihrer steten Bettetei und

ihrer Aussage „dann hätten wir lieber die französische Herrschaft nehmen sollen“ nicht angenehm. Neuere Reisende fällen ein anderes Urteil und erklären die Atakpame für nichts weniger als gewalttätig, eher ängstlich, schüchtern und weich, zum Stehlen und Betrügen geneigt. Von den ursprünglich etwa 10000 Bewohnern der Stadt Atakpame leben jetzt deren 8000 auf den Farmdörfern und von den übrig gebliebenen 2000 sind gewiß $\frac{3}{5}$ Frauen. Die etwa 2000 Hütten von Nyanua, von denen aber sehr viele leer und zerfallen sind, liegen zu je 5–25 zusammen und sind von einer massiven roten Lehmmauer eingeschlossen. Die meisten Hütten sind niedrig, viereckig, mit kegelförmigem Grasdach, jedoch gibt es auch viele zweistöckige Gebäude mit Giebeldach, die dem Fremden sehr merkwürdig erscheinen. Man steigt auf einer sechs- bis siebenstufigen Lehmtreppe, die sogar ein Geländer hat, zum oberen Geschoß hinauf, wo noch drei Räume vorhanden sind, die zwar Fensteröffnungen haben, aber so niedrig sind, daß man kaum darinnen stehen kann. Zwischen den Gehöften und innerhalb derselben sind Orangen und Lemonen, Bananen, Öl- und Kofospalmen angepflanzt, was der in einem Taltefel, doch immerhin etwa 350 m hoch gelegenen Stadt einen freundlichen Anblick gibt, zumal mit den dunkelbewaldeten Höhenzügen im Hintergrunde.

Die Atakpame sind tüchtige Landbebauer und ihre Farmen erstrecken sich besonders in neuerer Zeit bis weithin in die Ebene. Auf fruchtbarem Boden bauen sie Yams und Maniok, Reis, Mais und Guineaorn, Erdnüsse und Bohnen, Kürbisse, Baumwolle und Tabak. Auch hier wird der Ackerbau zum Teil mit Sklaven betrieben, wie in früheren Zeiten Atakpame auf der aus dem Inland zur Küste führenden Sklavenstraße ein Markt und Stappenort gewesen sein dürfte. Es gibt noch jetzt sehr viele Leute beiderlei Geschlechts, welche zwar Atakpametätowierung tragen, aber dem aufmerksamen Beobachter als Leute aus dem Hinterland, besonders Kabure, nicht entgehen können. Im übrigen ist die Sklaverei auch hier von sehr milder Form. Die Sklaven gehen im allgemeinen in der Familie des Herrn auf, erben sogar mit oder nach den Kindern. Oft finden auch Ehen zwischen ihnen und den Freien statt.

Vor allem wird in Atakpame Viehzucht getrieben, wozu gutes Weideland in Menge zur Verfügung steht. Zwar werden auch hier weder Pferde noch Esel gezüchtet, weil sie stets aus bisher noch nicht bekannter Ursache eingehen, um so bedeutender aber ist die Rindviehzucht, deren Bestand im Bezirk auf etwa 1100 Stück geschätzt wird. Man züchtet eine kleine, gut gebaute Rasse, die allerdings auch einer Aufbesserung bedarf. Da die Kühe nicht oder nur in Ausnahmefällen kurz nach dem Kalben gemolken werden, so sind die Euter gar nicht ausgebildet. Ebenjowenig dient das Vieh zur Arbeit, es ist nur Schlachtvieh. Wohlhabende Farmbauern haben neben 30–40 Sklaven zwanzigköpfige Rinderherden, und bei manchen Dörfern kann man Herden von 100–120 Häuptern sehen. Bei dem Verkauf stellt sich ein Stück etwa auf 25 Mark Wert,

und zu diesem ungefähren Preise erstehen umherziehende Handelsleute die Tiere, die sie dann mit anderem Kleinvieh zusammen nach der englischen Küste treiben. Ab und zu wird auch eine kleine Herde an die deutsche Küste verkauft. Außer dem Rindvieh werden noch zahlreiche Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben, weniger Perlhühner und Enten gehalten. Es gibt einige Jäger im Lande. Wilde Tiere sind zwar selten, kommen aber doch vor, nämlich Leoparden, Wildkatzen und Hyänen. Häufiger finden sich schon Antilopen, Büffel, Wildschweine und Hasen, an Federwild Perl- und Feldhühner. Die Flußwälder bergen eine große Anzahl von Affen, Hundsaffen, Hufarenaffen und Meerkatzen. Krokodile gibt es in allen Flüssen, Flußpferde im Mono.

Was das Handwerk anbetrifft, so braut man Bier aus Guinea Korn oder Mais, kocht Seife aus dem Fett der Früchte der häufig vorkommenden Schibäume oder Ölpalmen und Asche, aber man ist auch geschickt in der Weberei, Töpferei, in der Herstellung von Kalebassen, von Matten, man betreibt Lederbearbeitung und in hervorragender Weise Schmiede-, insbesondere die Messerschmiedearbeit.

Ferner liegen die Atakpame eifrig dem Handel ob. An mehreren Stellen des Landes finden regelmäßige Märkte statt, der größte derselben ist in Atakpamestadt, wo sich an günstigen Tagen 5—6000 Leute einfinden. Dort werden außer Lebensmitteln, europäischen Waren, den Erzeugnissen einheimischer Industrie besonders Kautschuk und Salz gehandelt. Der Viehhandel dagegen vollzieht sich auf den Farmen. Neuerdings hat sich der Marktverkehr lebhaft gesteigert durch den Zuzug und Durchzug der Karawanen. Nicht nur Händler von der Küste haben sich eingestellt und zum Teil niedergelassen, sondern es kommen auf der geöffneten Karawanenstraße täglich Hunderte von Tshautsho, Haussa und Yorubaleuten. Diese bringen ihre Erzeugnisse schon oft in Atakpame zum Verkauf oder ziehen auch weiter bis zu der Küste nach Klein-Popo oder Vome, um für den Erlös ihrer Waren europäische zu erstehen, wie Perlen, Stoffe, Pulver und Gewehre, Messingstangen, Schnaps und Salz. Auf dem Atakpamemarkt, aber auch auf dem Fufottemarkt — so wird der Markt der Dahomedörfer genannt — findet ein starker Ankauf von Kautschuk statt, den neuerdings die benachbarten Akpoffo aus ihrem noch wenig zugänglichen Land zu bringen anfangen. Mit diesen Buschleuten findet noch Tauschhandel statt, im übrigen gelten deutsche Münzen, vornehmlich die Fünfpfennigstücke, aber auch 50-Pfenniger und die Mark. Besonders bemerkenswert sind die Atakpameleute als Salzhändler. Sie holen die Salzlaster von Sagada, das sich zum Stapelplatz für Salz für das ganze östliche Togoland herausgebildet hat; das in Sagada vertriebene Salz ist europäisches Salz, welches zumeist wohl von Groß-Popo den Mono aufwärts bis nach Togodo gebracht und von da nach Sagada getragen wird. Die Atakpame ziehen in großen Scharen nach Sagada — in wenigen Tagen trifft man Hunderte auf dem Wege — und kaufen das Salz für ihre Messer, Lederwaren und Kalebassen ein. Auf dem Atakpamemarkt wird es dann nach Akpoffo, Kebu, Adele, Peßi, Anyana und Tshautsho weiter verhandelt. Besonders die Tshautsholeute tragen davon viele Lasten in ihr Land, von wo das Salz seinen Weg weiter in die Sudanländer nimmt.

Die Landschaft Peßi war bis zum Kriege der Franzosen gegen Dahome von letzterem Lande abhängig, ist aber seitdem selbständig. Im nördlichen

Teil wird Ewhe gesprochen, im südlichen Anago, außerdem trifft man vielfach auf die Dahomesprache und Yoruba. Von einer politischen Einheit ist nicht viel zu bemerken, im Gegenteil wollen die Anagodörfer wenig von dem im Ewhe teil wohnenden Oberhäuptling wissen. Dieser wohnt jetzt in dem vier Stunden nordöstlich von der alten Königstadt Peßi gelegenen Orte Sikita. Die Stadt Peßi war früher groß und ein bedeutender Handelsmittelpunkt. Aber durch die Pocken und einen Krieg, zu dem die Peßileute von dem Tshautshokönig gezwungen wurden und in welchem sie viele Männer verloren haben, sei die Stadt so zurückgegangen. Im übrigen ist das Land auch jetzt dichtbevölkert und zwar wohnen die Leute in kleineren nur wenige Kilometer

Tanz der Akpoffolente in Bato.

voneinander entfernten Dörfern, oder in größeren aus mehreren zusammengezogenen Dörfern bestehenden Ortschaften. Die Stadt Peßi, die unsern des hier 80 m breiten Mono auf dessen linkem Ufer liegt, zählt etwa 1000 Hütten, Sikita 600, Nyamaßilae 700, das hart an der französischen Grenze liegende Kamina 400 Hütten. Die Hüttenform ist durchweg viereckig; man findet aber auch viele zweistöckige Lehmhäuser.

Die Peßileute betreiben Ackerbau in hervorragendem Maße, sie haben ausgedehnte und gut bestandene Felder mit Yams, Mais, Bohnen, Kürbis und anderem. Man sieht auch große Herden von Rindvieh. Außerdem ist die Weberei in einigen Dörfern gut betrieben.

Anyana ist eine Landschaft, der von den Nachbarn mehrfach auch noch in neuerer Zeit übel mitgespielt worden ist. Sowohl der König von Tshautsho wie der von Peßi beanspruchten die Oberherrschaft. So hielt der letztere zu meiner Zeit sogar einen Kabusier in Akpande, der den einheimischen Haupt-

ling völlig tyrannisierte. Andererseits ist Dyabo Bukari von Tshautsho zu Anfang der neunziger Jahre mehrfach in das Land eingebrochen und seine Reiterjahren haben dort in arger Weise gehaust. Der erste Zug war gegen Akpande gerichtet, der zweite gegen Dränj und Digna. Beide Dörfer wurden ganz vernichtet, die Bevölkerung zum Teil getötet, ein anderer Teil — 108 Köpfe — in die Gefangenschaft geführt. Während Akpande an seiner Stelle wieder aufgebaut ist, haben die übrig gebliebenen Dränjleute eine neue Niederlassung, Alemange, die Dignaleute ein neues Digna gegründet. Die neuen Ortschaften liegen nahe der Adelegrenze. Auch das früher wohlhabende und selbst reiche Blita, wo der König während des zweiten Zuges sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, hatte viel zu leiden und spätere Besucher des Orts haben dort selbst Hunger leiden müssen. So ist denn Blita und Dofoli unter Tshautshoeinfluß, Akpande unter den von Pessi gekommen.

Die Anyanaleute haben eine eigene Sprache, doch verstehen viele die Temusprache der Tshautsho, andere den in Pessi gesprochenen Gwhe-dialekt. In Tätowierung, Kleidung und Tanzformen sind sie den Adele und Gwhe sehr ähnlich. Neben den schrägen Schnitten auf der linken Wange der Adele kommen bei ihnen senkrechte Gesichtsschnitte, je einer auf Stirn und jeder Wange, oder je drei auf jeder Wange vor. Die Weiber tragen um den Nabel dickgewulstete, strahlenförmige Schmucknarben, im übrigen teilen sie den Geschmack der Adelesfrauen in Bezug auf dicke Messingringe und wohlriechende Substanzen. So schmieren sie wie in Adele und Akposso den Oberkörper mit zerstoßenem und in Wasser suspendiertem Gewürznelkenpulver ein*).

Die Anyanaleute bewohnen ihre Gehöfte in Familiengemeinschaften zusammen auch mit ihren Sklaven. Es wimmelt in einem solchen Gehöft von Männern, Weibern, Kindern und Haustieren, als Hunden, Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern und Tauben. Jede verheiratete Frau bewohnt mit ihren Kindern eine Hütte. Die unverheirateten Sklaven schlafen im Freien oder bei schlechtem Wetter im Rinder- oder Pferdestall. Die in einem durch eine Lehm-mauer abgeschlossenen Gehöft vereinigten Hütten sind rund, von Lehm erbaut, und haben ein spitzes, von einem umgestülpten Topf gekröntes Grassegeldach. Die Hütten öffnen sich auf einen kleinen Platz, auf dem sich das etwas reich gestaltete Familienleben der Anyana abspielt. Der Eingang aber zu diesem Gehöft führt durch eine größere Hütte, die vielfach als Pferdestall dient.

Die Gehöfte wohlhabender Leute, wie das der Stationsgastfreundin Abyna in Blita, enthalten wohl 12–15 solcher miteinander verbundener Einzelgehöfte und bilden dann ganze Stadtviertel, in deren Hüttengewirr man sich nicht zurechtfinden kann. In diesem ihr gehörigen Stadtviertel herrschte die kluge Frau über zahlreiche Sklaven und Sklavinnen und eine dementsprechende Kinder-schar. Sie hatte neben großen Mengen von Salz und Kauris ausgedehnte Farmen in Besitz und nannte eine topfreiche Rinderherde und mehrere Pferde ihr eigen. Übrigens führte diese Frau nicht nur die Herrschaft in ihrem Anwesen, sondern sie leitete auch die Angelegenheiten des Dorfes. So führte sie stets an Stelle des schwachen Dorfhäuptlings die Palaver und sprach klug und verständnisvoll. Unser Gastgeber für diese Frau — die Bismarckburger mußten oft nach Blita

marshieren um benötigtes Schlachtvieh, zumeist Schweine, zu kaufen — bestand gewöhnlich aus dicken, echten Korallenperlen, Seidenstoffen oder Silbermünzen, aus denen sie sich Armringe fertigen ließ. Anyana ist das Land der Schweinezucht. Man hält diese Tiere in überraschender Menge und dementsprechend zahlreich sind die in Form kleiner Hütten gebauten Ställe. Es ist vergnüglich zu sehen, wie genau die Tiere die Stimmen ihrer Hüterinnen kennen und auf deren Ruf sofort aus dem hohen Grase erscheinen. Merkwürdig fast ist, daß hier die Hunde gefüttert werden, übrigens dieselbe Rasse, wie sie schon bei den Gwhe beschrieben wurde.

Anyana ist ein großes, nur von wenigen niedrigen Terrainenwellen und Kluppen durchzogenes Grasland, in dem man viel Wild findet. Bei Akpande streifte vor einigen Jahren ein Löwen-

*) s. das Bild von Wapas Frau S. 205.

paar, das nach und nach zehn Menschen zerriß, so daß die Bevölkerung auszuwandern begann. Elefant, Büffel, Antilopen und Paviane sind nicht selten. In den Schattenbäumen der Dörfer hocken zahlreiche Geier und Habichte und Tags über hängen dort Tausende und Abertausende von fliegenden Gunden, die des Abends auf ihre Streifzüge gehen und Morgens mit großem Geschrei zurückkehren. Das Land ist im allgemeinen frucht-

bar und man sieht große Felder von Jams, Mais, Reis und Guineakorn. Es hat den Namen und ist durchflossen vom Annä, der bei hohem Wasserstande das 60 m breite Bett erfüllt und dann oft den Verkehr auf Wochen und Monate sperrt, ein sehr hinderlicher Umstand, mit dem die Reisenden auf den das Land durchziehenden Karawanenstraßen nach Pessi, Sokode und Salaga zu rechnen haben.

V. Nordtogo. Landschaften und Leute

Durch die Aufteilung des neutralen Gebiets bis zum neunten Grad sind bis jetzt in den endgültig deutschen Besitz die Landschaften Msaïre Nouri und Nanumba mit Bimbila übergegangen. Msaïre Nouri liegt zwischen Daka und Oti und gehörte früher als Unterlandschaft zum Königreich Gonyu oder Salaga. Das Land ist mehrfach von deutschen Reisenden durchzogen, so 1895 von Dr. Gruner und 1896 von v. Carnap und schon früher von v. François und Wolf. Vesterer war, um nach Salaga zu reisen, von Bismarckburg durch Atyuti an den Oti gekommen, den er dann bei Suruki mittels Fährre überschritt. Jenseits des Oti, so meint er, geht das Terrain in eine Ebene über, die mehr und mehr alle landschaftlichen Reize verliert. Mit der Landschaft Nanumba betreten wir das Machtgebiet des Dagombareiches, dessen König oder Sultan seine Residenz in Yendi hat. Dieser betraut seine Brüder und Verwandten mit der Verwaltung der Bezirke Karga, Kankanga, Sampu, Kino, Bimbila, Kompangu und San Sugu. Die in den drei ersten Bezirken sitzenden Verwandten haben ein Thronfolgerecht in Yendi.

Die Aufteilung des Dagombareiches zwischen Deutschland und England, das heißt des nördlich des neunten Grades gelegenen Gebietes desselben, ist noch nicht erfolgt. Eine gemischte Kommission unterzieht zur Zeit die einschläglichen Verhältnisse an Ort und Stelle einer Prüfung. Es ist nach dem Wortlaut des Vertrages vom 14. November 1899 anzunehmen, daß bei der endgültigen Regelung nur der kleinere östliche Teil des bisherigen neutralen Dagombagebietes mit der Stadt Yendi an Deutschland fällt. Bei der Grenzfestsetzung dürfte darauf Wert gelegt werden, daß die eine wichtige Karawanenstraße von Salaga nach Gambaga ganz in das englische Gebiet, die andere wichtige östlich davon ziehende Handelsstraße von Bimbila über Yendi nach Sanfane Mangu ganz in das deutsche Gebiet fällt. Nach der Unterzeichnung des Vertrages von 1899 hat die deutsche Regierung wie von Nanumba auch von Yendistadt mit Umgebung Besitz genommen, ohne daß nennenswerte Schwierigkeiten entstanden sind. Der nunmehr deutsche östliche Teil des Dagombareiches umfaßt demnach außer Yendistadt und Nanumba noch Napari und San Sugu, welche letzteren beiden Gebiete schon bei der Festsetzung der neutralen Zone deutsch waren.

Als erster offizieller deutscher Reisender hat v. François 1888 Yendi betreten. Als dieser dem König in seiner weittäufig gebauten und durch viele Schattenbäume freundlichen Residenz seinen Besuch machte, wohnten dem Empfange etwa 60 Trommler, 500 Krieger und 10 000 Zuschauer bei. Es war für die Deutschen nicht leicht mit diesem Herrscher, der über eine gewisse Macht verfügt, ein gutes Verhältnis herzustellen. Der König wie seine Familie waren eifrig bei den Schwierigkeiten beteiligt, welche die wenig fried-

liche Dagombabevölkerung den durchziehenden Karawanen machte. Er nannte den König von Salaga ein Weib, weil dieser von den Karawanen keine Abgaben verlangte und keine Soldaten unterhielt. Das Verhältnis zu den Deutschen wurde noch schlechter, als diese den jungen Vempo als König von Salaga anerkannten gegen Jafa, dem doch der Dagombakönig zum Thron verholfen hatte. Dabei hatte allerdings Jafa die Abhängigkeit Salagas von Yendi anerkennen müssen. So fand denn Dr. Gruner, als er 1896 nach Sanfane Mangu

marschieren wollte, den Durchzug gesperrt. Es kam zu einem Kriege, den v. Massow mit der Polizeitruppe glücklich führte, wobei Yendi gestürmt und der Durchmarsch erzwungen wurde. Später freilich ließ der König von neuem die Karawanen in der früheren Weise plündern und für die Deutschen die Straße schließen.

Die Landschaft Namumba, welche er Amwa nennt, hat Kling im Jahre 1890, von Salaga kommend, durchzogen. Mit der Überschreitung des von Krotodilen wimmelnden Saka betrat er eine wasserlose, ausgedörrte Steppe, die erst bei Tihama aufhörte und in freundliche Landschaft überging. Die Hauptstadt Bimbila schätzt er auf 3000 Hütten; sie liegt inmitten ausgedehnter Felder und ist ein wichtiger auch von zahlreichen Kauffa aufgesuchter Handelsmarkt. Einige Zeit vor Klings Besuch war der Häuptling ermordet worden und man stand vor der Wahl eines neuen Häuptlings, die dann aber noch von dem Könige von Yendi bestätigt werden mußte.

Auch Napari stand unter der Oberherrschaft des Yendikönigs. Ursprünglich freilich war es Salaga untätig gewesen. Als aber die Napari-gefangenen in Salaga heimtückisch ermordet wurden,

hatte sich die Stadt an Yendi angeschlossen. Die Stadt liegt ebenfalls inmitten ausgedehnter und üppiger Felder. Auffällig waren dem Reisenden (Kling) die großen Affenbrotbäume mit zahlreichen Storchennestern. Der Reisende berichtet folgendes über den Gegenbesuch, den ihm der König abstattete: Zuerst kamen in dem feierlichen Zuge die Musikanten, dann die in wattierten Panzerhemden steckenden Leibgarden, zum Teil mit Gewehren, zum Teil mit Bogen, Pfeilen und Schilden, dahinter Lanzenreiter, der zweite Häuptling und dann der König zu Pferde. Diesem folgten wieder Reiter, Fußsoldaten und Hofbeamte. Die Pferde trugen über Stirn und Brust ebenfalls Wattepanzer, dazu seidene und samtne Zaumzeuge und Schabracken. Und nicht bloß die Besuche erwidern die Häuptlinge dieser Ort- und Landschaften mit großem Gepränge, auch die Einholung des Fremden findet durch ihm entgegengesandte Lanzenreiter, Fußsoldaten und Musiker statt.

Wie Napari, wo Kling eine aus etwa 2000 Mann bestehende Kauffataraawane antraf, ist auch San Sugu ein inmitten großer Felder gelegener bedeutender Ort und wichtiger Markt und Karawanenplatz unter Yendiobehörheit.

Die Bevölkerung dieser Dagombalandschaften erscheint ganz anders als die der Küsten- und Gebirgslandschaften. Die Leute sind schlank und fein gebaut mit dünnen Armen und Beinen und kleinen Händen und Füßen. Sie haben schmale Schultern und einen flachen Brustkorb. Die Gesichter sind ziemlich regelmäßig, oft schön blau tätowiert. Das Kopfhaar ist bis auf eine mittlere Raupe rasiert. Die Wohnungen sind so, wie wir sie schon von Anyana beschrieben haben und später noch mehrfach wiederfinden, Gehöfte, aus sechs bis acht runden Hütten bestehend, die durch eine Mauer miteinander verbunden sind. Von dem mittleren Gehöftplatz führen die Türöffnungen in die einzelnen Hütten. Die große oft bis 18 m hohe Eintrittshütte des Gehöftes dient als Empfangs- und Spielhalle, sowie als Stall für die an einem Fuß angepöckten Pferde. Die Eintrittshütte der Häuptlingsgehöfte, die wiederum aus vielen Einzelgehöften zusammengesetzt sind, krönt oft ein Straußenei. In den Gehöften finden sich auch Tags über, während die Männer und Sklaven der Feldarbeit obliegen, zahlreiche Kinder und viele Weiber. Die Anzahl derselben ist bei den Mohammedanern auf vier beschränkt, bei dem heidnischen Teil unbegrenzt. Oft haben aber die Männer nur eine Frau. Die Männer gehen mehr oder weniger nackt oder sie tragen Haussagewandung, dazu Turban und Mundtuch, oder ein Fes oder eine phrygische Klappmütze, an den Füßen Sandalen oder Stiefel. Die Frauen bevorzugen durchaus die blaue Farbe sowohl für die Kopf- als Umschlagetücher. Viele, besonders die wohlhabenderen Dagomba, sind wenigstens äußerlich Mohammedaner, aber man trifft doch überall Fetischfiguren, so sieht man auch oft nebeneinandergetragene eingenähte Koransprüche und Fetischamulette.

Ackerbau wird eifrig betrieben. Oft wandert man kilometerweit zwischen Feldern mit Dams, Mais, Kolben- und Rispenhirse, Erdnüssen und Bohnen. Es wird auch vielfach Tabak gebaut und nicht bloß zu eigenem Verbrauch, sondern auch für den Handel. Dazu werden die Pflanzen gestampft und zerquetscht und das in der Peise greulich stinkende Produkt in Blätter gewickelt und in eine wurstähnliche Form gebracht. In der Ebene wird besonders bei Napari und San Sugu viel Baumwolle gebaut, aus der unter anderem die Panzer

für die Krieger und ihre Pferde gefertigt werden. — Auch die Viehzucht ist in einem besseren Zustande als in irgend einer der bisher beschriebenen Landschaften. Man sieht viele große Pferde, Esel, zahlreiche Herden von schönen Rindern, auch Buckelrinder, Wollschafe, langhaarige Schafe und eine sehr große Rasse kurzhaariger Schafe, Ziegen, Enten, Hühner und Tauben.

Die Hauptnahrung der Bevölkerung, die nach mohammedanischem Gebrauch kein Schweinefleisch ißt, ist Rind- und Schaffleisch, dazu Yams und Suppe aus den zerquetschten, überall feilgebotenen roten Hirseklößen, Brei von gekochten Bohnen und Erdnüssen; dazu genießt man Hirsebier, stellenweis Milch, seltener Butter und Käse.

Von wilden und jagdbaren Tieren finden sich im weiten Savannenlande Elefanten, Büffel, Antilopen, große Affen, Hasen, Perlhühner, Frankoline, blaue Tauben, aber auch Leoparden und Löwen.

Die wichtigsten Marktplätze des Landes sind schon erwähnt; aber die Dagomba betreiben den Handel nicht nur auf den Landesmärkten, sondern beteiligen sich vornehmlich mit ihrem Vieh an dem Karawanenhandel. Sehr wichtige Handelsstraßen ziehen als gute und viel betretene Wege durch das Land. Der ganze Handel von Timbuktú, Bornu, Bagirmi, Sokoto, Kano und Wadai nach Salaga, Kratji und den Küstenplätzen kreuzt das weite Dagombareich. Diese Karawanen bringen Vieh, Pferde und Esel, Sklaven, Gegenstände heimischer Industrie, Schibutter, Elfenbein und Gold und nehmen dafür Kolanüsse, Salz, Messing, Kupfer, Zeug und Rum zurück.

Leute von Bimbila.

Neben friedlicher Beschäftigung liebt die Dagombabevölkerung Raub- und Kriegszüge. Aber nur die Soldaten der Häuptlinge und die Jäger haben Gewehre, im übrigen führt man Bogen und Pfeil, Lanzen, auch eine Art Wurfspeer, Messer, Schwert, Streitärte. Die Pfeile sind oft vergiftet, die Schilde werden aus Büffel- oder Elefantenhaut hergestellt. Viele Krieger tragen in die Stiefel eingenähte Sporen und sind beritten; daß die großen Pferde, wie auch die Reiter, oft Baumwolllepanzer tragen, ist bereits erwähnt, dazu haben sie prächtige Sättel, große Decken und schönes Zaumzeug.

Auch an Kriegs- und Friedensmusik fehlt es. Gitarren, harfenähnliche Geigen, dazu dienen in Dagomba nicht; man hat mehrere Arten von Elefantenzähnen und Antilopenhörnern als Blasinstrumenten, Paukentrömmeln, Rohrflöten, Instrumente.

Das Bassariland ist begrenzt westlich von Dagomba, nördlich von Kabure, östlich und südlich von Temulandschaften. Die Bassarischprache gehört

zu den Gymbasprachen, sie wird außer in den eigentlichen um den Bassari-berg gelegenen Bassaridörfern noch in vielen anderen Ortschaften gesprochen, über welche der Bassarikönig Tagba seine Herrschaft auszuüben den Anspruch macht. Früher hat Bassari unter der Oberherrschaft der Mangudynastie gestanden, doch hat sich diese nicht behaupten können. Dann hat vor nicht langer Zeit der Dagombakönig die Bassari mit Krieg überzogen, sie auch besiegt und in die steilen Berge zurückgetrieben, wo er sie auszuhungern suchte. In dessen die Bassari hatten auch in ihren Bergen Farmen und schließlich mußte der Feind unerrichteter Sache wieder abziehen. Seitdem besteht zwischen den beiden Nachbarn große Feindschaft und man sucht sich gegenseitig möglichst durch Fortfangen von Vieh und Menschen, die dann natürlich zu Sklaven gemacht werden, zu schädigen.

Der Bassarikönig hat auch seine Herrschaft sonst auszudehnen gesucht, so beansprucht er die über Kabo und Bapure, welche beiden Städte indessen ziemlich unabhängig zu sein scheinen. Und zur Zeit der Anwesenheit des Grafen Zech und Kloses lag Tagba mit den Bannheuten in Zehde, welche er zu unterwerfen suchte. Er hatte zu dem Zwecke Sabermareiter herbeigerufen, die in Sara, der nördlichsten Bassarilandschaft, an-

gesiedelt waren. Diese Reiter stammen ursprünglich aus der am Niger gelegenen Landschaft Saberma und wurden von den kriegsführenden Häuptlingen wie unsere Landsknechte angeworben. Sie sind aber in Wirklichkeit nichts anderes als bezahlte Sklavenräuber. In Kleidung und Bewaffnung ähneln sie den Hauffareitern; sie sind waffen-geübte raube Krieger, die weit und breit gefürchtet sind.

Die Bevölkerung des Bassarilandes ist groß, stätlich entwickelt, mit hervortretender unterer Gesichtspartie. Als Stammesmarke erscheint je eine kurze Narbe von den Nasenflügeln schräg über die Wange ziehend. Die Frauen tragen außerdem mehrfache Tätowierungen im Gesicht, auf den Armen, auf Brust und Bauch. Das Haar tragen die Männer kurz geschoren oder rasiert bis auf einen übrig gelassenen Ring, Schopf oder Stamm. Als Kopfbedeckung dient ihnen die Schlappmütze oder auch eine frempenlose Strohkappe. Die Frauen scheeren das Haar kurz und tragen ein turbanartig um den Kopf geschlungenes Tuch. Die Männer haben als Kleidung fast ausschließlich Tierfelle in Gebrauch und zwar einen Lederchurz um die Hüften oder ein Fell, das mit seinen Vorderfüßen um die Schultern geknüpft ist und herabhängt. Die Frauen tragen Hüfttücher, dazu als Schmuck Hüftschnüre aus glatt geschliffenen Palmkernen und Muschelpfättchen, Metallringe um Hals, Arm- und Fußgelenke, in den Ohrläppchen auch Perlen, und zwar selbst die teuren (angeblich aus der Erde gegrabenen, jetzt vielfach nachgeahmten) Erdperlen und Karneolperlen. Den Männern dienen Armringe aus Holz, Metall, Elefantenzufußhohlen und kleine Zieraten in den Ohrläppchen als Schmuck. Fast immer haben sie einen aus einem unaufgeschnittenen Tierfell gemachten Sack bei sich, in dem sie Kauris, die Schnupftabaksdose und andere kleine Gebrauchsgegenstände mit sich führen.

Die Eigenschaften der Bassari scheinen nicht sehr rühmendswert. Graf Zech schreibt, daß sie gewalttätig, jähzornig, räuberisch, aufbrausend sind und Neigung zum Lügen haben. Sie sind in der Tat schlimme Räuber und haben ganze Karawanen, die ihr Gebiet passierten, vernichtet. Sie sind deshalb nicht nur bei den Dagomba, sondern bei allen Nachbarvölkern verhaßt. Im übrigen werden sie weiterhin als faul, eigenfinnig und schwer lenkbar geschildert. Auch sind sie arge Trunkenvölke und neigen in der Trunkenheit zu Erzeßen. Doch ist es weniger europäischer Rum oder Schnaps,

als einheimische Getränke, die zu den Gelagen dienen. Sie brauen nämlich Bier aus einer dritten Hirseart, die neben dem roten und weißen Guineaform nur zu diesem Zweck angebaut zu werden scheint, und machen das Bier durch Zugabe von Lussa noch besonders berauschend. Auch gewinnen sie viel Palmwein von den an den Flußufern häufig vorkommenden Weinpalmen. Täglich des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr finden in allen größeren Dörfern unter besonderen Schattendäumen Palmweingelage statt. Meist werden diese in gehobener Stimmung verlassen und um fünf

Uhr Abends findet Fortsetzung des Trunkes auf dem Marktplatz statt, wo Bier verkauft wird. Vor schon wenige Minuten nach ihrer Ankunft aus-Beginn des Marktes warten manchmal schon so viele Männer auf Bier, daß die Weiber sprechen dem Bier ordentlich zu. (Zech.)

Die Bassari bewohnen Gehöfte von der schon beschriebenen Art mit einer größeren Eingangshütte und einer Umschließungsmauer. Benachbarte Gehöfte sind durch eine Öffnung in der Mauer verbunden und so findet schließlich eine Verbindung innerhalb eines ganzen Stadtviertels statt. Für den Fremden ist es da ganz unmöglich sich zurechtzufinden. Die Einzelhütten haben eine von der Erde ziemlich weit (40 cm) entfernte runde Eintrittsöffnung. Ihre Wände sind oft mit allerlei Verzierungen versehen. Innerhalb der Gehöfte befinden sich kleine, runde, hüttenförmige Ställe für das Kleinvieh. Die Pferde stehen im Eingangshaus, für das Rindvieh sind neben den Gehöften oder innerhalb derselben umzäunte Plätze vorhanden. Die Kornspeicher haben die Form zweier mit den Grundflächen aufeinandergestellter Kegel.

Der Islam hat noch nicht viel Eingang im Bassarilande gefunden. Es gibt nur wenige Mohammedaner in den größeren Städten, wie in Kabo, weil sie nicht zwischen den zankfüchtigen Leuten zu wohnen lieben. So sind die Bassarileute mehr dem Fetischglauben ergeben als die umwohnenden Völker. Der Hauptfetisch heißt Unombotte. Auch bei ihnen spielen die Fetischpriester und der Giftrunk bei den Gottesurteilen eine große Rolle. Sie haben auch Medizinmänner und Wahrsager, die ihr Gewerbe auf den Marktplätzen betreiben. Aus den Figuren, welche ein Stock im Sande zieht, gibt der Wahrsager seinen Spruch ab.

Da die Mädchen im Bassarilande knapp sind, so heiraten die Männer oft Kabureesklavinnen. Doch kommen diese teurer zu stehen als die Bassaribräute. Für letztere muß ein Hochzeitsgeschenk von 15000 Kauris und eine Kuh bezahlt werden, das ist etwa 45 Mark, eine Kabureesklavin ist aber nicht unter 65 Mark zu haben. Kinder aus Mischehen sind frei. Sie halten viele Sklaven, besonders Kabure, von denen sie sagen, daß die Kabure sie selbst wegen der Überfüllung in ihrem Lande verkaufen. Die unverheirateten Sklaven leben wie die ledigen Söhne im Haushalte des Herrn und Vaters. Mit der Verheiratung des Sklaven — und man verheiratet ihn gern, schon damit er nicht fortlaufen soll — arbeitet er nur noch vier Tage für den Herrn, zwei Tage aber für den eigenen Haushalt. Wie auch in anderen Togolandschaften gehen die Sklaven bei dem Tode des Herrn auf den Erben über, können auch, wenn keine näheren Erben da sind, frei werden und selbst erben.

Merkwürdig ist die Königswahl. Dafür besteht das Gesetz, daß kein reiner Bassarimann und auch keiner, der Bassari von der Mutter her spricht, König werden darf. So ist König Tagba der Sohn eines Bassarimannes aus der Königstadt Kore und einer Frau aus Mledjo Kadara, die in ihre Heimat zurückgekehrt war. So sprach Tagba bei der Königswahl Temu, später natürlich Bassari.

Neben den schon erwähnten drei Hirsearten pflanzen die Bassari hauptsächlich Yams, aber auch Baumwolle und Tabak, der weithin als der beste der Gegend gilt. Sozusagen in Halbkultur befinden sich die Bäume von *Parkia africana*. Die gestampften und gegorenen Bohnen dieses Baumes geben mit Palmöl, Kürbissamen, Pfeffer, Erdnüssen, Salz, Ochsenkapseln und verschiedenen Kräutern die tägliche scharfe Suppe als Zuspäße für die Yams-

und Hirschköpfe. Die Bassari züchten ferner Rinder, Schweine, Ziegen und mehrere Arten Schafe, sowie kleine Pferde, die als Lasttiere verkauft werden. Dagegen verwenden sie zum Reiten die großen aus dem Norden von Gurma, Borgu und den Haussaländern eingeführten Pferde. Auch Esel werden eingeführt. Die Viehzucht liegt öfters in den Händen von Fulbeuten, Freien und auch Sklaven.

Man betreibt Jagd auf Elefanten und Antilopen. Es gibt viele Hasen, Busch- und Perlhühner, sowie grüne Papageien. Ausgerüstet ist der Jägersmann mit dem Steinchloßgewehr, Pfeil und Bogen, Lanze und Messer. Die Spitzen der Pfeile und Lanzen sind vergiftet. Auch zum Fischefang bedienen sie sich eines Giftes, des Milchsaftes einer Euphorbiacee, die überall an Bächen und Flüssen angepflanzt ist.

Die Bassari üben einige Handwerke aus, so in den südlichen Dörfern die Töpferei. Während aber die Ewhetöpfer ihre Waren am offenen Feuer brennen, brennen die Bassari auf mit Gras und Erde bedeckten Holzhaufen. Sie flechten ferner Matten aus Pandanusblättern, verfertigen leichte Mattentüren aus Weinpalmrippen, auch Körbe, höhlen Kalebassen aus und versehen sie mit Ornamenten. Auf der Höhe steht bei den Bassari das Schmiedehandwerk. Der Hauptsitz dieser Industrie ist Naparba.

Hier hört man die Schmiedehämmer die ganze Nacht. Die Schmiede arbeiten in Hütten, die anscheinlich sind als Wohnhütten. Meister und Lehrling sind dabei fast oder auch ganz nackt. Der Lehrling fest den zweirohrigen Blasebalg in Bewegung, der Meister arbeitet mit eisernem Schürftab und einer ebenfalls eisernen Zange, während die Hämmer und der Amboss aus Quarzgestein bestehen. Man fertigt hier in großer Menge die Blätter für die Hackshaufeln, sowohl die runden allgemein üblichen, wie auch die dreieckigen der Matpamelente. Diese Blätter werden in großer Zahl ausgeführt und man sieht sie auf allen Märkten nicht nur des Togolandes, sondern bis weit in die Sudanländer hinein. Ferner machen die Bassarschmiede Messer und Ätze, Speer- und Lanzenspitzen und anderes mehr. Aber Bassari ist auch der Sitz der Roheisengewinnung. Der von Süden her streichende Gebirgszug, der Bo, hat sich hier in einzelne Berggruppen von quarzitischer Struktur aufgelöst, in denen sich Eisenerz findet. Mehrere der Fundstellen werden abgebaut, die weitaus bedeutendste derselben ist die von Banneti. Der sich dort um 460 m aus der Ebene emporhebende Berg besteht fast ganz aus Maseneisenstein, der hin und wieder von Quarzadern durchzogen und oberflächlich zu dunkelrotem Vaterit umgebildet ist. Da die Eingeborenen das anstehende Eisengestein nicht zu sprengen vermögen, müssen sie möglichst reine Stücke durch Ausgraben gewinnen. Die Holztohlen liefern ihnen Meiler von etwa 2 m Durchmesser aus den Bäumen der Steppe. Die Hochofen sind $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ m hoch mit einer Anzahl Formen und einer Arbeitsöffnung am Boden. Sie werden mit etwa $1\frac{1}{2}$ cbm Holztohle auf 120 kg Eisengestein beschickt und von oben her in Brand gesetzt. Gebläse werden nicht verwendet. Am dritten Tage erhält man die fertige Eisenschuppe, die mit großem Geräusch im Ofen zu Boden fällt und sofort herausgezogen wird. Die Schuppen sind etwa 25—30 kg schwer und noch von Schlacke und Kohlen durchsetzt. Hier sind Hunderte von Dien vorhanden, die täglich Roheisen im Werte von 2000 Mark herstellen könnten und von denen immer ein Teil in Betrieb ist. Die Schuppen werden in den Schmiedewerkstätten des Landes verarbeitet oder auch als solche besonders nach Kabure verkauft. (Supfeld.)

Der Marktverkehr im Bassarilande ist ein sehr reger, besonders große Märkte werden in Naparba und in Kore abgehalten, auf denen vor allem Landesprodukte verhandelt werden. Der über das Land ziehende Karawanenverkehr ist ebenfalls ein lebhafter und würde es noch mehr sein, wenn die Karawanen nicht die Räubereien der Bevölkerung fürchteten. Von Norden her laufen hier die Straßen von Gurma und Sansane Mangu ein, von Osten die von Tshautsho, von Westen die von Yendi, um dann eine bequeme und jeder Schwierigkeit bare Fortsetzung in den Straßen über Bimbila nach Salaga oder dem Westhang des Gebirges entlang nach Kratyi zu finden.

Im Anschluß an Bassariland erwähnen wir die räumlich davon getrennte in der oberen Nyalaebene gelegene Landschaft Tshamba, die von Tshautsho abhängig ist, deren Bevölkerung aber den Bassari in Sprache und Sitten

verwandt ist. Die Tshambaleute sprechen einen Dialekt der Gymbasprache und stehen in regem Verkehr mit den Bassari, die vielfach ihre Märkte besuchen, um die in Naparba gefertigten Hackenblätter zu verkaufen. Überhaupt gibt es, was die Kleidung, Tätowierung, die Hütten- und Gehöftform anbetrifft, viel Übereinstimmung zwischen den beiden Stämmen. Auch liegen hier wie da die Dörfer gruppenweise zusammen und bilden so ausgedehnte größere Ortschaftskomplexe. Aber sonst sind die Tshamba viel gutmütiger und friedlicher.

Die Landschaft stellt sich als ebene oder leicht gewellte kurzgrasige Savanne mit Schibutter- und Affenbrotbäumen dar. Hier finden Pferde und Herden von Rindvieh gute Weideplätze. Die Ufer der Bäche und des Nyala zeigen hübsche Waldstreifen mit El-, Wein- und Fächerpalmen. Diese obere Nyalalebene dürfte für Baumwollkultur in Betracht kommen, wie denn auch die Tshamba ausgedehnte Baumwollfelder haben. Man steckt im August, der Zeit der größten Niederschläge, je 10—20 Samen in $\frac{1}{2}$ —1 m hohe aufgeworfene Erdhäufen — ähnlich wie bei den Jams — und erntet nach drei Monaten die reife Baumwolle. Nachdem sie dann noch acht Tage in der Sonne getrocknet worden ist, wird sie gereinigt und auf den Markt zum Verkauf gebracht. Eine kleine Schale mit etwa zwei Handvoll Samen gilt fünf Pfennig, ein Korb mit Baumwolle 50 Pfennig. Aus der Baumwolle wird Garn verfertigt, dieses auch mit Camwood rot gefärbt und auf zahlreichen Webstühlen im Lande verarbeitet. Die täglich in der Landschaft an mehreren Orten abgehaltenen, lebhaft besuchten Märkte sind in erster Linie Baumwollmärkte, doch werden auch neben Lebensmitteln andere Landesprodukte, wie Töpfe, Kalebassen, Wachs, rote Farbe und europäische Waren feil gehalten. Das hier gehandelte Salz ist europäisches Erzeugnis, welches über den Mono eingeführt ist, während in Bassari von Udda stammendes über den Volta gekommenes Lagunen Salz Verwendung findet. So hat Tshamba einerseits eine vorzügliche Verbindung auf der östlichen Seite des Togogebietes in der Nyalalebene abwärts über Pessi und Atakpame zur Küste, andererseits findet es über Paratau, Tsäou und Tashi Anschluß an die große westliche Karawanenstraße. Endlich steht es mit Sugu und den Haussaländern durch eine nordöstlich ziehende Straße in Verbindung. Eine besondere Beachtung verdienen noch die auf den Tshambamärkten (aber auch auf anderen Märkten des Hinterlands) gehandelten Karneolperlen, sowie die sogenannten Groundbeads, Erd-, Pessi- oder auch Popoperlen.

Die ersteren werden nach G. A. Krause in Kirotschi am Niger gefertigt, die letzteren sollen im Togohinterland an verschiedenen Stellen aus der Erde gegraben werden. Da die Erdperlen, zumeist blaugrau aber auch gelblich, besonders an der deutschen und englischen Küste sehr hoch bezahlt, angeblich auch mit Gold aufgewogen wurden und noch hoch im Preise stehen, so kommen Händler von dort, Akin-, Ewe- und Yorubaleute zu diesen entlegenen Märkten, um solche Perlen anzukaufen.

Man nimmt wohl an, daß die Perlen von einer früheren Bevölkerung, als diese von ihren Wohnsitzen verdrängt wurde, vergraben worden sind. Manche meinen sogar, daß sie phönizischen Ursprungs sind. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie wirklich aus früheren Jahrhunderten stammen und ihren Weg von der afrikanischen Nordküste hierher gefunden haben. Neuerdings werden Nachahmungen sowohl der Karneol- wie Erdperlen vielfach in Handel gebracht.

Südöstlich von Tshamba, unfern der französischen Grenze, liegen die sogenannten freien Waldstädte. Das sind mehrere von Waldsäumen umgebene arge Raubnester, die den ganzen Handelsverkehr auf der östlichen Karawanenstraße zum Stillstand gebracht haben. Darin scheint ja nun — allerdings nach einigen Schwierigkeiten — eine Änderung hergestellt zu sein.

Aus jenen Waldsäumen stammendes Kautschuk kommt übrigens in Bessi gegen Salz zum Verkauf.

Als Temuländer werden diejenigen Landschaften bezeichnet, in welchen die Temu- oder Timsprache gesprochen wird. Die Temusprache umfaßt ein weites Gebiet: man spricht Temu im Süden bis Fasäu und Kumasö, im Westen in Bo, im Norden in Dände und Basilo, im Osten bis über die französische Grenze in der Landschaft Adyé. Die Bewohner der Temuländer werden auch Kotofohi genannt, eine Bezeichnung aus der Sprache der Dendi am Niger, die bis an die Küste gebräuchlich geworden ist. Dieses große Sprachgebiet bildete zur Zeit der Besitzergreifung Togos seitens Deutschlands eine größere politische Einheit, insofern als es durch den König Dyabo Bufari (Uro Dyabo) in Paratau beherrscht wurde. Dyabos Einfluß reichte selbst bis über die Sprachgrenzen hinaus nach Tshamba und Anyana. Das Hauptland im Temubezirk und Stammland des Königs ist Tshautsho, namhafte Unterlandschaften sind Adyé, dessen König Uro Guni die Franzosen seinerzeit zum Abfall veranlaßt hatten, ferner Fasäu, das seinerseits früher die Häuptlinge in der Landschaft Bo einsetzte. Dann aber war Bo ziemlich selbständig und fühlte sich mächtig genug mit Dagomba zu kämpfen. Urabaya von Bo verlegte auch 1890 Kling und 1896 dem Grafen Zech den Weg, wurde aber von letzterem mit zu Hilfe geeilten 100 Tshautshosoldaten und 40 Reitern geschlagen und seitdem bezahlte Bo Tribut nach Tshautsho. Eine andere von Tshautsho abhängige Landschaft ist Agulu, dagegen erfreuten sich der Häuptling von Kumonde, sowie die Imame von Kivikri und Basilo einer bedeutenderen Selbständigkeit, wie der letztere sogar die Oberherrschaft über Dako beanspruchte. In diesen Gegenden haben nämlich die Mohammedaner einen solchen Einfluß, daß die einheimischen Häuptlinge von den islamitischen Großen öfter ganz zurückgedrängt werden. Solche mohammedanische Große sind vor allem der Galadima, eine Art Minister, dann der Imam (aus el Imam), der erste Priester, ferner der Naëmi, der Stellvertreter des Imams.

Außer den mohammedanischen Fremden, den Haussa, Dendi und Fulbe gibt es auch viele einheimische Mohammedaner; besonders der bessere und wohlhabendere Teil der Bevölkerung gehört wenigstens äußerlich dem Islam an. Unter dem gemeinen Volk freilich zählt der Islam nur wenige Anhänger.

Vom Könige Dyabo schreibt der amtliche Jahresbericht 1898/99: Er war der einzige Mann des Gebietes, mit dem man rechnen mußte. Er hätte damals etwa 300 Reiter, gegen 1000 Gewehrträger und mehrere tausend Bogenschützen ins Feld führen können. Er hatte bei aller Tyrannei einen königlichen Zug in seinem Charakter, wußte sich mit eindrucksvollem Zeremoniell zu umgeben, verfügte über kluge und treue Ratgeber und besaß neben einer imponierenden Erscheinung eine natürliche ruhige Würde, die jedem im Gedächtnis ist, der ihn kennen lernte. — Ich kann diese Worte nur bestätigen, da mir der Besuch bei Dyabo Bufari im Jahre 1891 besonders eindrucksvoll in der Erinnerung haften geblieben ist. Besonders imponierten die zu Ehren der Besucher veranstalteten Reiterpiele, sowie die Art, in welcher die von einem erfolgreichen Raubzuge zurückkehrenden Reiter ihren König begrüßten. In rasender Karriere sprengten die wilden Gefellen dann heran, mit den weiten wehenden Gewändern, den Fesseln, Tur-

banen und Kriegsmützen, den hochgeschwungenen Speeren, Schwertern und Gewehren, den phantastisch aufgeschmückten Pferden ein farbenreiches Bild gebend. Die Reiter trugen weite Pluderhosen oder sehr hohe bespornte Stiefel. Die Pferde sind reichlich behängt mit Decken, Kauri- und Gloden schnüren, mohammedanischen Amuletten und heidnischen Fetischgegenständen an Stirn, Hals, Mähne und Schwanz.

Auch die mohammedanischen Sonn- und Festtage wurden unter Dyabo eindrucksvoll begangen. Bereits am frühen Morgen wurde in Paratau der Feiertag (Freitag) mit dem Getöse der sechs großen Trommeln, einer ganzen Anzahl von Hörnern, Elefantenzähnen und eisernen Gloden eingeleitet. Diese Musikbände hatte auf dem Platz vor des Königs Gehöft Aufstellung genommen und wechselte in ihren Produktionen mit Sängern ab, die mit wirklich melodischem Tonfall und schönen Stimmen das Lob des Herrschers sangen. Der Konzertplatz war tagsüber von vielem Volk besucht, gegen

Abend erschien der König in reichster Seiden-
gewandung, um inmitten seiner Großen nieder-
zusetzen und sich mit denselben am Konzert und
an großen Töpfen schäumenden Hirsebieres gütlich
zu tun.

Ich habe damals des Königs ununterbrochene
und vielseitige Tätigkeit bewundert. Zahlreich
sind die ihm täglich zugehenden Boten, die seine
Befehle in Empfang nehmen, und immer steht eines
seiner schönen Pferde zum sofortigen Gebrauch ge-
fattet. Er besucht auch eifrig seine umliegenden Far-
men und Dörfer, wie er offenbar großes Vergnügen
empfindet, mir seine ausgedehnten Felder und großen
Viehherden zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit be-
obachtete ich sein gütiges Benehmen gegen seine
Untertanen, wie er auch lebhaftes Interesse für deren
Farmen und Angelegenheiten bewies. Andererseits

hat er sich oft als arger Räuberkönig gezeigt und
seine Reiter haben in schrecklicher Weise in den
angrenzenden Landschaften gehaust, die Farmen
und Dörfer verwüstet, das Vieh geraubt, die Be-
völkerung erschlagen oder in die Sklaverei geführt.

Das königliche Gehöft in Faratau ist ziemlich
ausgedehnt. Man betritt es durch ein hohes rundes
Eingangshaus mit kegelförmigem Grasdach, auf
dessen Spitze ein Straußenei steht. Auch hier sind
einige Leihpferde des Königs eingestellt. Inner-
halb des Gehöftes sind noch 54 kleinere und runde,
durch labyrinthartige Mauern miteinander ver-
bundene Hütten vorhanden. Jede dieser Hütten
ist von zwei Frauen des Königs bewohnt, die dort
ihren eigenen Haushalt und ein bescheidenes Leben
führen. Vor dem Gehöft stolzerte ein großer Strauß
auf und ab.

Abu Bufr (Dyabo Bukari) von Tshautsho.

Im Jahre 1898 ist Dyabo Bukari gestorben. Nach Tshautshofitte hat
der Häuptling des kleinen Dorfes Tshalo das Recht, unter den Thronpräsen-
denten die Wahl zu treffen. Ein Anrecht auf den Thron in abwechselnder
Reihe zu besitzen beanspruchen die Häuptlinge mehrerer Ortschaften. Früher
machte dann der neugewählte König seinen bisherigen Wohnsitz zur Landes-
hauptstadt. So wohnte Dyabo Bukaris Vorgänger, Al Hadshi, nicht etwa
auch in Faratau, sondern in Dadaura. Für dieses Mal ist ein Bruder des
Königs gewählt, der unter dem Namen Dyabo Bukari IV. die Herrschaft führt.

Tshautsho ist teilweise Flachland, teilweise Gebirgsland. Das Niederland
zeigt kurzgrasige Steppe mit großen Affenbrotbäumen. Es ist nur leicht ge-
wellt oder so eben, daß die Flüsse in der Regenzeit weite Strecken über-
schwemmen und Verkehrsstörungen bewirken, so der Mo auf dem Wege nach
Bassari, der Nyala (der Oberlauf des Mono) auf dem Wege nach Tshamba
und Kirikri, der Kara auf dem Wege nach Kabure und Semere. In dieser

Ebene liegen die großen Städte Paratau, der Sitz des Königs, mit etwa 5000, Dadaura (in der Dendiſprache Sokodé genannt), Sitz des oberſten Vamams und Hochschule, mit 4000, Kivikri mit 3000, Agulu mit 9000, das am nördlichen Abhang des Gebirges ſchon in die Karaebene hinabweiſende Baſilo mit etwa 15000 Einwohnern. Auch Faſäu am öſtlichen Abhange des Vogebirgs im ſüdweſtlichen Winkel des Thautſhoreichs ſei hier mit ſeinen etwa 2000 Einwohnern erwähnt.

Das ſchmale langgeſtreckte Vogebirge wird von Faſäu aus nach dem am weſtlichen Fuß gelegenen Taſhi überſchritten; dabei paſſiert man auf der Höhe die Stelle, wo Graf Zech die Voleute geſchlagen hat. Breiter und mäſſiger lagert ſich das Gebirge von Dako-Sudu. Es beſteht aus eiſenſchüſſigem Quarzit- und Glimmerſchiefer und enthält Mengen von Rot- und Magneteiſenſtein. Aus dem Gebirge, dasſelbe in zwei Teile teilend, entſießt nach Süden ein richtiger Gebirgsfluß, der Mo, mit ſchönem kristallenem Waſſer, prächtigen El- und Weinpalmbeſtänden an den Ufern, inmitten grüner Bergwieſen. In der weſtlich des Mo gelegenen Berglandschaft Dako iſt die Weberſtadt Däude und die Königsſtadt Sore zu nennen. Auf dem öſtlichen linksſeitigen 780 m hohen und ſteilen Felsen liegt der Dörferkomplex Medjo Kadara, bewohnt von rauhen Sklavenräubern, die auf ihren geſchickten Pferden leicht über die Felsen dahinsprengen. Die Dörfer dieſer Leute ſind nur auf einer Seite zugänglich und auch dieſe Seite kann leicht unzugänglich gemacht werden, da man hier an den Stellen, wo die Felsen eng aneinandertreten, künstliche Steinwälle aufgeſchichtet hat. Durch verſchiedene mittels ſolcher Steinwälle leicht abſchließbare Bergkeſſel hindurch führt der Weg in die Fellenſtadt Kumonde. Dies iſt nach Kfoſe eine der romantiſchſten Städte, deren Eindruck leider durch den vielen Unrat und die auf die nackten Felsen glühend herabſcheinende Sonne beeinträchtigt wird. Die einzelnen Stadtteile ſind gleichſam in die Felsen eingehauen und ſelbſt der Marktplatz iſt von Felsen umſtellt. Von Kumonde bis Sudu führt der Weg über ein 600—700 m hohes, mit Felsen und Steinen bedecktes Plateau, wie ſolche auch überall aus dem Boden unvermittelt emporragen. Die hier gelegenen Felder ſind mager und dürrſtig, mit Geſtrüpp bewachſen. An den Bachrändern aber liegen ſaftige Wieſen, auf denen die Kinder der hier lebenden Fulbe gute Nahrung finden. Durch neue Bergkeſſel und enge Felſpaſſagen, die wiederum durch Schließung der zwischengebauten Steinwälle unpäſſierbar gemacht werden können, gelangt man nach Sudu. In Bauart der Hütten, Sprache und Sitten ſchließen ſich die Bewohner dieſes Ortes der Temubevölkerung durchaus an. Auffällig waren für Kfoſe hier ſowohl Zwerge wie auch die völlig nackten erwachſenen Mädchen. Mit dem Hinabſchreiten zur Karaebene gelangt dann der Reiſende zur franzöſiſchen Grenze, jenseits deren Semere und Sugu gelegen ſind, auf welche Gebiete wir ſchon durch Wolf und Kling Ansprüche beſaßen, aber nach vorübergehender Beſetzung im deutſch-franzöſiſchen Vertrage von 1897 verzichteten.

Die Bevölkerung der Temuländer trägt als Stammesmarke einen kurzen geraden Narbenſtrich vom linken Naſenflügel zur ſeitlichen Mundwinkelgegend, oder dieſelbe Marke auf beiden Wangen, oder aber drei bis vier Yängsſtriche von den Schläfen abwärts bis zum Kinn. Die Vornehmen und die Mohammedaner zeigen in Kleidung und Sitten ganz das Bild der iſlamitiſchen Bevölkerung des Sudans und erinnern kaum noch an die Vorſtellung eines Negerſ, die übrigen Temumänner begnügen ſich in der Kleidung mit einer dreieckigen

Schürze oder einem Schaf- oder Ziegenfell. Das Kopfhaar tragen sie rasiert, oder sie lassen eine Mittelraupe oder je einen Kranz hinter den Ohren oder drei hintereinander liegende Kreislücken auf dem Scheitel stehen.

Die Frauen tragen ein Hüfttuch und Hüftschnüre, die aus aneinandergereihten geschliffenen Palmkernen oder geschliffenen Muschelschnecken bestehen. In den Ohrläppchen haben sie sehr häufig ein kleines rotgefärbtes Stückchen des Markes der Hirsehalme stecken. Aber auch blaue und rote Glasperlen tragen sie in den Ohrläppchen. Sie färben öfters Kopfhaut und Augenränder blau, Zähne, Nägel der Zehen und der Finger der linken Hand aber gelb. Das Haar haben sie vielfach in drei dicken eingeflochtenen Raupen auf dem Schädel, dazu noch seitwärts abstehende Zöpfe.

Die Temuleute bewohnen die beschriebenen mit Mauern umgebenen Gehöfte mit größeren oft mit Veranden versehenen Eingangshäusern. In den größeren Ortschaften hängen die Gehöfte aneinander. Die Frauen sind mehr im Haushalt beschäftigt, die Männer betreiben den Feldbau. Zu diesem verwenden sie vielfach Sklaven aus Dagomba, Mossi, Grussi und Bornu. Des Morgens ziehen die Feldarbeiter unter Trommel- und Pfeifenklang in Scharen zur Arbeit auf die Farmen. Auf den Farmen und in den Gehöften sieht man vielfach Kornspeicher. In erster Linie pflanzt man Hirse und Jams, außerdem Bananen, Reis, Mais, Bohnen, Erdnüsse. Die sogenannten Salagafartoffeln (Knollen einer Labiate *Coleus salagensis*), Taro, Bataten und Maniok sieht man nur vereinzelt. In der Karaebene bei Basilo, bei Paratau und in der Nyalaebene wird viel Baumwolle gepflanzt. Wie bei den Waldstädten, deren Zugehörigkeit zu Temu noch fraglich ist, erntet man auch sonst vereinzelt in den Galeriewäldern der Wasserläufe vorkommende *Dandolphianen* ab, deren Nutzen noch vor einigen Jahren den Eingeborenen zum Teil unbekannt war.

Die Temuleute sind erfahrene Viehzüchter. Wenn auch die Pflege der zahlreichen und mehrraugigen Rinder häufig in den Händen sorgfältiger Fulbeleute liegt, so sind sie selbst doch eifrige Pferdezüchter. Auf den Farmen und den weiten Ebenen bei Paratau und Dadaura sieht man viele angepflöckte Pferde einer kleinen Rasse, die fast ausschließlich Zuchtstuten sind. Die Hengste werden, kaum ausgewachsen, als Lasttiere an Hausfa und andere Händler verkauft. Die Pferde werden sorgsam behandelt, getränkt und gebadet, sie erhalten sogar Medizin. Die großen Reiterpferde sind nur Hengste, werden eingeführt, und stehen in den großen Eingangshütten, wo sie mit kurzgeschnittenem Gras und Hirse gefüttert werden. Man sieht auch gute Esel und Maultiere. In Schafen und Ziegen halten sie schöne Rassen, wie die von den Hausalländern kommenden großen Wollschafe mit Halsklunkern, sowie hochbeinige, glatt- und kurzhaarige gefleckte sogenannte Salagaziegen. Man betreibt auch einige Handwerke. In Dände und Basilo findet in größerem Maßstabe Weberei statt, auf dem Endu-Dakoplateau gewinnt man Schibutter und macht daraus Seife, in Kirikri fertigt man Matten aus Palmblättern, in Dadaura werden Kalebassen ausgehöhlt und eingeschnitten, in Pasua Töpfe gebrannt.

Männer und Weiber sind eifrige Marktleute. Der größte Marktplatz des Landes ist der von Dadaura, wo täglich Markt abgehalten wird. Unter den Produkten des Landes findet man Kuhmilch und Butter bei den Fulbe, sowie allerlei Lebensmittel und Erzeugnisse heimischer Industrie, ferner Brenn-

holz, Salz, daneben verkaufen zahlreiche Hausfa Mützen, Gewänder, sowie alle Ergebnisse der reichen Hausfaindustrie. Neben dem Binnenhandel haben sich die Temuleute besonders dem Karawanenhandel ergeben, den sie so eifrig betreiben, daß fast die Landbebauung darunter leidet. Auf allen zur Küste, nach Kratji oder Salaga ziehenden Straßen trifft man ihre Handelskarawanen, die Männer mit Pfeil und Bogen, aber auch wie die Weiber und die halbwüchsigte Jugend Lasten tragend. Dabei sind alle fröhlich, singen und erzählen. Sie führen Lastpferde und Esel mit sich, Matten und Kalebassen, Schibutter, wohl auch einige Sklaven, dazu Kinder, Schafe und Ziegen. Fast die gesamte Viehausfuhr verläßt das deutsche Gebiet und geht nach Salaga und zur Goldküste. Zurück bringen die Karawanen vor allem Kolanüsse und Salz, sowie die mannigfachen europäischen Artikel.

Neben dem Binnen- und Exporthandel des Tshautsholandes sei endlich noch die Wichtigkeit seiner dem Transithandel aus und nach den Sudanländern dienenden belebten Karawanenstraßen erwähnt.

Da die Fulbe- oder Füllani-Niederlassungen sich besonders im Tshautsholande finden, so seien diese Vertreter des großen hamitischen Volksstammes an dieser Stelle erwähnt. Ihre Niederlassungen sind nicht von sehr fester Art, sie ziehen im Gegenteil in eine andere Gegend sobald ihnen die bisherigen Weideplätze nicht mehr zusetzen oder ein Todesfall die Niederlassung betroffen hat. Sie stammen aus den Hausfaländern, wo sie bekanntlich die herrschende Rasse geworden sind. Indessen sind die Fulbe unseres Gebietes nicht rein sondern zeigen eine starke Vermischung von Negerblut. Sie sind braun, haben wolliges Haar und negerhafte Gesichtszüge. Von Gestalt sind sie klein und zierlich. Sie sprechen eine eigene Sprache und sind zum größeren Teil Mohammedaner, bisweilen auch Heiden. Die Männer tragen das Haupthaar rasiert oder lassen eine Mittelraupe auf dem Scheitel stehen, die Frauen flechten das Haar in Zöpfe, die sie manchmal unter dem Kinn zusammenknüpfen. Die Männer tragen ein Hemd und einen spitzen, großkrempigen Strohhut, die Frauen ein Hüfttuch. Stets ist die Gewandung der Leute von weißer Farbe. Sie bewohnen fern von den Städten gelegene Gehöfte, die aus niedrigen runden und schlecht gebauten Hütten bestehen. Sie betreiben nur so viel Ackerbau, als für den eigenen Gebrauch erforderlich ist. Besonders pflanzen sie Guineapfeffer. Dagegen sind sie sorgsame Viehzüchter und überall, wo sich Fulbeniederlassungen finden, ist auch das Vieh in besserem Zustande. So halten sich die Wohlhabenderen in einigen Vandaltschaften, selbst noch in Salaga, für ihre Kinderherden Fulbesklaven oder sie übertragen freien

Fulbehirten die Fürsorge für ihre Herden. Diese pflegen dann mit den eigenen die fremden Rinder. Während des Tages weidet das Vieh draußen, des Nachts ist es in einer Hürde oder draußen angepöckelt. Die Kühe werden gemolken und die Milch wird verkauft oder zu Butter und Käse gemacht. Wenn die Milch zum Verkauf kommt, ist sie zumeist schon sauer, die Butter ist ungesalzen und weichlich, dem Käse fehlt nach unserem Geschmack die Würze.

Wenn sie auch sorgsame Pfleger des Viehes sind, so haben sie für eine Züchtung in unserem Sinne kein Verständnis; so kreuzen sie planlos wenigstens sechs verschiedene Rassen durcheinander. Sie halten neben dem kleinen Tshautshovieh mit gering entwickeltem Euter drei Abarten der Buckelrinder mit seitlich gestellten Hörnern, große mit langen Hörnern, mittlere mit langem Körper und kurzen Hörnern, kleinere mit hohem Buckel und mittleren Hörnern, dann eine vierte Rasse von grauen Buckelrindern mit flachem Schädel und nach oben gestellten Hörnern, endlich noch eine große Rinderart ohne Buckel mit langen Hörnern. Selbst die räuberischen Bassari dulden gern die Niederlassungen der harmlosen Hirten in ihrem Lande; andere Fulbeniederlassungen sind in Wangu, in Tshautsho befinden sich solche bei Kirifri, Bafa, Dabaura, Tabalo, Tubani, Sodu, Kumonde, Medjo, ferner am Mo zwischen Dabaura und Bassari, in Pasua, Tshamba und Agulu. Ein Besucher ihrer Niederlassungen schätzt die Kopfzahl der Fulbe auf etwa 1000, die Häupterzahl ihrer Rinder auf 2200. Die angeseheneren Fulbe haben Herden bis zu 60 Stück, die ärmeren solche von 5 bis 10 Stück.

Nördlich des Sudu-Dakoplateaus, von ihm durch den Kara geschieden, liegt Kabure oder Kabre. In der Regenzeit machen auf dem Wege dahin der Kara und Bahelu durch Überschwemmungen Schwierigkeiten. Bis vor ganz wenigen Jahren war das Land völlig geschlossen, für die Nachbarstämme sowohl, wie für die Mohammedaner aus Hausfa. Was sie an Lebensmitteln und Salz dringend bedurften, holten sich die Kabure auf kleinen Märkten, die in der Nähe der Grenzen an bestimmten Tagen nur für sie abgehalten wurden. Diese Abgeschlossenheit haben sich die Kabure durch einmütiges Zusammenhalten gegen alle äußeren Einflüsse, sowohl friedliche wie feindliche,

bewahrt, auch wenn im Innern ihres Landes eine ausgesprochene Anarchie herrscht. So war das Land unbetretbar und galt als unüberwindlich. Ihre Abgeschlossenheit ist offenbar eine Folge früherer Sklavenjagden, welche die Herrscher benachbarter Länder, besonders wohl Mohammedaner, in dem dichtbevölkerten Lande unternahmen, deren Ergebnis dann schließlich in die Hände der portugiesischen Sklavenhändler an der Küste gelangte. Haben wir doch in den südlichen Landschaften, besonders in Atakpame, zahlreiche Kabureflaven angetroffen. Die Erschließung des Landes hat erst nach der Übernahme dieser Gebiete seitens Deutschlands stattgefunden und zwar, da es auf friedlichem Wege nicht ging, mit militärischen Maßregeln. Auch Vosso steht seitdem mit der neuen Herrschaft in Beziehung und nur die nördlichsten Landschaften, von vermutlich den Vosso nahestehenden oder verwandten wilden Bergstämmen bewohnt, wollen sich noch immer nicht den neuen Verhältnissen fügen.

In Kabureland ist der Eintritt nunmehr offen. In Tyatyau am Fuße des Sen-bu bieten jetzt Händler aus Tshautsho und Bassari den früher so gefürchteten Nachbarn Salz und Stoffe feil. Die Kabure selbst gehen auf die großen Märkte der Nachbarschaft und verkaufen dort die von ihnen eingesammelten Kerne der *Parkia africana*, deren Samen geröstet den sogenannten Sudankaffee bilden, während sie sonst von den Eingeborenen zur Herstellung von Saucen und Suppen verwendet werden. Das Geld freilich hat in die nördlichen Teile von Kabure und Vosso noch nicht Eingang gefunden. In Kabure wird ein Dialekt der Temuiprache (?) gesprochen, in Vosso eine eigene Sprache, die wiederum mit der des nördlichen Gebietes in Difale und Anima verwandt sein dürfte.

Die Männer dieser Landschaften gehen nach Zech ganz nackt, die Weiber tragen eine Hüftschnur oder ein kleines Fransenschürzchen oder ziehen einen Streifen von Bindentuch zwischen den Schenkeln hindurch. Als Schmuck tragen die Leute in beiden Nasenflügeln kleine Stücker von Hirschalmen oder Eisenstücken, oder Tierkallen, manche auch kleine Eisenringe in der Nasenscheidewand. Ebenso haben sie Eisenringe um Hals, Unterarm und Unterschenkel. In diese Ringe stecken die Männer die Spitze ihres großen gebogenen Messers mit D-förmigem Griff, ohne welches sie nicht gehen. Oft tragen sie auch Pfeil und Bogen bei sich. Daß sie durchaus dem Fetischglauben erhalten geblieben sind, ist bei dem Widerstande gegen äußere Einflüsse verständlich.

Jede Familie bewohnt in patriarchalischer Weise ein Gehöft, das je nach der Mitgliederzahl der Familie 5—50, selbst 100 Hütten umfaßt. Öfters schließen mehrere solcher Gehöfte zu einer Ortschaft zusammen. Die Gehöfte liegen zumeist in der Nähe der Berge, wohin die Bewohner sich bei Kriegsgefahr leicht zurückziehen können. Die Bevölkerung ist eine sehr dichte und wird auf 150000 geschätzt. Das bebauungsfähige Land ist fester Besitz, der vom Vater auf den Sohn übergeht. Bei Erbstreitigkeiten greift man sofort zu Pfeil und Bogen, denn es ist ein streit- und kampflustiges Buschvolk und der Zwiste und Fehden innerhalb des Landes kein Ende.

Der Süden des Kaburelandes ist sehr fruchtbar, der Norden aber steril und nicht oder nur vereinzelt angebaut. Die Bewohner betreiben den Ackerbau so intensiv und sogar in rationeller Weise, wie in keinem anderen Gebiete des Togolandes. Südkabure macht den Eindruck eines großen wohlgepflegten,

von allem Unkraut durchaus befreiten Gartens. Die Felder werden alljährlich von den Steinen gereinigt und diese dann zum Aufbau von begrenzenden Steinwällen verwendet. Die Eingeborenen entwässern ihre Felder durch Gräben auf geschickte Weise, ja sie düngen sie sogar, wie sich auch vor jedem Gehöft eine ausgespaltete Dunggube befindet. Sie nutzen jeden Fleck des fruchtbaren Landes aus und bebauen die steilsten Abhänge in terrassenförmiger Anordnung. Sie pflanzen besonders Yamis, zwei Arten von Guinea Korn, Erdnüsse, weniger Maniok. Das Kornstroh wird als Feuerungsmaterial verwendet, aus der Asche Salz gelaugt. Die Blätter der für den Feldbau gebrauchten Hacksaufeln fertigen einheimische Schmiede aus dem von den Höfen von Banyeli bezogenen Roheisen. Außer dem Schmiedehandwerk wird in nennenswerter Weise noch die Töpferei betrieben. Sie halten keine Sklaven und es gibt auch bei ihnen keine Zulbe, daher erreicht ihr Rindvieh auch nicht die Güte des Tshautshoviehs. Sie halten auch keine Pferde.

Die Bevölkerung von Manguland ist nicht von einheitlicher Art. Es sind im Gegenteil eine ganze Anzahl eingeseßener Volksstämme vorhanden, die von den vor etwa 3½ Jahrhunderten von Ashanti und von der Goldküste aus Anu (deshalb nennen sie sich selbst Anuso) eingedrungenen Jakoshi besiegt sind und seitdem von ihnen beherrscht werden. Ein Teil der einheimischen Volksstämme wird von den Hausa und anderen Händlern Konkomba genannt, doch ist dieses keine Stammesbezeichnung, sondern ein Sammelname. So sind die im Westen von Sanjane-Mangu angegebenen Konkomba die Pam-panga, deren Sprachgrenze zwischen Tammufurgu und Akodia liegt; am linken Ufer des Oti wohnen die Motiva, am rechten die Bupuliwe (diese auch noch zwischen den Motiva), sodann eigentliche Komba an der Straße nach Bassari. Auch in Komungu, Bankou und Namvon wohnen verwandte Stämme. Andere eingeseßene Völker mit eigener Sprache sind im Norden die Natyaba, besonders ausgedehnt die Moba, im Osten die Namba. Auch ein Teil der Barbaländer ist unter die Herrschaft der Jakoshi geraten. Endlich gibt es in Mangu eingewanderte und ansässig gewordene Gurma und Wangara. Wenn wir dann noch die Sprachen der handeltreibenden durchziehenden Hausa, Mossi, Dagomba, Kotofoli und Anago (Nurba) nennen, so hat man in Mangu ein ausgesprochenes Bild afrikanischer Sprachenvielfalt.

Die eingeseßenen Volksstämme, die keine Oberhäuptlinge haben, liegen miteinander fortwährend in Fehde, fangen gegenseitig Weiber, Sklaven und Vieh fort und zerstören die Farmen. Ortschaft streitet gegen Ortschaft, so daß die Leute kaum über die benachbarten Buschmärkte hinfortkommen, nur mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und zu mehreren auf ihre Farmen gehen können und der allgemeinen Unsicherheit auch die Bauart ihrer Häuser angepasst haben.

Thierry meint, daß alle diese in Manguland ursprünglich eingeseßenen Volksstämme mit den Gurma verwandt sind und mit diesen, sowie den Mossi, Barba, Moba, Mamprushi, Dagomba und Namumba eine alte Sudanvolkeinheit vorstellen, wie sie auch alle eine hamitische Blutsbeimischung haben.

Ein ganz anderes Element aber bilden die infolge siegreicher Kämpfe eingedrungenen und zur Herrschaft gelangten Jakoshi. Ursprünglich war ihre Machti-phäre noch ausgedehnter, doch konnten sie dieselbe wie zum Beispiel über Bassari nicht aufrecht erhalten, wie sich auch die Barba derselben stets widersetzt haben. Die Jakoshi haben sich besonders zahlreich und dicht bei

Sanjane-Mangu niedergelassen, wo sie auf 50—60 000 geschätzt werden. Weiter ab sind sie spärlicher zwischen der ursprünglichen Bevölkerung, am zahlreichsten noch unter den Pampanga auf dem Wege nach Mamprushi, wie sie auch dort auf ihrem Eroberungszuge vorübergehend Halt gemacht haben und von da in das neue Land eingedrungen sind. (Thierry.)

Das ganze Land ist unter die großen Familien der Jakoschi aufgeteilt, die Zomboro, Gondya, Madori, Adjima, Bosboro, Sambana, Djarmabu. Aus den beiden letzten Familien erfolgt die Königswahl, aber diese bedarf der Zustimmung der Vertreter der anderen großen Familien, wie auch diese Vertreter ebenfalls Könige heißen und deren Attribute führen.

Ihre Hauptstadt Sanjane-Mangu zählt gegen 9000 ständige Bewohner und macht ganz den Eindruck einer Mohammedanerstadt. Sie ist aus einzelnen Gehöften und Gehöftkomplexen (zwischen denen sich Felder ausbreiten) von der schon mehrfach erwähnten Form zusammengesetzt. Die Gehöfte sind mit Mauern umgeben, haben den Eintritt durch eine größere Hütte und umschließen eine Anzahl runder Wohnhütten, neben den Ställen für das Kleinvieh.

Wie die eingewanderten Wangara sind auch die Jakoschi zum Teil Mohammedaner, wenigstens äußerlich, es finden sich aber selbst in Sanjane-Mangu Fetischgläubige, -häuser und -priester. Je mehr von der Stadt entfernt, desto eifriger ist die Bevölkerung dem Fetischglauben ergeben und sind demselben auch früher Menschen zum Opfer gefallen.

Das Land ist im allgemeinen flach, so daß der Oti und seine Nebenflüsse alljährlich kilometerweite Überschwemmungen anrichten, die den Verkehr nach Süden, auf der Straße nach Bassari unterbrechen und die Stadt Sanjane-Mangu auf allen Seiten absperrern. Im übrigen tritt der Oti schon als bedeutender Fluß in das deutsche Gebiet ein und durchfließt die Ebene (in der Trockenzeit zwischen hohen Lateritkufen mit Quarzgesteinen) in großen Windungen in wechselnder Breite von 50—200 m. Oberleutnant Freil hat den Fluß durch das Manguland befahren, er fand denselben schiffbar, wenn auch die Passage mehrmals durch Katarakte, noch mehr aber durch Flußpferde beeinträchtigt war.

Im Gegensatz zum reizlosen Flachland wird Moba als anmutiges Bergland geschildert, auch die östlichen Bezirke stiegen an die Berge.

Die Vegetation des Landes ist ausgesprochene Grassteppe, oft gänzlich baum- und strauchlos. Manchmal erheben sich über derselben Schibutterbäume und riesige Affenbrotbäume und in kleinen Beständen findet sich die Fächerpalme, deren Stämme fast das einzige brauchbare Arbeitsholz liefern. Die weite Savanne ist reich an Antilopen, Gazen, es finden sich auch zwei Arten von Hyänen, Leoparden und Löwen. In den Flüssen sind außer Flußpferden Krokodile häufig.

Der Ackerbau wird zumeist eifrig betrieben. Man pflanzt Jams, zwei Arten von Guineaforn, Reis, Mais, Bohnen und Erdnüsse. Kirschieber wird reichlich gebraut und getrunken. In Moba, welches als Kornkammer des Landes gilt, blüht der Getreidebau, während in der Niederung des Oti und seiner Nebenflüsse die Tabakskultur bemerkenswert ist. Hier wird reichlich Tabak für den Außenhandel gebaut, so daß man auf den Wegen oft Karawanen bis zu 50 und mehr Thautscho oder Dagomba antrifft, die ausschließlich Tabakslasten haben.

Die Eingeborenen ziehen die Saatzpflanzen in den Feldern bei ihren Gehöften und pflanzen sie erst später in den nach der Überschwemmung zurückgebliebenen Schlamm Boden.

Neben dem kleinen Hausgetier wie Schafen, Ziegen (an nichtmohammedanischen Plätzen Schweinen), Hunden, Katzen und dem gewöhnlichen Geflügel hält und züchtet man auch Pferde und Esel. Jeder bessere Farmer oder Händler ist beritten und Wohlhabende halten mehrere Pferde. Doch vor allem blüht die Rindviehzucht, besonders bei den im Lande angesiedelten Fulbe, wenn sie auch einer Vermehrung und Verbesserung noch durchaus fähig ist. Tausende von Rindern werden alljährlich, besonders durch die Hausfa-, Thautscho- und Dagombaleute aus dem Lande geführt. Viele Kinder werden auch im Lande geschlachtet, denn die Manguleute sind starke Fleischesser und die Fleischerei bildet sogar ein angesehenes Gewerbe, das zumeist in den Händen der Hausfa liegt. Aus dem Hauslande hat man in Mangu einige Handwerke übernommen und man betreibt Weberei und Flechtereier. Die Schmiede machen Messer, Arte, Sägen, Gloden, Schwerter, Pfeilspitzen und Lanzenblätter, Edelschmiede stellen Schmuckgegenstände aus Gold, Silber, Kupfer und Messing her. Man arbeitet auch mit Leder und fertigt hübsch ornamentierte Skalebaffen und andere Schnigarbeit. Die Industrieerzeugnisse kommen auf den vielfachen Märkten des Landes zum Verkauf, von denen natürlich der bedeutendste der zu Sanjane-Mangu ist, wo sich täglich 4000—5000 Menschen versammeln. Die Erzeugnisse der heimischen Industrie werden auch exportiert und gehen wie das Vieh mit zahlreichen Hausfa-, Dagomba-, Thautscho- und Nagofarawanen zu den Küstenplätzen oder nach Kete-Kratni und Salaga. Rückförend aber führen alle diese Karawanen neben europäischen Artikeln Salz und Kolonien nach Mangu und den weiteren Hinterländern.

VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse

des Togolandes sind nicht gerade gute. Ohne Zweifel sprechen dabei die Wasserverhältnisse mit. Die größeren Wasserläufe wie die Lagune, der Volta, Oti, Mono, auch Haho und Sio und noch manche andere im Vor- und Hinterland überschwemmen in der Regenzeit weithin das flache Land und lassen danach auf Wochen und Monate Sümpfe und Moräste als Brutstätten schlechter Gerüche und ungezählter Moskitoschwärme zurück. Die kleineren Flüsse und Bäche aber versiegen während der Trockenzeit oder hinterlassen höchstens in ihrem Bett eine Reihe von Tümpeln und Sumpfstellen, deren abscheuliches Wasser der Bevölkerung manchmal recht ausgedehnter Bezirke zugleich zum Baden, Waschen, Trinken und zur Verwendung im Haushalt dient. Man stellt es selbst auf den Märkten und an den Karawanenstraßen um teures Geld zum Verkauf. Ebenso abscheulich und gesundheitswidrig ist das Sickerwasser in der Nähe der Lagune und das von den Eingeborenen, besonders des Vorlandes monatelang in großen Töpfen aufbewahrte Regenwasser. Allein die Gebirgslandschaften haben während des ganzen Jahres gutes Wasser, dazu gesellen sich die Vorzüge der Höhenlage und der geringeren Entwicklung des die Moskitos erzeugenden Sumpflandes.

Besonders die Eingeborenen leiden unter diesen Verhältnissen und sind auch in mancher anderen Beziehung schlechter daran als die im Gebiet lebenden Europäer, die sich doch in etwas durch hygienische Maßregeln zu schützen verstehen. So wählt der Europäer möglichst eine lustige, von Sumpf und Lagune entfernte Wohnstätte, er trinkt und verwendet nur filtriertes und gekochtes Wasser, er sorgt für Reinlichkeit im Hause und auf der Straße, er kennt auch die schädigenden Einflüsse von Erzeffen in der Lebensführung, er hat oft Arzt und Krankenhaus in der Nähe, er kann den Aufenthalt unterbrechen und eine andere Gegend, eine andere Höhenlage aufsuchen, eine Seefahrt unternehmen oder schließlich die Heimkehr antreten. Zudem sind die meisten im Land ansässigen Europäer jüngere Leute von kräftiger Konstitution und leben unter verhältnismäßig günstigen Wohnungs- und Ernährungsbedingungen. Immerhin betrug die Sterblichkeit der in Togoland ansässigen Europäer im Berichtsjahr 1900/1901 5,1 %, 1899/1900 nahezu 8 %, 1898/99 4,7 %, 1897/98 6 %, 1896/97 4,7 %, 1895/96 11,2 %.

An erster Stelle unter den Krankheiten steht natürlich Malaria. An der Küste tritt die Krankheit, wie im Mai und Juni 1896, bisweilen epidemisch auf, wobei kein Europäer verschont bleibt, selbst die weitab auf der See liegende Schiffsbevölkerung in Mitleidenchaft gezogen wird und viele Eingeborene bis weit in das Innere hinein zum Opfer fallen. Argend welche Ursachen für solch epidemisches Auftreten haben sich noch nicht ausfindig machen lassen.

Die Regenzeit, an der Küste besonders die Monate Mai, Juni und der halbe Juli, aber auch der Übergang zur trockenen Zeit sind vor allem reich an Malariaerkrankungen. Die Regenzeit ist überhaupt die gesundheitlich ungünstigere, besonders für die Eingeborenen. Dann sind von den Schulkindern ein Drittel und selbst die Hälfte erkrankt, wenn auch nicht gerade besonders viel Fälle zum Tode führen.

Die Krankheit äußert sich in verschiedenen Formen, als intermittierende (unserem Wechselstieber ähnliche) und kontinuierliche und perniziöse Fieber, von welch letzteren die Schwarzwasserfieber besonders gefährdet sind.

Die Fieber haben oft Komplikationen und andere Krankheiten im Gefolge, solche der Milz, Leber, des Darmes, der Lungen, Nieren und Nerven.

Gewiß infolge der schlechten Trinkwasser-Verhältnisse sind gerade bei den Eingeborenen Infanterie und ähnliche Darmerkrankungen sehr häufig, von denen übrigens gesagt wird, daß sie nicht besonders ansteckend seien.

Die von den Eingeborenen am meisten gefährdete Krankheit sind die Pocken. Diese sind im Hinterlande endemisch und werden sehr oft durch die Karawanen, zumeist in der Trockenzeit, ins Vorland eingeschleppt und wüten dann hier in schlimmer

Weise. Im Berichtsjahre 1899/1900 herrschten sie monatelang im Bezirk Misahöhe, wo sie sich langsam aber sicher von Ort zu Ort verbreiteten, sowie im Bezirk Kete-Kratji, sowie neuerdings in Atafame. Außer den eigentlichen Pocken treten noch eine unserer Windpocken und eine andere unseren Masern ähnliche Krankheit auf. Den Mohammedanern ist die Impfung nicht unbekannt, wird aber selten von ihnen angewendet. Von der intelligenten Bevölkerung des Togo-Landes ist ein Verständnis für die Vorzüge der Impfung zu erwarten und so kann man für die Zukunft eine Besserung dieser Verhältnisse erhoffen. Die Stationen haben bereits angefangen in dieser Beziehung zu wirken.

Hoffentlich als eine nur vorübergehende Erscheinung zeigte sich 1896/97 eine Beri-Beriepidemie mit schweren Erkrankungen des Herzens unter

den Krulanten einer Küstenfaktorei, wo von 28 Erkrankten 3 starben.

Auch Influenza und Keuchhusten treten in epidemischer Weise auf.

Die Eingeborenen sind sehr häufig Erklärungs-krankheiten, wie Augen- und Brustfellentzündungen unterworfen und die Tuberkulose ist nichts weniger als selten unter ihnen. Sie leiden auch an Rheumatismus und Gelenkrheumatismus. Sehr zahlreich sind die Hautkrankheiten. Leider hat sich ergeben, daß echte Lepra vorhanden ist, wenn gleich viele schreckliche Verwüsthungen der Gliedmaßen sowie tiefe und fressende Geschwüre — die öfter an Lepra erinnern — eine Folge von kleinen Verwundungen und Insektenstichen sind, die durch gröbliche Vernachlässigung, törichte Mittel und Mangel an Reinlichkeit einen so bösartigen Ausbruch angenommen haben. Hierher wären auch

Schwefelsternhaus der katholischen Mission in Lome.

die durch die Sandflöhe eingeleiteten Zehen- und Fußgeschwüre und -verwüsthungen der Eingeborenen zu stellen.

Von anderen Hautkrankheiten der Eingeborenen seien noch Ausschlag genannt, der angeblich durch Waschen mit schlechtem Wasser herbeigeführt wird, Furunkeln und Ekzem, roter Hund und Krätze, Ringwurm und die mit himbeerartigen Erhebungen auf der Haut auftretende Framboesia. Sehr geplagt, besonders zu Ende der Trockenzeit und Beginn der Regenzeit sind die Eingeborenen durch Guineawürmer, die manchmal zu Dugenden an den unteren Extremitäten zu Tage treten; aber es sind noch andere parasitäre Krankheiten vorhanden, deren Natur freilich noch nicht erkannt ist. Es findet sich die ägyptische Augenkrankheit, sowie häufig Horn- und Bindehauterkrankungen, die oft zur Erblindung führen. Neben den Geschlechtskrankheiten ist die Venerie zu erwähnen, sowie die oft weniger Störung verursachenden als manchmal geradezu grotesk in Erscheinung tretenden Nabel- und anderen Brüche, elefantiasische Geschwülste und Kropfbildungen, an welchen letzteren besonders die Gebirgsbevölkerung und unter dieser die Weiber zu leiden haben. Endlich seien albinische Erscheinungen erwähnt, die — wenn sie stark ausgebildet sind — öfters

mit Schwachsinn verbunden sind, wie denn überhaupt Geisteskrankheiten verhältnismäßig häufig sind. —

Im Anschluß sei des Nachtigal-Krankenhauses sowie einiger hygienischer Maßnahmen der Regierung gedacht. Das Krankenhaus ist ermöglicht worden durch langjährige Sammlungen der Nachtigal-Gesellschaft. Das von dieser eingebrachte Kapital ist dann von der Regierung erhöht worden. So konnte denn in Klein-Popo das große viereckige zweistöckige Haus mit breiter Veranda und flachem Dach errichtet werden. Im oberen Stock liegen die Krankenzimmer mit je zwei oder vier Betten. Unten sind die Wohnräume für den Arzt, Ek-, Sprech- und Verbandzimmer, sowie die Apotheke und Dienerzimmer. Der eine der drei von der Regierung in der Kolonie angestellten Ärzte hat die Leitung des Krankenhauses. Eine Reihe von Jahren unterstand es, bis zu dessen Tod, dem bewährten Oberstabsarzt Dr. Wicke. Zur Pflege der Kranken befinden sich im Hause zwei oder drei weiße Schwestern vom Roten Kreuz. Außerdem ist ein schwarzer Lazarettgehilfe vorhanden. Im Berichtsjahre 1900/01 wurden 50 verschiedene Weiße an 854 Verpflegungstagen behandelt. Von den 50 Kranken stammten aus Togo 46, aus dem französischen und englischen Gebiet 4. Das Kranken-

haus dient nicht nur den Weißen aus Togo, sondern nimmt auch solche aus den Nachbargebieten auf, ja wird von diesen letzteren sogar gern in Anspruch genommen.

Für die Eingeborenen dient ein besonderes Lazarett. Außerdem gibt es in Klein-Popo eine Poliklinik, ein ärztliches Laboratorium und ein Obduktionshaus, bei Vome eine Jotierbarade für ansteckende Krankheiten, sowie ein (im Bau begriffenes) Krankenhaus für die Eingeborenen. Für Klein-Popo, Vome und deren Umgebung ist Impf-

zwang eingeführt; außerdem wird Symphe an die Inlandstationen abgegeben, wo die Impfung in sachgemäßer Weise ausgeführt wird. Als weitere hygienische Maßnahmen führen wir noch an die regelmäßigen Gesundheitsvisitationen für Soldaten, Arbeiter und Gefangene, Überwachung der öffentlichen Brunnen, sowie die Verordnungen über die Beerdigung der Toten auf den Friedhöfen, über die Reinhaltung der Wege und Ortschaften, über Verminderung und Bekämpfung der Feuersgefahr.

VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze

Die Anzahl der im Gebiet ansässigen Europäer betrug am Schlusse des Berichtsjahres 1900/1901 137; davon Beamte 46, Missionsangehörige 38, Kaufleute 36, Pflanzer 6; der Nationalität nach finden sich unter den 137 Weißen 126 Deutsche und 11 Ausländer.

Unter den 137 Köpfen befanden sich 1 Kind und 19 Frauen, davon waren 8 Ehefrauen, 9 Missionschwestern und 2 Pflegegeschwestern.

Die weiße Bevölkerung verteilte sich folgendermaßen: Vome 56, Klein-Popo 21, je 7 waren ansässig in Amedjovhe und Ho, je 5 in Adjido, Tassie (Ngu), je 3 in Sebe, Kpeme, Porto-Seguro, je 2 in Mijahöhe, Palime, Wuame, Kete-Kratgi, Sokodé, Sanjane-Mangu, je 1 in Abanakwe, Topli, Apando, Akpafo, Kete, Bassari, Yendi.

Klein-Popo liegt in west-östlicher Ausdehnung auf dem 60–250 m breiten, etwas erhöhten sandigen Landstreifen zwischen Meer und Lagune. Längs der Ufer verläuft je eine einseitig bebaute 4 m breite gerade Straße, hier die Lagunen-, dort die Seestraße. Man durchschreitet die etwa 2 km lange Seestraße vom westlich gelegenen Nachtigal-Krankenhaus bis zum östlich gelegenen Hause des Alé Mjaron in etwa $\frac{3}{4}$ Stunde. Das Krankenhaus ist ein stattlicher, massiver, zweistöckiger Bau mit breiter Veranda, auf der man — wie es natürlich bei den anderen, längs der Seestraße sich hinziehenden Europäerhäusern ebenso der Fall ist — einen herrlichen Blick auf das brandende Meer und den vollen Genuß der köstlichen Seebrise hat. Nach Osten schreitend gelangt man zu dem großen Gebäude der Westkanischen Methodistenmission. Dasselbe birgt deren Schule; ehe die neue Kirche an der Lagune erbaut war, wurde hier der englische Gottesdienst abgehalten. Weiter kommt man zum neuen 25 m langen dreischiffigen Kirchenbau der katholischen Mission. Die Kirche ist im romanischen Stil mit Kreuzgewölbe errichtet und trägt ein Türmchen, das den ankommenden Schiffen als weithin sichtbare Landmarke dienen wird. Der nun folgende Stadtteil bildet ein Gewir von Hütten und Gehöften, wenn auch der Eindruck eines großen Eingeborenendorfes jetzt bereits bedeutend beeinträchtigt wird durch eine große Anzahl wohlhabenden Schwarzen gehörender neuerbauter einz- und zweistöckiger massiver Wohnhäuser. In denselben ahmen die Eingeborenen mit mehr oder weniger Geschick die europäische Bauart nach. Viele solche, auch oft mit einer Veranda versehene Häuser liegen nun inmitten der grasgedeckten und mit Graszäunen umgebenen Hütten und Gehöfte. Quer durch dieses Neger-

viertel ziehen sich vom Strand zur Lagune einige schmale Verbindungsstraßen. In gesundheitlicher und feuerpolizeilicher Hinsicht will man allmählich die Strohdächer und Graszäune abschaffen und breite Querstraßen anlegen. Allerdings muß dazu eine Anzahl von Gehöften beseitigt und für deren Eigentümer Ersatz geschafft werden, was bei der seitlichen Beschränkung der Ortsanlage einige Schwierigkeiten hat. Man ist aber jetzt dabei, einen toten Lagunenarm, der außerdem durch seine Ausbuchtungen sehr bedenklich war, zuzusüßten und so in der Richtung auf Babji neues Terrain zu schaffen. Jenseits dieses Eingeborenenviertels, im östlichen Teile der Stadt, liegen zusammenhängend die Anwesen der Mehrzahl der Europäer, welche, besonders von der Seehergeher gesehen, dem Ganzen ein schmuckes Aussehen verleihen. Hier finden wir an der Seestraße das Steuerhaus, die mit einem Tor versehene, den Vektorischen mit schönen Kokospalmen bestandenen Faktoreihof abschließende Mauer, und jenseits die ehemalige Regierungsschule, einen großen vieredigen Bau mit einer Veranda nach der Seeherge. Als aber die Räume den Bedürfnissen nicht mehr genügten und um überhaupt dem betäubenden Lärm der Brandung, das den Unterricht stark störte, zu entgehen, hat man neuerdings die Schule nach dem stillen Seebord verlegt. Noch weiter zieht sich die Seestraße bis zu dem stattlichen Europäerhause des wohlhabenden Eingeborenen Alé Mjaron. Längs der Straße befinden sich vor dem Stadtteil der Eingeborenen und vor den Faktoreien auf der Strandseite Schutzdächer für die Kanus der Seefischer und die Landungsboote der Kaufleute. Mehrere hundert Meter östlich von den letzten Häusern ist der schmale Negerstreifen von einer Senke durchzogen, welche die

See ab und zu durchbricht. Noch jenseits dieser Zente ist das Pulverhaus gelegen. Im übrigen füllen diesen östlichen Teil von Klein-Popo die sämtlich zwischen Meer und Lagune liegenden Faktoreien. Die großen mit Kokospalmen überschatteten Höfe derselben öffnen sich nach beiden Seiten und beherbergen ganze Reihen von Fässern mit Palmöl und Säften mit Palmkernen. In großen Schuppen sind Palmkerne zum Trocknen ausgebreitet. Die zweistöckigen ansehnlichen mit Veranden umgebenen Gebäude enthalten zumeist im Erdgeschoß die Käden und Warenbestände, im oberen liegen die Wohnräume der Angestellten. Von hier aus hat man einen Ausblick auf die See, das Treiben auf der Lagune und weiterhin die Insel Adjido mit dem Dorf und der Kirche der französischen Mission. Uns nach Westen zurückwendend schauen wir auf Badji und Degbenu, auf die stattlichen Wohnhäuser des Königs Lawfon III.,

sowie die neue Kirche der Westehaner, die, auf malerischem Plage zwischen Badji und Klein-Popo an der Lagune erbaut, in ihrem einfachen und doch eindrucksvollen Stil eine besondere Zierde des Ortes geworden ist. Die Kokospalmen, welche den am Nordwestende der Lagune belegenen Marktplatz beihatten, sowie die vielen Gondeln und weißen Gigs auf der Lagune vor den Faktoreien geben ein buntes, malerisches Bild. Auf der Lagune herrscht ein lebhaftes Treiben, Eingeborene bringen in Kanus ihre Produkte, Fischer werfen ihre Netze und Kinder baden in lustigem Getümmel. Das Ufer aber gleicht einem Bollwerk, wo die einheimischen Produkte aus- und europäische Waren eingeladen werden. In Klein-Popo wird weniger klein- als Großhandel betrieben. Schwarze Händler vermitteln den Verkehr zwischen den Faktoreien und den großen Märkten an der Lagune in Gribji, Voga und Bokutime, am Togo-See und in Sahote

C. Goedelts Faktoreihof in Vome. Ankauf von Palmkernen und Öl.

am Saho. Hier kaufen sie die Produkte der Marktleute auf und verhandeln die in den Faktoreien erhandelten europäischen Waren. So verkehrt das gesamte östliche Küstenland auf dem Lagunenwege mit Klein-Popo. Neuerdings hat dieser Verkehr eine namhafte Erweiterung nach Osten bis zum Mono und diesen Fluß aufwärts bis zum Topli-markt erfahren. Früher, vor der neuen Grenzfestsetzung mit den Franzosen, wurden die den Mono herunterkommenden Produkte, um den beim Eintritt in deutsches Gebiet zu zahlenden Zoll zu ersparen, in Groß-Popo abgesetzt. Jetzt können die in Topli aufgekauften Produkte nach Klein-Popo gebracht und dort verladen werden.

Die Gondeln und Gigs dienen den Europäern auf den Geschäftsreisen zu den Zweigfaktoreien, aber auch zu Segel- und Ruderpartien, welchem Sport man gern nachgeht, zu gelegentlichen Jagd- und Picknickausflügen in die Umgebung. Klein-Popo ist durch die Lagune ganz vom Hinterland abgeschlossen. In der Trockenzeit gelangt man zwar durch das ausgetrocknete Lagunenbett zu Fuß nach Adjido, doch in der Regenzeit vermittelt die Regierungsfähre den Verkehr. Auf der niedrigen undumpfigen Halbinsel gibt es — wie auch bei Badji — einige Kinderherden, die als Schlacht-

Zucht- und Milchvieh hier gehalten werden. Die Milch wird an die Europäer in Klein-Popo verkauft. Auch Ackerbau, etwas Handel und Fischfang wird hier betrieben. Adjido ist ein Hauptort des Pewebundes trotz der dicht beim Dorf am erhöhten Lagunenufer gelegenen katholischen Mission. Ja, der Bund kämpft in der letzten Zeit besonders heftig gegen das eindringende Christentum. Man hat übrigens von der Veranda des Missionshauses eine besonders hübsche Aussicht auf die Lagune, Klein-Popo und die dahinter gelegene See. Früher befand sich hier der Sitz der Präfektur, die neuerdings nach Vome verlegt ist.

Von Adjido gelangt man auf einem $1\frac{1}{2}$ km langen Damwege über die Halbinsel zu einem zweiten Lagunenarm, der jetzt auf einer auf Steinpfeilern ruhenden Holzbrücke nach Zebe überschritten wird. Der Barl der Landeshauptmannschaft, die hier früher ihren Sitz hatte, reicht bis zum Lagunenufer hinab. Jetzt sind dort, da auch das eiserne Wohnhaus des Gouverneurs nach Vome gekommen ist, nur noch ein Beamtenhaus, das Schulhaus und Arbeitsgruppen. Von Zebe führt eine angefangene Straße nach Worben, nach Anfoi, wohin man aber auch auf dem Wasserwege kommen kann. Längs dieser Straße liegen einige größere

Farmer von Europäern und wohlhabenden Eingeborenen.

Von Klein-Popo oder Sebe gingen die ersten Reisen ins Land. Auf der Lagune gelangten die Bismarckburger bis nach Yaga, von wo dann der Warik nach Norden über Tave, Esse, Gamae, Kuatihä nach Matpame und weiter durch Apsoffo führte.

Zur Zeit als Sebe noch Sitz der Landeshauptmannschaft war, war die weiße Bevölkerung von Klein-Popo und Umgebung bis auf 37 gestiegen. Jetzt zählt man deren nur noch 24, wovon 8 Beamte, 8 Kaufleute, 6 Missionsmitglieder und 2 Pflegschwester. Die Zahl der Eingeborenen beträgt nach oberflächlicher Schätzung in Klein-Popo einschließlich der getrennt liegenden Stadtteile Abjido und Badji etwa 4000 in 750 Hütten.

Als ich im Jahre 1884 zum erstenmal in Vome war, gab es dort außer einigen primitiven Faktoreien nur wenige armfertige Fischerhütten, jetzt dagegen ist es eine ausgedehnte Stadt mit einem wohlgeordneten Straßennetz und über 3500 Einwohnern. Im allgemeinen ist die Stadtanlage von quadratischer Form. Längs der Küste verläuft die Strandstraße und parallel zu dieser liegen hintereinander die Hamburger-, Bremer-, Markt-, Küas-, Hausfa- und Puttfamerstraße. Westlich ist der Stadtkomplex durch die senkrecht auf die Küste stoßende Regierungsstraße, östlich die mit ihr parallel laufende Missionsstraße begrenzt. Zwischen den angegebenen Längsstraßen verlaufen zahlreiche im allgemeinen senkrechte kurze Querstraßen. Außerdem münden in die Hamburgerstraße zwei lange, schräg daraufstoßende Straßenzüge ein, von Nordwesten die Bismarckstraße, die in die Misahöbelstraße übergeht und von Nordosten die Amutiestraße. Der Marktplatz liegt zwischen Bremer- und Marktstraße, wach letztere sich als Beistraße fortsetzt, und wird von der Amutiestraße durchquert. Der Stadt hat sich im Westen jenseits der Regierungsstraße nimmehr das große Gouvernementsterrain angelagert, das an der Küste eine Längenausdehnung von 1500 m, sowie eine Breitenausdehnung von 1150 m hat. Hier nimmt die fortgeführte Strandstraße den Namen Kaiserfaden an und ihm parallel läuft die Wilhelmstraße, in der auch in Vome die neuen Gouvernementsgebäude liegen werden. Nimmehr bietet die Strandstraße mit dem Kaiserfaden zusammen eine schöne 3 km lange, in der Mitte mit einer Lateritbefestigung versehene Promenade. Das große Regierungsterrain, auf dem Palmen, Eisenholz- und andere Schattenbäume angepflanzt und Brunnen gegraben worden sind, enthält bereits mehrere Wohnhäuser, Bureau's und das Gefängnis. Mit dem Bau des neuen Gouvernementshauses ist begonnen. Dasselbe wird massiv aus Ziegelsteinen errichtet. Hier ist ferner ein neues 40 m langes, 14 m tiefes und mit einer 3 m breiten Veranda versehenes Beamtenhaus, teils massiv, teils als Fachbau aufgeführt, das auch eine Messe enthält. Da sämtliche Räume dieses Hauses nach der Seeseite liegen, konnte man dem Hause nur die Breite eines Zimmers geben. Auf diesem Regierungsterrain ist nimmehr auch die Polizeitruppe in einem großen, regelmäßig angelegten Lager untergebracht und ein Exercierplatz geschaffen.

Vom Regierungsterrain uns auf der Strandstraße nach Osten bewegend, haben wir zur Rechten die Schutzdächer für die Brandungsboote, während

zur Linken die mit je einem Tor durchbrochenen Mauern der Faktoreihöfe in langer Reihe verlaufen. Diese Tore vermitteln den Verkehr der Faktoreien mit den auf der See liegenden Schiffen dagegen befinden sich die Eintrittsöffnungen für die laufenden oder verlaufenden Eingeborenen in der Hamburgerstraße. Auch hier sind die Faktoreihöfe von schönen Kokospalmen beschattet und die Hauptgebäude mit der Front zur Seeseite gestellt, so daß die Bewohner immer den Blick auf das brandende Meer haben und die frische Brise unvermittelt genießen können. Diese Faktoreihäuser sind in Europa fertig gemachte zweistöckige mit einer Veranda versehene Holzhäuser, die hier nur aufgestellt und mit dem üblichen weißen Tropenanstrich versehen werden. In den oberen Geschossen liegen die Wohn- und Schlafräume der weißen Angestellten, während die Erdgeschosse Väden und Warenvorräte enthalten.

Bei einer ganzen Anzahl solcher Faktoreien vorübergehend, gelangen wir nimmehr zu dem bisherigen Komplex des kaiserlichen Gouvernements mit Amt's- und Wohngebäude des Gouverneurs, Post- und Zollamt. Schon jenseits der Missionsstraße gelegen, bildet den östlichen Abschluß der Strandstraße ein großes Gebäude der katholischen Mission, dessen untere Räumlichkeiten bisher als Kirche dienen, während oben die weißen Schwestern wohnen.

Die Hamburgerstraße zeigt auf ihrer Südseite Lagerhäuser und Warenräume der Faktoreien. Hierher bringen die Eingeborenen ihre Produkte zum Verkauf und tauschen dafür europäische Waren ein, wie auch die Hausfa hier ihre Einkäufe für den Absatz auf dem Markt und im Hinterlande machen. Die Nordseite der Hamburgerstraße zeigt die aus Gras, Palmblättern oder Knüppeln hergestellten Zäune der Gehöfte der Eingeborenen. Hier liegt auch die Niederlassung und Schule der katholischen Patres und wird sich bald eine bereits im Bau begriffene Kirche erheben. In der nächsten Querstraße, der Bremerstraße, befindet sich westlich das Gebäude der Norddeutschen (sogenannten Bremer) Missionsgesellschaft, im östlichen Verlauf stößt die Straße auf den mit Schattenbäumen besetzten Marktplatz. Hier befinden sich als Faktoreifilialen Väden mit schwarzen Angestellten, da viele Buschleute lieber mit solchen als mit weißen verkehren. Früher fingen solche schwarze Angestellte der Firmen die zu Markt ziehenden Buschleute schon weit vor der Stadt auf der Straße ab, um ihnen das Palmöl und die Kerne abzukaufen. Jetzt ist ein solcher Handel unterjagt und muß derselbe auf dem Marktplatz oder in den Faktoreien stattfinden.

Auf der Marktstraße aber befindet sich der Klein- und Lebensmittelmarkt. Dort sitzen die schwarzen Marktweiber unter von der Regierung aufgerichteten Wellblechdächern und verhandeln jede Art von rohen und fertig zubereiteten Nahrungsmitteln: Jams und Maniof, Maisstolben, -mehl und -brot, Bohnen und Erdnüsse, auch gleich gequetscht und mit Pfefferfauce gekocht, Zwiebeln und Dhoro, sowie allerlei Früchte: Bananen, Ananas, Orangen und Limonen, Papayas, Pfeffer und Palmnüsse. Fleischstücke und besonders kleine Fische, die in Umengen mittels Wurf- und Schleppnetzen aus dem Meere gezogen werden, finden hier in getrocknetem Zustande reichenden Absatz. Dazwischen bieten armfertige Buschweiber

aus Be kleine Häufchen von Brennholz zum Verkauf, Hauffa verhandeln die in den Faktoreien erstandenen europäischen Waren, auch Tabak und Schnaps im Kleinvertrieb; schwarze Großhändler halten hier ihren Angestellten Verkaufsstellen und schwarze Schlächter, besonders Hauffaleute, liegen hier ihrem Gewerbe und dem Verkauf von Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch ob. Zwischen den Verkäufern aber bewegt sich in der Marktstraße Tag für Tag von Morgens bis Abends eine lautschreiende und feilschende Menge von Küstententen, Buschleuten, Arbeitern, Trägern und Soldaten.

In der Küststraße sind keine Europäerniederlassungen mehr, aber zahlreich sind hier die in Nachahmung derselben errichteten massiven Läden und

Wohnhäuser der eingeborenen Händler und Kaufleute. Auch in der Bismarckstraße und in der Amutivestraße finden sich solche neben den Filialen der europäischen Firmen. Im übrigen aber dient die mit Schattenbäumen bepflanzte und mit Vateritbelag besetzte Amutivestraße als beliebter Promenadenweg. In der Hauffastraße stoßen wir auf die langen Mattenzäune der Hauffakolonie. Dieselbe nimmt das Terrain bis zur Puttamerstraße und noch nördlich derselben ein. Festere Gehöfte und eigenen Grundbesitz haben nur einige Händler, im übrigen wechseln die Bewohner der kleinen runden Mattenhütten in schneller Folge. Wenn eine aus dem Hinterland kommende Karawane, die hier eine Unterkunft findet, die mitgebrachten

Katholisches Brautpaar in Rome.

Landesprodukte, vor allem Kautschuk, sowie Pferde und Vieh verkauft und ihre Einkäufe an europäischen Waren, vor allem Zeuge, Perlen, Schnaps, Rum, Pulver und Gewehre, besorgt hat, zieht sie wieder von dannen und das bisherige Quartier wird von anderen Mitgliedern dieses handelslustigen Volkes eingenommen. Der von Europa kommende Reisende betrachtet mit Interesse dieses Bild innerafrikanischen mohammedanischen Lebens, das sich hier in ziemlicher Stättlichkeit darbietet und so ganz verschieden ist von dem Negerleben der Küste. Durchaus sympathisch berühren die hohen Gestalten der Männer mit den intelligenten Gesichtszügen, den Kinnbärten, der weiten aus Toben oder Burnus und Fliederhosen bestehenden Gewandung, mit den Sandalen an den Füßen und Fes oder Turban auf dem Kopf. Auch die zierlichen Frauen mit den hohen Frisuren und den roten Korallenfäden im Nasenflügel heben sich vorteilhaft von den einheimischen Frauen ab. Zum erstenmal hört hier der Europäer die zum Gebet rufenden Stimmen der Sänger und Priester

und sieht die Anhänger Mohammeds ihre Gebete verrichten.

Nördlich der Stadt, zwischen den auseinander weichenden Misahöhe- und Amutivestrafen liegt ein größeres mit undurchdringlichem 2–3 m hohem Buschwerk bestandenes Stück Regierungsland, auf welches sodann, bis zur Vagune sich erstreckend, die etwas vernachlässigte Kofosplantage Vome folgt.

Im Osten der Stadt liegen die Friedhöfe, für die Weißen sowohl wie für die Eingeborenen, denn es ist denselben jetzt verboten ihre Toten innerhalb der Gärten der Stadt zu beerdigen, wie es sonst ihre Sitte ist.

Auch hier bildet der noch weiter an der See gelegene Pulverschuppen den östlichen Abschluß der Stadtanlage. Westlich der Stadt, im Norden des weiten Gouvernementsterrains, liegt der Renn- und Spielplatz. Hier finden an Festtagen wie an Kaisers Geburtstag Pferderennen sowie andere Volksbelustigungen statt, an denen die weiße und schwarze Bevölkerung teilnimmt. In keiner eng-

lischen Kolonie fehlen solche Volksfeste, die wesentlich zum guten Einvernehmen unter den verschiedenen Elementen der Bevölkerung beitragen.

Außer dem Rennsport, der leider durch die immer bald eingehenden Reittiere stark beeinträchtigt wird, wird in Vome von den Weißen geradelt und gekegelt. Die schwarzen Angestellten finden ihr Vergnügen bei Musik und Tanz ganz nach europäischen Vorbildern, während die untere Volkschicht den einheimischen Aufführungen und Tänzen anhängt, wie wir solche neuerdings in den europäischen, speziell deutschen Großstädten von höchst überflüssigerweise importierten mehr oder weniger echten Togotrupps vorgeführt sehen können.

Am Marktplatz in Vome ist neuerdings ein dem Andenken der ersten ihrem Beruf oder doch den unmittelbaren Folgen desselben erlegenen Togo-sorcher Woff, Kling und Bugslag gewidmetes Denkmal errichtet. Auf dem Platz selbst befindet sich ein großer öffentlicher Brunnen, welcher den schlechten Wasserverhältnissen des Ortes in bester Weise abhilft und von der Bevölkerung stark in Anspruch genommen wird.

Auf der Misahöhestraße fortwandernd erreichen wir bald an dem Abhang des ausgetrockneten Lagunenbettes den von dem Gouvernement angelegten aber wegen der ungünstigen Bodenbeschaffenheit kaum erfolgreichen Versuchsgarten. Im weiteren Verlauf durchschneidet die nach Atepe führende Straße ein Stück englischen Gebiets. Wenn man dagegen Vome auf der Amutivestraße verläßt, so kann man auch von dieser mit Umgehung der englischen Ecke in die Misahöhestraße einbiegen, wenn man sie aber weiter verfolgt, so erreicht man nach $1\frac{1}{2}$ km das Dorf Amutivie mit einem schönen fofospalmenbestandenen Marktplatz. Hier machen die ankommenden Karawanen Toilette, wie auch die in das Land ziehenden Reisenden und Händler von der Freundschaft, die sie bis hierher begleitet hat, Abschied nehmen. Dann tritt man in das etwa 1 km breite Lagunenbett ein, das selbst in der Regenzeit trockenen Fußes passiert werden kann. Auf ihrem nördlichen Gang liegt die Vomeziegelei, die aus dem roten Laterit schöne Steine brennt, der großen Nachfrage freilich kaum genügt und unter dem immer mehr fühlbar werdenden Mangel an Brennholz leidet.

VIII. Missionen und Schulen

Bis 1892 unterstand die katholische Mission des Togogebietes der Dahome-mission, seitdem ist sie durch Schaffung einer apostolischen Präfektur selbständig geworden. Die Präfektur der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes, hatte zuerst ihren Sitz in Adjido, jetzt ist derselbe nach Vome verlegt worden. Die Mission zählt fünf Hauptstationen, in Vome, Adjido, Klein-Popo, Porto-Seguro und seit 1900 in Atakpame*). Die Station in Togostadt hat man nach sechsjährigem Bestehen wieder eingehen lassen müssen, da sich die Bewohner des allerdings einen Hauptsitz des Newebundes bildenden Ortes nahezu völlig der Einwirkung der Missionare verschlossen. Auch in Adjido und Porto-Seguro bieten sich infolge des dort stark verbreiteten Fetischdienstes große Schwierigkeiten. Nach den Berichten der Missionare bekämpfen die Fetischleute das eindringende Christentum gerade neuerdings in heftiger Weise, indem sie ihren Anhängern das Tragen europäischer Kleidungsstücke verbieten und alles Mißgeschick, als Krankheit, Ausbleiben des Regens und Mißwachs, Fischarmut in der Lagune, als eine Strafe für das Verlassen der alten Gebräuche hinstellen. Auch versuchen sie durch Veranstaltung großer Aufzüge, Spiele, Tänze und Opfer auf das Volk einzuwirken**) und den Fetischenschulen neue Zöglinge zuzuführen. In diesem Kampfe gegen das Christentum findet der Fetischismus natürlich eine tatkräftige Hilfe in der ganz allgemein verbreiteten Polygamie.

Die Einwirkung auf die Erwachsenen ist somit nur eine geringe. Nach siebenjährigem Bestehen zählte die katholische Togomission in elf Gemeinden

1400 getaufte Christen. In dieser Zeit hatte die Mission den Tod von sieben Mitgliedern ihres europäischen Missionspersonals zu beklagen. Ein

*) In Atakpame waren schon früher katholische Missionare und zwar aus Lyon ansässig. Aber 1877 wurde die Niederlassung zerstört und die beiden Missionare wurden vergiftet. Einer derselben erlag auch dem Gift; er liegt in Atakpame unter einem großen Baume begraben.

**) Solche öffentlichen anstößigen Aufzüge und Veranstaltungen sind von der Regierung neuerdings verboten oder doch sehr eingeschränkt worden.

großes Gewicht legt man auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes und unterhält infolgedessen zur Zeit 23 Schulen, von denen die meisten im Küstengebiet, aber auch einige im Binnenlande, in Agome Palime, Tasse am Agu, Spando und Atakpame gelegen sind. In vier dieser Schulen werden Mädchen unterrichtet; vier derselben sind Internate, in denen im ganzen 55 Zöglinge untergebracht sind. Die Zahl der Schüler betrug über 1000. Unterrichtsgegenstände sind neben der Landessprache Englisch, Deutsch, Religion, Rechnen, Schreiben, Geographie und Gesang.

Früher begann man in der untersten Klasse gleichzeitig mit Englisch und Deutsch, jetzt beginnt man im ersten Schuljahr mit Englisch, im zweiten mit Deutsch, weil den Kindern das Englische leichter falle. Die englische Sprache, so meinen die Missionare, können sie nicht fallen lassen, wie ein Versuch lehre, durch den sie sofort 50 Schüler verloren haben, die von nun an die Schulen im benachbarten englischen Gebiete aufsuchten. Im übrigen erblicken die Missionare eine praktische Anerkennung ihrer Leistungen in dem Umfande, daß eine Anzahl ihrer Schüler in den Gouvernementsdienst aufgenommen sei; auch habe der Herr Gouverneur die im Deutschen erzielten Erfolge gern anerkannt.

Neben den Schulen unterhalten die Missionare ein Seminar, in dem außer den angeführten Gegenständen noch Katechismus und Französisch gelehrt wird und welches zur Heranbildung schwarzer

Lehrer, Katecheten und gegebenenfalls auch Priester dienen soll.

In den Knabenschulen werden die Zöglinge durch die Mitglieder der 1898 gegründeten Handwerkerschule — Laienbrüder, die ein Handwerk gelernt haben —, die ihren Sitz teilweise und zeitweise auf die Stationen verlegt, zu Vehrungen ausgebildet. Hauptsächlich in diesem Sinne zu Vehrzwecken unterhält die Mission auch eine Kaffee- und Kokospflanzung.

In den Mädchenschulen tritt zu den anderen Gegenständen noch der Handarbeitsunterricht; vor allem will man aber durch Erziehung der Mädchen den Anschauungen über eine christliche Ehe weitere Verbreitung geben. So konnte der vorletzte Bericht bereits eine Anzahl — 18 — legaler Ehen verzeichnen.

Das Missionspersonal setzt sich zur Zeit aus 25 Europäern und etwa ebensoviel Farbigen zusammen. Die Europäer sind auf die fünf Hauptstationen verteilt: zwölf Priester, sieben Laienbrüder, sechs Schwestern. Die Priester widmen sich der Bekehrung des Volkes und der Belehrung und Erziehung der Jugend; die Laienbrüder verrichten die häuslichen Arbeiten, sind vielfach mit den Bantén für die Mission beschäftigt und unterrichten die Knaben im Handwerk. Die weißen Schwestern widmen sich dem Unterricht und der Erziehung an den Mädchenschulen in Vome und Klein-Popo. Die Farbigen unter dem Missionspersonal sind Lehrer und Katecheten.

Die von einem Missionar und Superintendenten — dem einzigen Europäer derselben im Gebiet — geleitete Wesleyanische Mission untersteht als Bezirk Klein-Popo der Distriktsverwaltung in Lagos und mit dieser dem Missionskomitee der Wesleyan Mission Society in London. Diese englische Mission war schon früher in Klein-Popo ansässig. Als Togo-land deutsch wurde, ersuchte die Regierung die Mission um Anstellung eines deutschen Missionars im Gebiet.

Im Jahre 1892 führte dann ein solcher, Mühlebier, deutschen Unterricht in der Schule ein. Von 1894 bis 1900 stand Superintendent Ulrich und seitdem steht Superintendent Kietzer an der Spitze des Togobezirks. Die Hauptstation der Mission ist Klein-Popo und da in diesem Orte sich keine andere evangelische Mission befindet, so ist Kirche und Schule im allgemeinen gut besucht. Außer dem europäischen Leiter befindet sich in Klein-Popo ein eingeborener ordinierter Prediger, der von Badji stammt. Die Gemeinde zählt 375 Mitglieder und besitzt in Klein-Popo eine schöne 6—800 Menschen fassende, Weihnachten 1897 eingeweihte Kirche, die Ebenezertirche, deren Bau 20000 Mark gekostet hat. Der Gottesdienst fand früher in englischer Sprache statt, daher die Bezeichnung English Church, neuerdings haben die eingeborenen Prediger und Lehrer Katechismus und Gesangbuch im Anebodialekt der Ewehsprache fertiggestellt, so daß jetzt der gesamte öffentliche Gottesdienst in der Landessprache stattfinden dürfte. An den hohen christlichen Festen und bei besonderen Gelegenheiten wird Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten. Die Mission ist erfreut, daß ihre Christen sich von heidnischen Sitten und Gebräuchen fern halten, besonders vom Zetischtanze und Branntweintrinken. Auch sind sie im all-

gemeinen bereit, ihre Toten auf dem Friedhofe zu beerdigen. Natürlich bieten auch dieser Mission Zetischismus und Polygamie die hauptsächlichsten Schwierigkeiten. Infolge der fehlgeschlagenen Zetischvorhertragungen und Zetischunternehmen, Regen zu beschaffen, sind in letzter Zeit einige besonders merkwürdige Neubekehrungen zu verzeichnen, so die der Hauptpriesterin des Wassergottes und des obersten Verwalters des Göztempels in Klein-Popo, der die ihm anvertrauten Zetische selbst zerstörte und dann nur mit Mühe einem Mordversuche und der Verfolgung entrannte. Auch die Tochter der verstorbenen Hauptpriesterin und die Priesterin des Donnergottes konnten neuerdings getauft werden. Die Männer bereiten der Bekehrung, vor allem des Verbots der Polygamie wegen, größere Schwierigkeiten; doch hat sich neuerdings unter den Eingeborenen ein „Verein zur Hebung der christlichen Ehe und Bekämpfung der Polygamie“ gebildet. Etwa ein Duzend junger Männer haben unterchristlich versprochen, sich nur nach christlicher Sitte zu verheiraten, während Väter sich verpflichtet haben, ihre Töchter nur in eine christliche Ehe zu geben.

Außer der Kirche in Klein-Popo unterhält die Mission noch Predigtplätze in Gridji, Porto-Seguro, in dem früher französischen Abanative und Aguega.

sowie in dem französischen Groß-Popo und Agué. Die Missionsmitglieder aus diesen Plätzen erhöhen die Gesamtzahl der Westenaner auf 470, wobei aber die fluktuierenden Elemente — und deren gibt es bei den leichtzügigen Ewhe viele — nicht mitgerechnet sind.

An den genannten Stellen unterhält die Mission Schulen, von denen natürlich die zu Klein-Popo die besuchteste ist. Sie zählt 216 Knaben, in der Mädchenabteilung 69 Schülerinnen. Ubrigens besteht die Hauptschule von Klein-Popo seit 1850, die von Gridji seit 1861, Porto-Seguro 1878, die Mädchenschule seit 1890. Die Schule zu Klein-Popo hat einen Lehrplan von acht Jahren. Während Aneho die Umgangssprache in der Schule ist, wird mit dem Deutschen im vierten Schuljahre begonnen. Früher war die Teilnahme an den fremden Sprachen freigestellt, doch nun müssen die fünf oberen Klassen Deutsch treiben. In den oberen deutschen Klassen, so heißt es in einem der letzten Berichte, wird jetzt fast nur Sprachunterricht erteilt, da im englischen Teile der Schule Jünger wie Rechnen, Geschichte, Religion und Singen genügend zur Geltung kommen. Nach dieser Einrichtung nehme die englische Sprache, wie von Nichtkennern angenommen wird, nicht die erste Stelle ein. Der deutsche Unterricht liegt in den Händen des deutschen Missionars, während schwarze Lehrer Englisch und Aneho unterrichten.

Da die Mission in der deutschen Kolonie natürlicherweise deutschgebildete Lehrer braucht, befindet sie sich insofern in Schwierigkeit, als das

Seminar in Lagos, das zwar unentgeltlich, aber nur englisch vorbildet, kaum noch für Togo in Betracht kommt. Aber zur eigenen Ausbildung ihrer Togolehrer seien die Mittel nicht vorhanden. Indessen denkt man doch neuerdings an die Gründung einer „höheren Schule“ für Togo und hat auch in Klein-Popo einen Studienkurs eingeführt, der dem europäischen Missionar und dem eingeborenen Prediger unterstellt ist. Aber man hat auch unter dem Mangel an Schülern für diesen Kursus zu leiden, da die aus der Schule entlassenen jungen Männer es vorziehen, in den Dienst des Gouvernements, der Kaufleute oder kolonialer Unternehmungen einzutreten. Ubrigens geht die Heranbildung eines schwarzen Lehrers oder Predigers dergestalt vor sich, daß die von der Schule entlassenen jungen Leute nach Lagos geschickt werden, wo sie außer freiem Unterricht auch freie Wohnung und Kost erhalten. Nach drei Jahren machen sie das Lehrerexamen, kommen zurück und arbeiten als Lehrer-evangelisten. Nach sechs- bis zehnjähriger Dienstzeit können sie sich um die Kandidatur des Predigteramtes bewerben. Sie werden danach als „Probeprediger“ zugelassen, haben aber alljährlich ein Examen zu machen, bis sie nach vier Jahren durch die Ordination in den Predigerstand als vollberechtigte Mitglieder aufgenommen werden.

In Bezug auf die Mädchenschule von Klein-Popo sei noch erwähnt, daß dieselbe der Gattin des eingeborenen Predigers unterstellt ist. Auch in dieser Mädchenschule wird neben dem theoretischen Unterricht Handarbeitsunterricht erteilt.

Die Baseler Mission im Togolande steht in Verbindung mit der an der englischen Goldküste. Der Hauptsitz derselben ist in Akropong, wo sich auch das Missionsseminar für die Heranbildung eingeborener Gehilfen befindet. Das linksvoltaiische englische Gebiet ist zusammen mit dem deutschen dem Missionar in Anum unterstellt, der von hier aus die Stationen im deutschen Gebiet besucht. Die Mission ist seit etwa 15 Jahren in Togo tätig und bearbeitet den zwischen Volta, Daji und Daka gelegenen Landesteil. Sie unterhält bisher keine Hauptstation im deutschen Gebiet, beabsichtigt aber die Errichtung einer solchen in Akpaso. Die Mission hat eine besondere Schwierigkeit in der Vielsprachigkeit ihres Arbeitskreises gefunden, die es ganz ausschließt, jedes Sprachgebiet in der eigenen Sprache zu bearbeiten. Sie benutzen daher als Predigt- und Schulsprache Tshi. Besser freilich wäre es, wenn die Mission sich entschließen würde, die Ewhe Sprache als Kirchen- und Schulsprache einzuführen. Dem Wunsche des Gouvernements, daß die Mission die deutsche Sprache lehre, kann bisher aus Mangel an deutschgebildeten Lehrern nur in unvollkommener Weise, nämlich an der einen Schule in Worawora nachgekommen werden. Schon um diesen Mangel an im deutschen Gebiet brauchbaren Lehrern zu decken, sieht man sich zur Gründung einer Haupteuropäerstation genötigt.

Die Mission zählt in Deutsch-Togo 15 Arbeitsplätze mit zusammen 330 Kommunikanden und über 300 Schülern.

In der zwischen Daji und Akunga gelegenen Landschaft sind acht Dörfer besetzt, darunter auch Akpando, und zwar sind diese Plätze dem eingeborenen Pfarrer Peter Gali in Nihumuru unterstellt. In Boém sind sechs weitere Predigt- und Schulplätze, deren Leitung dem eingeborenen

(in Europa ausgebildeten) Missionar Clerf in Worawora obliegt. Endlich ist noch bei Kratni ein eingeborener Pfarrer Awe re mit einem Lehrer stationiert. Freilich hat der Pfarrer an diesem Hauptsitz des Edente noch keine Gemeinde sammeln können, doch hat er sehr viele Ortschaften in der

Umgebung besucht, um dort zu predigen. Überhaupt haben die Pfarrer und Missionare der Mission das Gebiet vielfach bereist und an geeigneten Stellen gepredigt. Sie sind unter anderem auch in Salaga gewesen, wo man dem lebhaften Wunsch nach einer Missionschule Ausdruck gegeben hat, da die Hauslehrer den Kindern doch nicht „das Europäische“ beibringen könnten. Vorübergehend hatten die Baseler auch in dem dicht

bei Bismarckburg in Adele gelegenen Ketschente eine Station, doch haben sie diese wieder eingehen lassen. Das Schulehalten ist besonders im Innlande eine kostspielige Sache, da die Eingeborenen nicht nur nicht Schulgeld bezahlen, sondern neben freiem Unterricht auch freie Wohnung und Kleidung für die Kinder und oft noch für sich selbst eine Belohnung dafür verlangen, daß sie die Kinder der Mission zufenden.

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen, zumeist Bremer Mission genannt, blickt in diesem Teil von Westafrika auf eine bereits mehr als fünfzigjährige Tätigkeit zurück. Am 14. November 1847 ist Missionar

Beg zur Missionsstation in Ho.

Wolf in Peki eingezogen und hat dort die Arbeit begonnen. Nach sechs Jahren von dort vertrieben, mußte die Mission in Quitta einen neuen Anfang machen. Bis 1859 hatte man vier Hauptstationen gegründet. 1869 wurde das eben ausgebaute Ho von den Mhanti eingeäschert und konnte erst 1876 wieder aufgebaut werden. Während des fünfzigjährigen Bestehens 1847 bis 1897 hat die Missionsgesellschaft 157 Männer und Frauen nach Afrika gesendet, von denen 57 zumeist der ungünstigen klimatischen Verhältnisse wegen wieder heimkehren mußten, 64 aber dort in ihrem Beruf das Leben gelassen haben. Von den Hauptstationen besteht Ho nunmehr 26, Amedjowhe 13, Vome 6 Jahre, während die bisherige Außenstation von Ho am Agu im vorigen Jahre als Hauptstation eingerichtet worden ist. Zu Vome gehören noch 1, zu Ho 9, zu Amedjowhe 9, zu Agu 3 Außenstationen. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 18 europäischen und 39 eingeborenen Missionsarbeitern.

Sie zählen über 1000 eingeborene Christen in mehr als 20 Gemeinden und unterhalten 25 Schulen mit 550 Knaben und 220 Mädchen.

Die Mission beabsichtigt neuerdings ihren Hauptsitz von dem englischen Quitta, zumal ihr dortiges Haus von der Brandung immer mehr unterpült wird, nach Vome zu verlegen.

Die Bremer haben das Studium der Ewhe-sprache in eingehender Weise betrieben und in dieselbe das Neue Testament, einzelne Teile des Alten Testaments, Gesang- und Choralbücher, Bibeln und anderes mehr überfetzt. Auch haben sie ein auf handschriftlicher Presse hergestelltes, vom Missionar K n ü s t l i begonnenes und von seiner Witwe beendetes Ewhe-Deutsch- und Deutsch-Ewhe-Wörterbuch. In den drei Elementarklassen wird in der Landessprache unterrichtet, dann beginnt der fremdsprachliche Unterricht für zwei weitere Klassen. Früher lernten die aus dem englischen Gebiete stammenden Schüler in Ho Englisch, die aus dem deutschen Gebiete stammenden Deutsch, doch sind die englischen Klassen nunmehr nach Pessi verlegt. Die begabteren der Schüler besuchen dann auf weitere drei Jahre die Mittelschule der Mission in Amedjovbe beziehungsweise Quitta. Diesen jungen Leute, welche die Mittelschule absolviert haben und sich dem Lehrerberuf widmen wollen, erhalten im Seminar in Amedjovbe noch weitere zwei Jahre hindurch Fachunterricht. Bisher sendete die Mission einzelne begabte Zöglinge zu ihrer Ausbildung in das Seminar zu Hall in Württemberg.

Die Mission bildet ihre Zöglinge auch zu Dolmetschern, Handlungsgehilfen und unter der Leitung handwerkstundiger Missionare zu brauch-

baren Handwerkern aus. So sind schon zahlreiche Tischler, Zimmerleute, Glaser, Drechsler, Mauer und andere aus den Bremer Missionshäusern hervorgegangen. In diesem Sinne unterhält die Mission außer zur eigenen Verwendung Plantagen, Gemüse- und Versuchsgärten.

Während die Mission noch für den Bau einer Kirche in Vome sammelt, hat sie bereits eine stattliche Kirche in Amedjovbe errichtet. Diese Hauptstation dient ihrer höheren Lage und besseren klimatischen Verhältnisse wegen den Missionaren als Erholungsheim. In diesen Vorzügen gefellt sich noch das schöne Missionshaus, das von seiner Veranda einen prächtigen Rundblick auf das Tal des Todji, das Todomegebirge im Südosten, die Berge von Vhane im Süden, im Norden und Osten aber auf den Hauptgebirgsstock, den Kegel des Gemmi, die Gebirgsketten und Täler von Vogba und Kpedje gewährt.

Auch die neue Hauptstation der Mission auf der halben Höhe des Agu hat inmitten einer dichten Bevölkerung eine angenehme Lage. Man überfieht von dort eine nach Westen und Norden geöffnete Ebene, deren nördlicher Rand durch das Agome-Matimegebirge gebildet wird, im Südwesten den scharf aus der Ebene aufsteigenden Adatluberg und die Bergkette bei So. Nunmehr faßt die Mission Atposso und Pessi ins Auge.

Jeder der vier im Togogebiet ansässigen Missionsgesellschaften gibt die Regierung einen jährlichen Zuschuß von 1000 Mark zu Schulzwecken, wie ihnen auch Zollfreiheit bis zum Betrage von 1000 Mark für alle zu Missionszwecken eingeführten Gegenstände gewährt ist.

Wenn schon das Gouvernement den Schulen, auch den Mädchenschulen, im Interesse der Hebung der Volksbildung ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, so bedarf es derselben andererseits zur Heranbildung eines geeigneten eingeborenen Beamtenpersonals. So ist im letzten Berichtsjahre in Vome eine Regierungsschule eingerichtet worden, während die früher in Klein-Popo befindliche dann aber nach Sebe verlegte Regierungsschule schon auf ein mehrjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Durch diese Verlegung haben allerdings die Schüler aus Klein-Popo einen einstündigen Schulweg, doch hat sich trotzdem die Schüleranzahl auf ihrer Höhe — gegen 50 — erhalten, ja $\frac{1}{5}$ derselben stammen aus Klein-Popo, während sich die benachbarten Dörfer Gribji und Sebe noch ziemlich teilnahmslos verhalten. Die Schule steht unter der Leitung eines deutschen Lehrers, dem ein farbiger Unterlehrer beigegeben ist. Es sind vier Klassen vorhanden, in den beiden unteren ist die Unterrichtssprache Aneho, in den beiden oberen Deutsch. Englisch wird nicht gelehrt. Die letzte Klasse, die von sehr jungen Schülern besucht ist, wird in den Anfängen des Lesens und Schreibens in der Landessprache unterrichtet. Hier dient als Lehrmittel eine von dem Lehrer Köbele im Anehodialekt verfaßte Bibel. Daneben haben die

Kinder Anschauungsunterricht und biblische Geschichte. In der dritten Klasse beginnt Deutschlesen und -schreiben. Dazu gefellt sich Schönschreiben, biblische Geschichte des Alten Testaments, Rechnen im Zahlkreis bis 100. In der zweiten Klasse werden die vier Spezies im Zahlkreis bis 1000 und deutsche Grammatik betrieben, in der ersten werden deutsche Maße, Münzen und Gewichte geübt, Brüche und einfache bürgerliche Rechnungsarten in elementarster Weise gelehrt. Im Deutschen wird Grammatik getrieben, werden Übersetzungen, Diktate, Aufsätze angefertigt. In den übrigen Fächern werden die beiden oberen Klassen gemeinsam unterrichtet, in biblischer Geschichte des Neuen Testaments, Geographie, deutscher Geschichte, Zeichnen, Schön- beziehungsweise Kundschrift. Singen und Turnen haben die drei oberen Klassen gemeinsam.

Außerdem wird den Schülern viermal in der Woche Nachmittags — die theoretischen Schulstunden liegen Vormittags, täglich von 8—12^{1/2}, Sonnabends von 8—11 — Handfertigkeitsunterricht von Handwerkern in Sebe erteilt, von den Schreibern, Schlossern und dem Schneider. Die Anlagen der Knaben für Rechnen sollen nur schwach entwickelt sein, geringe Erfolge gibt auch der Zeichenunterricht, bessere dagegen werden im Schreiben erzielt. Als wesentliches Erziehungsmittel dient Turnen; turnerische Ausflüge und Marschübungen werden in Verbindung mit dem Singen deutscher patriotischer Lieder betrieben.

Eine Schülerbibliothek von einigen hundert Bänden wird von den Schülern, auch früheren, fleißig benutzt. Schulfeiern finden an Kaisers Geburtstag und zu Weihnachten statt, wobei Gefänge und Deklamationen in deutscher Sprache vorgeführt werden.

Die Ferien liegen der vielen Erkrankungen während der Regenzeit und des in dieser Zeit besonders beschwerlichen weiten Schulweges halber hauptsächlich im Mai (22 Tage) und im September (18 Tage).

Der Schulbesuch ist im allgemeinen ein regelmäßiger, manche Schüler kommen sogar auf eigene Veranlassung, nicht auf die der Eltern, und ob-

Hefe (bei Bismarckburg) in Adele.

gleich sie noch nebenher ihren Lebensunterhalt erwerben müssen.

Wenn die Schüler die Schule verlassen, werden sie Kaufmannsgehilfen oder werden zu Heilgehilfen, Kanzlisten, Dolmetschern oder Zollauf-

sehern ausgebildet. Besonders für letztere findet zweimal wöchentlich Nachmittags in Sebe ein Fortbildungskursus statt, wo Zollberechnungen, Übersetzungen, Aufsätze und Diktate gemacht und Dientischreiben und Meldungen geübt werden. —

IX. Die Stationen

Der erste feste Punkt, den die Regierung im Togoinlande besetzte, ist die Forschungsstation Bismarckburg in Adele gewesen. Die zur Gründung einer solchen Inlandstation ausgewählten Männer, Stabsarzt Dr. L. Wolf, Premierleutnant Kling und der Techniker Bugslag trafen am 28. Februar 1888 in Klein-Popo ein. Bugslag war schon ein Begleiter v. Mechows auf dessen Quangoreise gewesen, Wolf und Bugslag (sowie auch v. Francois) waren später Teilnehmer der Wismannschen Kassaierexpedition und hatten als solche die Station Luluaburg am Sanfuru erbaut. Am 29. März brach die Expedition von Klein-Popo mit 98 Wei-, Lagos- und Popolenten in das Innere auf. Bis Atakpame waren schon französische Missionare vorgedrungen, darüber hinaus gab es gänzlich unerforschtes Gebiet. Über Dokoffi in Ruatshä gelangte die Expedition in 21 Tagen nach Bato im nördlichen Akposso-lande. Hier traf Wolf auf Häuptling Wapa und einen Sohn des Adele-

hauptlings Kontu, auf deren Veranlassung er die Expedition nach Yege, dem Wohnort Kontus in Adese führte. Wolf lernte in Kontu einen sympathischen und intelligenten Mann kennen, auf dessen Betreiben vorzüglich eine Versammlung der Häuptlinge und Priesterschaft am 20. Mai in Dikpelen die Anlage einer Station bei Yege bewilligte. Am 2. Juni verlegte Wolf sein Lager von Yege nach dem Berge Adado, auf dessen Höhe Mittags die deutsche Flagge gehißt wurde. Auf der planierten Kuppe entstand dann in 710 m Seehöhe die Forschungsstation, der der Name Bismarckburg erteilt wurde. Man hat von hier aus eine weite Aussicht im Westen bis auf die hinter dem Yegebach aufsteigende Dikpelenkette, während man im Südosten auf die Ebene und den aus derselben aufragenden Gibia blickt, welcher Berg sich bald als der Wetterberg für die Station darstellte. Man baute einige Wohnhäuser, ein Vorrathshaus, mehrere Ställe und umgab die ganze Anlage mit Palisaden, einem Graben und einer dichten stachelichten Euphorbienhecke. Es wurden ferner Gärten und Versuchspflanzungen angelegt, Wege in die Nachbarschaft gebaut und dieselbe kartographisch aufgenommen, meteorologische Beobachtungen eingerichtet, botanische und zoologische Sammlungen angelegt, photographiert, Medizin und ärztlicher Rat verabsolgt, Sprache, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen studiert, ihre Streitigkeiten geschlichtet und Störer des Friedens und der Ordnung bestraft. Zudem diente die Station als Stützpunkt für weitere Reisen, die Wolf nach Salaga, Fasäu und Peßi machte, bis er von seiner letzten Reise nicht mehr zurückkehrte. Fast 300 km von der Station entfernt, war er am 26. Juni 1889 in Adali im Lande Barba einem Fieber erlegen. Die Nachricht von seinem Tode gelangte mit den Trümmern der Expedition erst nach sieben Monaten nach Bismarckburg zurück. Im Frühjahr 1890 ging Kling mit Urlaub nach Deutschland, ihm folgte dahin Bugslag, nachdem im Mai der Mechaniker Stöhr und ich selbst am 20. Juni 1890 dort eingetroffen waren. Als Kling im Juli 1891 mit Bugslag von Deutschland wieder nach Togo kam, litt letzterer schon so heftig an rheumatischen Beschwerden, daß er nach der Heimat zurückkehren mußte, wo er Anfang Dezember desselben Jahres in Apenrade starb. Kling dagegen traf im September 1891 auf Bismarckburg ein, um die Station aber schon am 20. Oktober zum Zweck einer Hinterlandreise wieder zu verlassen. Von dieser Reise, die ihn bis nach Yalo in Süd-Vorgu führte, kam er, bereits an Dysenterie erkrankt, am 11. März 1892 wieder nach Bismarckburg zurück, um die Station und die Kolonie endgültig zu verlassen. Er ist bald nach seiner Rückkehr in Berlin am 15. September 1892 gestorben. Am 4. Dezember 1891 hatte ich selbst die Station verlassen, um über Misahöhe zur Küste und nach Deutschland zurückzugehen. Noch an der Küste traf ich den mir bestimmten Nachfolger Dr. Küster, dem es aber nicht einmal vergönnt war die Station zu erreichen. Er starb auf dem Wege dahin am 24. April 1892 in Akroso am Volta. Auch Stöhr hatte 1892 Bismarckburg verlassen und die Station unterstand einem Landwirt, bis am 14. Juli 1893 Leutnant v. Döring eintraf. Nachdem v. Döring die nähere und weitere Umgebung einer genauen kartographischen Überarbeitung unterzogen hatte, wurde mit dem 30. Juni 1894 Bismarckburg als Europäerstation aufgehoben und vorläufig als Handelsstation einem Schwarzen Umason unterstellt. Im Jahre 1896 bezog der Missionar Michlich von der Baseler Mission zeitweise die Station, um in dem benachbarten Ketshenke eine Missionsniederlassung zu begründen. Noch ehe indessen diese Niederlassung in Ketshenke vollendet

war — sie ist dann von der Gesellschaft wieder aufgegeben worden — war die Station Bismarckburg ein Raub der Flammen geworden. Seitdem untersteht der Platz als sogenannte Nebenstation der Station in Kete-Kratyi. —

Der Zweck der Station war ein mehrfacher gewesen: sie sollte unseren Besitz gegen die Ausdehnungsbestrebungen der Engländer und Franzosen sichern, als Basis für weitere Expeditionen dienen, den Handel und Verkehr der Hinterländer nach der deutschen Küste leiten. Außerdem sollte die Erforschung des Landes ihre Aufgabe sein und zwar sowohl in praktischer Beziehung auf Verwendbarkeit und Ausbarmachung des Gebietes als auch in wissenschaftlicher Beziehung auf Flora, Fauna, meteorologische und andere Verhältnisse. Die Betonung der wissenschaftlichen Seite fand ihre Berechtigung schon darin, daß die Forschungsstation aus Mitteln des Afrikasfonds begründet und erhalten wurde, der speziell für die wissen-

schaftliche Erforschung Zentralafrikas bestimmt war, wenn auch später die Verwendung desselben auf die deutsch-afrikanischen Kolonien beschränkt wurde. Ich meine noch heute, wie schon 1894, daß die Auflösung der Bismarckburger Station beziehungsweise ihre Rückwärtsverlegung nach Kete-Kratyi ein bedauerlicher Schritt gewesen ist. Eine Rückwärtsverlegung wäre schon mehr angebracht gewesen. Man ließ sich deutscherseits viel zu lange an den Reizen v. François', Wolffs und Klings genügen und zog den vorgeschobenen Posten wegen beschränkter Mittel zurück — was doch eine Minderung unserer Ansprüche bedeutete — zu einer Zeit, als französische Forscher unsere Kolonie im Osten und Norden umliefen und schon

Stationshaus von Bismarckburg.

begannen dort Stationen einzufetzen. Späterhin wurden dann zwar auch von deutscher Seite aus Posten und Stationen in diese strittigen Gebiete vorgeschoben und zumeist von privater Seite die große Gruener'sche Expedition entsendet, doch es war eben zu spät und wir mußten schließlich 1897 froh sein, daß uns die Franzosen Mangu und Tshautsho — wo wir seit 1889 hinzuzogen aus und ein gegangen waren — überließen.

Den Handel und Verkehr der Hinterländer hat allerdings die Station nicht an die Küste leiten können. Neue Handelsstraßen zu schaffen oder alte zu verlegen ist ein schwieriges Ding und war für Bismarckburg schon deswegen nicht möglich, weil wir dort im Gebirge auf einem indifferenten Punkt saßen, nämlich zwischen den beiden Handelszonen, die einerseits der Ozean, andererseits der Monsoonniederung folgen. Deshalb konnte Bismarckburg auch seinem späteren ausschließlichen Zweck als Handelsstation, zudem unter einem Schwarzen, nicht gerecht werden.

Es wäre aber wünschenswert gewesen die Station zu wissenschaftlichen Forschungszwecken länger zu erhalten und so ein Gebiet — wo doch schon ein immerhin nennenswerter Anfang gemacht

war — gründlich zu studieren. Natürlich ist auf den späteren Stationen ebenfalls fleißig gesammelt und gearbeitet worden, aber es mußte doch immer von vorn angefangen werden. Zudem sind auch die Herren auf den anderen an großen Straßen und bei großen Orten gelegenen Stationen mit Verwaltungs- und anderer Arbeit so überhäuft, daß man von ihnen kaum noch eine solche wissenschaftliche Tätigkeit erwarten kann.

Graf Zech führt sogar neuerdings einen wichtigen Grund für die Wiederbesetzung der Bismarckburger Station an. Er meint, eine solche wird nötig sein, wenn die Kautschukdistrikte nicht einer völligen Ausbeutung und demnächstigen Vernichtung anheimfallen sollen. Bismarckburg, im Zentrum dieser Distrikte gelegen, im Norden Atynti, Bo, Tshautsho, im Süden Eribu, Kebu, Atposso, sei der geeignetste Ort, um von da eine Aufsicht auszuüben.

Infolge des Brandes und der Verwahrlosung dürfte von den ehemaligen Gebäulichkeiten und Anlagen kaum viel übrig geblieben sein. Jedoch habe ich mit Genugtuung gelesen, daß während des Berichtsjahres 1900/1901 zum ersten Male gut entwickelte Kolafrüchte erzielt sind. Ende Januar

1891 legten wir am Bachufer am Fuße des Stationsberges 1000 Kolanüsse aus, die, als ich die Station verließ, zu einem sehr hübschen Bestand ausgewachsen waren. Wir setzten einige der jungen Bäumchen auf der Höhe ein, ohne viel Hoffnung auf Gedeihen, und gerade eines von diesen Bäumchen ist das erstblühende und jetzt fruchttragende Exemplar geworden. Eine meiner letzten Anordnungen betraf das Auspflanzen der jungen Stämmchen aus der Baumschule. Doch im Bericht 1899/1900 lese ich in Bezug auf diese Anlage: Aus Mangel an Europäerpersonal hat die Pflanzung Pflege und Aufsicht entbehren müssen. Es ist begonnen die Bäume (welche insgesamt zu dicht

aneinander gepflanzt worden waren) in weite Abstände zu verpflanzen. Im übrigen befinden sich die dortigen Kolabäume in gutem Zustande, auch die wenigen hoch oben auf dem sonst kahlen felsigen Stationsboden stehenden. — Ich fürchte aus jenem Satz annehmen zu müssen, daß man die Stämmchen bis vor zwei Jahren in der Baumschule belassen hat, wo sie natürlicherweise dicht gepflanzt gewesen sind. Das Auspflanzen hätte schon eben ein halbes Duzend Jahre früher geschehen müssen. Nichtsdestoweniger scheint die Station Bismarckburg durch diese Anlage zuerst erwiesen zu haben, daß in Togoland die Kolakultur ausichtsvoll betrieben werden kann.

Die auf der westlichen Seite des Togogebietes herabkommenden Karawanen überschreiten, wenn sie die links der Voltamündung gelegene Küste erreichen wollen, das vorgelagerte Agomegebirge in einem zwischen Tongbe und Yo gelegenen Paß. Dieser schon an und für sich lebhafter Handelsverkehr fand eine Steigerung durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Dahome und die dadurch herbeigeführte Verödung der Handelswege auf der östlichen Seite des Togogebietes. Um nun wenigstens einen Teil der das Gebirge überschreitenden Karawanen nach dem bis dahin wenig erstrebten Vome zu leiten, beschloß die Regierung auf Veranlassung des damaligen Landeshauptmanns v. Puttkamer die Gründung einer Station am südlichen Ausgang jenes PASSES und die Anlage einer großen Straße von diesem Übergang nach Vome. Zudem war eine Station in diesem Teil des Gebietes, das sich noch immer mehr oder weniger zu Kwadjo De von Peki hielt, und dessen Dorfhauptlinge die das Gebirge passierenden Karawanen mit willkürlichen Abgaben arg bedrückten, auch aus diesen Gründen sehr erwünscht. So wurde denn, nachdem der Landeshauptmann zusammen mit dem Stabsarzt Dr. Wicke und dem eben aus Deutschland eingetroffenen Premierleutnant Herold eine passende Stelle ausgesucht hatten, der letztere 1890 mit dem Aufbau der Station Misahöhe betraut. Dieselbe entstand in 450 m Seehöhe in terrassenförmiger Anordnung auf halber Gebirgshöhe, dem von der Küste kommenden Reisenden schon weit hin sichtbar.

Am Fuße des ziemlich steilen Abhanges passiert man in etwa 320 m Höhe einen bald nach der Gründung der Station angelegten Versuchsgarten mit seit einigen Jahren schöne Früchte tragenden Kaffeebäumen. Eine jüngere Kolafarm durchschreitend trifft man auf der ersten 350 m hohen Terrasse den Gemüsegarten der Station, sowie einen Teil der Hütten der Weiarbeiter. Auf steilerem aber schönem Pfade erstigt man den mit kurzem angeblättem Gras bestandenen und als Viehweide dienenden Gang zur eigentlichen Station, während oberhalb derselben an dem zum François- paß fortschreitenden Wege noch ein großer Arbeitschuppen sowie Hütten für Arbeiter und Soldaten liegen. Die alte Heroldsche Station bildet den nördlichen Teil der später bedeutend erweiterten Anlage. Dieselbe bestand aus ein paar weiß angestrichenen mit Holz oder Dachpappe gedeckten Lehmhäusern, von denen das auf einer Steinbastion errichtete das Wohnhaus war, während die anderen als Arbeitsräume, Küche und Gefängnis dienten. In der neueren Zeit ist noch eine Küche, sowie ein langes einstöckiges Gebäude mit Arbeits- und Lagerräumen dazugekommen. Das neue ebenfalls

auf einer Steinbastion errichtete Hauptgebäude, für welches der Platz aus dem Gang erst herausgearbeitet werden mußte, enthält ein großes Mittellgemach und zwei Zimmer. Die Fenster führen auf eine breite rings herumlaufende und von dem Schindeldach überdeckte Veranda. Man hat von hier aus einen schönen Blick südöstlich auf das Tal des Aehä, sowie in der Ferne auf den dreigipfeligen Agu. Hinter der Station erhebt sich der Hausberg (710 m). Westlich führt der Pfad in die Schlucht des Aehä zum 580 m hoch gelegenen François- paß, und jenseits im Tale des Kolibaches nach Tongbe; südwestlich trennt ein Tal von der mit der 840 m hohen Moltkepyße gekrönten Bergkette. Jetzt ist, von dem François- paß abbiegend, auch die nördliche Kette, auf der der Hausberg liegt, passierbar und gelangt man auf diesem Wege zu den Klimateilen.

Von dem Paß führt eine Leitung der Station schönes Wasser zu und macht dieses sowie die Höhenlage und die in der Regenzeit bis auf 120° sinkende Temperatur die auch landschaftlich prächtig gelegene Station zu einem der gesündesten Plätze der Kolonie.

Zuerst war freilich der Widerstand der benachbarten eingeborenen Häuptlinge, die den Verlust der früher von den Passanten erhobenen Abgaben beklagten, zu brechen. Besonders die Kumaleute, welche die Station einmal förmlich belagerten, sowie auch andere Dörfer zeigten sich durchaus widerstrebend, bis sie endlich teils mit Gewalt, teils auf gütlichem Wege gewonnen wurden. Jetzt bilden diese selben Leute einen Stamm kräftiger ausdauernder Arbeiter, wie sie auch den Lastenverkehr mit Kpando, Kete-Kratji und Vome vermitteln.

Als politische Station gegründet wurde nach Herolds Fortgang Misahöhe 1892 als wissenschaftliche Station mit Dr. Gruner und dem jungen Naturforscher E. Baumann besetzt; später finden wir unter anderen Dr. Plehn und Premierleutnant Wegener dortselbst, neuerdings ist sie wieder unter Dr. Gruner Sitz der Leitung des Stationsbezirks Misahöhe. Die Station hat in wissenschaftlicher Beziehung schöne Leistungen aufzuweisen, die ethnologischen Studien Herolds und Plehns, sowie große botanische und zoologische Sammlungen und Beobachtungen E. Baumanns. Daß sowohl Baumann wie Plehn ihrem Forscherberuf das Leben geopfert haben, ist bereits an anderer Stelle erwähnt. Natürlich wurden auch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse des Landes studiert. Jetzt sieht die Station, neben der wissenschaftlichen Betätigung, ihr Hauptziel in wirtschaftlicher Richtung, in der Anlage von Wegen und Versuchsplantagen, sowie in der Anschaffung von Handelsbeziehungen.

Leider ist das Urteil Professor Wohltmanns über die Aussichten der von der Station angelegten Kaffee- und Kolafarm, sowie der unter dem Einfluß der Station von etwa einem Duzend Dörfer betriebenen Kaffeeulturen recht ungünstig ausgefallen. Indessen werden die Kulturversuche zum Teil in dem neuen auf Stationshöhe gelegenen Versuchsgarten eifrig fortgesetzt, nachdem man so gelernt hat noch vorsichtiger in der Wahl der Kulturpflanzen und des Bodens zu sein.

Unter der Fürsorge der Station hat sich das nahe gelegene Agome-Balime zu einem bedeutenden Marktplatz entwickelt, in welchem neben selbständigen Handeltreibenden 1897/1898 schon fünf europäische Firmen Filialen unterhielten. Diesen Aufschwung verdankt Agome-Balime nicht zum mindesten der durch die Station veranlaßten Eröffnung neuer Handelswege, zum Teil direkt aus den Kauffchut produzierenden Landschaften, wie zum Beispiel durch das Odmittel von Atpafo in Boém.

Die Verlegung der Bismarckburger Station nach Kete-Kratji war ein lebhafter Wunsch des Landeshauptmanns v. Puttkamer gewesen. Doch hat diese Verlegung nicht mehr unter v. Puttkamer stattgefunden, da derselbe inzwischen nach Kamerun versetzt worden war. Mit der Gründung wurde Premierleutnant v. Döring betraut, der, begleitet von E. Baumann und H. Klose und an der Spitze einer stattlichen Expedition am Silvestertage 1894 das Stationsterrain in Besitz nahm und die Flagge hißte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Vempo, der Sohn des vertriebenen Salagakönigs, unter dem Namen Suleimana als Sultan von Salaga mit dem Sitz in Kete anerkannt und gekrönt. In der Tat war die Gründung einer Station in Kete-Kratji in hohem Grade und in mehrfacher Beziehung wünschenswert geworden. Zwar war dem verbrecherischen Treiben des obersten Fetischpriesters Bofumfo und seines Helfershelfers Ofla schon durch die Togohinterlandexpedition unter Dr. Gruner ein Ende gemacht worden, aber die Anmaßung der englischen Händler, die sich hier seitdem als Herren aufspielten, durfte länger nicht mehr geduldet werden.

Sie unterdrückten die von der deutschen Küste kommenden Händler, die deutsche Flagge war heruntergerissen und einem Anhänger der Regierung verboten worden sie zu hissen, deutsches Geld war verpönt. Englische Waren

gingen natürlich zollfrei in Kete-Kratji ein und die Produkte der Kolonie und ihrer Hinterländer wurden an die englische Küste geschafft. Dazu hatte sich der Handel durch den Zuzug der Händler aus dem zerstörten Salaga außerordentlich gehoben, den freilich der unrechtmäßige Machthaber in Salaga und der König von Dagomba durch Sperrung der nach Kete führenden Straßen lahm zu legen suchten. Auch machten sich englische Bestrebungen geltend den Ketehandel auf die rechte Seite des Volta zu ziehen, und aus Salaga und Mendi waren Nachrichten eingelaufen, daß die Engländer durch ihren Agenten Fergusson trotz der Abmachung mit der deutschen Regierung im neutralen Gebiet neue Verträge abgeschlossen hätten. Schließlich war es auch erwünscht, hier einen Rückhalt für die Togohinterlanderexpedition zu besitzen.

So erbaute denn v. Döring die Station auf der Höhe zwischen Kete und Kratji, 2 km von ersterem, 1 km von letzterem Ort entfernt. Kete ist von der Höhe zu übersehen, während Kratji durch den Fetischhain verdeckt bleibt. Die Station beherrscht auch den Weg zu dem noch etwa zehn Minuten entfernt gelegenen Wasserplatz am Volta.

Das zuerst errichtete große Stationsgebäude aus gebrannten Steinen mit einem Dach aus Wellblech und einer Veranda, welche auf gemauerten Pfeilern ruhte, hat sich indessen nicht bewährt. Die schlecht durchgebrannten Steine litten stark durch die Witterung und schon 1897 war das Haus baufällig und durch die unter dem Wellblech herrschende Hitze fast unbrauchbar. Der spätere Stationsleiter Graf Zech hat dann provisorische Lehmhäuser mit Grasdächern errichten lassen. Jetzt ist ein neues Wohnhaus für den Stationsleiter fertiggestellt, das frühere Wohnhaus ist zum Gefängnis und das unbrauchbar gewordene Haus zum Assistentenhaus umgebaut worden. Trotz dieser mehrfachen Bauten sind die sanitären Verhältnisse ungünstig geblieben. Die auf die Savanne brennende Sonne, die geringe Höhenlage, der Mangel an Brise, die nach dem Hochwasser zurückbleibenden Sümpfe, das oft sehr schmutzige Voltawasser, welches erst filtriert und abgekocht werden muß, machen den Aufenthalt für Europäer fast gefährlich. Besonders der Übergang von der Regen- zur Trockenzeit wird gefährdet, aber auch zu anderen Jahreszeiten sind die Europäer von Schwarzwasserfieber und Dysenterie heimgesucht worden. Neuerdings sind zwei geräumige Sammelbehälter für Regenwasser gebaut worden, um so doch wenigstens während der Regenmonate nicht auf das Voltawasser angewiesen zu sein.

Unter diesen ungünstigen Verhältnisse und wie es scheint unter der Fetschliege hat auch das von der Station in mehrfachen Versuchen gehaltene Rindvieh zu leiden gehabt und so hat denn nach der 1898 in Kete herrschenden Rinderseuche die Regierung das Halten von Pferden und Rindern auf der Station überhaupt verboten.

Manchen Ärger und selbst Konflikte hat es mit den nicht nur das rechte Ufer, sondern auch den Voltafluß bis an das linke deutsche Ufer beherrschenden Engländern gegeben. Schon Fergusson versuchte mit allen Mitteln die Kete-Kratjileute auf das rechte Ufer hinüberzuziehen, was ihm und späteren zum Teil und zeitweise auch gelungen ist. Durch die Anlage der jenseitigen Stadt wurde der Schmuggel natürlich noch gefördert und mehrmals

mußten bei dieser Beschäftigung Abдахändler abgefaßt und viele Kanus mit Salz, Schnaps, Pulver und Gewehren konfisziert werden. Dann wieder drohte Fergusson, die auf dem Fluß fischenden und den Wasserplatz benutzenden Kratjileute abzufangen, worauf der Stationsleiter dem Engländer erklärte, daß er längs des Flusses Kosten aufgestellt habe mit dem Befehl jeden zu erschießen, der die Kratjileute beim Wassererschöpfen belästigen oder sich an den auf dem Wasserplatz liegenden Kanus vergreifen würde. Trotz dieser Mißbilligungen nahm aber der Ketehandel große Dimensionen an und die Station mußte mehrfach den Marktplatz durch Abbrechen im Wege stehender Häuser vergrößern. Einige große Brände unterfügten dabei wie auch bei der Anlage gerader und breiter Straßen in der Stadt. Dem Schmuggel wurde durch Anlage kleinerer Zollposten zu steuern gesucht, dem deutschen Geste wurde auf dem Markt sein Recht zu teil. Es begründete sogar eine europäische Firma eine Faktorei in Kete, die später freilich zurückgezogen wurde.

Wie aber dann die Engländer den Ketehandel durch schändliche Fährgeldmaßregeln und Verbote arg schädigten und viele Händler in das nun englische Salaga zurückkehrten, ist bereits berichtet worden.

Nach der Überführung der Bismarckburger Ansiedlung sind auf der Station meteorologische Beobachtungen begonnen worden; Sammlungen, botanische, geologische, besonders aber zoologische sind eifrig von Klose, Graf Zech und neuerdings Michlisch betrieben, sprachliche und ethnologische Studien sind gemacht, die Umgebung, der Lauf des Volta, der Unterlauf des Nuokoko und des Oti sind aufgenommen worden. Nunmehr steht die Schiffbarkeit des Oti bis nach Mangu hinauf für Flachboote wenigstens während fünf bis sieben Monaten im Jahre fest.

Neben Viehzuchtversuchen hat man auch Versuchsgärten Aufmerksamkeit gewidmet. Es sind jetzt zwei davon vorhanden, einer auf dem Stationshügel, der andere tiefer in der Nähe des Volta. Außer Versuchen mit Manihot Glaziovii, Kola,

Kaffee, Bambus, sind von besonderem Interesse die mit Dattelpalmen, welche aber noch nicht abgepfloffen sind.

Dem immer fühlbareren Mangel an Handwerkern sucht man auf der Station — wie auch auf den anderen und in der Schule in Sebe — dadurch abzuhefen, daß junge Leute bei den Stationshandwerkern als Lehrlinge ausgebildet werden.

Endlich sei der Bedeutung der Station Kete-Kratzi gedacht als Rückhaltspunkt für die Togo-hinterlandexpedition, der von hier aus Kasten und Depeschen nachgesandt worden sind, wie ja auch

die Expedition, wenigstens ein Teil derselben, hierher zurückkehrte. Sie diente ferner als Stützpunkt für weitere Reisen Klofes nach Yegi, des Grafen Zech, v. Carnap und v. Seefrieds, die nun endlich zum Zweck der Gründung von Posten und Stationen im strittigen Hinterland für notwendig befunden wurden. Für diese Stationen vermittelt Kete-Kratzi auch noch heute den Verkehr mit der Küste, wie sie auch gerade jetzt als Stützpunkt für die bei der Arbeit befindliche Grenzkommission dienen wird, deren deutsche Abteilung unter dem früheren Stationsleiter, dem Grafen Zech steht.

Ende 1895 zogen Premierleutnant v. Carnap-Quernheimb und Leutnant v. Seefried von Kratzi aus zum Zweck der Gründung einer neuen Forschungsstation in Sanjane-Mangu. Man marschierte über Bimbila

Stationshaus in Kete-Kratzi.

nach Yendi, wo freundlichere Beziehungen erneuert und ein Aufseher für die Aufbewahrung zurückgelassener und Weiterbeförderung nachzuziehender Kasten bestellt wurden.

v. Carnap zog inzwischen nach Salaga, um möglichst eine offene Verbindungsstraße über diese Stadt zu erhalten. Er erreichte hier auch seine Absicht, erzielte sogar eine (vorübergehende) Einigung zwischen Ifasa und Lempo, erwarb ein Gehöft und ließ Leute zurück, die für den Weitertransport der Kasten sorgen sollten. Dann marschierte er über Kantonga und Karga, Residenzen der Statthalter des Sultans von Yendi, nach Gambaga, wo schon v. François einen Vertrag abgeschlossen hatte. Außerdem erklärte sich hier der Imam durch den von seinem Oberherrn,

dem Sultan von Mangu, geschlossenen Vertrag für gebunden und so marschierte v. Carnap, nachdem er noch ein Gehöft hier erworben hatte, nach Sanjane-Mangu. Leider sind diese Bestrebungen nicht von Erfolg gewesen. Der Posten von Gambaga mußte bald, da Samorys Banden in der Nachbarschaft streiften, eingezogen werden, ebenso der in Salaga, wo bald wieder neue Feindseligkeiten entstanden waren, und im englisch-deutschen Vertrage von 1899 fielen sowohl Salaga wie Gambaga den Engländern zu. Damit sind auch Lempos Ansprüche endgültig erledigt.

Inzwischen war v. Seefried in Sanjane-Mangu freundlich aufgenommen worden und die Großen des Landes hatten ihm für die Anlage einer Station Grund und Boden zur Verfügung gestellt. Da aber die Regenzeit einsetzte,

sah man jetzt von dem definitiven Stationsbau ab und benutzte einen Teil des Fleckens Gamadji als provisorische Stationsanlage. Als v. Seefried krankheits halber nach Misahöhe zurückkehrte, ging v. Carnap nach Kumpela in Mossi, Tangurku und Pama und schließlich über Mangu ebenfalls zur Küste zurück. Inzwischen wurde die Mangustation einem Schwarzen unterstellt, was um so eher angängig war, als noch die Freundschaft mit Yendi bestand und sogar ein regelmäßiger Postdienst von Kete-Kratji über Yendi eingerichtet war. Als dann aber 1896 Dr. Gruner nach Sansane-Mangu marschieren wollte, sperrte ihm der Dagombakönig den Weg. Die Polizeitruppe mußte herbeieilen, es kam schon bei Vimbila zu zwei Gefechten, zu einem weiteren bei Bambalaga, in welchem der Sergeant Heitmann schwer verwundet wurde, sowie zur Erstürmung von Yendi. Damit war der Durchmarsch Gruners nach Sansane-Mangu erzwungen, wo man nunmehr an den Aufbau der Station gehen konnte. Dieselbe wurde auf der Nordwestseite der etwa 9000 Einwohner zählenden Stadt angelegt, nahe dem Rande des Otitales, das hier steile und felsige etwa 30 m hohe Ufer zeigt. Man hat von hier nach Südwesten und Süden die Aussicht über die weite völlig baum- und buschlose Gras-savanne, durch welche sich der 50 bis 70 m breite Fluß hindurchwindet. Nur die Ufer des Oti sind mit Busch bewachsen.

Die Gebäulichkeiten der Station waren zuerst massive Fehmhäuser mit Grasdächern, auch das auf einem Hügel errichtete Hauptgebäude. Südlich davon hat der Sergeant Heitmann, der seinen Wunden erlegen war, unter einem großen Baobab sein Grab gefunden. Zwischen der Stationsanlage und dem Baobab wurden die Fehmhäuser für das Personal errichtet. Ein 5 m breiter Weg verbindet die Station mit dem Markt in Sansane-Mangu. Die Grasdächer der Stationsgebäude haben übrigens der heftig wehenden Brise nicht widerstehen können. Dieselben sind deswegen späterhin durch Erddächer ersetzt worden. Da man für dieselben aber gerade Stämme braucht und solche in der baumlosen Savanne nur von an einer Stelle des Flußufers vorkommenden Fächerpalmen zu haben waren, so sind bei den Personalthäusern die Grasdächer erhalten geblieben. Man hat aber diesen Häusern eine runde und niedrige Form gegeben.

Indessen entwickelten sich die Verhältnisse nicht in friedlicher Weise. Der Dagombakönig hielt der Station die Verbindung über Yendi gesperrt, und nun (Sommer 1897) sollten die Konkomba den auf der für die Station einzig gangbaren Bassaristraße eingerichteten Bapureposten angegriffen haben.

Diesem eilte Dr. Gruner zu Hilfe, indessen riefen die Konkomba keine Patrouille auf und er mußte sich bis nach Banneli und nach der schon früher von Graf Zech eingerichteten kleinen Station von Bassari zurückziehen. Er war somit völlig von seiner Station in Sansane-Mangu abgeschnitten, die zu dieser Zeit unbefestigt war, da der zweite Weisse, Oberleutnant Thiering, nach dem durch französische Bestrebungen gefährdeten Pama mit 30 Mann marschiert war*).

Trotzdem die Douglas'sche Expedition unter

Klose und Supfeld in Bassari zu dieser Zeit (Juli 1897) anlangte, konnte Dr. Gruner nicht gegen die Konkomba vorzugehen wagen, und es kam infolgedessen (August 1897) die Truppe unter v. Massow's Führung von der Küste herauf. Nach kurzem Gefecht bei Bapure und Angriff auf das Konkombalager wurde dann die Verbindung mit Sansane-Mangu wieder hergestellt.

Zu Ende des Jahres 1897 mußte gegen die aufständische Stadt Mangu vorgegangen werden. Derselben war von dem Stationsleiter die Anlage von Guineatornfeldern aufgegeben, und dieser Zumutung widersetzte man sich. Eine ähnliche Ursache hatte das Gefecht gegen die Moba bei Djabowa und Kundya zur Folge.

Zu den Jahren 1898 bis 1900 sind sodann noch eine ganze Anzahl von Strafexpeditionen von der Station gegen Kabure, Konkomba und Moba ausgeführt worden, über welche der Abschnitt Polizeitruppe einigen Aufschluß gibt.

In friedlicherer Betätigung hat die Station eine Aufbesserung der Wasserverhältnisse in Sansane-Mangu betrieben. Zwar hat man bisher gegen die Überschwemmungen des Oti nichts tun können. Es ist schon früher erwähnt worden, daß der Fluß in der Regenzeit kilometerweit seine Ufer überflutet. Dann umgibt ein breiter und tiefer Wassergürtel die Stadt, der nur mit Kähnen oder anderen Fahrzeugen passiert werden kann. Auf diesem Wege müssen dann auch die auf den Farmen in den Vorrathshäusern aufbewahrten Lebensmittel in die Stadt geschafft werden. Aber das Otiswasser ist zur Zeit des Steigens auch eine Ursache vieler epidemischer Krankheiten. Deshalb hat die Station im Westen der Stadt zwischen dem Markt und Gamadji zwei Brunnen ausheben lassen welche nahezu während der Hälfte des Jahres gutes und reichliches Quellwasser geben.

*) Auch diese Besetzung Pamas hat wie die Reisen v. Carnaps keinen Erfolg mehr erzielt. Im Vertrag vom 23. Juli 1897 wurde den Franzosen Gurma, Pama und Mossi zugesprochen.

Durch Eröffnung neuer oder früher geschlossener Wege hat die Station ferner zur Hebung des an und für sich schon sehr bedeutenden Handels und Verkehrs auf dem Markte in Sanjaue-Mangu beigetragen. Auf diesem Markte verkehren täglich 4000—5000 Händler. Für dieselben sind acht offene

Hallen erbaut worden, ebenso sind Viehstände errichtet und ein Wacht haus für die Marktpolizei aufgestellt worden. Zur Unterbringung der Fremden aber dienen viele Gehöfte, wo sie für 50 Kauris ein Nachtquartier genießen. Ebenso wird das Vieh der Fremden in ummauerten Höfen eingestellt.

Im Februar 1897 wurde mit dem Aufbau der Station Apando begonnen. Seitdem Apando 1890 deutsch geworden war, bildete es einen Stapelplatz für englische und zwar zumeist eingeschmuggelte Waren. Hier wurden im lebhaftesten Marktverkehr von englischen Küstenhändlern und Haussaleuten englische Waren, Zeuge, Salz (Abba- und europäisches), Pulver und Gewehre verkauft. Diese in Abba eingekauften Waren wurden auf dem Volta nach Dogbadja, dem Vorhafen Apandos gebracht und von dort — natürlich ohne Zoll zu zahlen — auf den Markt geschafft. In Dogbadja waren große Vorräte von Salz und Pulver aufgestapelt. Natürlich zogen die eingeborenen Häuptlinge aus diesen Verhältnissen ihre Vorteile und widerstrebten so lange sie irgend konnten der tatsächlichen deutschen Besitzergreifung.

Daß Dafada von Apando erst 1894 von Dr. Gruner bewogen wurde, unter Zusage einer Rente, die deutsche Flagge zu nehmen, ist bereits berichtet worden. Und als Ende 1894 v. Döring (mit Klose und Baumann) die benachbarten Häuptlinge zu einem Palaver nach Apando einberief, ließen ihm diejenigen von Ansoe und Dogbadja sagen, daß die Deutschen sie gar nichts angingen. Damals zog v. Döring mit Baumann nach Dogbadja, wo er große, natürlich un-

verzollte Pulvervorräte der englischen Händler vorfand und zerstörte.

Es war zwar von Misahöhe aus, welcher Station dieses Gebiet unterstellt war, ein Zollposten angelegt worden, doch konnte derselbe für den auf dem ganzen Voltalauf betriebenen Schmuggel nicht genügen, zumal die ziemlich entfernte Station Misahöhe kaum eine Kontrolle auszuüben vermochte. Eine Beseitigung des Schmuggels wird freilich die neue Station auch nicht erzielen.

Die von dem Techniker Stöhr (meinem Arbeitsgenossen in Bismarckburg und Erbauer der Sebebrücke) erbaute Station liegt auf einem etwa 60 m hohen nicht ganz 1 km im Westen von Apando sich hinziehenden Höhenrücken, von wo man einen schönen Blick auf die etwa 1000 Hütten zählende Stadt genießt. Man übersteigt die Dambene mit den Ketten des Agomegebirges im Hintergrund. Nicht weit von der Stationsanlage zieht sich der Weg nach Dogbadja, das immerhin noch etwa 7 km entfernt liegt. Von der Kante des plötzlich steil abfallenden Höhenrückens hat man einen sehr schönen Blick über das Tal und den gleich einem Silberfaden dahinziehenden Fluß. Auf geröllbedeckten etwas schwierigen Pfaden gelangt man von hier aus zur heißen Ebene hinab, die mit $\frac{1}{2}$ m hoher Grassteppe und eingestreuten Bäumen, besonders Schibutterbäumen, bedeckt ist. Über einige Bäche mit buschbewachsenen Ufern und einige Sümpfe erreicht man im Dorfe Dogbadja den Volta, der hier etwa 300 m breit ist und auf seiner durch eine inmitten gelegene Sandbank unterbrochenen Wasserfläche einen lebhaften Kanuverkehr trägt. Jenseits liegt der englische Flußort Gabe.

Doch kehren wir zur Station zurück, die seit Oktober 1898 mit einigen Unterbrechungen mit Weißen besetzt gewesen ist. Dieselbe liegt auf dem zinnenartig steil nach Osten abfallenden Berg rücken und besteht außer einigen Nebengebäuden aus einem für die Europäer bestimmten Holz- und einem massiven Gebäude, welche durch eine offene den Verzollungen dienende Halle verbunden sind.

In hygienischer Hinsicht scheint die Lage der Station auf festem Untergrunde, auf der von selten einschlagender Brise umwehten Höhe und in der unmittelbaren Nähe eines klaren Bergquells

recht günstig. In einer Viertelstunde erreicht man von der Station auf breitem mit Mangobäumen bestandenen Wege den Marktplatz, auf dem teilweise unter Grasdachhallen und in den benachbarten Hütten die Händler und Händlerinnen ihre Waren feilbieten.

Auch in Apando dienen lange mit Grasdächern gedeckte Lehmhäuser den zahlreichen Fremden als Quartier. Diese Lehmhäuser sind in einzelne besonders zugängliche Abteile geteilt.

Bald nach der Gründung der Station eröffnete in Apando die Bremer Faktorei einen Laden,

welchem Beispiele seitdem noch andere europäische Firmen gefolgt sind.

Die Station unterhält eine Versuchsplantage,

wie sie sich auch durch Anlage von zwei Brunnen, je einen für die Stadt und die Station, verdient gemacht hat.

1896 oder Anfang 1897 hatte Graf Zech, als die Franzosen sich in den uns zustehenden (oder doch von uns beanspruchten) Gebieten niedergelassen hatten, in Bassari eine provisorische Stationsanlage in Gestalt einiger runder Lehmhütten geschaffen. Außerdem war der Ort für uns als Verbindungspunkt mit der Station in Sansane-Wangu und als Knotenpunkt der Karawanen von großer Wichtigkeit. Von hier aus eröffnete dann v. Massow dem von seiner Station durch die Konkombaba abge schnittenen Dr. Gruner den Weg von neuem. Später hat dann v. Massow hier den Aufbau stattlicherer Gebäude begonnen, die aber nicht vollendet wurden, da er mit einer anderen Aufgabe betraut wurde. Seit Januar 1900 ist die Station Bassari mit einem weißen Assistenten besetzt — die Verwaltung der beiden Stationsgebiete Bassari und Tshautsho liegt in der Hand des Stationsleiters von Paratau (Sokodé) — und seitdem ist auch die neue Stationsanlage geschaffen worden.

Auf Dr. Kerstings Anordnung sind hier für die Europäerhäuser, je eines für den Leiter und den Assistenten, Tembedächer gewählt worden. Dieselben überdecken breite Veranden und werden von schlanken unbehaue ten Stämmen der Fächerpalmen getragen, deren Holz am besten den Angriffen der Termiten und Bohrfäher widersteht. Die Stationsleitung hat für den Bau die Ein-

geborenen unentgeltlich herangezogen; auf eben solche Weise wurde ein Zongo (das ist ein Unterfunktshaus für die Eingeborenen) für die Marktleute errichtet und der Bau der zwölf Wegstunden betragenden 4 m breiten Straße Bassari-Sokodé betrieben. Indem auf jeder Seite etwa tausend Mann daran arbeiteten, war das Werk schon in einem Monat vollendet.

In ähnlicher Weise ist der Stationsaufbau in Sokodé (früher als Paratau bezeichnet) vor sich gegangen. Auch hier besaßen sich als provisorische Anlage sechs von Graf Zech erbaute runde Lehmhütten. Als dann nach dem Abschluß des deutsch-französischen Vertrages Tshautsho in definitiven deutschen Besitz kam, erbaute Dr. Kersting, der frühere Begleiter des Grafen v. Götzen bei seiner Afrikadurchquerung, 1897 die neue Station.

Ein großes 36 m langes Hauptgebäude wurde errichtet mit rundlaufender Veranda, die in der Front 8 x 12 m mißt und als Empfangs- und Gerichtshalle dient. Nachdem ein Tornado das ursprüngliche Grasdach zerstört hatte, ist ein Tembedach aufgelegt worden.

Für das schwarze Personal dienen Rundhütten. Außerdem besitzt die Station 100 Häuser und Gärten für die durchreisenden Fremden. Alle diese Bauten, an denen längere Zeit täglich Hunderte von Eingeborenen beschäftigt waren, haben der Stationsleitung außer kleinen Geschenken keine Kosten verursacht.

Nach seinem Bericht war nach der Besitzergreifung die Hauptaufgabe des Stationsleiters, den durch den Grenzstreit verwirrten Gemütern Vertrauen einzufößen und den durch frühere Reisende sehr vernünftigen Uro Nabo vorichtig an andere Zeiten zu gewöhnen. Im Bestreben das Recht, sowie Handel und Gewerbe zu schützen, sind unter anderem die willkürlichen Steuern der eingeborenen Häuptlinge abgeschafft und ist der Handel frei erklärt worden, andererseits aber hat man zur eigenen Unterhaltung Ansehen und Macht kluger Häuptlinge zu heben gesucht.

Außer durch einige militärische Maßnahmen (hauptsächlich zum Zwecke der Eröffnung des bis

dahin ganz verschlossenen Kaburelandes und der Beendigung des seitens der sogenannten freien Waldstädte betriebenen Räuberunwesens) ist die Stationsleitung in hervorragend friedlicher und wissenschaftlicher Richtung tätig gewesen. Unsere heimischen Museen verdanken Dr. Kersting wertvolle Sammlungen, ethnographische, darunter eine solche von 786 Stück alter Steinwerkzeuge, sowie zoologische. Durch letztere ist hauptsächlich die Verwandschaft der Fauna des Togohinterlandes mit der der Senegalländer festgestellt worden. Manche neue Tierarten sind von Sokodé eingesandt worden, ebenso neue Rassistiere wie die Konkombahaustatze und der getigerte Sokodéhund. Diese wissenschaftliche Betätigung der Station entspricht allerdings ihrer Bestimmung, denn nachdem Misahöhe und Kete-Krati mit Bismarburg als Forschungsstationen ausgeschieden sind, werden nur noch Sokodé und Sansane-Wangu aus den Mitteln des Afrikafonds unterhalten.

Es erscheint angebracht, noch einer allerdings nur vorübergehend deutschen Station zu gedenken, nämlich der von Sugu-Wangara. Gegen die vordrängenden französischen Bestrebungen waren Zech 1896 und v. Seefried 1897 nach Wangara gezogen, wie schon lange vorher Wolf 1889 und Kling 1891 hier gewesen waren.

In der kritischen Zeit Mitte 1897 hielt der

Stationsassistent Wegner den exponierten Posten mit einem Zeltlager auf einem nordwestlich von Wangara gelegenen Hügel. Von hier aus überblickte man die in weiter Grasebene am Fuße des Hügels gelegene mit Vehmanner und Dornbede umgebene große Stadt, auf deren Markt die französische Flagge wehte. Und dann war der wadere sich selbst überlassene Wegner an Dysenterie eingegangen. Nachdem die Nachricht davon in Sokodé eingetroffen war, eilte Dr. Kersting mit seinem Assistenten nach Wangara, wohin ihm dann noch die Douglassche Expedition unter Dupfeld und Klose im Juli folgte. Sie fanden das Grab Wegners am Nordabhange des Stationshügels. Obwohl nun Dr. Kersting verstand die Verhältnisse für uns sehr günstig zu gestalten, so war doch alles vergeblich, denn am 23. Juli war

die Entscheidung mit der Unterzeichnung des deutsch-französischen Vertrages schon gefallen. Dr. Kersting mußte Sugu-Wangara im August 1897 verlassen, ebenso mußten die deutschen (schwarzen) Agenten aus Semere und Logba zurückgezogen werden. Die Franzosen ihrerseits gaben die von ihnen gehaltenen Posten und Stationen in Kabo, Sara, Dabo, Bafilo und Kirikri auf. Ebenso mußte natürlich Thierren Pama verlassen, denn die Franzosen erhielten durch jenen Vertrag Sugu mit Semere und Medjo-Kura, sowie alles Land nördlich des ersten Grades, also Mossi, Pama, Gurma, Barba und Borgu, sowie den östlichen Teil von Kabure, die Deutschen den westlichen Teil von Kabure, Bafilo, Dabo, Medjo-Kadara, Kumonde, Kirikri, Mangu bis zum ersten Grad und das sogenannte Monodried.

Katholische Missionsstation in Atakpame.

Am 11. Juni 1898 fand die Gründung der Station Atakpame statt. Die Stadt Atakpame liegt 350 m hoch in einem annuitigen Kessel, dessen Ränder etwa 80 m hohe Bergzüge bilden. Die Station ist auf dem Südabhang des Kesselnordrands erbaut, so daß man die Stadt, sowie die über das Gebirge führenden Pässe übersehen kann.

An der Nordseite des Stationshofes ist das Haus des Stationsleiters aus unbehauenen Steinen und Vehm errichtet worden. Dasselbe enthält eine Halle und zwei Zimmer, ist mit einer ringsumlaufenden Veranda versehen und trägt ein Dach aus Schalung und Dachpappe. Ein zweites kleineres Haus dient als Bureaugebäude und Palaverhalle. Dazu kommen noch aus Vehm gebaut und mit Gras gedeckt das Dolmetzchenhaus, das Wacht haus, die Küche, Schuppen und Werkstätten.

Zeitwärts des Haupthofes befindet sich ein Rebenhof mit zwei langen Schuppen für die Unterbringung von Expeditionen. In geringer Entfernung ist das Lager für 40 Soldaten mit ebensoviel Hütten errichtet. Allerdings muß das Wasser mit etwa 60 m Steigung aus einer Entfernung von 600 m herbeigebracht werden.

Es ist schon früher berichtet worden, wie sehr die Stadt verödet war und daß sie sich neuerdings als Platz eines großen Markt- und Karawanenverkehrs entwickelt hat. Europäische Firmen haben

sich in Atakpame anständig gemacht, eine ganze Anzahl eingeborener Küstenhändler hat sich niedergelassen und täglich ziehen lange Karawanen, oft Hunderte von Köpfen stark, Hausa, Tshantso und Yoruba, durch die Station. Auf der von Norden aus Tshantso herabziehenden ganz ebenen Straße ankommend, nehmen die Karawanen den Weg nach Klein-Popo oder ziehen neuerdings talwärts nach Akposso und am Südoftfuß des Gebirges entlang über Akpele nach Palime und Vome. Die an dieser Straße wohnenden Akposso widerstrebten freilich der Neuordnung und verlegten ihre Dörfer in den Busch. Da ein Veröden der Straße nicht angängig war, so mußten sie durch die Station zur Rückkehr veranlaßt werden. Jetzt ist auch auf dieser Straße Ordnung eingetreten, Wegelagererei und Straßenraub haben aufgehört.

Außer mit Versuchsgärten hat sich die Stationsleitung mit Versuchen zur Züchtung der Viehzucht beschäftigt. Zu dem Zweck hat der Leiter selbst bei den in Tshantso anässigen Fulbe Stücke von Rassevieh erstanden und nach Atakpame über-

führen lassen. Auf Pferdezucht glaubt man, wenigstens solange nicht die Ursache des Sterbens erkannt ist, verzichten zu müssen.

Es sei endlich noch erwähnt, daß man auch in Atakpame bemüht ist, junge Leute zu brauchbaren Handwerkern und speziell Gärtnern heranzubilden.

Schließlich meldet der letzte Jahresbericht 1900/01 die Gründung einer Europäerstation in Yendi. Der Gründung dieser Station dürfte über kurz oder lang die Einziehung der beiden wissenschaftlichen Stationen in Mangu und Sokodé folgen, die allerdings einen bedeutenden Kostenaufwand erfordern.

X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse

Eine Hauptaufgabe haben sowohl Gouvernement wie Stationen in der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse gesehen, um einerseits Händlern und Karawanen den Zugang zu Markt- und Küstenplätzen zu erleichtern, andererseits den Europäern, auch der Truppe, bequemere Reise- beziehungsweise Marsch- gelegenheit zu schaffen. Solche Verbesserungen beziehen sich auf die Abschaffung willkürlich eingeforderter Markt- und Wegeabgaben, Sicherung gegen Wege- lagerei und Straßenraub, Einrichtung von Brunnen, Quartierplätzen, Songo- und Viehplätzen für die eingeborenen Händler, von Rasthäusern für die Europäer, Anlage von Fähren und Brücken, sowie Ausbau der vorhandenen und Schaffung neuer Wege.

Da die Neuanlage von Verkehrswegen keine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, so war es durchaus angebracht sich vorerst mit den schon vorhandenen Karawanenstraßen zu beschäftigen. Solche altbegangenen Karawanenwege münden von Norden kommend im deutschen Gebiet in Sansane-Mangu ein. Von hier aus zieht nach Süden eine Straße über Yendi und Bimbila nach Kratji, sowie eine zweite über Bassari am Westabhange des Gebirges durch Bo über Pana, Dumase und Dutupene nach Kratji oder mit Umgehung

von Kratji nach Apando; von letzterer trennt sich in Bassari eine östlich des Gebirges über Fasäu und Abele verlaufende.

Im Osten betritt eine andere große Karawanenroute über Sugu und Semere das deutsche Gebiet, um in südlicher Richtung über Tshautsho, Blita, Atkande, Nyamassila Atakpame zu erstreben.

Zwischen diesen südlich ziehenden Karawanenwegen gibt es eine Anzahl Querrouten, so von Tshautsho nach Bassari oder Fasäu, oder aus Anyana und Pessi nach Westen.

Um nun den auf diesen großen Karawanenrouten in Kratji, Apando beziehungsweise Atakpame eintreffenden Händlern die Wege zur deutschen Küste zu erleichtern, hat man sich zuerst dem Ausbau derselben gewidmet. So ist im westlichen Gebiet die Misahöhestraße entstanden. Diese geht von Lome über Akpe, Roëpe, Keve, Tove, Gbin, Afshun, Klonu, Agome-Palime nach Misahöhe. Von hier aus erstrebt die Fortsetzung Apando und Kratji. Man erreicht jetzt auf dieser Straße durch Relaispost die Beförderung von Briefen von Lome nach Misahöhe — 130 km — in zwei Tagen, von Lome nach Kratji — 260 km — in vier bis fünf Tagen. Diese Misahöhestraße hat im niedrigen Vorland besonders durch die Überschwemmungen der Flüsse während der Regenzeit Schwierigkeiten gemacht und macht deren immer neue, denn gar zu oft werden die aufgeschütteten Dämme zerrissen, die gebauten Brücken zerstört und weggeschwemmt. Eine besonders ungünstige Strecke ist die zwischen Tove und Gbin, wo innerhalb eines Tagemarsches ein halbes Dutzend in der Regenzeit unpassierbarer Wasserläufe die Straße kreuzen. Hier mußten Brücken gebaut werden, von denen einige 120 m lang sind. Schon die Heranbringung des nötigen Bauholzes bereitet Schwierigkeiten, denn außer dem sogenannten Legbaholz hat sich bisher keines fest, säulnis- und termittenfester genug gezeigt. Durch die Polizeitruppe sind an der Straße an den Stellen, wo gewöhnlich die Europäer zu Rasten pflegen, Rasthäuser

errichtet worden. Man hat auch zur Besserung der abscheulichen Trinkwasser- verhältnisse die Anlage eines Schachtbrunnens in Rebe betrieben. In Tove haben Bohrversuche erst nach Durchschlagung mehrerer Felschichten bei 44 m Tiefe Wasser ergeben. Daher wurde hier vorläufig von einem Brunnenbau abgesehen.

Außer dieser Misahöhestraße sind im westlichen Vorland im Ausbau begriffen die von Vome über Towie, Game, Kuatshä nach Atakpame führende, sowie die von der Misahöhestraße in Agome-Pa- lime am Südostfuß des Gebirges nach Atakpame verlaufende.

Außer diesen Hauptstraßen sind hier noch eine

Anzahl Wege zu erwähnen, die von den Eingeborenen selbst mit mehr oder weniger Druck von oben gebessert sind. Diese stellen Verbindungen der abseits gelegenen Landschaften mit den Hauptstraßen dar, so die aus Agotime, vom Agu, vom Adaklu ausgehenden. Besonders um Agome-Pa- lime hat sich ein Wegenetz herausgebildet.

Auch das östliche Gebiet ist neuerdings, was den Wegebau anbetrifft, vor- geschritten. Schon vor Jahren hat man eine 5 m breite Straße von Sebe nach Ansoi gebaut, doch ist deren Weiterbau — der nach Atakpame geplant ist — stecken geblieben, dagegen wird von Klein-Popo aus nunmehr ein Damm durch die Lagune gebaut, der sich an die nach Sebe führende Brücke an- schließt.

Von Atakpame aus arbeitet man den diese Stadt von der Küste erstrebenden Wegen in der Aufbesserung und im Ausbau entgegen. Hier sind Rasthäuser in Ekli und Gläi gebaut und andere sind geplant. Auch hier machen die Flüsse Schwierigkeit, denn die in der Regenzeit reißenden Wasserläufe des Amutshi, Amu und Khra erfordern Brücken mit massiven Pfeilern.

Die Atakpamestationsleitung gibt sich der Hoffnung hin, den $3\frac{1}{2}$ m breiten, vorerst Kuatshä oder Game (wo er sich nach Klein-Popo und Vome hin gabelt) erstrebenden Weg für Ochsen- fuhrwerke versuchen zu können. Es ist allerdings zu befürchten, daß diese Versuche ebenso wie die auf der Toveplantage unternommenen scheitern werden. Es scheint, daß in dem ganzen Gebiete südlich einer Linie Kete-Atakpame keine Transport- tiere, weder Ochsen noch Pferde oder Esel, sich halten können*. Hier werden die Lasten ausnahms- los von Menschen transportiert, die auch jetzt noch, trotz der verbreiterten Wege, in langen Reihen, einer hinter dem anderen wandernd, auf denselben schmale Schlängelpfade treten. Und der

Weiße marschiert eben mit, zumeist an der Spitze seines Zuges, oder er benutzt ein Reittier, zumeist ein Pferd von der kleinen Tshautshorasse, von dem er aber weiß, daß es in kurzer Zeit eingehen wird, oder er benutzt die Hängematte. Letztere ist im Busch und im Gebirge allerdings nur in be- schränktem Maße zu verwenden. Am meisten wird sie an der Küste, auf dem übrigens eben- falls recht beschwerlichen Wege zwischen Klein- Popo und Vome, in Anwendung kommen. Ver- mittels einer Hängematte, zu der acht Träger gehören (von denen immer je zwei abwechselnd kurze Strecken tragen), bewältigt man die Ent- fernung in etwa acht Stunden für 50 Mark Träger- lohn.

Auch die von Atakpame nach Norden führende Karawanenstraße ist im Ausbau. Bis jetzt sind im Bezirk dieser Station mehr als 130 km des Weges fertig gestellt, der über 3 m breit, mit seitlichen Abzugsgräben versehen und durch Sumpfstellen als Damm aufgeführt ist. Auf der nördlichen Strecke sind Rasthäuser in Annä, Nyamassila und in Akpande eingerichtet, deren Schlüssel im Verwahrsam der Dorfhäuptlinge gehalten werden. Eine Brücke über den Annä muß allerdings noch gebaut werden. An diesen über Atakpame hinauf- ziehenden aufgebesserten Karawanenweg sucht die Stationsleitung von Sokodé Anschluß zu gewinnen, indem sie den Bau der Straße Sokodé-Blita betreibt. Daß Sokodé wiederum mit Bassari bereits verbunden ist, ist berichtet worden.

Auch diese Straße ist gewölbt, mit Seiten- gräben versehen und 4 m breit. Halbwegs sind ein Songo für Eingeborene und Rasthäuser für

Europäer angelegt. Auch im Tshautshobezirk sind kleinere und Querstraßen von den Eingeborenen ausgebaut beziehungsweise angelegt, so die von

*) Der neuentsendete dritte Regierungsarzt hat vornehmlich die Aufgabe, die Ursachen dieses Viehabsterbens im Vorlande zu untersuchen und womöglich Mittel zur Bekämpfung der Viehseuche, die vielleicht die Surrafrankheit ist, ausfindig zu machen.

Bafilo nach Bassari. Auf der Straße von Bassari nach Mangu endlich sind Soldatenposten eingerichtet, denen auch die Weiterbeförderung der Briefe obliegt. In Thautso machen der Anala und der Mo Brückenbanten erforderlich, denn diese in der Trockenzeit nur wenig Wasser führenden Flüsse hemmen in der Regenzeit den Verkehr und gefährden das Leben der Passanten. Die Überschwemmungen des Oti und seiner Nebenflüsse auf der Straße Bassari-Mangu sind nicht durch Brücken passierbar zu machen und müssen hier Umgehungen gefunden werden.

Wir haben bezüglich der ausgebauten Landwege noch einen Blick auf den Westen zu werfen.

Von Misahöhe ist nunmehr über das Gebirge hinweg die Kameischlucht gangbar gemacht worden,

wobei umfangreiche Sprengungen nötig gewesen sind. Von Kete-Kratzi wurde in der Richtung auf Misahöhe weiter gearbeitet; auch hier wurden acht starke Holzbrücken errichtet. Überhaupt ist im Misahöhebezirk der Wegebau sehr eifrig betrieben worden. So wurde ein Steigungen vermeidender neuer Weg über Kpatso durch Boém angelegt, der sich sofort als wichtige Verkehrsstraße für den Kautschukhandel entwickelte. So zählte der Misahöhebezirk schon im vorletzten Berichtsjahre 668 km gebaute Wege, darunter 368 km 4–5 m breite Hauptwege, der Rest 2–3 m breite, und 27 km Gebirgswege.

Für die Instandhaltung der Wege sind die an denselben gelegenen Dörfer verpflichtet. An den größeren Flüssen sind Fähren eingerichtet.

Für den Wasserverkehr kommt an der Küste die Lagune mit ihren Seen und Verzweigungen in Betracht. Die Wasserläufe vermitteln den Verkehr zwischen Klein-Popo und Togostadt, Gridji, Boga, Bokutime, Aguëga sowohl für Eingeborene wie Europäer. An den Markttagen finden sich an den Lagunenplätzen Hunderte von Kanus versammelt und stets sieht man in Klein-Popo Lastkähne der Zwischenhändler kommen und gehen. Daß die Europäer die Lagune mit ihren Ruder- und Segelbooten für Geschäfts- und Vergnügungsreisen gern benutzen, ist bereits erwähnt worden. Während vom Togosee aus ein Kanuverkehr in die einmündenden Flüsse Sio und Naho nur auf kurze Strecken möglich ist, gestattet der in den Lagunensee von Groß-Popo fallende Mono den Verkehr beladener Kanus in der Regenzeit bis Togodo (das sind fünf Tagesfahrten aufwärts), in der Trockenzeit bis Topli. Allerdings werden die meisten den Mono herabkommenden Kanus in Groß-Popo Halt machen und sich die noch etwa sechs Stunden währende Weiterfahrt nach Klein-Popo ersparen, wenn ihnen nicht etwa diese Weiterfahrt durch kleine Dampfschlepper, an die man bereits gedacht hat, erleichtert wird. Leider kommt für deutsche Verkehrsverhältnisse der Volta kaum in Betracht; im Gegenteil vermittelte er die Einschmuggelei englischer Waren.

Der Volta ist, trotzdem er auf eine bedeutende Strecke die Grenze bildet, ganz englisch. Die Engländer haben das Landen von Gütern auf dem deutschen Ufer ganz verboten oder unter einen so hohen Fahrzoll gestellt, daß ein deutscher Handelsverkehr hier nicht stattfinden kann. Auch die vom deutschen Ufer abwärts zu verschiffenden Produkte müssen erst am englischen Ufer den Fahrzoll bezahlen, der ebenso hoch ist, daß zur Zeit der Kautschuk allein denselben zu tragen vermöchte. Diese Verhältnisse sind für uns fast als unwürdige zu bezeichnen, abgesehen davon, daß sie die Fortentwicklung der Kolonie in hohem Grade hemmen. Im übrigen ist der Volta bis Akuse mit Dampfschalluppen und in der Regenzeit mit Lastkanus bis Kratzi zu befahren, wo unüberwindliche Stromschnellen der Schifffahrt ein Ende machen. Ungeladene, an

den Stromschnellen vorübergeschaffte Waren könnten allerdings noch weiter hinausbefördert werden.

Wenn englische (zumeist mit Salz beladene) Lastkanus in die Mündungen des Msofoko und Oti einlaufen, betreten sie erst deutsches Gebiet. Auf dem Msofoko findet zur Regenzeit ein solcher Verkehr bis nach Odei hin statt, der aufwärts fünf Tage, abwärts ebensoviel Stunden in Anspruch nimmt.

Der Oti ist zur Regenzeit unter einigen durch Stromschnellen und im oberen Lauf (wo er von Oberleutnant Freil besahren ist) durch viele Flußpferde bereiteten Fährlichkeiten bis an die Grenze unseres Gebietes für flache Kanus zu befahren; doch haben wir über einen tatsächlichen Verkehr auf dem Flusse noch nichts erfahren können.

Sehr ungünstig sind die Verkehrsverhältnisse zwischen dem Meere und dem Strand. Manches Mal können die ankommenden Schiffe keine Bootsverbindung wegen der Brandung mit dem Lande herstellen. Im besten Fall müssen die Schiffe weit draußen auf der Reede vor Anker gehen und dort Güter und Personen in vom Strande hinzueilenden Landungsbooten ausschiffen. Gar manche dieser Boote schlugen in der Brandung um — sie kap-

seien — und nicht immer werden die ins Wasser gefallenen Personen und Güter gerettet, letztere dadurch, daß sie von den Wogen an das Land gespült werden. Für manche Güter, Tabak, Salz, Pulver, verbietet sich ein solches Bad von selbst. Anderes kann nur mit größter Schwierigkeit gelandet, beziehungsweise verschifft werden, wie Vieh, schwere Maschinen. Personen passieren die Brandung selbst im günstigsten Fall nicht ohne einige Spritzer; dem Passagier des umgestürzten Bootes droht auch noch die Gefahr, von einem Hai erfaßt zu werden. Außer dem vielfachen Schaden, der bei der Landung entsteht und der von der Seeversicherung nicht vergütet wird, ist diese Art des Verkehrs eine kostspielige, denn sie erfordert zu jedem der teuern Brandungsboote eine geschulte Kruboymannschaft. Solche Verhältnisse konnten nicht länger bestehen bleiben, besonders da das englische Quitta eine besser geschützte Reede und das französische Cotonu eine Landungsbrücke besitzen. Nun endlich hat sich die Regierung entschlossen, auch bei Lome eine solche zu bauen. Zum Zweck der Untersuchung des Meeresgrundes hat man von Oktober 1899 bis Ende Januar 1900 einen 160 m langen und 4 m breiten hölzernen Steg in das Meer hineingebaut. Freilich wurde dieser Steg schon im März und im April 1900 durch die Brandung fortgeschlagen, wobei sich auch gezeigt hat, daß bereits in der kurzen Zeit die Rundhölzer durch Röhrengänge von Meerestieren (Konchylien und Würmern) völlig durchsetzt waren. Indessen hatte der Steg seinen Zweck erfüllt, da seine Aufrihtung bewiesen hatte, daß dem Bau einer eisernen Landungsbrücke keine großen Schwierigkeiten entgegenstehen. Nunmehr ist man an die Ausführung des Baues gegangen und hat zugleich mit dem einer schmalspurigen Küstenbahn von Lome nach Klein-Popo begonnen, um auch letzterem Ort die Vorteile leichter Landung und Verschiffung zu geben.

Junge Adelfrau von Bege.

Der Verkehr zwischen den auf der Reede liegenden Dampfern und dem Landungssteg, der natürlich bis über die Brecher hinausgeführt und mit Schienengeleisen versehen wird, wird durch Leichtcr vermittelt werden. Der Brückenbau wird in sehr starker Eisenkonstruktion ausgeführt; mit der Überführung der in Gustavsburg hergestellten Teile ist bereits begonnen worden. Die 42 km lange Küstenbahn wird eine Spurweite von 75 cm haben.

Man beschäftigt sich auch mit einer Anzahl anderer Bahnprojekte. Eines derselben sieht einen Bahnbau von Lome nach Agome-Palime und eventuell nach Kpando und den Volta entlang nach Kratzi vor, um den dort zusammenströmenden Handel noch billiger, als jetzt der englische Wasser-

verkehr ihn zur englischen Küste führt, an die deutsche zu bringen. Ein anderes Projekt plant einen Bahnbau von Klein-Popo nach dem reichen Atapame (und eventuell Verlängerung bis Tshantsho), sowie eine beide Routen verbindende Querroute von Atapame nach Agome-Palime. Man hat auch an eine Verlängerung über Klein-Popo hinaus bis an die Grenze gedacht, welche Verlängerung noch weitere 20 km beansprucht und den Anschluß an das französische Gebiet gibt. Allerdings wird man dem Projekt einer dem Osten der Kolonie zu gute kommenden Bahnverbindung mit der Küste bald näher treten müssen, da die Franzosen bereits mit dem Bau einer von Cotonu bis weit in das Innere führenden Bahn beschäftigt sind.

Durch solche Bahnbauten würde allerdings eine größere Zuflutung des Handels an die deutschen Küstenplätze zu ermöglichen sein. Bisher liegen doch die Handelsverhältnisse in mehrfacher Beziehung recht ungünstig. Von wesent-

lich in Betracht kommenden Produkten der Kolonie kann allein Kautschuk die Kosten eines weiteren Landtransportes extragen; Vieh kann wegen der Verschiffungsverhältnisse kaum ausgeführt werden. So entgeht der beträchtliche Viehexport unseres Hinterlandes fast gänzlich dem deutschen Handelsverkehr und auch der Kautschuk wandert zu einem bedeutenden Teil an die englischen Plätze. Das ist, wie wir gesehen haben, eine Folge davon, daß der Bedarf des Inlandes an Salz und Kolaniüssen aus dem rechtsvolutaischen englischen Gebiet gedeckt wird. So dürften der meiste in Wadda verschifft Kautschuk und zwei Drittel bis drei Viertel des Quittagesamthandels aus Togoland stammen. Auf der Ostseite des Gebietes, wo auf dem Monoweg eine bedeutende Salzeinfuhr stattfindet, liegt den Händlern das vorgelagerte Groß-Popo günstiger als das erst auf der Lagune erreichbare Klein-Popo. Auch der Schmuggel tut dem deutschen Handel viel Abbruch. Derjenige auf der englischen Seite ist eine Folge des englischen Alleinbesitzes des Volta, sowie der Zollkonvention, nach welcher das linksvolutaische englische Gebiet mit Deutsch-Togo als einheitliches Zollgebiet gilt.

In diesem Zollgebiet wurden Spirituosen bisher das Liter mit 48 Pfennig verzollt (der Steuersatz ist neuerdings erhöht), Pulver das Pfund mit 50 Pfennig, Tabak das Kilogramm mit 50 Pfennig, Feuerwaffen das Stück mit 2 Mark. Für die Eingeborenen dürfen nur Steinischloßgewehre eingeführt werden. Für Europäer eingeführte Hinterlader müssen abgetempelt werden. Alle anderen Gegenstände haben einen Zollsatz, der 4% vom Wert beträgt. Bücher, Instrumente, landwirtschaftliche Geräte, Gegenstände zu Kulturzwecken, sowie Gebrauchsartikel der Missionen bis 1000 Mark sind zollfrei.

Natürlich ist auch die Grenze gegen Dahome mit Zollstationen besetzt, so in Abanakwe und Topli, die nach Norden noch vermehrt werden müssen.

Dem europäischen Kaufmann an der Küste kommen die Produkte zumeist nur aus der unmittelbaren Umgebung direkt zu, im allgemeinen hat er sich mit den rührigen Zwischenhändlern auseinanderzusetzen. Um nun diese möglichst auszuscheiden, haben verschiedene Firmen Nebenfaktoreien in das Land vorgeschoben und so finden wir solche jetzt in Agome Palime, Spando, Abanakwe, Nahoté und Atakpame. Übrigens ist an der Küste der Tauschhandel fast verschwunden und auch auf den Binnenplätzen bricht sich der Geldhandel immer mehr Bahn.

Was die im Gebiet ansässigen Großfirmen betrifft, so zählt man deren 17, von denen aber einige Schwarzen gehören. Diese 17 Firmen unterhalten in Klein-Popo 10, in Vome 8 Faktoreien, in Agome Palime 4, in Spando und Atakpame 2, in Bagida 1. Dazu kommt eine größere Anzahl meist mit schwarzem Personal besetzter Verkaufsläden, auch im Inlande.

Der überseeische Handel wurde vermittelt im Berichtsjahr 1900/1901 durch 243 die Reeden anlaufende Schiffe mit zusammen 338823 Registertons. Davon liefen an Vome: 4 amerikanische Segelschiffe und 64 deutsche, 44 englische, 23 französische Dampfer; Klein-Popo: 57 deutsche, 31 englische, 20 französische Dampfer. Daneben hat ein Kriegsschiff („Gabiht“) die Reeden besucht.

Es belief sich im Kalenderjahr

	1897	1898	1899	1900	1901
die Ausfuhr	771 025	1 470 504	2 582 701	3 058 902	3 689 550
die Einfuhr	2 495 925	3 279 708	3 516 786	4 722 899	

In der Ausfuhr stehen an allererster Stelle die Erzeugnisse der Ölpalmen.

Ausgeführt wurden im Kalenderjahr

	1901	
Palmkerne . . .	7 755 841 kg	i. B. 1 798 370 Mf.
Palmöl . . .	2 997 628 kg	„ „ 1 484 738 „
Kautschuk . . .	63 684 kg	„ „ 2 618 16 „
Lebende Tiere .	2 931 St.	„ „ 53 066 „
Baumwolle und Baumwollwar.	11 878 kg	„ „ 14 666 „
Gams . . .	193 730 kg	„ „ 12 832 „
Nicht besond. genannte Erzeugnisse des Landes		
banes . . .	120 190 kg	„ „ 11 983 „
Elfenbein . . .	738 kg	„ „ 8 743 „
Echibutter . . .	10 168 kg	„ „ 7 571 „
Goldstaub . . .	3 289 kg	„ „ 7 200 „
Weizen . . .	106 472 kg	„ „ 6 303 „
Erbsen . . .	20 480 kg	„ „ 1 690 „
Kopra . . .	7 170 kg	„ „ 1 706 „

Eingeführt wurden im Kalenderjahr 1901			Salz 2116205 kg i. W. 131399 Mt. Eisen u. Eisenwar. 243106 kg " " 111030 "	
Baumwolle und Baumwollwaren .	487263 kg i. W.	1368890 Mt.	Daneben besonders für die Europäer: Bier, Wein, Kleider, Baumaterialien, Metallwaren, Instrumente, Petroleum, Boote, Vichte, Drogen; zum Teil für die Europäer, aber auch als Handels- gegenstände für die Eingeborenen: Waffen, Glas- waren, Zimnhölzer, Kurzwaren, Wollen- und Tabak 159484 kg " " 249642 "	
Spirituosen . . .	850062 l " "	949436 "	Seidenwaren, Seifen, Parfümerien, Tonwaren und anderes.	
Materialwar. u. f. Konsumtibilien .	562595 kg " "	306083 "		
Pulver	155932 kg " "	296622 "		
Gold u. Goldwaren	880314 kg " "	191408 "		

In Lome befindet sich ein Postamt, in Klein-Popo eine Postagentur, welche beide Postanstalten mit je einem weißen Postfachbeamten besetzt sind. Der Vorsteher des Postamtes zu Lome ist zugleich Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens der Kolonie. Außer den beiden weißen Herren sind noch fünf farbige Hilfsbeamte als Telegraphisten und neun farbige Unterbeamte vorhanden. Beide Postanstalten sind unter sich durch eine Telegraphenlinie verbunden und haben Anschluß an den Telegraph im Westen in der Goldküstenkolonie, im Osten in Französisch-Dahomé. Damit ist die Kolonie auf beiden Seiten an das internationale Kabelnetz angeschlossen. Dreimal wöchentlich geht die schwarze Botenpost in beiden Richtungen zwischen Lome und Klein-Popo in etwa acht Stunden; von Klein-Popo geht eine solche täglich nach Agoué in Dahomé, von Lome zweimal wöchentlich nach Ouitta. Die Europapost kommt dreimal monatlich durch die Woermann-Dampfer von Hamburg. Außerdem laufen von Bordeaux und Marseille nach Cotonu in Dahomé und ebenso zurück monatlich je ein Dampfer der Chargeurs réunis sowie der Fraissinetlinie. Andererseits laufen einmal wöchentlich die Plätze der Goldküste an abwechselnd die Schiffe der African Steam Ship Company und der British and African Steam Navigation Company.

Über den Postverkehr geben folgende Zusammen- stellungen Auskunft für 1900/1901	
Briefsendungen eingegangen . . .	53964 Stück
aufgegeben	58716 "
Pakete eingegangen	2373 "
aufgegeben	406 "
Telegramme eingegangen	3993 "
aufgegeben	3899 "
im Durchgang bearbeitet	934 "

Zeiten: 132 verschiedene mit 6315 Nummern.
Bekanntlich kommen für sämtliche deutsche Kolonien für Briefsendungen die Portofläße des inneren deutschen Verkehrs in Anwendung, Postpakete nach Togo im Gewicht bis zu 5 kg kosten 1,60 Mark, die Telegrammgebühr für das Wort beträgt 6,55 Mark.

Die Länge der Telegraphenlinie beträgt 52 km; eine Verlängerung bis Agome Palime ist in Aussicht genommen. Die Telegraphenleitung besteht aus starkem Gußstahlseil, die Telegraphenstangen sind Mannesmannröhren. Erklärlicherweise erleidet das Material der nahe der Küste verlaufenden Telegraphenleitung durch Witterung und Seestürme manchen Schaden.

Seit 1894 findet zwischen Klein-Popo und Lome telephonischer Verkehr statt. Ferngespräche fanden im Berichtsjahr statt 4276. Auch die eingeborene Bevölkerung, namentlich Händler, aber auch Frauen und Mädchen bedienen sich gern dieses Verkehrsmittels. In Klein-Popo ist das Krankenhaus, das Zollamt und das Bezirksamt in Sebe angeschlossen, in Lome das Amtsgebäude und Wohnhaus des Gouverneurs.

XI. Versuchsanlagen und Plantagen. Arbeiterverhältnisse

Versuchsanlagen und Gärten werden in ziemlich stattlicher Anzahl auf den Gouvernementsplätzen und Stationen, sowie von den Missionen und einigen Privaten betrieben. Man beabsichtigt in denselben neue anbaufähige und -lohnende Kulturpflanzen herauszufinden, im Gebiet bereits vorhandene Produktionspflanzen in Kultur zu nehmen, bestehende Kulturen zu verbessern und zu erweitern. Durch die in diesen Anlagen erzielten Erfolge und Belehrungen, sowie durch Verteilung von Saatgut und Pflänzlingen sucht man die Ein-

geborenen, die wir im allgemeinen als nicht untüchtige und auch intelligente Ackerbauer kennen gelernt haben, zu lohnenderer Produktion anzuregen. Wir können hier nicht auf einzelne Versuchsgärten eingehen, obwohl sie des Interesses eine Fülle bieten, und erwähnen nur einige der bereits erzielten Erfolge.

So haben die Eingeborenen des Gebirgsdorfes Kuma Topli schon vor Jahren Kaffeepflanzungen angelegt, die auch einen Ertrag erzielt haben, und im Küstenbezirk haben sich die Dörfer zum Teil unter dem Einfluß des Gouvernements einer intensiveren Pflege der Kokospalmen gewidmet, so daß man, wie ein langjähriger Kenner des Landes schreibt, die vorher öde Küste kaum wiedererkennt. Wohlhabendere Eingeborene besitzen hier selbst Kokospflanzungen wie Ate Mavon bei Klein-Popo, Olympia bei Tome, Medeiros in Bagida, Mensa bei Porto-Seguro. Diese versprechen den Besitzern einen sichereren Erfolg, als die ebenfalls von einigen angelegten Gärten von liberianischem Kaffee und Manihot Glaziovii. Auch mehrere europäische Firmen und Missionen, sowie das Gouvernement haben hier kleinere Plantagenbetriebe für Kokospalmen, Kaffee und Manihot Glaziovii; während aber die ersten von Professor Wohltmann für sehr rentabel auf dem Nahrungsstand erklärt werden, gelten ihm die Kaffeepflanzungen für minderwertig und ohne Zukunft.

Dieses Urteil über die Ausichtslosigkeit von Kaffeepflanzungen erweitert der Sachverständige — wenigstens für den Großbetrieb — auch auf das Gebirgsland und so wird man sich im Togo-land nach gewinnbringenderen Kulturen umsehen müssen*).

Außer den erwähnten kleineren Kokospflanzungen ist als die bedeutendste Anlage die Plantage Kpeme zu nennen, die das Eigentum einer mit einem Kapital von 480 000 Mark arbeitenden G. m. b. H. ist. Die Plantage steht unter europäischer Leitung und hat jetzt einen Bestand von 140 000 Pflanzen. In der Pflanzungszeit sind dort 100 Arbeiter beschäftigt, in der übrigen Zeit deren 50. Im Mai 1901 brachte die Plantage 1192 kg Kopro auf den Markt in Hamburg und erzielte dort 24 Mark pro 100 kg.

In dieser schon älteren Großanlage ist in neuerer Zeit die Douglassche Agupflanzung getreten, auf der vor allem Baumwollkultur getrieben werden soll. In zweiter Linie denkt man an Tabak. Professor Wohltmann hatte bei seiner Vereisung des südlichen Togogebietes guten Boden im Gebirgsvorland und zwischen den Gebirgsstöcken im Obintal und nördlich von Tasse bei Nambo angetroffen. Auch Akplolo ist noch ziemlich fruchtbar. Dieses günstige Terrain ist beschränkt auf den Fuß des hornblendereichen Agustocks inmitten des sonst aus Quarz und Glimmerschiefer aufgebauten Gebietes. Mit dieser Beschränkung des guten Bodens ist nach Wohltmann auch der Plantagenbetrieb für Baumwolle und Tabak beschränkt und will er deswegen die Eingeborenen durch Anleitung und Verteilung

guter Aussaat für rationellen Kleinbetrieb dieser Kulturen gewinnen.

So ist denn auf Wohltmanns Rat Anfang 1900 die Douglassche Agupflanzung entstanden. Für die Aussaat ist aus Ägypten eingeführte Seaisland-Baumwolle gewählt worden. Die Plantage beschäftigt an 100 Eingeborene und im Juli 1901 waren etwa 48 ha, darunter 35 mit Baumwolle, bepflanzt. Das Ergebnis wurde gut beurteilt. Neben Baumwolle und Tabak finden sich auf der Plantage Versuchskulturen von Kakao, Kautschukpflanzen verschiedener Art, Kola, Nuthölzern, Bambusen und Futtermitteln.

Übrigens hat Douglas durch Supfeld noch ein anderes Gebiet für Plantagenzwecke bei Kedjevi in Boém ankaufen lassen, das nach dem Kautschukexperten Schlechter eventuell für den Anbau der Kautschuk liefernden, im Gebiet aber nicht vorkommenden *Kickxia elastica* geeignet sein dürfte.

Den Versuchsanbau von *Kickxia elastica* und Kakao hat seit einigen Jahren die Firma Payer und Schuldt bei Agome Tongbe betrieben. Neuerdings ist daraus eine Togo-Handels- und Plantagen-Gesellschaft m. b. H. begründet worden. Man beabsichtigt, auf dem einige hundert Hektar umfassenden gepachteten Terrain Wame Kautschuk, Kakao, Tabak und Baumwolle zu bauen**).

Eine dritte größere Baumwollversuchspflanzung hat das kolonialwirtschaftliche Komitee in Tome, 6 km von der Agupflanzung entfernt, an dem Nehabad im Januar 1901 anlegen lassen. Diese Versuchspflanzung ist das Resultat der von dem genannten Komitee entsendeten Baumwollexpedition unter der Leitung mehrerer amerikanischer (farbiger) Baumwollverständiger. Es sind in Tome etwa 40 ha mit Baumwolle, teils amerikanischer, teils ägyptischer und einheimischer Herkunft, bestellt worden. Die Plantage beschäftigt 45 Arbeiter ständig und zwar Weibens, Küstenleute und Eingeborene aus dem Binnenlande. Es stehen schon mehrere Maschinen zur Bearbeitung der Baumwolle bereit. Leider hat die Pflanzung gleich zu Anfang einen Verlust dadurch erlitten, daß 20 aus Nordtogo eingeführte Pferde und ebensoviel Rinder bis auf je eines bald eingegangen sind.

Auf Veranlassung der Baumwollexpedition sind auch von den Stationen Atakpame, Sokodé und Kete-Krati größere Baumwollversuchspflanzungen angelegt worden.

Neueste Nachrichten melden, daß die letzte Ernte der Versuchspflanzungen und der Gärten 20 000 Pfd. Baumwolle ergab. Als erste Lieferung sind am 5. Februar 1902 in Bremen 7000 Pfd. eingetroffen, die als sehr gute, brauchbare Baumwolle begutachtet wurden.

*) Auch der letzte Jahresbericht nennt den Stand der Kaffeekultur unbefriedigend. Der Bestand an Kaffeebäumen hat sich vermindert, der Export betrug 1901: 1135 kg i. W v. 871 Mt. — Auch die Aussichten der Plantagen mit Manihot Glaziovii sind nicht allzu günstig.

**) Ganz neuerdings ist die Douglassche Agupflanzung und das Terrain in Boém, die inzwischen in den Besitz der Montan- und Industrie-Gesellschaft m. b. H. übergegangen waren, sowie der Besitz der Togo-Handels- und Plantagen-Gesellschaft m. b. H. von der neubegründeten deutschen Togogesellschaft erworben worden.

Die Arbeiterverhältnisse sind im Gebiet als ziemlich günstige zu bezeichnen. Während die Faktoreien früher ausschließlich von Liberia eingeführte Kru- und Weileute beschäftigten, arbeiten die Togoleute heute nicht nur für die Europäerniederlassungen im Lande, sondern sie sind für die gesamte Westküste gesuchte Arbeiter geworden. Die Ausfuhr solcher Togoarbeiter ist allerdings von einer schriftlichen Erlaubnis des Gouverneurs und einer für den Kopf zu zahlenden Gebühr von 10 Mark abhängig gemacht. Daß diese Gebühr für nach Kamerun ausgeführte Arbeiter erlassen wird und daß die Behörden selbst für jene unter Arbeitermangel leidende Kolonie Werbungen anstellt, dürfte in der Tat nicht im Interesse des Togolandes liegen. So sind im letzten Berichtsjahr an Kamerun über 1000 Arbeitskräfte abgegeben worden. Allerdings haben die Eingeborenen vorläufig noch eine Abneigung gegen längere Verpflichtungen und müssen mit Nachsicht behandelt werden. An der Küste beträgt der Tageslohn etwa 75 Pfennig, im Innlande sinkt er auf etwa 30 Pfennig. Träger erhalten 1 Mark, Handwerker 1 bis 2 Mark, bessere sogar 3 Mark. Auf der Douglas-plantage erhalten die von der Küste kommenden fest engagierten Arbeiter einen Monatslohn von 20 Mark. Im Inneren besonders mangelt es öfter an freiwilligen Arbeitern; dem Befehl der Stationen zur Stellung der erforderlichen Arbeitskräfte — gegen Tageslohn und selbst unentgeltlich — folgt die Bevölkerung im allgemeinen willig.

Stationsaufseher Giffen und junger Adeleemann in Bismarckburg.

XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Finanzielles

Bald nach der Besitzergreifung im Jahre 1885 machte der damalige Polizeimeister v. Piotrowski seine ersten Übungen mit der anfangs nur kleinen Polizeitruppe, die bei seinem 1894 erfolgten Tode bis auf etwa 70 Mann angewachsen war. Als mir Mr. Sofo — das war der Name, mit dem Piotrowski von seinen Untergebenen bezeichnet wurde — seine Truppe im Jahre 1890 in Sebe vorführte, trugen die barfüßigen Soldaten weiße mit roter Paspelierung versehene Matrosenuniform. 1894 übernahm H. Klose als erster Offizier die Ausbildung der Truppe. Jetzt zählt dieselbe zusammen mit den Besatzungen auf den Stationen etwa 200 Mann. Sie steht unter

dem Kommando zweier Offiziere, denen zwei oder drei weiße Unteroffiziere zugeteilt sind. Die Uniform besteht nun aus gelbem Drellstoff, einer Bluse mit roten Besätzen und Achselklappen und einer kurzen Kniehose mit roter Biese. Auf dem Kopf haben die Leute ein Fes mit dem Reichsadler, die Füße sind nackt. Über der Schulter wird ein zusammengerolltes Tuch getragen. Die Bewaffnung besteht aus der Jägerbüchse Modell 71, dazu zwei Patronentaschen mit 40 Patronen, ferner aus einem Hirschfänger an lederner Koppel. Brotbeutel und Feldflasche ergänzen die Ausstattung. Als das Gouvernement nach Vome übersiedelte, ging auch die Polizeitruppe nach dieser Stadt, wo sie zuerst in Quartieren untergebracht wurde. Jetzt wohnen die Mannschaften auf dem Gouvernementsterrain hinter dem Exerzierplatz in einem Lager, das von breiten Straßen rechtwinklig durchschnitten wird. Auch ein Marktplatz und ein Röhrenbrunnen sind hier vorhanden. Die einzelnen Stämme wohnen für sich und so bietet das Soldatenlager eine ethnographische Zusammenstellung, denn jedem Stamm ist die heimische Hüttenanlage und Einrichtung gestattet. Die überwiegende Mehrzahl stellen die Haussa, es sind aber auch Enbe, Anago, Wei, Kru und andere vorhanden. Hier haufen die Leute mit ihren Frauen, die Wohlhabenden mit mehreren. Es sind natürlich alles Söldner und der Bestand ist der Natur der Sache nach recht mannigfaltig, auch bezüglich des Alters, und recht wechselnd. Um die durch Schulden veranlaßten (und durch die Nähe der Grenzen sehr erleichterten) Desertionen einzuschränken, ist es verboten den Soldaten Kredit zu geben. Die Rekruten erhalten 25 Pfennig für den Tag, die ausexerzierten Leute bis 1 Mark, die (farbigen) Befreiten und Unteroffiziere 1,25 Mark, beziehungsweise 1,50 Mark.

Auch in Vome beginnt die Ausbildung der Soldaten mit dem langsamem Schritt; der Parade-marsch der Vorküßler kann sich immerhin sehen lassen. Man übt ferner Feuersdisziplin, Wach- und Felddienst, in letzterem besonders das Aufschgeßt. Wöchentlich zweimal wird auf dem Schießstand scharf geschossen. Des Morgens ruft die Trompete oder Trommel zum Dienst, des Abends ist Zapfenstreich. Des Morgens zieht die Truppe mit klingendem Spiel vom Gouvernementshause zum Dienst aus. Natürlich spielt die Musik, deren Repertoire aus acht Stücken besteht, auch in Afrika „Heil dir im Siegerkranz“ und den Präsentiermarsch.

In größere Aktion trat die Truppe zum ersten Male 1895 zur Unterdrückung des Toveaufstandes. Die Bewohner dieses Dorfes, mit denen sich nachher noch die von Klonu verbunden, beschäftigten auf dem Wege zwischen Vome und Misahöhe Karawanen und Weiße, dann sperrten sie die Wege ganz, überfielen eine ausgesandte Patrouille und töteten Soldaten und Boten. Ja schließlich wollten sie sogar die Station Misahöhe angreifen. Da erschien in Eilmärschen von der Küste der Polizeimeister Gerlach mit noch zwei Weißen und der Truppe von 80 Mann. Inzwischen war auch der „Sperber“, von Kamerun kommend, vor Klein-Popo vor Anker gegangen und so war der Ausbreitung des Aufstandes vorgebeugt. Diejenigen Bewohner der Dörfer Tove und Klonu, die nicht geflohen waren, wurden bestraft, Hab und Gut fortgenommen, die Dörfer und die Farmen zerstört. Später ist übrigens der den Dörfern auferlegte Tribut erlassen und den Bewohnern die Wiederansiedelung auf ihre Bitte erlaubt worden.

1895 machte sich auch im Verlauf der von v. Döring und Klose zwecks Gründung der Station Kete-Kratzi unternommenen Militärexpedition eine kleinere Operation gegen die Dörfer Ansoë und Dogbadja, sowie Biatpa und Rhane notwendig.

Über die in den folgenden Jahren von der Polizeitruppe oder Teilen derselben ausgeführten Feldzüge und Gefechte steht uns kaum mehr als die kaiserliche Verordnung vom 3. Januar 1900 behufs Anrechnung jener Züge und Gefechte als Kriegsdienstzeit zur Verfügung:

Im Frühjahr 1896 schlug Graf Zech den ihm den Durchzug verweigenden Urabana von Bo (mit Hilfe der Tshautsho) bei Tash. Die Tashleute mußten zur Strafe eine kleine Station errichten und Tribut nach Tshautsho zahlen.

Als der König von Dagomba 1896 dem Dr. Gruner den Durchzug nach Sansane Mangu sperrte, kam v. Massow mit der Truppe von der Küste. In diesem Feldzug hat sich die Truppe mit Ruhm bedeckt, denn sie hatte eine gewaltige Übermacht, auch von Reitern, zu bekämpfen. Es kam zu mehreren Gefechten bei Bimbila und Bambalaga (wo Sergeant Heitmann tödlich verwundet wurde) und schließlich zur Erstürmung von Yendi.

Nach dem Abzug der Truppe sperrte der Dagombakönig freilich den Weg von neuem und als auch die Kontomba 1897 im Süden von Sansane Mangu sich erhoben und Dr. Gruner von der Station abgeknitten hatten, mußte die Truppe unter v. Massow von neuem herbeieilen. Die Kontomba wurden im Gefecht bei Bapure und in einigen Scharmützeln besiegt.

Aus dem Jahr 1897 finden wir weiter ver-

zeichnet einen Kriegszug gegen Bafilo und gegen die Waldstädte an der Ostgrenze von Tshautsho. Bafilo und Kambole wurden erlöst.

Ferner machte im November und Dezember 1897 die Weigerung der Stadt Mangu und der Mobalente, Stationsfelder anzulegen, die Unterwerfung der genannten Stadt, sowie einen Feldzug nach Djabowa und Kundya nötig.

Die Eröffnung des Kaburelandes erfolgte Anfang 1898 durch einen auf dasselbe von drei Seiten ausgeführten starken Stoß, wobei es zu mehreren größeren Gefechten und einer Anzahl Scharmüßeln kam. Schon im September des Jahres findet indessen ein neuer Feldzug gegen Kabure statt und fällt in diesen ein Gefecht in der Vasaebene und die Erstürmung des Kabangbuba.

In dasselbe Jahr fallen ferner Feldzüge gegen

Ramba (Gefecht bei Ramba und Paß von Anima); Moba (Gefecht bei Bologu und Nabahu); Atposso.

Im Februar und März 1899 zieht man gegen Nordkabure; man kämpft im März und im Mai in Moba, besonders gegen die an der französischen Grenze gelegene Stadt Nabahu; sodann im östlichen Bezirk während des April gegen Ramba. Zum Schluß des Jahres 1899 fand ferner noch eine größere Expedition gegen die (als Konkomba bezeichneten) Bupulwe und Motiva statt.

Aus dem Jahre 1900 finden wir einen Bericht von einem neuen Zuge gegen Moba. Am 26. Mai dieses Jahres kämpfte die Truppe des Mangubezirks bei Sitifa gegen die Rathababebewölkerung. Hier hatten die Eingeborenen in den Schluchten und Tälern Steinwälle errichtet und hielten sich mit großer Erbitterung und Hartnäckigkeit. Die Steinwälle

Beratung der Adulehäuptlinge auf Bismarckburg.

mußten im Sturm genommen und die Täler und Schluchten Schritt für Schritt gesäubert werden. Indessen verharrt Nabahu noch immer im Widerstand.

Der neueste Jahresbericht 1900/1901 schließlich berichtet über eine fünfwochenlange Expedition gegen einige an der englischen Grenze gelegene

Dörfer, die die von ihnen geforderten Arbeiter für den Wegebau nicht stellen wollten. In Agotime kam es zur Anwendung von Waffengewalt. Seitdem kommen die Leute gehorsam und willig zur Wegearbeit und haben sich sogar erboten, den Jewedienst abzugeben.

Die oberste Behörde der Kolonie ist das Kaiserliche Gouvernement in Vome; der bisher oberste Beamte, der Gouverneur Köhler, ist in Vome am 20. Januar 1902 gestorben. Für die Verwaltung ist das Land eingeteilt in zwei Bezirksämter und sieben Stationsbezirke. Erstere umfassen im allgemeinen das Vorland und sind die durch den Lauf des Saho getrennten Bezirksämter Vome und Klein-Popo. Der Vomebezirk wird in vielfacher Beziehung von dem Gouvernement mitversorgt; so hat derselbe keine eigene Klassenverwaltung, keine eigenen Arbeiter oder Soldaten. Ebenso liegt der Wegebau des Bezirks für den Verkehr mit dem Hinterland beim Gouvernement. Es ist überhaupt erst leztthin ein besonderer Beamter als Bezirksamtmanng gefordert worden, bisher übernahm die Funktionen eines solchen der Kanzler, dem auch zugleich die

Ausübung der Gerichtsbarkeit über Nichteingeborene zufällt. Auch der Klein-Popobezirk hatte bis vor kurzem keinen besonderen Bezirksamtman, sondern der Leiter der Zollverwaltung in Klein-Popo nahm die Funktionen eines solchen wahr. Neuerdings ist übrigens die Zollverwaltung nach Lome verlegt worden.

Das Hinterland ist in genau abgegrenzte Stationsbezirke geteilt; es sind die von Misahöhe, Atakpame, Kete-Kratyi (mit Bismarckburg), Sansane Mangu und Dagomba, welche beide letzteren einem Stationsvorsteher unterstellt sind, ebenso wie Sokodé und Bassari.

Die Gerichtsbarkeit über die Nichteingeborenen liegt in den Händen des Gerichts, beziehungsweise des Richters in Lome, die über die Eingeborenen bei dem Gouvernement, beziehungsweise dem Gouverneur, ist aber von diesem den Bezirksamtännern und Stationsvorstehern übertragen. Die höhere Instanz bildet das Kaiserliche Obergericht der Schutzgebiete von Kamerun und Togo zu Kamerun. Im allgemeinen ist den Häuptlingen die Befugnis erteilt worden, gewöhnliche Streitigkeiten zwischen Angehörigen ihres Stammes und leichte Vergehen der Stammesangehörigen selbst zu bestrafen. Das ihnen erlaubte Strafmaß in Geld oder Naturalien ist von den Bezirksämtern und Stationen recht verschieden festgesetzt worden — in Misahöhe bis 200 Mark. Dagegen ist den Häuptlingen Verhängung von Leibes- und Freiheitsstrafen verboten. Durch Verordnung vom 21. Februar 1902 ist auch die Neubegründung eines Sklavereiverhältnisses, sei es als Strafe, Schuldhaft oder Kauf und Tausch verboten worden. Von diesem Zeitpunkt an sind die von Sklaven geborenen Kinder frei. Durch Verletzung seiner Pflichten gegen die Haus-
sklaven verwirft der Besitzer sein Herrenrecht.

Sobald ein öffentliches Interesse in Frage kommt, oder gegen die Entscheidung des Ortsgerichts beziehungsweise Häuptlings, geht die Angelegenheit zum Bezirksamt, beziehungsweise zur Station und weiterhin zum Gouvernement. Natürlich werden auch zu diesen Gerichtsstellen Häuptlinge oder andere angesehen Eingeborene geladen, um über Sitten und Gebräuche, die bei den verschiedenen Stämmen sehr mannigfaltig sind, Auskunft zu geben.

Vorläufig ist an die Einrichtung von eigentlichen Eingeborenengerichten nicht zu denken. Dagegen glaubt man neuerdings mit eingeborenen Polizisten, meist Angehörigen von Häuptlingen, günstige Erfolge zu erzielen. Diese Polizisten werden nicht besoldet, sondern erhalten nur gelegentlich Belohnungen, tragen eine Uniform und sind auf den Stationen mit Instruktionen versehen. Auch vermutliche Häuptlingsnachfolger sucht man auf den Stationen mit den Zielen und Anschauungen der Regierung vertraut zu machen.

Bisher sieht man von einer direkten Besteuerung der Eingeborenen ab; allerdings wäre eine solche Maßregel nicht unbedenklich wegen der Beunruhigung, die sie in die Eingeborenen tragen würde, ganz abgesehen von den Kosten der Eintreibung. Dagegen fordert man allgemeiner eine geringe Leistung der Eingeborenen durch gelegentliche Heranziehung zu Wegebauten und anderen Arbeiten von öffentlichem Interesse. Im großen und ganzen kommen auch die Leute dieser Forderung willig nach. — Die Einnahmen des Schutzgebietes

	1899	1900
	603 031 Mark,	477 974 Mark,
und zwar an direkten Steuern . . .	37 896 "	43 744 "
" Zöllen	526 237 "	369 456 "
" sonstigen Abgaben . . .	38 898 "	64 774 "

Bis 1899 erhielt das Schutzgebiet keinen Reichszuschuß. Seitdem war angesetzt für

1899	1900	1901	1902
255 000 Mark,	270 000 Mark,	884 000 Mark,	1 015 000 Mark.

Die erhebliche Steigerung des Zuschusses in den beiden letzten Jahren erklärt sich durch die einmaligen Ausgaben für die Landungsbrücke sowie die Küstenbahn. Andererseits ist der Einnahmerückgang eine Folge des Minderertrages der neuerdings erhöhten Spirituosensteuer. Schon der diesjährige Etat nimmt wieder eine erhöhte Einnahme in Aussicht.

Mit der im Lauf des Jahres zu erwartenden Vollendung der Landungsbrücke sowie dem Bau der Küstenbahn ist eine weitere Steigerung der Einnahmen aller Wahrscheinlichkeit nach zu erhoffen. Einen wesentlichen Aufschwung dürfte aber die Kolonie erst durch einen weiteren Ausbau der Eisenbahn nach dem Innern erfahren, wodurch zum Teil die Ungunst der Grenzverhältnisse ausgeglichen und das Abströmen der Landesprodukte nach den Nachbarcolonien, besonders der englischen, wesentlich beschränkt würde. Das Gebiet der lohnenden Ausfuhr für die hauptsächlichsten Landeserzeugnisse — Palmöl und -kerne — würde eine große Ausdehnung erfahren; der billige Eisenbahntransport würde voraussichtlich auch den im fruchtbareren Inland anzulegenden Plantagen — vorausgesetzt daß die Kulturversuche, vielleicht die mit Baumwolle, zu befriedigenden Ergebnissen führen — einen gewinnbringenden Betrieb ermöglichen.

Literatur und Illustrationen

Außer eigenen Erinnerungen, Aufzeichnungen und Veröffentlichungen sind benutzt worden:

H. Klose: Togo unter deutscher Flagge. Berlin 1899.

Deutsches Kolonialblatt, IV.—XII. Jahrg., Berlin; daraus besonders die Berichte über den Bezirk Sanjane Mangu (X. u. XII.).

Jahresberichte über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete. (Beilagen zum deutschen Kolonialblatt.) Berlin 1896—1902.

Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Herausgegeben von Dr. Freiherr v. Dancelman. (Wissenschaftliche Beihefte zum deutschen Kolonialblatt.) Bd. I.—XIV. Berlin. Daraus besonders:

Kling und Büttner: Ergebnisse der Forschungsreisen im Hinterlande von Togo 1890—1892 (VI.).

Gerold: Bericht betreffend religiöse Anschauungen und Gebräuche der deutschen Ewgeneger (V.).

v. Doering: Reiseberichte aus den Jahren 1893—1895 (VIII.).

Graf v. Zech: Vermischte Notizen über Togo und Togohinterland (XI.).

Hupfeld: Eisenindustrie in Togo (XII.).

Deutsche Kolonialzeitung. Der neuen Folge I.—XV. Jahrg. Berlin.

Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897. Daraus u. a.: v. Dancelman, Klimatologisches über Togo.

Wohltmann: Bericht über seine Togoreise. Der Tropenpflanzer, IV. Jahrg. 1900. Berlin.

Schlechter: Westafrikanische Kautschukexpedition. Berlin 1900.

Koloniales Handelsadreßbuch, V. Jahrg. Berlin 1901.

Die Mehrzahl der Illustrationen sind eigene Aufnahmen; ferner sind mir in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden

von Herrn C. Goedelt in Hamburg:

Lagune bei Groß-Popo, Fetischmädchen von Klein-Popo, Netzflechter in Klein-Popo, C. Goedelts Faktorenhof in Lome;

von der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes:

Klein-Popo, katholisches Brautpaar in Lome, Schwesternhaus der katholischen Mission in Lome, katholische Missionsstation in Atakpame;

von der Norddeutschen (Bremer) Mission:

Emwe-Christengemeinde in Abutia bei So, Weg zur Missionsstation in So;

von der Baseler Mission:

Der Gemmi bei Amedjowhe, Akpafo in Boëm, Stationshaus in Kete-Kratyi.

Deutsch-Südwestafrika

von

Professor Dr. Dove

Einleitung

Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik, das Jahr 1884, war auch für das südwestafrikanische Schutzgebiet das der Besitzergreifung. Ja, dies Land gab so recht eigentlich den Anstoß zu der neuen Bewegung; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich jene berühmte Depesche des Fürsten Bismarck, welche zum erstenmal der Welt verkündete, daß ein überseeisches Gebiet unter den Schutz und die Oberhoheit des Reiches gestellt sei.

Lange hatte es gedauert, bis dies fernste unter unseren afrikanischen Ländern in engere Beziehungen zu Europa trat. Vier Jahrhunderte vor dem Beginn der deutschen Herrschaft waren einzelne Punkte der Küste von den heldenmütigen Seefahrern besucht worden, welche im Namen des Königs von Portugal das alte Sagenland Indien auf dem Seewege zu erreichen suchten. Ihr Ziel nahm ihre Gedanken indessen so vollständig in Anspruch, daß die einsamen südafrikanischen Küsten sie nicht zu fesseln vermochten. Ja, auch als bereits hundertundfünfzig Jahre lang holländische Siedler am Kap der Guten Hoffnung saßen, gegen den Beginn des seeben verfloffenen Jahrhunderts, konnte das Gebiet unserer heutigen deutschen Kolonie als gänzlich unbekannt gelten. Die ersten Reisen, welche uns wertvolle Aufschlüsse über ausgedehntere Landschaften brachten, wurden in den dreißiger und vierziger Jahren der erwähnten Periode ausgeführt, und dann erst beginnt auch für Südwestafrika eine Zeit, die immer schneller die Entschleierung des Innern förderte.

Es waren verschiedene Nationen, welche in diesem Teile Afrikas an der Erforschung des Innern lebhaften Anteil nahmen. Schweden wie Andersson, Engländer in nicht geringer Zahl, namentlich aber Deutsche sehen wir zuerst die großen Züge der Landschaft festlegen; durch sie gelangten auch die ersten genaueren Nachrichten über die Tier- und Pflanzenwelt und vor allem über die Bewohner des Landes zu uns, und besonders sind es auf diesen Forschungsgebieten die Missionare, meist Mitglieder der Rheinischen Gesellschaft, welchen wir die wichtigsten Mitteilungen verdanken. Namen, wie die eines Hahn und eines Rath werden in der Entdeckungsgeschichte des Schutzgebietes unvergessen bleiben, und wenn wir das Land zur Zeit seiner Erwerbung besser kannten als so manche andere Landschaft unter der neuen Kolonialflagge, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst dieser anspruchslosen und doch so tätigen Angehörigen der Mission.

Nicht lange nach der Erwerbung von Südwestafrika durch das Reich beginnt auch für dieses Gebiet die noch lange nicht abgeschlossene Periode fruchtbringender Einzelforschung. Große Aufgaben, wie solche noch vor dreißig

Jahren im Innern des tropischen Afrika ihrer Lösung harreten, waren ja selbst dem Entdecker im Südwesten des Weltteils nicht gestellt gewesen. Um so wichtiger und wesentlicher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die praktische Kolonisation ist hier die genaue Untersuchung der natürlichen Lebensbedingungen, von denen Pflanzen und Tiere und damit in letzter Linie auch der Mensch und seine Wirtschaftsweise abhängen. Eine Fülle wichtiger Tatsachen ist bereits bekannt, mehr aber ist noch zu studieren, so daß man die Periode der Erforschung unserer Kolonie als im höheren Sinne jetzt erst beginnend bezeichnen darf. Die Behandlung der einzelnen Landschaften wird Gelegenheit geben, auf einzelne hierher gehörige Fragen kurz hinzuweisen.

I. Das Küstenland

Der Anblick, den die Küste von Südwestafrika dem bietet, der sich ihr von der See aus nähert, ist ein höchst eigenartiger. Wer hier eine tropische Pflanzenwelt, ja wer auch nur eine tropische Wärme zu finden erwartet, würde bitter enttäuscht werden. Sde und eintönig dehnt sich der gelbe Strand, der jenseits der weißen Brandungslinie sichtbar wird, 1400 km weit von der Mündung des Oranjesflusses bis zum Kunene, nur an wenig Stellen durch eine hasenartig geschützte Wasserfläche unterbrochen. Der Eindruck des Unzugänglichen, den schon die äußeren Linien der Küstenentwicklung in uns erzeugen, wird indessen noch erheblich durch die furchtbare Pflanzenleere verstärkt, die wir ähnlich nur in anderen Wüstenlandschaften der Erde finden. Mit flacheren Strecken, ja mit felsigen Bildungen wechseln endlich auf weite Entfernungen Dünenwälle, die häufig genug wie ganze Sandgebirge den Weg in das Innere zu versperrn scheinen. Und obwohl wir uns hier, zwischen dem 17. und dem 29. Parallellgrade, in einer Breite befinden, die derjenigen der feuchtheißen Landschaften zwischen dem Zululande und der Sambesimündung auf der Ostseite des Kontinents entspricht, herrscht hier eine Temperatur, die selbst in den Mittagstunden höchst selten einmal eine dem Europäer lästige Höhe erreicht und die gegen Morgen und Abend sich so weit erniedrigt, daß man sie dann geradezu mit der bei uns an einem nasskalten Herbsttage herrschenden Wärme vergleichen kann, ja, daß man bisweilen um diese Tageszeit im Winter ein Feuer im Ofen als große Annehmlichkeit empfindet. Das Jahresmittel der Wärme an der Küste kommt zwar demjenigen von Mittelitalien ungefähr gleich, indessen ist die Durchschnittswärme des „heißesten“ Monats kaum größer als in Südwestdeutschland, die des „kältesten“ aber etwa mit der des Mai in unserer Heimat zu vergleichen. Außergewöhnliche Wärmegrade gelangen ausnahmsweise an verschiedenen Punkten der Küste zur Beobachtung; sie sind aber lediglich als Folgeerscheinung eines söhnartigen Windes anzusehen, der bisweilen vom Innern nach dem Meere herabweht.

Auf die auffallenden Nebel dieses Landstreifens ist von allen Beobachtern aufmerksam gemacht worden. Trotz! der furchtbaren Regenarmut, die man fast als Regenlosigkeit bezeichnen könnte, insofern keineswegs in jedem Jahre ein deutlich meßbarer Niederschlag zu stande kommt, ist besonders in den Morgen- und Abendstunden die Bildung dichter Nebel eine so häufige Erscheinung und zwar hauptsächlich im Winter, wo die Sonne nicht selten den ganzen Tag nicht zum Vorschein kommt, daß man sie als eine Charakter-

eigentümlichkeit des Küstenlandes bezeichnen kann. Bisweilen verdichtet sich der dichte Schleier, der des Nachts über der Uferlandschaft ruht, so sehr, daß gegen Morgen das Wasser von den Dächern tropft; in den Boden dringt jedoch die Feuchtigkeit selten mehr als wenige Millimeter tief ein. Die Schifffahrt erleidet natürlich in den südwestafrikanischen Gewässern durch die unsichrige Luft manche Beeinträchtigung.

Ehe wir uns der Küstenlandschaft selbst zuwenden, müssen wir unser Augenmerk auf das Meer und auf die Landungsplätze werfen, die mit der Zeit eine immer mehr erhöhte Bedeutung gewinnen.

Das ganze Schutzgebiet wird von einem außergewöhnlich kalten Meeresgebiet begrenzt. Die Oberflächentemperaturen sind hier so niedrig, daß beispielsweise unter dem Wendekreise das Wasser um beinahe 15° kühler ist als

Deutsche Artillerie im Schutzgebiet.

auf der Ostseite des Weltteiles. Ein Vorzug ist aber mit dieser merkwürdigen Eigenschaft der Küstengewässer verbunden; sie sind außerordentlich reich an tierischen Lebewesen, und die wirtschaftliche Ausbeutung dieser natürlichen Reichtümer wird in Zukunft sicher einmal erfolgen. An eßbaren Fischen und an Krustentieren besitzt dieser Teil des südatlantischen Ozeans eine gewaltige Fülle; Robben beleben die felsigen Gegenden im Süden wie im Norden, und das von ihnen gewonnene Sealskin bildet ein wertvolles Erzeugnis, das bereits zu einem Gegenstande der Ausfuhr geworden ist. Die auffallendste Erscheinung in der Tierwelt der Küstengewässer ist aber die an manchen Stellen, wie zum Beispiel am Strande der Walpischbai, schier unzählbare Menge von Vögeln, darunter Flamingos, Pelikane und zahlreiche andere, sowie die Scharen von Pinguinen, welche die See beleben. Besonders diese sind es, welche an verschiedenen Stellen jene mächtigen Guanolager erzeugt haben, die man als das wertvollste Vorkommnis der Strandlandschaften bezeichnen kann, und die am Kap Kroß bereits seit einiger Zeit abgebaut werden.

Für die Beurteilung der Landungsplätze von Südwestafrika, deren es leider nur wenig brauchbare gibt, ist mehr noch als ihre eigene Beschaffenheit die Frage von Bedeutung, wie es um ihre Zugänglichkeit vom Innern her steht.

Die Mündung des großen südlichen Grenzflusses, des Oranje, kommt für den Verkehr aus verschiedenen Gründen gar nicht in Betracht, und der erste Punkt, der als wirkliches Eingangstor in das Land bezeichnet werden kann, ist Lüderitzbucht, bekannter wohl noch unter seinem früheren Namen Angra Pequena. Es ist aber auch der einzige Landungsplatz von Bedeutung auf einer Strecke von rund 700 km Länge, denn die nördlich von ihm liegende Hottentottenbai ist zwar auch gegen die ziemlich ständigen Winde aus vorwiegend südlicher Richtung und den damit zusammenhängenden Seegang geschützt, allein sie ist dermaßen unzugänglich, daß bis heute noch nicht einmal ein Verbindungsweg über den sie umgebenden Dünenwall hinweg bekannt ist. Auch Lüderitzbucht gehört keineswegs zu den guten Landungsplätzen, denn der Weg von hier in das Innere ist mit Schwierigkeiten verknüpft, welche die Vorteile des hier in der Tat vorhandenen Naturhafens wieder verringern, allein diese sind zu überwinden, und so wird der Verkehr dieses Platzes sich ohne Frage günstig weiterentwickeln. Nicht jedoch gilt dies von dem zweiten, beträchtlich größeren natürlichen Hafenbecken unter den wirklich benutzten Landungsplätzen, von der in der Mitte der Kolonie gelegenen, in englischen Händen befindlichen Walfischbai. Bildete diese früher den Haupteingang in unser Schutzgebiet, so hat sie ihre Bedeutung fast ganz einbüßen müssen, als die auf deutschem Boden nördlich vom Swakop gelegene Landungsstelle in Aufnahme kam. Denn wenn auch die weite Bucht von Walfischbai einen geräumigen und gut geschützten Hafen bildet, so ist sie von einem bis zu 30 km breiten Dünenwall umgeben, der schon den Ochsenwagenverkehr auf das äußerste erschwert und der die Anlage einer wirklich rentierenden Bahn fast zu einer Unmöglichkeit macht.

So ist es gekommen, daß die wichtigste Eingangsstelle in das Land, Swakopmund, zu den für Südafrika so charakteristischen offenen Reeden gehört. Hier war die Zugänglichkeit des Innern von der See her das Entscheidende, von hier aus vermochte man ohne große Schwierigkeiten eine Bahnverbindung herzustellen, und so entwickelte sich dieser Platz zu der wichtigsten Siedelung an der ganzen Küste, obwohl die Landungsstelle selbst erst durch einen Molenbau verbessert werden mußte.

Die auf der Nordhälfte der Küste von Südwestafrika liegenden Landungsplätze sind noch sehr wenig untersucht. Möglich und wünschenswert wäre indes hier die Auffindung einer jederzeit brauchbaren Stelle für die Entwicklung der nördlichen Gebiete des inneren Hochlandes.

Unter den Siedlungen der Küste, die ihre Entstehung den bisher geschilderten Umständen verdanken, nimmt Swakopmund durch die Schnelligkeit der Entwicklung und die Zahl der hier bereits ansässigen Weißen die erste Stelle ein. Die Niederlassung am Kap Krosz ist an das Vorhandensein der Guanolager gebunden, und Lüderitzbucht tritt an Bedeutung naturgemäß hinter dem erstgenannten Platz zurück. Die englische Niederlassung am Ufer der Walfischbai dagegen ist ein absterbender Platz, dessen Bedeutung augenblicklich wesentlich noch auf dem Vorhandensein einer wenig zahlreichen, hottentottischen Bevölkerung, der Topnaars beruht, die, zum größten Teile in der Nähe des Ortes ansässig, sich vorwiegend mit Fischfang beschäftigen.

Übersichtskarte
von
**DEUTSCH-SÜDWEST-
AFRIKA.**

Maaßstab 1: 5000000.
Höhen in Metern.
Die Namen der militärisch besetzten Stationen
sind unterstrichen.

Diese in vieler Hinsicht so merkwürdige Küste, zu deren Eigentümlichkeiten auch die außerordentlich häufigen Luftspiegelungen gehören, geht nun keineswegs so unvermittelt in die Hochländer des Ostens über wie etwa die Niederungen von Südafrika. Das terrassenförmige Ansteigen des Landes, auf der gegenüberliegenden Seite des Kontinents so scharf ausgeprägt, tritt hier in den unteren Stufen zurück gegen eine langsamere und allmähliche Erhöhung des Landes, und vereinzelt Kuppen und kleine Höhenzüge, die oft unvermittelt aus den weiten Flächen hervorragen, bieten dem nach Landmarken suchenden Auge weit schärfere Kennzeichen als die etwa nur dem Forscher sichtbaren Merkmale eines ursprünglichen Terrassenrandes. Erst viel weiter im Innern lassen sich solche deutlicher erkennen, und die beste Art, wie man das ganze Land im Westen des Schutzgebietes bezeichnen könnte, wäre seine Charakterisierung als eine nach dem Innern zu ansteigende Fläche. Eintönig und öde, bald erfüllt von Sandwehen, bald bestehend aus einem harten, rötlichem Lehm ähnelnden Boden, hebt sie sich, von vereinzelt Urgesteins-

Swakopmund.

hügeln überragt, langsam in östlicher Richtung, und der Eindruck des Wüstenhaften wird durch die Einsamkeit und Stille, welche über diesen als Namib bezeichneten Ebenen ruht, noch gesteigert. Das pflanzliche Leben beschränkt sich, soweit es auch äußerlich auffällt, auf wenige krüppelhafte Gewächse, und in einigen Gegenden verleiht eine wunderliche Erscheinung, die Welwitschia, mit ihrem Holzstrunk und der lederartigen Entwicklung ihrer riesenhaften, auf dem Boden kriechenden Blätter der im übrigen nackten Fläche einen noch seltsameren Anstrich. Die Küstennebel dringen während des Tages nur noch höchst selten einmal in diese Gegenden hinauf, und besonders in den Mittagsstunden sendet die Sonne echt afrikanische Glut von einem unbarmherzig blauen Himmel auf dieselbe Wüstensteppe herab, über die Nachts ein so eifiger Luftzug einherweht, daß man besonders im Winter eher in Nordeuropa als in der Nähe der südwestafrikanischen Küste zu sein wähnt. Selbst Fröste von mehreren Graden unter Null hat man bereits in der Namib beobachtet.

Die an und für sich noch geringe Höhe der Überhöhungen dieser Flächen bringt es mit sich, daß die unteren Teile der Flußtäler infolge vieltausendjähriger Arbeit des Wassers die wichtigsten Unterbrechungen der Wüstenlandschaft bilden. Zwar bekommt der Reisende sie meist erst dann zu Gesichte, wenn er sich dem Haupttale oder einer der wilden Seitenfchluchten nähert,

die vom Hochlande in dieses hinabführen. Mit schroffen Wänden, oft nur durch die erwähnten Nebenschluchten zu erreichen, ziehen diese Kannonen in ostwestlicher Richtung in der Nordhälfte des Landes (der Süden besitzt keine größeren in dieser Richtung streichenden Täler) dem Küstenlande zu. Und doch sind sie trotz der Wildheit ihrer Wände, die bisweilen an eine ausgestorbene Landschaft auf dem Monde gemahnen könnte, wahre Lebensadern inmitten dieses unfruchtbaren Landes. Regen empfangen sie freilich ebenso selten und in ebenso spärlichem Maße wie das gesamte Vorland des Innern. Aber das unter dem Sande ständig talwärts strömende Sickerwasser, das in den größeren Betten das ganze Jahr hindurch vorhält, hat hier die günstigsten Bedingungen für das Gedeihen einer Pflanzenwelt geschaffen, die an manchen Stellen geradezu üppig genannt werden darf. Besonders sind es einige der im Lande heimischen Akazien, welche im Verein mit mancherlei Büschen und niederen Gewächsen in diesen langgestreckten Dajenzügen nicht selten parkartig das feittliche Schwemmland schmücken. Gras und Futterbüsche finden sich außerdem an vielen Stellen, und so sind es diese aus dem Innern herabreichenden schmalen Streifen kulturfähigen Bodens, ohne deren Vorhandensein besonders am unteren Swakop der Verkehr zwischen der Küste und der Hochsteppe sich niemals in solchem Umfange hätte entwickeln können, wie er nach dem Jahre 1890 durch das damals beginnende schnellere Fortschreiten der Kolonisation bedingt wurde.

Man darf sich nun aber den nördlich von Walvischbai gelegenen Teil der Namib selbst nicht gänzlich ohne Leben vorstellen. Zwar, der Mensch ist hier nur an wenigen Stellen in der Lage, feste Siedelungen zu begründen, und so gehört denn dieser Streifen in der Tat zu den am dünnsten bevölkerten der ganzen, überhaupt bewohnten Erde. Um so überraschender berühren selbst den die Wüste flüchtig durchziehenden Reuling Spuren eines nach unseren europäischen Begriffen reichen Wildstandes. Wo das schwerfällige Haustier kaum noch im stande ist, Futter und Wasser zu suchen, eilen Rudel der zierlichen Springbockantilope über die menschenleere Fläche, und selbst größeres Wild fehlt nicht. Das Zebra und der Strauß haben es leicht, in diesen Einöden ihren Verfolgern zu entgehen, und besonders den riesigen Vogel trifft man seit der energischen Durchführung der verschiedentlich erlassenen Jagdvoorschriften in viel größerer Menge als früher. Das ist keineswegs unwesentlich, denn es zeigt, worin man den Wert dieser scheinbar nutzlosen Einöde für die menschliche Gesellschaft zu suchen hat. Schonung besonders dieses edlen Wildes, dessen Federn viel wertvoller sind als die der in Farmgehegen gehaltenen Tiere, und damit Erhaltung und Vermehrung eines äußerst wertvollen Ausfuhrgegenstandes können diesem Gebiet, in dem an Viehzucht ja doch niemals zu denken ist, eine in Deutschland immer noch unbekannte, selbst in kolonialen Kreisen noch viel zu wenig gewürdigte Bedeutung verleihen.

Neben nutzbaren Tieren, denen sich in den Flußtälern auch verschiedenes Flugwild zugesellt, zeigen sich auch vereinzelte Vertreter des in Südwestafrika heimischen Raubzeugs, darunter namentlich Hyänen und Schakale, in diesem Gebiet. Ebenso fehlen ihm nicht die Reptile des Innern, aber namentlich die Schlangen sind hier, wo ihnen bei der geringen Ausdehnung besseren Landes ihre Hauptnahrung, Ratten, Mäuse und andere kleine Säuger nur spärlich zu teil werden, seltener als im Hochlande.

Ein von der Nordhälfte verschiedenes Bild gewährt die Wüste in dem

Gebiete südlich vom Kuiffes schon um deswillen, weil ihr — eine Folge des orographischen Aufbaues des Landes — die dort so bedeutsamen größeren Flußtäler fehlen. Ja, die wenigen kleinen Wasserrinnen, die ihr aus den hohen Erhebungsmassen des Ostens zufließen, wie der Tjauchab, scheinen gänzlich in den Sandmassen zu verschwinden, welche einen Teil dieser gänzlich unbekannten Gegenden erfüllen. Dehnt sich doch zwischen dem unteren Kuiffes und dem von Lüderitzbuch landeinwärts führenden Wege ein Gebiet von der Größe der Provinz Schlesien aus, das nachweislich noch niemals der Fuß eines Europäers betreten hat. Ob und wo hier etwa das wieder zu Tage tretende Wasser solcher von Osten kommenden Kinnjale Dasen innerhalb dieses

Flußtal in der Küstenwüste.

unerforschten Landes erzeugt, wie die keineswegs zu verwerfende Überlieferung der Eingeborenen behauptet, müssen spätere Untersuchungen ergeben. Im allgemeinen gilt von der Südhälfte der Wüstenzone in noch höherem Grade als von ihrem Norden das Wort von der Unfruchtbarkeit großer Flächen, dem hier auch das von der Unzugänglichkeit hinzugefügt werden muß. So lagert sich also, der Richtung der Küste entsprechend, überall, mehr eine Trennung vom Meere als eine Verbindung mit der See bildend, eine langgedehnte Landschaft den in höherem Sinne nutzbaren Gebieten des Innern vor, der man ohne Übertreibung eine Gesamtfläche von etwa einem Zehntel des ganzen Schutzgebietes geben kann. Denn ihre mittlere Breite beträgt im Norden wenigstens 50 km, und sie wächst nach Süden noch an. Auf ein Stück Landes von einer das Königreich Bayern noch übertreffenden Größe würde demnach die Anschauung passen, die die Gegner unserer Kolonien stets auf das ganze Gebiet, und sehr mit Unrecht, zu übertragen pflegten.

Einen großen Vorzug aber darf dies ganze Südland einschließlich der Küsten sein eigen nennen, der eben wieder mit seiner Unfruchtbarkeit in Zu-

zusammenhang steht. Es ist ein gesundes Land; wenn wir dagegen hier bereits jene Niederschlagsmengen anträfen, wie sie selbst nur im Innern zu Boden gelangen, so würden zweifelsohne hier dem Europäer recht wenig zuträgliche Zustände herrschen. Man denke aber: eine Europäerkolonie mit einer ungesunden Tropenküste! Also ehe man die Schattenseiten sich in düsteren Farben vergegenwärtigt, möge man auch das Gute zu berücksichtigen trachten, das gerade wieder förderlich auf die kolonisiatorische Erschließung des Innern einwirkt, während es allerdings auf den ersten Blick nicht immer erkannt wird.

Ehe wir uns der Betrachtung der Einzellandschaften des eigentlichen Kolonisationsgebietes von Südwestafrika zuwenden, ist ein Blick auf die ihnen allen gemeinsamen Bedingungen nötig, aus denen das Leben der Natur in ihrem Bereiche gewisse Charakterzüge entwickelt, denen wir überall im Innern des Schutzgebietes wieder begegnen und die somit auch die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens auf das stärkste beeinflussen.

Wir müssen dabei von den allgemein wirkenden Folgen der Lage und des vertikalen Aufbaues des Landes ausgehen, wobei wir von dem im äußersten Nordosten bis zum Zambesi herüberziehenden schmalen Landstreifen völlig absehen können. Zunächst ist es die durch feine meridional streichendes Hochgebirge gehemmte Einwirkung der ungeheueren ozeanischen Wassermassen, die bis zu einem gewissen Grade dem ganzen Lande zu gute kommt. Abgesehen von jenem eben erwähnten Gebiet ist bei seiner vorwiegenden Längserstreckung das ganze Binnenland unserer Kolonie als verhältnismäßig küstennah zu bezeichnen. Nur die innerste Landschaft des äußersten Nordens liegt etwa 800 km vom Meere entfernt, und zwar entspricht diese Weglänge sogar schon dem Abstände bis nach Swatopmund ebenso wie dem bis zu dem nächstgelegenen Punkte der nördlichen Küsten. Für die östlichen Landschaften des Hererolandes sinkt die Entfernung bis zum genannten wichtigsten Landungsplatze schon auf weniger als 700 km, für die Mittelzone des Schutzgebietes auf 550 km, in der Breite von Lüderitzbucht beträgt sie für die Linie Ofgrenze—Ozean gar nur noch 450 km. Stellt man diesen Entfernungen die Tatsache gegenüber, daß zum Beispiel in Deutsch-Südafrika das ganze über die Entfernung Bagamoio—Tabora hinausgelegene Gebiet mehr als rund 700 km, die wichtigen Landschaften zwischen Tanganika und Uferowesee dagegen weiter als 800 km vom Meere gelegen sind (natürlich in abgerundeter Entfernungsmasse), so zeigt sich gerade in dieser Zusammenstellung die große Begünstigung besonders der wichtigeren Gegenden von Südwestafrika im Hinblick auf den Verkehr mit der See. Nach Osten zu aber ist das ganze Land um so schärfer abgeschlossen, was sich auch in seiner geschichtlichen Entwicklung erkennen läßt. Dort breiten sich die endlosen Steppenebenen der Kalahari bis zum Betschuaneulande aus, die infolge ihrer eigentümlichen Bodenverhältnisse so großen Mangel an Oberflächengewasser zeigen, daß eine Durchquerung derselben selbst in der Regenzeit ein nicht ungefährliches Wagnis genannt werden muß. Nur über das Namiland im fernem Nordosten und über die entlegenen Hochländer am mittleren Dranje im Süden konnte eine Art von Verkehr stattfinden. So sehen wir, wie das Schutzgebiet

auch aus diesem Grunde im großen nur nach Westen, also nach der See hin, seine Beziehungen zu entwickeln vermochte. Die wenigen hier vorhandenen Straßen, die wenig lebende Beschaffenheit der küstennahen Striche waren aber wieder die Ursache, daß die Besitzergreifung des Landes und der Beginn seiner Kolonisation so lange auf sich warten ließen; wäre das Westland auch nur annähernd ähnlich beschaffen wie die Südküste der britischen Kapkolonie, so würden wir sicher heute nicht die deutsche, sondern die englische Flagge auch über den Hochländern der Ovaherero und der Naman entfaltete sehen.

Ist dieser allgemeine Charakter der Verkehrsverbindungen in Südwestafrika somit wesentlich in seiner Lage zu den umgebenden Erdgebieten begründet, so vermag selbst die flüchtige Beobachtung dem Wilde des Lebens seiner verschiedenen Landschaften eine ganze Reihe gemeinsamer Züge zu entnehmen, die, seinem eigenen physischen Bau entkammend, gleichartige Wirkungen sowohl im Norden wie im Süden zu äußern vermögen.

Als ein kleiner Teil des ganzen großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika nimmt auch unser Schutzgebiet an der Grundform des Aufbaues teil, der wir hier überall wieder begegnen, sei es in der Nähe des Kap der guten Hoffnung oder in der Umgebung der gewaltigen Seen innerhalb der tropischen Ländermassen. Zwei Seiten sind es, nach denen sich die Eigenart dieses ungeheuren Gebietes überall in sich gleichbleibender Weise erkennen läßt, eine beträchtliche Meereshöhe und ein stets wieder hervortretendes Überwiegen der Bildungen von plateauartiger Entwicklung über diejenigen von gebirgsartiger Charakter. In besonders ausgeprägtem Grade gilt dies aber vom außertropischen Südafrika und insonderheit auch von unserer Kolonie. Zwar ist es sehr schwer, aus den vorhandenen und noch recht wenig zahlreichen Höhenmessungen eine genaue Zahl für die mittlere Erhebung des Landes über den Meeresspiegel ableiten zu wollen. Wenn wir indessen das Küstenland, wie wir es bereits in der geographischen Darstellung getan haben, hier ausschneiden, so erhalten wir für die übrigenbleibenden $\frac{9}{10}$ des Landes eine mittlere Höhe, deren Maß mit 1200 m sicher eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte. Daß aber die durchschnittliche Erhebung eines ganzen Landes zu einer Seehöhe, welche die des Brodengipfels noch um einiges übertrifft, ihren Einfluß in gleichartigem Sinne auf die verschiedensten Lebensäußerungen der Natur in allen Sondergebieten der Kolonie geltend machen wird, darf uns nicht in Erstaunen setzen.

Der auch in Südwestafrika wirksame zweite Grundzug in dem Aufbau des alles Leben tragenden Felsgerüsts, der überwiegende Plateaucharakter, der sich bis zu einem gewissen Grade

auch in den höchsten zentralen Hochlandschaften verfolgen läßt, äußert seine Wirkungen ebenfalls in den verschiedensten Gegenden in einer gewissen Gleichartigkeit mancher Erscheinungen, auf die gleich näher einzugehen ist. Indem auch die Überhöhlungen des Sofels in vielen, ja in den weit-aus meisten Fällen wiederum Plateaucharakter tragen, beschränkt sich die Grundfläche der immerhin vorhandenen wirklichen Gebirge, diejenige der zahl-reichen vereinzeltten Berge und Kuppen ein-gerechnet, auf einen sehr kleinen Teil des Gesamt-gebiets. Damit aber ist einer Landschaftsform die günstigste Gelegenheit zur Entwicklung ge-geben, die auch in der Vegetation und Tierwelt ihren Einfluß auf die Verbreitung von Gattungen und Arten äußern muß. Die freie Fläche, welche diese Form der Bodengestaltung besser bezeichnet als der nicht überall zutreffende Begriff der Ebene, ist für den weitaus größten Teil von Südwest-afrika die Grundform des landschaftlichen Bil-des. Vielfach in wirkliche Ebene übergehend, in an-deren Gegenden mehr ein welliges Gelände bildend, das oft auch von höheren Einzelerhebungen oder von noch höheren Flächengebie-ten überragt wird, löst sie sich nur in dem nach dem Meere zu gelegenen Teile des Landes in einzelne Vorsprünge und tiefer-liegende, nach Westen stär-ker abfallende Landschaften auf. Als Tafelland im großen bezeichnet man sie allerdings am besten nur in der südlichen Hälfte des Schutzgebietes, während Gebirgsbildungen im enge-ren Wortsinne vorwiegend auf die Mittelzone des Lan-des mit ihren weit ver-breiteten Gneismassen be-schränkt sind, ohne daß übrigens hier der Plateau-charakter des Ganzen verschwindet.

Dieser Grundzug im Aufbau unserer Kolonie bewirkt nun im Zusammenhang mit der beträch-tlichen Seeshöhe derselben eine ganz eigenartige Entwicklung der Täler. Die Notwendigkeit, ein ungeheueres Gefälle zu überwinden*), bewirkt, daß alle nach dem Ozean zu gerichteten Täler sich je weiter nach Westen um so mehr in schluch-artige Gebilde mit mehr oder weniger schroffen Wänden verwandeln, während alle nach Osten gerichteten Wasserrinnen ihren lebenspendenden Einfluß schon allein wegen der leichten Zugänglich-keit des eigentlichen Flußbettes über ein aus-gedehntes Seitengelände geltend zu machen im stande sind. So gilt von den vom Hochlande aus irgend welchen viel tiefer liegenden Landschaften zutretenden Tälern, also fast von dem ganzen Schutz-gebiet, also auch dem größten Teile des Südens das Umgekehrte im Hinblick auf die Verkehrs-wirkung des Aufbaues, als was wir in Mittel-europa als Grundfaß aufstellen dürfen. In Süd-

westafrika sind es die höheren Teile des Landes, welche den Verkehr von Ort zu Ort erleichtern, während die Talbildun-gen ihn in vieler Hinsicht hemmend be-einflussen. Und der hier ausgesprochene Satz gilt bezeichnenderweise am meisten von den dem Meere ziemlich nahe benachbarten Gebieten, wo die eigenartige Talententwicklung die Ursache dafür ist, daß vielfach selbst der in der Längsrichtung des Tales sich vollziehende Verkehr lieber das öde Hochland als das wasserreiche, gut bewachsene Flußtal wählt, obwohl er eben um dieser Vor-züge willen daselbe öfters aufzusuchen genötigt ist.

Das Fehlen ausgedehnter hoch über das um-liegende Land emporsteigender Gebirgsketten und geschlossener Kammlinien läßt von vornherein den Schluß zu, daß eigentliche Klimafcheiden dem Lande mangeln, mit anderen Worten, daß gewisse Grund-züge des Klimas in allen seinen Teilen deutlich erkennbar sich wirksam erweisen müssen. Und so

Ufervegetation.

ist es in der Tat. Schon die langdauernde Herr-schaft des Passats und die Breitenlage des Schutz-gebiets im Zusammenwirken mit der Richtung der die Feuchtigkeit der Regenzeit herandringenden Winde**) erklären uns die bedauerliche Erscheinung, daß das ganze Gebiet weniger Regen empfängt, als bei seiner immerhin hohen Temperatur nötig wäre, um einem üppigen Pflanzenwuchs Gelegen-heit zum Gedeihen zu geben. Damit in unmittel-barem Zusammenhange steht das gleichartige Ver-halten der Gewässer, dem wir, da es sowohl geo-graphisch wie auch in seiner Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Kolonie von so außerordent-licher Bedeutung ist, unsere Aufmerksamkeit zu-wenden müssen.

Infolge des ganz Südwestafrika gemeinsamen scharf ausgeprägten Gegensatzes zwischen einer lang-dauernden Trockenzeit und einer nur wenige Monate hindurch währenden Regenzeit sind mit Ausnahme der großen Grenzströme im äußersten Norden und im fernsten Süden alle Flüsse des Landes so-genannte Regenflüsse, das heißt wir haben in

*) Dieses beträgt bei manchen größeren Wasserläufen des Hererolandes 4:1000.

**) Sie kommen aus dem Quadranten von Nord bis Ost, haben also, ehe sie unser Gebiet er-reichen, bereits über weite Landflächen dahinstreichen müssen.

ihnen nicht sowohl Adern ständig fließenden Wassers als vielmehr Abfluskrinnen für die Regenfluten des Sommers zu sehen. Unser gesamtes Schutzgebiet aber ist gegenüber den Landschaften des inneren Kaplandes insofern hochbegünstigt, als wenigstens diese Wasserläufe gerade von der Kürze der Regenperiode einen Nutzen haben. Denn die Zusammendrängung der Niederschläge auf wenige Monate hat zur Folge, daß viele von ihnen, wenn auch nur für kurze Zeit, so doch oft recht vollständig gefüllt sind, und es ist klar, daß die plötzlich sich, sei es oberflächlich, sei es in der unter dem Boden liegenden Geröllschicht ansammelnden Gewässer eben infolge ihrer Masse viel mehr der überall beträchtlichen Verdunstung Widerstand zu leisten vermögen, als wenn sie in zahlreicheren, aber weniger ergiebigen Güssen zur Erde gelangten. Auch die kleineren Wasserläufe, ja selbst solche von dem Umfange bloßer Bäche vermögen sich auf diese Weise*) für kurze Zeit in wirklich fließende Rinnsale umzuwandeln, und wie sie auf der einen Seite ungezählte natürliche Becken in Schluchten und Felsgründen oder unterirdische Staudämme in natürlichen Felsen mit Wasser versorgen, das dort oft für sehr lange Zeit gegen die Verdunstung geschützt ist, so gewähren sie bei dem eigenartigen Aufbau des Landes an ebenso ungezählten Stellen dem fleißigen Kolonisten die Möglichkeit, durch Kunst ein Abfangen und Aufstauen des Wassers zu bewirken, um dasselbe zur Bewässerung seiner Ländereien zu benutzen.

Allen Flüssen des Landes, wo immer sie sich durch das Hochland hinziehen, ist ferner die Eigentümlichkeit gemein, daß sie unter einer den Untergrund gegen die Verdunstung schützenden Schicht viel länger Wasser führen als oberflächlich. Ja, in den größeren von ihnen kann man mit ziemlicher Sicherheit das ganze Jahr hindurch in einer mäßigen Tiefe auf Wasser stoßen. So werden sie auch an von jeder menschlichen Kultur abgelegenen Stätten zu wichtigen Spendern des unentbehrlichen Elements, denn es bedarf nicht nur geringer Mühe, diese Grundwasserflüsse zu erreichen, sondern an günstigen Stellen treten diese auch in der Trockenzeit auf kurze Strecken zu Tage und sie ähneln dann häufig genug einem wirklichen Bach oder einer dem Boden entspringenden Quelle. Vielfach sind die auf den Karten als solche oder mit einem holländischen Wort als Fontainen bezeichneten Wasserstellen nichts anderes als das auf diese Weise sichtbare, im übrigen aber unterirdisch dahinströmende Grundwasser unter dem Schwemmland eines Flusses.

An wirklichen Quellen im engeren Wortsinne aber ist, wie aus der Regenarmut und dem oft nur wenig gestörten Verlauf der Schichten gleichmäßig hervorgeht, im ganzen Lande ein außerordentlicher Mangel. Charakteristisch ist indessen eine fast das ganze Schutzgebiet in seinem meridionalen Mittelgebiet von Norden nach Süden durchziehende Zone, in der sich in der Tat in der verschiedensten geographischen Breite echte Quellen von oft sehr beträchtlicher Wasserförderung finden. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört das be-

rühmte Quellgebiet am Waterberge im nördlichen Hererolande sowie dasjenige von Windhoek in der Mitte des Schutzgebiets. Was aber diese Reihe von Sprudeln noch auffallender erscheinen läßt als ihr bloßes Vorhandensein in einem so trockenen Lande, das ist ihre bisweilen sogar recht hohe Temperatur. Die heißesten von ihnen kommen in dieser Beziehung den besonders warmen Gewässern anderer Länder beinahe gleich, und die folgende Zusammenstellung mag dem Leser ein Bild dieser merkwürdigen Erscheinung geben**).

Quelle von	Temperatur in Celsiusgraden
Emburo	77
Imapju	61
Dytango fatiti	63
Dytango	65
Windhoek	78
Nehoboth	53
Sanitobis	43

Wie groß der Eindruck dieser Warmwasserquellen auf die Bewohner des Landes von jeher gewesen ist, geht daraus hervor, daß einige von ihnen ganzen Niederlassungen den Namen gegeben haben. So verbannt Warmbad im äußersten Süden der Kolonie seine jetzige, Windhoek seine hottentottische Benennung den seltsamen Sprudeln, denn diese (Githams) bedeutet nichts anderes als „feurige Wasser“, und es gewährt die Reihe heißer Quellen hier einen um so wunderlicheren Anblick, als diese im Hauptorte des Schutzgebiets sich am oberen Rande eines Hügels entlang ziehen und namentlich in den Morgen- und Abendstunden ihre weißen Dämpfe in die klare, kühle Luft aufsteigen lassen.

Eine weitere Folgeerscheinung zu großer Trockenheit, vor allem aber des Mangels an längere Zeit hindurch fließenden Gewässern trifft man im ganzen Lande. In den verschiedensten Landschaften kommen Ansammlungen von Salz an der Bodenoberfläche vor, welche man als den unmittelbaren Beweis einer nicht genügenden Auslaugung weiter Flächen durch das Abflusswasser betrachten kann. Wo heutzutage abflußlose Gebiete von größerer Ausdehnung vorhanden sind, wie zum Beispiel im Nordwesten der Kolonie, sind derartige Vorkommnisse natürlich ebenfalls in stärkerem Maße entwickelt als anderwärts. Man muß aber festhalten, daß in einem Lande mit so ausgeprägtem Steppenklima, wie wir es in Südwestafrika vor uns haben, auch zahlreiche kleinere Gebiete, die ihrem orographischen Aufbau nach, das heißt zufolge der Abfallrichtung der geneigten Flächen des Geländes, keineswegs zu den abflußlosen Landschaften zu gehören brauchten, im Haushalte der Natur tatsächlich die gleiche Rolle spielen können wie diese, da sie nur ganz selten und vielleicht kaum jemals so viel Regen empfangen, um tatsächlich das in ihnen zusammenströmende Wasser bis zu einem der größeren Rinnsale zu entleeren. Diese für viele kleinländischen feststehende Tatsache ist aber insofern von großer Bedeutung, als bei der Anlage von Stau- und Bewässerungs-

*) Natürlich ist hier, wie ausdrücklich betont werden möge, stets von einem Normaljahre die Rede, von dem Abweichungen nach beiden Seiten sehr oft vorkommen können.

**) Es verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß diese Zone sich nach Süden bis in die Gegenden in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung fortsetzt. Dort hat noch die Quelle von Brandvlei eine Temperatur von ungefähr 63°.

anlagen in vielen Fällen mit einer Wirkung des Wassers gerechnet werden muß, die alles andere eher als erwünscht genannt zu werden verdient.

Sind von der Weltlage der Kolonie innerhalb der großen Zonen der Erde und von ihrem Aufbau somit, wie im vorhergehenden gezeigt ist, eine ganze Reihe von geographisch wirksamen Faktoren abhängig, welche vorwiegend mit den Niederschlägen und ihren Folgen in Zusammenhang stehen, so hängt auch die Wärmeverteilung wenigstens nach einer Richtung hin von dieser letzten Ursache so vieler Erscheinungen ab. Wo wir uns auch befinden mögen, überall ist die ozeanische Lagerung des ganzen südafrikanischen Dreiecks und ist das Fehlen hoher, gleichsam Wetterseiden bildender Gebirge der Anlaß zu einer sehr geringen Verschiedenheit der mittleren Temperatur in den einander entgegengesetzten Zeiten des Winters und des Sommers. Während wir in Deutschland gewohnt sind, mit einer Verschiedenheit der Durchschnittstemperaturen des wärmsten und des kältesten Monats von ungefähr 20° zu rechnen, beträgt dieselbe in den meisten Teilen von Südwesafrika, selbst im Innern, höchst wahrscheinlich selten mehr als $\frac{2}{3}$ dieses Wertes, in vielen höheren Gegenden aber noch weniger*). Weit mehr aber als durch Breite und die das Süddreieck des Weltteils umgebenden Meere wird die Wärmeverteilung im gesamten Bereich des Innern von Südwesafrika durch die Meereshöhe, mittelbar allerdings auch durch die Trockenheit der Luft beeinflusst, deren gemeinsame Wirkungen auf die Temperatur uns ebenfalls einen Augenblick beschäftigen müssen.

In erster Linie treten diese Wirkungen der Seeshöhe, die ja allenthalben eine bedeutende ist, in den ungeheuren Unterschieden hervor, welche zwischen dem Wärmemaximum bei Tage und dem Wärmeminimum bei Nacht beobachtet werden. Unterschiede von 15 bis 20° C. sind die Regel zu allen Jahreszeiten (in Berlin beträgt derselbe Unterschied nur 7–8°), solche von 25° und darüber sind keineswegs selten und ausnahmsweise kommen noch größere Differenzen vor. So beobachtete der Verfasser an einem Augusttage im Talkeßel von Otjombingwe ein Ansteigen der Wärme von 0° vor Sonnenaufgang auf 35° am Nachmittag! Für das praktische Leben sind die mit dieser starken Schwankung zusammenhängenden Erscheinungen im allgemeinen recht günstig, denn auch in den heißesten Monaten sind die Nächte überall, den äußersten Norden etwa ausgenommen, angenehm frisch und wohl zu ertragen, während andererseits im Winter die

lebhaft Sonnenwirkung bei Tage eine Durchwärmung der Luft zur Folge hat, die selbst nach einer kalten Frostnacht den Aufenthalt im Freien ohne jede Gefahr einer Erkältung sogar für Kranke durchaus ratsam erscheinen läßt. Auf der anderen Seite kann es, vielleicht wieder die nördlichsten Striche ausgenommen, im ganzen Schutzgebiete infolge der starken Ausstrahlung bei Nacht, während der Wintermonate selbst zu starken Frösten kommen, und darin liegt zu einem großen Teile der einheitliche und so wenig tropische Charakter begründet, den die Pflanzenwelt südlich vom 20° südlicher Breite auf den Hochländern des Innern in ihren Einzelformen zur Schau trägt.

Dem ganzen inneren Schutzgebiet eigen ist endlich eine sehr große Trockenheit der Luft. Diese Dampfarmut herrscht aber nicht allein im Winterhalbjahr, das hier entsprechend der Lage des Lan-

Giraffenakazie.

des auf der südlichen Halbkugel natürlich in die Zeit vom April bis September fällt, sondern auch während der Sommermonate, ja sogar in der Regenzeit im engeren Sinne. Auch durch diese Eigenschaft des Klimas wird die Pflanzenwelt in ihrer Zusammensetzung stark beeinflusst, indem nur solche Gewächse ausdauernd vermögen, die durch Verbtheit der Faser, durch die Beschaffenheit der Rinde und der Blätter und bisweilen durch Stoffe, die ihre Oberfläche absondert, gegen die mit der Lufttrockenheit zusammenhängende außerordentlich starke Verdunstung geschützt sind. Mit dieser Eigentümlichkeit, ebenso aber mit der geringen Dichte der Atmosphäre und der zu allen Jahreszeiten geringen, in vielen Monaten kaum merkbaren Bevölkerung steht endlich die ungewöhnlich lebhaft Durchsonnung des Bodens in Verbindung, die Strahlungswirkungen sind hier viel unmittelbarer und kräftiger als in den meisten anderen Ländern unseres Planeten. Gleichzeitig ist mit denselben Ursachen eine Reinheit und Durchsichtigkeit selbst der unteren, dem Boden unmittelbar auflagernden Luftschichten ver-

*) Hier muß betont werden, daß die früher im Schutzgebiet angestellten Beobachtungen wohl nicht gut bei der Beurteilung dieser Frage benutzt werden können, da die aus ihnen gewonnenen Ergebnisse für die Sommermonate ganz entschieden viel zu hohe Werte ergeben. Erst die Temperaturbeobachtungen des Verfassers aus Windhoek waren unter genügendem Schutz der Instrumente gegen die Strahlung gewonnen und ergaben in dieser Beziehung auch andere Resultate.

bunden, die ihresgleichen nur in wenigen Steppenhochländern der Erde finden dürfte, und von deren landschaftlichen Wirkungen am Schlusse dieses allgemeinen Abschnittes noch gesprochen werden soll.

Die bis jetzt geschilderte klimatische Eigenart des Schutzgebietes hat nun gewisse gesundheitliche Folgen, die mit Ausnahme des äußersten Nordostens ebenfalls für das ganze Land Geltung besitzen, und deren große Bedeutung darin beruht, daß wir es hier mit einer der Besiedelung mit Weißen offenstehenden Kolonie zu tun haben. Es ist festzuhalten, daß das ganze Innere südlich vom 20. Grad südlicher Breite ein dem Europäer zuträgliches Klima sein eigen nennt. Zunächst wirkt die starke Tageseschwankung *) in höchst günstiger Weise auf die gerade in den Tropen so sehr mitgenommenen Nerven und damit zugleich auf das Wohlfinden des ganzen Körpers ein. Im Sommer ist selbst nach den heißesten Tagen eine kühle Nacht die Regel, und der erquickende Schlaf, der in der heißen Zone dem Weißen oft nur sehr mangelhaft zu teil wird, wird hier seltener durch übergroße Wärme gestört als selbst bei uns in Deutschland während der Sommermonate. Aber auch im Winter ist das Aussteigen der Temperatur zu einem Grade, der selbst das Zigen im Freien das ganze Jahr hindurch gestattet, eine Annehmlichkeit von unschätzbarem Wert. Eine weniger willkommene Folge der starken Wärmeschwankungen allerdings, zumal wenn sie wie in den Sommermonaten auch noch gleichzeitig mit Regengüssen eintreten, ist die große Verbreitung rheumatischer Leiden, die man beinahe eine Charakterkrankheit der südafrikanischen Hochländer nennen könnte.

Aber die in der Tat oft beträchtliche Höhe, welche die Temperatur in den Nachmittagsstunden während des Sommers erreicht, ist nicht nur aus dem eben erwähnten Grunde leichter erträglich, als man denken sollte, wenn man von den Gradzahlen hört, die am Thermometer abgelesen werden und die selbst in den hohen zentralen Gebieten in den heißen Monaten 30° sehr oft übersteigen **). Vielmehr befördert die erwähnte Dampfart der Luft auch die Verdunstung von der Hautoberfläche in einem solchen Grade, daß sich der Körper gewissermaßen in einer ständig ziemlich stark unter die Außenwärme abgefühlten Luftschicht befindet. Bei genügendem Schutze des Körpers gegen die Sonnenstrahlung empfindet man daher die Hitze keineswegs so stark, wie man nach ihrer wirklichen Höhe erwarten sollte, und man ist im Stande, selbst angestrengt körperlich zu arbeiten, ohne daß man darum von jenem lästigen Gefühl der Ermattung heimgesucht wird, welches bei uns in Europa so oft als unmittelbare Folge der Anstrengung während eines heißen Sommertages beobachtet wird. Charakteristisch erschien dem Verfasser, daß sich während der Berliner Kolonialausstellung die südafrikanischen Eingeborenen mehrmals über die Hitze beklagten, obwohl die wahre Temperatur niedriger war, als die täglich im Sommer ihrer Heimat eintretenden Wärmegrade. Es fehlt eben

der trockenen und reinen Hochlandluft dort jene abstoßende dumpfe Schwüle, die in der Regel als die Folge eines großen Dampfgehaltes der Luft wird gelten müssen. Auch ist das Atmen in der wunderbaren Reinheit der Atmosphäre über diesem Lande allein schon ein Genuß, und man begreift die günstige Beeinflussung, die besonders die Atmungsorgane durch den längeren Aufenthalt in unserer Kolonie erfahren.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß infolge der erwähnten Eigenart des Klimas und auch infolge der Durchsonnung von Luft und oberster Bodenschicht das Klima von Südwestafrika auch im Hinblick auf jene kleinsten Lebewesen, die man als die Erreger der verschiedensten Krankheiten anzusehen hat, zu den gesündesten der Erde gerechnet werden muß. Der scheinbare Widerspruch, infolge des Auftretens so mancher Krankheiten, unter denen die Malaria und typhöse Leiden zu nennen sind, fällt in sich selbst zusammen, wenn wir berücksichtigen, daß man für diese niemals das Klima allein verantwortlich machen darf. So bleibt der Satz vollkommen unanfechtbar bestehen: Südwestafrika ist, gleiche hygienische Verhältnisse vorausgesetzt, viel gesünder als zum Beispiel Deutschland. Gegen diese Fassung unserer Behauptung spricht keineswegs das Auftreten zahlreicher Krankheiten mit bisweilen tödlichem Ausgange auch bei kräftigen Individuen. Denn wer berücksichtigt, unter welchen höchst ungünstigen Lebensbedingungen der Europäer in diesem Lande so oft zu arbeiten hat, den wird es höchstens in Verwunderung setzen, daß die meisten Weißen sich trotzdem so wohl befinden, mit anderen Worten, er wird in dieser unleugbaren Tatsache eben einen unwiderleglichen Beweis für die Gesundheit des Klimas erblicken.

Die Gleichartigkeit der atmosphärischen Einflüsse, die sich, wie wir soeben sahen, in verschiedenen Punkten offenbart, zeigt sich auch in zahlreichen Gewächsen, denen man, gleiche Niederschlagsmengen vorausgesetzt, vom nördlichen Hererolande an bis in die Steppen des südlichen Namalandes begegnet. Unter den Holzpflanzen sind es besonders die Vertreter der Azazien, die man geradezu als Charaktergewächse im landschaftlichen Bilde betrachten kann. Auf stärker geneigtem Gelände und in größerer Entfernung vom seichtlichen Grundwasser der Flüsse meist in Form von Büschen, in den tiefergründigeren Senken und in der Nähe der Regenflüsse des Landes aber auch parwaldbartige Bestände bildend, gehören sie zu den wichtigsten Erscheinungen des pflanzlichen Lebens. Denn hier fällt ihnen mehr noch als in anderen Ländern die Aufgabe zu, den ohnedies der Austrocknung so sehr ausgelegten Boden gegen die Sonnenstrahlung zu schützen. Leider haben die ursprünglich vorhandenen Bestände durch die Bewohner des Schutzgebietes bereits an vielen Orten eine mehr als wünschenswerte Verringerung erfahren. Als eine der wichtigsten und dankens-

*) Natürlich gilt vieles von dem hier Ausgeführten entweder allgemein oder doch wenigstens in bestimmten Jahreszeiten auch vom äußersten Norden. Gleichwohl bildet dieser gerade in gesundheitlicher Beziehung aus lokal wirksamen Ursachen ein Gebiet für sich, so daß wir deshalb die Grenze des 20. Breitengrades als passend angenommen haben.

**) Hier wie überall handelt es sich natürlich immer um Schattentemperaturen. Auch ist, wie an dieser Stelle ausdrücklich betont werden mag, stets die hundertteilige Celsiuskala den Temperaturangaben zu Grunde gelegt.

wertesten Maßnahmen der Kolonialverwaltung ist es daher zu bezeichnen, daß den früheren Verwüstungen, die durch die ehemals so häufigen Steppenbrände nur noch vergrößert wurden, nunmehr Einhalt getan ist.

Die Azazien des Schutzgebietes, unter denen die Giraffenazazie mehr dem höheren Lande angehört, während der Anabaum auf die wärmeren Talgebiete der westlichen Zone beschränkt ist, sind als Vorräger gleichzeitig dafür verantwortlich zu machen, daß namentlich die Buschwälder sich durch Unzugänglichkeit, ja an manchen Stellen durch völlige Undurchdringlichkeit auszeichnen; ihr Dickicht vermag infolgedessen zahlreichen kleineren Vertretern der wilden Tierwelt ausgiebigen Schutz gegen ihre Verfolger zu gewähren.

Unter den Charakterformen, die man überall antrifft, sind ferner mehrere Aloearten, in den oberen Landschaften auch eine Euphorbie, der sogenannte Milchbusch, unter den kleineren Gewächsen endlich Steppenbüsche verschiedener Arten, Melonen und eine Anzahl von Knollengewächsen zu erwähnen. Das Gras, das in verschiedenen Arten große Flächen bekleidet, unterscheidet sich innerhalb der außertropischen Gegenden ebenfalls durch einige mit dem Klima zusammenhängende Eigentümlichkeiten von der Grasbede europäischer Landschaften. Es verbreitet sich nur in einzelnen stehenden Büscheln über das Feld, so daß selbst in gut bewachsener Gegend niemals jenes dicht geschlossene Pflanzenkleid den Boden überzieht, das wir als mit dem Begriffe der „Grasweide“ übereinstimmend anzusehen pflegen.

Außerdem aber unterliegt es einer Einwirkung der dampfartigen Luft in auffallendem Grade. Bald nach dem Beginn der Vegetationsperiode verliert das Gras seine grüne Farbe, und nicht lange, so schimmert das Weidefeld gelb wie ein reifes Kornfeld. Die Halme sind indessen keineswegs verbrannt, sondern sie trocknen aus und werden so ohne die Arbeit des Menschen zu einem „Heu auf dem Halme“, das ebenso wie das auf künstlichem Wege gewonnene Heu lange Zeit seinen Nährwert behält. Ohne diese wunderbare Verwandlung würde das Wild und das Vieh nicht im Stande sein, das ganze Jahr hindurch inmitten der oft weit von den nächsten Grundwassergebieten entfernten Flächen auszuharren.

Aber selbst das beweglichste Element der organischen Natur offenbart in seiner Entwicklung und Verbreitung den gewaltigen Einfluß, den dieses eigenartige Land auf alles Lebendige ausübt. Selbst in der Tierwelt sind es vornehmlich diejenigen Formen, die, an freie Flächen und endlose Weiten gewöhnt, die an sich dürftige Weide heute hier und morgen in entfernten Gegenden auszunutzen im Stande sind, die den Hauptbestand des südwestafrikanischen Wildes ausmachen. Sind

auch ursprünglich die meisten großen Säuger des Kontinents in diesem Lande heimisch und, wenn auch viel weniger zahlreich als ehemals, auch jetzt noch vorhanden, so ist doch dieses Gebiet ursprünglich so recht eigentlich ein Tummelplatz der in großen Rudeln lebenden Weidetiere gewesen. In erster Linie sind es die Antilopen und unter ihnen wieder der Springbock, die als das Charakterwild des Landes genannt werden müssen, daneben die zierlichen Verwandten unseres Pferdes, das Zebra und das ihm sehr nahestehende Bergzebra, zu denen sich auch heute noch in den entlegenen und menschenleeren Gebieten das Großwild der Steppe, Giraffen und Rhinocerosse, gesellen. Neben diesen Säugern spielt natürlich der Strauß und die Trappen, sowie das Flugwild der Buschsteppe, die zahlreichen Arten der Kuhnervogel, eine große Rolle, während die im ganzen westlichen Schutzgebiet häufigen Fels- und Schluchtenlandschaften zahlreichen in solchem Gelände besonders gewandten Getier als Verbreitungsgebiet dienen.

Rotblühende Aloe.

Unter ihnen ist von auffallenden Formen der Klippschliefer und der Varenpavian zu nennen. Das ebene Land gestattet wiederum zahlreichen in der Erde wühlenden Tieren, unter denen ein großes Schuppentier eines der merkwürdigsten ist, sich ihres Daseins zu freuen, während das Raubzeug, vom Löwen und Leoparden bis zu den verschiedenen Vertretern der Hyänenfamilie und den schakalartigen Räubern aus dem Hundegeschlecht an keine bestimmten, von der Natur gezogenen Grenzen gebunden ist und lediglich vor der vordringenden europäischen Siedlung ein wenig stärker zurückweicht. Tropische Formen dagegen, sowie alle jene, welche an ausgedehnte Wälder gebunden sind, fehlen der Kolonie, so zum Beispiel die großen Affenformen des äquatorialen Afrika, ebenso aber auch diejenigen Arten, welche an regelmäßig fließendes oder in größerer Menge vorhandenes stehendes Wasser gewöhnt sind. Dagegen sind, im Gegensatz übrigens zu der in Europa herrschenden Ansicht, gerade in diesem Steppengebiet die Reptile sowohl hinsichtlich der Zahl der Arten wie auch der Individuen außerordentlich häufig. Unter ihnen sind es besonders die Schlangen und unter diesen wieder die Giftschlangen, die in großen und kleinen Vertretern der Gattung überall vorkommen. Sowohl den

Kiesen unter ihnen, den Python, wie zierliche Rattern kennt man in den verschiedensten Landschaften, und unter den allenthalben verbreiteten giftigen Tieren ist neben der Gornviper die schwerfällige Puffotter und die Kobra Südafrikas, die Naja habe zu erwähnen, die bisweilen eine ganz bedeutende Größe erreicht. Auch an Eidechsen ist kein Mangel, und unter den dem Menschen mitunter lästigen Bewohnern des Landes aus der niederen Tierwelt verdienen zahlreiche Insekten, Spinnen, Heuschrecken, eine Termiten, sowie endlich zwei höchst unangenehme Skorpione genannt zu werden. Auch in der Verbreitung der niederen Tiere spielt die Massenhaftigkeit des Auftretens in der freien Landschaft bisweilen eine wichtige Rolle. Dies gilt namentlich von einem unter ihnen, von der unscheinbaren und doch so schädlichen graubraunen Wanderheuschrecke, die das

gewächse zu rechnen, sondern außerdem auch auf die Schwantungen der Regenzeit hinsichtlich ihrer Eintrittszeit und ihrer Ergiebigkeit Rücksicht zu nehmen; für besonders trockene Jahre bedarf man eines Reservelandes zur Durchbringung der Tiere, durch dessen Schonung in besseren Jahren die Größe des Weidelandes natürlich noch wächst.

Die im ganzen Land ursprünglich von den Europäern vorgefundenen Rinderrassen sind echte Steppenrinder, unter denen besonders der von den Ovaherero gehaltene Schlag durch Größe und Schönheit hervorragt. Schlank, hochgebaut und im Stande, Hunger und Durst besser zu ertragen als das schwere Fleisch- und Milchvieh anderer Völker, geben diese Tiere ein vorzügliches Zugmaterial für das Hauptverkehrsmittel im Lande, den südafrikanischen Ochsenwagen, ab. Neuerdings sind aber von den Bastards und von den euro-

päischen Siedlern bereits wertvollere Rassen zur selbständigen Haltung oder zur Verbesserung der einheimischen Rinder eingeführt. Von Krankheiten, welche die Tiere im Schutzgebiet bedrohen, ist in erster Linie die gefährliche Lungenseuche zu nennen. Auch die ganz Ost- und Südafrika durchziehende Rinderpest hat das Schutzgebiet vor einigen Jahren heimgesucht und namentlich den Beständen der Eingeborenen sehr erhebliche Verluste zugefügt.

Eine Verwendung der Ochsen, der man in Südwestafrika öfters begegnet, nämlich zu Reitzwecken, mag hier

Damararind.

Land in bestimmten Perioden heim sucht. Eine Gegend, welche von einem der aus ungezählten Scharen dieser Tiere bestehenden Schwärme heimgesucht wird, gleicht binnen kurzem einer Wüste, und die wirtschaftliche Schädigung, die ein von Heuschrecken überfallener Platz erleidet, ist ungeheuer. Neben den geflügelten treten nicht selten ganze Armeen der ungeflügelten Jungen, die sogenannten Joetgangers, auf, und sie werden im ganzen Lande fast noch mehr gefürchtet, als die stets mit dem Winde ziehenden Flieger.

Selbstverständlich muß in einem Lande von der Eigenart des eben geschilderten Schutzgebiets auch das Wirtschaftsleben des Menschen in hohem Grade von der Natur abhängen. Das Überwiegen der Steppe bedingt eine vorwiegende Ausnutzung der Kolonie als Viehzuchtgebiet, und die Dürftigkeit der Weide*) hat zur Folge, daß diese nur auf sehr großen Flächen, also in äußerst extensiver Form, stattfinden kann. Die Viehhaltung hat hier aber nicht nur mit der geringen Menge der Futter-

ebenfalls Erwähnung finden. Sie ist insofern nicht ohne Bedeutung, als die Pferde hier ebenso wie in Südafrika überhaupt gegen Ende der Regenzeit öfters von einer Seuche heimgesucht werden, die leicht einen sehr erheblichen Prozentsatz der Tiere hinwegrafft, und gegen die man sie dadurch am besten schützt, daß man sie während der gefährlichen Monate (Jannar bis April) auf erfahrungsgemäß immunen Plätzen hält. Im übrigen aber beweist das Vorhandensein zwar nicht vieler, aber sehr zäher und brauchbarer Pferde in den verschiedensten Gegenden, daß Südwestafrika für die Aufzucht und Haltung dieser Tiere sich mindestens in demselben Grade eignet, wie die inneren Gebiete der alten Kolonialstaaten Südafrikas.

Die ursprünglich im Schutzgebiet heimischen Kleinviehrassen sind das Schaf und die Ziege. Beide indessen sind durch Bau, Fleisch- und Fetteentwicklung und einige besondere Eigentümlichkeiten sehr verschieden von ihren europäischen Ver-

*) Diese ist hier lediglich mit Rücksicht auf die Menge der Futtergewächse und keineswegs auf den Nährwert der einzelnen Pflanzen zu verstehen. Dieser kann im Gegenteil recht hoch sein und dem guten europäischen Futter gleichkommen.

wandten. Das Schaf, besonders in den Gegenden, in welchen Buschweide die Grasweide überwiegt, größer und schwerer als der gewöhnliche Vertreter der Gattung, trägt kein Wollkleid, sondern eine ziemlich wertlose Behaarung, zeichnet sich aber durch ein ziemlich großes Schlachtgewicht und durch großen Wohlgeschmack des Fleisches aus. Charakteristisch für die einheimische Rasse ist ferner die ungeheure Fettentwicklung des Schwanzes, der fast immer mehrere Pfunde des feinsten Fettes liefert und bisweilen ein Gewicht von 5 kg und darüber erreichen kann. Die Ziegen des Landes, das afrikanische Charakterhaustier, zeichnen sich ebenfalls durch ihre Größe und ihre Fleischentwicklung vorteilhaft aus.

Die beiden Vertreter der Kleinviehrazen, für die das Klima und die Weide eines großen Teiles von Südwestafrica besonders geeignet erscheint, das Wollschaf und die Angorasiege, sind bis jetzt erst in ganz geringer Menge im Lande vorhanden. Doch kann man schon jetzt aussprechen, daß, je schneller namentlich die Zucht des Wollschafes sich ausbreitet, um so sicherer und schneller auch das wirtschaftliche Emporblühen großer Landschaften erfolgen wird.

Viel mehr indessen als in dem Betrieb der Viehhaltung zeigt sich der Einfluß des Steppenklimas in der Ausnutzung des Bodens zu Anbauzwecken. Der Ausdruck „Ackerbau“ würde hier überhaupt nicht zutreffen, denn die Art, wie die Bestellung der Anbaufläche erfolgt, erinnert höchstens an unseren Gartenbau. Denn es ist festzuhalten, daß man für das ganze außertropische Südafrika als Regel aufstellen kann*): Der Landbau bedarf zu seiner Ausübung stets der künstlichen Bewässerung.

Was ursprünglich, das heißt vor der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland, in den verschiedenen Gebieten gebaut wurde, beschränkte sich denn auch auf herzlich wenig Gewächse. Mais und ab und zu ein wenig Weizen wurden an den Ufern der Flüsse selbst von Eingeborenen gezogen. Daneben bildeten Melonen, für die das Klima außerordentlich geeignet ist, Kürbisse und ein paar andere Pflanzen den ganzen Bestand der Kulturgewächse, die man noch vor anderthalb Jahrzehnten als allgemein anzutreffend ansehen konnte. Hauptsächlich das Verdienst der Missionare, weiterhin das der Regierung und einer ganzen Anzahl von Privaten ist es, daß dieser Bestand neuerdings um eine ganze Reihe von wichtigen Arten vermehrt worden ist, von denen einige in der künftigen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes sicherlich eine nicht unwichtige Rolle zu spielen vermögen. Gehe wir auf diese Pflanzen selbst ein, möge aber die Möglichkeit der Anlage von Bewässerungs-

werken kurz Erwähnung finden, da diese ja in der Ausnutzung der für den Gartenbau geeigneten Ländereien als wichtigstes Erfordernis zu gelten haben.

Ganz Südwestafrica ist, wie bereits betont wurde, vor manchen Gegenden mit annähernd gleicher Regenmenge dadurch begünstigt, daß die Niederschläge sich auf eine verhältnismäßig kurze Zeit zusammendrängen. So war in der Nähe der Flüsse oder an den Flußbetten selbst während der Trockenzeit Gelegenheit gegeben, einen Teil der ziemlich beträchtlichen, unterirdisch abwärts strömenden Wassersätze zu verwerten. Gesah dies von Seiten der Eingeborenen zumeist nur in Gestalt der Anlage von sogenannten Püken, das heißt Brunnen, die zur Tränkung des Viehs benutzt wurden, so finden sich auch die Gärten der Eingeborenen stets in der unmittelbaren Nachbarschaft solcher Wasserläufe. Nur, wo natürliche Quellen und Wasserstellen von großer Ergiebigkeit

Bock aus dem Süden.

vorhanden waren, finden wir auch in ihren Bezirken eine Art von Verinselungsanlagen höherer Ordnung. Zum Bau größerer Bewässerungswerke dagegen waren sie nirgends fortgeschritten.

Nun bietet zwar die Kugbarmachung der durch Pumpwerke und ähnliche Anlagen aus dem Untergrunde der Flüsse zu gewinnenden Grundwassermengen besonders an den größeren von ihnen Aussicht auf guten Erfolg. Für diese wird es in den meisten Gegenden besonders kostspieliger Vorbereitungen kaum bedürfen. In manchen Gebieten, aber keineswegs überall und vornehmlich nicht so sehr im Westen wie im Osten des Schutzgebietes, werden auch Bohrungen von Erfolg begleitet sein, doch sind solche bei den mit ihrer Veranstellung verbundenen Unkosten immerhin nur bei genauer vorheriger Untersuchung der Schichtung, der Höhenunterschiede u. s. w. zu empfehlen. Viel wichtiger, weil gerade an den zahlreichen kleineren Wasserläufen vielfach ohne besonders große Ausgaben durchführbar, ist indessen die Herstellung von Staudämmen, wie solche in den trockneren Landschaften auch der alten Kolonien Südafrikas seit langer Zeit zur Anwendung kommen. Auf solche Arbeiten, die an verschiedenen Stellen auch in unserem Schutzgebiet bereits von unternehmenden Privatleuten ausgeführt sind, ist wegen der Möglichkeit, sie fast überall auszuführen, der weitest-größte Wert zu legen. Mit ihnen lassen sich

*) Selbstverständlich auch hier nur unter Bezugnahme auf normale Niederschlagsjahre zu verstehen.

endlich auch die Stauanlagen großen Maßstabes vergleichen, die vielleicht heute infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Schutzgebietes noch nicht zeitgemäß erscheinen, die aber später sicher einmal zur Ausführung gelangen werden. Jedenfalls haben die vom Syndikat für Bewässerungsanlagen in Südwestafrika veranstalteten Untersuchungen ergeben, daß die Möglichkeit, an verschiedenen Stellen derartige Sammelbecken größten Umfanges zu schaffen, in unserer Kolonie gerade so gut besteht wie im Kaplande.

Die Voraussetzungen, welche für eine größere Ausdehnung wertvoller Gartenkulturen gemacht werden müssen, sind somit in allen Einzelanschaffungen für nicht unbedeutliche Flächen erfüllt. Allerdings, allzugroß darf man sich ihre Ausdehnung nicht vorstellen, und ein Vergleich mit den subtropischen Gebieten Südeuropas ist in Bezug auf die mögliche Größe der Kulturlächen in diesem Falle nicht durchführbar. Selbst wenn wir die Verdunstung ganz außer acht lassen, müßten wir annehmen, daß zur Bewässerung auch nur eines einzigen Hundertstels der Gesamtfläche der außertropischen Länder im Schutzgebiet ein Fluß von der Größe des Swakop, selbst wenn er das ganze Jahr als ständiger Fluß wie zur Zeit seines stärksten, nur in guter Regenzeit einige Tage dauernden Abkommens flösse, nicht ausreichend Wasser liefern würde. Daß dabei die Viehzucht die Grundlage des Erwerbes bleiben muß, ist doch wohl klar. Ebenso klar aber ist, daß man bei einer so geringen Ausdehnungsfähigkeit des Landbaues vorwiegend an solche Kulturen wird denken müssen, welche sich besonders gut lohnen. Und da kommt dem Lande zu statten, daß die Temperaturverhältnisse des Innern in Bezug auf die Höhe der Wärmemittel uns überall mehr auf den Anbau subtropischer Pflanzen als auf den der viel geringere Renten versprechenden noreuropäischen Gewächse verweisen. Gewiß werden die Gärten in Zukunft zunächst einmal das Bedürfnis der Bevölkerung nach vegetabilischer Nahrung zu decken haben. Da aber bei der geringen Dichte der Einwohnerschaft hierzu auf lange Jahrzehnte wenige tausend Hektare vollauf genügen würden, selbst wenn man von der wirtschaftlich nicht einmal richtigen*) Auffassung ausgeht, daß die gesamte Menge der erforderlichen Nährstoffe aus dem Pflanzenreich im Schutzgebiet gezogen werden müsse, so bleiben noch immer erhebliche Flächen übrig, die für die erwähnten Subtropenkulturen verfügbar wären. Unter diesen ist in erster Linie auf die Südfrüchte hinzuweisen, ferner auf die Obstsorten der sommerwarmen Gegenden, unter denen der erfahrungsgemäß in ganz Südafrika vorzüglich gedeihende Pfirsich genannt sein möge. Unter den Nahrungsgewächsen, die besonders dem erwähnten Klimagebiet eigentümlich sind, ist die Dattelpalme hervorzuheben. Bisher nur in ganz vereinzelt Gruppen vorhanden, die aber gut gedeihen, würde sie an den Flüssen, besonders im Herero- und im nördlichsten Namaland, wo sie ohne menschliche Arbeit ihren Wasserbedarf selbst

dem Grundwasser zu entnehmen vermag, den Anwohnern bei den reichen Erträgen, die sie liefert, weit höheren Nutzen abwerfen, als alle Gewächse des noreuropäischen Ackerbaues. Als eine der wichtigsten, wenn nicht als der wichtigsten Pflanze überhaupt, müssen wir aber an dieser Stelle des Weinbaues gedenken, der, wie ebenfalls bereits die Erfahrung bewiesen hat, in Südwestafrika nicht nur gut gedeiht, sondern auch reichlichen Ertrag liefert. Zwar wird er im Innern nur solche Trauben liefern, welche die Kelterung eines als Gebrauchswein im Lande selbst verkäuflichen Weins gestatten. Aber in den auch während der Regenzeit durchaus sonnigen Bewässerungsgegenden an den Flußläufen der Westzone wird man im Stande sein, Weine von dem Feuer und der Güte hochwertiger Südwine zu gewinnen. Ja, man darf ohne Übertreibung annehmen, daß Südwestafrika allein im Stande sein würde, den gesamten Verbrauch Deutschlands an schweren südlichen Weinen zu decken. Dierzu kommt aber noch eine weitere Verwertung der Weinerträge einer hoffentlich nicht mehr allzu fernen Zukunft. Die Trockenheit der Luft gestattet die Verarbeitung der Trauben zu Rosinen hier ebenjogut wie in den ähnlich beschaffenen Landschaften der Mittelmeerländer, und so ist denn auch die Verwertung der Trauben in dieser Richtung wünschenswert. Denn auch den ganzen Bedarf unseres Vaterlandes an diesem Erzeugnis vermöchten die Fluszufer der westlichen Landschaften zu befriedigen.

Sind dies entschieden günstige Aussichten, so ist noch darauf hinzuweisen, daß eine richtige Verwertung des Bodens gleichwohl von dem Grundsatz auszugehen hat, daß erst das Nächstliegende und erst in zweiter Linie das weiterhin Mögliche zu geschehen habe. Das Nächstliegende aber in diesem Lande ist und bleibt die Ausnutzung der Verdegebiete, mit einem Worte die Viehzucht. Eine verständige Siedelungspolitik wird demnach davon auszugehen haben, daß zunächst möglichst alles verfügbare Land unter Farmwirtschaft genommen werden sollte. Erst nachdem dies geschehen, kann man einer Förderung der Kleinsiedelung in größerem Maßstabe näbertreten, damit Fehler vermieden werden, wie sie durch das Einschlagen des umgekehrten Weges in den Kinderjahren unserer südwestafrikanischen Politik begangen wurden. Erst schaffe man Märkte, dann erst gebe man dazu über, Lieferanten für diese in das Land zu ziehen.

Nun gibt es allerdings noch eine Möglichkeit, auch außerhalb der oder neben den eigentlichen Farmlandschaften einige Marktgebiete zu schaffen, welche wesentlich als Abnehmer für die Erzeugnisse der Kleinsiedelung zu dienen haben würden, weil sie eine etwas dichtere Bevölkerung besitzen würden, als dies im allgemeinen der Fall ist. Dies würde geschehen, wenn es endlich gelänge, die eine oder die andere der im Schutzgebiet vorhandenen Erzlagerrstätten in Angriff zu nehmen. An solchen gibt es in verschiedenen Teilen des Landes zunächst Fundstellen von Kupfererzen, die bei besserer Verbindung mit der Küste sich wohl abbaumwürdig erweisen dürften. Neben diesen

*) So wurde in manchen Teilen der Kapkolonie auch vor dem Kriege ausländisches Getreide verbraucht, weil die Erzeugung der für die einzelnen Gebiete nötigen Mengen unter den dortigen Verhältnissen einfach nicht lohnte, und daselbe wird sich später in Südwestafrika bezüglich einzelner Kulturen ereignen.

folche von wertvolleren Mineralien, die sicher vorhanden sind, bei Besprechung der wirtschaftlichen Ausichten des Landes anzuführen, erscheint indessen nicht angängig. Ehe man dazu berechtigt ist, müßte eine genaue bergtechnische Untersuchung die Abbaumwürdigkeit solcher Stätten zuvor festgestellt haben, deren Möglichkeit zu betreiben übrigens ebenfalls unrichtig sein würde.

Vorläufig tun wir am besten, die Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Landes in einer allmählichen Erschließung der in seinen Weidestächen und in seinen bewässerbaren Ländereien ruhenden Reichtümer zu sehen. Mit dieser wird, langsam, aber sicher, auch eine Verdichtung der Bevölkerung bis zu einem Grade eintreten, der die Rentabilität moderner Verkehrslinien und damit auch eine Herabminderung der Preise für alle Lebensbedürfnisse europäischer Herkunft sicher stellt. Die Höhe dieser Preise ist das Haupthindernis für eine schnell sich steigende Aufnahmefähigkeit des Landes für deutsche Siedler.

Gebuld, diese in Afrika so außerordentlich wichtige Tugend, müssen wir also im Hinblick auf diese unsere „Europäerkolonie“ haben, allein wir dürfen gleichzeitig die feste Zuversicht hegen, daß die in einer solchen allmählichen Verdichtung zumal der weißen Bevölkerung liegende Bedeutung des Landes sich schon in absehbarer Zeit selbst den bisherigen Gegnern unserer Kolonialpolitik von selber aufdrängen wird.

Die Dichtigkeit der jetzigen Bevölkerung ist eine außerordentlich geringe, denn sie beträgt nur 0,24 auf einem Quadratkilometer. Diese Zahl wird verständlicher, wenn wir sie uns einmal auf die uns vertrauten Verhältnisse übertragen. Bei der entsprechenden Dichtigkeit würde das Deutsche Reich etwa nur die Bevölkerung von Halle (nach der Zählung von 1895) besitzen. Wenn wir aber gar die Zahl der Weißen allein berücksichtigen, so müssen wir uns erinnern, daß am 1. Januar 1900 noch nicht ganz 3400 Weiße im Schutzgebiet lebten. Es kam somit erst auf etwa 245 qkm ein Weißer*). Das ist dieselbe Dichtigkeit der weißen Bevölkerung, die wir erhalten würden, wenn zum Beispiel das Königreich Sachsen von im ganzen etwa 60 Weißen bewohnt sein würde oder wenn das Deutsche Reich deren 2200, das heißt die Einwohnerzahl eines großen Dorfes, besäße.

Wir wollen diesen allgemeinen Abschnitt nicht schließen, ohne ein Bild der Landschaft zu entwerfen, wie sie auf den Beschauer in ihren überall hervorretenden Zügen einwirkt und wie sie diesem Gebiet im Gegensatz zu unseren tropischen Kolonien eigentümlich ist. Schon beim ersten Aufstieg in das Innere ist es die unvergleichliche Durch-

sichtigkeit der über dem Hochlande ruhenden Luft, die uns entzückt, indem sie alle Gegenstände, mögen sie auch noch so weit entfernt sein, sichtbar in unsere nächste Nähe rückt. Von den meilenweit abliegenden schroffen Höhen vereinzelter Bergzüge leuchten die scharfen Zaden auf das klare herüber, und das Auge ist im Stande, jeden hervorragenden Felsblock von seinem Untergrunde zu unterscheiden. Jede Rinne an den Rändern der tiefen Schründe und Schluchten, die ein solches Gebirge durchziehen, liegt deutlich vor uns. Und auf den unseren Weg begleitenden niedrigen Felsen zeichnet sich auf Tausende von Metern jede Verästelung der seltsamen Aloektauden an dem tiefblauen Himmel ab.

Doch zunächst ist das nach dem Innern zu ansteigende Land noch arm an Gewächsen. Nur in weiter Ferne zeigt das dunklere Grün der Giraffenatazien das Vorhandensein des flachen Bettes eines der kleineren Regenflüsse des Landes an. In unserer Nähe dagegen verleihen den von zerflichen Spring-

Weinreben in Windhoek.

böcken durchflossenen Flächen die Büschel des zarten Inograses einen gelblichen Schimmer, und es sind nur vereinzelte Feigenbüsche und die allenthalben verstreuten mächtigen Milchbüsche, welche etwas Abwechslung in das im Winde wogende Grasland bringen. Doch im Laufe des Tages gewinnt auch die Übergangsteppe ein verändertes Aussehen. Die heftige Sonnenstrahlung, in den ersten Nachmittagsstunden noch recht fühlbar, beginnt sehr schnell nachzulassen, während die Sonne tiefer sinkt; ja, ehe sie sich noch dem Horizont nähert, schauert der leicht gekleidete Körper, gegen die schnelle Abkühlung so bald nach der Wärme des Mittages noch empfindlicher als sonst, oft schon unter einem kühlen Lufthauche zusammen, der über die weite Ebene hinreichet, die mit einem Male in einen fahlen Schein gehüllt erscheint. Und während der westliche Teil des Himmels gewölbes mehr und mehr in den wunderbaren Farben zu erstrahlen beginnt, die in dieser Pracht die Hand keines Malers wiedergeben vermag, schimmern die fernen Höhen plötzlich in seltsamem Lichte, das je nach dem Stande der Sonne zwischen einem leichten Rot und einem prächtigen Violetts wechselt, bis auch dieser letzte Widerschein des leuchtenden Abendhimmels in den Schatten der

*) Der Leser muß hier noch gewarnt werden, aus diesen Zahlen wirtschaftliche Schlüsse zu ziehen. Sie sollen nur die ungeheure Leere des Landes verdeutlichen. Ein einzelner Anfuhrer hat natürlich wirtschaftlich für uns eine ganz andere Bedeutung als ein erwachsener Durchschnittsdeutscher.

schnell hereinbrechenden Nacht verfinst. Jetzt aber beginnt unter dem strahlenden Sternenhimmel oder in jenen Mondnächten, deren gespenstisches Licht alles in unheimlicher Weise aus dem fahlen Dämmerchein hervortreten läßt, das Rufen der zahlreichen Nachtjäger und unter ihnen besonders der großen und kleinen Räuber, die dem zur Tränke ziehenden Wilde der Steppe nachstellen. In der Ferne ertönt das heisere Gebelzer der Hyänen, dazwischen hinein schallt das weinerliche Geschrei der Schakale, und namentlich in bergiger Umgebung hört man auch wohl einmal das Geheul eines Leoparden ertönen, ein Laut, bei dem das Heer der Paviane, das mit raubem Bellen auf den Felsenhöhen ein unmelodisches Nachtkonzert veranstaltet, ängstlich verstummt. Die Stimme des Königs der Tierwelt, die früher allnächtlich an den Wasserstellen des Landes ertönte, fehlt freilich in den bewohnten Teilen des Landes, und wer sie zu vernehmen wünscht, muß sich in den Norden oder in die Kalahari und die einsamen Gebiete im Westen der Kolonie begeben, in denen an Löwen kein Mangel ist.

Weiter nach dem Innern kündigt dichtereres Grasbestand und ein sich bisweilen waldartig zusammenfließendes Buschland an, daß wir uns in der Region kräftigerer Sommerregen befinden. Wohl uns, wenn wir unseren Weg vollendet haben, ehe diese selbst einzuliegen beginnen. Denn das Winterhalbjahr ist trotz der Kälte seiner Nächte eine weitaus angenehmere Zeit zum Reisen als die Monate, in welchen der Himmel seine Schleusen zu öffnen beginnt. Zwar die Niederschläge, welche, ohne an bestimmte Monate gebunden zu sein, von Zeit zu Zeit während eines Gewitters in der bis Ende Dezember währenden Frühsummerzeit den dürrten Erdboden besuchten, bilden in der Regel noch keine großen Hindernisse für den Verkehr. Im Gegenteil, nach ihrem Eintritt beginnen sich die Gräser und die niedere Pflanzendecke zu erneuern, der bis vor kurzem recht sahl und traurig aussehende Boden überzieht sich mit grünenden und blühenden Gewächsen aller Art, und die Mägen der Flußtäler und des Buschwaldes überzieht ein dichtes Kleid jungen Blattwerks. Wenn aber die eigentliche Regenzeit des Hochsommers so recht kräftig eingestakt hat, dann weichen die Unnehmlichkeiten des Reisens zahlreichen Belästigungen, die auch den ruhigsten Menschen manchmal ungeduldig zu machen vermögen. Selbst kleinere Flüsse kommen dann bisweilen so heftig ab, daß sie den Verkehr zu hindern vermögen, und wer mit einem größeren Transport ein solches Gewässer während einer ergiebigen Regenzeit zu passieren hat, der tut wohl daran, aufzuwarten, daß er nicht gerade in einem der gefährlichen Augenblicke sich im Flusse befindet. Zwar kündigt sich der abkommende Fluß durch ein fernes Geräusch, einem leisen Donner gleichend, schon vor dem Eintreffen an, aber bis dahin ist keine Zeit zu verlieren. Das Geräusch wird stärker und stärker, und plötzlich erscheint oberhalb unseres Standpunktes eine mauerartige, mit Schlamm, Holzteilen und Zweigen gemischte Wassermasse, die sich mit rasender Schnelligkeit nähert, alles mit sich reißend, das sich ihr in den Weg stellt. Jetzt ist sie da, und nun schickt, je nach der Ergiebigkeit der Regen, ein wilder Bergstrom stundenlang, ja nicht selten tagelang zwischen den Ufern dahin. Wie furchtbar die Gewalt der durch ein solches Strombett talwärts eilenden

Gewässer ist, das vermag eine einzige Zahl zu verdeutlichen. Das Gefälle des Swatop, das von dem mancher anderen Regenflüsse des Landes noch übertroffen wird, beträgt fast 4 zu 1000, das heißt, es übertrifft das des Rheines zwischen Basel und Kehl, wo der Strom bekanntlich noch sehr reißend ist, um das Vier- bis Fünffache!

Der Unglückliche, der mit seinem schwerbeladenen Ochsenwagen gezwungen war, vor dem Überschreiten eines solchen Flusses Halt zu machen, hat in vielen Fällen nicht nur das Abflauen des Stromes abzuwarten, sondern er muß häufig noch eine weitere Geduldprobe bestehen, ehe er über den langsam härter werdenden Untergrund hinweg seine Fahrt fortsetzen kann. Und selbst wenn er, durch das Zelt seines Wagens geschützt, wenigstens während des Winkels keine Durchnässung zu fürchten braucht, so sind Rheumatismen, Fieber und andere, zum Glück meist mehr lästige als gerade gefährliche Erkrankungen nicht selten die Folgeerscheinungen einer längeren Tätigkeit im Freien während der Regenzeit. Das Fleisch, das in der trockenen Jahreszeit ziemlich lange aufbewahrt werden kann, ist in diesen Monaten schnellerem Verderben ausgesetzt, so daß auch die Haushaltungen in allerdings abgeschwächtem Maße während eines Vierteljahres die Leiden des Tropenlebens kennen lernen. Und zu alledem gesellt sich gerade während des Hochsommers eine Schar dem Menschen höchst unympathischer Vertreter der Tierwelt. Jetzt ist die Zeit, während welcher Termiten und Wanderheuschrecken ihm das Leben schwer machen und in der die Zahl der Fliegen, der Motten und anderen Ungeziefers Legion wird. Neben diesen zwar lästigen, aber immerhin, für sich allein betrachtet, ungeschädlichen Quälgeistern zeigt sich indessen auch weniger harmloses Getier. Für Skorpione und für die zahlreichen Giftschlangen des Landes herrscht nämlich während des Sommerhalbjahres ebenfalls die Hauptzeit ihres unheimlichen Erdenwallens, und wenn man sich auch die von ihnen drohende Gefahr keineswegs so groß vorstellen darf, wie man bei Verdrückung ihrer Häufigkeit zu tun versucht ist, so ist Voricht immerhin geboten und plötzliche Überraschungen eigentümlicher Art sind keineswegs etwas Ungewöhnliches.

Trotz alledem ist der Charakter des Landes auch in der warmen Jahreszeit kein eigentlich tropischer. Auch jetzt noch erfrischt herrliche Kühle während der Nacht den Körper, und selbst wenn noch so heftige Gewitter, die meist am Nachmittag eintreten, über das Land dahingezogen sind, herrscht nicht jenes weißliche Graublau in der Färbung des Himmels, das den Himmel in den Äquatorialgebieten so ganz anders erscheinen läßt, als ihn sich die Phantasie der Bewohner kühlerer Zonen so gerne vorstellt. Im Gegensatz zu den Ländern der heißen Zone strahlt das Himmelsgewölbe auch in der Regenzeit, sobald die Wolken sich verzogen haben, die es hier selten lange verbergen, im reinsten und tiefsten Blau, und um Sonnenuntergang erglückt auch jetzt das Firmament in jenen wunderbaren Farben, die im Verein mit der Reinheit der Luft, der auch jetzt die eigentliche Sommerhitze fehlt, die südwestafrikanischen Hochländer trotz ihrer dürrtigen Pflanzenwelt dem, der einige Zeit in ihnen gelebt, schöner erscheinen lassen, als die vom üppigsten Pflanzenwuchse strotzenden Niederungen der äquatorialen Gebiete.

II. Der tropische Norden

Schon aus dem vorhergehenden, das Innere des Schutzgebietes im allgemeinen behandelnden Abschnitt wird der Leser entnommen haben, daß der äußerste Norden von Südwestafrika in vieler Beziehung nicht mit dem außertropischen, für europäische Besiedelung geeigneten Gebiet verglichen werden kann. Das ganze Gebiet, das man vom übrigen Lande sich durch eine vom Kap Frio nach dem Schnittpunkte des 20. Grades südlicher Breite mit der Ostgrenze unseres Schutzgebietes ziehende Linie getrennt denken kann, nimmt schon lediglich infolge seiner Meereshöhe mehr an dem Tropenklima des zentralen Afrika als an dem der außertropischen Gegenden der Kolonie teil. Schon die

äußere Erscheinung der Landschaft in ihrer

Höhenentwicklung zeigt, daß wir es hier mit einem geographisch ganz für sich zu behandelnden Gebiet zu tun haben. In einer

ungefähren Meereshöhe von nur 1000 m breitet es sich aus, eine einzige, ungeheure Ebene von äußerst

flacher Oberflächenform, nur ganz selten von einer niedrigen Erhebung überragt, dagegen an manchen Stellen von ebenfalls nur wenig ausgeprägten, aber oft sehr ausgedehnten Niederungsgebieten durchzogen, in deren einigen die selbst während der Regenzeit nur langsam fließenden größeren Wasserläufe der Nordgrenze dahinziehen. Eine solche, zeitweilig von niedrigem Wasser erfüllte, zu anderen Zeiten trocken liegende Niederung ist die große Salzpfanne, die unter dem Namen der Etoşa- oder Etošhapfanne im mittleren Teile dieses Landes sich findet. Diese Beschaffenheit des Landes setzt sich fort bis an den mit dem eigentlichen Schutzgebiet in so gut wie gar keinem Zusammenhange stehenden Winkel am Sambessi, eine Abgrenzung, die zu dem Sonderbarsten gehört, was diplomatische Tätigkeit je zu Wege gebracht hat.

Dies ist das Tropenland Südwestafrikas, dem alle Bedingungen fehlen, die man für eine europäische Siedelung stellen muß. Seine Meereshöhe ist zu gering, als daß selbst der Winter noch teil an den stärkeren Kältegraden hätte, die selbst im Hererolande eine regelmäßige Erscheinung genannt werden können. Eine vom Verfasser mit Hilfe einer Korrektur aus fünfjährigen Beobachtungsreihen erhaltene Temperaturtabelle, die sehr gut zu den neuerdings gewonnenen Ergebnissen stimmt, ergibt folgende Werte für die einander entgegengesetzten Jahreszeiten:

Buschwald im Grasland.

Olukonda im Amboland, 18° südlicher Breite, $16\frac{1}{4}^{\circ}$ östlicher Länge. Temperatur in Celsiusgraden: Jahr 22.0, November 26.1, Juni 16.0.

Daß der November hier der heißeste Monat ist, erklärt sich zu einem Teile aus dem Sonnenstande, wesentlich aber daraus, daß während des zweiten Hochstandes des Tagesgestirns die Regenzeit mit ihrer Abkühlung bereits stärker eingesezt hat.

In diesem Gebiet dürften bereits eine Anzahl tropischer Kulturgewächse in Plantagen gezogen werden können. Denn die mittleren Minima gehen hier selbst in den Wintermonaten kaum noch unter diejenigen zentralafrikanischer Binnengebiete herab; ja, was für den Pflanzeur fast noch wichtiger ist, Fröste scheinen dem Lande schon zu fehlen. Wenigstens ist in der uns zur Verfügung stehenden Beobachtungsreihe ein einziges Mal in fünf Jahren eine niedrigste Temperatur von gerade 0° verzeichnet worden.

Die Regen scheinen ziemlich ergibig zu sein. Die von ihnen gelieferte Wassermenge kann man auf 50 bis 60 cm im Jahre schätzen. In manchen Niederungen sammelt sich das Wasser und so gibt es trotz der noch nicht eigentlich tropischen Feuchtigkeitismengen in diesem Teile der Kolonie wirkliche Wälder. Überhaupt unterscheidet sich die Pflanzenwelt sehr wesentlich von der des Südens. Neben den Formen, denen wir dort begegnen, gibt es Laubbäume; echt tropische Gewächse sind der Baobab und Palmen, die man übrigens noch in den geschützten Tälern des Kaokofeldes gefunden hat. Immerhin eignet sehr großen Flächen doch wieder der Charakter der Steppe, und auch die Flüsse sind fast durchweg Regenflüsse. Eine Ausnahme machen nur die Grenzflüsse, von denen der Kunene dem Atlantischen Ozean zufließt, während der Okavango seine Gewässer dem abflußlosen Gebiet der Ngamilagune zuführt. Der äußerste Osten schließlich gehört bereits dem Stromgebiet des vorhin erwähnten Riesenstromes von Südafrika, des Sambesi, an.

Die Tierwelt dieser weiten Ebenen bietet wenig Eigenartiges, soweit nicht die Formen, denen wir hier begegnen, an größere Mengen fließenden Wassers gebunden sind, wie einzelne zentralafrikanische Antilopen und besonders das Flusspferd, das natürlich im Schutzgebiet in historischer Zeit außer hier und im Oranje niemals vorhanden war. Auch der Büffel, der wasser- und sumpfreiche Gegenden liebt, dürfte neuerdings nur noch in einzelnen Landschaften dieses Striches leben. Das eigentliche Großwild Afrikas dagegen ist hier wohl kaum häufiger als in den entlegenen, menschenleeren Steppen des nordöstlichen Hererolandes, wenngleich auch hier der Löwe und mit ihm das von ihm gejagte Hochwild noch heute zu finden ist. Eine auffallende Tatsache indes verdient auch aus dem Leben der Tierwelt angeführt zu werden, weil sie einen der wichtigsten und im außertropischen Schutzgebiet vorläufig nicht mehr vorhandenen Säuger betrifft. Man will neuerdings beobachtet haben, daß der Elefant, der infolge der furchtbaren Nachstellungen früherer Jahrzehnte fast verschwunden war, sich wieder mehr in die nordöstlichen Teile der Kolonie von Zentralafrika her hineinziehe. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so wäre damit ein unwiderleglicher Beweis dafür geliefert, daß die in Europa sehr mit Unrecht bespöttelten Jagdverfügungen von Erfolg begleitet gewesen sind. Darin aber läge ein Ansporn zu weiterem energischem Vorgehen auf diesem Gebiete, um wenigstens den Landschaften an der Peripherie unseres Schutzgebietes ihren heute noch guten Wildbestand zu erhalten.

Die Bevölkerung des Nordens gehört vorwiegend zu den Bantu, jener

Siedlung im Hererolande.

großen, weitverzweigten Negerfamilie, die fast das ganze südäquatoriale Dreieck des Weltteils bewohnt. Doch steht gerade hier die schwarze Bevölkerung denjenigen Stämmen näher, denen wir im Inneren von Angola und im westlichen Sambesilande begegnen als den Kaffernvölkern Südafrikas. Die Ovambo, nach denen man den größten Teil des Nordens von Südwestafrika kurzweg als Amboland bezeichnet, bewohnen sogar zum Teil auch das südlichste Angola. Sie sind typische Neger, deren Äußeres nichts Auffallendes bietet. Wohl aber unterscheiden sie sich in Lebensweise, Sitten und Anschauungen sehr wesentlich von ihren südlichen Nachbarn, den Ovaherero, welche die Hauptmasse der dunkelhäutigen Bevölkerung unseres Landes bilden. Wir wollen deshalb kurz bei den Ovambo verweilen.

Schon die eben geschilderte Eigenart des Landes erzog diese Stämme anders als es bei den steppenbewohnenden Hirten des Südens der Fall war. Hier, wo wir in der Tat

Ackerbau ohne künstliche Bewässerung finden, spielt die Viehhaltung keineswegs jene Rolle wie im Süden, hier vermochte das Volk seßhaft zu werden, der Anbau von Kafferkorn, Bohnen und anderen Kulturpflanzen gestattete mehr als im Süden die Bildung zahlreicherer und, was noch

Junge Löwen.

wesentlich ist, fester Siedlungen. Die Viehzucht tritt darum hier stark zurück, auch sind namentlich die Rinder viel kleiner und weniger gut entwickelt als die schönen Steppentiere der Ovaherero.

Die festungsartigen Einzelsiedlungen, die man als Werften bezeichnen kann, sind in manchen Landschaften in sehr beträchtlicher Zahl vorhanden. Unter den Handarbeiten sind besonders Schmiedearbeiten zu erwähnen. Charakteristisch für die innerafrikanische Art der Feldbestellung ist, daß auch hier das spezifisch afrikanische Ackerwerkzeug, die Hacke, eine große Rolle spielt.

Zu den wichtigsten Siedlungsgebieten der verschiedenen Ovambo Stämme gehört das Ondongagebiet, zwischen der Stosapfanne und der Nordgrenze gelegen, in dem eine Anzahl größerer Einzelsiedlungen vorhanden ist. Wie durch seine Volksdichte und durch die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Beziehungen, so unterscheidet sich aber dies Gebiet von den übrigen Landschaften der Kolonie noch durch die politischen Formen, in welchen das öffentliche Leben unter den Ovambo sich vollzieht, auch in dieser Hinsicht mehr ein Teil des zentralen Afrika als Südwestafrikas. Denn in völligem Gegensatz zu dem, was wir unter den Ovaherero finden, herrscht hier ein eiserner Despotismus mit manchen höchst grausamen Gewohnheiten.

Außer den Ovambo interessieren uns unter den Völkerschaften dieses Gebiets an dieser Stelle in besonderem Maße nur die in der Nähe der Ost-

grenze wohnenden selbständigen Buschmänner. Auf die Frage nach der Herkunft dieser merkwürdigen Bevölkerung können wir aus Raumangel an dieser Stelle nicht näher eingehen. Soviel mag aber auch hier betont werden, daß nach Ansicht derjenigen Europäer, welche die Buschmänner dieses nordwestlichen Teiles der Kalahari-Landschaften kennen lernten, an ihnen kaum irgendwelche Unterschiede von den weiter unten noch zu schildernden Hottentotten zu entdecken sind. Ihre Sprache soll sich ebenfalls von derjenigen der Naman nur dialektisch unterscheiden, so daß manche der neueren Beobachter in ihnen nichts weiter erblicken wollen als einen infolge seiner vorwiegend auf die Jagd in der einsamen Steppe sich beschränkenden Lebensweise körperlich etwas verkümmerten Teil der hottentottischen Rasse.

Was die Bedeutung des Landes für die europäische Kolonisation anlangt, so dürfte diese mit der späteren Anlage von tropischen Plantagenkulturen und mit der Begründung von Handelsmittelpunkten erschöpft sein. Ob etwa die despotische Herrschaft der Häuptlinge die Ovambo zur Ableistung von Arbeiten unter der Botmäßigkeit der Weißen vorgebildet und somit in gewisser Beziehung kulturfördernd gewirkt hat, wird sich ebenfalls erst mit der Zeit herausstellen. Einstweilen sind es in diesem ganzen Gebiet der europäischen Einflüsse noch recht wenige, die bisher zur Geltung gelangen konnten. Ist doch, wenn man von einzelnen kleineren Expeditionen absieht, dieser Teil des Schutzgebiets bis auf den heutigen Tag von den großen Ereignissen, die mit der Ausbreitung der deutschen Herrschaft im übrigen Lande verbunden waren, so gut wie unberührt geblieben. Immerhin aber müssen wir einer Beziehung gedenken, welche selbst unter diesen fernsten Bewohnern unserer Kolonie einen wenn auch schwachen Zusammenhang mit den Ländern christlicher Kultur geschaffen und unterhalten hat. Dies ist die Tätigkeit der protestantischen Mission, die auch hier seit längerer Zeit begonnen hat, und die in diesem Lande von finnischen Sendboten gehandhabt wird, unter denen sich manch verdienstvoller Mann und verschiedene gute Kenner des Landes befinden.

III. Das Hereroland

Das südlich von der oben angegebenen Grenzlinie beginnende Hereroland ist selbst in seinen nördlichen Strichen als außertropisches Gebiet zu bezeichnen. Selbst in der Meereshöhe wie in dem landschaftlichen Charakter dieser Grenzgegend spricht sich ein Unterschied aus. Die Landschaft im Westen der langgestreckten Outjo-Sandsteinterrassen liegt bereits 1100 bis 1200 m über See und nur im Osten sehen wir zwischen höheren Flächen die sehr breite Senke eines Regenflusses von nur etwa 1000 m Höhe in südwestlicher Richtung tief in das zentrale Gebiet eingreifen. Dann aber findet ein immer stärkeres Ansteigen auch der ebenen Flächen statt, und besonders das südliche Hereroland stellt eine Reihenfolge von außerordentlich hohen und mannigfaltig gestalteten Landschaften dar.

Richten wir unseren Blick noch einmal auf die nördliche Hälfte dieser von dem Kaffernstamme der Ovaherero bewohnten Länder. Für einen sehr großen Teil, etwa für die ganze Westhälfte dieser bis ungefähr zum 21. Breitengrade nach Süden reichenden Gegenden gilt schon eine sehr beträchtliche Veränderung des äußeren Bilde, das dem Wanderer entgegentritt. Zwar, die äußere Form

der Ebene ist im ganzen nördlichen Hererolande wenigstens im Inneren durchaus vorherrschend, allein es sind keineswegs überall die unbegrenzten Flachland-
landschaften, die auf wochenlangen Wanderungen kaum die kleinste Anhöhe im Gesichtsfelde des Reisenden auftauchen lassen. Im Osten, dessen größter Teil von einer riesigen, steinarmen Steppe, der sogenannten Omahefe oder dem Sandfelde, erfüllt ist, gilt zwar in Bezug auf die äußere Form der Landschaft dasselbe, was wir bei der Schilderung des Aufbaues des Ambolandes ausführten. Ganz anders aber in dem ungeheuren Gebiet, das sich westlich vom 18. Grad östlicher Länge bis zu den nach Westen zum Ozean absinkenden Gegenden erstreckt. Hier herrscht bereits eine nach Süden immer stärker hervortretende Änderung der äußeren Formen. Denn der uns geläufige Wechsel zwischen Berg und Tal vermag sich hier besonders in denjenigen Gegenden zu entwickeln, in denen das niedriger werdende Hochland nach der Küste hin abzusinken beginnt, und wo zur Seite der

Flusstäler
stehengebliebene Teile des
Hochlandes
als Tafelländer und Gebirgsvorsprünge dem Ganzen einen eigenartigen
Sonderausdruck verleihen. Zu diesem Teile des Schutzgebietes gehört na-

Waterberglandschaft.

mentlich das unter dem Namen des Kaoko bekannte Land, der äußerste Nordwesten des außertropischen Südwestafrika, in dessen geschützte Talgegenden an einzelnen Stellen zwar noch die Palmen des Nordens vordringen, das aber, als Ganzes betrachtet, der europäischen Siedlung durchaus zugänglich sein dürfte.

In der Mittellandschaft überwiegt als Grundform der Landschaft eine Bildung, die wir am passendsten als Sockelebene bezeichnen. Denn wie auf einem riesenhaften Sockel erheben sich langgestreckte, das Hochland verschiedentlich, wie das Stendefagebirge, um mehrere hundert Meter überragende Hügelketten, ferner vereinzelte oder zu Gruppen vereinigte Bergkuppen und endlich, eine ganz Südafrika eigene Form der Überhöhung, breite Plateaulächen, die, von der Ebene aus gesehen, wenigstens auf einer Seite den Eindruck schroffer Gebirgswände hervorrufen. Sie gehören in diesem Gebiet teilweise sedimentären Gesteinen an, und das bekannteste unter ihnen ist das mächtige Massiv des Omuwerume oder des Waterberges mit seinen im ganzen Schutzgebiet berühmten Quellen.

Während der größte Teil dieses westlich vom genannten Längengrade liegenden Nordhererolandes eine Anzahl Regensflüsse nach dem Atlantischen

Ozean sendet, unter denen die das Kaokogebiet durchziehenden die größten sind, und deren Täler besonders im Westen oft durch romantische Formen des Seitengeländes sich auszeichnen, ist der Osten des Landes einer der merkwürdigsten Flußbildungen tributär, dem Omurambo Omatako. Dies ist einer der größten Regensflüsse, welche wir überhaupt in Südafrika finden, und sein geringes Gefälle ist die Ursache, daß die während der Regenzeit in seinem Untergrunde sich sammelnden, auch wohl von den ihm ganz sanft zugeneigten Seitengeländen langsam zuströmenden Gewässer, die durch den Sand gegen die Verdunstung geschützt sind, nicht so schnell verströmen können wie bei den westwärts gerichteten Strömen. Wasserstelle folgt deshalb an diesem Flusse auf Wasserstelle, und er ist es, den man mehr als alle anderen Flußläufe als eine, ja den man als die Hauptlebensader des eigentlichen Hererolandes bezeichnen kann, die für die nach Nordosten gerichteten Reisen von größter Bedeutung ist.

Das große Sandfeld kann man eigentlich bereits als einen Übergang zur Kalahari bezeichnen, und auch seine Bewachsung weicht nur wenig von derjenigen ab, der man in den westlichen Grenzgegenden dieses berühmten Steppelandes begegnet.

Der südliche Teil des Hererolandes, den man sich ungefähr um zwei Breitengrade weiter nach Süden reichend zu denken hat, ist nun kurz als der höchste und gleichzeitig als auch der am mannigfaltigsten gestaltete Teil unseres Schutzgebietes zu betrachten. Eine Fläche, etwa so groß wie das Königreich Bayern, überragt hier mit ihrer mittleren Sockelhöhe die Gipfelhöhen unserer süddeutschen Gebirge, und ihre höheren Hochländer und einzelnen Erhebungsmassen steigen bis zu einer Meereshöhe empor, die man mit derjenigen unserer äußeren Voralpen vergleichen kann. Freilich, der vorhin betonte Grundcharakter im Aufbau des Landes bleibt auch in diesem Gebiet maßgebend, aber wenn irgendwo, so kann man in einzelnen Gebieten gerade dieses Teiles von Südwestafrika von wirklichen Gebirgen, von alpenähnlichen Felslandschaften und von dem anziehenden Wechsel zwischen tiefen Tälern und steilen Bergmassen sprechen, dessen Romantik durch das eigenartige Leben der südafrikanischen Natur unser Interesse in einem noch beträchtlich erhöhten Grade fesselt.

Merkwürdigerweise erheben sich die größten Höhen ganz Südwestafrikas nicht in dem durchschnittlich höchsten südlichen Teile dieses Gebiets, sondern in einer etwa 1200 m über See liegenden, ziemlich ebenen Gegend. Es ist die isolierte Riesenkuppe der Omatakoberge, die mit 2700 m unseren höchsten Voralpengipfeln beinahe gleichkommt. Viel massenhafter dagegen wird die Anschwellung des Landes südlich vom 22. Grad südlicher Breite bemerkbar, wo schon unmittelbar östlich vom 16. Längengrad das tief eingeschnittene Swakoptal über 1000 m hoch liegt, und wo sich namentlich im Westen des sogenannten Windhoefers Swakop das Rhomashochland zu einer Höhe auftürmt, die im Mittel etwa derjenigen des Rigi entspricht (1800 m). Auch östlich von dem zuletzt erwähnten, südnördlich streichenden Hochtal, das im Süden durch die schroffe Kette der bis über 2200 m aufragenden Awasberge abgeschlossen ist, kann man tagelang über das wellige, von isolierten Bergzügen und Kluppen überragte Hochland dahinziehen, bis dasselbe, über 100 km von Windhoef entfernt, wieder zu einer Meereshöhe herabsinkt, die immer noch derjenigen unserer höchsten Schwarzwald- und Vogesengipfel gleichkommt.

Das Massige, das sich in diesem zentralen Kernlande der südwestafrikanischen Hochgebiete schon äußerlich zeigt, ist überhaupt charakteristisch für die über den Sockel emporragenden Einzelerhebungen, von denen hier des ziemlich selbständigen Massivs der Erongoberge südwestlich von Omaruru gedacht werden soll. Einzelne kleinere Massive, wie der Brandberg, steigen in diesem südlichen Teile des Hererolandes selbst noch aus den niedriger werdenden Flächen des bereits stärker nach der Küste zu absinkenden Landes empor, und sogar Kettengebirge von verhältnismäßig großer Länge, wie die Rhous- und die Geiesebberge im Norden des unteren Swakop unterbrechen die weiten Ebenen, in denen hier bereits die Nähe des Ozeans sich durch verschiedene Anzeichen ankündigt.

Südlich einer durch die von Westsüdwest nach Ostnordost gerichtete Streichungslinie des Awasgebirges angedeuteten Linie lassen sich endlich mehrere ähnlich verlaufende Höhenstufen unterscheiden, die ungefähr unter 23 Grad, also

etwas nördlich vom Wendekreise, in die ungeheuren Hochebenen des Rehobother Landes übergehen, die immer noch eine durchschnittliche Meereshöhe von ungefähr 1400 m besitzen. Da dies

Garten am Swakop in Otjimbingue.

Gebiet indessen schon den Übergang zu den weiten Flächen des östlichen Namalandes darstellt, so können wir es füglich hier unbeachtet lassen.

Das Vorwiegen gewaltiger Gneismassen in diesem zentralen Hochlande bedingt da, wo der ursprünglich horizontale Verlauf der Schichten durch irgend welche Ursachen gestört ist, eine Steilheit und Schärfe der Bergformen, die in ihrer landschaftlichen Wirkung oft sehr von derjenigen der flachen Tafelränder oder der besonders nach der Küste zu häufigen rundlichen Granitkuppen absteicht, und die die mauernähnlichen, kurzen Gebirgsketten oder die bisweilen sehr schroffen Einzelhöhen um so stärker im Bilde der Landschaft wirken läßt, als die sanften Wellen oder die flachen Ebenen des Sockellandes derartige Erscheinungen um so auffallender machen.

Auch hydrographisch ist das ganze südliche Hochgebiet des Hererolandes abwechslungsreicher als die einförmiger gestaltete Nordhälfte. Nicht allein, daß mehrere große Regenflüsse mit starkem Gefälle und besonders nach Westen immer großartiger werdenden Talbildungen das Land nach dem Meere zu durchziehen, als deren wichtigste die drei südlichsten, der Omarurufluß, der Swakop und der Kuiseb, hier Erwähnung finden mögen, sondern es ist das zentrale Hochland sogar ein hydrographischer Mittelpunkt ersten Ranges. Besonders die weitere Umgegend des Hauptortes Windhoek, das Awasgebirge

und die beiden vorhin erwähnten hohen Plateaus, sind von der größten Bedeutung. Infolge ihrer Meereshöhe gehören sie zu den regenreichsten Landschaften des Schutzgebietes, und so vermochten sich die während der Regenzeit ihnen entströmenden Gewässer einen Weg bis zu den entferntesten Abflußgebieten zu bahnen. Der Nordabhang ist teilweise dem Swakop zugehörig, das Rhomasland entsendet einen Teil seiner Regenwässer in den Kuiseb, die Südhänge der Nwasgebirge werden bereits nach dem im fernen Süden in den Oranje mündenden Großen Fischfluß entwässert und der Ostabhang dieses Hochgebietes sendet seine Regenfluten dem Rosob zu, durch den sie in die wenig bekannten Regionen der Kalahari entführt werden. Eine weitere für dies höchste Mittelland des Schutzgebietes bezeichnende Eigenschaft seiner Täler ist deren mit den stärkeren Niederschlägen zusammenhängender Wasserreichtum. Auch ist klar, daß bei der Häufigkeit unfertiger Talbildungen mit die Längsrichtung quer durchziehenden Felsstufen, bei dem nicht seltenen Vorkommen schluchtartiger, gleichmäßig gegen Wind und Besonnung geschützter Engen stehende Wassercansammlungen in Bänken und natürlichen Becken, sowie auch Aufstauungen des belebenden Elementes in länger unterirdisch fließenden Adern viel häufiger sein müssen als in den vorwiegend flachen Landschaften. Obwohl die Verdunstung in diesen Ländern eine außerordentlich lebhafte ist*), sind viele solcher Stellen vorhanden, die bis weit über das Ende der Regenmonate hinaus, ja vielfach bis zum Schluß der Trockenzeit ziemlich beträchtliche Mengen Wasser enthalten.

In dem Gebiet des Hererolandes haben wir nun zugleich diejenige Landschaft vor uns, in welcher die am meisten bekannten mineralischen Bodenschätze vorhanden sind und die voraussichtlich auch am ersten einmal eine Verwertung derselben beginnen sehen wird. An bestimmte Gegenden scheint das Vorkommen von Erzen nicht gebunden zu sein. Wenigstens kennt man es in allen Zonen dieser ausgedehnten Landschaft, und zwar sind es vorwiegend kupferhaltige Gesteine, deren Vorhandensein an den verschiedensten Stellen festgestellt ist. Zu den am meisten bekannten Fundstätten des Kupfers im Hererolande gehören die Minen im Otavibezirk, im äußersten Norden dieses Gebietes gelegen. Neben diesen kennen wir eine ganze Reihe von solchen im Gebiete des Swakop und des Kuiseb, in dem sie sowohl im Innern, wie die unter dem Namen der Matchleszwine bekannte Stelle im Rhomaslande, wie auch in der Nähe der Küste vorkommen. So reich an Metall, wie die zu den reichsten der Welt gehörigen Erze von Klein-Namaland in der Kapkolonie, scheinen diejenigen unseres deutschen Südafrika allerdings nicht zu sein; indessen dürften sich manche von ihnen doch als recht lohnend im Betriebe erweisen, wenn erst für weitere Ausdehnung eines guten Beförderungssystems gesorgt worden ist. Einige Fundstellen allerdings dürften wiederum die Anlage größerer Kapitalien zum Zwecke der Ausbeutung nicht lohnen, da sie das Erz lediglich in Gestalt sogenannter Nestler, das heißt räumlich sehr beschränkter Massenansammlungen enthalten, anstatt der oft sehr ausgedehnten Gänge, in denen es sich an anderen Stellen findet.

Über das Vorkommen anderer, nutzbarer Mineralien in diesem Gebiet in

*) Übrigens ist uns die genaue Wirkung der Verdunstung einmal noch wenig bekannt, und sodann ist an vielen Stellen infolge ihrer eben geschilderten Lage der Schutz gegen dieselbe ein sehr erheblicher.

abbauwürdiger Menge ist vorläufig noch so wenig Sicheres bekannt, daß wir darauf verzichten müssen, uns hier näher damit zu beschäftigen.

Wie bei der Betrachtung des Ambolandes müssen wir auch hier einen Blick auf die klimatischen Eigentümlichkeiten dieses Gebietes werfen. Und auch hier mögen einige zahlenmäßige Zusammenstellungen dazu dienen, dem Leser einen Maßstab für das zu geben, was die allgemeine Schilderung oben bereits teilweise angedeutet hatte. Im vollsten Gegensatz zum Amboland ist das Hereroland bereits durch ein nichttropisches, im großen als durchaus gesund zu bezeichnendes Klima begünstigt. Genaue Temperaturbeobachtungen besitzen wir lediglich aus Windhoek, diese aber setzen uns leider bis heute nicht in die Lage, für das ganze Jahr zuverlässige Temperaturwerte zu bilden. Wohl aber kann man sie benutzen, um die klimatischen Verhältnisse der höheren Landschaften zu beurteilen, die für uns ja auch darum von besonderem Interesse sind, weil sie das Gebiet umfassen, in dem wir den Ausgangspunkt und das Kernland der deutschen Besiedlung zu sehen haben.

Wir geben deshalb im folgenden einige Zahlen für Windhoek und bemerken dabei, daß die Seehöhe des Ortes 1600 m beträgt. Da das nördliche Hereroland um einige Breitengrade dem Äquator näher und obendrein etwa 400 m niedriger gelegen ist, so würde man für diesen Teil des Landes ziemlich richtige Werte für gleiche Beobachtungsjahre erhalten, wenn man sich die Temperatur von Windhoek um 2–3° erhöht denkt. Da für die heiße Zeit genaue Messungen aus verschiedenen Jahren vorliegen, so sind die Zahlen für die betreffenden Monate als ziemlich zuverlässig anzusehen. Bei der Wichtigkeit dieser Zahlen geben wir sie alle.

Groß-Windhoek*), 22° 35' südlicher Breite, 17° 30' östlicher Länge, 1630 m Seehöhe. Januar 20.9, Februar 20.9, März 19.9, April 17.6, Mai 16.1, Juni —, Juli —, August —, September —, Oktober 20.3, November 21.6, Dezember 21.5 (Temperatur in Celsiusgraden).

Das Jahr dürfte im Mittel hier etwa 16–17° besitzen, während es auch im nördlichen Hererolande kaum an die gewöhnlich als Grenze tropischer Jahrestemperaturen angesehene Höhe von 20° heranreichen wird. Jedenfalls aber zeigen die Zahlen für das Sommerhalbjahr auf das deutlichste, daß die mittlere Temperatur auch in dieser Zeit keineswegs höher ist als in den kühleren Landschaften der Mittelmeerländer. Ja, selbst in den durch zu große Höhe der gemessenen Wärmegrade ausgezeichneten Tabellen der Missionare erreicht die Wärme keineswegs eine Höhe wie etwa während der sommerlichen Monate in manchen südosteuropäischen und kleinasiatischen, geschweige denn wie etwa in den syrischen Küstenlandschaften, in denen wir bekanntlich auch auf gut gedeihende Ansiedlungen deutscher Bauern treffen.

Besser aber als die Mittel veranschaulichen die Zusammenstellungen der Häufigkeit gewisser Temperaturwerte die Eigenart des Klimas im Hererolande, und da namentlich die Vorstellungen, die man sich vom Sommer dieser Länder macht, in großen Kreisen unserer Heimat ganz verkehrte sind, so mögen zur Beruhigung ängstlicher Gemüter hier die vom Verfasser für Windhoek aus

*) Die Mittel für die heiße Zeit sind zum Teil nach den Beobachtungen des Verfassers, zum Teil aus den Durchschnitten aus Maximis und Minimis nach Anbringung einer Korrektur gewonnen und geben wahrscheinlich sehr zuverlässige Werte, da die Übereinstimmung der einzelnen Jahre eine recht große ist.

seinen eigenen und anderen Beobachtungen zusammengestellten Zahlenreihen für einige Sommervierteljahre folgen.

Der Verfasser beobachtete in den drei Sommermonaten vom 1. Dezember 1892 bis zum 28. Februar 1893 eine höchste Temperatur von nur 34.7° . Von 88 Tagesmaximis hielten sich außerdem nur noch neun über 32° . Hierzu mag bemerkt werden, daß auch in Deutschland Temperaturmaxima von gleicher Höhe in heißen Sommern oft beobachtet werden und daß ferner bei der Trockenheit der Luft in Südwestafrika eine solche Wärme viel leichter zu ertragen ist als in Mitteleuropa. Wie erfrischend aber wieder die Nächte in dieser Jahreszeit waren, davon geben folgende Zahlen ein besseres Bild als eine lange Beschreibung: Die wärmste Nacht des ganzen Sommers hatte ein Minimum von nicht mehr als genau 20° , überhaupt aber hatten nur fünf von allen Sommernächten ein solches von über 19° , drei andere ein solches von 18° und etwas darüber. Diesen verhältnismäßig warmen aber standen zwei Drittel aller Beobachtungsnächte mit Minimis von zum Teil bedeutend weniger als 16° gegenüber. Ja, eine Beobachtungsreihe, die sich vom 1. November 1891 bis zum 31. März 1892, also über die ganze Zeit des hohen Sonnenstandes und insgesamt über 145 Beobachtungstage erstreckte, ergab, obwohl es damals viel weniger regnete, als in dem vorhin erwähnten Sommer, fast noch günstigere Resultate. Zwar war die Temperatur an 18 Tagen 32° und darüber, fünfmal sogar annähernd 34° , aber dafür sank sie auch in allen Nächten dieser ganzen Periode mit einer Ausnahme auf weniger als 18.8° (dies war das Temperaturminimum der wärmsten Nacht) und im ganzen erreichte und überstieg das Nachtminimum nur neunmal die obere Grenze von 17.5° . Wie man übrigens auch kürzere Beobachtungsreihen, wie zum Beispiel die hier angeführten zu einer Charakterisierung der Temperatur verwenden darf, geht daraus hervor, daß in einer allerdings unvollständigen Sommerreihe aus dem Anfang des Jahres 1900 in Windhoek wieder als höchste Temperatur nur 33.7° , also eine von der vorigen sehr wenig abweichende Wärme, gemessen wurde.

Der Winter hat sehr viel niedrigere Tagesmaxima, aber die Sonne vermag doch meist in den Mittagsstunden eine sehr angenehme Temperatur zu verbreiten. Fröste sind im Hererolande bei Nacht eine wohl überall vorkommende winterliche Erscheinung, doch sind sie in dem ganzen Gebiet weder so häufig noch erstrecken sie sich über eine ganz so lange Zeit wie im Namalande. Da hinsichtlich dieser Erscheinung auch die Beobachtungen anderer Stationen herangezogen werden können, so mag hier für Otyjseva die Zahl der Nachtfroste angegeben werden, die dort in einem 1550 m hohen Talkessel beobachtet wurden. Es waren deren im Juni acht und im Juli drei. Immerhin aber ist wohl kaum irgend eine größere Landschaft im Hererolande vorhanden, wo man nicht wenigstens ab und zu in jedem Jahre einmal auf Frost rechnen könnte und in den meisten Gegenden sind bitterkalte Nächte mit einem Minimum von mehreren Graden unter 0° durchaus keine Seltenheit. Selbst in dem doch nur etwa 1200 m hoch im mittleren Hererolande gelegenen Omaruru kamen in einem Jahre vom 1. Juni bis zum Augustende 16 Frostnächte vor und es wurde einmal sogar ein Minimum von -9° beobachtet. Besonders wichtig für den Gartenbesitzer — und deren wird es dereinst hier sehr viele geben — ist aber die Zeit, in der in vielen Gegenden auch hier noch beträchtliche Kälte einzutreten vermag. So dehnte in dem eben genannten Ort sich die Zeit der Nachtfroste im Jahre 1885 vom 16. Mai bis zum 6. September

aus, und an beiden Grenztagen fiel das Thermometer noch tiefer als auf — 1°. Ja, selbst mit nächtlichen Kälterückfällen muß der Gärtner hier bis weit in das Halbjahr des höchsten Sonnenstandes hinein rechnen, die zwar keine Fröste bringen, aber durch die plötzliche Verminderung der Wärme die Kulturgewächse doch empfindlich zu schädigen vermögen.

Wie man sieht, afrikanisch im Sinne der in unserem Volke verbreiteten Vorstellungen ist das Klima des Hererolandes wenigstens im Hinblick auf die Temperatur nicht zu nennen. Echt afrikanisch ist allerdings die sengende Wirkung der unmittelbaren Sonnenstrahlung, deren Kraft hier noch durch die geringe Dichte der Hochlandluft beträchtlich verstärkt wird und deren Wirkungen sich oft genug nicht allein an den ihr ausgesetzten Stellen der Haut erkennen lassen, sondern die auch an dem Verhalten mancher ihr schutzlos gegenüberüberstehenden zarten Kulturpflanzen beobachtet werden können.

Alles in allem aber ist die Temperatur weder in ihrer Höhe noch in ihrem jahreszeitlichen Gange ein Hindernis für eine europäische Besiedlung in diesem Lande. Zu den günstigen Eigenschaften des Klimas gehört ferner die schon früher erwähnte Trockenheit der Luft. Wie groß ihre abkühlende Wirkung infolge der durch sie verursachten lebhaften Verdunstung ist, kann daraus entnommen werden, daß man im Stande ist, in einem Wasserjack*) die Temperatur der Flüssigkeit auf 15 Grade unter die Lufttemperatur zu bringen, eine Wärmeabnahme, die man selbst bei einer mäßigen Anwendung von Eis kaum besser zu erzielen vermöchte. Auch das Fehlen stärkerer Bewölkung und namentlich der in Mitteleuropa so außerordentlich häufigen trüben Tage werden die meisten Menschen als eine Annehmlichkeit empfinden. Echt afrikanisch dagegen ist leider die zeitliche Verteilung der Niederschläge auch im Hererolande, und ihre Menge entspricht selbst in diesem dem Süden gegenüber immer noch sehr begünstigten Gebiet nicht dem für einen kräftigeren Pflanzenwuchs nötigen Wasserertrage.

Die Regenzeit entspricht in diesem ausgedehnten Gebiete nicht mehr völlig der in den nördlichsten Landschaften der Kolonie herrschenden. Mit einiger Sicherheit kann man in mittleren Jahren nur in der Zeit vom Januar bis März auf stärkere Niederschläge rechnen. Doch sind im Inneren des Hererolandes diejenigen Jahre immerhin selten, in denen nicht bereits in der Zeit vom Oktober bis Ende Dezember einige kürzere oder längere Regenperioden eintreten. Im Westen des Hochlandes sind die Regen aber nicht allein weit weniger ergiebig, sondern sie treten dort auch viel unregelmäßiger und seltener ein, und man kann, wenn man das Land richtig charakterisieren will, vom ganzen Hererolande sagen, daß die Regenmenge in der Richtung von Südwesten nach Nordosten zunimmt, soweit nicht sehr bedeutende Erhebung des Landes wie im Süden desselben besondere Verhältnisse bedingt.

Unrichtig ist jedoch die Behauptung, der man in manchen Berichten begegnet, daß es im Inneren von Südwestafrika Jahre gebe, in denen überhaupt kein Regen fällt. Gewiß sind die Schwankungen in der Menge der gefallenen Niederschläge so beträchtliche, daß es sowohl außerordentlich naße Zeiten gibt,

*) Um die Verdunstungskälte auszunutzen, bewahrt man in Südwestafrika das Trinkwasser nicht in Flaschen, sondern in leinenen Säcken auf, deren Poren sich nach mehrtägigem Gebrauch so weit schließen, daß nur noch das verdunstende Wasser durch sie hindurchtritt.

denen auf der anderen Seite solche mit wenigen, vereinzelt Regentagen gegenüberstehen. Leider sind uns die Gesetze, nach denen diese Schwankungen etwa eintreten, ebensowenig bekannt wie die Häufigkeit besonders trockener Jahre in längeren Zeiträumen. Und doch wäre es im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Schutzgebietes so außerordentlich wichtig, wenn wir uns in der Lage befänden, über diese Fragen uns ein Urteil zu bilden. Hängt doch die Erneuerung des Weidefeldes ganz allein von dem Genügen der Regenmenge ab, und ist es doch die Häufigkeit der vollständigen Erneuerung der Gras- und Futterflächen in einer bestimmten Anzahl von Jahren, von der wiederum die Möglichkeit der Besetzung einer Farm mit einer bestimmten Kopffzahl von Rindern oder Schafen unmittelbar bestimmt wird. So zeigt uns diese eine Tatsache deutlicher als alle theoretischen Ausführungen, wie außerordentlich notwendig eine unter fachverständiger Leitung stehende Erforschung des Schutzgebietes nach der klimatischen Seite hin ist.

Die mittleren Regenmengen, die im Hererolande zur Erde gelangen, können wir natürlich nur schätzungsweise beurteilen. In den westlichen Gegenden findet ein sehr allmählicher Übergang zu den regenreichen Gebieten statt, und selbst in einer Küstenentfernung wie derjenigen, in der wir den Ort Tjaobis oder Wilhelmsfeste antreffen, ist dieselbe jedenfalls niedriger als 20 cm. Erst jenseits Otjimbingue beginnt in dieser Breite eine Niederschlagsmenge von 30 cm und darüber vorherrschend zu werden, die wir im nördlichen Gebiet bereits bei Omaruru überschritten sehen. Auch die hohen Landschaften im Süden sind keineswegs so reich an Regen, wie man vielleicht vermuten könnte; Windhoek, dessen Verhältnisse uns in klimatischer Hinsicht am besten bekannt sind, hat eine Regenmenge, die sich auf ungefähr 40 cm beläuft. Diese Menge wird außer in den höchsten Teilen des Landes wohl nur im äußersten Norden und Nordosten erheblicher überschritten.

Der Leser mag aus den angeführten Zahlen entnehmen, daß Landbau ohne künstliche Bewässerung in diesem Lande, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, zu den Unmöglichkeiten gehört. Ist doch im mittleren Norddeutschland mit seiner sehr viel niedrigeren Durchschnittswärme der Regenfall auf etwa 60 cm anzusetzen. Daß aber für die Füllung der Wasseradern und für die Verwertung derselben dieser Teil unserer Kolonie keineswegs so ungünstig beschaffen ist, wie man aus der Nebeneinanderstellung der bloßen Mittelhöhen des Regens schließen könnte, mag die folgende kleine Zusammenstellung beweisen. Sie enthält die Zahlen für die Hauptregenvierteljahre in einigen Orten des Schutzgebietes auf der einen, in einigen solchen des Kaplandes auf der anderen Seite und dürfte besonders für technische Kreise von Wert sein. Alle einander gegenüber gestellten Orte besitzen die gleiche jährliche Regenmenge, so daß der große Vorzug, der den Orten unseres Gebiets in der jahreszeitlichen Verteilung zugesprochen werden muß, aus dieser kleinen Tabelle zur Genüge hervorgeht. Es fallen

Prozente der Jahresmenge in den drei aufeinanderfolgenden

im Schutzgebiet: Hauptregenmonaten im Kaplande:

Tjaobis	84.2	Willowmore	39.2
Rehoboth	67.9	Roodeberg	50.3
Omaruru	63.7	Gradoek	49.7
Ulufonda	66.9	St. Beaufort	39.0

Im allgemeinen fallen die Regen auch im Hererolande unter Gewittererscheinungen und meistens am Nachmittage, gewöhnlich sogar in den ersten Nachmittagsstunden. Dabei sind die Güsse gewöhnlich von kurzer Dauer und oft von einer echt tropischen Heftigkeit.

Auch das Gewölk im Hererolande läßt uns erkennen, daß wir uns in einem Steppenlande befinden. Klarheit der Luft und reine, tiefe Bläue ist die hervorragende Eigenschaft des über dieser Landschaft ruhenden Himmelsgewölbes, und jene graue, schwere und viele Menschen schwermütig stimmende Wolkendecke, die bei uns in Deutschland oft wochenlang über uns ruht, ist nur ganz ausnahmsweise auf kurze Zeit zu beobachten. Vielsach und namentlich im Westen kommen lange Zeiten, ja bisweilen ganze Monate vor, in denen auch der aufmerksame Beobachter nicht das kleinste Wölkchen am Himmel zu entdecken vermag. Ja, man kann sagen, daß die ewige Reinheit des Firmaments und das gleichmäßige, viele Monate lang sich ähnelnde Himmelsblau auf einzelne Gemüther eine ähnliche niederdrückende Wirkung ausübt wie jene langdauernden Trübungen des Firmaments bei uns. Jedenfalls kann jeder an sich selbst die Erfahrung machen, daß die ersten Haufenwolken, die sich im Norden oder Osten im letzten Drittel des Jahres zusammenballen, einen aufatmen lassen, meist zwar in der Hoffnung auf die erlösenden Regenschluten, bis zu einem gewissen Grade aber auch wegen des Wechsels, der uns selbst in den großen Zügen der Landschaft und des Naturlebens erfreut und erfrischt.

Die Trockenheit der Luft, die wir bereits in der Einleitung in einigen ihrer Wirkungen kennen lernten, ist im Hererohochlande zu allen Jahreszeiten groß. Ihre Hauptwerte erreicht sie, wenn der wirkliche Dampfgehalt der Luft seine größte Abweichung von derjenigen Menge erreicht, die sie bei der betreffenden Temperatur zu fassen vermag, und da diese letztere mit steigender Wärme wächst, so sind es die heißen Monate kurz vor Beginn der Regenzeit, und in diesen wieder die heißen Tagesstunden, in welchen die Luftfeuchtigkeit ihre niedrigsten Grade erreicht. Bisweilen kann man einen so geringen Dampfgehalt der Atmosphäre feststellen wie in der großen Wüstenzone Nordafrikas, und es ist nötig, mit dieser Eigentümlichkeit auch im häuslichen Leben zu rechnen. Sind der früher gestreiften gesundheitlich günstigen Wirkungen dieses Zustandes mancherlei, so hat er auf der anderen Seite auch mannigfache Unannehmlichkeiten zur Folge. Zwar, der furchtbare Krost, der Feind aller Haushaltungen in der Nähe des nebligen Küstenmeeres, ist hier unbekannt; dafür werfen sich viele aus Holz gearbeitete Gegenstände, werden spröde und rissig. Die nicht im Lande hergestellten Ochsenwagen bedürfen in der ersten Zeit fast alle eingehender Reparaturen besonders der Räder. Ja, sogar der Körper hat nicht nur Vorteile von der Dampfarmut der Luft. Das heftige Abblättern der Haut auf der Reise ist wenigstens zum Teil, das häufige Aufspringen der Lippen und das Brüchigwerden der Nägel gänzlich aus der hier geschilderten Beschaffenheit der Atmosphäre zu erklären. Besonders aber empfindet man die Wasserentziehung, welche sie zur Folge hat, an dem bei Bewegung im Freien oft sehr gesteigerten Durstgefühl und an gewissen Wirkungen auf die Nieren, die zwar noch nicht in streng wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind, die aber jedenfalls vielleicht einmal von Bedeutung für die Behandlung gewisser Krankheiten zu werden vermögen.

Da von den Charaktergewächsen des Inneren bereits in dem allgemeinen

Abchnitt die Rede gewesen ist, so erübrigt nur noch die Anführung einiger Einzelheiten über die geographische Verbreitung des Massenaufstretens bestimmter Pflanzen.

In den westlichen Strichen überwiegt natürlich allgemein das dünne Grasland, untermischt mit wenigen größeren Gewächsen. Besonders die Akazien und die übrigen Dorngewächse bilden erst in einer Küstentfernung von etwa 200 km dichte und geschlossene Bestände auch auf den Abhangflächen der Anhöhen und außerhalb der Flußtäler. Charakteristisch sind in diesem Gebiete die parkwaldartigen Baumbestände einzelner Talweitungen an den größeren Wasserläufen, und es gibt einzelne derartige Stellen, an denen einem lichten Hochwalde ähnliche Baumgruppen förmliche Galeriewaldungen vortäuschen. Der Anabaum, jene schönste Akazie, den wir schon in den Küstenoasen des Westens finden, steigt in diesen Tälern bis über 1400 m empor und die Giraffenakazie entwickelt sich hier, wo sie feuchteren Boden findet, ebenfalls zu stattlichen Bäumen.

Im Inneren des Hererolandes finden sich außerordentlich ausgedehnte Buschwälder besonders im Osten, und hier ist namentlich die Omaheke berühmt wegen der riesenhaften Ausdehnung dieser Bestände, vor denen sich der sorglose Reisende sorgfältig zu hüten hat. Hier, wo nicht einmal eine Kuppe oder ein ferner Bergzug dem Wanderer als Landmarke zu dienen vermag, gilt mit Recht jene Regel, die dem arglosen Neuling oft sonderbar klingen will, daß man sich ohne Kenntnis der Gegend und ohne den Besitz einer einigermaßen fortgeschrittenen Fähigkeit im Spurenlesen nicht weiter vom Wagen entfernen solle, als daß man ihn eben noch zu erblicken vermag. Sodann ist zu betonen, daß auch die Grasbedeckung des Bodens in den nördlichen und östlichen Teilen des Landes zwar noch durchaus steppenartig entwickelt, aber doch eine so gute ist, daß wir in diesen Landschaften fast überall auf vielgerühmte Weidegegenden treffen.

Dichte Buschbestände finden sich auch im südlichen Hererolande an manchen Stellen, und auch hier zeichnen sich besonders die sanfteren Gehänge der Täler durch ihren Reichtum an Niederholz aus. Eigenartig wirkt bisweilen der blaugrüne Schimmer, der über solchen, von ferne gesehenen Buschwäldern liegt, und der diesem südwestafrikanischen Gehölz etwas unheimlich Düsteres verleiht, das sich sehr stark von den heiteren Farben südeuropäischer oder von dem traulichen Grün unserer heimischen Baumlandschaft unterscheidet. Auf den höchsten Flächen der welligen Hochlandschaften aber im Süderhererolande überwiegt dann wieder das freiere Grasland, über das der Blick ungehindert dahinzuschweifen vermag in die fernste Ferne, ein viel angenehmerer und erhebenderer Anblick als das dichte Dorngestrüpp, in dessen Inneres man nur mit großer Vorsicht einzudringen vermag.

Selbstverständlich finden sich beide Formen auch in großem und in kleinem Umfange gemischt, und besonders anziehend darf das savannenähnliche Äußere mancher etwa durch Grundwasser oder besseren Regenfall ausgezeichneten Ebenen genannt werden, auf denen sich von dem wogenden Weidegras überall die Kuppen hoher Akazien abheben wie riesenhafte, dunkelgrüne Pilze von einer gelblich schimmernden Grundfläche.

An dieser Stelle mag in Erinnerung an die oben erwähnte wichtige Aufgabe der Holzgewächse im Haushalte der Natur in diesen Steppenländern betont werden, daß die Baum- und Buschbestände im Hererolande den Boden

ziemlich stark beschatten. Und zwar ist dies auch im Winter der Fall, indem es weniger das Blätterkleid dieser Holzpflanzen als vielmehr die dichte Verzweigung der größeren und kleineren Äste und Ästchen ist, die nur einem kleinen Teile der Sonnenstrahlen den Durchgang erlaubt.

Man hat nun wohl in keinem Teile des Schutzgebietes so viel Gelegenheit wie gerade im Hererolande, die Verschiedenheit der Jahreszeiten an den großen Gegensätzen zu erkennen, welche auch die Pflanzendecke in den einander entgegengesetzten Niederschlagszeiten durchmachen muß. Wer zur Winterszeit, also während der trockenen Monate, oder gar gegen Ende der regenlosen Zeit das Land zuerst betritt, wird selbst im Inneren über die Ausdehnung der von niederer Gras- und Krautvegetation entblößten Stellen erstaunt sein. Es kommt ferner zu dem Eindruck, den der verödete Boden hervorruft, die Kahlheit der Büsche und Bäume, die ja in diesem Teile des Schutzgebietes, wie wir eben gesehen haben, einen großen Teil des auch landschaftlich wirksamen Bestandes bilden. So erklärt sich, wie der Verfasser

Buschbestand im Hochland.

aus Erfahrung versichern kann, manches im ersten Entsetzen über ein solches Land abgegebene Urteil, das, nach Europa gelangt, seine unheilvolle Wirkung auf die allzu Vorsichtigen äußerte. Demgegenüber darf man aber nicht vergessen, daß auch unsere mitteleuropäische Landschaft demjenigen, der sie, ohne eine Ahnung von ihrem Aussehen im Sommer zu haben, lediglich beschneit oder in der starren Ruhe des Winters sehen und nach diesem ersten Eindruck ein Urteil äußern würde, der Gedanke kommen würde, er befinde sich in einem völlig nutzlosen und wüsten Lande.

Im Frühling beginnt sich auch in Südwestafrika das Leben der Pflanzenwelt zu regen, und selbst wenn noch nicht stärkere Niederschläge den Boden befeuchtet haben, ist es die überall erkennbare Folgeerscheinung des wunderbaren Anpassungsvermögens der Holzpflanzen an die Natur ihrer Heimat, daß sie auszuschlagen und zu grünen beginnen und daß sie sich nach einiger Zeit mit einer Fülle duftender Blüten bedecken. Das Gras freilich und die niedere und kurzlebige Pflanzenwelt überhaupt ist in viel höherem Grade von der Eintrittszeit und der Ergiebigkeit der Regen abhängig, und wehe den Herdenbesitzern, die ein oder mehrere Trockenjahre durchmachen müssen, ohne ein für diese mageren Zeiten geschontes Weideland ihr eigen zu nennen.

Da auf die Kulturgewächse bereits in dem allgemeinen Kapitel eingegangen wurde, wenden wir uns nunmehr der Tierwelt zu, die natürlich im Hererolande scharfe Gegensätze in der heutigen Verbreitung mancher großen Säuger aufweist.

Reich an Großwild aller Art ist noch der Nordwesten des Landes, das unter dem Namen des Kaosfeldes bekannte Gebiet. Einzelne Gattungen wie die Giraffe kommen auch noch in den Ebenen des fernen Ostens vor, sind aber dort ebenfalls viel seltener geworden als früher. Ebenso sind in den Dassenstrichen am Tsauchab im Westen des südlichsten Hererolandes offenbar noch größere Wildbestände vorhanden, allein wir wissen zu wenig über dies Gebiet, um über die Art desselben etwas Zuverlässiges sagen zu können. Von dem Vorkommen des Löwen in dieser Gegend liegen allerdings bestimmte Angaben vor, und diese sind immerhin von Bedeutung für die Beurteilung des Wildstandes überhaupt, da der Löwe sich naturgemäß nur da zu halten vermag, wo größere Massen von Wild vorhanden sind. Große Rudel von Gemsbockantilopen (Oryxantilope) und unzählbare Mengen von Springböcken sind in dieser Gegend beobachtet worden. Indessen ist der Löwe im Hererolande in seinem Vorkommen immerhin auf entlegene Gebiete beschränkt und mit ihm haben sich auch eine Anzahl von anderen Tieren in die menschenleeren Steppen an den Grenzen des Landes zurückgezogen. Zu diesen gehört der stattlichste aller dem Antilopengeschlechte angehörigen Hornträger, das Elen oder Geland, während auf den Höhen des südlichen Damaralandes und im Norden das Kudu und in einzelnen Gegenden das Hartbeest oder die Kaamaantilope zu finden ist.

Da es unmöglich ist, an dieser Stelle eine eingehende Darstellung der Verbreitung der einzelnen Wildarten zu geben, so möge nur eines betont werden, nämlich die Bedeutung eines allgemeinen und strengen durchzuführenden Schutzes des nutzbaren Wildes, dessen Durchführbarkeit sich leicht an Beispielen aus dem letztvergangenen Jahrzehnt beweisen ließe. Im übrigen verweisen wir auf die in dem allgemeinen Kapitel gemachten Angaben, da die übrigen der dort angeführten Tiergattungen weniger auf einzelne Landschaften beschränkt zu sein scheinen.

Die Bevölkerung des Hererolandes erweckt unser Interesse in einem viel höheren Grade als diejenige des Ambolandes. Haben wir es doch hier nicht allein mit einem Stamme zu tun, der in seiner Herkunft und in seiner Lebensweise eine eigenartige Stellung unter den Völkern des Schutzgebietes einnimmt, sondern der auch, und das ist sehr wichtig, durch seine Kopfszahl und durch die Lage seiner Wohnsitze in unmittelbare und enge Beziehungen zu der weißen Bevölkerung von Südwestafrika tritt.

Woher die Ovaherero, wie sie selbst sich nennen, eigentlich gekommen sind, wissen wir mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Indessen verweisen sie ihr Körperbau und gewisse Sitten und Anschauungen zu derjenigen Gruppe der Bantuneger, welche man im engeren Sinne unter dem Sammelnamen der Kaffernvölker zusammenfaßt. Geschichtliche, uns von einzelnen Reisenden übermittelte Überlieferungen aus anderen Gegenden Südafrikas und eine vorsichtige Beurteilung historischer Tatsachen aus dem früheren Leben unserer Kolonie selbst lassen indessen den Schluß zu, daß ihre Anwesenheit jedenfalls noch nicht sehr weit zurückliegen kann. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts scheinen sie aber bereits mit der gelben Rasse um den Besitz der heute von ihnen bewohnten Landschaften blutig gestritten zu haben. Ein stetes, wechselvolles Ringen mit diesem merkwürdigsten aller südafrikanischen Völker ist denn auch das Hauptmoment in der Geschichte der Hereros in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts gewesen und man kann sagen,

daß es erst das kräftigere Einsetzen der deutschen Macht war, das diesem für die farbigen Völker der Kolonie höchst verderblichen Zustande endgültig ein Ende gemacht hat.

Körperlich gehören die Ovaherero unbedingt zu den Kaffern. Jedem, der einige Zeit unter ihnen lebte und der gleichzeitig die Kaffernstämme des südöstlichen Afrika kennt, wird die außerordentliche Ähnlichkeit in den Gesichtszügen und im Bau auffallen, welche beispielsweise es sehr schwer erscheinen lassen würde, wollte man einen Herero von einem Zulu unterscheiden. Die meisten dieser Leute zeichnen sich durch eine über den europäischen Durchschnitt hinausgehende Körpergröße aus und man sieht selten kleine Gestalten unter ihnen oder solche, welche nicht den Eindruck eines wohlgebauten Menschen hervorriefen. In der Farbe unterscheiden sie sich gleichfalls von den Abantu des tropischen Afrika, denn das Schwarzbraun, das auch unter den Ovaherero als die häufigste Hautfärbung beobachtet wird, weicht in vielen Fällen einem sehr hellen Braun. Auffallend ist ferner die auch von den Kaffern Südostafrikas bekannte Tatsache, daß die Gesichtsbildung und besonders die Nase sehr oft

Jagdbeute der Soldaten.

stark an südeuropäische und auch an semitische Formen erinnert, eine Eigentümlichkeit, die bisweilen so weit geht, daß man versucht sein könnte, einen solchen Menschen, obwohl jeder Gedanke an eine Blutmischung neueren Datums ausgeschlossen ist, für einen Mulatten zu halten. Die Muskulatur ist im allgemeinen kräftig und gut entwickelt, und an unmittelbarer Körperkraft übertreffen die Angehörigen dieses Volkes alle diejenigen der übrigen in Südwestafrika ansässigen Rassen.

Übrigens sind wohl auch diese Leute nicht als eine Einheit im strengsten Sinne des Wortes anzusehen. Wenigstens wird von manchen angenommen, daß in einigen Gegenden eine Mischung mit dem tiefschwarzen Volke der Bergdamara stattgefunden habe, und in der Tat kann man zum Beispiel an den Ovaherero von Otjikango eine gleichmäßig dunklere Färbung und ein etwas selteneres Vorkommen der eben erwähnten fremderen Gesichtszüge feststellen als an den im Nordosten wohnenden Stämmen.

Der auf unseren Karten sich findende Name „Ovatjimba“ bezieht sich nicht auf einen selbständigen Hererostamm. Vielmehr versteht man unter dieser Bezeichnung eine wirtschaftlich zurückgekommene Bevölkerungsklasse, welche im übrigen völlig dem Hauptvolke gleicht. Eher schon könnte die Bezeichnung

eines selbständigen Stammes den nordöstlich von Windhoek lebenden Ovambandjeru zugebilligt werden, doch auch diese stehen den eigentlichen Ovaherero äußerlich so nahe, daß man sie unter allen Umständen ihnen zurechnen muß.

Die äußere Erscheinung der Hereros hat durch den immer mehr sich ausbreitenden Einfluß des Europäertums und nicht zum wenigsten durch den Einfluß der Missionare namentlich im südlichen Teile ihres Stammlandes gegen früher eine starke Veränderung erlitten, und man kann den Zeitpunkt als nahe bevorstehend bezeichnen, bis zu welchem die alte Tracht gänzlich der europäischen Platz gemacht haben wird. War sie doch als allgemeine Volkskleidung schon vor einem Jahrzehnt nur noch im Norden und Osten zu finden. Obwohl dem Herero die meist aus Kordstoff bestehende Kleidung der südafrikanischen Völkbevölkerung und der hier allgemein benutzte breitrandige Filzhut keineswegs schlecht zu Gesichte steht und obgleich man von den sich europäisch tragenden Angehörigen dieses Volkes niemals jenen über die Massen lächerlichen Eindruck empfängt, wie von so manchem der westafrikanischen Küstenneger, ist der Fortfall der ursprünglichen Tracht vom rein malerischen Standpunkt aus doch beinahe zu bedauern. Ein Feldherero in seinem aus Riemen bestehenden Schurz, der ebensovienig wie die wenigen Schmuckgegenstände die ebenmäßig gebauten, wie Bronze erscheinenden Glieder zu verhüllen vermochte, war mit seiner alten Bewaffnung, unter deren einzelnen Stücken fast niemals der Kirri, die furchtbare Wurfkeule der südafrikanischen Kaffern, fehlte, in der Tat eine sehr viel anziehendere Erscheinung als der in moderner Kleidung einherwandernde Schwarze, dessen an und für sich schon anmaßendes Auftreten noch gesteigert wurde, wenn er wie leider sehr viele seiner Völksteute sich an Stelle seiner ehemaligen Waffen im Besitze eines Feuerrohres befand. Noch eigenartiger als die ursprüngliche Männertracht ist diejenige der Frauen, die schon von weitem durch die drei Spitzen der ledernen, helmartig gestalteten Haube auffällt, von der ein weichgegerbtes Leder über den Rücken herabfällt. Während der Rock durch Lederschurzjelle bei den Frauen ersetzt wird, bleibt genug vom Körper frei, um die schweren, aus eisernen Perlen gefertigten Ringe sichtbar werden zu lassen, welche den Gang einer so geschmückten Dame zu einem etwas schwerfälligen machen. Aber auch der weibliche Teil des Volkes ist mehr und mehr auf dem Wege, sich wenigstens hinsichtlich der Kleidung zu europäisieren, und besonders sind es Stattunstoffe, aus denen die an eine einfache bäuerliche Frauentracht erinnernden Anzüge gefertigt werden, während der Kopf meist mit einem buntfarbigen Tuch bedeckt wird.

Im wirtschaftlichen Interesse des Schutzgebietes kann man diese Europäisierung der Kleidung übrigens nur gutheißen. Denn seit es dem Herero nicht mehr möglich ist, Schnaps und Munition ohne weiteres und in beliebiger Menge zu kaufen, sind es vorwiegend die unmittelbar zur Kleidung gehörigen Dinge gewesen, für welche diese an sich zum Geiz neigenden Kaffern immer noch am ehesten sich ihres wertvollsten Besitzes, ihrer Ochsen, entäußerten. So hat auch die Mission, welche die Verbreitung europäischer Kleidung überall förderte, ohne materielle Gründe dabei im Auge zu haben, in diesem Falle sich unbedingt ein sehr großes Verdienst um die Förderung von Handel und Verkehr im Schutzgebiete erworben.

Auch in der ganzen sonstigen Lebenshaltung beginnt sich der Einfluß der Weißen unter den Ovaherero mehr und mehr geltend zu machen. Zwar

Brücke über einen Regenfluß im südlichen Yerevanlande.

im Innern und im Norden des Landes ist auch heute noch die alte Werftanlage die einzige Art der Siedlung, aber im Süden sind bereits verschiedene Orte in einer so starken Umwandlung begriffen, daß bald nur noch wenig in ihrem Außern an ursprüngliche Eingeborenenniederlassungen erinnern wird. Und auch die alte Hüttenform wird über kurz oder lang bei allen wohlhabenderen Hereros der europäischen Hausform Platz machen. Und auch das ist als wirtschaftlicher Fortschritt zu begrüßen, denn mit dieser Form ist erst das vollkommene Sesshaftwerden im Sinne der höheren Kultur möglich, was wiederum im Interesse einer verständigen Ausnutzung der Einzellandschaften angestrebt werden muß.

In seiner Lebenshaltung ist der Herero ebensosehr nach der einen Seite hin ein Vertreter der in der Natur begründeten Nutzbarmachung des Landes, wie der Hottentott nach der andern. Zum Hirtenleben neigend, mit einer geradezu leidenschaftlichen Anhänglichkeit an die Herde begabt, waren diese

Kaffern die einzigen Eingeborenen, die einen selbst für europäische Begriffe großen Besitz erworben hatten und ihn auch festzuhalten verstanden.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Herero für seine Kin-

Ostwagen im Hererolande.

der lebte und starb, und es ist wohl kaum ein Schlag von diesem Volke so schwer empfunden worden wie die vor einigen Jahren in ihrem Gebiet wütende Rinderpest. Für seine Kinder brachte es der als faul verrufene Kaffer auch fertig zu arbeiten, und zwar hart und angestrengt zu arbeiten, und wer diese Leute an ihren Pflügen oder bei der Tränkung der Tiere in Tätigkeit gesehen hat oder wer es erlebt hat, mit welcher Zähigkeit und unter welchen Entbehrungen sie etwa entlaufenen Ochsen auf der Spur tages-, ja selbst wochenlang folgten, der wird das eben gebrauchte Beiwort jedenfalls nur mit einer gewissen Einschränkung gelten lassen. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt ist diese fast zärtliche Liebe zu den Rindern, wie sie allen Ovaherero eigen ist, allerdings ein großer Nachteil für das Schutzgebiet gewesen. Gute und wertvolle Ochsen gaben sie ehemals nur höchst ungern her, und eine größere Herde in kurzer Zeit zusammenzubringen war ein Kunststück, an dem manch gewiegter Händler seine Gewandtheit zu erproben vermochte. So waren die zuzeiten ungeheuren Bestände an Rindvieh tatsächlich ein Wert, der niemals in vollem Maße nutzbringend gewesen ist. Ja, man kann sagen, daß er zeitweise sogar der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens hinderlich gewesen ist, denn er konnte als die Ursache dafür gelten, daß sich nur sehr wenige Hereros entschlossen, als Arbeiter in die Dienste von Europäern zu treten.

Der Einfluß des Hirtenlebens in sehr ausgedehnten Steppengebieten auf das politische Leben des Hererovolkes ist unverkennbar. Wohl niemals seit ihrer Anwesenheit in den jetzt von ihnen bewohnten Gebieten haben sie ein so einheitliches, straffes Regiment über sich gekannt, wie beispielsweise das Suluvoik im Osten Südafrikas. Zeitweise nur haben sie überhaupt einen einzigen Oberhäuptling anerkannt, und kaum war der alte Kamaherero, unter dem dies zuletzt der Fall war, gestorben, da begann sofort wieder der ehemalige Zustand Platz zu greifen, bei dem eigentlich jeder größere Häuptling sich völlig selbständig fühlte. Ja, auch innerhalb der einzelnen Landschaften besaßen die sogenannten Großmänner oft einen Einfluß, den der Häuptling wohl berücksichtigen mußte. Kurz, man kann das Regierungssystem der Ovaherero im schärfsten Gegensatz zu dem unter den Ovambo herrschenden als ein aristokratisches bezeichnen, und dieser Mangel einer einheitlichen Oberleitung erleichterte zu gewissen Zeiten den Gegnern des Volkes kriegerische Unternehmungen gegen seine Grenzen. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man in dieser Lebenshaltung der Hereros aber auch eine der wesentlichen Ursachen für ihren im ganzen ziemlich unfriederischen Charakter sieht. Doch darf aus der nicht gerade besonders hervorragenden Entwicklung soldatischer Eigenschaften die Gefahr, die in der Anwesenheit einer so zahlreichen schwarzen Bevölkerung in der Nähe der europäischen Siedlungen liegt, niemals unterschätzt werden, und eine zu frühe Entblößung des Landes von einer größeren Schutztruppe, wie sie bisweilen vorgeschlagen ist, wäre schon aus diesem Grunde ein schwerer Fehler. Denn man darf nie vergessen, daß ein unauslöschbarer Haß gegen den Weißen in den Herzen der Kaffern lebt, und daß es nur deren widerwillig anerkannte Macht ist, welche Schlimmes verhütet.

Vermag der Europäer diesen Charakterzug bei den Kaffern immerhin zu verstehen, so steht er dagegen einem anderen, der furchtbaren Grausamkeit und der Lust an Quälereien, welche ihm besonders dem gefangenen Feinde gegenüber eigen ist, ohne Verständnis gegenüber. Im Kriege wird der Herero, wo er die Oberhand gewinnt, zum wilden Tier, und die Schenßlichkeiten, welche an Wehrlosen und selbst Frauen noch vor weniger als zwei Jahrzehnten verübt worden sind, erinnern an die blutigsten Ereignisse aus der Geschichte der Kämpfe der Europäer mit den Kaffern Südostafrikas.

Daneben ist es vor allem der schon erwähnte Geiz, der zusammen mit einigen anderen, hier nicht näher zu erörternden Eigenschaften das Charakterbild des Herero nicht gerade zu einem besonders anziehenden macht. Nichtsdestoweniger schlummert eine für das ganze Land wie auch für das Volk selbst zu verwertende Kraft in seinen Massen, und es ist die Aufgabe einer verständigen Regierung, die allmähliche Erziehung der Ovaherero zur Lohnarbeit ins Werk zu setzen und zu vollenden. Ein richtiges Vorgehen der Verwaltung vermag auf diesem Gebiete um so mehr zu erreichen, je mehr die evangelische Mission auch nach dieser Richtung, in der bisher wohl zu wenig von ihr geschehen ist, ihr in die Hand arbeitet. Denn die inneren Anschauungen der Kaffern ändern sich nicht allein durch die oft sehr äußerliche Aneignung des Christentums; sie ändern sich auch nicht in einer Generation. Wohl aber werden sie durch die Erkenntnis in ihrer Weiterentwicklung stark beeinflusst werden, daß die Arbeit im Dienste des weißen Mannes noch leichter zu einem gewissen Wohlstand führt, als das halb nomadenhafte Leben unter den Herden

der Steppe, deren Hauptmenge sich doch nur im Besitze eines verhältnismäßig kleinen Theiles des ganzen Volkes befindet.

Neben und zum Theil unter den Hereros lebt in diesen Hochländern nun noch ein zweites schwarzes Volk, das aber zu dem eben geschilderten Kaffernstamme in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Dies sind die sogenannten Bergdamara oder, wie sie sich selbst nennen, Hautoin. Ihre Wohnsitze liegen hauptsächlich in den einsamen Hochgebieten im Westen des mittleren und südlichen Hererolandes, indessen eine große Anzahl von ihnen lebt auch als eine Art dienende Klasse unter den Ovaherero und den Bewohnern des nördlichen Namalandes und neuerdings auch unter den Weißen des Schutzgebiets.

Körperlich stehen die Bergdamara dem bekannten Typus des westafrikanischen Negers sehr viel näher als die Kaffern. Intelligente Gesichtszüge

Ein Missionshaus.

sind unter ihnen sehr häufig, und die ganze Anlage der Muskulatur deutet auf eine ziemlich große Kraft. Ihre Farbe ist durchgehends ein tiefes, bisweilen fast ins Bläuliche spielendes Schwarz, und es ist im allgemeinen ihnen allen ein sehr einheitliches Äußere eigen, so daß man schon nach kürzerem Aufenthalt im Lande ohne Mühe einen Bergdamara von einem Herero wird unterscheiden können. Von diesem Volke könnte man noch am ehesten die Bezeichnung einer wilden Bevölkerung gebrauchen, denn der freie Angehörige desselben nährt sich vorwiegend von der Jagd und den verschiedenen eßbaren Früchten der wildwachsenden Pflanzen, während man zugeben muß, daß er sich auf der andern Seite sehr schnell an eine höhere Lebenshaltung und an eine fleißige und festhastige Beschäftigung gewöhnt. Diesem Menschenstamme die ihm ethnographisch zukommende Stellung unter den Einwohnern der südafrikanischen Ländermasse anzuweisen, dürfte sehr schwer halten, denn in einer offenbar Jahrhunderte währenden Zeit der hottentottischen Herrschaft über das von ihnen bewohnte Land haben sie die Namasprache an Stelle der ihnen ursprünglich eignenden angenommen. Daß sie diese aber nicht etwa von Anfang an gesprochen haben können, geht daraus hervor, daß sie sehr häufig nicht im Stande sind, die dem Hottentottischen eigentümlichen Schmalzlaute richtig zu sprechen.

Gutmütigkeit und Arbeitswilligkeit sind zwei Eigenschaften, welche den Bergdamara besonders geeignet machen, in dienender Stellung unter der Vormachtigkeit der Weißen zu leben. In der Tat hätte es im Beginne der deutschen Herrschaft schwer gehalten, alle damals nötigen Arbeiten durchzuführen, hätte man nicht die Bergdamara gehabt. Übrigens ist es nicht nur die grobe Körperarbeit, zu der dieser Stamm die nötigen Arbeitskräfte zu liefern vermag. Auch als Viehwächter sind sie dem hochmütigen Herero und dem unzuverlässigen Hottentotten durchaus vorzuziehen, und selbst Leistungen, zu denen ein ziemlich hoher Grad von Einsicht und eine nicht geringe Verantwortlichkeit gehört, kann man den besseren Elementen unter ihnen in manchen Fällen zumuten. So haben sich einige Bergdamara nicht nur im Frieden, sondern auch in den schwierigen Zeiten des Witbooirieges unter sehr verwickelten Verhältnissen als Postträger sehr gut bewährt, und es war höchst anerkennenswert, wie diese Leute damals mit den Briefsäcken unter oft beträchtlichen Schwierigkeiten auf

Ein Bergdamara.

häufig recht unsicheren Wegen den beinahe vierhundert Kilometer langen Weg von Windhoek nach der Küste und wieder zurückgemacht haben. Jedenfalls kann man ohne Übertreibung sagen, daß die Bergdamara in den der Rinderpest vorausgehenden Jahren den Europäern im Lande wirtschaftlich mehr ge-

nützt haben als die Ovaherero, und es war durchaus anzuerkennen, daß die Regierung einigen Versuchen, Bergdamaras als Arbeiter nach der Kapkolonie auszuführen, im Interesse unserer Kolonie energisch entgegengetreten ist.

Neben den bereits erwähnten Stämmen sind hier aber auch die Betschuanen zu erwähnen, deren Anwesenheit innerhalb der Grenzen unseres Schutzgebiets als ein Beweis dafür gelten kann, daß die Völkerwanderungen, welche seit Jahrhunderten in ganz Südafrika sich abspielen, bis in unsere Zeit nicht zum Abschlusse gekommen sind. Wirtschaftliche Gründe, die ihnen ihre eigene, östlich der Kalaharisteppe gelegene Heimat zu enge erscheinen ließen, sind es wohl in erster Linie gewesen, welche Bestandteile dieses Volkes in den Westen geführt haben.

Körperlich unterscheiden sich die Betschuanen von den Ovaherero durch eine etwas anders geartete Gesichtsbildung und durch ihre weit geringere Durchschnittsgröße. Ihre Farbe ist in der Regel ein ziemlich helles Braun, und unter den Frauen und Mädchen sieht man nicht wenige, die sich durch ganz angenehme Züge auszeichnen. Ursprünglich hatten die nach Südwestafrika gezogenen Betschuanen ziemlich viel unter Belästigungen von seiten der Khamasleute, eines räuberischen Hottentottenstammes, zu leiden. Doch sind sie auch selber, wenigstens nach den Erfahrungen, die man neuerlich mit ihnen

gemacht hat, keineswegs als ein sehr wünschenswerter Bevölkerungszuwachs für unsere Kolonie anzusehen. Jedoch kommen sie immerhin insofern wenig in Betracht, als es sich um eine verhältnismäßig kleine Zahl handelt, und die mehr und mehr auch in Südwestafrika sich festigenden Besitzverhältnisse werden die Einwanderung größerer Mengen von Angehörigen dieses Rassenstammes jedenfalls verhindern.

Wenden wir uns nunmehr zu der letzten der großen Hauptlandschaften, zu dem Namaland. Wir werden es, da es als

Eingeborene Sträflinge.

Siedlungsgebiet zum Hereroland in

engen Beziehungen steht, nach einigen Richtungen zum Schlusse mit diesem gemeinjam zu betrachten haben, werfen aber vorher einen Blick auf seinen geographischen Charakter und seine Bewohner.

IV. Groß-Namaland

Im Süden der Terrasse, welche man von den Abhängen des Awasgebirges ab in der Richtung auf Rehoboth verlaufen sieht, findet eine vollständige Änderung im Aufbau unseres Schutzgebietes statt. Selbst demjenigen, der nur ganz oberflächlich eine Karte betrachtet, welche es in seiner Gesamtheit darstellt, wird sich ohne weiteres der große Unterschied aufdrängen, der sich in der veränderten Form und Ausdehnung der Erhebungen, in der Entwicklung der Täler und in der Lauflänge und der Richtung der meisten Flüsse offenbart. Es bedürfte gar nicht einmal der Verschiedenheit der Bevölkerung, um hier sofort eine große Sonderlandschaft von den übrigen Hauptgebieten der Kolonie zu trennen.

Die Nordlandschaft dieser Hochländer gehört zwar noch ihrem Gebirgsbau und ihrer sonstigen Beschaffenheit nach zu dem südlichen Hererolande. Allein scharfe Trennung von diesem durch die zentralen Massenerhebungen, hydrographische Zugehörigkeit ihrer Flüsse und vor allem ethnographische und historisch-politische Beziehungen mannigfacher Art berechtigen uns vollauf, die südlich auf das Awasgebirge folgenden Hochländer zum Namalande zu rechnen. In diesem Gebiet überwiegt zunächst die wellige Hochebene, streckenweise auch schon die flache, weitgedehnte Talebene. Die aus den weiten Steppen emporsteigenden Höhen erscheinen jedoch noch als Bergketten, die das Land oft um einige hundert Meter überragen. Neben manchen Einzelkuppen erheben sich diese Höhenzüge oft mauerartig aus dem umliegenden Lande, einer Mauer auch hinsichtlich ihrer Schmalheit ähnelnd und nicht selten in geringer Höhe über dem Durchschnitt des flacheren Landes von tiefen, an einzelnen Stellen fast schartenförmigen Pforten durchbrochen, durch die selbst der schwerbeladene

Ochsenwagen hindurchzuziehen vermag, ohne eine größere Erhebung überwinden zu müssen. Bis 100 km südlich von den Awasbergen sinkt die Höhe dieses Gebietes, dessen Wasserläufe bereits vorwiegend südlich gerichtet sind, von rund 1700 bis zu etwa 1400 m, unter welchen Zahlen hier natürlich die Meereshöhe der Talebenen zu verstehen ist. Es ist das Gebiet, das, vom südlichen Wendekreis durchschnitten, einmal im Jahre auf kurze Zeit die Sonne aus dem Scheitelpunkte auf sich herniederstrahlen sieht, während die nun folgenden südlichen Landschaften das Tagesgestirn auch im Hochsommer ständig im Norden behalten.

Südlich von dem eben geschilderten Gebiet ändert sich der Charakter des Landes noch mehr. Das ganze Land im Osten nimmt die Gestalt ungeheurer, von den Flüssen in südöstlicher Richtung durchzogener Hochlandschaften an, während die Westhälfte des Landes von riesigen, nord-südlich streichenden Tafelländern durchzogen wird, zwischen denen in großer Breite die gleichgerichteten Ebenen der dem Oranje zugewandten Flußläufe sich entlang ziehen. Noch unter dem 26. Grad südlicher Breite sind diese Täler 1000 m hoch über dem Meere gelegen. Sie sinken also viel langsamer ab als die westlich gerichteten Flußrinnen des Hererolandes. Ja, sogar die nördlich von der tiefeingeschnittenen Talschlucht des Oranjeusses sich ausbreitenden Plateaus sind noch ziemlich hoch über dem Meere gelegen.

Außer den gewaltigen Hochtafeln, welche die Hauptfurchen begleiten, finden sich Einzelmassive, deren einige eine beträchtliche Ausdehnung besitzen. So jene große Erhebungsmasse im Norden, in deren tiefen Talschluchten die Entscheidungskämpfe zwischen der deutschen Schutztruppe und den Hottentotten Hendrik Witboois stattfanden, und die unter dem Namen des Naukluftgebietes für alle Zeiten in der deutschen Kolonialgeschichte bekannt bleiben wird. Zu diesen selbständigen Erhebungen gehören ferner sowohl Berggipfel wie der gewaltige Gamsberg, der 700 m hoch aus den umliegenden Ebenen emporsteigt, als auch kleinere Tafelgebirge, deren bedeutendstes das zu 8 bis 900 m relativer Höhe aufragende Karasgebirge im Südosten des Namalandes ist.

Die Flüsse des Namalandes gehören im Osten zu demselben System, das sich in wenig bekannten Wasserläufen durch den Südwesten der Kalahari hinzieht, und als dessen bekanntester auf deutschem Boden die mit dem Namen Kossob bezeichnete Wasserader gelten darf. Unter den anderen, dem Oranje zusießenden Rinnen ist nur eine von hervorragender Bedeutung. Weit im Norden, im Gebiet des Wendekreises, wo in den Hochländern und Gebirgen noch gewaltige Regensfluten niedergehen, ihre Ursprungsgewässer sammelnd, führt sie diese durch mehr als fünf Breitengrade dem großen, südlichen Grenzstrom unserer Kolonie zu. Von den schönen Steppenweiden des Bastardlandes bis zum Gegenufer der Kapkolonie immer regenärmer werdende Gebiete durchziehend, durchfließt der Große Fischfluß fast das ganze Namaland, und die Quellen seines Ursprunges liegen von seiner Mündung etwa ebenso weit entfernt wie Hamburg von München. Neben ihm kommen die wenigen selbständigen Rinnale im südöstlichsten Teile des Schutzgebietes überhaupt nicht in Betracht, und er ist mit seinen weitverzweigten Nebenflüssen, mit seinen unterirdisch und zeitweise auch oberirdisch nach Süden strömenden Wasserschichten nicht nur die Lebensader des Namalandes, sondern auch eine der interessantesten hydrographischen Erscheinungen von ganz Südafrika. Die Wassermengen, welche durch den Großen Fischfluß nach Süden geführt werden,

sind zeitweise so beträchtlich, daß man ihn in seinem Mittellaufe selbst nach dem Ende der eigentlichen Regenzeit mit der Bahn bei Marburg vergleichen hat.

Das Charakteristische der Ausrichtung des erwähnten Flußsystems hat für die Verkehrslinien im Namalande zur Folge, daß die Verbindung mit der See hier viel weniger günstig ist als im Hererolande. Fehlen doch hier jene nach Westen gerichteten Wasserläufe in größeren Tälern, in denen wir gewissermaßen Oasenzüge und damit von der Natur selber vorgezeichnete Verkehrslinien erblicken könnten. Wohl aber vermögen vielleicht die nach dem Inneren der Kalaharisteppe verströmenden Rinnale eine Bedeutung in der Zukunft zu gewinnen. Denn mehr noch als im Norden ist hier im Süden die Entwicklung künftiger Siedlungen an die Flüsse und die Wasserläufe gebunden.

Quellen gibt es im Namalande natürlich in noch geringerer Zahl als im Norden des Schutzgebietes, und ihre Wasserführung ist hier auch eine noch geringere als dort. Doch gibt es dafür auch hier eine ganze Anzahl von Stellen, an denen kleinere und größere Stauanlagen ein Aufspeichern von Wasservorräten zur Bewässerung und für die Verwendung in der Trockenzeit gestatten, und wie bereits angedeutet, ist es gerade dieser Teil unserer Kolonie, in dem in dieser Hinsicht schon viel mehr geleistet ist als im Hererolande.

Es mag nun der Blick des Lesers noch auf den großen Grenzfluß unserer Kolonie im Süden, auf den Oranje, gelenkt werden, der in diesem Teile Südafrikas sehr oft einfach als der „Große Fluß“ schlechthin bezeichnet wird. Ein enges, oft schluchtartiges Tal durchströmend, wahrte auch dieser Strom, obwohl er das ganze Jahr hindurch Wasser führt, durchaus den Charakter eines Steppensflusses. Während man ihn in der Trockenzeit sich als ein leichtes Gewässer von sehr geringer Tiefe vorzustellen hat, schwillt er während der Regenzeit bisweilen zu einem mächtigen Fluße an, und sein Steigen beträgt oft in wenigen Stunden eine Anzahl von Metern. Doch ist leider die Ausdehnung des kulturfähigen Landes an seinen Ufern nur gering, so daß er niemals die Rolle im wirtschaftlichen Leben des Landes wird zu spielen vermögen, die ihm sonst seiner ständigen und zeitweise beträchtlichen Wasserführung nach zukommen könnte. Er ist außerdem bis zu seiner Mündung ein Hochlandstrom im vollsten Sinne des Wortes, und so vermag er auch als in das Land hineinführende Verkehrsader niemals eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Ja, man kann sagen, daß seinem tief in das auf beiden Seiten aufsteigende Gebiet eingeschnittenen Tale eher eine trennende als eine verbindende Wirkung zukommt und daß er somit in jeder Beziehung eine Grenze zwischen dem deutschen Schutzgebiete und dem weiten Nordwesten des britischen Kaplandes bildet.

Die Verkehrsbeziehungen unserer Kolonie sind hier nicht ganz so unwichtige, wie man nach der Beschaffenheit des Landes anzunehmen geneigt sein möchte. Allerdings dehnt sich gerade hier das regenärmste und infolgedessen einsamste Gebiet des Inneren beider Nachbarländer aus. Dafür aber ist der äußerste Bezirk unseres Schutzgebietes, der Distrikt Warmbad, der wichtigen Reede von Port Nolloth im (britischen) Klein-Namalande so nahe gelegen, daß man im Verkehr immer mit diesem Umstande rechnen muß. Denn während von dem Orte Warmbad die geradlinige Entfernung nach Lüderitzbucht ungefähr 400 km beträgt, ist sie von demselben Punkte bis Port Nolloth nicht allein um mehr als die Hälfte kürzer, sondern der Verkehr vermag hier

auch bereits ein Schienengeleise aus dem Minengebiet von Dokiep nach der Küste zu benutzen.

Klimatisch befinden wir uns im Namalande in einem Gebiet, in welchem sich neben der Höhe des Landes bereits der größere Abstand der Sonne vom Scheitelpunkte während des Winters bemerklich macht. Auch scheint die im Vergleich mit den im Hererolande herrschenden Zuständen noch beträchtlichere Lufttrockenheit während dieser Jahreszeit die nächtliche Ausstrahlung besonders zu begünstigen. So sehen wir denn eine Zunahme besonders der Nachtfroste sowohl nach ihrer Zahl, wie auch nach ihrer Dauer und Stärke während der kühleren Jahreshälfte eintreten, die sich nicht sehr weit von dem entfernt, was wir in dieser Beziehung in milden Landschaften von Nordwesteuropa beobachten können. Eine Zusammenstellung der in Rehoboth während eines Zeitraums von einem Jahre beobachteten Froste ergab für den Mai 1, für den Juni 17 für den Juli gar 23, für den August 3 und auch für den September noch 1 Nacht mit weniger als 0°. Auch sind in diesen Landschaften einzelne besonders spät im Frühling eintretende Kälterückfälle in ihren schädlichen Folgen für manche Gartengewächse noch mehr zu fürchten als im Hererolande.

Die Regenmenge nimmt im Namalande in der Richtung von Norden nach Süden verhältnismäßig schnell ab. Schon in Rehoboth fallen weniger als 30 cm im Jahre und etwa 300 km südlich von diesem Ort beginnt eine Zone, in der die mittlere Niederschlagsmenge auf 20 cm und darunter herabzusinken scheint. Besonders schlimm steht es in dieser Beziehung mit den südlichsten, dem Oranjefluß unmittelbar benachbarten Landschaften, die zu den trockensten Strichen des ganzen Inneren von Südafrika gehören.

In einer Beziehung scheint indessen wenigstens der nördliche Teil des Namalandes noch vor den zentralen Gegenden der Kapkolonie bevorzugt zu sein. So große Schwankungen der Regenmenge innerhalb verschiedener Jahre, wie man in dem englischen Gebiet beobachtet hat, lassen sich hier nicht nachweisen, und das ist ein Punkt, der für die Beurteilung mancher wirtschaftlichen Fragen von großem Interesse ist. Dagegen nimmt die Dauer der Trockenzeit auch hier stark zu; daß auch sie, was ebenfalls von großer Bedeutung für den Farmer und überhaupt für jeden Bewohner des Landes ist, starken Schwankungen in Bezug auf ihre Dauer unterliegt, geht aus der folgenden kleinen Zusammenstellung für Rehoboth deutlich hervor.

Jahr	Dauer in Monaten	
	der ununterbrochenen Trockenzeit	der Zeit mit Monatsregens- summen unter 1 cm
1884	6	6
1887	4	6
1888	3	5
1889	5	5
1890	3	7
1891	5	5
1892	4	5
Mitteldauer	4,5	5,7

In gesundheitlicher Beziehung, die ja in engem Zusammenhange mit den klimatischen Verhältnissen zu stehen pflegt, darf das Namaland wohl unbestritten als der am meisten begünstigte Teil unseres Schutzgebietes bezeichnet werden. Dafür aber tritt außerhalb der Flußweiten die Wasserfrage hier in viel schwierigerer Art in den Kreis der Erörterungen, und auch die Erneuerung des Weidefeldes ist hier noch unsicherer als im Hererolande. So wird, was auf der einen Seite nützlich erscheint, auf der anderen zu einem schweren Nachteil, und man kann schon jetzt sagen, daß ein sehr großer Teil des Namalandes eine noch viel weniger dichte Bevölkerung zu ernähren vermag als das Land der dunkelhäutigen Rassen im Norden.

Die Pflanzenwelt des Südens zeigt in ihrem Massenauftreten ebenfalls den Einfluß des Klimas in sehr deutlicher Weise. Besonders ist es das Zurücktreten des Holzwuchses, das für das Namaland als charakteristisch bezeichnet werden kann. In etwa 100 km Entfernung südlich von Rehoboth hört der buschige Bestand der Gelände außerhalb der Flußtäler mehr und mehr auf, und es ist vorwiegend die Pflanzenwelt niederer Ordnung, welche die weiten Flächen der Tafelländer und der nach Osten zu sich hinziehenden Ebenen erfüllt. Wo wir dort auf Landschaften stoßen, die von einzelnen Reisenden als „Baumjavanne“ bezeichnet werden, da handelt es sich offenbar um solche Ansammlungen größerer Holzpflanzen, wie wir sie mit dem Grundwasser flacher und ausgeteilter Niederungen in Beziehung setzen dürfen.

Rehobother Bastards.

Das Weideland dieser Gegenden ist allerdings dünner bestanden als im Hererolande, und auch die sichere Erneuerung der Weidegewächse ist hier jedenfalls nicht ganz so häufig wie dort. Dafür aber finden sich die kleinen Futterbüsche hier in größerer Menge als im Norden des Schutzgebietes, und vor allem hat die an und für sich für das Vieh geeignete Futterfläche auch viel weniger Nachteile eben durch das Fehlen jener Massen von dornigen Büschen, die sich im Hererolande oft gerade in den besten Landschaften finden. Für die Schafzucht eignet sich daher besonders dies südliche Gebiet in ganz hervorragendem Maße.

Die eigentümlichen Formen der sehr trockenen Landschaften, denen wir im Hererolande nur im äußersten Westen begegnen, die verschiedenen der Wüstensteppe angehörigen Gewächse, finden sich hier viel weiter nach Osten als dort, was aber bei dem entsprechend geringeren Niederschlag dieser Gebiete nicht weiter verwunderlich erscheint.

Die wilde Tierwelt des Landes, ebenfalls keineswegs an Zahl der Individuen so arm, wie man in Europa vielfach noch denkt, bietet an Besonder-

heiten nur wenig. Erklärlich ist, daß in den freien Flächen dieses Gebietes die Tiere der offenen Steppe in ziemlich beträchtlicher Menge zu leben vermögen. Antilopen der Ebene, unter ihnen besonders der Springbock, ferner Straußen, Zebras und andere Bewohner der holzärmeren Weidegegenden, finden sich im Namalande neben solchem Wilde, das immerhin zu den seltener gewordenen Gattungen gehört. Zu den Vertretern dieser Formen gehört der Löwe, der in dem einsamen Westen noch keineswegs ausgestorben ist, während er noch vor wenigen Jahren in den Flächen südöstlich von Hoachanas geschossen wurde. Die Tatsache, daß ab und zu Felle des Tieres nach Kubub und Bethanien noch bis zum Jahre 1894 gebracht wurden, beweist, daß er immer noch in einiger Zahl vorhanden sein muß.

Reich an Wild ist auch das noch sehr wenig bekannte, höchst selten einmal von einem Europäer durchzogene Gebiet südlich vom mittleren Kuiseb, wo man Gemsböcke in großen Rudeln beobachtet hat, wo ungezählte Springböcke das Feld durchziehen und wo den Aussagen der Eingeborenen nach in einzelnen oasenartig zu denkenden Graslandschaften auch die Giraffe und das Rhinoceros noch anzutreffen sind. All diese Einzelheiten, denen wir zahlreiche weitere hinzufügen könnten, zeigen die Bedeutung des Vorhandenseins so vieler einsamer und menschenleerer Gegenden, die ja stets und überall eine Zufluchtsstätte des von seinem erbittertsten Gegner verfolgten Wildes gewesen sind, auch in diesem Lande. Beruhte doch das Dasein einzelner Stämme seiner Urbewohner zu einem nicht geringen Teile auf der Jagd, und vermochten doch manche der kriegerisch so bedeut samen Eigenschaften, die wir noch heute an einzelnen Hottentotten bewundern, sich am ehesten in einer Landschaft zu entwickeln, in der eine dünne Bevölkerung einem ehemals fast unererschöpflich zu nennenden Reichtum an vierfüßigen Bewohnern der Hochsteppe gegenüberstand.

Diese Bevölkerung, der wir uns nunmehr zuwenden, ist somit in ihrer Hauptmasse auf das engste mit dem von ihr bewohnten Lande verwachsen. Sie ist gleichzeitig die, ethnographisch genommen, interessanteste des Schutzgebietes und eine der interessantesten der Erde überhaupt. Doch ist selbst in diesem Teile des Landes nicht alles Gebiet in den Händen der Urbewohner geblieben. Aber mittelbar steht dasjenige Volk, das heute den Norden und eine kleinere Landschaft im Südosten des Namalandes bewohnt, die Nation der Bastards, doch auch mit der gelben Urrasse von Südafrika in einem engeren Zusammenhange als man nach ihrer äußeren Erscheinung anzunehmen geneigt ist.

Die Bastards sind zu einem wirklichen Volke geworden. Es ist nicht überflüssig, das gegenüber dem Sinne zu betonen, welcher dem Namen im gewöhnlichen Sprachgebrauche anhaftet. Ursprünglich allerdings sind auch sie Mischlinge, doch versteht man unter dieser Bezeichnung im Schutzgebiet lediglich die aus der Vermischung von Weißen, namentlich von holländischen Buren und Hottentottinnen herstammende Bevölkerung. Diese stammt, wie schon aus dieser Herkunft vermutet werden kann, vorwiegend aus der Kapkolonie, und die wichtigste Gemeinschaft, die Rehobother Bastards, sind erst vor mehreren Jahrzehnten in ihre heutigen Wohnsitze im Norden des Namalandes eingewandert. Sie sind längst zu einer in sich geschlossenen Nation geworden und sie haben auch alle die typischen Eigenschaften des Bastard am reinsten und vollkommensten entwickelt. Neben ihnen gibt es noch in ver-

schiedenen anderen Gegenden des Schutzgebietes Bastards in größerer oder geringerer Menge, und es ist festzuhalten, daß bei manchen von ihnen nachträglich wieder eine erneute Vermischung mit anderen Elementen, so bei den Hoachanasbastards mit Hottentotten stattgefunden hat, die auch die äußere Erscheinung derselben bisweilen deutlich beeinflusste. Auf der anderen Seite sind aber auch Heiraten zwischen weißen Männern und Bastardmädchen vorgekommen, und obwohl solche Verbindungen in keiner Weise erstrebenswert genannt werden sollen, muß man zugeben, daß sie in manchen Fällen wenigstens körperlich keineswegs zum Nachteil der aus ihnen entsprossenen Kinder ausgefallen sind. Typisch sind jedenfalls ganz besonders die Bastards des Rehobother Landes, und mit ihnen wollen wir uns deshalb an dieser Stelle kurz beschäftigen. Jeder, der diese Bastards in größerer Menge zum ersten Male zu Gesichte bekommt, wird erstaunt sein, zu sehen, eine wie stattliche Bevölkerungsklasse aus der

Bermengung der schönsten und der beinahe häßlichsten Rasse des Menschengeschlechtes hier entstanden ist. Natürlich tritt bei manchen Männern und Frauen auch einmal der mütterliche Typus stärker hervor, und dann ist es namentlich das kürzere, büschelförmige Haar

Bastard und Hoachanasleute.

und die Form der Augen, welche einen ein wenig fremdartig anmutet. Andererseits begegnet man aber sehr vielen Einzelvertretern des Volkes, die ein stark germanisches Äußere zur Schau tragen, und die durchschnittliche Erscheinung ist etwa die eines hochgewachsenen Südeuropäers. Besonders unter den jungen Mädchen findet man viele wohlgebildete Personen, und manche von ihnen vermag sich ruhig einer hübschen jungen Italienerin aus dem Volke an die Seite zu stellen. Die älteren Frauen dagegen neigen zu einer übermäßigen Fülle, was allerdings ebensosehr eine Folge der Lebensweise als der Veranlagung sein dürfte.

Die Charaktereigenschaften zeigen viele Züge der mütterlichen, aber doch auch manche der väterlichen Seite. Werden dem Bastard eine gewisse Unzuverlässigkeit, Hang zur Lüge, Neigung zu einem untätigen Leben nachgesagt, so ist andererseits zu betonen, daß es bei ihrer nicht geringen Intelligenz und dank dem nordeuropäischen Blut, das auch in ihren Adern fließt, leichter halten wird, sie mehr und mehr zur Zuverlässigkeit zu erziehen, als dies bei anderen Eingeborenen der Fall sein würde. In gewissem Sinne hat sich dies nach Aussage zahlreicher Offiziere bereits bei denjenigen jüngeren Leuten gezeigt, denen eine Art militärischer Ausbildung zu teil geworden ist, und

die sich dabei gut gehalten haben. Einzelne hervorragende Bastards haben sogar aus freien Stücken eine sehr anerkennenswerte Rolle während des großen Krieges mit den Witboois gespielt. Überhaupt sind es vorwiegend ähnliche Eigenschaften, wie sie den Hottentotten auf der Jagd und im Felde auszeichnen, welche den Bastard zu einem brauchbaren Hilfsoldaten geeignet erscheinen lassen. Aber mehr dem Europäer gleicht er infolge eines gewissen wirtschaftlichen Sinnes, und die Viehposten, die viele von diesen Leuten vor der erwähnten Zeit langer und gerade ihr Land in Mitleidenschaft ziehender Kämpfe ihr eigen nannten, konnten den Vergleich mit mancher innerafrikanischen Bauernfarm wohl vertragen. Auch die einzige größere Siedlung des Bastardlandes, Rehoboth selbst, erinnerte bereits lange vor der stärkeren Einwanderung Weißer nach Südwestafrika mit seinen Bauernhöusern und seinen weiten baumbeschatteten Plätzen, mit seinen Gärten und der aus der ersten Zeit der Niederlassung stammenden Kirche viel eher an ein Dorf in einer der alten Kolonien als an einen Ort unseres soeben von Deutschland in Besitz genommenen Schutzgebietes.

Ein Beschäftigungszweig war es besonders, in dem der Bastard Vorzügliches leistete, und in dessen Ausübung zahlreiche Männer des Stammes in engere Beziehungen zu den wirtschaftlichen Interessen der Weißen traten. Geübte Ochsenwagenführer, haben sie eine Zeitlang fast allein den wichtigen Treiberdienst versehen und bisweilen waren Dutzende von solchen auf den verschiedenen Hauptverkehrswegen des Landes mit den ihnen anvertrauten Frachten gleichzeitig unterwegs. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung, namentlich für die Gründung und Entwicklung der deutschen Siedlung in Windhoek ist es gewesen, daß diese neu in Angriff genommene Landschaft und das Gebiet von Rehoboth unmittelbar aneinander grenzten, eine Nachbarschaft, die auch während des Witbooikrieges sich verschiedentlich in für die deutsche Herrschaft nutzbringender Weise geltend gemacht hat.

Alles in allem kann man sagen, daß die Bastardrasse zu den wichtigsten Bestandteilen der eingeborenen Völkerschaften schon jetzt gehört, obwohl sie an Kopzahl — man schätzt sie auf ungefähr 2000 Seelen — hinter allen anderen beträchtlich zurücksteht. In wirtschaftlicher Hinsicht wird sie in erster Linie den Weißen sich anschließen, und wenn es einer ruhigen und kraftvoll geleiteten Erziehung gelungen sein wird, ihren Angehörigen mehr und mehr von der Denkweise der Europäer beizubringen, dann dürfte der Nutzen, den die Kolonie von ihnen zu ziehen vermag, in Anbetracht mancher von der mütterlichen Stammesseite auf sie vererbter Fähigkeiten, zu denen nicht zum wenigsten die geschickte Behandlung der Wagengespanne gehört, ein sehr beträchtlicher sein. Daneben aber werden sie stets das Interesse des Ethnographen erwecken. Denn in ihnen allein wird jene wunderliche Urbevölkerung, die rettungslos dem Aussterben verfallen zu sein scheint, auch in weiterer Zukunft fortleben. Dieser rätselhaften Rasse selbst müssen wir im folgenden eine etwas eingehendere Betrachtung widmen, da sie ohne Frage aus eines der seltsamsten Völker der außereuropäischen Länder gelten muß.

Die Hottentotten, die sich übrigens selbst als *Koi-koi* bezeichnen, kann man als die ursprüngliche Bevölkerung eines großen Teiles von Südafrika ansehen. Woher sie gekommen sind, wird sich wohl nie mehr mit einiger Sicherheit feststellen lassen. Höchst wahrscheinlich jedoch ist ihre früheste Heimat in Südostasien zu suchen, von wo sie wahrscheinlich vor Jahrtausenden nach

dem südlichen Afrika gekommen sind. Wenn manche Gelehrte annehmen, daß die Hottentotten aus der Mischung einer hellfarbigen Rasse mit einem Teile der innerafrikanischen Urbevölkerung hervorgegangen seien, so wird auch im Falle der Richtigkeit dieser Anschauung das hellfarbige Volk südasiatischen Ursprunges gewesen sein, denn anders ist der körperliche Typus der Koi-koin nicht zu erklären. Aber man braucht diese Ansicht überhaupt nicht zu teilen, denn der echte, frei lebende Buschmann unterscheidet sich vom Hottentotten überhaupt so wenig, daß man beide mit gutem Gewissen als die Abkömmlinge eines Volkes ansehen darf.

Körperlich gehören die Völker des Namalandes jedenfalls zu den auffallendsten Erscheinungen, denen man irgendwo auf dem Kontinent begegnen kann. Schon ihre Hautfarbe unterscheidet sie gänzlich von allen Angehörigen der Negerrasse. Für gewöhnlich ist ein fahles, dabei aber ziemlich helles Gelb die Farbe dieser Menschen, allein es kommen auch bei ganzen Stämmen sehr merkbare Abweichungen vor. So besitzen sie bisweilen eine ins Rötliche spielende Hautfarbe, die ein wenig an das Kupferrot der Indianer erinnert, und ein Stamm der Naman, die Bewohner von Hoachanas, werden geradezu als die „Kote Nation“ bezeichnet. Sind

Junges Hottentottenmädchen.

man auch nicht alle Hottentotten unseres Schutzgebiets, von denen sich übrigens einige auch im Norden finden, seit Jahrhunderten daselbst ansässig, sondern sind auch einzelne der heut dort ansässigen Stämme erst im letzten Jahrhundert aus dem Süden eingewandert, so ist dies doch das einzige Gebiet, in dem sie sich am reinsten und am wenigsten beeinflusst durch die Europäer bis auf unsere Tage zu halten vermochten. Wer deshalb das merkwürdige Volk studieren will, tut gut, dies nur in Deutsch-Namaland zu unternehmen.

Der Körperbau der Erwachsenen ist in den meisten Fällen als klein und zierlich zu bezeichnen, ist aber durchaus entfernt von allem, was man als auffallend klein oder gar als zwerghaft bezeichnen könnte. In der Regel kann man eine Größe beobachten, die etwa dem Körpermaß der Südtaliener gleichkommt. Auffallend im höchsten Grade ist dagegen die zierliche Bildung der Hände und Füße, und man hat mit Recht die Behauptung aufgestellt, daß in dieser Beziehung selbst ein männlicher Hottentott von mancher europäischen Dame beneidet werden könne. Ist nun auch Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen gleichsam ein Erbteil dieser in der Steppe aufgewachsenen Leute, so ist andererseits ihr Knochengerüst und ihre Muskulatur im Vergleich mit dem kräftigen Körper des Herero oder des Bergdamara nur schwach zu nennen, weshalb wirklich die Muskeln anstrengende Tätigkeit nicht

Sache des Hottentotten zu sein pflegt. Was aber in der Eleganz der Hände und Füße als Vorzug angesehen werden mag, das wird mehr als ausgeglichen durch das Häßliche der Gesichtsbildung zumal bei den älteren Leuten und namentlich den Frauen unter ihnen. Die dreieckige Form der unteren Gesichtshälfte, die schmalen, grau oder braun schillernden Augen, die sehr häufig schief erscheinen, das ganz kurze, in einzelnen Büscheln den Kopf bedeckende Haar, geben dem ganzen Ausdruck etwas Abschreckendes, das nur bei ganz jungen Individuen durch den Ausdruck des Auges und die Glätte der Haut stark gemildert wird. Sehr groß ist beim ersten Erblicken von Hottentotten, und dies erscheint uns maßgebend, der Eindruck von der Ähnlichkeit der Rasse mit Völkern mongolischer Verwandtschaft, und es gibt zahlreiche Hottentotten, die, wenn ihr Büschelhaar durch den Hut verdeckt ist, ohne weiteres mit einem Chinesen verwechselt werden können. Den Frauen eigentümlich ist endlich ein nach der Jugend sich entwickelndes Körpergebilde, das ebenfalls nicht zur Verschönerung beiträgt. Eine eigentümliche Wucherung am Gesäß gibt diesem das Aussehen, das die Europäerinnen seinerzeit durch künstliche Mittel so lebhaft zu erreichen trachteten, und man sieht nicht selten derartig stark entwickelte Steißbildungen, daß sie um 20—30 cm im rechten Winkel vom unteren Teile des Rückens abstehen. Eine wirkliche Zierde dagegen besitzen die Hottentotten, Männer wie Frauen, in ihrem Gebiß, das im vollsten Gegensatz zu den mächtigen weißen, aber immer ein wenig tierisch erscheinenden Zähnen des Negers in der Tat mit einem Perlengebisse verglichen werden könnte.

Dies schon in seinem Außern so merkwürdige Volk erscheint noch wunderbarer, wenn wir es in den Regungen seines geistigen Lebens beobachten. Ist es doch schon der Ausdruck dieser Lebensäußerungen, die Sprache, welche dem gelben Südafrikaner eine Sonderstellung unter allen Völkern der Erde anweist. Mit keiner lebenden Sprache verwandt, gehört sie keineswegs zu den unentwickelteren Formen, denen wir irgendwo begegnen. Vielmehr weist sie in einer Anzahl von Wortbildungen auf eine Stufe der geistigen Entwicklung, wie solche beispielsweise von dem Neger nicht erreicht worden ist. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der Hottentott ein Wort für den Begriff der Menschlichkeit besitzt, das man in vielen afrikanischen Wörterverzeichnissen vergebens suchen würde. Meist aus einsilbigen Grundworten bestehend, verändert die Namaisprache den Sinn derselben durch Hinzufügung jener sonderbaren Konsonanten, die man ihrer Entstehung nach als Schnalzlaut oder als Klicks bezeichnet, und deren sie vier verschiedene besitzt. Sie werden durch Anlegen der Zunge an die Zähne, den Gaumen und an andere Stellen der Mundhöhle hervorgebracht und erschweren das Verständnis des an und für sich schon schwer zu erlernenden Hottentottischen namentlich für den Europäer ungemein. Gleichwohl steht dieses dem Geiste nach bedeutend über den Negerisprachen, und wer zum Beispiel die Bezeichnung von geographisch wichtigen Punkten im Nama einmal näher betrachtet, der wird von dem Bilderreichtum überrascht sein, den anzuwenden die Sprache dieses sehr zu Unrecht so verachteten Volkes gestattet.

Unwillkürlich suchen wir diese Eigenart, welche sich uns in dem menschlichen Verständigungsmittel offenbart, auch in den sonstigen Äußerungen des geistigen Lebens wiederzuerkennen. Und auch in diesen tritt sie uns überall in demselben Grade entgegen, das Volk der Hottentotten auf eine Höhe hebend, die uns vor der ursprünglichen, wenn auch durch manche äußeren Dinge bereits

verdunkelten Begabung der fetsamen Rasse mit hoher Achtung erfüllt. Welch große poetische Anlage spricht nicht aus der Erklärung der Zeichen des gestirnten Himmels; wie packend tritt sie uns entgegen in einzelnen, von Hottentotten verfaßten und von den Kämpfern des Witbooi Stammes gesungenen Kriegsliedern! Überhaupt vermag uns der Gesang, das musikalische Gehör und die allgemeine Befähigung des Volkes für die Musik ebenfalls in Staunen zu versetzen. Nicht nur, daß seine Angehörigen europäische Melodien sich leicht aneignen und sie mit ihren wohlklingenden Stimmen recht gut wiedergeben, sondern auch die von ihnen selbst stammenden Weisen entbehren wie diejenige des bekannten Niedtanzes nicht einer gewissen gefälligen Art.

Es ist klar, daß ein Volk, das auf das Leben in einsamer und wildreicher Steppe angewiesen war, sich viel und eifrig mit der Jagd beschäftigen mußte, und manche der auf

diese Weise ausgebildeten Eigenschaften machten die Hottentotten von früh auf auch zu gewandten Kriegerern. Wenn die alten soldatischen Eigenschaften bei den meisten der im Namalande lebenden

Stämme auch hinter den mehr und mehr hervortretenden

Pontof der Hottentotten.

den Anzeichen einer gewissen Verkommenheit zurücktreten, so sind sie im Kern doch vorhanden gewesen. Das zeigte sich am deutlichsten, als eine energische Häuptlingsfamilie, der Vater des berühmten Hendrik Witbooi und dieser selbst, sie in ihrem Stamme noch einmal ins Leben riefen. So läßt uns die Geschichte gerade dieses Stammes und seiner Kriege noch einmal einen Blick tun auf die Ritterlichkeit und Tapferkeit freier Steppenbewohner, sie bildet gleichsam den erhebenden, aber doch tieftragischen Abschluß eines Dramas, das sich in unseren Tagen vollzieht, des Unterganges eines zwar herabgekommenen, aber von Natur reichbegabten und geistig hoch über die schwarze Rasse emporragenden Volkes.

Unter allen Hottentotten aber sind bis zum heutigen Tage gewisse äußere Fertigkeiten und Fähigkeiten zu finden, welche sie neben den mehr und mehr verschwindenden Zeichen geistiger Befähigung auch körperlich geeignet zu einem ungebundenen Jagd- und Kriegsleben machten. Gewandte Reiter, leisteten sie auch als Schützen ganz Erstaunliches, und dies ist ein Punkt, in dem sie ihren alten Feinden, den Ovaherero, von jeher unendlich überlegen waren. Noch bewundernswerter ist ihre Fähigkeit, Spuren von Tieren und Menschen zu

lesen; oft sind sie im stande, sich aus einigen wenigen Eindrücken im Boden, die ein europäisches Auge überhaupt nicht bemerkt, ein vollständiges und richtiges Bild der Vorgänge zu machen, die sich vorher an dieser Stelle abgespielt haben. Auch die rein militärischen Leistungen, wie sie namentlich die Witboois während ihrer zahlreichen Feldzüge bewiesen, wurden durch solche und ähnliche Fähigkeiten sehr gehoben. So verstand es ein Trupp plötzlich auseinandergesprengter Reiter, ohne daß etwa ein Befehl gegeben worden war, stets den Platz zum

Wiederzusammentreffen zu finden, der nach der augenblicklichen Lage der Dinge der geeignetste hierfür war.

Diesen Lichtseiten im äußeren Leben der Naman stehen natürlich ebenso wie in ihrem Charakter auch Schattenseiten gegenüber, die sich wesentlich in ihrer wirtschaftlichen Lage offenbaren. Gerade die auf der Jagd und im Krieg mit Vorliebe tätigen Stämme sind wirtschaftlich auf das äußerste herabgekommen, und wenn früher der größte Teil der Hottentotten sich auch mit Viehzucht beschäftigte, so gilt dies heute nur noch von wenigen Stämmen. Ihre Geschicklichkeit aber zeigt sich auch in Einzelheiten ihres häuslichen Lebens, namentlich in einigen Arbeiten, die man mit Fug und Recht als ein hochwertiges Erzeugnis einer Art von Hausindustrie bezeichnen kann. Wir meinen die meist aus Raubtier-, aber auch aus Springbock-, Schaf- und Ziegenfellen gefertigten Decken, die man als Karosse bezeichnet und die es an

Hendrik Witbooi.

Gefälligkeit der Muster und an Feinheit der Ausführung durchaus mit guten Kürschnerarbeiten bei uns aufzunehmen vermögen. Bei alledem ist aber festzuhalten, daß das Aussterben der unvermischten Rasse, das der Ethnologe ebenso sehr wie der Menschenfreund zu bedauern berechtigt ist, einen wirtschaftlichen Nachteil für unser Schutzgebiet nicht haben wird. An Stelle der Eingeborenen tritt die einzige Rasse, welcher die Vorteile künftiger Kultur im höchsten Grade zufallen werden, tritt die weiße und in diesem Falle hoffentlich in erster Linie die deutsche Bevölkerung. Diesem europäischen Element, das ja in Südwestafrika eine Rolle zu spielen berufen ist wie in keiner anderen Kolonie unseres Reiches, soll unsere Schlußbetrachtung gewidmet sein. Natürlich greifen wir hier auf das gesamte Gebiet zurück und lassen nur das Amboland, das wir ja als Tropengebiet kennen gelernt haben, unberücksichtigt.

Über die jetzige Dichtigkeit der Weißen haben wir bereits an anderer Stelle gesprochen. Die Berufsverteilung der heute im Lande ansässigen Europäer zeigt eine allmähliche Änderung zum Besseren, insofern nämlich das Land mehr und mehr von einer wirklich landsässigen Bevölkerung besiedelt zu werden beginnt, gegen welche die kaufmännische oder im Handwerk tätige Bevölkerung mehr und mehr zurückzutreten anfängt. Die Standeszugehörigkeit der erwachsenen männlichen Bevölkerung am 1. Januar 1900 war folgende:

Staats- angehörigkeit	Soldaten, Be- amte, Eisen- bahn- u. Hafen- dienst	Geistliche und Missionare	Anfiedler und Farmer	Kaufleute	Händler	Handwerker, Arbeiter	Gastwirte	Gelehrte	Bergleute	Gesellschafts- vertreter	Intelligence u. Architekten	Ohne Beruf	Gesamtzahl
Deutsche	799	35	147	139	6	497	10	5	9	3	6	2	1658
Engländer	2	—	38	8	2	71	—	2	—	—	—	5	128
Österreicher	—	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—	—	12
Rumänen	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1
Schweizer	—	—	1	—	—	4	—	—	—	—	—	1	6
Schweden	—	—	4	2	1	18	—	1	—	—	—	—	26
Russen	—	6	—	1	—	14	—	—	—	—	—	2	23
Italiener	—	—	1	—	—	5	—	—	—	—	—	—	6
Portugiesen	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	3
Holländer	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	6
Dänen	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	6
Australier	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	3
Amerikaner	—	—	—	—	—	9	—	—	—	—	—	1	10
Kapländer	—	—	167	—	—	18	—	—	—	—	1	—	186
Oranjestaat	—	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	5
Transvaal	—	—	50	—	—	4	—	—	—	—	—	—	54
Ohne Zuge- hörigkeit	—	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Zusammen	801	41	422	150	9	674	10	8	10	3	7	11	2146

Wie man sieht, ist das Verhältnis der gänzlich unproduktiven Stände in dieser Kolonie zur gesamten erwachsenen männlichen Bevölkerung hier günstiger als in den meisten anderen unserer Schutzgebiete. Rechnen wir selbst Beamte und Soldaten mit den Missionaren zusammen, so erhalten wir nach Abzug der Berufslosen von der Gesamtzahl für die Unproduktiven einen Prozentsatz von nur 39.4 %. Vergleichen wir mit dieser Zahl das gleiche Verhältnis des Vorjahres, so ergeben sich für dieselben Berufsklassen 44.3 % der sämtlichen erwachsenen Männer, während abermals ein Jahr vorher noch 53.9 % auf die Angehörigen der Regierung und der Truppe sowie der Mission entfielen. Wie man aus diesen Zahlen also ohne weiteres entnehmen kann, gewährt die Berufsverteilung ein von Jahr zu Jahr sich erfreulicher gestaltendes Bild.

Was die Nationalitäten anlangt, so kann man in dem den südafrikanischen Kolonien und Freistaaten entstammenden Teile der Ansiedler eigentlich keine Ausländer im eigentlichen Sinne des Wortes sehen, da diese Leute leicht und

schnell werden germanisiert werden können. Auf eine auffallende Bezeichnung mag indessen hier aufmerksam gemacht werden, um einem etwaigen Irrtum vorzubeugen. Bei den 6 als Russen bezeichneten Geistlichen handelt es sich nicht etwa um Angehörige der griechischen Kirche, sondern um Mitglieder der lutherischen finnischen Mission, welche im Ambolande tätig sind.

Ein weniger erfreuliches Bild zeigt uns die weiße Gesamtbevölkerung insofern, als die Zahl der Frauen vorläufig noch eine viel zu geringe ist. Auf 374 verheiratete weiße Männer kamen am 1. Januar 1900 1772 ledige Männer, denen nur 100 unverheiratete weiße Frauen gegenüberstanden. Diese Zusammenstellung zeigt mehr als lange Ausführungen die Notwendigkeit der verstärkten Fraueneinwanderung. Denn ohne eine weiße Frau zu besitzen, vermag der Ansiedler auch wirtschaftlich nicht das zu leisten, was man im Interesse der Kolonie und des Mutterlandes von ihm verlangen sollte; ja, wenn er eine Eingeborene heiratet, so kann man ihn und namentlich seine Nachkommen ohne weiteres als wirtschaftlichen und nationalen Verlust buchen. Wie wichtig sich ferner in diesem Schutzgebiet die nationale Handhabung des Schulwesens gestalten wird, zeigt ein Blick auf die schon recht beträchtliche Zahl der Kinder. Am 1. Januar 1900 wurden 397 Knaben und 393 Mädchen gezählt, eine Menge, die ebenfalls deutlicher als alles andere die Bedeutung deutscher Schulen in diesem Gebiete zeigt.

So sehen wir, wie auch dasjenige Element, ohne das noch nie eine wahrhaft innere und sittliche Kultur auf der Erde sich entwickelt und gehalten hat, das europäische, in diesem Schutzgebiet in immer höherem Grade an der Erschließung der weiten Hochsteppen teilnimmt. Wird auch das Schutzgebiet niemals zu dem Auswanderungslande werden, zu dem es begeisterte Schwärmer vor anderthalb Jahrzehnten und in manchen Fällen selbst noch vor wenigen Jahren haben stempeln wollen, sein Wert kann heute nur noch von Böswilligen oder von gänzlich Unwissenden angezweifelt werden. Von ihm mag auch an dieser Stelle wiederholt werden, was wir bereits vorher ausgesprochen haben: Ich glaube, wir sollten uns hüten, verächtlich von einem solchen Lande zu denken, weil es keine Fabrikschloten tragen und niemals Großstädte erzeugen wird. Nicht die Menge der Menschen, die eine Kolonie innerhalb ihrer Grenzen ernährt, gibt den Maßstab für ihren Wert ab, sondern die Kraft, mit der diese sich selbst einzusetzen vermögen für die Größe des eigenen und für die des Stammlandes über dem Meere.

Festung von Windhoek.

Deutsch-Ostafrika

von

A. Seidel

I. Allgemeine Beschreibung des Landes

1. Lage, Größe und Abgrenzung

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet liegt etwa in der gleichen geographischen Breite wie Peru und Java. Der Viktoriassee, an der Nordgrenze der Kolonie gelegen, wird vom Gleicher durchschnitten; die Mündung des Ruvuma*), der einen Teil der Südgrenze bildet, liegt ziemlich genau unter dem 11. Grad südlicher Breite. Das ganze mächtige Gebiet, wie es sich zwischen diesen Breiten von der Küste des Indischen Ozeans bis zum Tanganyikasee erstreckt, untersteht deutscher Oberhoheit. Hierzu kommen die der Küste vorgelagerten Inseln, mit Ausnahme von Sansibar und Pemba. Mit seinem fast eine Million Quadratkilometer (995 000 qkm) umfassenden Flächenraum übertrifft es das Mutterland um fast den gleichen Betrag, obwohl eine Vergleichung auf unseren gewöhnlichen Weltkarten es kaum ebenso groß erscheinen läßt, da bekanntlich bei der Projektion einer Kugeloberfläche auf eine Ebene die um den Äquator gelegenen Teile am stärksten verkürzt werden.

Auf etwa 700 km bildet der Indische Ozean die natürliche Grenze. Im Norden stößt das Schutzgebiet an englischen Besitz, das sogen. Britische Ostafrika (Imperial British East Africa und weiterhin das Uganda Protectorate). Im Süden bildet portugiesischer Besitz (der Estado d'Africa Oriental) die Grenze. Das Gebiet zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika gehört wiederum den Engländern (British Central Africa). Im Westen ist der Kongostaat Grenznachbar (l'Etat Indépendant du Congo).

Im einzelnen sind die Grenzen durch Verträge mit Großbritannien, Portugal und dem Kongostaat nach den derzeitigen Karten vereinbart, ohne daß überall bereits eine Feststellung an Ort und Stelle stattgefunden hat.

Die Nordgrenze gegen Britisch-Ostafrika beruht auf dem Abkommen vom 1. Juli 1890**).

(Art. I, 1.) Im Norden durch eine Linie, welche an der Küste vom Nordufer der Mündung des Umbeßufes ihren Ausgang nimmt und darauf in gerader Richtung zum Zipe-(rectius Zipe-)See läuft. Dem Ostufer des Sees entlang und um das Nordufer desselben herumführend, überschreitet die Linie darauf den Fluß Kumi, um die Landschaften Taveta und Dschagga (besser Djaagga) in

der Mitte zu durchschneiden und dann, entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima-Ndicharo (besser Kilimandjaro), in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Vittoria-Nianzasees (besser Viktoriassees), welcher von dem ersten Grad südlicher Breite getroffen wird. Von hier den See auf dem genannten Breitengrade überschreitend, folgt

*) Besser als Ruvuma.

**) Abgedruckt im amtlichen „Deutschen Kolonialblatt“ 1890, S. 120 ff.

sie dem letzteren bis zur Grenze des Kongostaates, wo sie ihr Ende findet. Es ist indessen Einverständnis darüber vorhanden, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westseite des genannten Sees nicht den Mumbiroberg umfaßt. Falls sich ergeben sollte, daß dieser Berg südlich des ge-

nannten Breitengrades liegt, so soll die Grenzlinie in der Weise gezogen werden, daß sie den Berg von der deutschen Interessensphäre ausschließt, gleichwohl aber zu dem vorher bezeichneten Endpunkte zurückkehrt. (Auf unserer Karte ist der Mumbiro nicht angegeben.)

Durch ein späteres Abkommen vom 25. Juli 1893 wurde dann der Verlauf der Grenze zwischen der Küste und dem Kilimandjaro folgendermaßen näher bestimmt:

§ 1. An der Küste soll die Grenzlinie beginnen am Hochwasserstand des Ras-Zimbo und von dort soll sie in gerader Linie bis zu dem Punkt laufen, wo 39° 40' 40.3" südlicher Breite (nach astronomischer Bestimmung) das Ostufer des Zipeesees schneidet. Indes soll die Grenze an der Küste folgende Abänderung erfahren: Sie soll vom Indischen Ozean dem nördlichen Ufer des Zimbocreeks entlang laufen, so daß der Strand in die englische Interessensphäre fällt, bis zur östlichen Ausmündung des Ngobwe-Ndogo, soll dann dem östlichen Ufer des Ngobwe folgen bis zu seinem Ende und von dort bis zu dem Punkt, wo die oben beschriebene gerade Linie zwischen Ras-Zimbo und Zipeese die Ufererhöhung von Jassini trifft, fortgeführt werden.

§ 2. Von dem in § 1 gekennzeichneten Punkt am Zipeese soll die Grenzlinie dem Ostufer des Zipeesees folgen, dann um das Nordufer des Sees herumgehen, den Lumifluß überschreitend, dem

nördlichen Wasserstand des Aufstufes beziehentlich des Rufusumpfes entlang gehen, bis zu einem Punkt, welcher eine englische Meile östlich von der deutschen Straße liegt, die von der Marangusstation an die Küste geht. Von hier soll sie zu der höchsten Spitze vom Dschalahügel gemäß der Einzeichnung in beigefügter Karte laufen. Sodann soll die Grenzlinie den Dschalasee in zwei gleiche Teile schneiden. Von der Nordseite des Dschalasees an soll die Grenzlinie in der Entfernung von einer englischen Meile westlich von der in beigefügter Karte eingezeichneten Wegetroute bis zur geographischen Breite des sogenannten Uferlagers laufen, und von da ab in einer Entfernung von einem Kilometer südwestlich dieser auf der beigefügten Karte bis Vaitokitof laufenden Wegetroute bis zu dem Punkt, wo sie den Ngare Nongei (Nongei) durchschneidet, fortgeführt werden. (Der Aufstuf — besser Ruwu — ist identisch mit dem Pangani der Karte.)

Die Grenze gegen das im Süden gelegene portugiesische Gebiet wurde bereits durch die Vereinbarung vom 30. Dezember 1886 festgestellt. Das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 bestätigt diese Abmachung und bestimmt zugleich den weiteren Verlauf der Südgrenze:

(Art. I, 2.) Im Süden durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Moçambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma (besser Ruwuma) bis zu dem Punkte folgt, wo der Minjefluß in den Rovuma mündet, und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Njassasees läuft. Dann sich nordwärts wendend, setzt sie sich längs den Ost-, Nord- und Westufer des Sees bis zum nördlichen Ufer der Mündung des Sjongweflusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 33. Grad östlicher Länge hin- auf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte,

wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem neunten Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorher gedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem 32. Grad östlicher Länge, sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarms des Kilambafusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Tanganjikasee folgt. (Minje und Kilamba fehlen auf unserer Karte.)

Die Grenze gegen den Kongostaat ist durch einen Notenwechsel vom 1. beziehungsweise 25. August 1885 so festgelegt, daß zunächst der 30. Grad östlicher Länge von Greenwich bis 1° 20' südlicher Breite die Grenze bilden soll. Von diesem Schnittpunkt läuft eine gerade Linie bis zum nördlichsten Ende des Tanganjikasees. Die weitere Grenze bildet alsdann die Mittellinie dieses Sees und eine gerade Linie von seiner Südspitze zum Moerosee über der 8° 30' südlicher Breite.

2. Ältere Geschichte und Erwerbungs Geschichte

Die Beziehungen der arabischen Kultur zu den ostafrikanischen Küstengebieten scheinen ziemlich weit zurückzugehen. Ihr Einfluß ist denn auch heute noch überall unverkennbar und auf manchen Gebieten sehr tiefgehend.

Die Küſtenbevölkerung iſt zum großen Teile mohammedaniſiert, hat durch arabische Blutmiſchung ihren beſonderen ſomatischen Charakter erhalten, Bruchſtücke der arabiſchen Kultur übernommen, ſo auch die Schrift von den Arabern für ihre gänzlich anders geartete Sprache entlehnt und eine große Maſſe arabiſcher Wörter in ihre Sprache aufgenommen*). Die Küſtenleute tragen einen arabiſchen Namen Wa-Suahili vom arabiſchen suahil (= sawahil), Küſte. Die Araber pflegten die geſamte Küſte des öſtlichen Zentralaſrika mit dem Namen Sandſchibar (erklärt als Land der Sandſch oder Sendſch) zu bezeichnen, der heute (als „Sanſibar“) auf das gleichnamige Inſelreich beſchränkt iſt.

Erſt im 10. Jahrhundert ſcheint die arabiſche Einwanderung größere Ausdehnung angenommen zu haben. Heimliche Unruhen veranlaßten zur Siedlung an der oſtafrikanischen Küſte, wo die Araber eine große Zahl raſch aufblühender Städte begründeten, deren Herrlichkeit heute größtenteils verfallen

Alte portugieſiſche Feſte in Kilwa-Kiſſiwani.

iſt. Hierher gehören beſonders Malindi, Brawa (Barawa), Matdiſhu, Mombas und Kilwa. Ihre Herrſchaft wurde indes zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Portugieſen gebrochen, nachdem Vaſko da Gama im Jahre 1498 zum erſten Male die Küſtenſtadt Kilwa beſucht hatte. Faſt 150 Jahre lang hat die Herrſchaft der Portugieſen gewährt. Dieſe Zeit iſt indeſſen kein Ruhmesblatt in ihrer Geſchichte. Gewalt und rücksichtsloſe Ausbeutung waren die Kennzeichen ihrer Wirkſamkeit. Noch heute ſind die Ruinen ihrer zahlreichen Zwingburgen (ſiehe obige Abbildung) überall in den Küſtenorten zu erblicken, aber eine Spur ſegensreicher Einwirkung auf Land und Volk iſt nicht geblieben.

Die Hilferufe, welche die unterdrückten arabiſchen Einwanderer in ihre Heimat gelangen ließen, fanden erſt im Jahre 1660 wirksamen Widerhall. Der Imam von Maſkat nahm ſich ſeiner unterdrückten Volksgeſſen an. Es

*) Natürlich beſonders auf den Gebieten, die unter ſtarkem Einfluß der arabiſchen Kultur geſtanden haben. In einem kürzlich von mir herausgegebenen Wörterbuch des Suahili (1902, Heidelberg, Julius Groos) finden ſich zum Beiſpiel in dem Abſchnitt 13 (Religion) unter ca. 120 Wörtern ca. 85 arabiſchen Urſprungs, während der Abſchnitt „Säugetiere“ nur 10 arabiſche unter ca. 140 Wörtern enthält.

kam zu einem Aufstande. Aber erst nach fast einem Jahrhundert blutiger und wechselvoller Kämpfe gelang es, der portugiesischen Herrschaft im Jahre 1740 ein Ende zu machen.

Doch auch die neue Herrschaft brachte dem Lande keine Ruhe. Die Statthalter (Walis) des Imam fielen nicht selten in Unbotmäßigkeit gegen ihren Lehnsheerrn und befehdeten sich ebenso häufig untereinander. Um die Vorherrschaft des Imamat's fester zu begründen, schlug daher Sejid Said im Jahre 1840 seine Residenz in Sansibar auf. Doch gelang es weder ihm noch seinen Nachfolgern, die Herrschaft des arabischen Elements erheblich über einen schmalen Küstenstrich hinaus ins Innere des Landes tatsächlich vorzuschieben, wenn sie auch die Oberherrschaft über eine Reihe küstennaher Landschaften dem Namen nach für sich in Anspruch nahmen.

Nach dem Tode des Sultans Said (1856) wurde das Reich unter seine beiden Söhne geteilt. Thueni*) übernahm die omanischen, Sejid**) Madschid die afrikanischen Besitzungen. Auf Madschid folgte Bargasch (1866—1888). Sein Nachfolger war Sejid Kchalifa, dem schon im Jahre 1890 (15. Februar) sein Bruder Ali folgt.

Nach ihm gelangte Hamud bin Thueni zur Herrschaft (5. März 1893 bis 25. August 1896).

Bei seinem Tode bemächtigte sich Kchalid mit seinen Anhängern des Sultanpalastes, wurde aber von den Engländern, die ihm wegen seiner national-arabischen Haltung feindlich gesinnt waren, gewaltsam vertrieben und flüchtete zum deutschen Konsul, der ihn aufnahm und nach Dar-es-Salam überführte, wo er in Freiheit gesetzt wurde. An seiner Stelle wurde Said bin Hamud von den Engländern auf den Thron erhoben***).

Als die Deutschen im Jahre 1884 in Ostafrika festen Fuß zu fassen suchten, fanden sie den Sultan Bargasch von Sansibar als legitimen Herrscher überall an der Küste anerkannt. Seine Ansprüche erstreckten sich zudem auf die hinter dem Küstenstreifen gelegenen Landschaften Uegua (besser als Ueguhä), Usaramo, Ukami u. s. w. Mit dieser Herrschaft und diesen Ansprüchen galt es sich auseinander zu setzen.

Die Erwerbung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes war eine unmittelbare Frucht der im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überall in Deutschland emporlodern den Kolonialbewegung. Das mit der Neubegründung des Deutschen Reichs wiedererwachte nationale Selbstbewußtsein verlangte seinen Anteil an der noch unvergebenen Welt über See, um seine starke Auswanderung in deutsche Gebiete abzuleiten, seinen reichen Bedarf an Kolonialwaren auf eigenem Boden zu erzeugen und neue Absatzgebiete für die Produkte seines rastlos wachsenden Gewerbfleißes zu schaffen. In Frankfurt a. M. entstand der deutsche Kolonialverein, in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, beide mit der Aufgabe, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen führte nach wenigen Jahren zu ihrer Vereinigung unter dem Namen der Deutschen Kolonialgesellschaft mit dem Sitze in Berlin und unter der Leitung des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg und — nach dessen Berufung zum Statthalter der Reichslande — des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, deren treibende Kraft Dr. Karl Peters war, hatte bereits im Jahre 1884 die Mittel aufgebracht, um eine

*) Das Th wird gelispeft wie im Englischen.

**) Sejid ist ein Titel, der „Herr“ bedeutet und dem Sultan gebührt.

***). Über die Vorgänge bei diesem Thronwechsel existiert ein längeres episches Gedicht von dem (verstorbenen) Suahilidichter Mbaraka. Den Text des Gedichtes habe ich in meiner Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen (1897, Heft 3), die Übersetzung in der Deutschen Kolonialzeitung (1898, No. 7) veröffentlicht.

Expedition nach Oſtafrika zu entſenden. Dr. Karl Peters, Joachim Graf Pfeil und Dr. Zühlke führten dieſelbe.

Dr. Karl Peters wurde am 27. September 1856 zu Neuhaus a. d. Elbe geboren. Auf der Kloſterſchule zu Alſeid a. Harz lernte er Zühlke kennen. Er ſtudierte von Oſtern 1876—1879 in Göttingen, Tübingen und Berlin, ging bis Ende 1883 nach England, wo er Land und Leute, das engliſche Wiſchaftsſyſtem und die engliſche kolonialpolitik ſtudierte. Nach Deutſchland zurückgekehrt, bemächtigte er ſich der jungen kolonialen Bewegung und begründete mit Dr. Friedrich

Vange die Geſellſchaft für deutſche Koloniſation. Im September 1884 führte er die erſte Expedition dieſer Geſellſchaft nach Oſtafrika, ſchloß eine Reihe von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen, erhielt am 25. Februar 1885 einen Schutzbrief für ſeine Erwerbungen und gründete zu deren Verwertung die Deutſch-Oſtafrianiſche Geſellſchaft. Anfang 1887 kehrte er nach Sanſibar zurück. Es gelang ihm neue Konzefſionen vom Sultan Bar-gaſch zu erhalten. Anfang 1888 wurde er zurück-

Mangroven am Strande.

berufen. Kurz darauf brach der Araberaufſtand (ſ. u.) aus. Im folgenden Jahre übernahm er die Führung einer Expedition zum Entſatz des in ſeiner Äquatorialprovinz von der Außenwelt abgeſchloſſenen ägyptiſchen Statthalters Emin Paſcha. Wenn dieſer Zweck auch verfehlt wurde, ſo brachte Peters doch neue Verträge mit, durch welche deutſche Ansprüche auf das Gebiet des Viktoriaſees und beſonders des Ugandareiches geſchaffen wurden. Im Herbſt 1890, nach der Niederwerfung des Aufſtandes wurde Peters zum Reichskommiſſar für

das nördliche Deutſch-Oſtafrika, inſonderheit das Kilimandjarogebiet, ernannt. Erholungsbedürftig verließ er indes die Kolonie nach kurzer Zeit, wurde darauf vorübergehend der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zugeteilt, dann aber vom Diſziplinargerichtshof wegen unbefugter Tötung von Eingeborenen während ſeiner Tätigkeit im Kilimandjarogebiet des Dienſtes entlaſſen. Er ging darauf nach England und trat in die Dienſte einer engliſchen Geſellſchaft, für die er eine Expedition nach Süd-Oſtafrika unternahm.

Der Petersſchen Expedition gelang es, mit den Häuptlingen der Landſchaften Uſegua, Uſami, Uſagara und Nguru Schutzverträge abzuschließen*).

*) Vergl. darüber J. Graf Pfeil, die erſte Expedition der Geſellſchaft für deutſche Koloniſation nach Oſtafrika. Allgemeine Konſervative Monatsſchrift, 1887, I, S. 285, 383, 621. — Hierbei ſei bemerkt, daß die Literaturangaben im folgenden auf das Wichtigſte beſchränkt ſind. Ein genaues Verzeichnis der geſamten Literatur liefert Broſe: Repertorium der deutſch-kolonialen Literatur, Berlin.

Dies Ergebnis wurde in wenigen Wochen und mit sehr geringen Mitteln erreicht und bleibt ein großes Verdienst der drei an der Expedition beteiligten Europäer. Große Länderstrecken wurden dadurch der deutschen Niederlassung und dem deutschen Handel zugänglich gemacht. Schon zu Beginn des Jahres 1885 wurden diese Gebiete durch kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Dies war der Anfang der großen deutsch-ostafrikanischen Kolonie.

Die weitere Ausbreitung dieses Besitzes war die nächste Aufgabe der unmittelbar darauf von Peters begründeten Kommanditgesellschaft „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen“ mit einem Direktorium von fünf Mitgliedern. Schon am 7. September 1885 erhielt die Gesellschaft eine korporative Form, führte nur noch den Namen „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ und brachte ein Kapital von 4000000 Mark für die Durchführung ihrer Arbeiten auf. Letztere sollten in dem Erwerb, Besitz, der Verwaltung und Verwertung von Ländereien, in Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas bestehen. Die Gesellschaft schloß nunmehr einerseits weitere Schutzverträge ab, anderseits nahm sie die erworbenen Gebiete, da sie mit Hoheitsrechten ausgestattet war, ebenso in staatliche Verwaltung wie in wirtschaftliche Ausnutzung. In allen bedeutenderen Küstenplätzen und auch im Innern wurden Stationen errichtet.

Aber schon bei dem Versuch, die Verwaltung des Küstenstrichs, dessen Übertragung von seiten des Sultans Bargaſch die Gesellschaft anstrebte, zu übernehmen, kam es zu ersten Schwierigkeiten. Das arabische Element der Bevölkerung, in dessen Händen sich Handel und Wandel jener Gebiete befand, und das sich besonders in dem Betrieb des lohnenden Sklavenhandels bedroht sah, wurde gegen die Gesellschaft aufässig. Nur unter dem Drucke des Erscheinens deutscher Kriegsschiffe vor Sansibar ließ sich der Sultan schließlich herbei, der Gesellschaft die Benützung des Hafens von Dar-es-Salam zu gestatten.

Nachdem er dann später zunächst die Zollstationen in Dar-es-Salam und Pangani an die Gesellschaft verpachtet hatte, überließ er ihr schließlich durch den Vertrag vom 28. April 1888 das ganze Küstengebiet für die Dauer von 50 Jahren und versprach ihr bei der Durchführung ihrer Verwaltungsmaßnahmen seine Unterstützung. Bald darauf starb er indessen, und sein Nachfolger Sejjid K h a l i f a zeigte sich den ausbrechenden Schwierigkeiten in keiner Weise gewachsen.

Unter Führung des Arabers Buſchiri erhoben sich nämlich im Sommer des Jahres 1888 die ostafrikanischen Araber und die von ihnen zum Teil aufgewiegelte Bevölkerung zur Vertreibung der Deutschen. Bald hatten sie fast das ganze Küstengebiet besetzt und alles bisher Geschaffene vernichtet. Dar-es-Salam und Bagamoyo (das von A. Leue heldenmütig verteidigt wurde) konnten nur durch die Unterstützung deutscher Kriegsschiffe, die in Gemeinschaft mit englischen die ganze Küste blockierten, gehalten werden. Die Gesellschaft war am Ende ihrer Kraft, der Sultan unfähig, auch wohl unwillig zu helfen. Da trat das Reich ein. Der Reichstag bewilligte am 2. Februar 1889 die Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes und beauftragte damit den Afrikadurchquerer Hermann Wissmann.

Hermann Wißmann, am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, beſuchte Schulen zu Langenſalza, Erfurt, Kiel und Neuruppin, trat im Oktober 1871 in die Prima des Kadettenkorps zu Berlin, machte April 1872 ſein Examen, trat ins 90. Regiment ein und wurde Ende 1873 Offizier. In Moſkow lernte er Fogg kennen und ſchloß ſich mit deſſen Hilfe der Voangoexpedition der Deutſch-Afrikanischen Geſellſchaft an (1880 bis Ende 1882). Auf dieſer Reiſe durchquerte er Afrika von S. Paolo de Voanda nach Saadani an der deutſch-oftafraniſchen Küſte. Schon am 13. November 1883 ging er im Dienſt der internationalen afrikanischen Geſellſchaft mit Dr. Wolf, den Brüdern Müller und C. v. François wieder nach Afrika und erforſchte das Gebiet des Kaſſai. Im September 1885 mußte er krankheitshalber die Leitung der Expedition an Wolf abgeben. Aber ſchon das nächſte Jahr ſah ihn wieder in Afrika. Am 8. Januar 1886 brach er von Banana am Kongo auf und durchquerte Afrika zum zweitenmal. Am 8. Auguſt 1887 langte er in Niſſimane an. Die ihm darauf angetragene Führung der Emin-Paſcha-Entſafexpedition überließ er Karl Peters, als ihm gleich darauf die Niederwerfung

des Araberaufſtandes in Deutſch-Oſtafrika übertragen wurde. Nach glücklicher Durchführung dieſes Unternehmens blieb er zunächſt noch einige Zeit als Kommandeur ſeiner (nunmehr vom Reich übernommenen und daher „kaiſerlichen“) Schutztruppe im Schutzgebiet tätig, nahm dann aber einen längeren Urlaub, um im Dienſte des Antiſklavereikomitees einen für den Viktoriaſee beſtimmten Dampfer dorthin zu transportieren. Infolge zahlloſer Schwierigkeiten wurde dieſer Plan ſchließlich dahin abgeändert, daß der Dampfer nach dem Nyassa überführt wurde. Zur Erholung unternahm Wißmann darauf eine Reiſe nach Indien und kehrte im Frühjahr 1894 nach Deutſchland zurück. Am 1. Mai 1895 wurde er zum Gouverneur von Deutſch-Oſtafrika ernannt, eine Stellung, die er bis zum Juni des folgenden Jahres innehatte. Seitdem lebt er als Privatmann. In Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Schutzgebiet wurde er als Major in den Adelsſtand erhoben. Seine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen haben gleichfalls reiche Anerkennung gefunden. Sein berühmteſtes Werk iſt die Schilderung ſeiner erſten Afrikaſtadturchquerung: „Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika“ (1. Aufl. Berlin 1889; 8. Aufl. Berlin 1901).

Der Reichstag hatte dem zum Hauptmann beförderten und zum „Reichskommiſſar“ ernannten Wißmann einen Betrag von 2000000 Mark zur Verfügung geſtellt. 20 deutſche Offiziere, Ärzte, Beamte und 40 Unteroffiziere ſchloſſen ſich ihm an*). In Kairo warb er 600 Soldaten (meiſt Sudaneſen) und im portugieſiſchen Beſitz in der Gegend von Inhambane 300 Sulus an. In überraiſchend kurzer Zeit wurde dieſe Truppe ausgebildet. Schon am 8. Mai 1889 wurde das befeſtigte Lager Buſchiri bei Bagamoyo erſtürmt**). Am 6. Juni wurde Saadani genommen, am 8. Juli Pangani, bald auch Tanga. Buſchiri hatte ſich inzwiſchen ins Innere zurückgezogen, und die Station Wipapwa (ſpricht M-pápu) überfallen und zerſtört. Wißmann brach ſogleich dorthin auf und beſetzte die Station im September aufs neue. Die von Buſchiri herbeigerufenen Maſiti (ein umherſchweifendes ſuluähnliches Kriegerſtamm) wurden von Gravenreuth in zwei Treffen (bei Nombo) vollſtändig geſchlagen. Nachdem auch eine letzte verzweifelte Anſtrengung des Rebellenführers, der am 17. Oktober bei Dinda und im Dezember von Dr. Schmidt bei Pangani überwältigt wurde, zurückgeſchlagen worden war, fiel er auf der Flucht in die Hände der Deutſchen und wurde am 14. Dezember 1889 in Pangani gehängt. Hiermit war indeſſen der Aufſtand nicht beendet. Ein zweiter Aufſtörer, Bana Heri, unterwarf ſich erſt, nachdem er am 5. Januar bei Mlembule und am 9. März bei Palamafaa vollſtändig geſchlagen worden war. Erſt im Mai konnten Kilwa, Vindi und Mikindani wieder beſetzt werden. Damit war auch der Süden beruhigt und der Aufſtand völlig niedergeſchlagen***). Auch der deutſchen Marine gebührt ein namhafter Anteil an dem Verdienſt der ſchnellen Unterdrückung des Aufſtandes, da ſie Wißmanns Operationen

*) Ein Verzeichnis der europäischen Mitglieder der Wißmannexpedition findet ſich bei C. Weidmann, Deutſche Männer in Afrika, S. 183 ff.

**) Von Wißmann ſelbſt geſchildert in der Deutſchen Kolonialzeitung 1889.

***) Da das Wißmannſche Werk über den Aufſtand noch nicht erſchienen iſt, bleibt die beſte Darſtellung immer noch H. Schmidts Geſchichte des Araberaufſtandes in Oſtafrika. Frankfurt a. O. 1892.

an der Küste wirksam unterstützte. Im Innern freilich und gerade bei vielen der gefährlichsten Unternehmungen war die Wißmanntruppe auf sich allein angewiesen.

Nach Beendigung des Aufstandes wurde nun zunächst durch Vertrag mit England die Nord-, Süd- und Westgrenze des Schutzgebietes festgelegt. Nicht gerade zum Vorteil Deutschlands. Nicht nur, daß Deutschland im Abkommen vom 1. Juli 1890 alle Ansprüche und Eroberungen im Norden der jetzigen Kolonie aufgab, insbesondere auch das seit langem ganz unter dem Einfluß deutscher Unternehmer (der Gebrüder Denhardt beziehungsweise Witugeseinschaft) stehende Witu preisgab und dafür Helgoland eintauschte, nein, auch Sansibar wurde den Engländern überlassen und damit der Handel des Schutzgebietes schwer bedroht. Dagegen erlangte Deutschland die Anerkennung seiner Oberhoheit über das ganze von ihm beanspruchte Gebiet zwischen der Küste und den großen Binnenseen.

Weitere Verhandlungen betrafen den dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifen. Gegen eine Zahlung von 4000000 Mark erklärte er sich zur Abtretung bereit. Inzwischen hatte die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, der Ausübung der Hoheitsrechte müde und beflissen, ihre Kräfte rein wirtschaftlichen Unternehmungen zuzuwenden, das Reich um Übernahme der Verwaltung des Küstengebietes und der zugehörigen Inseln ersucht. In dieser Richtung kam denn auch am 20. November 1890 ein Vertrag zu stande. Am 1. Januar 1891 wurde das ganze erworbene Gebiet als Reichskolonie erklärt.

Die Leitung übernahm nunmehr (2. Februar 1891) der bisherige Gouverneur von Kamerun, Herr v. Soden, dem Wißmann, Peters sowie der mit Stanley zur Küste gekommene Emin Pascha als Kommissare beigegeben wurden. Zum Sitz des Gouverneurs wurde Dar-es-Salam bestimmt. Die bisherige Wißmanntruppe wurde als kaiserliche Schutztruppe ebenso wie die Flottille in den unmittelbaren Dienst des Reiches übernommen. Die bestehenden Stationen wurden beibehalten, auch die im Innern in Moschi, Tabora und Bukoba von Wißmann zur militärischen Sicherung der Kolonie begründeten Stützpunkte. Die ganze Verwaltung erhielt infolge dieser Entwicklung natürlich von vornherein einen stark militärischen Zuschnitt.

Die Soden'sche Verwaltung, so sehr sie Ordnung zu schaffen bemüht war, hatte mit verschiedenen Unglücksfällen zu kämpfen. Am 17. August 1891 geriet Leutnant v. Zelowski bei einer Strafexpedition gegen die räuberischen Wahehe durch unvorsichtiges Vorgehen in einen Hinterhalt und wurde mit dem größten Teil seines Streikorps getötet. Auch am Kilimandjaro entstanden Unruhen; die Leutnants v. Bülow und Wolfrum wurden erschlagen.

Im Jahre 1892 legte Herr v. Soden die Verwaltung nieder. Oberst v. Schele, der ihm folgte, unterwarf zunächst die unbotmäßigen Häuptlinge der Kilimandjarolandschaften von Moschi, Kilema und Kirua durch ein siegreiches Treffen bei Moschi am 12. August 1893. Ein Aufstand des Sultans Sike, der die Station Tabora bedrohte, wurde mit Hilfe der gerade eintreffenden Antisklavereixpedition niedergeschlagen.

Auch die folgenden Gouverneure, Major v. Wißmann, Generalmajor v. Liebert, sind von Kriegszügen nicht ganz verschont geblieben, konnten sich aber mehr als ihre Vorgänger der friedlichen Entwicklung des Schutzgebietes widmen. Seit 1901 liegt die Leitung der Verwaltung in den Händen des Afrikadurchquerers Grafen Goetzen.

3. Zur Erforschungsgeschichte*)

Schon den Völkern des Altertums war die ostafrikanische Küste nicht unbekannt; griechische Seefahrer wagten sich bis in die Gegend des heutigen Sansibar und holten von dort Elfenbein, Rhinoceroshörner und Schildpatt. Wie schon oben geschildert, waren sodann die Araber während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein das einzige Volk, das Handelsbeziehungen mit Ostafrika unterhielt und unsere Kenntnis der Küstengegenden förderte. An der Ostküste gelangten sie bis zum Kap Corrientes (23° südlicher Breite). Später von den Portugiesen verdrängt, machten sie sich im 17. Jahrhundert wieder zu Herren des nördlichen Teils der Küste; aber auch jetzt blieb ihre Kenntnis vom Innern des Landes beschränkt und verworren.

Die Baumsteppe des inneren Hochlandes.

Erst das 19. Jahrhundert hat Aufklärung darüber gebracht. Viel hat dazu das Bestreben beigetragen, die seit alters gesuchten Quellen des Nils zu entdecken.

Die deutschen Missionare Joh. Rebmann und Dr. Ludw. Krapp gaben den ersten Ansporn zur Erforschung des Innern. Sie brachten die Kunde von den beiden Schneebergen, dem Kenia und dem Kilimandjaro, nach Europa, die sie auf ihrer Inlandreise gesichtet hatten und erkundeten auch die Existenz eines westlich davon gelegenen großen Sees, des Ukerewe (Viktoria-sees). Die englische Regierung förderte daher im Jahre 1857 das Unter-

*) Vergl. Dr. Ph. Paulitschke, Die geographische Erforschung des Afrikanischen Kontinents. Wien 1880, und die vorzügliche Arbeit von Dr. A. Schenk, Die Afrika-forschung seit dem Jahre 1884 und ihr gegenwärtiger Stand. I. Die deutschen Kolonien (Deutsch-Ostafrika, S. 25 ff.). Sonderdruck aus dem IV. Jahrgang der Geographischen Zeitschrift.

nehmen der Kapitäne der indischen Armee Burton und Speke, das 1858 zur Entdeckung des Tanganyika und des Viktoriasées führte. Daß der letztere zum Stromsystem des Nils gehöre, wurde von Speke und Grant in den Jahren 1860—64 festgestellt. Schon im Jahre 1859 wurde auch der Nyassa von Süden her durch David Livingstone, von Osten her durch Albert Roßcher erreicht. Hiermit war die Grundlage für die weitere Erforschung gegeben.

Die Reisen des Barons Klaus von der Decken (1860—65), diejenigen Stanleys (1871—72 und 1874—77) und Camerons (1873—75), die Forschungen der britischen Missionare am Nyassa (seit 1875), am Viktoriasée (seit 1877) und am Tanganyika (seit 1878), die Expeditionen der „Association internationale africaine“ (1878—86) und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ (1880—86, Dr. Boehm, Dr. Kaiser, Paul Reichard), endlich die Reisen von Joseph Thomson (1878—80 und 1883), Victor Giraud (1883) und G. A. Fischer (1883 und 1885—86) haben nicht wenig dazu beigetragen, das Kartenbild des Landes zu berichtigen und zu vervollständigen und unsere Kenntnisse der einzelnen Teile des letzteren zu erweitern*).

Das zentrale Gebiet Ostafrikas war also in den Grundzügen bereits bekannt, als Dr. Karl Peters, Joachim Graf Pfeil und Dr. Fühlke ihre Verträge (Kap. 2) abschlossen. Die Expeditionen, welche demnächst von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft entsandt wurden, dienten mehr den Zwecken der Politik als denen der Erforschung. Dr. Fühlke und Premierleutnant Weiß erwarben das Land vom Pangani bis zum Kilimandjaro, Leutnant Schmidt Usaramo, Graf Pfeil Khutu bis zum Rufiji und später Uhehe, Ubena und Mahenge. Dem Grafen Pfeil ist auch die geographische Erforschung des Ulangagebietes zu verdanken. Dr. K. W. Schmidt untersuchte die Bodenverhältnisse. Im Jahre 1886 reiste Wilhelm Junker vom Viktoriasée über Tabora nach Bagamoyo, und in den folgenden beiden Jahren unternahmen Dr. Hans Meyer, Dr. Oskar Baumann und Dr. Franz Stuhlmann ihre ersten Reisen. Der Araberaufstand unterbrach dann für längere Zeit die wissenschaftliche Forschung.

Nach der Wiederherstellung der Ruhe wurde Emin Pascha mit der Aufgabe betraut, den deutschen Einfluß im Gebiet der großen Seen zu festigen.

In Begleitung von Stuhlmann und Leutnant Langheld, sowie der Missionare Pater Schunje und Vater Achte brach er am 26. April 1890 von Bagamoyo auf und legte die Station Bukoba am Westufer des Viktoriasées an, wo Langheld zurückblieb. Die Expedition zog sodann durch Karagwe, Mpororo und Butumbi nach dem Albert Edward-Nyania. Von dort aus unternahm Stuhlmann die Erforschung des Ruworo-gebirges.

Nachdem man bis in das Urwaldgebiet am oberen Ituri vorgedrungen war, zwang der Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr nach Unduffuma. Von dort unternahm Emin allein einen Vorstoß nach Westen, fiel aber am 20. Oktober durch Mörderhand. Die Ergebnisse der Expedition hat Stuhlmann aufgezeichnet, sie sind von höchstem Werte für die Kenntnis der durchzogenen Gebiete gewesen**).

Ferner sind die sogenannten Antisklavereie Expeditionen von großer Bedeutung für die Erforschung des Landes geworden.

Es handelte sich darum, einen Dampfer auf den Viktoriasée zu setzen, um die Sklavenjagden und den Sklavenhandel im Hinterlande wirksamer bekämpfen zu können.

*) f. Schent a. a. O., S. 26.

**) Dr. F. Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.

Zur Auffuchung des günstigsten Transportweges und zur Feststellung der Tiefenverhältnisse des Sees wurde eine Vorexpedition entsandt, die vom Bauinspektor Hochstetter und nach dessen alsbald erfolgtem Ableben vom Baron Fischer v. Nagy-Szalatty geführt wurde. Sie brach am 6. Dezember 1891 von der Küste auf. Am See angelangt starb Baron Fischer am 2. Juli 1892. Er hinterließ verschiedene wertvolle Routenaufnahmen.

Nun erhielt Dr. Oskar Baumann, der schon früher im Kongogebiet und in Ujambara sich ausgezeichnet hatte, den Auftrag, einen näheren Weg zum See durch den nördlichen Teil der Kolonie ausfindig zu machen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise sind ungemein reich und wertvoll gewesen.

Der Rufiji.

Durch Pare und Kruscha gelangte er zum salzreichen Mangarasee, erforschte das Nutiel- und Nairobiplateau, entdeckte im Bemberegraben den ebenfalls salzigen Giasisee, durchzog das Serengetiplateau und das Land der Waschahi an der Ostküste des Viktoriassees, begab sich sodann durch das nördliche Ujufuma nach Bukumbi und durch Uindja und Ufuwi zum Kageranil, dessen

Quelle er auffand. Von Ufije am Nordende des Tanganyika kehrte er über Urambo, Tabora und durch Ufjongo, Ufure, Ufandani, Irangi und Ufomi nach Umbugwe zurück, unternahm von dort aus einen Zug nach Iratu und erreichte am 21. Februar 1893 wieder die Küste, die er am 15. Januar 1892 verlassen hatte (vergl. Baumann: Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894).

Die nördliche, kürzere Route war damit erforscht; auch hatten die Tiefenmessungen des Sees befriedigende Ergebnisse geliefert. Am 1. März 1892 brach daher eine neue Expedition des Komitees von Bagamoyo auf, die vom Grafen Schweinitz geführt wurde, nachdem der ursprüngliche Führer Oskar Borchert in Mpapwa erkrankt war. In Tabora vereinigte er sich mit dem Kapitän Spring, der Hochstetter zu ersetzen bestimmt war. Ein Aufstand des Häuptlings Sike hielt Schweinitz längere Zeit zurück (s. v. Kap. 2). Am 19. September erreichte er den See, gründete die Station Nyegefi bei Mwanfa und errichtete eine Schiffswerft auf der Insel Ukerewe. Sodann kehrte er zur Küste zurück.

Gleichzeitige Unruhen in Tabora und am Kilimandjaro nahmen die Schutz-

truppe in Anspruch, so daß sie ferner nicht zu Deckung der Expeditionen des Komitees verwendet werden konnte. Außerdem wurde es zweifelhaft, ob das nötige Heizmaterial für den Dampfer am See würde beschafft werden können. Man ließ daher den sogenannten Petersdampfer an der Küste vorerst zurück und ließ die zu seinem Transport bestimmte Expedition in zwei Abteilungen zur Unterstützung der bereits im Innern befindlichen abgehen. Die erste Abteilung wurde vom Leutnant C. W. Werther geführt, die zweite vom Kapitän Gemmer. Beide erreichten den See. Gemmer starb am 6. August 1893, Werther kehrte durch das südliche Massailand, wo er den Hohenlohesee entdeckte, und durch Frangi zur Küste zurück. Seine und Springs Routenaufnahmen sind von B. Hassenstein zusammen verarbeitet (Petermanns Mitt. Erg.-Heft 111).

Schließlich wurde auch die Expedition des Wißmandampfers vom Antislavereikomitee unterstützt. Dieser Dampfer war ursprünglich für den Viktoriassee bestimmt. Es wurde aber zweifelhaft, ob er hierfür bei seinem Tiefgang geeignet sei. Ihn nach dem Tanganjika zu schaffen, verhinderten damals die Unruhen in Uhehe (Vernichtung der Zelewskischen Expedition, vergl. Kap. 2). So wurde er auf dem Wege Sambesi-Shire nach dem Nyassa gebracht, an dessen Nordufer die Station Vangenburg angelegt wurde. An der Expedition nahmen Dr. Bumiller, Baron v. Etz, Dr. med. Koeber und Kapitän Prager teil. Dr. Bumiller erforschte gleichzeitig die nördliche Umgebung des Sees, während Wißmann einen Streifzug zum Tanganjika unternahm.

Das Antislavereikomitee, dessen Mittel erschöpft waren, löste sich danach auf. Die beiden Dampfer wurden in der Folgezeit wie die errichteten Stationen vom Reiche übernommen.

Aus eigenen Mitteln wurden die Kosten der Expedition bestritten, die der Graf v. Goetzen, der gegenwärtige Gouverneur der Kolonie, in Begleitung des Assessors Dr. v. Prittwitz und Gassron und des Dr. med. Kersting am 21. Dezember 1893 von Pangani aus antrat.

Durch Ueguha, die Anguunberge und die Massai-steppe zog er nach Frangi, bestieg den Gurniberg, durchschritt die Vemberesteppe, marschierte durch Uhirombo und Asswi, überschritt den Kagera und drang als der erste Europäer in Ruanda ein. Im zentralafrikanischen Graben entdeckte er den Kivu-see, den neuerdings Dr. Kandt eingehend er-

forscht hat, und bestieg den Kirunga tsha gongo (nach Angabe des Dr. Schulz, der denselben später ersteig, besser Kirunga tsha Niragongwe), den tätigen Vulkan der Virungagruppe. Von dort setzte er die Reise westwärts fort und traf am 5. Dezember 1894 an der Kongomündung ein. („Durch Afrika von Ost nach West.“ Berlin 1895.)

Schließlich sind auch die Expeditionen des Zoologen Oskar Neumann und des Dr. Max Schoeller, obwohl sie hauptsächlich auf britischem Gebiete arbeiteten, für die Erforschung Deutsch-Ostafrikas nicht ohne Bedeutung gewesen.

Der erstere (1893–94) reiste von Tanga nach Frangi und Mpapwa, bestieg den Gurniberg und zog dann gen Norden nach Kavirondo, Ufoga und Uganda. Der Rückweg führte ihn durch britisches Gebiet. Seine Forschungen erstreckten sich

hauptsächlich auf die Tierwelt der durchzogenen Landstriche. Dr. M. Schoeller mit seinen Begleitern A. Kaiser und C. G. Schillings zog am Pangani entlang zum Kilimandjaro, durch die Massai-steppe nach Kavirondo und Uganda*).

Hiermit ist in großen Zügen ein Bild jener Forschungsreisen entworfen, die sich nicht auf einzelne Teile des Schutzgebietes beschränkten, sondern das-

*) Vergl. sein Werk: Mitteilungen über meine Reise nach Äquatorial-Ostafrika und Uganda 1896–1897. Berlin 1901.

Sarawane, reisfertig.

selbe ganz oder größtenteils durchquert oder wenigstens eine größere Anzahl von Landschaften berührt haben. Bei der Spezialbeschreibung der einzelnen Landstriche (siehe unten) wird auch noch der großen Zahl von Gelehrten, Offizieren, Missionaren, Kaufleuten, Landwirten u. s. w. zu gedenken sein, die durch Forschungen auf enger begrenztem Gebiete unsere Kenntnis der Kolonie im einzelnen vertieft haben.

4. Die Bodengestalt. Die Küste

Die Oberfläche des ostafrikanischen Schutzgebietes ist sehr einfach gestaltet. Fast das ganze Gebiet wird von einem mächtigen, meist aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Quarzit*) bestehenden Hochlande erfüllt, das im Norden ziemlich nahe an die Küste herantritt, nach Süden zu sich immer mehr ins Innere und zuletzt bis fast an den Nyassasee zurückzieht. Dies Hochland, das im Durchschnitt mindestens 1000 m Meereshöhe hat, ist im allgemeinen eintönige, wellige Ebene mit zerstreuten, flachen Hügeln und Kuppen ohne erhebliche Bergzüge und mit geringer Bewässerung. Ein starker Erdriß, der zentralafrikanische Graben, durch die Seenreihe Albert — Albert-Edward — Kiwu — Tanganyika bezeichnet, trennt das Hochland Deutsch-Ostafrikas von dem des Kongostaates. Ein zweiter Riß verläuft, schon vom Jordantale und dem Roten Meere her das Gelände brechend, in der Richtung des Naiwascha-, des Natron-, des Manyara- und des Nyassasees. Dieser „ostafrikanische“ Graben bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean und den großen Binnenseen.

Ein Termitenhügel.

Der Ostrand des Hochlandes zeigt ebenso wie der durch den zentralafrikanischen Graben gebildete Westrand bedeutende Aufwulstungen, das ostafrikanische und das zentralafrikanische Schiefergebirge (Abb. S. 338 u. 339).

Zu dem ersteren gehören die Bergländer von Ugueno, Pare, Usambara und Uguru (Uguu), das Ugurugebirge, die Usagaraberger, das Rubengebirge, die Bergländer von Uhehe u. s. w. Von dem ostafrikanischen Graben

Zu dem ersteren gehören die Bergländer von Ugueno, Pare, Usambara und Uguru (Uguu), das Ugurugebirge, die Usagaraberger, das Rubengebirge, die Bergländer von Uhehe u. s. w. Von dem ostafrikanischen Graben

*) Vergl. Dr. Ernst Freiherr Stromer von Reichenbach: Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika. München und Leipzig 1866, S. 8 ff.

gehen außerdem mehrere seitliche Bruchspalten aus, wie zum Beispiel der Vembere- und der Kilimandjarograben.

Bedeutende vulkanische Ergüsse haben übrigens die Sohle dieser Senkungsfelder und der Seitenspalten ebenso wie deren Ränder nicht selten stark verändert und zur Bildung einzelner erheblicher Bergmassen geführt. Hierher gehört zum Beispiel der Kilimandjaro, ein erloschener Vulkan, in einer Seitenspalte des ostafrikanischen Grabens, dessen Basis eine Fläche bedeckt, die anderthalbmal so groß ist, wie der Harz. Er ist der höchste Berg des afrikanischen Kontinents überhaupt.

Die westliche, über 6000 m hohe Spitze, der Kibo, überragt die Mawensipitze noch um 500—700 m (s. Abb.). In geringer Entfernung westsüdwestlich liegt der vulkanische Meruberg (4460 m), südwestlich davon am Balangdasee der Gurui (3300 m). Nördlich vom Kivu-See (im zentralafrikanischen Graben) erhebt sich das gewaltige Massiv der Virungavulkane, von denen zum Beispiel der Kirunga tscha Niragongwe noch tätig ist.

Szenerie aus dem ostafrikanischen Schiefergebirge.

Zwischen dem inneren Hochlande und dem Küstenstreifen dehnt sich eine im Norden ziemlich schmale, nach Süden sich zu ansehnlicher Breite erweiternde Vorlandzone aus, die kontinuierlich oder in Terrassen ansteigt. Das Vorland ist nicht eigentlich eine Tiefebene, erhebt sich aber im Durchschnitt wenig über 125 m.

Die Strandzone, wenig gegliedert, besteht in einer Breite von mehreren Kilometern aus jungen, zum Teil sicher rezenten Korallenkalken, unter welchen vielfach Sandsteine lagern, wird von Mangroven Dickicht umsäumt (Abb. S. 329), von zahllosen Korallenriffen eingefasst, von starken Dünen überlagert und neigt zur Sumpfbildung. Die Küste ist größtenteils nicht flach, sondern fällt meist in einen Steilrand ab, der 10—40 m hoch, bald direkt am Meer, bald etwas landeinwärts auftritt. Daraus folgt, daß in jüngster Zeit eine Hebung der Küste stattgefunden haben muß. Andererseits sind an mehreren Stellen Senkungen beobachtet worden, so bei Tongoni in der Tangatabai, sowie bei Moa und Wanga. Zu erwähnen ist übrigens noch, daß am Ruhofluß nördlich des Alluvialgebietes der Rufimimündung zahlreiche heiße Quellen vorhanden sind, welche nicht unbeträchtliche Sinterbildungen abgesetzt haben, und daß südöstlich des Lindikriefs sogar zwei große Krater entdeckt worden sind. Diese Vorkommnisse weisen darauf hin, daß die Steilküste Deutsch-Ostafrikas wahrscheinlich einer Bruchlinie entspricht*).

*) Stromer von Reichenbach, a. a. O., S. 13.

Größere Einbuchtungen der Küste finden sich bei Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi und Mikindani. Der Hafen von Dar-es-Salam als der wichtigste möge hier eine etwas eingehendere Beschreibung finden*).

Der Hafen wird durch eine Landzunge (West-Fähr-Hut) im Norden und ein von Süden her derselben entgegentommendes Korallenriff (Ost-Fähr-Hut) gebildet, welches von seiner Nordspitze, dem Ras Kongoni, an bis zu seiner Nordwestecke, dem Ras Matabe, das Südufer eines wenn auch nur schmalen, so doch tiefen Kanals darstellt, welcher gegen Osten in eine nach allen Seiten hin völlig geschützte Bucht, den eigentlichen Binnenhafen, ausläuft. Dieser Kanal wird im Norden abgegrenzt durch das sogenannte Nordriff und die gegen Osten einspringende Landzunge des Festlandes, und die so entstandene Einfahrt hat überall Fahrwasser genug für größere Schiffe (nicht unter sieben Faden).

Nach der Vermessung des Wassers durch S. M. Kreuzer „Röve“ unter Korvettenkapitän v. Salfern und der auf Grund derselben herausgegebenen vorzüglichen Karte, zusammen mit der gründlichen Ausstimmung des Hafens, bietet auch die erwähnte Engigkeit der Einfahrt (die Angaben schwanken zwischen 100 und 230 m) für den Schiffsverkehr keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr. Sind die Schiffe aber einmal im Binnenhafen, so finden sie hier vorzüglichen Untergrund und tiefes Wasser bis dicht an das Gestade heran. Gegenüber dem Fort von Dar-es-Salam reichen 7–9 Faden Wasser bis auf 40 m an den Strand. Hier ist Raum für eine so große Anzahl von Seeschiffen, wie sie bei den ostafrikanischen Wirt-

Die Kalingaberge.

schaftsverhältnissen wohl niemals hier zusammenkommen wird. Dabei ist die Einfahrt gegen den Ozean hin im Kriegsfalle sehr leicht völlig zu schließen und gut zu verteidigen. Der Strand von Dar-es-Salam ist meist sandig, auch an den wenigen Stellen, wo er von Mangrovegebüsch bedeckt wird; dieses ist hier nicht von der gleichen

Dichtigkeit und üppigkeit, wie man es in den Tropen anzutreffen gewohnt ist, sondern tritt niedrig und zerstreut auf und gestattet mit Bequemlichkeit den Zugang zu den Ufern. Die Uferböschung erreicht, indem sie ungefähr 30 Schritte vom Strande zurücktritt, eine Höhe von durchschnittlich 40 Fuß.

5. Die Vorlandzone und die Randgebirge

Die Vorlandzone umfaßt von Norden nach Süden die Landschaften Tangeland, d. h. das Küstengebiet von Mambara, einen Teil von Meguha und Ukami, Ufaramo, Ahutu, Mahenge und das ganze Gebiet zwischen dem Rufiji und dem Ruvuma bis über den 37. Grad östlicher Länge. Geognostisch besteht sie aus jurassischen Tonstiefen und Kalken (Jurazone), weiter nach dem Innern zu aus Sedimentgesteinen noch unbekannten Alters (Sandsteinzone). Je mehr die Vorlandzone an das innere Hochland herantritt, je öfter treten auch bereits kristallinische Gesteine zu Tage. Das Vorland weist Höhen bis zu 400, im Makondeplateau im Süden des Schutzgebietes sogar bis 700 m in der Gegend

*) Vergl. A. Seidel, Dar-es-Salaam, die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, Berlin 1898.

von Newala auf. Im Norden ist dies Plateau durch den Zukuledifluß begrenzt, jenseits dessen sich die Monerasberge erheben.

Hinter der Vorlandzone erheben sich, fast ganz aus kristallinen Gesteinen bestehend, die Randgebirge Äquatorialafrikas. Während sie meist sehr schroff und unvermittelt zum Vorland abfallen, gehen sie ziemlich allmählich in das innere Hochland über. Teilweise besitzen sie ganz bedeutende Höhen, und zwar sind es meist nicht schroffe Einzelberge, sondern ganze Gebirgszüge und Hochländer, welche oft über 2000 m, manchmal sogar über 2500 m sich erheben*). Südlich der Ulangatiefebene scheinen die Randgebirge nicht so charakteristisch ausgebildet zu sein wie im Norden. Übrigens ist das Randgebirge, das wir nach Baumanns Vorgang „Ostafrikanisches Schiefergebirge“ nennen wollen, durch Erosion wie auch durch große Brüche in mehrere oft scharf getrennte Gebirgskomplexe zerfallen.

Das Bergland von Ugueno, ausschließlich aus kristallinen Gesteinen besonders Gneisen bestehend, ragt schroff aufsteigend aus den Steppen hervor,

Der Hafen von Dar-es-Salam.

die es von drei Seiten umgeben. Von Ujangi wird es durch den Tschungulibach getrennt, der zum Djipesee hinabfließt. Das ganze Gebirge ist reich an Eisen. Das Bergland von Pare bildet einen langen, ziemlich schmalen und stark zerklüfteten Zug zwischen dem Mkomasi- und dem Panganital. Man teilt es in Nord-, Mittel- und Südpare ein. Nordpare ist ein Plateau mit mehreren Längstälern und einer Durchschnittshöhe von über 1200 m. Im Guamalla erhebt es sich bis zu 2000 m. Mittelpare, aus zwei völlig getrennten Bergmassen (Pare Risingo im Westen und Pare kwa Mdimu im Osten) bestehend, erreicht nur eine Höhe von 14–1500 m, während der Kamm von Südpare 2000 m wiederholt übersteigt. Südpare hat bei einer Länge von ca. 70 km eine Breite von nur etwa 15 km. Pare fällt wie Ugueno schroff und steil zur Steppe ab; es besteht seiner Hauptmasse nach aus Gneis und kristallinem Schiefer, der stark eisenhaltig ist. Zwischen dem Ostabhange von Pare und dem Nordwestabfall von Ujambara öffnet sich, vom Mkomasi, einem Nebenflusse des Pangani, durchströmt, ein etwa drei deutsche Meilen breites Tor, welches die Panganisteppe im Süden mit der Umbasteppe im Norden verbindet.

*) Stromer von Reichenbach, a. a. O., S. 8 u. 9.

Das Bergland von Ujambara erhebt sich nach Baumann*) als selbständige Masse aus den umliegenden Ebenen. Es zerfällt in zwei durch eine vom Luengera schräg durchflossene Spalte voneinander getrennte Komplexe, welchen östlich eine Gruppe loser Gebirgsinseln, der Tongwe, eine Landmarke der Schiffer, der Mlinga und das Lukindogebirge vorgelagert sind. Die Komplexe fallen nach den Ebenen zu schroff ab, sind jedoch auf den Höhen vielfach gegliedert und zeigen nur an wenigen Stellen einen Plateaucharakter. Das anstehende Gestein ist durchweg Gneis und kristallinischer Schiefer.

An manchen Stellen haben eruptive

Durchbrüche stattgefunden, die sich in übergelagerten Granitmassen äußern. Vereinzelt trifft man auch Kalkspuren (Malk) wie bei Makania und am Fuße der Maloberge bei Lungusa. Vielfach ist das Gestein mergelig verwittert oder von mächtigen ziegelroten Lateritmassen überlagert.

Östlich von den genannten Gebirgsinseln

verläuft am Fuße derselben eine breite, zum Teil vom Sigi durchflossene Senkung von Magila im Süden bis Maramba im Norden.

Jenseits dieser Senkung steigt der östliche Komplex Ujambaras an, den man am besten als Waldgebirge bezeichnen kann, da er fast ganz mit dichtem hochstämmigen Walde bedeckt ist. Das ganze Waldgebiet ist sehr wasserreich, insbesondere der Bezirk Handei, wo der Sigi und seine Nebengewässer entspringen. Handei stellt sich als ein von Hügelzügen bedecktes Plateau dar, in welches nur die größeren Flüsse tiefer einschneiden. Im Westen des Waldgebirges verläuft jene bezeichnende breite Spalte, welche Ujambara in zwei Hälften teilt. Sie gehört dem Flußgebiete des Luengera

Ein Affenbrotbaum (*Adansonia digitata*).

*) Ujambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891.

an, der bei Korogwe in den Pangani mündet. Am Nordende der Spalte liegt der von zahlreichen Flußpferden belebte Masenafumpf. Jenseits der Vuengerasenkung erhebt sich der ausgedehnteste und höchste Teil Uambaras. Mit Ausnahme eines kleinen Teiles, der Landschaft Hachatu, welche ziemlich dürrer Charakter hat, ist auch hier das ganze Gebiet durch sehr bedeutenden Wasserreichtum ausgezeichnet. Dagegen tritt der Wald nur in vereinzelt kleineren Beständen auf, zwischen welchen sich Hochweideland mit seinem Graswuchs und niedriger Farn- und Eriavegetation befindet. Dieses offene Bergland, schließt Baumann seine Schilderung, wo stets kühle Luft herrscht und der Blick frei über die Kuppen und Täler schweifen kann, ist für den Europäer ein herrlicher Aufenthalt, während die dunklen Urwälder des Waldgebirges mit ihrer drückenden Fülle immerhin ein beklemmendes Gefühl auf ihn ausüben.

Durch die breite Panganiniederung von den Uambarabergen getrennt, erheben sich aus den mehr ebenen Landschaften im Westen die Unguuberge (besser als Nguruberge), die ebenfalls aus Gneis nebst Granit und Glimmerschiefer gebildet sind. Die östlichen, feuchteren Abhänge tragen tropischen Wald, die Westseite ist trockener und geht in die Steppe des Massailandes über*).

Das Mukondokwatal im Süden der Unguuberge vermittelt den Übergang zu dem gegen Nordwesten steil abfallenden Gneismassiv der Uluguruberge, das im allgemeinen in nord-südlicher Richtung streicht und sich bis zu 2500 m Höhe erhebt. Im Osten, Westen und Süden sind ihm andere Berge vorgelagert. In seinen Tälern birgt es üppigen Tropenwald, in den oberen Teilen auch Hochgebirgswald mit Podocarpus, baumförmigen Ericaceen u. a., darüber noch Hochweiden mit Krüppelbäumen. Auch hier wieder ist die Vegetation im feuchteren Osten üppiger als in den westlichen Teilen.

Östlich von diesem Bergzuge breitet sich die Mkatteebene aus, an deren Nordrand das Gebirgsland von Ussagara aufragt, dessen südlicher Teil durch das Rubehogebirge gebildet wird. Auch das Ussagaragebirge besteht aus Gneis, seine Täler sind bewaldet und seine landschaftliche Schönheit wird von allen Reisenden, die es durchzogen haben, mit berechneten Worten gepriesen.

Im Süden der Rubehoberge verläuft in der Richtung von Nordwest nach Südost das langgestreckte Tal des Kuaha, eines linken Nebenflusses des Rufiji. Aus der umfangreichen Ebene, die sich zwischen dem Kuaha und dem Ulanga, einem weiteren linken Nebenflusse des Rufiji, hinzieht, erhebt sich südlich vom Mittellaufe des Kuaha das Hochland von Uhehe, welches im Osten und Süden von ausgesprochenen Gebirgszügen, den Ushungwe- und Ukalingabergen begrenzt wird. Diese Randgebirge erreichen Höhen bis zu ungefähr 2500 m. Steil ist ihr Abfall nach der 2 bis 300 m hohen Ulangaebene, geringer nach Westen und Norden, wo sie in das eigentliche Uhehe übergehen, das schon dem inneren Hochland angehört und eine wellige Hochfläche von 1500 m Höhe darstellt, die wieder von einzelnen Erhebungen um 300—500 m überragt wird. Gneis und Granit setzen diese Landschaften zusammen; sie sind meist verwittert zu Laterit, aber in den Tälern findet sich auch humushaltiger Boden. Das Klima ist kühler und ge-

*) Vergl. Schenk, Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884, S. 45.

fürder als in der heißen Ulangaebene und soll den Europäern zuträglich sein, so daß das Land zur Ansiedlung geeignet erscheint. Die Täler des östlichen Gebirgslandes tragen vielfach Waldvegetation. Auf den Höhen dehnen sich Hochweiden aus, während nach Westen hin der Steppencharakter des inneren Hochlandes zur Geltung kommt.

Die Ulanga-tiefenebene unterbricht den Zug der Randgebirge im Süden des Uhegebirges bis in die Gegend des Ulangaquellgebiets. Doch sind die Bergzüge, die in nord-südlicher Richtung von dort bis zum Quellgebiete des Ruwuma verlaufen, weniger bedeutend und tragen den Charakter der Randgebirge nicht in so ausgesprochenem Maße.

6. Das innere Hochland

Unmittelbar westlich des ostafrikanischen Schiefergebirges setzt die steppenartige Hochebene ein, die ein ausgedehntes abflußloses Gebiet umschließt*). Sie schmachtet in auffallendem Gegensatz zur Küste unter

drückendem Wassermangel und besitzt keinen einzigen Fluß von Bedeutung, weil nur der kleinste Teil der vom Randgebirge aufgefangenen Feuchtigkeit ins Innere gelangt, und sich nur dort wieder zu Regen zu verdichten vermag, wo

Euphorbie.

*) Wir schließen uns im folgenden den ausgezeichneten Schilderungen dieses Gebietes von Prof. Dr. Kurt Hassert, Deutschlands Kolonien, Leipzig 1899, S. 87, von Prof. Dr. A. Schenk, Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884, S. 40 ff. und von Stromer von Reichenbach an: Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika, München und Leipzig 1896. — Hinsichtlich der Namensschreibung sei hier bemerkt, daß y immer wie deutsches j, v wie deutsches w, w wie englisches w (kurzes u), sh wie deutsches sch und tsh wie deutsches tsch lautet. Diphthonge (ei, ai, ue u. s. w.) werden stets getrennt gesprochen.

inselartig aufragende Berge, zum Beispiel Kilimandjaro, Meru und Gurui, sich den vom Meere kommenden Luftströmungen entgegenstellen. Diese eng begrenzten Gebiete bilden inmitten der dürren Steppe freundliche, klimatisch anders geartete Oasen mit grünem Wald und das ganze Jahr hindurch rinnenden Bächen. Sonst ist

Euphorbie.

man im Sommer tagelang auf den zweifelhaften Inhalt der Wasserlöcher und Zisternen angewiesen, die von den Eingeborenen scharf bewacht und ängstlich behütet werden und für deren Instandhaltung die Bewohner von Ugogo früher von den durchziehenden Karawanen einen Tribut, den Songo, erpreßten.

Bis zum ostafrikanischen Graben, der wie früher erwähnt das Gelände der Hochebene von Norden nach Süden in breiter Spalte bricht, reicht die öde Massai steppe und das nicht minder abstoßende Ugogo.

Ugogo ist ein ziemlich ebenes oder flachwelliges Land von etwa 900 m mittlerer Höhe, das von einzelnen, mit Tausenden von Felsblöcken besäten Gebirgszügen überragt wird. Der Boden, dessen Untergrund im Westen noch

Gneis, in dem größten Teile des Landes aber Granit bildet, besteht aus Laterit oder aus gelblichem Sand. Bei Mpapwa findet sich auch Kalk mit Kalkkonkretionen. An einzelnen Stellen weisen hellgraue Mergel und rezente Kalke auf ausgetrocknete Seen hin*).

Die große Grabensenkung birgt einige fruchtbare Mulden und eine Reihe abflußloser, im Sommer teilweise austrocknender Salzseen, so im Norden den

*) Schenck, a. a. O., S. 51.

Der Gipfel des Kilimandjaro (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen.
Nach Originalphotographie von Prof. Dr. Hans Meyer.

Natronsee (Guassonyiro), der salziges Wasser führt, nur geringe Tiefe besitzt, und daher in der Trockenzeit auf weite Strecken hin eine mit Salzkruften bedeckte Ebene bildet. Im Osten des Sees erhebt sich der über 4000 m hohe Vulkan Selar und im Süden der nur halb so hohe Doenje Ngai, der noch im Jahre 1880 einen Ausbruch gehabt haben soll. Weiter im Süden gelangt man zum Manyarasee (Laua=ya=Mueri) und zum Balangdasee. Südlich vom ersteren erheben sich im Osten des Grabens die vulkanischen, bis 2440 m ansteigenden Ujio=mi Berge und im Westen, in der Landschaft Mangati, der 3480 m hohe Guruvulkan, der von D. Neumann und Wald. Werther bestiegen wurde, während Graf Goetzen nur bis zur Höhe von etwa 3000 m gelangte. Im Gegensatz zu Neumann und Graf Goetzen, welche von einem Gipfelkrater nichts entdecken konnten, berichtet Werther von einem solchen, der 3 km Durchmesser und eine Tiefe von 1600 m haben soll. Kleinere parasitische Krater, die sogenannten „Kinder des Gurui“ finden sich im Südosten des Berges. Von 1800 m an ist der Gurui mit Hochgebirgswald bedeckt und trägt von 2500 m an alpine Vegetation.

Nur zwei innerhalb der Verwerfung liegende Wasserbecken, der Ujio-mi-See und der bereits dem englischen Gebiete angehörige Nainwajchasee führen Süßwasser, weil sie vermutlich Kraterseen und deshalb mit unterirdischem Abfluß versehen sind.

Südlich vom Gurui erweitert sich der ostafrikanische Graben, indem der Westrand nach Westen hin ausbiegt. Der Oststrand wird gebildet durch die Gebirgsländer von Frangi und Ussandani. Die Berge von Frangi und Nassi, denen im Südosten die Burungiberge vorgelagert sind, bilden ein bis 2100 m ansteigendes Gneisgebirgsland. Das Gebirgsland von Ussandani reicht bereits in das Granitgebiet von Unyamweji hinein.

Vom ostafrikanischen Graben gehen mehrfach seitliche Bruchspalten aus, wie zum Beispiel der Bemberegraben. In einer solchen Bruchspalte liegt auch das ungeheure Massiv des Kilimandjaro.

Febernurftbaum.

Wie bereits erwähnt, wurde der Kilimandjaro im Jahre 1848 von Joh. Rebmann entdeckt, der bereits bis über die Grenze des bebauten und bewohnten Landes hinaus vordrang. Sehr verdienst um die Erforschung des Berges hat sich dann der Baron Karl Claus von der Decken gemacht, welcher 1861 in Begleitung des Geologen Thornton und 1862 mit Dr. Otto Kerksten den Berg besuchte und zuletzt bis über 4000 m gelangte. Der Missionar Charles New (1871) und Joseph Thomson vermochten gleichfalls nicht höher zu gelangen. 1884 erforchte S. S. Johnston Flora

und Fauna des Berges. Graf Teleki und Ventnant v. Hoehnel gelangten im Jahre 1887 bis zu einer Höhe von 5300 m. Noch im selben Jahre erreichte Dr. Hans Meyer die Eishäube des Kibo (5500 m), ebenso weit vermochte im folgenden Jahre Otto Ehlers vorzudringen. Erst auf einer dritten Reise (am 6. Oktober 1889) erreichte Hans Meyer die Kaiser-Wilhelmspitze, den Gipfel des Kibo. Die botanischen und zoologischen Verhältnisse wurden später von Dr. Bollens, Dr. Karl Vent und Dr. Kerschmer erforcht.

Aus der im Norden 800 m hohen, im Süden etwas niedrigeren Ebene erhebt sich auf nahezu kreisförmiger Basis, eine Fläche anderthalbmal so groß wie der Harz bedeckend, das Kilimandjaromassiv zu einem Hochplateau von 4400 m. Gegen Norden ist der Abfall steiler als gegen Süden. Der ganze Bergstock ist aus Basalten, Basaltlaven, Tuffen und Aschenmassen aufgebaut. Er bildet nicht bloß die höchste Erhebung ganz Afrikas, sondern eine der gewaltigsten Aufschüttungsmassen überhaupt. Dem Hochplateau sind die beiden Gipfel, der Kibo und der Mawensi, aufgesetzt. Der westliche, eisbedeckte, rundliche Kibo (6010 m nach Hans Meyer, 6130 m nach v. Hoehnel) hat die eigentümliche Domgestalt echter Vulkane und ist verhältnismäßig wenig verwittert. Mächtige Schnee- und Gletschermassen erfüllen den 200 m tiefen und etwa 2 km Durchmesser spannenden, wohl erhaltenen Krater und umkleiden seine Außenwände mit einem weißen Panzer. Der Mawensi (5355 m nach Hans Meyer, 5545 m nach v. Hoehnel), der ältere der beiden Gipfel, stürzt schroff in ungeheuren, wild zerägten Mauern ab, die in einem gewaltigen Kessel, wohl dem ursprünglichen Krater enden und wegen ihrer übergroßen Steilheit den Schnee nur unvollkommen halten.

Dem südlichen Abfall des Berges sind zahlreiche parasitische Kegel aufgesetzt. Auch ein Kratersee, der Dschalasee, findet sich hier.

Der ganze Norden des Schutzgebietes zwischen dem ostafrikanischen Randgebirge im Osten, den Landschaften Ugogo und Ujagara im Süden und dem Unyamweiplateau im Westen wird unter dem Namen Deutsch-Massailand zusammengefaßt. Durch den ostafrikanischen Graben wird dies mittlere Hochland Deutsch-Ostafrikas in einen östlichen und einen westlichen Teil getrennt. Der östliche Teil, die sogenannte Massai-steppe, ist eine wellige, im Süden 11—1200 m, im Norden 13—1500 m hohe, aus Gneis gebildete Hochebene, aus der vereinzelte Berge aufsteigen. Etwa 70 km südwestlich vom Kilimandjaro erhebt sich der noch wenig bekannte Meruberg. Der westliche Teil des Massaiplateaus (Westmassai) steigt im Norden bis zu 2000 m an und erhebt sich auch im Süden zu Höhen von 15—1700 m. Die südliche Hälfte gehört bereits dem Granitgebiet von Unyamwezi an, namentlich in Ifsanju bildet der Granit ein wild zerklüftetes Gebirgsland, während in den nördlichen Landschaften der Hochebene noch Gneis vorherrscht, der auch im Gebiete des ostafrikanischen Grabens von Frangi an nach Norden den vulkanischen Bildungen als Unterlage dient. Im Norden des Plateaus liegen die Landschaften Meatu und Fraku. In den weiten Steppen streifen mehrere interessante Jägervölker umher. Der Süden umfaßt die von Bantustämmen bewohnten Landschaften Ifsanju, Framba, Turu (auch Unyaturu) und Ujjure.

Zwei Gräben durchschneiden das Hochplateau des Massailandes, der

Hohenlohegraben mit dem Hohenlohesee (1440 m) und der Bemhergraben mit dem Nyassisee (1050 m). Nordöstlich von dem letzteren befindet sich eine eigentümliche kesselförmige Einsenkung im Plateau, welche vom Ngorongoroſee ausgefüllt wird.

Eine etwa 250 m hohe Geländestufe, welche die Fortſetzung des Weſtrandes des oſtafrikanischen Grabens zu bilden ſcheint, trennt Ugogo von dem weſtlich davon gelegenen Anyamweſi, das in ſeinem ganzen Landſchaftscharakter dem erſteren ſehr nahe ſteht. Die wellige Tafel dieſes wasserarmen und eintönigen Steppengebiets baut ſich, wie überhaupt der ganze mittlere Teil Deutſch-Oſtafrikas, aus Granit auf. Höhere Bergzüge fehlen gänzlich und nur zuſammenhangsloſe, zerſtreute Hügel, abgeſtumpfte oder ſonderbar geſtaltete Felsgebilde und maſſenhafte Steinblöcke bringen einige Abwechſlung. Nordwärts wird die Landſchaft wieder freundlicher, fruchtbarer und volkreicher, namentlich in der Glimmerſchiefer-, Quarzit- und Tonſchieferplatte von Karagwe und Ruanda, dem ſogenannten Zwiſchenſeenplateau.

Die Landſchaften, welche den ſüdlichen, der deutſchen Interenſphäre angehörigen Teil des Viktoriaſees umgeben, werden durch den 250—300 m hohen, auf der Grenze zwiſchen Uſſambiro und Uſſuwi ſich hinziehenden Steilabfall des Zwiſchenſeengebietes in zwei deutlich geſchiedene Provinzen getrennt, die in geologiſch-oroographiſcher, klimato-logiſcher, pflanzen- und tiergeographiſcher Beziehung ſcharfe Gegenſätze aufweiſen. Die ſüdöſtliche dieſer beiden Provinzen wird ſaſt ausſchließlich von Granit gebildet, der bis an den See herantritt und weite, von einzelnen, bloßbeſäten Kuppen überragte Ebenen bildet. Hierher gehören die Landſchaften Ugaia, Uſhaſhi, als deren Fortſetzung die Inſeln Ukerewe und Ukara anzusehen ſind, Uſſukuma und Uſindja.

Das Zwiſchenſeenplateau (auch Kageraplateau genannt) fällt im Weſten ſteil gegen den zentralaſtrikanischen Graben ab, in welchem der Tanganyika und der Kiwuſee liegen. Es bildet eine wellige Hochebene, die durch ſchmale Schluchten, tiefeinſchneidende Bruchſpalten und ſlachgründige Täler mannigfach gegliedert wird. Nach Weſten zu ſteigt das Plateau allmählich an, erreicht

Dattelpalme.

in Karagwe Höhen von 1300—1600 m, in Ruanda von 1800—2300 m und in Urundi sogar von 2500 bis fast 3000 m. Das Zwischenseenplateau besteht in der Hauptsache aus steil aufgerichteten Quarziten, Sandsteinen, Tonchiefern und Glimmerchiefern, in Ruanda auch aus Gneis. Zwischen diesen kommen

Borassuspalm.

hier und da Granite oder Diorite zu Tage. Innerhalb des deutschen Gebietes gehören dem Rageraplateau die Landschaften Ussiba, Karagwe, Mpororo, Ruanda, Ussuwi und Urungian.

Wie schon früher erwähnt, wird die Westgrenze des ostafrikanischen Schutzgebietes durch einen zweiten großen Bruch gekennzeichnet, den zentralafrikanischen Graben, der durch die Seenreihe Albert—Albert—Edward—Kiwi—Tanganyika bezeichnet wird.

Zu diesem Graben dachen sich die Hochländer von Ungamwesi und vom Zwischenseengebiet in allmählicher Senkung ab. Das Randgebirge, das man als das zentralafrikanische Schiefergebirge bezeichnet, stürzt in steilen Wänden zur Sohle des Grabens

hinunter. Nördlich vom Kiwusee erhebt sich aus der Grabensenkung eine gewaltige Aufschüttungsmasse, die Virungaberger, die noch zwei tätige Vulkane besitzen. Der westliche der Berge, der Kirunga tsha Niragongwe, wurde zuerst vom Grafen Goetzen bestiegen*).

Wenn man vom Urundiplateau, dem Ostufer des Tanganyikasees folgend, nach Süden hinabsteigt, erreicht man die Landschaften Uvinja und südlich davon Ukwende (auch Ukwendi und Kawende genannt), deren erstere salzführende Quellen enthält, welche für weite Gegenden Innerafrikas das Salz liefern.

*) Durch Afrika von Ost nach West, Berlin 1895.

Südlich von Ukwende erhebt sich das sanft wellige, fast baum- und strauchlose, aber gut bewässerte und fruchtbare Plateau von Ujipa (auch Jipa genannt). Den Süden des Sees umgibt das Hügelland Urungu.

Die zwischen den genannten Landschaften am Ostufer des Tanganyika und dem Unyamweyplateau im engeren Sinne liegenden Gebiete Ukonongo und Ugalla sind noch wenig bekannt und vermutlich zu Unyamwey zu rechnen.

Zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika dehnt sich eine Hochfläche aus, die durch den in den Nyassa fallenden Sjongwe, sowie durch den Mkana, einen Nebenfluß des Ssasi (auch Ssaisi genannt) in einen östlichen und einen westlichen Teil zerlegt wird. Den östlichen Teil bezeichnen wir als das Hochplateau von Unyika, während sich im Westen zunächst das zu 2000 m ansteigende Tshingambogebirge in der Landschaft Inyamwanga erhebt, an die sich weiter westlich das etwa 1500 m hohe Plateau von Mambwe

(Mambue) anschließt.

Nördlich von diesem Hochlande verläuft eine grabenartige Einlenkung, welche durch den Rikwasee ausgefüllt wird. Steil fallen die umliegenden Plateaus (im Westen beträgt der Abfall des Plateaus von Ujipa etwa 1500 m) zu der etwa 800 m hohen Rikwaebene ab, die den See umgibt und sich nach Norden und Süden noch weiter fortsetzt*).

Vom Unyikaplateau senkt sich die Hochebene allmählich bis zum Nordende des Nyassasees, erst in hügeligem Gelände, dann in einer ausgedehnten Ebene, herab. Diesen Teil des Nyassalandes pflegt man als Kondeland zu

Cypalme.

*) Vergl. Schenk, Die Afrikaforschung, S. 57.

bezeichnen. Im Kondeland erheben sich die vulkanischen Gebiete des Rungwe (bis 2500 m) und des Kiejoberges (1900 m), von denen namentlich der letztere noch mehrere wohlerhaltene Krater besitzt, die meist durch Seen ausgefüllt sind.

Der Nyassasee, dessen Spiegel etwa 500 m über dem des Meeres liegt, ist tief in eine ungeheure, von Nord nach Süd verlaufende, das innerafrikanische Hochland durchbrechende Erdspalte eingebettet. Das den See umgebende Hochlandgebiet besteht hauptsächlich aus Gneis und Granit, die an einzelnen Stellen von Kohle führenden Schichten der südafrikanischen Karrooformation überlagert werden.

Die Ränder des Grabens fallen zu beiden Seiten steil gegen den See ab. Das Livingstonegebirge, welches im Osten den Absturz des Hochlandes darstellt, erhebt sich bis zu 2500 m, an einzelnen Stellen sogar bis 3000 m. Auf der Höhe ist es eben oder sanft wellig und mit Hochweiden bedeckt. Nördlich von der Senkung des Sees zieht sich das Livingstonegebirge noch weiter nach Nordwesten und geht allmählich in die westlichen Hochländer über. Nördlich von diesem Teile des Gebirges erhebt sich das von Grassteppen und Kulturland bedeckte Hochland von Ubena, das von sanften Erhebungen überragt wird, sowie nördlich davon die Landschaft Ussango (Ussangu).

In dem südlichen Teile Ostafrikas kommt der Gegensatz zwischen Küstenterrasse und Randgebirge, wie schon früher erwähnt, weniger zur Geltung, da der Anstieg mehr allmählich erfolgt. Die bis über 800 m ansteigenden Tafeln des Mwera-, Makonde- und Maviaplateaus, von denen die beiden ersteren durch den Sukuledi, die letzteren durch den Ruwuma getrennt werden, gehören noch zur Küstenterrasse. Sie bestehen aus Gneis mit einer Decke von horizontal gelagerten Sandsteinen. Zwischen der Missionsstation Massassi und dem Moheßfluß, wo die Sandsteindecke fehlt, bildet der Gneis ein Hügel-land, mit einzelnen, merkwürdig geformten Bergen. Allmählich steigt das Land zum Wangonilande auf, einem 900—1000 m hohen, leicht welligen, aus Gneis gebildeten Hochland, das von einzelnen hohen Bergen (Matogoroberge etwa 1700 m) überragt wird. Nach Westen hin steigt es noch höher an und erreicht Gipfel bis zu 2000 m, bis wir an den Absturz nach dem Nyassa gelangen.

Da die Oberflächengestaltung für die Bewässerung ebenso wichtig ist wie für die klimatischen, die floristischen, faunistischen und ethnographischen Verhältnisse des Landes, und ihre Gliederung daher der Besprechung dieser Verhältnisse im folgenden zu Grunde liegen wird, so scheint es zweckmäßig, die Grundzüge derselben hier nochmals kurz und schematisch zusammenzustellen.

Wir unterscheiden also:

- I. Die Strandzone (rezente Korallenkalke), Steilrand (10—40 m) am Meer, bald unmittelbar an der Küste, bald etwas landeinwärts.
- II. Das Vorland oder die Küstenterrasse (jurassische Schiefer und Kalke), steigt kontinuierlich oder in Terrassen nach dem Innern zu an. Hierher gehören von Norden nach Süden:
 - a) das Panganigebiet, nämlich das Hinterland von Pangani und Tanga,
 - b) das Wami-Ringanigebiet, nämlich die Landschaften Ujeguha, (Gneis, meist in Laterit umgewandelt) mit Ukwere und Udoe,

Ujaramo und Ostukami (Sand und Kalksteine, meist überlagert von Laterit, reichen bis zu den Ugurubergen) und Khatu.

- c) Die Rufijiebene, umfassend das Gebiet südlich und unmittelbar nördlich vom Rufiji von der Küste bis zu den Randgebirgen von Uhehe. Zwischen Rufiji und Ulanga die Landschaft Mahenge, südlich davon Rondo.
- d) Das Ruvumagebiet, das Hinterland von Kilwa, Vindi und Mifindani. Die bis 800 m ansteigenden Tafeln des Mweras, Makondes und Maviaplateaus (Gneis mit Sandsteindecke) reichen bis an den Anstieg zum Wangoniplateau.

III. Das Randgebirge der Hochebene des Inneren (ostafrikanisches Schiefergebirge, Gneis, Granit).

Hierher gehören von Norden nach Süden:

- a) Die Gebirgsländer von Ujambara, nämlich das niedrige Ostujambara (das Waldgebirge), umfassend die bewaldeten Hügel von Bondei (Gneis) und jenseits des Sigisflusses die Handeiberge (Gneis), das trennende Ruengeratal — das höhere Westujambara (Gneis).
- b) Die Gebirgsländer von Ungu (Gneis, nebst Granit und Glimmerschiefer), Ujagara (Gneis) mit dem Rubehogebirge im Süden und Uguru (Gneis, bis 2500 m hoch).
- c) Das Randgebirge von Uhehe im Osten und Süden, nämlich die Utjhungwe- und Ufalingaberger (Gneis und Granit, meist verwittert zu Laterit, 2500 m), fallen steil zur Ulangaebe (2—300 m) ab.
- d) Der Anstieg zum Wangoniplateau ohne eigentlichen Randgebirgscharakter.

IV. Das innere Hochland (Granit, Gneis).

A. Östlich vom ostafrikanischen Graben (von Nord nach Süd).

- a) Die Massai-steppe (Ostmassai, 11—1500 m, Gneis). Im Kilimandjarograbens der Kilimandjaro (ca. 6000 m) und der Meruberg (4462 m).

Daran südlich anschließend (der Graben verbreitert sich nördlich von Ugogo):

- b) Die Hochsteppe von Ugogo (900 m, im Osten Gneis, sonst Granit, meist überlagert von Laterit oder gelblichem Sand).

Phönixpalme.

- c) Das Hochplateau von Uhehe (1500 m, Gneis und Granit, meist verwittert zu Laterit).
 - d) Das Hochland von Ujjango (dessen Berge steil zur Ruahaebene abstürzen) im Westen und von Ukena im Südwesten von Uhehe.
 - e) Das Wangoniplateau im Osten des Nyassa (900—1000 m, Gneis und Granit, an einzelnen Stellen von kohleführenden Schichten der südafrikanischen Karooformation überlagert) mit den Matogorobergen (1700 m), nach Westen noch weiter ansteigend (Gipfel bis zu 2000 m). Den westlichen Rand bildet das Livingstonegebirge (2500—3000 m), das sich noch weit über den Nordrand des Sees nach Nordosten fortsetzt.
- B. Der ostafrikanische Graben und seine Randgebirge. Der Westrand als steile Mauer scharf ausgeprägt, der Oststrand weniger markiert. Im Süden bilden die Berge von Ufioni, Frangi und Ujandau den Oststrand.
- Umfassend von Norden nach Süden:
- a) Den Natronsee (Guasso Nyiro); östlich davon der Vulkan Gelei (4000 m), südlich der Doenje Ngai (2000 m).
 - b) Die Salzseen Laua=ya=Mueri (Manyarasee) und Laua=ya=Sereri; dazwischen Umbugwe (ein alter Seeboden).
 - c) Die Ufioniberge (2440 m) am Oststrand des Grabens und der Guruvulkan (3480 m) in der Landschaft Mangati im Westen.
 - d) Die Gebirgsländer von Frangi nebst Uassi (2100 m, Gneis) mit der südöstlichen Vorlagerung der Burungiberge, sowie von Ujandau, das schon in das Granitgebiet von Unyamwezi hineinreicht.
- C. Westlich vom ostafrikanischen Graben (von Nord nach Süd).
- a) Hochplateau von Westmassai (im Süden 15—1700, im Norden bis 2000 m) mit drei Einsenkungen:
 - α) dem Hohenlohegraben (mit dem Hohenlohesee, 1440 m),
 - β) dem Wemberegraben (mit dem Gyaissi= oder Nyarajasee, 1050 m).
 - γ) dem Ngorongorokessel (mit dem Ngorongorosee).
- Im Norden die Landschaften Meatu, Fraku und zahlreiche Jägervölker; im Süden die Landschaften Jijansi (ein wild zerklüftetes Gebirgsland), Framba, Turu (Unyaturu) und Ujjure. Die letztgenannten vier gehören bereits dem Granitgebiet von Unyamwezi an; im Nordosten von Westmassai herrscht dagegen Gneis vor.
- b) Das Hochland von Unyamwezi (Granit), von Ugogo durch eine Geländestufe (250 m) getrennt. Weite Hochebenen, überragt von einzelnen Granitbergen, im Westen bis Uha reichend. Umfaßt die Landschaften Unyanembe, Mjajalala, Ujsumbwa, Ugalla, Ukonongo, Uyanji u. s. w.
 - c) Das Viktoriasagebiet. Der See ein flaches Becken (1200 m über dem Meere), nicht die Ausfüllung eines Grabens.

Das im Südosten, Süden und Südwesten angrenzende Gelände zerfällt in zwei geologisch=orographisch scharf getrennte Hälften, und zwar

- a) Südöstlich vom Steilabfall der Grenzlinie Ufambiro-Ufjuwi (250—300 m); die Landschaften Ugaia (Kawirondo), Ushashi (mit den Inseln Ukerewe und Ufara), Ujjukuma und Ujindja (fast ausschließlich Granit). Weite Ebenen von einzelnen Kuppen überragt.
- D. β) Westlich von demselben Steilabfall das Rageraplateau (oder das Zwischenseegebiet) zwischen dem Nyansa und dem Tanganjika. Umfaßt die Landschaften Ujiba, Karagwe (13—1600 m), Mpororo, Kuanda (1800—2300 m), Ujjuwi und Urundi (2500—3000 m). Wellige Ebene, von vielen tiefen Tälern durchschnitten. Bestehend aus steil aufgerichteten Quarziten, Sandsteinen, Tonchiefern, Glimmerschiefern, in Kuanda auch aus Gneis. — Dazwischen hier und da Granit und Diorit.
- E. Das zentralafrikanische Randgebirge am Ostrande des Tanganjikagrabens und die unmittelbar östlich davon gelegenen Landschaften (von Nord nach Süd). Im Westen gehen diese Hochebenen in die Ungamweiplatte über. — Gneis und Granit sowie kristallinische Schiefer, in Urungu, Ufawende (Kawende) von Sandstein überdeckt. Im Süden auch Porphyr.
 - a) Das Tafelland Uvinja (mit Salzquellen), im Norden an das sich in Urundi allmählich senkende Rageraplateau angrenzend.
 - b) Das Tafelland Ufawende (auch Ufawendi, Kawende).
 - c) Das Tafelland Ujipa.
 - d) Das Hüggelland Urungu am Südende des Tanganjika.
- F. Der Tanganjika= (zentralafrikanische) Graben, im Osten steil abfallend. In demselben liegen von Nord nach Süd:
 - a) Die Virungavulkane.
 - b) Der Kivu-See.
 - c) Der Tanganjikasee (Spiegel 800 m über Meereshöhe, 650 km lang, 70 km größte Breite, 2—300 m tief).
- G. Das südliche Zwischenseenplateau (zwischen Tanganjika und Nyassa). — Gneis und kristallinische Schiefer. Von Nordwest nach Südost folgen aufeinander:
 - a) Das Plateau von Mambwe (Mambue, 1500 m).
 - b) Das Tshingambogebirge (2000 m) in der Landschaft Junyamwanga.

Dann, durch Spongwe und Mfana abgetrennt:

 - c) Das Unyikaplateau.

Im Norden dieses Hochlandes eine grabenartige Einsenkung.

 - d) Der Rikwagaben mit dem Rikwassee.
- H. Der Nyassagraben, eine nord-südlich laufende Bruchspalte. Ostrand: Livingstonegebirge (s. v. IV, A, e).

In demselben liegen von Nord nach Süd:

 - a) Die Rondeebene am Nordende des Sees, allmählich durch hügeliges Gelände bis zur Höhe des Unyikaplateaus ansteigend,

mit den vulkanischen Erhebungen des Kungwe (2500 m) und des Kiejoberges (ca. 1900 m).

b) Der Nyassajee (Spiegel ca. 500 m über Meereshöhe, sehr tief).

7. Die Bewässerung

Das Schutzgebiet ist reich an Seen und anderen stehenden Gewässern. Überall in den großen Bruchspalten finden sich größere und kleinere Wasserbecken eingebettet, so im zentralafrikanischen Graben der Tanganjika- und der Kiwujee, im Nyassagraben der Nyassajee, im ostafrikanischen Graben

Raphiapalme.

der Natronsee, sowie der Laua=ya=Mueri und der Laua=ya=Sereri, in der Kilimandjarospalte der Djipejee, im Bemberegraben der Gwassijee, im Hohenlohegraben der Hohenlohejee, im Rikwagraben der Rikwajee und mancherlei Gewässer in den Spalten des Zwischenseegebietes. Dazu kommen ferner viele kleinere Kraterseen, wie zum Beispiel im alten Krater des Kiejoberges im Kondelande. Auch der Djalajee am Kilimandjaro ist ein solcher ehemaliger Krater.

Der vulkanische Ursprung dieser Seen zeigt sich noch in dem mehr oder weniger starken Salzgehalt einzelner derselben, wie besonders des Natronsees und des Gwassijees. Auch das Wasser des Tanganjika hat einen leicht salzigen Geschmack.

Neben diesen vulkanischen Bildungen in den Bruchspalten ist noch das ungeheure, aber verhältnismäßig flache Becken des Viktoriasees (Nyanja) an der Nordgrenze des Schutzgebietes und der kesselförmige Ngorongorosee in Westmassailand zu erwähnen. In Ngogo deuten an einzelnen Stellen hellgraue Mergel und rezente Kasse auf ausgetrocknete Seen hin.

Was die fließenden Gewässer anlangt, so bildet das ostafrikanische Randgebirge die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Indischen Ozeans und denen der zentralafrikanischen Binnenmeere. Die am Indischen Ozean mündenden Flüsse entspringen zum großen Teile auf dem ostafrikanischen Schiefergebirge. Ihr Lauf ist daher um so länger, je mehr man nach Süden kommt, wo das Vorland bekanntlich tiefer in das Schutzgebiet hineinreicht.

Einige der größten Flüsse, wie der Wami, der Rangan, der Rufiji und der Ruwuma, kommen vom inneren Hochland herunter und eilen, das Randgebirge in weiten malerischen Tälern

durchbrechend, der Küste zu. Eine besondere Stellung nimmt der Pangani ein, der in einer Bruchspalte vom Kilimandjaro herabströmt.

Die terrassenförmige Gestaltung der Vorlandzone bringt es mit sich, daß die meisten der hierher gehörigen Ströme ein stärkeres Gefälle, sowie zahlreiche Schnellen und Wasserfälle aufweisen und daher nur mit Einschränkungen schiffbar genannt werden können. Je mehr das Randgebirge im Süden zurücktritt, um

so weniger machen sich diese Übelstände bemerkbar. Der Rufiji, länger als der Rhein (er nimmt den Ulanga und den Ruaha auf), wird nach einigen Verbesserungen fast in seiner ganzen Ausdehnung befahren werden können.

Das wenig bewässerte Hochland ist teils abflußlos, teils sendet es seine Gewässer nach den drei großen Seen. In der Trockenzeit führen diese Flußläufe oft nur wenig Wasser. In den Nyansa fallen beispielsweise der Simiyu, der Moame, der Lohugati und der Kagera mit seinen Zuflüssen. Dem Tanganyika sind der Mlagaraji (mit dem Sindi, Gombe, Wala und dem Ugalla), sowie der aus dem Kiwusee strömende Rufiji tributpflichtig. Der Sjongwe und der Ruhuhu eilen dem Nyassa zu.

Nach dieser allgemeinen Übersicht über die Bewässerung des deutsch-

Raphiopalme.

ostafrikanischen Schutzgebietes wenden wir uns nunmehr zur eingehenderen Besprechung der bedeutenderen Seen und Ströme.

Der Tanganyika (besser Tanganika) bildet die Grenze zwischen unserem Schutzgebiete und dem Kongostaat. Seine Länge beträgt etwa 650 km und seine größte Breite gegen 70 km. Dabei besitzt er bedeutende Tiefen (200 bis 300 m). Die Tafelländer zu beiden Seiten des Sees, dessen Spiegel eine Meereshöhe von etwa 800 m hat, steigen stellenweise bis zu 2000 m empor. Das Wasser hat nach Reichards Untersuchungen, die allerdings von anderer Seite bestritten werden, einen schwach salzigen Geschmack. Die Zuflüsse des Sees sind oben bereits erwähnt. In dem Sukuga besitzt der Tanganyika einen periodischen Abfluß zum Kongo. Seit den sechziger Jahren hat der See mehrfach Veränderungen in seinem Wasserstand erfahren. Während der Seespiegel damals im Steigen begriffen war, zeigte er in den siebziger und achtziger Jahren eine allmähliche Abnahme, die aber neuerdings zum Stillstande zu kommen, ja sogar wiederum in ein Steigen des Wassers umzuschlagen scheint.

Die Erforschung des Sees ist infolge seiner zentralen Lage sowohl von Osten wie auch von Süden her in Angriff genommen worden.

Den älteren Reisen von Barton und Speke (1858), David Livingstone (1867–1873), Stanley (1871–1877), Cameron (1874) schloß sich seit 1878 eine rege Forschungstätigkeit im Gebiete des Tanganyika an. Unter den englischen Missionaren, die sich damals in Udsjdi befanden, hat in erster Linie E. C. Hore lange Jahre hindurch die Umgebung des Sees eifrig erforscht*).

In den folgenden Jahren waren mehrere von den nationalen Komitees der Internationalen afrikanischen Gesellschaft ausgerüstete Expeditionen am See tätig. Die Belgier, welche im Jahre 1879 in Karema eine Station errichteten, betrieben von dort aus ihre Untersuchungen. Der Franzose Abbé Debazie erforschte den nördlichen Teil des Sees (1879). In denselben Jahre drangen die Engländer Jos. Thomson und J. Stewart vom Nyassa her zum Tanganyika vor. Auch die deutschen Forscher Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Paul Reichard**) haben vom Ungamweß aus den Tanganyika besucht. G. v. Wissmann berührte den See gelegentlich seiner beiden

Betelnußpalme.

Durchquerungen, wie auch auf seiner Dampferexpedition 1893. Im Jahre 1896 studierte E. S. Moore die Fauna des Sees. Viele andere Forscher haben den Tanganyika auf ihren Reisen teilweise kennen gelernt. Erst im Jahre 1896 wurde die deutsche Station Udsjdi von Hauptmann Ramsay begründet, der daselbst zwei Jahre verweilte und die nördlich und südlich davon gelegenen Landschaften bereiste. Den unteren Lauf des Magarassiflusses erforschte Leutnant Jonat II. im Jahre 1896.

Reichard schildert die Ostküste des Sees folgendermaßen:

Die ganze Küste des Sees ist wenig gegliedert. Einen wirklich guten

*) Sein Werk: Tanganyika. Eleven years in Central-Africa. London 1892.

**) Siehe besonders: P. Reichard, Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1892, S. 387.

Hafen hat man bis jetzt noch nirgends gefunden. Alle Buchten und Flußmündungen sind dem Wellenschlag und Wind ausgesetzt und da, wo Inseln im See liegen mit hinreichend tiefem Wasser, geschützt gegen Seegang und Sturm, wie zum Beispiel bei Kirandu in Usipa, liegen dieselben zu weit vom Lande ab und dorthin ist das Ufer flach oder die Küste hoch und steil.

Der Tanganjika ist von zu großer Ausdehnung, als daß man ihn landschaftlich im ganzen aufzufassen vermöchte. Er macht im allgemeinen den Eindruck eines Meeres, besonders da, wo die gegenüberliegende Küste nicht zu sehen ist, und erinnert vielfach in der Küstenansicht an die Ostsee, ist aber bedeutend schöner als diese. Bei

klarem Himmel ist das Wasser von wunderbar tiefblauer Farbe. Es ist ein intensives, tiefes Azurblau, wie es selbst der Indische Ozean nicht zeigt. Wenn der heftige Südostpassat vom Mai bis Ende Oktober über die Riesenwasserfläche mit großer Stärke und konstanter Kraft dahinweht, so wird der ganze See aufgewühlt und mächtige Wogen von 2 m Höhe, was auch für das Meer schon eine ganz bedeutende Dünung ist, rollen in majestätischer Gleichmäßigkeit dahin, brechen sich brüllend und drohend an den hohen Felsgestaden, werfen haushoch weißen Gischt an scharfen Felsen in die Höhe, daß die Wassermassen prasselnd und plätschernd niedersausen oder in Regenbogenfarben in der Sonne zerstäuben. Oder sie rollen in mächtigem Schwall rauschend den flachen Sandstrand hinauf, um sich don-

Dracaena.

nernd zu überschlagen, eine weit hinter der anderen in 30—40 m Entfernung sich folgend. Da, wo heftige Brandung steht, ist es in dem Gebrause der stürzenden Wasser unmöglich, die menschliche Stimme zu vernehmen, und nur der schrille Pfiff der Löwe übertönt das Geräusch, ein Vogel, der dem Nyassa fehlt, welcher See überhaupt lange nicht den meerartigen Eindruck des Tanganjika macht. Wehe dem Schiffer, der jetzt in den gebrechlichen Fahrzeugen der Eingeborenen sich hinauswagen wollte in den brandenden, weißschäumenden See, oder wenn er zur Regenzeit in einen Sturm gerät und heulende Böen über den See dahinfliegen, Welle auf Welle aufstürmend, und ein furchtbarer Regen im Gewitter niederprasselt. Blitz auf Blitz fährt hernieder und die Stimme des Donners rollt drohend in den tiefschwebenden Wolken. Dann nimmt das Wasser eine unheimlich dunkle Farbe an, und die weißen Wellenkämme leuchten geisterfisch, doch nicht so wie auf dem Meere, denn Meeresleuchten gibt es auf dem Tanganjika nicht. Eigentümlich melancholisch sieht der See aus bei trübem Wetter zur Zeit der Regen. Tief hängen die regenschwangeren Wolken

auf dem Wasser, das wie Öl ruhig liegt oder nur von leichtem Seegang bewegt ist. Die Bergesgipfel sind verhüllt, der Wald sieht fast schwarz aus, und in trübem Licht erscheint der Strand oder die Landschaft, bis der Regen niederplätschert und nur kleine Stücke des Sees noch sichtbar bleiben. Die Ferne verschwindet in grauen Wolken, Nebel und Regen.

Dann sieht man auch wohl hie und da in der Ferne eine Wasserhose oder mehrere hintereinander über den See hinaufsen, entstehen und wieder zusammen sinken. Von unbeschreiblicher Schönheit sind oft Sonnenaufgang und

Pandanusbaum.

=untergang am Tanganyika, der Himmel in allen Regenbogenfarben spielend, deren Reflex im Wasser. Eine Mondnacht auf dem Tanganyika sucht an Romantik ihresgleichen. Die Küste ist von denkbarster Verschiedenheit. Flacher Sandstrand, mit Schlinggewächs überwuchert, Lagunen, Hinterwasser und Tümpel, Gras und Binsen, im Hintergrund Borassus- und Hyphänapalmenbestände, undurchdringliche Schilfdickichte, 6—7 m hoch, Ambatschwälder mit Schlingpflanzen durchwuchert. Die Stämme dieses sonderbaren Gewächses erreichen eine Höhe von 10—12 m, haben am Boden manchmal fast Leibumfang und laufen sich schnell verjüngend spitz zu. Das schwammige Holz ist so leicht, daß man einen solchen Stamm wie eine Feder, ohne Anstrengung mit gestrecktem Arm, in der Mitte gefaßt, hinaushalten kann, ein höchst drolliger Anblick. Die Negerstämme am Nil fertigen sich Flöße daraus. Am Tanganyika, wo es übrigens nicht überall vorkommt, wird Ambatsch nicht dazu verwendet, sondern nur an den Seiten des Rahmes angebracht, um

das Spritzwasser abzuhalten. Der flache Strand ist der Tummelplatz unzähliger Wasservögel. Reiher, Störche, Nimmersatte, Ibisse, Mygtheria senegalensis, Enten in fünf bis sechs Arten, Strandläufer, Flamingo und Pelikane. Der Schreiadler fehlt ebensowenig wie Gisevögel, darunter einer an der Westküste des Sees von der Größe einer Taube. An Stellen, wo Bäche in den See fließen, wo algenartige Wasserpflanzen in Menge vorhanden sind, da herrscht auch ein enormer Fischreichtum; an steilen Felsenküsten sind fast gar keine Fische zu finden. Dort, wo es Fische gibt, findet man auch eine Menge greulicher Krokodile in oft ungeheuren Exemplaren von 4 selbst 5 m Länge. Daß diese scheußlichen Tiere nicht nur von Fischen leben, beweisen sie, wenn sie hie und da einen Menschen wegschnappen, wie es einem Diener Richards passierte. Sogar an ihrem eignen Fleisch und Blut finden sie Geschmack.

Reichard schoß am Tanganyika ein Krokodil von 3 m Länge, welches ein anderes Krokodil von 1,7 m Länge zusammengeroßt in seinem Magen hatte, denselben vollständig ausfüllend.

Der Behemot, das Nilpferd, fehlt natürlich auch nicht, ist aber verhältnismäßig wenig zahlreich. Es wird wahrscheinlich zu viel gejagt, liebt vielleicht auch im allgemeinen nicht das bewegte Wasser. Die Nilpferde des Tanganyika sind sehr gefährlich und greifen gern Boote an, besonders die Weibchen, wenn sie Junge haben.

Im ganzen empfängt man an der Küste wenig den Eindruck eines tropischen Gewässers. Überall finden wir dieselbe Vegetation wie landeinwärts, der Feni reicht bis zum Wasser heran und Palmen finden sich nur an vereinzelter Stellen. Nirgends ist eine größere Üppigkeit zu bemerken. Auch die

Sumpfniederungen und Ufer der Bäche zeigen kein anderes Bild wie das im Lande gewohnte. Dennoch ist es ein schöner, großartiger See, und mancher herrliche

Blick tut sich auf, wo groteske Berge ihr Haupt erheben, wie bei dem stürmischen Kap Kabogo in der Mitte der Ostküste.

Dort wohnt auch ein mächtiger Njiru oder Geist des Sees, Kabogo. In dieser Gegend hört man fast das ganze Jahr über zuweilen donnerartiges, dumpfes Rollen, ohne daß Gewitterwolken zu sehen wären.

Es ist dies nur damit zu erklären, daß bei dem dortigen 1500 m hohen Longwaberger fast immer Gewitterbildungen stattfinden mögen.

Der Niwusee, vom Grafen Voetzen im Jahre 1894 entdeckt, ist erst in neuerer Zeit durch die Forschungen des Dr. Richard Kandt näher bekannt

Dumpalme.

geworden*). Auf der Sohle des zentralafrikanischen Grabens, aber noch immer in ca. 1500 m Seeshöhe liegt zwischen dem Tanganyika- und dem Albert-Edwardsee der Kiwusee, dessen Abfluß, der Ruffiji, in das Nordende des Tanganyika mündet. Seine Zuflüsse erhält er durch zahlreiche kleinere Wasserläufe, von denen der am Südofer mündende Kalundura der größte ist. Das vulkanische Nordufer ist sehr wasserarm; nur am West- und Ostzipfel tritt je ein größerer Bach ein, im übrigen entsendet die nahe Vulkangruppe nur periodische Gerinnel. Im Norden steigt das Ufer als zum Teil noch nackte Lavafläche, von einzelnen kleineren vulkanischen Hügeln unterbrochen, noch ca. 20 km langsam an. Auf der Lavafläche baut sich das mächtige Massiv des stets rauchenden Niragongwewulkans auf. Da zwischen dem Niveau des Kiwusees und dem des Tanganyika ein Unterschied von fast 700 m besteht, so muß der Ruffijifluß ein außerordentlich starkes Gefälle haben.

Charakteristisch für den See sind besonders die Zerrissenheit seiner Ufer und die große Zahl der von ihm eingeschlossenen Inseln (mehr als hundert).

Wahöhe.

Auffallend ist ferner das Fehlen von Krokodilen und Nilpferden; auch sonst weicht der See in tiergeographischer Beziehung wesentlich von anderen afrikanischen Gewässern, insbesondere dem Tanganyika und dem Albert-Edwardsee ab. Der Boden ringsum besteht hauptsächlich aus starkem, in die Tiefe gehendem, rotem Laterit oder schwärzer

Humuserde. An den Wasserläufen befindet sich fast überall gelber oder schwarzbrauner Ton. Vielfach ist der Boden mit Glimmer durchsetzt, namentlich in den höheren Lagen. Eine weiße Linie, die sich um das ganze Seeufer und um die Inseln herumzieht und nur selten von Sandufer unterbrochen wird, ist nackter Fels. Auf der Landzunge, die die beiden großen südlichen Buchten des Kiwusees voneinander trennt, hat Dr. Randt im Schatten prächtiger alter Zyklo-moren eine klimatologische Beobachtungsstation eingerichtet, die bereits günstige Ergebnisse aufzuweisen gehabt hat.

Der Nyassasee ist seit dem Jahre 1859 bekannt, wo er fast gleichzeitig von D. Livingstone und A. Reicher entdeckt wurde.

Die Erforschung des Sees datiert vom Jahre 1885, als die Missionsstation Livingstonia am Westufer begründet wurde.

Sie knüpft sich hauptsächlich an die Namen von W. P. Johnson, S. Drummond. Im Jahre 1879 besuchte Jos. Thomson die Landschaften im Norden des Sees. Dr. Pawe, G. D. Young, James Stewart, Kapitän Elton, B. S. Cotterill, J. Stevens.

*) Vergl. dessen Karte des Kiwusees, sowie den Versuch einer Monographie des Kiwusees und seiner Umgebung als Begleittext zu derselben von A. v. Bockelmann im 12. Heft des 3. Jahrganges der Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Nachdem der nördliche und östliche Teil des Nyassa in deutsche Hände gelangt war, ließen sich deutsche Missionare im Kondelande nieder, unter denen besonders Missionsuperintendent A. Merensky sich um die Erforschung des Landes Verdienste erworben hat. Im Jahre 1892—1893 brachte Wischmann einen Dampfer (den Hermann v. Wischmann) auf den See, und begründete die Station Pangenburg. Auch die Expedition des Gouverneurs v. Schele hat durch die geographischen

Aufnahmen von Kamfan und die geologischen Beobachtungen von G. Vieder manche Aufklärung über die deutschen Nyassaländer gebracht. In neuerer Zeit haben Dr. Kerr Groß und Bergaffessor W. Bornhardt das Nyassaseegebiet bereist und der letztere besonders in geologischer Beziehung gearbeitet. Die Aufnahmen von Kamfan, Meyer und Merensky hat R. Kiepert zu einer Karte von Deutsch-Kondeland im Maßstabe von 1 : 150 000 verarbeitet*).

Der Nyassa ist 400 km lang und seine Breite beträgt da, wo sie am größten ist, ca. 70 km. Seine Wassersfläche bedeckt ca. 27 000 qkm. 500 m über dem Meere gelegen, besitzt der See im Süden bedeutende Tiefen, während er im Norden flacher ist. Steil steigen die Ufer zu beiden Seiten auf,

Graf Goeken, Dr. Erhardt und drei Bassangi.

namentlich im Osten; nur das Kondeland im Norden ist flach und steigt erst zur Hochebene allmählich an. Ausgedehnte Sandbänke sind dem nördlichen und nordöstlichen Ufer vorgelagert, was sich daraus erklärt, daß hier von sechs Strömen dem See Massen von Sand und Geröll zugeführt werden. Herrlich ist die blaue Färbung und die durchsichtige Klarheit des Wassers, das auch gesund und angenehm von Geschmack ist. Der See ist fischreich, daher es an seinen Ufern nicht an Fischerdörfern fehlt. Krokodile sieht man selten; sie lieben es nicht, sich in so hellem, klarem Wasser aufzuhalten, da es ihnen in solchem schwer wird, Beute zu machen. Wo sich Sümpfe an den Ufern finden, haufen zahlreiche Nilpferde. Nach den Untersuchungen von Merensky**) ist die Frage, ob der Wasserstand des Sees, wie man angenommen hatte, im Abnehmen begriffen ist, dahin zu beantworten, daß er sich vermutlich seit Jahr=

*) v. Danckelmanns Mitteil., 1895, S. 153 und Karte 2.

**) Deutsche Arbeit am Nyassa, S. 79—80.

tausenden unverändert auf seiner jetzigen Höhe erhalten hat. Freilich steigt er alljährlich in der Regenzeit, bis er etwa im April und Mai seinen höchsten Stand erreicht, um dann wieder vom Juni an zu fallen. Im November und Dezember ist er am niedrigsten. Der Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Wasserstande beträgt aber nicht mehr als 1 m.

Der Manyarasee, von Dr. Oskar Baumann entdeckt, ist ein Salzsee. Weiße Krusten bedecken die lehmigen Ufer, doch zeigen (nach Baumann) Schnecken- und Muschelschalen und ungeheure Schwärme von Flamingo und Silberreiher an, daß er reiches tierisches Leben enthält. Längs des Westufers zieht sich ein flacher, sandiger Wiesenstreifen hin, worauf dichte Wald- und Unterholzvegetation bis zum nahen Fuß des Abfalls reicht, der teils bewaldet, teils hoch begrast ist. Mehrere klare Bäche entspringen den Bergen und münden in den See. Das jenseitige Ufer des Manyarasees ist flach und wüstenhaft. Im Nordosten ragt der langgestreckte Simongoriberg auf. Im Norden sieht man den abgestutzten Kegel des Gelei und in der Ferne den Doenje Ngai. Der See selbst erscheint stellenweis wie gefroren durch die glänzenden Salzschieben, die auf den Sandbänken aufliegen.

Auch die Entdeckung des Gyaßijees ist Baumann zu verdanken. Der Gyaßijee (1050 m), der den nördlichen Teil des Bemberegrabens einnimmt, besitzt einen dem Manyara ähnlichen Charakter, aber sandige und völlig vegetationslose Ufer. Er enthält ebenfalls scharfes und untrinkbares Wasser, muß aber dennoch, gleich dem Manyara, Tierleben beherbergen, da zahlreiche Wasservögel seine Fläche beleben. In trockenen Jahren mag der sehr seichte Gyaßi einschrumpfen, trocknet jedoch nach Baumanns Aussage niemals völlig oder auch nur erheblich aus und überschwemmt zur Regenzeit weite Gebiete. Der Gyaßi ist das Sammelbecken jener Wasserläufe Anyamwesisi, die dem Bembereystem angehören.

Die Nkwajapalte wird nur zum Teil vom Nkwajee ausgefüllt und setzt sich nach Norden und Süden noch weiter fort. Bei einer Länge von etwa 100 km ist der Nkwajee, der graues, schmutziges Wasser enthält und nicht sehr tief zu sein scheint, 20–30 km breit. Die jährlichen Niveauschwankungen sind beträchtlich. In der Regenzeit sind weite Strecken überschwemmt und versumpft, welche sonst trocken liegen. Obwohl die Nkwabene, die den See umgibt, immer noch 800 m hoch liegt, so ist die Tiefe der Spalte sehr beträchtlich.

Der Nkwajee wurde 1880 von J. Thomson und G. S. Johnston, in neuerer Zeit 1894 von entdeckt und dann 1882 von Dr. E. Kaiser, der W. S. Nutt, 1897 von Langheld, v. Elpöns, dort seinen Tod fand, 1889 von Dr. Kerr Groß Wallace und Ramsay besucht.

Während die bisher geschilderten Seen insofern einen gemeinsamen Charakter tragen, als sie sämtlich in größere oder kleinere Geländebrüche eingebettet sind, stellt sich der Viktoria-See (auch Nyanza genannt), dessen Spiegel etwa 1200 m über dem des Meeres liegt und der ein Gebiet von der Größe des Königreichs Bayern bedeckt, als die Ausfüllung eines großen flachen Beckens dar, dessen Westküste wenig gegliedert ist, dessen übrigen flache Ufer aber sonst durch viele größere und kleinere Einbuchtungen, zum Beispiel den Spekegolf, den Mwanja- und den Emin Paschagolf, zerrissen sind. Dieser Unterschied in der Ufergestaltung hat seinen Grund in der auf Seite 347 geschilderten verschiedenartigen geologischen Formation der anliegenden Gebiete.

Der See ist außerordentlich inselreich. Die großen Inseln Ukerewe und Ukara im Osten sind geologisch als die Fortsetzung der weit in den See

hineinragenden Njashihahalfinsel anzusehen. Über die Tiefenverhältnisse des Sees liegen außer einigen Messungen Stanleys, die bis zu 580 Fuß ergaben, nur solche aus den der Küste benachbarten Teilen vor. In der Nähe der Steilufer, wie im Westen, sowie in der Bucht von Ungamweji und an manchen Stellen im Spekegolf finden sich Tiefen von mehreren Metern dicht am Ufer, während anderseits, namentlich an der Mündung der Flüsse, oft genug die Flachküsten sich noch eine Strecke weit als Untiefen unter Wasser fortsetzen.

Während der See im Süden und Osten nur unbedeutende Zuflüsse empfängt, wie den Simiyu und den Moame, nimmt er im Westen den Nagera auf.

Auch der Spiegel des Viktoriasées zeigt Niveauveränderungen. Seit 1878 fiel der Spiegel um 1 m, ist aber seit 1890 wieder im Steigen begriffen.

J. S. Speke entdeckte den See am 3. August 1858 und stellte auf einer zweiten Reise (1860–1864) zusammen mit J. A. Grant die Zugehörigkeit desselben zum Quellgebiete des Nils fest. Im Jahre 1875 führte S. M. Stanley eine neue Aufnahme des Sees aus. Den Norden erforschten seit 1877 besonders britische Missionare. Die größten Expeditionen nach dem Nordwesten des Schutzgebietes, wie sie in Kapitel 2 geschildert sind, betrafen meist auch den Viktoriasée. Wertvoll sind

auch die Antislavereierexpeditionen für die Erforschung des Sees gewesen. Weitere Beiträge zur Kenntnis des Sees und seiner Umgebung haben geliefert J. Rindermann; die deutschen Offiziere Hermann, Langheld, Richter, v. Kalben, Ramsay und Oberstleutnant v. Trotha, der englische Forschungsreisende Scott Elliot (A Naturalist in Mid-Africa. London 1896), der Franzose Déclé und die Missionare R. Brard und Capus.

Da das Vorland sich als flache Ebene ziemlich weit ins Innere hinein erstreckt, so legen die Küstenflüsse die letzte Strecke ihres Weges meist tragen Laufes zurück und bilden nicht selten Deltaanschwellungen, deren bedeutendste dem Rufiji angehört. In zahllosen lagunenartigen Gebilden mischen sich Fluß und Meer zu Brackwasser, dem Standorte der sonderbaren Mangroven.

Der Umba ist nach Baumann, dessen Schilderung wir hinsichtlich der Küstenflüsse im nordöstlichen Gebiet uns anschließen, eine echter Steppenfluß, der mit starker Wassermenge bei Malalo aus den Njambarabergen tritt, ansehnliche Quellarme empfängt, aber im langen Laufe durch die dürre Steppe (Njika) sehr an Wasser einbüßt und daher bei seiner Mündung unweit Wanga als ärmliches Bächlein anlangt. Im Vorland ist er kaum 6 m breit und kann durchwaten werden. Nordöstlich von Njambara und zu beiden Seiten des Paregebirges versiegen so zahlreiche Bäche im Gelände, daß in diesem Teile Ostafrikas fast mehr Wasser in die Steppe als ins Meer mündet.

Das südlich vom Umba liegende Digoland wird nur von Regenfluchten durchzogen. Zu letzteren gehört der Membasi, der den von zahlreichen Fischen und Krokodilen bewohnten Sarusumpf bildet, sowie der Kombe und Mdojo.

Das mächtige Waldland des östlichen Njambaras entwässert der Sigifluß, ein wasserreiches, tief eingerissenes, von Felsbänken durchsetztes Gewässer, das bei Tanga in die See mündet. Im ganzen Vorland bildet der Fluß eine Fortsetzung von Katarakten und durch Steindämme abgedämmten, langsam fließenden tümpelartigen Stellen, so daß er für die Schifffahrt völlig unbenutzbar ist. In der Regenzeit pflegt er stark anzuschwellen. Ein ähnliches Bild zeigt in kleinerem Maßstabe der Mkulumusi.

Der Hauptfluß aber, der das ganze nordöstliche Gebiet durchschneidet, ist der Pangani oder Ruvu. Er wird von den Gletschern des in die Regionen ewigen Eises hinaufragenden Kilimandjaro gespeist. Der bedeutendste seiner Quellflüsse ist der am Nsthang des Berges entspringende und im Oberlauf ein weites Sumpfigebiet durchströmende Lumi. Südlich der Kilimandjaro-

niederung durchheilt der Pangani wüstenartige Steppengebiete und tritt erst bei Buiko wieder in bewohntes Land. Während der Fluß beim Verlassen der Kilimandjaroniederung etwa 40 Schritte breit, reißend und von einzelnen Inseln durchsetzt ist, verengt er sich in der Steppe bis auf etwa 20 Schritte, nimmt aber an Tiefe zu. Von Aruscha bis Maurui nimmt er kleinere Nebengewässer auf. Von Stromschnellen (die bis Maurui nicht vorkommen) durchsetzt, eilt er seiner Vereinigung mit dem Mkomasi zu.

Der letztere sammelt seine Wasser im südlichen Paregebirge und ist in seinem ganzen Laufe bei sehr geringem Gefälle jumpfig. In viele Arme geteilt, bildet er den salzigen Mangassee und empfängt aus dem südwestlichen Usambara außer anderen Nebenbächen den Mombu.

Auch nach seiner Vereinigung mit dem Mkomasi behält der Pangani in felsigem, infeldurchsetztem Bett den Charakter eines kräftigen Bergstromes, bildet den dreiarmigen Panganifall und tritt bei Ishogwe ins Mündungsgebiet ein, um in vielgewundenem Laufe die Bucht von Pangani zu erreichen. Während der Pangani von Süden her einen Zufluß überhaupt nicht empfängt, nimmt er rechts bei Korogwe die eigentliche Hauptader Usambaras, den Luengera auf, der oberhalb Bumbuli entspringt, südwärts ein weites Tal durchfließt und mehrere unbedeutende Nebenflüsse aufnimmt.

An der Mündung ist der Pangani so breit, wie die Donau bei Wien. Die Tiefe des Unterlaufes ist sehr ungleich, da die Spitzen der Krümmungen stark abflachen, während in der gegenüberliegenden Rinne viel Wasser ist. Doch können Daue und ganz kleine Dampfer bei Flut immerhin bis Ishogwe kommen. Der Pangani ist deswegen wirtschaftlich von besonderer Wichtigkeit, weil das Tal desselben einen bequemen Zugang einerseits nach dem Kilimandjaro und anderseits durch die Massailänder nach dem Viktoriassee darstellt.

Usoguha hat eigentlich fließende Gewässer überhaupt nicht. Die zahlreichen Regenschluchten dieses Landes vereinigen sich im Mfangasi, einer meist trockenen Rinne, die bei Kipumbwe die See erreicht. Erst weiter westlich, in Unguu trifft man spärlich fließende Gewässer, die Quellarme des Rufigula, der bereits zum Wamigebiet gehört.

Der Wami entsteht aus dem Zusammenfluß des Ualle, des Hauptflusses von Unguu und des von Südwest kommenden Mukondokwa. Der Ualle soll niemals austrocknen. Rechts nimmt der Ualle eine Reihe von klaren, in engen Tälern zum Teil mit Wasserfällen herabfließenden Bergbächen und einen aus den südlichen Vorbergen von Unguu kommenden Nebenfluß auf. Von links empfängt er den langen in Nord-Unguu entspringenden Mdjonga, der einige Monate im Jahre kein Wasser führt. Fast parallel mit letzterem, gleichfalls aus dem nördlichen Unguu kommend, fließt der Rufigula, der unterhalb Mbusini in den Wami fällt. Der Wami mündet südlich von Saadani. In einem dunkelgrünen Waldstreifen zieht er durch Usaramo hin, teils mit schnellem Laufe über felsigen Boden, dann wieder im Schatten riesiger Urwald-bäume in langsamem Tempo. Überall in seinem Flußtal hat er ein sehr üppiges Alluvium angegeschwemmt und ist auf eine ziemlich bedeutende Strecke für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Unmittelbar nördlich von Bagamoyo mündet der Kingani (auch Ruwu genannt).

Am Kingani lagen früher am Rande des Abfalles die Stationen Dunda, Madimola und Ujungula der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Bei

Mtoni führt im Anschluß an die von Bagamoyo ins Innere führende Karawanenstraße eine Fährre über den Fluß. Der Strom wimmelt von lärmenden und schnaubenden Flußpferden und Krokodilen. An seinen Schlammufeln an der Ebbezone treiben Springfische und verschiedene Sorten Krebse ihr Wesen. Zahllose Vögel, wie schneeige Kuhreiher, schwarzweiße und blauschillernde Eisvögel, Fischadler u. i. w. bevölkern die Bäume der Randwälder, und weiße Pelikane schwimmen nach Beute fischend gravitatisch auf dem Wasser umher.

Bei der früheren Station Mjungula ist der Kingani 40 m breit. Zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, der im August 1887 in der Stromrinne 1,50 m, in der Furt 0,90 m betrug, ist das Flußbett vom Wasserpiegel bis zur ersten Uferbank in senkrechter Höhe 5 m tief. Der durchschnittliche Unterschied des Wasserpiegels zur Trockenzeit und zur großen Regenzeit betrug (bei Mjungula) etwa 5 m in Jahren mit geringem, 8 m in Jahren mit starkem Regenfall.

Dem entsprechen auch die Verhältnisse des linken Nebenflusses, des Ngerengere

(Bley nennt ihn Lungenere), der am Nordfuße der Muguruberge entspringt, wie der Kingani den südlichen Abhängen derselben seinen Ursprung verdankt. In der Trockenzeit versiegt der Ngerengere vollständig in dem lockeren Sand, während er zur großen Regenzeit das Gelände weithin überschwemmt.

Der mächtigste Strom des Schutzgebietes ist der Rufiji, der von seiner Mündung an aufwärts 200 km weit schiffbar ist, da das Vorland hier seine größte Ausdehnung erreicht. Von den Panganifällen, wo die Schiffbarkeit des Unterlaufs ihr Ende erreicht, bis zu den Shugulifällen ist der Rufiji für die Schifffahrt nicht benutzbar. Bei den letzteren Fällen entsteht der Strom aus der Vereinigung des Luvegu, der von Süden her kommt und noch wenig erforscht ist, und des Ulanga. Die Ufer sind bis zu den Panganifällen flach und haben fruchtbares Alluvialland. Dagegen treten sie von da aus bis zu den Shugulifällen steil bis dicht an den Fluß heran.

Wanjamwezi.

Ein wenig oberhalb der Panganisfälle ergießt der mächtige Ruaha, der vom inneren Hochland herunterkommt, seine Gewässer in den Strom. Die Breite des Flusses ist sehr beträchtlich. Oft fließt er in viele Arme zerteilt, welche große mit Wald, an anderen Stellen mit Schilf bestandene Inseln umgeben. Das Flußbett des Rufiji ist jedoch kein konstantes. Der Fluß führt ungeheure Mengen Sand mit sich, die oft zu langen hohen Inseln aufgetürmt sind.

In seinem unteren Laufe hat sich der Rufiji ein ganz neues Bett gebahnt. Ein alter Arm, welcher früher das eigentliche Bett des Flusses bildete, steht nur noch bei Hochwasser mit dem jetzigen Fluße in Verbindung und bildet eine umfangreiche Lagune, bewohnt von Nilpferden und unzähligen Scharen von Wasservögeln und umgeben von herrlichem Galeriewald.

Der Ulanga nimmt nur wenige und kleine Nebenflüsse auf, führt aber trotzdem selbst in der trockensten Jahreszeit bedeutende Wassermengen mit sich. Zur Zeit des höchsten Wasserstandes überschwemmt er weithin die breite, fruchtbare, von ihm durchschnittene Alluvialebene. Diese Ebene ist daher vielfach versumpft und die Ausdehnung dieser Sümpfe zum Teil sehr beträchtlich.

Der Ruaha entspringt am Dumweberg, dem nördlichen Ausläufer des Livingstonegebirges, der gegen 10000 Fuß hoch sein soll und die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassa bildet. Er nimmt in seinem Oberlauf die meisten Wasserläufe der Landschaft Ussango auf.

Die Erforschung des Rufiji und seiner Nebenflüsse verdanken wir vor allem dem Grafen Joachim Pfeil (1885), sowie seinen Vorgängern Jos. Thomson (1878) und dem Ingenieur Beardall (1880—1881). Pfeil hat zuerst den Lauf des Ulanga untersucht. Nach ihm haben

noch Ventnant v. Behr, Ventnant z. S. Fromm, sowie Hauptmann Kamjan und der Geologe G. Pieder beachtenswerte Beiträge zur Topographie dieser Wassergebiete geliefert. Das Delta des Stromes ist von Ziegenhorn näher beschrieben worden.

Südlich vom Rufiji erreichen nur noch kleinere Ströme die Küste, wie der Mandandu, der bei Kilwa Kiwindje mündet, der Mbemkurru, der südlich von Kiiswere ins Meer fällt, und der Ukuledi, an dessen Mündung Lindi liegt.

Das Quellgebiet des Ruwuma ist die Wangonihochebene. Die Ufer des Flusses, der fast in seinem ganzen Laufe die südliche Grenze des Schutzgebietes bildet, sind gebirgig. Erst unterhalb Newala erweitert sich das Tal zu einer in der Nähe der Mündung 8—10 km breiten Ebene. Der Strom ist hier bei einer Breite von 700—1000 m so seicht, daß er bei niedrigem Wasserstand an verschiedenen Stellen durchwatet werden kann. Da er auch sonst nur geringe Tiefen von 1—2 m besitzt und in seinem Mittellaufe mehrfach Stromschnellen bildet, so hat er als Verkehrsstraße nach dem Inneren keine Bedeutung. Er nimmt auf der nördlichen Seite eine Reihe unbedeutender Zuflüsse auf wie den Limassule, den Mohejji, den Saffawara u. s. w.

Wenden wir uns nun zu den Strömen des inneren Hochlandes, so verdienen nur zwei eine eingehendere Behandlung. Der Malagarassi bildet in Uvinja ein weites Schwemmland. Seine Breite wechselt mit dem Stande der Jahreszeit. Während er für gewöhnlich in seinem Unterlaufe nur etwa 50 m breit ist, konnte Stanley bei der Fähr von Ugaga 1871 eine Breite von 1600 m in der Regenzeit feststellen.

Da er mit außerordentlich starkem Gefälle in Katarakten und Schnellen zum Tanganyika hinabströmt, ist er trotz genügend tiefen Wassers für die Schifffahrt nicht brauchbar.

Die Landschaft Ugalla wird in ihrer ganzen Länge von Südost nach Nordwest vom sogenannten Ugallafluß, dem Wualaba, durchzogen, der eine Reihe von Nebenströmen aus dem Süden empfängt und als Sjindi in den Mlagarassi fällt. Von Osten strömt ihm der aus Unyanyembe kommende Wasserlauf des Wala zu, während er von Süden den Mtambo aufnimmt. Der Gombé hat so wie der Mlagarassi und der Wualaba in seinem Oberlaufe sumpfigen Charakter.

Der Kagera schließlich, dessen Ebene die Grenze zwischen den Landschaften Karagwe und Kiffiba bildet, ist hier ca. 50—70 m breit und ziemlich tief. Seine Ufer bilden dichte Papyrusdickichte oder Schlammfjümpfe, an anderen Stellen ist das Bett des Flusses tief eingeschnitten. Weiterhin im Oberlaufe des Kagera sind die Ufer durch prächtigen Waldbestand, untermischt mit Phönixpalmen, ausgezeichnet. Mit seinen Quellflüssen, dem Ngaravongo, dem Mkanjuru und dem Kuvuvu kommt er aus den westlichen Gebirgsländern von Ruanda und Urundi.

8. Das Klima und die Gesundheitsverhältnisse*)

Die klimatischen Verhältnisse des Schutzgebiets sind bisher erst in den allgemeinen Grundzügen bekannt geworden. Genauere Beobachtungen wurden nur an wenigen Stellen, wie zum Beispiel am Kilimandjaro, in Usambara und im Kondelande angestellt. Seit 1895 ist jedoch unter Leitung des Klimatologen Dr. Maurer ein regelmäßiger Beobachtungsdienst eingerichtet worden, der in dieser Beziehung wohl bald genauere Aufschlüsse liefern wird.

Die Oberflächengestaltung des Schutzgebiets zeigt in mehrfacher Hinsicht einen so erheblichen Einfluß auf die Gestaltung des Klimas, daß wir bei der Schilderung des letzteren von der Oberflächengestaltung ausgehen können und müssen.

Das Küstengebiet steht von Mitte November bis Mitte März, der heißen Zeit (bei den Eingeborenen *musimu* genannt), unter dem Einfluß des Nordostmonsuns, der im Januar seine größte Stärke erreicht und von den Suaheli *kaskazi* genannt wird. Von Ende April bis Anfang Oktober tritt an dessen Stelle der Südostpassat (*kusi*) auf, der nach Norden zu in den Südwestmonsun des Indischen Ozeans übergeht. In den Zwischenzeiten, Mitte März bis Ende April (von den Eingeborenen *malelezi* oder *tanga mbili* genannt) und Anfang Oktober bis Mitte November (*demali*) wechselt die Windrichtung, doch herrschen leichte östliche Winde vor.

Ganz verschieden davon sind die Windverhältnisse auf dem inneren Hochlande. In der Massaisteppe wird die Regenzeit im Februar gewöhnlich durch heftige Ostwinde eingeleitet, die das ganze Jahr hindurch vorherrschen. Im Bemberegraben weht fast beständig ein starker staubbeladener Nordostwind, der an Löfz erinnernde Lehmterrassen anhäuft. Das Kilimandjarogebiet steht, wie die Küste, vom Dezember bis Februar unter dem Einfluß des Nordostmonsuns, der in den Nachtstunden oft sehr heftig weht. Im März werden die Winde am Kilimandjaro unregelmäßiger. Vom April an überwiegen

*) Vergl. A. Dove, Studien über Ostafrika. Ausland 1891, S. 321; Bendke, über die Regenzeiten in Ostafrika, Jena 1890; v. Dandekmann in „Deutschland und seine Kolonien“, Berlin 1897, S. 173.

bereits östliche bis südöstliche Winde, bis der Südostpassat die Oberhand gewinnt, der indessen im Mai bis Juli meist zu westlichen Winden abgelenkt wird.

Dieser Südostpassat ist die eigentliche charakteristische Luftbewegung des ganzen übrigen Binnenlandes, das von April bis September von trockenen und mitunter sehr heftigen Südostwinden durchweht wird. Auf dem Viktoria-see herrschen vom Februar bis Mai und vom September bis November nicht selten heftige Südoststürme, die starken Seegang verursachen.

Die Küste hat beständig eine hohe relative Luftfeuchtigkeit (zum Beispiel Tanga 80%, Bagamoyo 82%, Kilwa 86%, Pindi 82%).

Die Niederschlagsmengen sind geringer als in Westafrika. Im Küstengebiet nehmen sie von Norden nach Süden zu ab und betragen zum Beispiel 1896 in Tanga 1977,4 mm, in Kitopeni bei Bagamoyo 1228,3 mm, in Dar-es-Salam 1145,5 mm. Die von der Küste her über das Vorland streichenden, mit Feuchtigkeit gesättigten Winde werden durch die hochaufragenden Randgebirge zu schnellem Aufsteigen gezwungen und verlieren dadurch den größten Teil ihres Wassergehalts. Während daher die östlichen Abhänge dieser Gebirge reichliche Niederschläge aufweisen, leiden die im Regenschatten liegenden Westabhänge und die angrenzenden Tafelländer an Trockenheit. Dies macht sich besonders an den Abhängen des Paregebirges, Handeis und des Waldgebirges von Uvambara, sowie der Ungu- und Uheheberge geltend. Zu Kwanforo in Handei fielen beispielsweise 1896/1897 3390 mm Regen. Die das Waldgebirge*) umgebenden Ebenen sind ebenso wie der Westabhang erheblich weniger feucht.

Die innere Hochsteppe ist im allgemeinen aus den schon erwähnten Gründen erheblich trockener als das Küstengebiet. Besonders haben das Maissailand, Ugogo und ein großer Teil von Unyamwezi, die im Regenschatten des Randgebirges liegen, nur geringe Niederschläge. Die Regenmengen in Unyamwezi nehmen indes nach Westen hin zu. Der Südrand des Viktoria-sees ist gleichfalls ziemlich trocken; dagegen hat der Westrand stärkere Niederschläge aufzuweisen, da der Südostpassat auf seinem Wege über den See reichlich Feuchtigkeit aufnimmt. Im Zwischenseengebiet sind die Gebiete östlich der Wasserscheide, wie das Gebiet des Kagera, bedeutend niederschlagsreicher als zum Beispiel das westlich davon gelegene Tanganyikagebiet. Das Massiv des Kilimandjaro zeigt ähnliche Verhältnisse wie die Randgebirge. Die Feuchtigkeit des Südostpassats wird von der Südwestseite des Berges aufgefangen, während Osten und Norden im Regenschatten bleiben. Die Taubildung, die in der Wald- und Hochweideregion der Randgebirge sich stark bemerkbar macht, tritt auf der Steppe des Binnenlandes nur spärlich auf.

Erhebliche Unterschiede zeigt auch die Verteilung der Niederschlagsmengen auf die einzelnen Monate des Jahres. An der Küste folgen die Regenzeiten dem Zenithstande der Sonne. Meist kann man eine große Regenzeit (masika) von einer kleineren (mvali) unterscheiden. An der mittleren Küste fällt die Regenzeit in die Monate März bis Mai; Juni bis Oktober sind trocken, die übrigen Monate wechselnd. Im Norden sind April, Mai, August, September und November Regenmonate. Der Dezember ist ärmer an Niederschlägen. Die übrigen Monate in den einzelnen Jahren

*) Vergl. dazu E. Holst, Deutsche Kolonialzeitung, 1893, S. 23 ff. und v. Dancelmans Mitteil., 1893, S. 93.

sind in hohem Grade wechselnd. Im Süden gibt es nur eine Regenzeit, die in die Monate Dezember bis Februar zu fallen pflegt, dagegen sind die Monate Juni bis Oktober ziemlich trocken, die übrigen wechselnd.

Was das Randgebirge anlangt, so setzt beispielsweise die Regenzeit im Waldgebirge von Usambara gewöhnlich früher ein als an der Küste. Im Innern herrscht während der Dauer des Südojipassats (Juli bis Oktober) im allgemeinen eine ausgesprochene Trockenheit. Die geringen Niederschläge verteilen sich auf die Monate November bis April mit einer Abschwächung im Januar. Dies trifft zum Beispiel auf die Unyamweiplatte bis an den Südrand des Viktoriaees zu. In der Massaiteppe scheint die Regenzeit etwas früher als an der Küste, gewöhnlich schon Mitte Februar, einzusetzen. Westmassai hat auch in der Trockenzeit häufig Niederschläge aufzuweisen. Das letztere trifft auch auf die Westufer des Viktoriaees zu. Im Kondeland, wo genauere Beobachtungen angestellt worden sind, pflegt die Regenzeit erst Ende November zu beginnen und bis über Mitte Mai hinaus mit einer Abschwächung im Februar oder März zu währen. Außerdem treten im Juli Niederschläge auf, während der September am trockensten zu sein scheint.

Am Kilimandjaro, der eine klimatische Sonderstellung einnimmt, fällt nach den Beobachtungen in Moshi und Marangu die große Regenzeit in die Zeit von Anfang März bis Ende Juli oder Ende August (in Moshi nur bis Ende Mai). Eine kleine Regen-

zeit fällt in die Monate Oktober und November und pflegt oft bis Mitte Dezember anzuhalten. Die große Trockenheit, die in die Zeit des Nordostmonsuns fällt, zeigt gelegentlich Niederschläge und Gewitterbildungen; auch die Niederschläge der großen Regenzeit pflegen Ende April von Gewittererscheinungen begleitet zu sein.

Die mittlere Jahrestemperatur an der Küste, wo die Hitze durch die Seebrise sehr gemildert wird, und im Vorland dürfte zwischen 25—28° C. sich bewegen, Ziffern, die nach Baumann auch für Ufeguha und die Talgebiete des Pangani gelten dürften. Dabei sind die Tagesschwankungen sehr gering. Dagegen hat das Randgebirge ein Jahresmittel von etwa 18 bis 21° C. Die Extreme der Temperatur sind hier ziemlich bedeutend. So beobachtete Baumann im Oktober in Bondei als höchste Lufttemperatur 36° C., als niedrigste in Nordusambara im September 5° C. Das auf der Missionsstation Höhenriedeberg (1400 m) beobachtete Jahresmittel beträgt nicht mehr als 18,5°.

Das überseeische Deutschland.

Wasikumatänzer.

Außerordentlich starke Temperaturschwankungen hat das Steppengebiet aufzuweisen. Hohe Tagestemperaturen werden von empfindlicher Nachtkühle abgelöst. Am Westufer des Viktoriasaees beträgt die Mittagstemperatur in den Monaten März bis Mai bis zu 26° , während sie in der Morgenfrühe auf 9° herabsinkt. Die Hitze in der Umgebung des Ritwasaees soll fast unerträglich sein. Im Kondelände ist der Juli der kühlfte Monat, der wärmste der November oder Dezember. Die niedrigste beobachtete Temperatur war $9,3^{\circ}$ C. in Manow, wo die mittlere Temperatur 17° , die höchste Temperatur 30° betrug. In dem etwa 700 m tiefer gelegenen Wangemannshöhe betrug die höchste Temperatur gegen 35° , die niedrigste etwa 13° , die mittlere Jahrestemperatur gegen 21° .

Am Kilimandjaro beträgt die Lufttemperatur im Jahresmittel ca. 21° in Moshi, ca. 17° in der etwa 400 m höher gelegenen Station Marangu. Die kühlfsten Monate waren in Moshi Juni und Juli (in Marangu Juli und August) mit ca. 18 (bezw. 14°), der wärmste Januar (bezw. Februar) mit 24 (bezw. 20°).

Versuchen wir hiernach, einen allgemeinen Überblick über die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Teile des Schutzgebietes zu erlangen, so ergibt sich folgendes Bild:

A. Küste und Vorland

a) Wind:

1. Mitte November bis Mitte März Nordostmonsun, am stärksten im Januar.
2. Mitte März bis Ende April meist leichte Ostwinde.
3. Ende April bis Anfang Oktober Südostpassat bezw. Südwestmonsun.
4. Anfang Oktober bis Mitte November wechselnd, meist leichte Ostwinde.

b) Luftfeuchtigkeit: konstant hoch.

c) Niederschlagsmenge: geringer als in Westafrika, von Norden nach Süden zu abnehmend.

d) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr:

1. An der mittleren Küste: März bis Mai Regenzeit; Juni bis Oktober regenarm; November bis Februar wechselnd.
2. An der nördlichen Küste: April bis Mai, August bis September und November Regenzeiten; Dezember abnehmende Regenmenge die übrigen stark wechselnd.
3. An der südlichen Küste: Dezember bis Januar und März Regenzeiten; Juni bis Oktober Trockenzeit, die übrigen wechselnd.

e) Temperatur: $25\text{--}28^{\circ}$ Jahresmittel; geringe Tagesschwankungen.

B. Das Randgebirge

a) Niederschlagsmenge: Die Osthänge stärker bewässert als die Westhänge. In Kwamforo, in Handei 3390 mm.

b) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr: Die Regenzeit setzt gewöhnlich früher ein als an der Küste.

c) Temperatur: Jahresmittel $18\text{--}21^{\circ}$ C.; starke Extreme (zum Beispiel 5° bis 36°).

C. Das innere Hochland

- a) Wind:
 1. April bis September heftiger trockener Südostpassat*).
 2. Oktober bis März schwache Winde lokalen Charakters.
- b) Niederschläge: Massailand, Ugogo und Ostumamweſi gering; Nord-
westumamweſi etwas reichlicher; der Südrand des Viktoriasees trocken,
der Westrand feuchter; das Nageragebiet bedeutend niederschlagreicher
als das Tanganjikagebiet.
- c) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr:
 1. Juli bis Oktober Trockenzeit.
 2. Anfang November bis Ende April Regenzeit mit einer Abschwächung
im Januar**).
- d) Temperatur: Starke Temperaturschwankungen.

D. Der Kilimandjaro

- a) Wind:
 1. Dezember bis Februar Nordostmonsun.
 2. März unregelmäßig.
 3. April östliche bis südöstliche Winde.
 4. Mai bis Dezember der Südostpassat; von Mai bis Juli zu west-
lichen Winden abgelenkt.
- b) Niederschläge: Die Südwestseite empfängt Steigungsregen, Osten
und Norden sind trockener.
- c) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr: Anfang März
bis Ende Mai, bezw. Ende August große Regenzeit, bis Anfang Mai
Gewittererscheinungen; September kleine Trockenzeit; Oktober und
November (auch bis Mitte Dezember) kleine Regenzeit; Mitte Dezember
bis Ende Februar große Trockenzeit, unterbrochen durch gelegentliche
Niederschläge und Gewitter.
- d) Temperatur: Jahresmittel in Moſhi (1150 m) 20,7°, in Marangu
(410 m höher) 16,9°; Jahreschwankungen in Moſhi 18—24°, in
Marangu 14—20°.

Die Gesundheitsverhältnisse sind gegen alle Erwartung an der Küste mit ihrer feuchtigkeitschweren, gleichmäßig heißen Luft im allgemeinen günstiger als im Innern des Schutzgebietes. Dies ist indessen lediglich den von der Regierung geschaffenen sanitären Einrichtungen, der leichter erreichbaren ärztlichen Beaufsichtigung und Vorbeugung, der besser geordneten Pflege und den gesünderen Wohnungsverhältnissen zu danken.

Gesünder als Küste und Hochsteppe scheinen im allgemeinen die höheren Lagen der Bergländer zu sein, wie zum Beispiel das Waldgebirge in Njambara, das Uhehegebirge (aber nicht die heiße Mlangaebene) und die höher gelegenen Regionen des Kondelandes. Auch der Kilimandjaro gilt in seinen höheren Lagen für gesund.

Zu den ungesundesten Gegenden des Landes gehören dagegen die Delta-

*) Abweichungen hiervon siehe S. 367.

**) Abweichungen hiervon siehe S. 368.

niederungen der Flüsse wie zum Beispiel das fruchtbare Deltaland des Rufiji, und die zahlreichen Sumpfbildungen, wie unter anderem am Ulanga, am Ilagarassi, in der Küstenregion des Kondelandes u. s. w. Auch die Umgebung des Rikwasees soll äußerst ungesund sein.

Unter den einheimischen Krankheiten ist besonders die Malaria hervorzuheben, der die Eingeborenen ebenso wie die Fremdlinge ihren Tribut zahlen müssen. Die schwerste Form dieses Fiebers, das Schwarzwasserfieber, tritt indessen an der Küste seltener auf als im Binnenlande, wo es viele Opfer fordert. Die Bergländer, besonders auch der Kilimandjaro, sollen wenigstens in den höheren Regionen völlig fieberfrei sein, doch sind die Untersuchungen hierüber noch nicht endgültig abgeschlossen.

Viele Opfer fordert im Innern die in schweren Formen auftretende Dysenterie, was auf die daselbst noch völlig im argen liegenden Trinkwasserverhältnisse zurückzuführen ist. Auch ihr sind Europäer und Eingeborene gleichmäßig unterworfen. Lange Jahre hat schließlich unter den Eingeborenen eine Pockenepidemie geherrscht, die aber nunmehr im Rückgange zu sein scheint, obwohl Impfungen bisher nur in geringem Umfange haben vorgenommen werden können.

Die starken Unterschiede der Tag- und Nachttemperatur, die für die innere Hochebene charakteristisch sind, haben zur Folge, daß Rheumatismen und Katarre der Atmungswerkzeuge dort zu den häufigsten Erscheinungen gehören.

Dagegen kommt eine Reihe schwerer Krankheiten im Schutzgebiete so gut wie überhaupt nicht vor. Hierher gehören besonders Diphtheritis, Tuberkulose, Scharlach und Unterleibstypheus.

Dem Nordländer werden vorzugsweise die häufigen Fieberanfälle sowie Dysenterie verhängnisvoll. Eine nach vernünftigen hygienischen Grundsätzen geregelte Lebensführung*) vermag sicherlich viel zum Schutze gegen diese Übel wie zur schnelleren Überwindung ihrer Folgeerscheinungen. Aber auch abgesehen hiervon scheinen im allgemeinen die klimatischen Verhältnisse der Tropen dem Organismus des Nordländers wenig zuzujagen. Die meisten sind nach einigen Jahren, auch bei vorsichtiger Lebensweise, eines Klimawechsels dringend bedürftig. Ob der Besuch der von der Regierung in den Bergen angelegten Höhenasylatorien einen genügenden Ersatz für den zeitweiligen Aufenthalt in einem Lande der gemäßigten Zone bieten wird, müssen die Erfahrungen lehren. Die neueren Forschungen über die Frage der Akklimatisation des Europäers in den Tropen lassen der Hoffnung nicht viel Raum, daß die Wissenschaft sich zu Gunsten der Möglichkeit einer dauernden Anpassung des Europäers an tropische Verhältnisse aussprechen wird. Hiermit würde auch die Frage einer Besiedlung des Schutzgebiets mit Europäern in größerem Maßstabe im großen und ganzen in ungünstigem Sinne entschieden sein. Die Hoffnungen der Auswanderungspolitikern richten heute sich vorzugsweise auf die klimatisch günstiger ausgestatteten Bergländer von Usambara, Uhehe und am Nyassa. Der Kilimandjaro kann in dieser Beziehung nicht in Betracht kommen, da die klimatisch vielleicht geeigneten Gebiete von den Djaggavölkern bereits völlig in Kultur genommen und besetzt sind.

*) Vergl. Dr. Menje, Tropenhygiene, Berlin 1902.

9. Die Pflanzenwelt*)

Hinsichtlich der Pflanzenbedeckung sind wiederum zu unterscheiden: die Küsten, die Gebirgsländer und die Hochebenen des Binnenlandes.

Die feuchtwarme Küste zeigt eine üppige Flora. Der Uferaum wird von den sonderbaren Gebilden der Mangroven eingefaßt. Je nach dem Stande des Wassers gleichen sie (nach Richards Schilderung) überschwemmten oder auf Stelzen stehenden Wäldern. Diese Wälder atmen fieberischwangeren Pesthauch aus, nicht minder die Süß- und Brackwasserlagunen. Eine üppige aber unschöne Vegetation säumt solche Sümpfe ein. Die Bäume sind von undurchdringlichen Schlingpflanzen überwuchert und in einförmiges Grün gekleidet. Der Rand der mit brodelndem Schlamm angefüllten Sümpfe ist mit Schilf und Rohrdickicht bestanden. Das dunkelbraune, stinkende Wasser zeigt an feuchten Stellen orangegelbe, gallertartige Rasteneisensteingebilde. Die tiefen Stellen

sind mit Wasserferrosen oder den kohlentartigen Pflanzengestirten bedeckt. Myriaden von Moosfarnen schweben in der Luft und sitzen in unzählbaren Scharen auf den Blattunterseiten an schattigen

Wafara, eine Hütte bauend.

Stellen, wie ein dünner Schleier anzusehen. Eine feuchte, schwüle Luft liegt auf dem Sumpf, dem Lieblingsaufenthalte aller Arten von Wasservögeln. Ein tausendfacher Chor von Fröschen führt ein ununterbrochenes Konzert aus.

An das Strandland reiht sich die sogenannte Kriekzone (nach Engler, auf Korallenkalk). An Stelle der Sumpfpflanzen bedeckt spärlicher Graswuchs den dünnen Sand. Dahinter aber erstreckt sich dichter, immergrüner Busch oder auch Dornbuschdickicht untermischt mit Mangobäumen, Affenbrotbäumen, Kopalbäumen und Barringtonien, teils in einzelnen Stämmen, teils in waldartigen Beständen. Dazwischen haben die Eingeborenen ihre Felder bestellt mit Hirse, Mais, Maniok, Bataten und Gemüse. In feuchteren Niederungen sehen wir üppige Reis- und Zuckerrfelder. Die frohbedeckten Negerhütten sind häufig von Bananenbeständen umgeben. Auf den Juragesteinen erhebt sich weiterhin die Formation des unteren Buschlandes mit trockenen Grasfluren, feuchten Wiesen oder dichtem Busch, der den Übergang zum Steppenbusch bildet.

Unmittelbar hinter diesem Buschlande dehnt sich bereits die Steppe aus, welche den größten Teil des Vorlandes am Umba, in Mjeguha, Mjavamo und

*) Vergl. A. Engler, Die Pflanzenwelt Ostafrikas und der Nachbargebiete, Berlin 1895.

zwischen Rufiji und Ruwuma einnimmt. Man unterscheidet reine Grassteppen (Savannen), Buschgrasssteppen (Buschsavannen) und Baumgrasssteppen (Baumsavannen oder Parklandschaften). Reine Grassteppen sind verhältnismäßig selten. Sie finden sich zum Beispiel in der Makataebene zwischen den Ugurubergen und den Usagarabergen, in Rhutu, nordöstlich vom Nyassa, am Viktoriassee u. s. w. Für die Buschgrasssteppen und die Parklandschaften sind Akazien, Affenbrotbäume (vergl. Abb. S. 341), Kigelien (vergl. den Leberwurstbaum auf S. 345) und Hyphänearten (vergl. die Dumpalme S. 359) charakteristisch. Die Länder längs des Nyassa, des Tanganyika und des Rikwa-sees bis zum Viktoriassee, diesen nach allen Seiten umgebend, sind die Gebiete des sogenannten Pori, der Baumsteppe oder der Parklandschaft. In manchen Gegenden tritt der Grasbestand gegen ein Buschdickicht zurück, in welchem die Akazien überwiegen, so zum Beispiel am Umba, in Maramo, in Ugogo, Mjangu, Mahenge und Uhehe. Diese Buschsteppe erhält an manchen Stellen durch das Auftreten fandelaberartiger Euphorbien (vergl. Abb. S. 343 u. 344) einen besonderen Charakter.

In dies allgemeine Bild der Steppe bringen die Wasserläufe hie und da einige Abwechslung. In den Niederungen der größeren Flüsse treten neben den Savannen auch Schilfdickichte und Papyrusstümpfe auf. Oft werden die Ufer von stattlichen Galeriewäldern, in denen auch die Borassuspalme (vergl. Abb. S. 348) gesellschaftlich auftritt, begleitet. Kulissenartig schieben sich in zahllosen Windungen die Baumgruppen voreinander. Uralte Riesen mit lustigem oder dicht belaubtem Gipfel, himmelanstrebende Stämme mit lichtgrüner, glatter Rinde oder knorrige Bäume mit weit ausgebreiteten Ästen, graugrün belaubte Bäume mit firschgroßen amarantroten Früchten beladen, ragen weit über das Wasser. Dazwischen schlanke Phönixpalmen (vergl. Abb. S. 351). Wo die Strömung am meisten sprudelt und gurgelt und über fumpfiges Land hinüberleckt, da stehen am liebsten die stammlosen Raphiapalmen mit ihren 10—15 m langen Wedeln (vergl. Abb. S. 354 u. 355). Trockene Stämme und rotes Wurzelwerk ragt aus dem Wasser, und über alles klettern Vianen. Sie umklammern meterdicke Stämme und feine Äste, sie steigen in die Kronen hinauf und wehen im Winde von Baum zu Baum, in graziösen Gestos, oder einander selbst wie in wütendem Ringkampfe umschlingend, von Schenkeldicke bis zur Dünne eines Fadens. Wo tiefe Buchten und Hinterwasser von grünen Wiesen begrenzt werden, erheben sich die stolze Borassuspalme mit hundertjährigem Stamm, der in der Mitte dick angeschwollen ist. Die Fächerblätterkronen, deren einzelne Blätter oft zwei Armspannen Durchmesser erreichen, rascheln im Winde*).

Je mehr die Steppe sich dem Randgebirge nähert, umso mehr mischen sich bereits einzelne Formen des Gebirgswaldes in die charakteristische Steppenformation und bilden so eine Art von Gebirgssteppenwald.

Die Randgebirge, welche die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans auffangen, verdanken dieser, besonders in den tieferen Schluchten, eine reichliche Pflanzenbedeckung. Bis zu Höhen von etwa 1100 m erstreckt sich die Region des lichten und gleichförmigen tropischen Gebirgswaldes, der aus Wollbäumen, Sykomoren, Tamarinden, Kopalbäumen, Albizzien, Miombobäumen, Butterbäumen, verschiedenen Palmenarten,

*) Nach P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, S. 28.

Schlinggewächsen u. dergl. besteht. Baumartige Farne, Bambusen und Kriechpflanzen bilden ein dichtes Unterholz. Die Abhänge an der Regen- seite der Berge, sowie die Einschnitte und Schluchten der in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Bachaskaden sind überall von üppigem Ur- wald bestanden.

Am Kilimandjaro fehlt die Zone des tropischen Gebirgslandes und wird vom Kulturland der Djaggavölker eingenommen.

Oberhalb des tropischen Gebirgswaldes bis zur Höhe von 1800 oder 1900 m erstrecken sich üppige Hochweiden. Jenseits beginnt der Hoch- gebirgswald, welcher andere Formen aufweist als der tropische Gebirgs- wald. Solche Hochgebirgswälder finden sich zum Beispiel am Kilimandjaro, am Gurni, auf den Bergen des Zwischenseegebiets und auch in den höheren Teilen der Usambara- und Uluguruberge und in Südpare.

Auf dem Hochlande des Innern sind Wassermangel und Bodenbeschaffen- heit der Entwicklung der Vegetation gleich hinderlich. Weite Strecken sind von Laterit überlagert, in welchem das Wasser schnell versickert. Grundwasser fehlt. Nur hin und wieder findet sich eine vorteilhaftere Erdoberfläche, wie zum Beispiel Tonerde auf dem Massaihochlande. Der Pflanzenwuchs ist daher dürrig. Hohes, in getrennten Büscheln sprießendes, hartes Gras überwiegt, untermischt mit Dornbusch und anderem Gestrüpp. So herrscht der Steppen- charakter auch auf dem Binnenplateau durchaus vor. Buschgrassteppen und Baumgrassteppen wechseln miteinander ab. In Ugogo und Massailand findet sich Steppenbuschdickicht, in letzterem auch wüstenartige Strecken mit steinigem Boden und vereinzelt Akazien und Euphorbien. In der Umgebung des Natron- und Manjarasees, sowie im Vemberegraben kommen auch Salz- steppen vor. In Uuyamwesi und am Südrande des Viktoriasees werden die Verhältnisse infolge der etwas reichlicheren Bewässerung günstiger. In dem erstgenannten Gebiet trifft man nicht selten ausgedehnte Steppenwälder an, in denen besonders Akazien und Miombobäume vertreten sind.

So zeigt die Vegetation bei aller Mannigfaltigkeit ein starkes Überwiegen der Steppenform. Tropische Urwälder sind im wesentlichen beschränkt auf die östlichen Abhänge des Randgebirges und auf die Gebirgsländer im Westen des Viktoriasees. Daneben kommen an größeren Waldbeständen nur die Steppenwälder Uuyamwesis in Betracht und die überall auftretenden Galeriewälder an den Ufern der Wasserläufe.

Wenn wir nach diesem allgemeinen Überblick über die Vegetationsformen des Schutzgebietes und ihre Beziehung zu Bodengestalt und Klima das Schutz- gebiet durchwandern, so finden wir überall im einzelnen die aufgestellten Grund- züge bestätigt.

Im Panganigebiete begünstigen die reichlichen Niederschläge an den östlichen und südlichen Abhängen des Gebirges die Entwicklung eines üppigen Tropenwaldes, an den sich höher hinauf Buschwälder und Hochweiden mit niedrigen Farn- und Erikaarten anschließen. Auch Hochgebirgswald findet sich vielfach in den hohen Lagen über 1700 m (mit *Juniperus procera*, *Podocarpus*, *Olea* u. a.)*). Hochgebirgswald tritt auch im zentralen Südpare auf.

*) Vergl. A. Engler, über die Gliederung der Vegetation in Usambara, Abh. der Akad. Berlin 1894, und C. Warburg, Die Kulturpflanzen Usambaras, v. Dandelmanns Mitteil. 1894.

Auch im Paregebirge ist der sanftere östliche Abfall zugleich fruchtbarer und stärker besiedelt, weil reichlicher bewässert. Die Baumsteppe des Vorlandes reicht hier bis dicht an das Kulturland heran, jenseits dessen sich das Weidegebiet (mit Farn und Eriken) ausdehnt. In den weniger feuchten Teilen des Panganigebietes, namentlich in den das Gebirge umgebenden Ebenen herrscht die Steppenvegetation mit Akazien, Euphorbien, Tamarinden und Dampalmen vor.

Der Kilimandjaro trägt im Süden und Westen eine reichlichere Vegetationsdecke als im Norden. Die Baumsteppe, welche im Süden unter zunehmender Dichtigkeit des Baumwuchses nur etwa bis 900 oder 1000 m hinaufreicht, ist im Norden und Osten noch 2—500 m höher hinauf anzutreffen. An die Waldsteppe schließt sich sodann ein Mischwaldgürtel, in welchem außer den Steppengewächsen (Akazien, Euphorbien, Rigelien) auch bereits Typen des tropischen Waldes auftreten (Fikusarten, Albizzien u. dergl.). Zwischen 1100 und 1900 m dehnt sich das dicht besiedelte Kulturland der Djagga aus. Der tropische Wald, den man hier erwartet, ist bis auf geringe Reste verschwunden. Ein breiter Gürtel von Hochgebirgswald reicht alsdann im Süden bis zur Höhe von 2500 m, im Westen bis zu 3000 m und erreicht auch im Norden noch Höhen von 2200, ja sogar 2500 m. Als dann folgen Bergwiesen, anfänglich mit vereinzelt Bäumen und Sträuchern durchsetzt. Bei etwa 4000 m beginnt die alpine strauchlose Region, bis auch der Graswuchs verschwindet und nur noch einzelne Flechtenarten vorkommen.

Was die Landschaften im Gebiete des Wami und des Ringani anlangt, so hat Ujeguha ausgeprägten Steppencharakter. Nur an den Flüssen finden sich Galeriewälder. Auch Ujaramo und Khutu tragen Steppenvegetation, die aber etwas frischer erscheint, als in Ujeguha. Die Berge von Unguu sind an ihren östlichen feuchteren Abhängen von tropischem Urwald bedeckt. Die trockenere Westseite geht allmählich in die Steppen des Massailandes über. Auch auf den Ugurubergen ist die Vegetation im Osten üppiger als im Westen. In den Tälern finden sich ebenso wie in den Ujagarabergen üppige Tropenwälder, in den oberen Regionen auch Hochgebirgswald und darüber noch Hochweiden mit Krüppelbäumen. Die Ufer des Rufiji unterhalb der Panganifälle haben fruchtbares Alluvialland, das besonders zum Anbau von Reis und Zuckerrohr benutzt wird. Dagegen besitzen die Landschaften im Norden und Süden des Stromes meist Steppencharakter, ebenso das westliche Uheheland und der größte Teil von Ubena. Die Täler des östlichen Gebirgslandes von Uhehe tragen jedoch vielfach Waldvegetation und auf den Höhen dehnen sich weite Hochweiden aus.

Der größte Teil des Landes zwischen der Südküste und dem Nyassasee besteht aus Buschsteppen und Baumgrassteppen. Im Wangonilande gehen die Steppen in die Hochweiden über. Tropischer Gebirgswald scheint hier gänzlich zu fehlen, doch finden sich Bambuswälder in der Steppe.

Die Massai-steppe trägt reine Grasvegetation. Auch das Hochplateau von Westmassai ist mit Busch oder Grassteppe bedeckt. An den Rändern des Hohenlohe- und des Bemberegrabens ist die Vegetation etwas reichlicher entwickelt; in den Tälern kommen sogar Wälder vor. Aber auf dem Boden der Gräben überwiegt wieder die Steppenflora, und in der Umgebung der Seen dehnen sich vielfach öde Salzsteppen aus. Auch im ostafrikanischen

Graben finden sich Salzsteppen in der Umgebung des Natronsees. Umbugwe, ein völlig ebener, salzführender, alter Seeboden, ist mit Grassteppen und Dornbusch bedeckt. Auch Frangi trägt trotz etwas günstigerer Bewässerung Steppencharakter. Der Gurnivulkan ist wie der Kilimandjaro von 1800 m ab mit hohem Gebirgswald bedeckt; von 2500 m ab trägt er alpine Vegetation.

Auffällig stark zeigt sich der ungünstige Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Pflanzenbedeckung in Ugogo. Während einzelne Teile mit Grassteppe, die nur hin und wieder von Akazien, Dampalmen,

Affenbrotbäumen oder von Dornbuschsteppen unterbrochen wird, bedeckt sind, sind andere Landstriche fast vegetationslos und wüstenartig. Im

Osten des Landes finden sich indessen große Miombowälder. Auch das östliche Unyamweji zeigt noch den gleichen Charakter wie Ugogo. Nach Westen hin bewirkt die reichere Bewässerung eine etwas üppigere und frischere Entwicklung der Vegetation. Das Vorkommen von Steppenwäldern in diesem Gebiete ist bereits oben erwähnt.

Die scharfe Grenzscheide zwischen den

Ländereien südlich und östlich und denen westlich vom Viktoriassee, die wir bereits in geologischer und klimatischer Beziehung hervorgehoben haben, ist auch hinsichtlich des Vegetationscharakters der beiden Gebiete bemerklich. Die Landschaften Ugaia, Ushashi (mit den Inseln Ukerewe und Ukaru), Ujukuma und Ujindja haben im allgemeinen denselben Charakter wie die benachbarten Massailänder und Unyamweji. Die weiten Grassteppen werden hier und da von spärlichen Steppenbüschen oder einzelnen Steppenbäumen unterbrochen. In Ujindja, wo die Niederschläge schon reichlicher sind, treten, wie in Westunyamweji, ausgedehnte Steppenwälder auf. Dagegen fehlt auf dem Nageraplateau die Steppenvegetation so gut wie vollständig. Nur nach Westen zu tritt sie wieder auf. An den östlichen Abhängen des Plateaus und in den Tälern treffen wir tropischen Urwald oder Gebirgsbusch, auf den Höhen ausgedehnte Weideflächen. Die hohen Berge des

Wadjagga aus Moshi.

westlichen Plateaulandes haben sogar Wälder mit Hochgebirgsformen aufzuweisen.

Die Landschaft Usipa am Tanganjika ist fast baum- und strauchlos. Im Rondelande am Nyassa tragen die höher gelegenen Gebiete zum Teil ansehnliche Wälder, auch Bambuswälder. Das Livingstonegebirge ist mit Hochweiden bedeckt.

10. Die Tierwelt*)

Wie wir im letzten Abschnitt gesehen haben, bildet die Steppe in ihren verschiedenen Abarten die bei weitem häufigste Landschaftsform im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet. Diesem entsprechend trägt auch die Tierwelt des Landes einen ausgesprochenen Steppencharakter. Während daher das Küstengebiet und das ostafrikanische Randgebirge arm an Säugetieren ist, sind die inneren Hochsteppen der Tummelplatz zahlreicher Herden von großen Antilopen, von Zebras, Giraffen, Büffeln u. s. w. Hyäne und Schakal schleichen heimtückisch umher. Schwerfällig trottet das weit verbreitete Nashorn seinen Weg. Leopard und Löwe lauern im unentwirrbaren Dickicht. Der Löwe ist besonders in der Massai-steppe häufig, kommt aber auch in Vondei und Ueguba nicht selten vor und streift bisweilen sogar in der Nähe der Küste umher. Auch Herden von Straußen eilen flüchtigen Fußes durch die weiten Savannen. Elefantenherden durchziehen stampfend die weiten Wälder, wo sich zahlreiche Affenarten von Ast zu Ast schwingen. Hier findet sich auch der Schimpanse.

In den Gebirgen kommen die größeren Säugetierarten nicht vor. Hier finden sich nur kleinere Raubtiere, Antilopen und Nagetiere. Auch die Vogelwelt ist in den Bergländern, vom Kilimandjaro abgesehen, schwächer vertreten. Flüsse und Seen beherbergen neben zahlreichen Fischarten auch die plumpen Flusspferde, sowie zahlreiche Krokodile. Die Nilpferde des Ringani und anderer Flüsse und Seen in der Nähe der Ostküste sind weniger bössartig als diejenigen, welche an den inneren Seen und am Unterlaufe des Ruvuma und Rufiji haufen und jeden Menschen sofort angreifen. Im Dickicht des Ufergeländes haufen zahlreiche Schlangenarten, die indessen zum größten Teile ungefährlich sind.

Eine ungemein reichhaltige Wasservogelsauna von Reiher, Eisvögeln, Strandläufern u. dergl. bevölkert den Strand und die Oberfläche der Gewässer.

Unter den Insekten sind besonders die Tsetsefliege, die Wanderheuschrecke, sowie die verschiedenen Ameisenarten und der Sandfloh bemerkenswert. Die Tsetsefliege (bunzi) wird besonders den Kindern gefährlich und macht, wo sie vorkommt, wie zum Beispiel in Usaramo, Ukami und Ahutu, die Rindviehzucht unmöglich.

Die Heuschrecken (nzige) treten in den Monaten Februar bis Mai oft in ungeheuren Schwärmen auf. Ihre Züge scheinen sich periodisch zu wiederholen. Eine Hungersnot ist die fast sichere Folge ihres Erscheinens, da sie

*) Vergl. A. Möbius, Die Tierwelt Ostafrikas (Band 3 und 4 des Werkes Deutsch-Ostafrika), Berlin 1895 und 1898, ferner P. Matschie in: Deutschland und seine Kolonien, Berlin 1897, S. 272.

den Ertrag der Felder fast völlig zu vernichten pflegen, wie zum Beispiel im Jahre 1894.

Auch die Ameisen fügen den Feldern vielen Schaden zu und erweisen sich auch in Haus und Hof durch ihre Gefräßigkeit oft verhängnisvoll, da nur wenige Holzarten ihren Angriffen ohne besondere Zubereitung widerstehen. Man unterscheidet die schwarze Ameise (chungu) von der braunen Wanderameise (siafu) und der weißen Termiten (mehwa), deren Bauten sehr erhebliche Dimensionen erreichen (vergl. Abb. S. 337). Der Sandfloh, der eigentlich der westafrikanischen Fauna angehört, ist durch Karawanen nach

Das Innere eines Hauses in Frangi.

Ostafrika verschleppt worden und ist neben den zahlreichen Moskitos (mbu) eine der lästigsten Plagen für Europäer und Eingeborene. Neben Fliegen, Bremsen, Hornissen findet sich auch die nützliche Honigbiene, neben harmlosen Schmetterlingen, Grashüpfern, Grillen und Spinnen auch der häßliche Tausendfüß und der gefährliche Skorpion.

Die Steppenfauna des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes steht in einem deutlichen Gegensatz zur westafrikanischen Waldfauna, hat aber viele Formen mit Südafrika (besonders an der Küste), andere mit Nordostafrika (mehr im Innern) gemeinsam. Nur im Nordwesten des Viktoriassees mischen sich die ostafrikanischen mit den westafrikanischen Arten. Zum Beispiel gehört der Schimpanse, dessen Vorkommen in Ruanda durch Vangheld festgestellt worden ist, bereits den westafrikanischen Tierformen an. Nur die Südufer des Sees haben typisch östliche Fauna, während die Vertreter der ostafrikanischen Arten nach O. Reumann am Westufer des Sees (ebenso wie am Nordufer) bei weitem in der Minderzahl sind.

11. Die Bevölkerung

Die Bevölkerungszahl des Schutzgebietes kann bisher nur oberflächlich geschätzt werden. Eine Hüttenzählung, die Dr. D. Baumann vorgenommen hat, ergab für die Panganigebiete einschließlich des Kilimandjaro 156 240 Einwohner, was bei Annahme eines runden Flächeninhaltes von 45 900 qkm eine mittlere Einwohnerzahl von etwa 3,4 Menschen pro Quadratkilometer ergibt. Dies ist eine sehr geringe Ziffer und kommt kaum der Bevölkerungsdichtigkeit von Persien oder der der Republik Chile gleich. Wendet man das Ergebnis dieser Zählung auf das ganze Deutsch-Ostafrika an, so würde sich eine Bevölkerungsziffer von kaum 4 Millionen ergeben. Doch scheinen die Verhältnisse zum Beispiel im Süden des Viktoriaasees und im Zwischenseegebiet günstiger zu liegen, so daß man im Einklange mit einer im Jahre 1901 vorgenommenen Schätzung seitens der Bezirksämter und Militärstationen eine Bevölkerung von etwa 6 Millionen anzunehmen pflegt.

Diese Bevölkerung ist indessen sehr ungleichmäßig verteilt. Verhältnismäßig dicht bewohnt ist das Küstengebiet. Das Steppengebiet dagegen hat wenig Bevölkerung aufzuweisen. Die Kilimandjarosteppe zeigt beispielsweise eine Volksdichte von 0,2 Einwohnern pro Quadratkilometer, was etwa den sibirischen Verhältnissen entspricht. Stärker besiedelt sind nur die Vorzugsgebiete, d. h. außer der Küste das Randgebirge, das Kulturland des Kilimandjaro, schon weniger dicht die Landschaften: Uvumweji, Ujufuma und die Hochebene zwischen dem Viktoria- und dem Tanganjikasee. Die außerordentlich dünne Bevölkerung im größten Teile des Schutzgebietes ist sicherlich unter anderem einmal die Folge des früher hier in großem Umfange betriebenen Sklavenraubes, zum andern auf die unaufhörlichen Kriegszüge der von Süden her vordringenden Suluwölfer und die Zehden der ostafrikanischen Stämme unter sich zurückzuführen.

Die Bevölkerung der Küste in engerem Sinne sind die Suahili*), ein Mischvolk aus den verschiedensten Inlandstämmen sowie arabischem, persischem und indischem Blute. Sie sind im Gegensatz zu der Binnenbevölkerung Mohamedaner und verdanken den Arabern eine Art Halbkultur. Ihre Sprache ist die Verkehrssprache in einem großen Teile des Schutzgebietes und darüber hinaus.

Außer den im Schutzgebiete ansässigen oder aufhältlichen Europäern finden sich neben den Eingeborenen, besonders an der Küste, in größerer Anzahl Araber, als Großbesitzer und Karawanenhändler sowie infolge des Übergewichts ihrer Kultur die vorherrschende Klasse, und Indier, die als Großkaufleute und geschaste Kleinhändler auf das gesamte Wirtschaftsleben einen nicht unwesentlichen Einfluß ausüben.

Die weiße Bevölkerung ist im Jahre 1901 nach Staatsangehörigkeit, Geschlecht und Beruf zum letztenmal gezählt worden. Die Zählung hat folgendes Ergebnis geliefert:

*) Auch Wasuahili genannt. In der Sprache dieses Volkes bezeichnet die Vorsilbe Wa die Bewohner eines Landes, die Vorsilbe M einen einzelnen Mann, die Vorsilbe Ki die Sprache und die Vorsilbe U das Land: also Wahehe = die Heheleute; Mhehe = ein Hehemann; Kihehe = die Hehesprache; Uhehe = das Heheland.

	Männer										Frauen								Stinder	Gesamtsumme
	Angehörige des Gouvernements, der Schutztruppe und der Post	Angehörige der Mission	Missionare	Kaufleute, Händler, Gastwirte etc.	Pflanzer und Zuchtler	Techniker und Banarbeiter	Landwirter und Handwerker	Sonstige Berufe*)	Zusammen	verheiratet				ledige				Summe der Frauen		
										mit Angehörigen des Gouvernements etc.	mit Kaufleuten, Pflanzen etc.	mit Missionaren	Zusammen	Pflegethätige	Sonstige	Zusammen				
Deutsche	405	37	123	82	71	5	36	10	769	28	20	32	80	6	38	4	48	128	58	955
Österreich . . .	4	2	3	10	4	2	4	—	29	—	—	—	—	—	2	—	2	2	—	31
Schweizer . . .	4	—	3	2	1	—	—	—	10	1	1	1	3	—	—	—	—	3	5	18
Holländer . . .	—	1	8	—	1	—	—	—	10	—	—	1	1	—	1	—	1	2	—	12
Engländer . . .	—	—	34	—	3	—	2	1	40	—	2	7	9	—	4	—	4	13	10	63
Frankosen . . .	—	—	18	1	3	—	—	—	22	—	1	—	1	—	10	—	10	11	—	33
Italiener . . .	1	2	—	5	1	6	8	2	25	—	4	—	4	—	—	2	2	6	3	34
Griechen	—	1	—	32	—	7	20	11	71	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	73
Sonstige Europäer	1	—	8	7	2	1	1	1	21	1	—	1	2	—	—	—	—	2	1	24
Zusammen:	415	43	197	139	86	21	71	25	997	30	28	42	100	6	55	6	67	167	79	1243

*) Davunter 3 Rechtsanwälte, 1 Konsul, 1 Privatarzt und 1 Missionar.

In demselben Jahre ist von den Bezirksämtern und den Militärstationen eine Schätzung der eingeborenen und nichteuropäischen fremden Bevölkerung vorgenommen worden, die nachstehendes Ergebnis gehabt hat:

Eingeborene und nichteuropäische fremde Bevölkerung

a) Bezirksämter b) Militärstationen	Araber resp. Beludigen	Znder		Syrier, Armenier	Sonneseu	Ein- geborene	Bemerkungen
		Khoja u. c.	Banianen				
a) Tanga . . .	90	150	10	—	15	56200	12000 zugewan- derte Arbeiter, hauptsächlich Bannamweh und Waffu- fuma.
Pangani . . .	603	406	18	—	8	53000	
Bagamoyo . . }	650	1050	25	4	4	60000	
Saadani . . . }							
Dar-es-Salam	232	611	284	4	98	120000	
Rufiji . . .	60	100	50	—	—	60000	
Kilwa . . .	173	369	—	5	14	90000	
Pindi . . . }	270	196	93	—	10	195000	
Mikindani . . }							
Langenburg .	—	—	—	—	—	240000	
Kilossa . . .	44	22	—	—	—	31209	
Wilhelmstal .	1	12	—	—	—	66800	
b) Moshi . . .	1	—	—	—	—	160000	davon jetzt abge- zweigt Mumi- bura. Zählung noch nicht beendet.
Groß-Kruisha .	1	—	—	—	—		
Kiffakfi . . .	—	—	—	—	—	25500	
Kilimatinde .	5	2	—	1	—	50000	
Mpapwa . . .	—	—	—	—	—	120000	
Kondoa-Frangi	4	4	—	—	—	49000	
Tabora . . .	250	—	—	—	—	500000	
Mwanja . . .	7	3	—	—	—	500000	
Shirati . . .	3	1	—	—	—		
Bufoba . . .	181	—	—	—	—	330000	
Iringa . . .	—	—	—	—	—	60000	
Udjidji . . .	20	4	—	—	—	3000000	
Songea . . .	50	—	—	—	—	166230	
Mahenge . .	3	10	—	1	—	—	
Bismarcksburg	—	—	—	—	—	220000	
Summe:	2648	2940	480	15	149	6164939	

Gleichzeitig wurde die Eingeborenenzahl der Hauptwohnplätze des Schutzgebietes festgestellt. Es ergaben sich für Dar-es-Salam (327 Steinhäuser) 20 000 Einwohner, für Bagamoyo (265 Stein- und 898 Lehmhäuser) 11 000 Einwohner, für Pangani (137 Stein-, etwa 700 Halbs Steinhäuser) ca. 9000 Einwohner. Tabora im Inneren wurde auf 16 000 Einwohner geschätzt. Auch Tanga und Kilwa sollen noch etwa 8000 Einwohner haben, Moshi am Kilimandscharo immer noch 6000 Einwohner; Pindi wird dagegen nur noch auf 4500 Einwohner, Mikindani und Mwanja auf ca. 3000 Einwohner geschätzt.

Die Hauptmasse der Eingeborenenbevölkerung besteht aus Bantunegern, d. h. Angehörigen jener großen Völker- und Sprachenfamilie, die den afrika-

nischen Kontinent vom 5. Grad nördlicher Breite bis zum 25. Grad südlicher Breite besetzt hält. Auch die Küstenstämme in Kamerun, sowie die Hereros und die Ovambo in Südwestafrika gehören dazu. Die Bantuneger sind den eigentlichen Negern, die den ganzen Sudan vom Senegal bis zum Nil bewohnen, zwar im körperlichen Habitus nahe verwandt, unterscheiden sich von ihnen aber in sprachlicher Beziehung. Dagegen stehen die Bantuneger zu einem anderen Bevölkerungselement des afrikanischen Kontinents, den Hamiten, völkern sowohl körperlich wie sprachlich in starkem Gegensatz. Zu den Hamiten gehören zum Beispiel die Berber in Marokko, Algier, Tunis und in den Oasen der Sahara, die Galla zwischen Abessinien und den mittelafrikanischen Seen und die Somal (Somali) im ganzen Osthorn Afrikas bis zum Jubasflusse, die Danakil an der Südwestküste des Roten Meeres und verschiedene Völkerschaften Abessiniens. Die Hamiten sind im allgemeinen

Tembe (in Iramba).

hochgewachsen, neigen zur Magerkeit und besitzen ungemein zierliche, schön geformte Extremitäten. Sie haben ein schmales Gesicht, regelmäßige Züge, schmale Nasen und seidenartiges, lockiges, schwarzes Haar, während das echte Wollhaar der Bantuneger und der Sudanneger schon vom ersten Ansatze an gekräuselt erscheint. Meist sind die Hamiten etwas heller gefärbt als die Bantu- und die Sudanneger; doch kommen auch sehr dunkle Färbungen vor. Besonders mit den Sudannegern haben die Hamiten sich vielfach vermischt. Solche Mischvölker sind vermutlich die lockenhaarigen Nubavölker, zu denen die Ful (Fulbe oder Fulah) und die Nubier, Nombuttu, Niamniam, Schuli u. s. w. gehören.

Nach diesem kurzen Überblick über die hauptsächlichsten Bevölkerungselemente Afrikas kehren wir zum deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete zurück. Hier finden wir, wie gesagt, den größten Teil des Gebietes von Bantuvölkern besetzt. Nur die Steppen im Norden und die Sohle des ostafrikanischen Grabens werden zum Teil von Völkern hamitischer Herkunft bewohnt. Auch ein Teil der Bantu hat eine leichte Beimischung hamitisches Blutes erfahren.

Die Bantu zerfallen in zwei große Gruppen: die jüngeren Bantu, die erst in neuerer Zeit vom Norden und Süden eingewandert und deren nördliche Gruppe mit hamitischem Blute vermischt ist, stehen den älteren

Bantu, die jene bei ihrer Einwanderung bereits vorfanden, gegenüber. Die älteren Bantu sind im Küstengebiet, zum Teil auch im Randgebirge und in Unyamweji ansässig. Dazu gehören die Völkerschaften der Wajhambaa in Njambara, Wajeguha (in Ujeguha), Wanguu (in Unguu), Wajjagara, Wakami, Wakhutu, Wajaramo, Wagindo, Wakonde, Wanyamweji und die Wajjukuma. Verwandt mit den älteren Bantu sind auch die Wajhaishi. Auch die Völker des Zwischenseengebietes müssen hierher gerechnet werden, die Waruanda, Warundi u. s. w. Dort sind Bantu die ursprünglich ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung. Viehzüchtende Nomaden aber, die von Norden her eingewanderten Wahuma oder Watussi, eine hamitische Völkerschaft, haben diese Gebiete in neuerer Zeit erobert und bilden die herrschende Klasse, haben indessen von den Besiegten deren Sprache angenommen.

Von Norden her in jüngerer Zeit eingewandert und vielfach mit hamitischem Blute vermischt sind die Bewohner der abflußlosen Steppengebiete unmittelbar westlich vom Randgebirge. Sie bilden zusammen die nördliche Gruppe der jüngeren Bantu. Hierher gehören die Wadjaggä am Kilimandjaro, die Wanyairamba (in Iramba), die Wanyaturu (in Turu), die stark hamitisch beeinflussten Wambugwe (in Umbugwe), die ackerbautreibenden Warangi (in Irangi), und die räuberischen Wagogo. Die letzten drei, die unter sich nahe verwandt zu sein scheinen, sind vielleicht, wie Baumann meint, von Süden her eingewandert, wie die nunmehr zu besprechende zweite Gruppe der jüngeren Bantu.

Zu den jüngeren Bantu gehören die Wayao im Hinterlande von Vindi und Mikindani. Sie sind indessen von den weit kriegerischeren Wangoni (Masiti, Magwangwara) verdrängt und an die Küste getrieben worden. Die Wangoni, ein Sulustamm, haben lange Zeit durch ihre kriegerischen Einfälle Schrecken in der südlichen Hälfte des Schutzgebietes verbreitet. Einzelne Trupps sind bis auf das innere Hochland vorgedrungen. Die Verwüstung der Gebiete nördlich vom Ruwuma ist hauptsächlich auf ihr Konto zu setzen. Jetzt haben sie sich auf dem Wangoniplateau niedergelassen.

Ein Teil der älteren Bantu, die aus Wajagara nach Süden gewandert sind, die Wahehe und Mahenge, haben die kriegerischen Sitten der Wangoni angenommen und sind daher oft mit ihnen verwechselt worden. Sie gehören aber zu den älteren Bantu und werden mit Recht als Suluaffen bezeichnet.

Diese beiden Gruppen der Bantuvölker des Schutzgebietes schließen sich durch verschiedene gemeinsame Kennzeichen voneinander ab. Während die älteren Bantu in runden Hütten mit Steinwänden (meist mit kegelförmigem Strohdach) zu Dörfern gruppiert wohnen, wohnen die jüngeren Bantu meist in großen rechteckigen Lehmhütten mit flachem Dach, welche Temben genannt werden. Die jüngeren Bantu und die Suluaffen üben durchgängig die Beschneidung, die bei den älteren Bantu (auch bei denen des Zwischenseengebietes) nicht gebräuchlich ist. Die meisten jüngeren Bantu treiben vorzugsweise Viehzucht, während die älteren Bantu im Durchschnitt vorzugsweise Ackerbauer sind.

Viele der oben angeführten Völkerschaften zerfallen wieder in eine Reihe von Unterstämmen. Fast jeder Stamm hat seine eigene Sprache, so daß die Zahl der im Schutzgebiete gesprochenen Bantusprachen sich auf gegen 80 bis

Maffai-Weib.

100 beläuft*). Diese Sprachen sind indessen sehr nahe miteinander verwandt. Ein besonders charakteristischer Zug der Bantusprachenfamilie besteht darin, daß die Hauptwörter durch Präfixe (nicht durch Endungen) in eine Reihe von Klassen eingeteilt werden (ca. 6—10). Durch Veränderung des Präfixes wird die Mehrzahl gebildet, zum Beispiel kisu (Messer), Mehrzahl visu. Eigenschaftswörter sowie die Personalbezeichnung der Zeitwörter, die sich auf ein Hauptwort beziehen, müssen nun stets dasselbe Einzahl- oder Mehrzahlpräfix annehmen, mit welchem das Hauptwort verbunden ist, zum Beispiel: kisu kidogo kimepoteza = Messer kleines ist = verloren = gegangen. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, daß die Grammatik dieser Sprachen nicht ebenso fein durchgebildet wäre, wie meinetwegen die des Französischen oder Englischen. Konstruktionen wie zum Beispiel die des lateinischen „Akkusativs mit dem Infinitiv“ finden sich auch im Suahili, wie ich festgestellt habe**), sehr häufig. Die Kasuslehre zeigt eine große Zahl von Einheiten, das Verbum eine überraschende Fülle von Formen. Dabei herrscht im ganzen Bau dieser Sprachen eine durchgehende Regelmäßigkeit. Sie sind ferner meistens wohlklingend, da die Vokale rein sind und Konsonantenhäufungen vermieden werden, auch rauhe Kehllaute und ausgesprochene Nasale nur in wenigen Sprachen vorkommen.

Eine besondere Schrift hat indessen keines dieser Völker geschaffen. Die Suahili an der Küste schreiben ihre Sprache mit den Buchstaben des arabischen Alphabets. Diese Schrift, welche von rechts nach links läuft, ist für das Arabische mit seinem schematischen Bau der Wortformen zwar wohl geeignet, paßt aber für das ganz anders geartete Suahili absolut nicht. So zum Beispiel gestattet die arabische Schreibung des Wortes pipa (Faß) auch die Lesungen pepa, mpepa, mpipa, biba, mbiba, beba, mbemba, mbimba u. s. w. Man muß also beim Lesen stets den Zusammenhang zu Hilfe nehmen, um das Richtige zu treffen, und ist auch dann vor Mißverständnissen nicht immer geschützt. Die deutsche Regierung ist bemüht, statt des arabischen allmählich das lateinische Alphabet einzuführen, in welchem zum Beispiel die Bibelübersetzungen meistens schon gedruckt sind. (Eine Schriftprobe siehe Abbildung.)

Keine Hamiten sind die bereits erwähnten Wahuma oder Watussi im Zwischenseengebiet, ferner die Wasiomi oder Waraku (in Traku im ostafrikanischen Graben), die eine selbständige Sprache haben und vielleicht den Gallavölkern nahe stehen. Mit den Wasiomi verwandt sind auch die Bewohner von Nassi und Burungi.

Zweifelhaft ist noch die Stellung der Kavirondo (im Osten des Viktoria), die bald zu den Niloten, d. h. den östlichen Sudannegern, bald zu den Bantu gerechnet werden.

Mit nilotischen Völkern vermischt (sogenannte Nilotohamiten) sind eine Anzahl Völker in den Steppen des Massaigebietes. Körperlich zeigen sie den hamitischen Typus, während sprachlich das nilotische Idiom gesiegt hat. Hierher gehören die eigentlichen Massai und die ihnen nahe stehenden

*) Vergl. meinen Aufsatz: Beiträge zur Kenntnis des Afkani in Deutsch-Ostafrika im 2. Jahrg. der Zeitschrift für Afrikanische und Ozeanische Sprachen, wo auch die gesamte bis dahin über die einzelnen Sprachen des Schutzgebietes erschienene Literatur aufgeführt ist.

**) Vergl. meine große Suahili-Konversationsgrammatik, Heidelberg 1900.

Wandorobbo, Wakuaſi (Mbarawui), die Wambugu und die Wataturu oder Tatoga.

Schließlich ſind noch einige Völkerſtämme zu erwähnen, die im Norden der Maſſaiſteppe haufen und deren ethnographiſche und ſprachliche Zugehörigkeit noch nicht feſtgeſtellt iſt. Vielleicht ſtellen ſie die Reſte einer Urbevölkerung dar. Es ſind dies die Waſſandani, die Wanega und die Waſi. Ihre Sprache weiſt merkwürdigerweiſe die ſonderbaren Schnalzlaut auf, die in Afrika ſonſt nur bei den Hottentotten und den Buſchmännern, ſowie bei den Suluwölfern beobachtet worden ſind. Endlich lebt in Urundi ein Zwergvolk, die Watwa.

Die genannten Völkerſchaften verteilen ſich nun folgendermaßen über das Schutzgebiet.

Die Küſte des Panganigebietes im Norden wird von den Wadigo (ältere Bantu), zwiſchen Tanga und Wanga auch von Waſſegeyu (deſgl.) bewohnt. Hieran ſchließen ſich, auf dem Uſambaragebirge hauſend, die Waſhambaa, zu denen auch die Wabondei gehören. Zum Schutze gegen feindliche Überfälle befinden ſich ihre Siedlungen oft hoch auf den Bergen. Die Familie des Oberhäuptlings gehört dem Stamme der Wakilindi an, und ſoll arabiſches Blut in den Adern haben. Vermutlich ſind die Waſhambaa aus Uſeguha, mit deſſen Bewohnern ſie nahe verwandt ſind, eingewandert. Eine Enklave bilden die namentlich im Diſtrikt Kwambugu lebenden Wambugu, die mit den Wakuaſi verwandt ſind. Sie ſind ſpäter eingewandert als die Waſhambaa. Zerſtreute Siedlungen derſelben finden ſich noch in der Umgebung von Ngamba, in den Berglandschaften Baga und Mavui und an den Hängen des Wurunital. Auch kleine Kolonien von Wakamba, Wapare, Waſeguha, Wadigo, Waſſegeyu, Wataita und Wakuaſi finden ſich zerſtreut in Uſambara. Die Wapare (in dem nordweſtlich ſich anſchließenden Paregebirge) ſind vermutlich ein Miſchvolk aus Waſeguha und Wataita mit Maſſai (Wambugu). Ihre Zahl ſchätzt Baumann auf 8000 Seelen, während Uſambara 17—18000 Einwohner haben ſoll. Die in der Kilimandjaroſteppe nomadiſierenden Maſſai und Wandorobbo veranſchlagte Baumann im Jahre 1891 noch auf 2500 Seelen. Dieſe Zahl iſt indeſſen neuerdings ſehr zurückgegangen. Das Kulturgebiet des Kilimandjaro nehmen die Wadjaga ein.

Im Wami-Kinganiebiet wohnen die Waſeguha (ca. 68000) mit den Wakwere und Wadoe. Bei den letzteren ſollen ſich noch Spuren von Anthropophagie erhalten haben. Südlich und weſtlich davon haben die Waſaramo, die Wakhututu und die den Waſeguha nahe verwandten Wanguu, ſowie die Waſſagara und die Wakami ihre Wohnſitze.

Die Völker der Ruſiyiniederung haben beſonders ſtark unter den Einfällen der Wangoni zu leiden gehabt; ſie haben keinen einheitlichen Namen. Am Mittellauf des Ulanga wohnen die Mahenge. Zwiſchen ſeinem Unterlaufe und dem des Ruaha lebt das kräftige, tapfere, mit den Sulu verwandte Volk der Wahehe. Sie verdanken ihre Macht ihrer militäriſchen Organisation und ihrer deſpotiſchen Verfaſſung. Das Uſſagaragebiet haben ſie in unzähligen Kriegszügen geplündert und verwüſtet. Auch die Wabena ſind von ihnen unterworfen worden.

Was das Gebiet ſüdlich vom Ruſiyi biß zum Ruwuma anlangt, ſo iſt nur die Küſtenzone einigermaßen gut bevölkert. Dort ſitzen die älteren Bantu-

stämme der Wamwera und Wakonde*), sowie die von Süden her eingewanderten Makua und die den Zulu verwandten gleichfalls von Süden her eingedrungenen, aber von den Wangoni zur Küste gedrängten Wanyao. Die dahinter liegende Vorlandzone, die früher von zahlreichen Völkerschaften wie den Wagindo (älteren Bantu), Waninde u. s. w. besiedelt war, ist durch die Raubzüge der Wangoni zu einer menschenarmen Wildnis gemacht worden. Die geringen Reste dieser Stämme haben sich in die Küstengegenden geflüchtet. Auf dem Wangoniplateau hat sich der Zulustamm der Wangoni niedergelassen, der vor 40 Jahren in das Schutzgebiet eingewandert ist.

Während die Massaisteppe von den nomadisierenden Massai durchstreift wird, die auch den nördlichen Teil von Westmassai bevölkern, wohnen in der Landschaft Iraku, westlich vom Manyarasee, die Waraku, Verwandte der Wasiomi. Westlich vom Gassisee wohnen die Wahi, südöstlich davon die ihnen verwandten Wanege (Watindiga), Jägervölker, die den Wajjandau (am östlichen Grabenrand) nahe stehen. Der südliche Teil von Westmassai ist von ackerbautreibenden Bantustämmen verhältnismäßig dicht bevölkert. In den gleichnamigen Landschaften wohnen hier die Wajjanju, die Waramba (in Jramba), die Wanyaturu (in Turu), und die Wajjare.

Auch im ostafrikanischen Graben wohnen Bantu und Hamiten durcheinander. Die Bewohner von Umbugwe und Irangi sind Bantustämme, die ersteren mit hamitischer Beimischung. Die Wasiomi sind ein hamitischer Stamm, mit dem die Bewohner von Uassii und Burungi verwandt sind. Den Massai stehen die Wataturi nahe, von denen die Landschaft Mangati bewohnt ist. Am östlichen Grabenrand sitzen die Wajjandau im Gebirgslande.

Die große Uuyamweihochebene ist der Sitz der Wanyamweji, unter welchem Namen eine Reihe von älteren Bantustämmen zusammengefaßt wird, die in Sprache und körperlicher Eigenart einander nahe stehen, wie zum Beispiel die Wanyanyembe, Wajjangu, Wakimbu, Wakonongo, Wagalla, Wajjumbwa u. a. Die Wajjukuma im Südosten des Viktoriassees zeigen dagegen bei nahverwandter Sprache abweichende Körperbildung und nehmen daher eine besondere Stellung ein. Am südlichen und westlichen Ufer des Viktoriassees wohnt gleichfalls eine Reihe von Bantustämmen, unter denen die Wajindja und die Wakaragwe besonders hervorragen. Von der Bevölkerung Ruandas und Urundis im Zwischenseegebiet ist oben bereits ausführlicher die Rede gewesen.

Auch am Süufer des Tanganyika wohnen Bantu, die den Wanyamweji verwandt sind. In Ujipa findet man noch viele Wahuma (Watussi) unter ihnen.

Das südliche Zwischenseegebiet ist trotz guter Bewässerung und großen Wildreichtums schwach bevölkert, da die südlich vom Rikwassee wohnenden Awungu, wie auch die im britischen Gebiet hausenden Wawemba und der Wangonistamm der Watuta das Land durch vielfache Raubzüge verwüstet haben. Nur das Kondeland hat eine reichere Bevölkerung, bei der Ackerbau und Viehzucht in hoher Blüte steht. Die Kondestämme (nämlich die Wangonde, Wanyakhusa, Wakufwe, Wabundali und die Wamejuko) gehören zu der Gruppe der Nyassabantu, die man mit einem zusammenfassenden Namen auch Mangandja nennt.

*) Nicht zu verwechseln mit den Konde am Nyassa.

12. Die Wanyamweji und die Wahehe

Es ist aus räumlichen Gründen nicht angängig, im folgenden die einzelnen Völkerschaften sämtlich genauer zu besprechen. Wir greifen daher die wichtigsten Vertreter der einzelnen Gruppen heraus und werden in diesem Abschnitt uns mit den Wanyamweji, der zahlreichsten und wirtschaftlich bedeutendsten Gruppe der älteren Bantu, wie mit den Wahehe befassen, die zu den jüngeren Bantu gehören, deren Name durch ihre Kriegszüge allgemein bekannt geworden und deren Gebiet neuerdings auf seine Eignung für europäische Siedlung mehrfach untersucht worden ist.

Im folgenden werden die Massai und Wasiomi als Angehörige der hamitischen und der Mischvölker behandelt werden. Ein dritter Abschnitt wird der Küstenbevölkerung, den Suahili, sowie den fremden Bevölkerungselementen der Araber und Indier gewidmet sein.

Die Wanyamweji bewohnen ein Gebiet von der Größe des Königreichs Bayern. Der Tanganjika begrenzt ihr Gebiet im Westen, im Osten stößt ihr Land an das der Wahehe und Wagogo, im Norden reicht es bis zu den Stämmen der Wavinja und der Waffukuma, die nicht mehr zu den Wanyamwejivölkern gehören. Der Verlauf der Südgrenze ist noch unsicher, doch rechnet Reichard die Wasipa, wenn auch wahrscheinlich mit Unrecht, nicht mit dazu, sondern zu den Wahuma.

Die zahlreichen Unterstämme, welche zu den Wanyamweji gerechnet werden, sind bereits oben (S. 386) aufgeführt worden. Die Stammesabzeichen bestehen in einem eintätowierten und mit einem Kräuterabsud oder Schießpulver eingeriebenen, tiefblauen 2—3 mm breiten Streifen, der bei den Stirnhaaren beginnt und über die Stirn bis zur Nasenspitze läuft, sowie einem oder zwei Streifen, welche senkrecht über die Schläfe, bis zur Höhe des Gehörganges gestochen werden. Außerdem werden die inneren Ecken der oberen mittleren Schneidezähne abgeschlagen. Diese Zahnverstümmelung ist ein allgemeines Kennzeichen der älteren Bantuvölker, während die jüngeren Bantu und die Nilotohamiten die unteren, mittleren Schneidezähne entfernen und die entsprechenden oberen etwas nach vorn zu biegen pflegen. Die Wanyoro und die Kavirondo pflegen die vier unteren Schneidezähne auszuschlagen.

Die Gestalt ist schlank, eher groß als klein, mit feinem Knochenbau und feinen Gelenken, die Muskulatur sehr trocken und die Muskelkraft wenig entwickelt. Die sehr zarte, samtartige Haut ist im allgemeinen dunkelbraun. Das Gesicht ist verhältnismäßig schmal, ebenso Nase und Lippen, das Haar das bekannte dichte, krause Bantunegerhaar. Die Neugeborenen sind nicht schwarz, sondern gelbrota; erst nach 6—8 Wochen tritt die gewöhnliche Hautfarbe ein. Die Weiber sind etwas kleiner als die Männer, Hände und Füße bei beiden Geschlechtern sehr schmal, lang und wohlgeformt.

Die Kleidung besteht beim Mann aus zwei kleinen Fellen wilder Katzen oder Antilopen- und Ziegenfellen, welche hinten und vorn über einem dünnen Riemen aus Heu oder Bast hängen. Als Hüfttuch benutzen beide Geschlechter Baumbaststoffe. Den Oberkörper tragen Männer und Weiber nackt. Neben den Rindenstoffen wird auf sehr primitiven Handwebestühlen auch ein grober schalartiger Baumwollstoff (mseketu) hergestellt, der indessen durch eingeführte Stoffe fast vollständig verdrängt worden ist, während die

Rindenstoffe nach wie vor getragen werden. Schmuck wird reichlich angelegt. Ringe aus Büffelschwanzhaaren mit feinem Draht überspannen, trägt man bis zu 300 Stück über dem Knöchel. Weiber schmücken die Arme mit Eisen-, Kupfer- und Messingringen und feinen Perlen und tragen streichholzdicke Stäbchen oder kreisrunde Platten in den durchbohrten Ohrläppchen. Männer und Weiber pflegen die Haare mittels haarscharfer Messer zu rasieren. Aus den danach wachsenden Haaren werden oft alle möglichen Figuren heraus-rasiert; auch rasiert man die Haare zu beiden Seiten des Kopfes weg, um in der Mitte einen dicken Wulst stehen zu lassen. Doch läßt man die Haare auch oft bis zur Schulter wachsen, tränkt sie mit Öl und beschmiert sie mit Ruß und Lehm.

Die Wanyamwesi sind ein ziemlich kriegerisches Volk. Ihre ursprüngliche Waffe, den Bogen, schnitzen sie aus dem sogenannten Roma- oder Mkuwaholze. Die Sehne wird aus zwei feinen Hautstreifen gedreht. Die Pfeile, die nicht weiter als 160—170 Schritt fliegen, tragen teils Holz-, teils Eisenspitzen. Die Klinge der Wurflanze ist ein bis zwei Finger breit, myrtenblattförmig und ein bis zwei Spannen lang. Der Schaft ist nie dicker als ein Daumen. Die ganze Länge der Lanze schwankt zwischen $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ m. Auch Keulen sind noch zu finden, dagegen werden Schilde nicht mehr geführt. Überhaupt werden die einheimischen Waffen immer mehr von den importierten Schusswaffen verdrängt.

Meist wohnen die Wanyamwesi in Dörfern oder Flecken vereint, die von einer sogenannten Boma umgeben sind. Die Boma ist ein fester Palisadenzaun aus 3—5 m hohen, schenkel- bis armdicken Stämmen. In neuerer Zeit findet die Tembe der jüngeren Bantu in Wanyamwesi Eingang. Die Hütten (msonge) haben einen kreisförmigen Grundriß mit aufgesetztem, konischen Strohdache. Die Wand wird innen und außen mit Lehm beworfen, welcher sorgfältig mit der Hand geglättet wird, ebenso der tennenartige Boden. Der Durchmesser solcher Hütten schwankt zwischen 4 bis zu 10 m, die Höhe des Kegeldaches zwischen 5 und 10 m. Fensteröffnungen werden nirgends angebracht. Die Tür wird nicht in Angeln bewegt, sondern seitwärts geschoben und durch zwei innen angebrachte Pfähle aufrecht erhalten.

Die Hauptspeise der Wanyamwesi ist das Ugali, ein dicker Brei aus Sorghum, dem Hauptgetreide des Volkes. Als Zuspese werden Gemüse, süße Kartoffeln, Hülsenfrüchte und unreife Bananen gegessen. Fleisch ist sehr beliebt, trotzdem wird die Viehzucht sehr vernachlässigt. Aus Mehl von Mais, Sorghum oder Reis wird ein obergäriges Bier, das Pombe, hergestellt. Zu

Wassifamilie.

den Nahrungsmitteln gehört auch der Honig, der durch geregelte Bienenzucht gewonnen wird.

Die Kinder werden oft jahrelang gesäugt, wachsen aber ohne jede Erziehung auf, doch wird die Jugend beider Geschlechter schon zur Arbeit herangezogen. Der Verkehr der Geschlechter untereinander ist ein sehr freier und ungebundener. Die Frau wird vom Vater gegen Zeug, Geräte, Ziegen, Kinder u. s. w. käuflich erstanden. Die Zahl der Frauen eines Mannes ist unbeschränkt, das Eheleben im allgemeinen lax. Wird die Ehe geschieden, was wegen Ehebruchs, aber auch wegen Unfruchtbarkeit oder bloßer Unverträglichkeit geschehen kann, so muß das Brautgeld zurückerstattet werden. Der Frau liegt die Bereitung der Mahlzeiten ob. Ist der Feldbau beendet, so ergibt sich der Mann, wenn er nicht irgend ein Handwerk ausübt, dem Müßiggange und raucht den ganzen Tag Hanf oder Tabak. Etwa ein Viertel der männlichen Bevölkerung zieht alljährlich im April nach Beendigung des Feldbaus nach der Küste, um sich dort als Träger anwerben zu lassen. Erst Ende Oktober und November kehren alsdann die Leute zurück.

Die Sitten und Gebräuche der Wanyamwesi geschloffen haben, hat seine Beobachtungen in der sind von P. Reichard und Dr. F. Stuhlmann Deutschen Kolonialzeitung (Jahrg. 1890, S. 228, 239, gründlich erforcht worden. Der erstere, dessen 263, 276) niedergelegt, der letztere in seinem großen Schilderung wir uns im Obigen vorzugsweise an- Reisewerke.

Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Wanyamwesi. Hauptsächlich wird Mais und Kafferkorn (Durrah) gebaut. Daneben pflanzt man hier und da süße Kartoffeln, Sesam, Erdnüsse, aus denen Öl bereitet wird, verschiedene Hülsenfrüchte und eine Menge Gemüse. Jagd wird nicht als Sport, sondern des Fleisches wegen betrieben, doch sind die Wanyamwesi nur schlechte Jäger. Das meiste Wild wird in Gruben gefangen. Fische werden entweder mit Pfeilen geschossen oder in Reusen und Netzen gefangen. Sie werden nie gekocht, sondern auf Holzrosten im Feuer getrocknet und geräuchert. Für den Handel sind die Wanyamwesi wohl veranlagt, doch sind die Erzeugnisse ihrer gewerblichen Tätigkeit wenig zahlreich und wenig wertvoll. Die Schmiede sind sehr geschickt und arbeiten Hacken, Beile, Lanzen, Pfeile und Messerflingen, sowie eiserne Schmuckgegenstände. Die Weberei liefert grobe Baumwollstoffe, auch Binsenmatten werden geflochten. Der Schnitzer verfertigt Schemel, Teller, Bretter zum Auftragen der Speisen oder große Holzmörser zum Holzstampfen. Die Töpfereiarbeit liegt den Weibern ob.

Ein gemeinsames politisches Oberhaupt haben die Wanyamwesi nicht. An der Spitze der einzelnen Staaten, welche unter dem Namen Uanyamwesi zusammengefaßt werden, steht ein Häuptling (Mtemi). Seine Würde ist erblich, aber nicht in direkter Linie. Sein Tun und Lassen wird genau durch seine Beiräte kontrolliert, ohne deren Zustimmung er nichts Wichtiges unternehmen kann. Die Häuptlinge unterhalten eine ständige Militärmacht von irregulären Kriegern, den sogenannten Rugaruga. Bei ausbrechendem Kriege müssen alle waffenfähigen Männer Hilfe leisten. Die Bevölkerung zerfällt in drei Kasten, die Adligen, die Freien und die Sklaven. Die letzteren, deren Stellung mehr die von Hörigen ist, als die von Sklaven im landläufigen Sinne, bilden die überwiegende Mehrzahl (bis 75%). Die Rechtspflege liegt mit wenigen Ausnahmen gänzlich in den Händen des Häuptlings und wird auf Grund eines überlieferten Gewohnheitsrechts ausgeübt. Als Strafen werden nur Geld- bzw. Entschädigungsstrafen verhängt, wenn nicht die Todes-

strafe verwirkt ist. Über die religiösen Anschauungen der Wanyamwesi ist wenig bekannt. Sie erkennen ein gutes Prinzip an, den Mlungu, und haben daneben ein ganzes Heer von Dämonen (Wasimu), welche in Bäumen, Gewässern, Felsen, Wäldern oder selbst in Tieren und Menschen wohnen können. Alles Gute und alles Böse, besonders aber das letztere geht von den Wasimu aus. Sie zu besänftigen scheut man daher kein Opfer. Die Vermittlung liegt in den Händen der Wasuma oder Fetischpriester.

Die Wahehe (die beiden e in diesem Namen werden wie ä gesprochen) bewohnen die Landschaft Uhehe, die zum Teil dem ostafrikanischen Randgebirge, zum Teil bereits dem inneren Hochland angehört. (Vergl. S. 342.) Die Grenzen wechseln. Nördlich grenzt Uhehe in den Rubehobergen an Uffagara und an Ugogo. Im Osten bilden die Landschaften Khotu und Mahenge, im Süden die letztere und die Landschaft Ukena die Grenze.

Die Wahehe kennen weder Beschneidung, noch Tätowierung, noch Zahnverstümmelung. Sie sind schlank, ziemlich muskulös und haben ein echtes Negergeficht. Der Haarwuchs ist spärlich. Die Männer der Wahehe pflegen gänzlich unbekleidet zu sein, die Weiber tragen entweder ein um die Lenden geschlungenes Zell oder zwei kleinere Baumwollstücke als Schürzen hinten und vorn*). Schmuck tragen die Wahehe gewöhnlich nicht, nicht einmal Amulette. Auch auf die Frisur wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Haare werden entweder kurz geschnitten oder lang in Pudellocken getragen. Die Leute waschen sich niemals, und da sie es lieben, in warmer Asche zu schlafen, so zeigt ihre Hautfarbe meist ein schwärzliches Grau. Sie sind außerordentlich abgehärtet, schlafen bei Wanderungen auf der nackten Erde, können tagelang hungern, Durst gut ertragen und legen weite Strecken in ununterbrochenem Geschwindigkeit zurück. Dazu kommt große persönliche Tapferkeit und ein ruhiges, gemessenes und ritterliches Wesen. Allerdings sind sie händelsüchtig und ein kriegerisches Volk. Ihre Hauptwaffe ist der Mpalala, ein pfeilartiger, kleiner Wurfspeer von $1\frac{1}{3}$ m Länge. Sie vermögen denselben mit außerordentlicher Kraft auf große Entfernungen bis zu 100 Schritt trefflicher zu schleudern. Im Handgemenge wird der Stoßspeer (ndula) mit spannenlanger Klinge verwandt. Zur Deckung tragen sie einen spitzovalen Schild aus Rinder- oder Zebrahaut, dessen Höhe 1,25 m und dessen Breite gegen 40 cm beträgt. In neuerer Zeit sind auch bei den Wahehe die Gewehre vielfach an Stelle der einheimischen Bewaffnung getreten; Bogen und Pfeile dagegen führen sie nicht.

Die Wahehe wohnen in Temben. Eine Tembe besteht nach Richards Beschreibung aus zwei parallel laufenden, aus Stangen und Scheiten errichteten Wänden von $1\frac{1}{2}$ —3 m Höhe, welche mit einem sehr flachen, fast horizontalen Dache bedeckt, einen langgestreckten fensterlosen Wohnraum darstellen. Das Dach ruht auf drei Längsbalken. Die Dachsparren bilden aufgelegte, nicht befestigte Scheite, auf welche Durrahalme oder Stroh gelegt sind. Als Deckmaterial dient lehmige Lateriterde. Da dieses Erdreich bei jedem heftigen Regengusse teilweise hinweggeschwemmt wird, so gewähren die Temben in der Regenzeit nur mangelhaften Schutz. Ihr Vorteil besteht darin, daß sie nach Anbringung einiger Schießscharten für Verteidigungszwecke gut geeignet sind. Zum Zwecke der Befestigung führt man die Temben ununterbrochen fort-

*) Vergl. hier und im folgenden P. Reichard, Uhehe, Deutsche Kol.-Ztg. 1891, S. 161 ff.

laufend, im Innern in einzelne Familienwohnungen abgeteilt, rings um die Ortschaften. Sie sind oft von ganz enormer Ausdehnung.

Die Hauptnahrung der Wahehe ist die Milch, dagegen verschmähen sie alles Mehl, wie es als Brei oder Grütze (vergl. das Ugali der Wanyamwesi) von anderen Bantustämmen genossen wird. Den Fleischgenuß lieben sie sehr. Fette Hunde, welche in großer Menge gezüchtet werden, sind ein Lieblingsgericht. In kleinen Gärten bauen die Weiber Gurken und Kürbisarten, sowie eine innen grüne Wassermelone. Das einheimische Bier, Pombe, aus Sorghum oder Eleusine bereitet, wird in großen Mengen getrunken. Die Milch wird frisch oder sauer genossen, aber nie gekocht. Die einzige Tätigkeit des Mannes im Haushalte besteht im Melken des Viehs. Sonst ist die Arbeit Sache der Frauen und Sklaven. Um sich diese zu verschaffen, werden Raubzüge zu den Nachbarn unternommen, was eine starke Blutmischung zur Folge hat.

Der Hauptsache nach sind die Wahehe Viehzüchter. Sie halten Rinder, die der Buckelrasse angehören. Als Haustiere findet man Hunde, Schafe und Ziegen; Hühner sollen dagegen selten sein. In den gebirgigen Gegenden sind auch die Ziegen nur spärlich vorhanden, während sie auf dem Uheheplateau den Hauptreichtum der besitzenden Klasse ausmachen.

Eine eigentliche Industrie haben die Wahehe nicht. Nur ihre Waffen, die einfachsten, hölzernen Hausgeräte und Mattengeflechte werden selbst von ihnen hergestellt.

Die Verfassung des Landes ist (nach Freiherrn v. Schele) eine rein feudale. Der oberste Herrscher führt den Titel Kwawa. Er hat seine eigene Gefolgschaft von Freien und Sklaven und einen speziell eigenen Landbesitz. Das übrige Gebiet wird von seinen Häuptlingen, Mbagaras, welche wieder ihre eigene Gefolgschaft von Freien und Sklaven haben, verwaltet und bebaut. Die unmittelbare Gefolgschaft des Kwawa wurde zur Zeit des Herrn v. Schele auf 2—3000 Mann geschätzt und zwei bis drei Mbagaras waren in der Lage, ungefähr je ebensoviel stellen zu können. Im Kriege ist jeder einzelne Uhehe verpflichtet, dem Rufe des Häuptlings zu folgen. Die Zahl der wehrfähigen Männer mag gegen 20 000 betragen, so daß sie angesichts ihrer Ausdauer und ihrer Tapferkeit als ein nicht zu verachtender Gegner anzusehen sind. Bei allen Kämpfen wenden sie die Taktik an, den Gegner unvermutet zu überfallen. Feindliche Dörfer überrumpeln sie in der Nacht. Hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den anderen Negeren, welche wohl Nachts marschieren, aber nie eine kriegerische Operation ausführen.

13. Die Massai und die Wasioimi

Das eigentliche Massailand*) umfaßt das Gebiet zwischen dem ersten Grad nördlicher und dem fünften Grad südlicher Breite. Doch ist die Breite dieses Striches sehr verschieden. Innerhalb des deutschen Schutzgebiets gehören hierher die unter dem Namen Massai steppe und Westmassai im 3. Abschnitt geschilderten weiten Gebiete. Das Massai-volk, welches diese ausgedehnten Steppen durchstreift, zerfällt in etwa zwölf große Stämme oder Geschlechter mit zahlreichen kleineren Unterabteilungen. Als die vornehmsten dieser Geschlechter gelten die Ngadje-Massai, die Molilian, Leisere und die Petojo.

*) J. Thomson, Durch Massailand, Leipzig 1885.

Die Ngadje-Massai sind von reinsten Herkunft und werden hauptsächlich um den Kilimandjaro angetroffen. Der körperlich am meisten entartete Stamm, der eine Beimischung von Negerblut empfangen zu haben scheint, sind die Wakuafi. Durch vielfache Kriege untereinander sind indeß die Massai in neuerer Zeit stark zusammengeschmolzen und ihr Reichthum durch schweres Viehsterben zum Theil vernichtet.

Wie alle Nilotohamiten pflegen sie die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers auszuschnitten und die entsprechenden Oberzähne nach außen zu biegen, wie das Bild auf S. 389 deutlich erkennen läßt. Die Beschneidung, der sich die Knaben im Alter von 12—14 Jahren unterwerfen müssen, wird von den Massai nur unvollkommen ausgeübt. Auch die Mädchen müssen sich einer ähnlichen Operation unterziehen.

Ihre körperlichen Eigenschaften stehen in starkem Gegensatz zu denen der Neger. Ihre schlanke Gestalt, so schildert sie Reichard, ragt im allgemeinen über Mittelgröße hinaus. Die Muskeln sind wenig entwickelt und liegen anscheinend unbeweglich und trocken auf dem Knochengestüst. Die Hautfarbe ist ziemlich dunkel, das Kinn spitz und vorstehend, die

Wandorobboweiber.

Lippen schmal, auch die Nase weit schmaler als beim echten Neger, und die Augen auffallend langgeschlitt und horizontal stehend. Die Haare sind spärlicher als beim Neger, auch viel feiner und nicht so stark gekräuselt. Die Gesichter haben oft angenehme Züge aufzuweisen und zwar bei Männern häufiger als bei Frauen, die meist plumper und negerhafter aussehen.

Die Krieger der Massai gehen völlig nackt, nur ein kleines Ziegenfell hängt über die linke Schulter auf der Hüfte oder dem halben Unterleib. Reiche Leute und Medizinemänner hüllen sich oft in einen bis zu den Knien reichenden Mantel von Rinderhaut. Die Weiber und Mädchen sind in einen weich gewalkten Mantel aus eben solcher Haut gekleidet, welcher mit Butter eingeseimert und mit roter Erde eingerieben ist. Derselbe reicht fast bis zum Boden und läßt eine Brust frei, um die Hüfte mittels eines Riemens festzuhalten*). Derartige Mäntel werden auch von Kriegern in der Vor-

*) P. Reichard, Die Massai in Deutsch-Ostafrika, Leipzig 1892.

bereitungszeit vor großen Raubzügen und von Knaben während der Beschneidungszeit getragen.

Schmuckstücken sind sehr beliebt. Am den Hals, die Arme und die Waden tragen die Weiber große Massen von Eisen- oder Messingdraht. In den durchbohrten und ausgeweiteten Ohrläppchen werden gleichfalls Drahtspiralen angebracht. Dazu kommen unzählige Schnüre von bunten Perlen um den Hals. Der Bart wird mit kleinen Zangen sorgfältig ausgerissen. Die Frauen rasieren den Kopf vollständig glatt. Die Krieger tragen rings um das Gesicht einen ovalen Streifen aus Haut, in welchem ringsum ganz dicht schwarze Straußfedern genäht sind. Dazu kommt oft noch ein hoher Busch aus weißen Federn. Um den Hals liegt ein dichter Kragen aus schwarzen Geierfedern. Unter den Knien wird ein eigentümlich weit nach vorn abstehender Schmuck aus den weißen Schmuckhaaren des Kolobusaffen angelegt. Große eiserne Schellen um die Knöchel und sonderbare Armbänder vollenden den Schmuck des Kriegerdandy*).

Die Waffen des Massai sind ein langer, breitklingiger Speer, dessen Spitze oft meterlang und handbreit ist. Der Schuh ist über 1 m lang, so daß oft nur ein kaum spannenlanger Schaft aus Holz zum Anfassen notwendig ist. Das $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m lange Schwert läuft nach dem Griff zu schmal aus, während es sich gegen die Spitze bedeutend verbreitert. Der Griff ist ein dünnes, oft mit Leder überzogenes Heft ohne Parierstange. Die gleich breite Scheide wird aus rotem Leder gearbeitet und mittels eines Gurtes an der rechten Seite getragen. Daneben führt der Massai eine faustgroße Wurfkeule an einem kaum fingerdicken Stiele, mitunter auch an einem Stück aus Kinoseroshorn gearbeitet. Aus Büffel- oder starker Rindschaut wird ein länglich-ovaler Schild hergestellt, auf welchen das Distriktswappen aufgemalt ist.

Die Massai wohnen in Kraals. Ihre Hütten schließen zusammen eine große kreisförmige Fläche ein, in welche für die Nachtzeit das Vieh hineingetrieben wird. Um den Kreis der Hütten herum erstreckt sich noch ein starker Verhaui von Dornengebüsch zum Schutz gegen wilde Tiere und zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe. Die Hütten erreichen höchstens eine Höhe von 1 m bei 3 m Länge und $1\frac{1}{2}$ m Breite. Sie sind von Zweigen erbaut, welche übergebogen und untereinander verschlungen werden und dem Gebäude eine Art von flachem Dach mit abgerundeten Kanten geben. Um den Wind abzuhalten, wird eine Mischung von Viehdünger und Lehm über die Decke gebreitet. Für die Regenzeit wird noch eine Decke von Häuten darüber gelegt. Fenster fehlen, die Türöffnung ist sehr eng.

Die Frauen werden gegen ein in Vieh zu erlegendes Brautgeld von ihren Vätern gekauft. Verheiratete und Unverheiratete sind durch die Sitte streng voneinander geschieden. Knaben (barnoti) und Mädchen (doje) werden zwischen dem 12. und 14. Jahre beschnitten. Während bis dahin die Knaben von Fleisch, Milch und Vegetabilien lebten, darf der junge Krieger (elmoran) nur Fleisch, Milch und Honig genießen, und zwar abwechselnd während 12 bis 15 Tagen immer nur Milch oder Fleisch, bei beiden aber Honig. Das Fleisch wird roh, gekocht oder geröstet genossen. Milch wird nie gekocht. Vegetabilien, Tabak und berauschende Getränke sind dem Krieger streng untersagt. Die Kraale der Krieger werden stets an die Grenzorte ge-

*) Siehe Reichard a. a. O.

legt, da ihnen die Sorge für die Sicherheit des Landes anvertraut ist. Neben dieser defensiven Tätigkeit unternehmen sie Raubzüge in die angrenzenden Länder, um Vieh zu stehlen, dessen Besitz ihren Reichtum ausmacht. Ehe die Krieger zu diesen Raubzügen ausziehen, unterwerfen sie sich einer oft mehrere Monate währenden „Kriegsmaß“ durch reichlichen Genuß von Fleisch, Blut, Milch und Honig. Während dieser Zeit tragen die Elmoran die von den Schultern bis zum Erdboden reichenden Frauenfelle. Der Kriegerkaste gehören die jungen Leute etwa 12 Jahre an. Danach wird der Krieger ein Moruo, darf wieder vegetabilische Nahrung genießen, Honigbier trinken und Tabak schnupfen. Seine Kriegswaffen vertauscht er gegen Vieh oder übergibt sie einem jüngeren Bruder. Darauf kauft er sich eine oder mehrere Frauen. Die ledigen Frauen erfreuen sich großer Freiheit.

Die Massai sind lediglich Viehzüchter. Feldfrüchte bauen sie nur in geringem Maße. Mit der Jagd geben sie sich überhaupt nicht ab. Während sie früher sich auf die Rindviehzucht beschränkten, haben sie sich in neuerer Zeit auch der Schafzucht zugewendet. Ihr Viehbesitz ist oft erheblich. Einer ihrer berühmtesten Medizinemänner, Mbatian, besaß gegen 6000 Rinder.

Politisch organisiert sind die Massai nicht. Ein alter Krieger, der auch der Führer im Kampfe ist, sorgt in jedem Stamme für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Sklaven werden nicht gehalten. Der verwandte Stamm der Wandorobbo, der unter ihnen haust, sich nur von Jagd und Bienenzucht nährt und daher in Armut lebt, läßt sich mitunter zu Arbeiten bei den Massai herbei.

Die Massai glauben nicht an ein Fortleben nach dem Tode. Ihre Toten, auch ihre nächsten Verwandten, werfen sie ohne Umstände den wilden Tieren vor. Auch an Gespenster oder Geister glauben sie nicht. Dagegen verehren sie ein höchstes Wesen, den Ngai, zu dem sie unaufhörlich beten. Ihre Medizinemänner (Leibon), die zugleich Priester des Ngai sind, stehen in außerordentlich hohem Ansehen. Das Gras und die Milch halten sie für heilig.

Ihre Sprache ist von den früher geschilderten Bantusprachen gänzlich verschieden. Während diese den Unterschied des grammatischen Geschlechts nicht kennen, teilt der Massai alle Hauptwörter in männliche und weibliche ein und bezeichnet das Geschlecht durch verschiedene Artikel. Die Mehrzahl der Hauptwörter bildet er durch den Wechsel der Artikel oft in Verbindung mit Pluralendungen, zum Beispiel männlich: orl-doenyö (der Berg), Mehrzahl: il-doenyon; weiblich: eng-orna (Name), Mehrzahl: ing-ornan. Solche Pluralendungen kennen die Bantusprachen nicht. Auch die Konfördanz, das heißt die Übereinstimmung der Präfixe, wie sie oben als Hauptcharakteristikum der Bantusprachen geschildert worden ist, ist den Massai fremd. Ein Wörterbuch der Massaisprache hat der Missionar J. Erhardt (Ludwigsburg, 1857), ein kurzes Lehrbuch der Grammatik neuerdings Hildegard Hinde (The Massai language, Cambridge, 1901) herausgegeben.

Die Wasiomi, die wahrscheinlich einen der ältesten Zweige hamitischen Stammes darstellen, sind nach ihrem körperlichen Habitus sowohl wie nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit rein hamitischen Ursprungs. Sie sind nach Baumann jedenfalls schon in sehr früher Zeit aus dem Norden eingewandert, sind in ihrer Sprache vollkommen selbständig und von den Massai verschieden und bilden mit den Stämmen von Nandi, Lumbwa und Kamassia eine Gruppe ackerbautreibender Völker.

Die Weiber pflegen die beiden unteren mittleren Schneidezähne auszubrechen, die Männer die entsprechenden oberen nach Massaiart auszubiegen*).

Die Wasiomi sind hager, mittelgroß, von nicht unschönen Körperformen und feinen Extremitäten. Ihre Hautfarbe ist nicht leicht zu bestimmen, da der Körper meist von Schmutzmassen bedeckt ist. Die Leute im Gebirge sind jedoch heller als die Bewohner des Tieflandes. Die Gesichtszüge sind echt hamitisch und scharf geschnitten. Hamitenhaar, ja fast glatter Haarwuchs, kommt häufig vor.

Unter den Wasiomi verstehen wir (mit Baumann) hier jene zusammengehörigen Stämme, welche die Landschaften Usiomi, Iraku, Uassi und Burungi bewohnen, wenn auch die Leute von Uassi und Burungi durch die umwohnenden Wamangi-Bantu in mancher Beziehung gegenüber den Einwohnern von Usiomi und Iraku beeinflusst erscheinen.

Die Bekleidung besteht bei den Männern aus einem Überwurf aus Leder, welches oft siebartig von feinen Löchern durchbohrt wird. Die Weiber tragen einen Lendenschurz, in kälteren Gegenden wohl auch einen Überwurf. Die Haare pflegen sie lang wachsen zu lassen und in viele kleine Strähnen zu drehen. Den Scheitel schmücken sie gern mit einigen Federn. In den Ohren tragen sie runde Holz- oder weiße Knochenscheiben, manchmal auch Messingspiralen, öfter braune, dünne Blätter, um den Hals Glasperlen. Die Weiber tragen Eisen- und Federringe am Unterarm. Als Waffen dienen Wurfspeer mit eingelassener Spitze und lederne Rundschilder, sowie zur Jagd Bogen und vergiftete Pfeile.

Wie die sämtlichen Völker des abflußlosen Gebietes, mögen sie nun Bantu oder nicht Bantu sein, in Temben wohnen, wie wir sie in dem Abschnitt über die Wahehe beschrieben haben, so ist auch in Usiomi die Tembe der allgemein verbreitete Wohnungstypus. In Iraku finden sich in Verbindung mit der Tembe unterirdische Zufluchthöhlen, die erst seit der Zeit der Massai-einfälle hergestellt worden sind und im Kriegsfall als Zuflucht für Weiber und Kleinvieh dienen. Die Hauptnahrung bilden die Erzeugnisse des mit großem Eifer betriebenen Ackerbaus. Doch wird auch das Fleisch aller Tiere mit Ausnahme von Fischen und Flußpferden gegessen, die als unrein gelten. Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen ist bei beiden Geschlechtern üblich.

Will ein junger Mann heiraten, so schickt er dem Vater der Ausgewählten Pombe, dessen Annahme als Einwilligung gilt. Das Brautgeld besteht für gewöhnlich aus drei Ziegen und einem Spaten. Vielweiberei ist allgemein üblich. Die Jagd wird mit Speeren und Fallen, seltener mit vergifteten Pfeilen betrieben. Elefanten werden in tiefen zylindrischen Gruben gefangen. Fischfang wird fast gar nicht getrieben, Viehzucht beschränkt sich mit Ausnahme von Iraku auf Kleinvieh. Um so eifriger haben sich die Wasiomi auf den Ackerbau geworfen; besonders in Iraku ist das Land mit Feldern bedeckt. In Uassi und Usiomi baut man nur Sorghum, in Iraku daneben auch Mais, Eleusine, Penicillaria und vortreffliche Kürbisarten. Hülsenfrüchte, sowie die Bananen fehlen merkwürdigerweise bei allen Völkern des abflußlosen Gebiets. Das Handwerk steht auf niedriger Stufe. Man verfertigt Körbe aus Gras, schlechte Töpfe, hölzerne Milchgefäße und die sehr einfachen Waffen.

Die politische Organisation liegt in den Anfängen. Über den Krieg

*) Vergl. hier und im folgenden Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, S. 174 ff.

nach außen beschließt der Mediziner, der auch Anführer des Zuges ist. Die Gerichtsbarkeit liegt in den Händen der Ältesten. Ein Gottesbegriff scheint vorhanden zu sein, doch sind Gebete nicht gebräuchlich. Den Geistern der Verstorbenen bringt man Totenopfer von Pombe; auch werden ihnen zu Ehren Tänze aufgeführt. Eine große Rolle spielt auch hier der Zauberdoctor oder Mediziner, der Regen macht und bei Krankheiten Amulettszauber, seltener Pflanzenmedizin anwendet.

Ihre Sprache ist bisher nur unvollkommen bekannt.

Baumann hat nur wenige Zeilen aufgezeichnet. Etwas umfangreichere Aufnahmen auf Grund eines von mir aufgestellten Fragebogens haben Hauptmann Kannenberg und Leutnant Glauning geliefert, die ich im 5. Jahrgang meiner „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“ verarbeitet habe. Danach ist die Sprache von der der Massai ebenso weit unterschieden wie

von den Bantusprachen. Im Gegensatz zu Baumann, der berichtet, daß die Wasiomi Überlieferungen über ihre frühere Einwanderung nicht aufzuweisen hätten, möchte ich auf eine Sage der Wirungi aufmerksam machen, die ich im 5. Jahrgange meiner eben erwähnten Zeitschrift auf S. 161 mitgeteilt habe und die vom Hauptmann Kannenberg aufgezeichnet ist.

14. Suahili, Araber und Znder

Die Bewohner der Küste scheiden wir mit Baumann in die Anrainer und die Zeitweiligen. Erstere sind Neger oder Halbblutleute, letztere Araber, Beludschien, Znder und Europäer. Die Eingeborenen an der Küste pflegt man mit dem Namen Suahili (oder Wasuahili) zusammenzufassen. Dieser Name bedeutet indessen nur „Küstenleute“ und sagt über die ethnographische Zusammengehörigkeit nicht das geringste aus. Wenngleich die Küstenleute durchweg die Suahilisprache sprechen, die auch als Verkehrs- und Handelsprache im Innern des Landes große Bedeutung hat, und wenn sie auch in Tracht und Lebensweise, in Religion und Sitte ein einheitliches Gepräge tragen, so erkennt man bald, daß sie, ethnographisch betrachtet, aus sehr verschiedenen Elementen bestehen. Fast jeder Stamm des Binnenlandes hat Angehörige an die Küste entsandt, wo sie sich seit Generationen niedergelassen haben. Das Heer der Sklaven, die besonders aus den Südländern stammen, hat gleichfalls zur Mischung der Bevölkerung beigetragen. Arabisches und persisches Blut hat endlich die körperlichen Eigenschaften, die arabische Kultur und der Mohammedanismus die materielle und geistige Kultur beeinflusst.

Als Heimat der Suahili im engeren Sinne pflegt man die Lamuküste im Norden anzusehen, wo die dort ansässigen Bantuneger jahrhundertlang arabischer Blutmischung ausgesetzt gewesen sind. Von dort sind zwei Wanderungen ausgegangen.

Durch den ersten Zug sollen Tanga und Mtangata gegründet worden sein. Diese Einwanderer nennen sich selbst Shirazi, werden aber an der ganzen Küste spottweise Wajomba genannt. Am reinsten sind sie nach Baumann in Kwaale erhalten, auch in der Vorstadt Tumbageni von Tanga und auf der Insel Kirui sind sie zu finden. Auch sonst sitzen sie hier und da zerstreut in den nördlichen Küstenorten (vergl. Abschnitt 15). Doch findet die Panganileute keine Wajomba, sondern äußerlich suahilisierte reine Wabondei und die Bewohner

von Mbueni (gegenüber Pangani) ebensolche Waseguha. Zu derselben Gruppe gehören auch die unter dem Namen Sherifu bekannten Suahili in Wassin und Wanga.

Diesen beiden Gruppen folgte vor etwa 50 Jahren eine Anzahl von Familien, die sich einzeln und zerstreut an Küstenplätzen in größerer Zahl niederließen, von wo aus sie erst vor etwa 20 Jahren die Insel Pembe besiedelten. Sie werden Wagunya genannt. (Siehe Baumann, Usumbara, S. 22 ff.)

Körperlich zeigen die Küstenleute durchweg den Bantutypus. Doch ist besonders in den Gesichtszügen und in der Hautfarbe die arabische Blutmischung häufig deutlich erkennbar. Alle Hautschattierungen von Gelbbraun bis Tiefdunkelbraun sind an der Küste vertreten.

Die Männer tragen einen weißen Vendorschurz (kikoi) um den Leib. Auf dem Körper wird vielfach ein weißes, gewirktes Baumwollleibchen (hana) getragen, über welches man ein langes, weißes oder braunes Hemd, den Kamsu, zieht, das bis an die Kniee reicht. Der schwarze oder bunte, goldverzierte arabische Talar (joho) wird von Schwarzen nur selten getragen. Die Füße stecken manchmal in Pederandalen. Auf dem Kopfe trägt man noch vielfach die schöne, zierlich ausgenähte Suahilimütze (kofa), die immer mehr durch das rote Fez verdrängt wird. Arme Leute begnügen sich auch mit einem Vendorschurz aus blauem Zeug (kaniki) oder weißem (shuke). Vornehmere Leute dagegen pflegen ein rotweißes und blaues Turbantuch oder die zylinderförmige bunte Zumbemütze zu tragen.

Das Hauptkleidungsstück der Frauen ist ein mit bunten Mustern bedecktes Baumwollzeug, welches oberhalb des Busens fest zusammengeschlungen wird und fast bis an die Knöchel reicht. Über die Schultern wird ein anderes meist mit einem Saum versehenes buntes Zeugstück (kisutu) geschlagen. Der Vorschrist des Islams zuwider gehen die Frauen sämtlich unverschleiert. Am Kopfe wird das sogenannte ukaya getragen, welches aus bunten Baumwollsträhnen besteht, die um das Kinn geschlungen, am Scheitel in einer silber- oder goldumsponnenen Schließe sich vereinigen. Von dieser hängt ein langes, in einem Zipfel endendes blaues Tuch über den Rücken herab*).

Die Männer tragen nur wenig Schmuck, um so mehr schmücken sich die Frauen mit silbernen Ketten, Glasperlen, kleinen zierlichen Seeschnellen, trockenen Gewürznelken, mit Armbändern aus runden, silbernen Rüssen, Finger- ringen, schweren silbernen Knöchelbändern u. dergl. Unter den Augen malt man sich schwarz, dunkelblau, seltener lichtblau.

Männer und Weiber baden fast täglich. Auch die Zähne werden mit dem rauen Faserholze eines Baumes regelmäßig abgerieben. Tätowierung und Zahnverstümmelungen sind im allgemeinen nicht üblich. Dagegen ist die Beschneidung nach mohammedanischer Sitte ziemlich allgemein. Das Haupthaar tragen die Männer und Weiber kurz oder rasiert; doch pflegen die Weiber dasselbe auch oft, mit Sesamöl bestrichen, zu Frisuren zu verflechten.

Die Häuser der Küstenleute besitzen rechteckigen Grundriß, haben an der Längsseite eine Veranda und sind im Innern in mehrere dunkle Räume geteilt. Die Wände werden aus einem mit Lehm ausgefüllten Zweiggeslecht, das Dach aus Blättern der Kokospalme hergestellt. Das Hauptstück der inneren Einrichtung ist das Bett (kitanda), ein auf vier Füßen stehender Rahmen, der mit Kokosstricken oder Mattenstreifen bespannt ist.

Die Hauptnahrung der Suahili ist das Sorghum, das zu Mehl vermahlen und zu einem dicken Brei (ugali) verkocht wird. Als Zuspeise ißt man Fleisch oder Fisch mit vortrefflicher Gewürzbrühe. Allgemein beliebt ist Ziegenfleisch. Zum Essen wird nur Wasser getrunken. Auch der starke Kokospalmwein (tembo) ist sehr beliebt. Tabakrauchen und Schnupfen ist allgemein verbreitet.

Die Braut wird gegen den vom Bräutigam zu erlegenden Brautpreis, selten unter 100 Rupien, vom Schwiegervater gekauft. Die Hochzeit findet nach mohammedanischem Ritus statt. Mehrere rechtmäßige Frauen besitzen nur

*) Vergl. hierzu wie auch im folgenden O. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, S. 28.

wenige, vermögende Leute; dagegen haben viele neben der Gattin noch mehrere Surias (Hebweiber). Mit 6—7 Jahren kommen die Kinder zum Schul-lehrer (mwallimu), wo sie hauptsächlich Lesen und Schreiben lernen und sich einige arabische Gebete und Glaubenssätze einprägen. Im allgemeinen erfreuen sich die Frauen einer guten Behandlung und großer Freiheit der Bewegung. Die Arbeiten sind auf beide Geschlechter ziemlich gleichmäßig verteilt.

Der Ackerbau liegt den Weibern und Sklaven ob, während der Mann sich dem Handel, der Fischerei, einem Handwerke oder dem Trägerdienst zu widmen pflegt.

Die wichtigste Kulturpflanze ist Sorghum. Außerdem baut man Sesam, mehrere Bohnenarten, Kürbisse, Pfeffer, Tomaten, weniger Reis und Bananen, dagegen wird die Kokospalme, die fast alles zum Leben Notwendige bietet, eifrig gepflegt. An der ganzen Küste wird mit Reusen und Netzen ein ergiebiger Fischfang getrieben, während Angeln wenig üblich sind. Als Haustiere hält man Ziegen, wenige Schafe, Hühner und einige Enten. Sonst ist von Viehzucht nicht viel die Rede. Hunde sind unbeliebt, Katzen indessen wegen der vielen Ratten häufig.

Die zahlreichen Sklaven sind meist in den Händen der Araber. Ackerklaven und Hausklaven werden im allgemeinen ziemlich gut behandelt.

Alle Küstenleute sind Mohammedaner und gehören der schafiiitischen Sekte an. Doch besteht daneben ein ausgebildeter Geisterkult, der sich teils auf die Seelen der Verstorbenen, teils auf Wasser-, Baum- und Bergdämonen bezieht. Oft fahren diese Geister nach dem Aberglauben der Suahilileute auch in den Menschen und rufen allerhand Krankheiten hervor, bis sie durch den Nganga (Medizinmann) ausgetrieben werden.

Unter dem Einfluß der arabischen Kultur hat sich neben den Tierfabeln, Märchen, Sprichwörtern, Tanz- oder Ruderliedern, wie sie alle afrikanischen Völker aufzuweisen haben, eine Art höherer Literatur entwickelt, von der bereits viele Proben bekannt geworden sind*).

Manche Erzeugnisse der hierher gehörigen Poesie zeichnen sich durch schöne Gedanken und kunstvolle Formen vorteilhaft aus. Man lese zum Beispiel die folgenden Strophen aus dem sogenannten Piongliede:

Schande dem Feigling

Hat je ein Feigling sich durch Furcht gerettet?
Sein Leben je verkürzt durch Mut ein Held?
Weg mit der Furcht! Verachtung feigem Zagen!

Suahiliweib.

*) Vergl. meine Geschichten und Lieder der Afrikaner, Berlin 1896, S. 200—259.

Den Feigling hat gar oft der Tod gefällt
Und schonte jene, die ihr Leben wagen.

Weh! Weh! dem Feigling! Furcht läßt ihn vergessen,
Daß seines Lebens Ziel das Schicksal steckt.
Weh! ihm! Denn nimmer kann er Ruhm erwerben.
Sein Loß ist Schande und sein Ruf besetzt,
Und elend wird er und verachtet sterben.

Dabei sind selbst schwierige, an arabische Vorbilder anknüpfende Versmaße nichts Seltenes. So zeigen zum Beispiel die folgenden, als geflügelte Worte gebräuchlichen Verse eine dem klassischen Hexameter nahe verwandte und sehr beliebte metrische Form:

m-sáfiri masiki- || ni ajápokúwa sultáni,

d. h.: ein Reisender (ein Fremdling in einem Lande) ist ein armer Mann, auch wenn er Sultan ist, und:

m-téndá jámbó asishe || ni káma ásiyeténdá,

d. h.: wer etwas tut, ohne es zu vollenden, ist nicht besser als der, der nichts tut, u. s. w.

Um einen Begriff von ihrer Sprache zu geben, lasse ich hier den Text des weiter unten abgebildeten Originalbriefes in lateinischer Umschrift mit Übersetzung folgen, wobei zu bemerken ist, daß die Konsonanten wie im Englischen, die Vokale wie im Deutschen zu lesen sind:

Bismi 'llahi 'rrahmani 'rrahim.

Ila jenab ish-shekh il-akram il-akhsham il-muwadd il-akh il-aziz Maraha bin Salim il mumbasi sallamahu 'llahu taala, in sha 'llah. Salam alek wa rakhmetu 'llahi wa barakatuhu.

Wa bado nakuarrifu: tumewasili Bagamoyo salama, il-hamdu lillahi, rabb il alamina. Na hali zangu njema natumai nawe na nduguzo kuwa kadhalika. Na afia zetu tami, in sha 'llah taala. Baada ya mwezi huu kwisha ntakuja zangu. Wa 'ssalam. Nisallimie jamaa zako wote na watoto wote. Na huko awasallimu il-akh Nasur bin Sleman, awasallimu na Salim bin Abdallah Baksi, awasallimu il-akh Mansur bin Ali. Wa 'ssalam wa karam akhikum il-hakir lillahi taala Muhammad bin Amur bin Sa'd. Hararahu biyedihi, harrara 14 elhijje sene 1296.

Übersetzung:

Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen.

An Seine Hochwohlgeboren den sehr geehrten, hochachtbaren, geliebten, teuren Bruder, Maraha bin Salim, den Mombasser. Allah, der Höchste, erhalte ihn gesund, so es ihm gefällt! Heil über dich und die Barmherzigkeit Allahs und seine Segnungen!

Des weiteren teile ich Dir mit, daß wir in Bagamoyo angelangt sind, Allah, der Herr der Welten, sei gelobt. Es geht mir gut, und ich hoffe, daß es Dir und Deinen Brüdern ebenso geht. Unsere Gesundheit ist vortrefflich, so Gott will. Nach Ablauf dieses Monats werde ich heimkommen. Damit Gott befohlen. Grüße mir alle Deine Verwandten und alle Kinder. Hier läßt euch grüßen Bruder Nasur bin Sleman, Salim bin Abdallah Baksi und Bruder Nasur bin Ali. Gruß und Empfehlungen von Deinem untertänigen

Banianen.

Diener Muhammad bin Amur Saad. Mit eigener Hand geschrieben am 14. elhijje (ein arabischer Monat) des Jahres 1296.

In vielen Küstenplätzen finden sich auch Leute von den Komoren, die

بسم الله الرحمن الرحيم
الحمد لله الذي جعل الإسلام ديناً
وسنة للناس كافة وأمر بالعدل
والإحسان والبر بالوالدين والأقرباء
والجار والمسلمين وأمر بالزكاة
والصلاة والجمعة والجهاد في سبيل
الله وأمر بالعدل بين الناس
والعدل بين المسلمين والكافرين
والعدل بين الأحرار والعبيد
والعدل بين الغنم والبقر
والعدل بين الخيل والحمير
والعدل بين النحل والطيور
والعدل بين الحشرات
والعدل بين كل شيء خلقه الله
وأمر بالعدل بين الناس
والعدل بين المسلمين والكافرين
والعدل بين الأحرار والعبيد
والعدل بين الغنم والبقر
والعدل بين الخيل والحمير
والعدل بين النحل والطيور
والعدل بين الحشرات
والعدل بين كل شيء خلقه الله

Ein Suahilibrief.

sogenannten Angasidja, Bantuneger mit leichter arabischer Blutmischung, die als Soldaten, Karawanenträger oder als Leute der Europäer ins Land kommen.

Die in Ostafrika ansässigen Araber scheiden sich in Leute aus Oman Das überseeische Deutschland.

und in solche aus Hadramaut, auch Schihirileute genannt. Die ersteren, meist gelbbraun gefärbt, hager und hochgewachsen, sind fast alle Farmbesitzer, die daneben auch Handel treiben, die letzteren, meist untersetzte Gestalten, kommen aus ihrer Heimat Schihir als einfache Krämer ins Land, können es aber mit der Konkurrenz der Jnder meist nicht aufnehmen. Die Omanleute gehören zur kegerischen Sekte der Ibaditen (Abaditen) und sind daher den Schihirileuten, welche Sunniten sind, nicht besonders sympathisch.

Die Jnder endlich, ein sehr wichtiges Bevölkerungselement, zerfallen gleichfalls in zwei scharf geschiedene Gruppen. Die Khojas, lichtbraune, vielfach wohlbeleibte Leute, sind schiitische Mohammedaner. Sie tragen Bekleidung, schwarze Schuhe, ein langes Hemd, über welches sie oft einen dunklen Rock ziehen, und den für ihren Stamm bezeichnenden goldbestickten Turban. Ausschließlich Handel treibend, gelten sie als verschmitzte, gewinnstüchtige Geschäftleute. Bis in die neueste Zeit hinein hatten sie die Einfuhr europäischer Güter und die Ausfuhr der Feldfrüchte nach Sansibar völlig in Händen. Früher beherrschten sie den großen und kleinen Karawanenverkehr fast ausschließlich, indem sie Vorschüsse an Suahilileute gaben.

Ihnen stehen die aus Katich stammenden heidnischen Banianen gegenüber, die den Fleischgenuß verabshenen. Auch sie sind meist Handelsleute, doch gibt es auch geschickte Handwerker unter ihnen. Die Zahl der Jnder dürfte 3400 nicht überschreiten.

II. Beschreibung der einzelnen Landschaften

15. Das Pangani- und das Kilimandjarogebiet

Die Tangaküste. — Digoland. — Bondei. — Ujambara. — Pare. —
Die Kilimandjarosteppe. — Der Kilimandjaro

a) Die Tangaküste

Das deutsche Gebiet beginnt am Nordufer der breiten, aber durch eine leichte Barre versperrten und daher für Daus nur bei Flut passierbaren Mündung des Umbaflusses. Die palmenreichen Dörfer Jimbo und Simiji im Norden der Mündung haben Wassegeyubevölkerung (Bantu).

Die Festlandküste, welche der Insel Kirui gegenüber liegt, ist flach, von langen alten Dünenwällen durchzogen, mit Dumpalmen bedeckt und unbewohnt.

Das Südennde der Insel Kirui bildet mit der Nordküste der Halbinsel Boma und der Festlandküste den nördlichsten Hafen des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, die Bucht von Muoa. Das Städtchen Muoa liegt knapp am flachen Strande und zählt etwa 600 Einwohner vom Stamme der Wassegeyu. Nach der See zu frei, ist es auf zwei Seiten von einer Korallensteinmauer, an der dritten von einer Pfostenboma eingeschlossen. Der Handel liegt in den Händen einiger Jnder (Khojas), welche ihre Artikel mit Daus über Tanga von Sansibar beziehen und andererseits das Getreide der Wadigo aufkaufen. Die Bewohner von Muoa erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Fischfang und Sesambau.

Innerhalb der Muoabai, unweit des Ras Gomani im Süden der Einfahrt liegt das Dorf Gomani mit etwa 40 Hütten. Auch hier fehlt Süß-

wasser, das von Muoa geholt werden muß. Von dort werden auch die Lebensmittel bezogen. Die Gomanileute sind ebenfalls Wassegeyu. Östlich von Muoa liegt der Kiluluhügel (260 m).

Zwischen dem nördlichen Teile der Halbinsel Boma und der Küste streckt sich der Kigirinikanal entlang, an dessen Endpunkt der gleichnamige Ort mit etwa 250 Einwohnern liegt. Zwischen Muoa und Kigirini ist das Land mit förmlichen Wäldern von Kokospalmen bedeckt, in denen die Niederlassungen der Wassegeyu versteckt liegen.

Vom Süden des Kigirinikriebs erstreckt sich eine Landenge bis zum nördlichen Ausläufer des Manjakriebs, eines langgestreckten, schmalen

Straße der Eingeborenen in Dar-es-Salam.

Kanals, der den Südteil der Halbinsel Boma vom Festlande trennt. Am Nordende des Manjakriebs liegt das Wassegeyudorf Manja mit 700 Einwohnern, umgeben von einer ziemlich hohen massiven Steinmauer. Hier wie in Muoa gibt es einige mohammedanische Bethäuser. Die ansässigen Jnder wohnen außerhalb des Dorfes. Manja ist der Hauptausfuhrplatz der Wadigogebiete für Witama.

Die Bomahalbinsel mit dem im südlichen Innern gelegenen, von Wassegeyu besiedelten Dorfe gleichen Namens ist fast ganz mit stacheliger Buschwildnis bedeckt.

An der Westseite der Manjabai mündet der Dodaarm, der aus dem Mdojo, Kombe und Mdingi entsteht. In der Nähe des Zusammenflusses liegt das Wadigodorf Doda, an der Mündung des Armes auf blendend weißem Strande der Ort Kitschalikani mit 250 Wassegeyeuwohnern. Südlich davon ist die Küste mit zahllosen Kokospalmen bedeckt. In den Palmen halb verborgen liegen die Wassegeyudörfer Monga und Biernu.

In die südlich davon gelegene Kwalebucht mündet der nur bei Flut für Boote schiffbare Mjembasi, dessen Schiffbarkeit jedoch schon bei den beiden Dörfern Mtimbuni, von denen das eine von Wassegehu, das andere von Wadigo bewohnt ist, ihr Ende erreicht. Die Kwalebucht wird durch den tiefen Einschnitt der Mjembasimündung gebildet; von der See wird sie durch die Kwale-Insel und die Mlenge-Insel getrennt. Nördlich von der Mjembasimündung liegt, von schöner Steinmauer umgeben, die Wajombastadt Kwale, deren Einwohner sich hauptsächlich mit Fischfang beschäftigen und ihre Feldfrüchte von den Wadigo eintauschen.

Die Tangabai, einer der besten Häfen der ganzen Küste und der natürliche Mittelpunkt des nördlichen Teiles derselben, ist unmittelbar südlich von der Kwalebai gelegen. Sie wurde bereits 1878 vermessen und ausgelotet. Die Einfahrt, durch Bojen bezeichnet, hat genügende Tiefen selbst für die größten Schiffe. Der vollkommen geschützte Ankerplatz für Dampfer befindet sich unweit der kleinen, gänzlich unbewohnten Tanga-Insel westlich vom Kap Ras Rafone. In die Bai ergießen sich der Sigi und der Utosu oder Mkulumusi^{*)}. Auf dem Steilufer am Südrande der Bai liegt Tanga, zweifellos eine alte Niederlassung, die in die beiden Stadtteile Mkokwani und Tshumbageni zerfällt.

Tanga ist die erste Station der Kolonie für die erst aus Europa anlangenden Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, ferner der Ausgangspunkt der ins Innere führenden Usambarabahn.

Vom Schiffe aus bietet sich dem Auge ein prächtiges Landschaftsbild. In der Ferne heben sich die prachtvollen Konturen des Usambara-gebirges ab; aus den blauen Fluten der Bai steigen die weißen Korallenriffe der mit grünem Busch bedeckten Tanga-Insel auf. Ein dunkler Waldgürtel säumt den nördlichen und westlichen Uferstrand, und im Süden blinzt der weiße Strand. Über diesem erhebt sich die steile Uferterrasse, auf der die Stadt in weitem Halbbogen gebaut ist. Zunächst erblickt man das mit roten Ziegeln gedeckte, kastellartig gebaute neue Bezirksamt, dann das zweistöckige alte Fort (die sogenannte Boma), das stattliche Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, das Eisenbahndirektionsgebäude, das Hospital, das Haus der evangelischen Mission mit ihrem neuerbauten

schmuckten Kirchlein und die von St. Paulsche Villa. Im westlichen Teile der Stadt leuchten zwischen den dunkelgrünen Kokospalmen die baulichen Anlagen der neugegründeten katholischen Mission, sowie die Faktorei der „Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ und andere kleine Bauten hervor. Dahinter breitet sich die regelmäßig angelegte Stadt selbst aus, der sich das Eingeborenenviertel mit seinen kleinen unansehnlichen Hütten und weiter landeinwärts die ländlichen Besitzungen anschließen. Von der Bootsbrücke führt eine bequeme Treppe den steilen Abhang hinauf zu dem festen, mit Bastionen versehenen Fort, in dem sich jetzt neben dem Bezirksgericht nur noch die Wohnungen für die Beamten der Tangastation befinden.

Von den beiden in die Tangabai gehenden Flüssen ist der Sigi an der Mündung durch eine Barre für größere Fahrzeuge gesperrt, jedoch bis Amboni für Daus und ganz kleine Boote schiffbar. Bei Amboni beginnt die Region des Jurakalks, der in steilen Wänden horizontal geschichtet den Fluß einschließt. Kurz oberhalb des Ortes entspringen warme, heilkräftige Schwefelquellen. Jeden Sonntag findet in Amboni ein Markt statt, zu dem Küstenbewohner und Wadigo herbeikommen.

Der Mkulumusi ist nicht schiffbar. Am Nordufer, dort wo er aus dem Kalkplateau tritt, sind geräumige Höhlen entdeckt worden, die teils in engen Gängen, teils in hohen mächtigen Hallen das Gestein durchbrechen und von Tausenden von Fledermäusen bewohnt sind.

Südlich vom Mkulumusi und westlich von Tanga dehnt sich leicht gewelltes, offenes Grasland mit verstreuten Dampalmen aus, unterbrochen von

^{*)} Der erstere Name ist auf den letzten Teil des Unterlaufs beschränkt.

einzelnen dichten Buschwaldgruppen. Der Boden ist überall fruchtbar. Der braune bis ziegelrote in der Nähe von Tanga ist am besten; aber das Land ist wasserarm. Südlich von Tanga ist das Land ebenfalls offen und mit Feldern bedeckt. Die Küste ist mit dichten Kokospalmen besetzt, in denen mehrere Dörfer zerstreut liegen, unter denen besonders das große Küstendorf Nyanyani (mit 200 Einwohnern) mit überwiegender Wassegeyubevölkerung hervorzuheben ist. Dem Dorfe gegenüber liegt die von Mangroven umschlossene Insel Yambe mit dem gleichnamigen Dorf von Wagunyaleuten.

Auf das von Wassegeyu bewohnte, etwa 200 Einwohner zählende, von einer alten, hohen Steinmauer umschlossene Dorf Ndumi und das palmenreiche Mwambani folgt sodann eine Reihe von Dörfern, die bereits dem

Salzfabrikation in Ostafrika.

Mtangata distrikt angehören und deren Bewohner aus einem Gemisch von Suahili und Vondei bestehen.

Die Bai von Mtangata, nur wenig ins Festland einschneidend, ist so leicht, daß man bei Ebbe trockenen Fußes nach der kleinen Insel Kisutini gelangen kann. Vor der Bai liegt auf einem Riff die Kette der Karange-Inseln. Das alte Mtangata, von dem die Bucht den Namen hat, scheint ehemals ein sehr bedeutender Ort gewesen zu sein, ist aber heute bis auf einige interessante Ruinen verschwunden. Jetzt liegt an der Bucht eine große Anzahl ziemlich dicht bewohnter Ortschaften, unter denen Tongoni und Moarongo die bedeutendsten sind.

Südlich von Tongoni mündet der Nyangombe (auf der Karte schreibt Baumann Ngombeni) mit einem Ästuar, an dessen Nordrand das Wadigodorf Gesa, die südlichste Ansiedlung dieses Volkes, gelegen ist. In Tambarani, am Südufer der Bucht (mit 400 Einwohnern), wohnen zahlreiche Araber. Durch prächtige Kokoswälder gelangt man nach dem fast nur aus Lehmhütten bestehenden aber gegen 800 Einwohner zählenden Moarongo.

Das leicht ansteigende Hinterland bis zur Steppe besitzt guten, roten Boden, der mit zahlreichen Pflanzungen bedeckt ist. Die kleinen, hier zerstreuten Dörfer sind meist von Ackerflaven bewohnt.

Südlich von Moarongo trifft man auf eine prachtvolle alte Kokospflanzung,

dann folgt offener, sandiger Strand. Bis Kigombe, einer von Wabondei, Suahili und Wasseguyu bewohnten Ortschaft, finden sich an der Küste nur wenige ärmliche Dörfer. Westlich von Kigombe liegt der kleine Neuijee mit zahlreichen Flußpferden. Auf einem vorspringenden Riffe liegt unter Baobabs die Ortschaft Kidutani.

Zwischen dem Mkulumusi und dem Panganifluß kommt ein einziger Wasserlauf zur Küste, der fast ständig fließendes Wasser führt, der Korenibach, der südlich von Dahali, einer Ortschaft mit Suahili-Bonderbevölkerung, ins Meer fällt. Etwas landeinwärts am linken Ufer liegt das von schönen Feldern umgebene Kwa Bago an der Mündung der großen Mangrovenwildnis Kofokuu. Südlich davon liegen drei von Watumbatu (einem Suahilistamme) bewohnte Ortschaften: Muarani (mit alten Ruinen), Tshoba, Mfoma.

Der steile Abfall des Landes tritt hier ziemlich nahe ans Meer heran und besitzt eine Höhe von 60–70 m. Das Plateau bricht indessen in einem ziemlich ostwestlich verlaufenden steilen, mit dichter Vegetation bedeckten Hange ab, der das weite sandige, von zahllosen Kofospalmen bedeckte Alluvialland des Pangani im Norden abschließt. Im Süden tritt der Steilrand bis dicht an den Fluß heran.

Die Panganibai, ein erweitertes Ästuar des Panganiflusses, ist durch eine Sandbarre gesperrt, die nur bei Flut mit Daus und kleinen Dampfern passiert werden kann. Große Schiffe müssen draußen auf der Reede ankeren. Ein guter Ankerplatz ist die südwestlich auf einem Korallenriffe gelegene, mit Kasuarinen bedeckte Masiva-Insel.

Die Stadt Pangani liegt am südlichen Ufer der Mündung auf vollkommen flachem Strande. Längs des Ufers ist eine solide Kaimauer gezogen, die mit fünf Landungsstellen für Boote versehen ist.

Die dadurch geschaffene 15 m breite Uferstraße beginnt vom Meeresstrande und führt zu dem im Westen der Stadt in schönen Gartenanlagen gelegenen Komplex von Amtsgebäuden: Bezirksamt, neues Vazarett und Gefängnisanlage, Unteroffiziershaus, Kaserne für Askari (eingeborene Soldaten) u. s. w.

Den Mittelpunkt bildet ein großes Kraberrhaus, welches durch Umbau zu einem gut aussehenden und auch allen Anforderungen entsprechenden Tropenhaus mit Veranden umgewandelt worden ist, in dem das Bezirksamt und die Wohnung des Bezirksamtmannes eingerichtet sind.

Die alten beengenden Befestigungsmauern und Bastionen sind seit dem Jahre 1897 geschleift worden, weil bei der steten friedlichen Entwicklung der Kolonie Anstöße in den Küstengebieten vollständig ausgeschlossen sind.

Unmittelbar am Kai liegen zwei größere

Gastwirtschaften, das Zollamt, in dem nun seit dem Jahre 1898 das Postbureau untergebracht worden ist, und das Gebäude der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“, neben welchem noch im laufenden Jahre die Errichtung eines Geschäfts- und Wohnhauses für die „Panganigesellschaft“ geplant ist. Die Kommune hat im Jahre 1900 mit dem Bau einer großen Markthalle am Ostausgange der Stadt begonnen, für welche durch Zuschüttung eines ausgedehnten Mangrovensumpfes mit Hilfe einer Feldbahn und durch Aufführung eines soliden Steindammes längs des Flußufers in Verlängerung der Kaimauer ein prachtvoller Bauplatz mit 80 : 80 m geschaffen worden ist. Zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse sind mehrere Brunnen in der Stadt angelegt worden. Im Norden wird die Stadt von einem großen schönen Kofospalmenwald mit etwa 300 000 Bäumen, in dem zahlreiche Negerhütten erbaut sind, umrahmt.

Die Bedeutung Panganis liegt hauptsächlich darin, daß es der Ausgangspunkt ist für die Karawanenstraßen nach Massailand und über Nord-Unguu nach Zrangi.

Am anderen Ufer des Flusses liegt Mbueni, mit ziemlich reiner Wasseguyabevölkerung. In den schroffen Vorgebirgen Kas Muhesa und Kas Kifogwe tritt der Steilabfall des Plateaus unmittelbar an das Meer heran.

Während der Pangani in der Nähe der Mündung eine ziemlich bedeutende Breite aufweist, schließen sich die von dichten Mangroven umsäumten Ufer bald enger zusammen. Dann treten niedrige Hügel heran, die von den Pflanzungen der Araber bedeckt sind. Tshogwe, ein ärmliches Dorf, ist der Endpunkt der Schiffbarkeit des Pangani und der Ausgangspunkt des Weges nach der Plantage Vewa.

Die Tangaküste ist von Dr. Oskar Baumann eingehend erforscht worden. Die vorstehende Darstellung stützt sich auf sein Werk „Uambara und seine Nachbargebiete“ (Berlin 1891, S. 16–115). Ferner ist zu erwähnen K. Kaegele, „Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas“ (Berlin 1892).

Pangani vergleiche das Kolonialhandbuch von Dr. H. Figner (2. Auflage, Berlin 1901). Die Sprache der Suahili ist behandelt in H. Seidels Suahili-Konversationsgrammatik (Heidelberg 1900), sowie in desselben Verfassers systematischem Wörterbuch (Heidelberg 1902). Proben der Waagegusprache gibt Baumann im Anhang zu seinem erwähnten Werk.

Sinnföhllich der Schilderungen von Tanga und

b) Das Vorland

Das ganze Vorland des Tangagebietes ist ziemlich unfruchtbar und wenig besiedelt. Die waldigen Hügel im Norden sind fast ganz unbewohnt. Nur die Gegend nördlich und südlich vom Sigi ist fruchtbar und besser bevölkert. Zwischen dem Mkulumusi und dem Pangani erstreckt sich eine unbewohnte Steppe (Nyika), die nur von Regenschluchten durchzogen wird. Der einzige Wasserlauf mit fließendem Wasser ist der bereits früher erwähnte Korenibach. Der Boden ist aschgrau, mit niederer Buschvegetation bedeckt, dazwischen Baum- oder Buschsteppe.

Dieser Vorlandzone gehören außer der erwähnten Steppe die Landschaften Digoland nördlich vom Sigi und Bondei südlich desselben an.

Digoland

Von der Küste nach dem Innern zu allmählich ansteigend, hat es im allgemeinen hügligen Charakter. Ständig fließende Gewässer mangeln vollständig; der Mjembaßi sowie der Kombe und der Ndoyo sind bloße Regenschluchten. Der Boden ist gut. In den Senkungen findet sich saftig grüner Graswuchs, auf den Höhen ausgedehnte Kokoswälder. Der besiedelte Streifen ist nur schmal, sonst ist alles unbewohnt und mit niedrigem, dichtem, fauchstreichem Waldwuchs bedeckt, der im nördlichen Teil in die große Umbasteppe übergeht.

Die Wadigo sind schlank und auffallend wohlgebaut, haben freundliche, ovale Gesichter mit nicht sehr stark hervortretendem Negertypus, in den sich hamitische Züge zu mischen scheinen. Die Hautfarbe ist meist zimmet- oder kaffeebraun. Ein allgemeines Stammesabzeichen haben sie nicht. Viele pflegen die beiden vorderen oberen Schneidezähne dreieckförmig auszusplitttern. Was ihren Charakter anlangt, so sind sie zuverlässiger und weniger verlogen, als die Wabondei. Sie sind von heiterer Gemütsart und bedürfnislos. Männer und Weiber tragen einen Vendorschurz aus blauem Baumwollstoff (Kaniki). Die Hütten haben einen rechteckigen Grundriß und sind innen in zwei Räume geteilt. Ihre Dörfer werden durch einen Postenzaun (Boma) umschlossen, weisen viele freie Plätze auf und sind mit Kokospalmen und Mangobäumen reich bepflanzt.

Die früher betriebene Viehzucht ist durch die Einfälle der Massai völlig vernichtet. Auch Jagd und Fischfang werden nur in geringem Umfange betrieben. Dagegen widmen sie sich eifrig dem Ackerbau, dessen Hauptprodukt,

Maniot, mit trockenen Fischen ihre hauptsächlichste Nahrung bildet. Allwöchentlich wird in Gombelo und Bombuera Markt abgehalten. Die Dörfer stehen nicht unter Häuptlingen, sondern werden von den Ältesten regiert. Die Wadigo halten zahlreiche Sklaven. Was ihre religiösen Anschauungen anlangt, so ist ein großer Teil bereits zum Mohammedanismus beigetreten, die anderen halten an ihrem angestammten Geisterkult fest.

Das Digoland ist besonders von Dr. D. Baumann erforscht worden. Vergl. dessen Werk „Uambara und seine Nachbargebiete“ (Berlin 1891, S. 144 ff.).

Die Wadigo sprechen einen Dialekt des Kinya. Vergl. E. Krapf und J. Rebmann, A Nika-English Dictionary, herausgegeben von Sparshott (London 1887).

Bonderi

Bonderi liegt höher als das Digoland, von dem es durch eine Geländestufe von 150 m Höhe getrennt ist. Es kennzeichnet sich dadurch als die Fortsetzung der Hochebene von Ugeuha. Das von unregelmäßigen Höhenzügen durchfurchte Plateau besteht überall aus Gneis und kristallinischem Schiefer mit meridionalen Streichen und östlichem Fallen. Zwei größere Erhebungen sind der Mgavaniberg und der Tongwe (630 m). Der ziegelrote Boden, von schwarzem Humus überlagert, ist fruchtbar, am fruchtbarsten am Fuße der Uambaraberge, besonders bei Buiti und Magila. Von Wassermangel kann im Gegensatz zum Digoland nicht die Rede sein, obwohl die meisten Flüsse, besonders die nördlichen Zuflüsse des Pangani, gewöhnlich nur in der Regenzeit Wasser führen. Die bedeutendsten Flüsse sind der mehrfach genannte Mkulumusi, der Kihuhui, ein Zufluß des Sigi, und der Korenibach.

Bonderi ist von Ugeuha aus besiedelt worden. Doch ist die Bevölkerung von allen Seiten stark bedrängt und beeinflusst. Von der Küste wurden die Wabonderi durch die Suahili verdrängt, außer wo sie sich, wie in Pangani und Mtangata, suahilisiert haben. Im Süden dringen die Waseguha vor, von Westen her sind viele Waschambaa ins Land gekommen, und von Norden haben die Wabonderi schon im 16. Jahrhundert den Ansturm der streitbaren Wadigo auszuhalten gehabt. Politisch unterstanden sie früher dem Oberhaupt von Uambara, sind aber heute ziemlich unabhängig.

Die Wabonderi sind mittelgroß, ziemlich gut gebaut und eher schlank als stark. Ihre Hautfarbe ist im allgemeinen dunkelbraun. Ihre Stammesmarke besteht in einer Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut beider Oberarme. Ihrem Charakter nach sind sie unselbständig, wenig tapfer, unzuverlässig, aber gutmütig. Die Kleidung besteht bei Männern und Weibern, wie bei den Wadigo, aus einem Streifen um die Hüften geschlungenen Baumwollstoffes. Die Hütten haben den Grundriß eines an den Kanten abgerundeten Rechteckes, bilden also einen Übergang von der Rundhütte zur viereckigen Hütte. Jedes Dorf, dessen Hütten unregelmäßig zwischen Kokospalmen verstreut sind, ist von einer Hecke umgeben. Die einzelnen Dörfer liegen in Komplexen beisammen. Jagd, Fischerei und Viehzucht sind kaum nennenswert. Sie halten nur Ziegen, Hühner, Hunde und Schafe. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; das Hauptprodukt desselben, Mais (auch Sorghum und Reis), liefert zugleich ihre Hauptnahrung, den Maisbrei. Sie besuchen den Wochenmarkt der Wadigo in Bombuera und halten außerdem einen eigenen Markt in Magila ab. Der heidnische Ahnenkult erliegt immer mehr dem Eindringen des Mohammedanismus und der christlichen Mission. In allen Dörfern findet man bereits kleine mohammedanische Bethäuser.

Das Bondeiland ist von Baumann in seinem mehrfach erwähnten Werke ausführlich beschrieben worden.

Die Sitten und Gebräuche der Bondei schildert E. Yorke in: *The Waboondei: Their social habits and customs*. Mission life, Bd. XI, 1880. Ihre Sprache, welche mit der der Wasegutha

und der Wasambaa nahe verwandt ist, hat der Missionar S. B. Woodward erforscht (*Collections for a handbook of the Boondei-language*. London, Society for promoting christian knowledge, 1882). Derselbe hat auch eine Sammlung von Fabeln, Erzählungen und Sprichwörtern der Wabondei herausgegeben.

c) Ujambara

Das Bergland von Ujambara, durchweg aus Gneis und kristallinischem Schiefer bestehend, ist rings von ausgedehnten Ebenen eingeschlossen. Im Norden erstreckt sich die weite Umbasteppe, im Osten das Vorland von Digo

Rinder aus der Tanganyikagegend.

und Bondei, im Süden die Panganiebene und im Westen die breite Mkomasi-
senkung.

Im Osten sind dem Lande drei Berginseln vorgelagert, der unbewohnte, mit hohem Graswuchs und auf dem Gipfel mit hochstämmigem Wald bestandene Tongwe (630 m) auf dem Bondeiplateau, der an den Hängen fast durchweg bewaldete, doppelgipflige Mlingakomplex, dem auch der Mfulumusi entströmt, und nördlich vom letzteren, durch den Sigi getrennt, das waldige Lukindogebirge, mit steilen Hängen und mehreren felsigen Spitzen.

An den Abhängen des Mlinga befinden sich spärliche Wasambaaniederlassungen, während das Lukindogebirge bis auf einige Siedlungen am Ostabhang (Kwa Tshana) und am Südfuß (Tununtus Dörfer) gänzlich unbewohnt ist. In den Wäldern dieser drei Komplexe ist Kautschuk reichlich vertreten.

Von dem eigentlichen Berglande Ujambaras sind diese Inseln durch eine breite, von Hügelwellen durchzogene Senkung getrennt, die sich von Magila im Süden bis Maramba im Norden erstreckt. Sie wird in ihrer Mitte vom Sigi schräg durchflossen und im Süden vom Nihuhni bewässert. Trotz der reichlichen Wassermenge und des fruchtbaren Bodens, der eine üppige Vegetations-

decke von Gras, Krautpflanzen, dichtem Unterholz und jungem Walde hervorbringt, ist das Land infolge vielfacher Kriege verödet.

Das eigentliche Uambara zerfällt in zwei, durch die breite Quengeratsenkung getrennte Gebirgsmassen.

Der östliche, niedrigere Teil ist ganz von dichten, hochstämmigen Regenwäldern bedeckt, während der ausgedehntere und höhere westliche Komplex nur vereinzelt, kleinere Waldpartien aufzuweisen hat, zwischen welchen sich Hochweideland befindet. Beide Komplexe sind reich bewässert.

Den größten Teil des Waldgebirges nimmt die Landschaft Hande ein, ein von Hügelzügen bedecktes Plateau, in welches nur die größeren Flüsse tiefer einschneiden.

Der Boden ist fast überall rötlich-schwarzer, fetter Humus, dem eine Vegetation von gewaltiger üppigkeit entspringt. Stundenlang durchzieht man typisches Tropenland, mit hochstämmigen Waldriesen verschiedenster Art, deren Laubkronen sich erst in bedeutender Höhe verzweigen und an welchen zahlreiche Lianen sich hinranken und glänzend-blättrige, parasitische Pflanzen wuchern. Den Boden bedeckt ein dicker Filz von Krautpflanzen und Gebüsch, die besonders an den vereinzelt

Waldlichtungen nahezu undurchdringlich werden. Besonders reizvoll ist die Vegetation an den klaren Bächen, deren Ufer herrliche Baumfarne umstehen und über welche sich malerische Lianengewinde wölben. Stellenweise fehlen die hohen Waldbäume, und man durchzieht ganze Wälder riesiger Bambusstaude, deren harte, glatte Palme allorts hervorrschießen und abgethorben in meterhoher Schicht den Boden bedecken. (Vergl. D. Baumann, Uambara und seine Nachbargebiete S. 166.)

Der Südwesten des Handeplateaus, von wasserreichen, feuchten Urwäldern bedeckt, ist ebenso wie der Westabfall gegen das Quengeratal unbewohnt. Mitten auf dem Plateau, in einer Höhe von über 1000 m, liegt die Residenz des Oberhäuptlings von Hande, Mgambo, mit etwa 70 Hütten. In der Nähe leben auch Wambugu (vergl. S. 386), die zu den Nilotahamiten gehören. In dem südlich davon gelegenen Distrikt Mjaja liegt das Dorf Mangapuan, die jetzige Residenz Kiniafisi, des rechtmäßigen, aber vertriebenen Herrschers von Uambara. Am Süd- und Westabfall trifft man auf die Dörfer: Mbarano, Ubiri, Shembekesa, Maniombe, Mkalamu, Makuele u. s. w.

Im Norden verengt sich das Plateau allmählich zu dem schmalen, mit dichten Urwäldern bestandenen Kombolakamme, der nach beiden Seiten steil abfällt und sich bis Simbili fortsetzt. Die Westabhänge und der Obersteil des Gebirges sind unbewohnt. Am Westhange, der vom Bombosflusse begleitet wird, liegen vereinzelt kleine Washambaadörfer.

Durch einen schmalen, im Westen sich abzweigenden Kamm steht das Kombolagebirge mit der Bergmasse Hundu in Verbindung, die sich steil aus dem Bombotalerhebt und etwas sanfter gegen die Mshihuebene abfällt. Auf dem Rutindi, einem wilden Felskopf von 1400 m Höhe, liegt ein Dorf gleichen Namens. Das Dorf Hundu, welches dem ganzen Gebirge den Namen gibt, ist auf einem unzugänglichen Felsvorsprunge am Osthange angelegt.

Östlich vom Mufital schließlich erhebt sich eine Bergmasse, die dadurch bemerkenswert ist, daß fünf verschiedene Völkerschaften dort nebeneinander wohnen. Am Nordostfuß in der Landschaft Buiti leben in reinlichen Dörfern im Küstenstil Wassegeyu, die Suahilitracht tragen und Mohammedaner sind. Am Westhange wohnen Washambaa (in Kilangwe und Kigongoi), an der Nordspitze eingewanderte Wakamba, dazwischen eine kleine Kolonie von Wataita, in dem palmenreichen Dalunital westlich von der Nordspitze des Gebirges Wadigo.

Das von Norden nach Süden verlaufende, breite Quengeratal trennt das Waldgebirge von dem höheren und ausgedehnteren Westuambara. Den

größten Teil des Tales durchströmt der bei Korogwe in den Pangani fallende, in mehreren Quellflüssen dem Gebirge entströmende, von Galeriewaldungen begleitete Luengera, der rechts den ebenfalls nicht unbedeutenden Mlulu aufnimmt. Die nördliche Hälfte der Senkung wird von dem fast ständig trockenen Kumba, einem Abfluß des im Norden gelegenen Maseuaumpfes, durchschnitten. Dem Kombolakamme entströmt der Mueremwa, der unterhalb des Kumba in den Luengera fällt und an dessen Oberlauf der Dorfkomplex Ungusa gelegen ist. Im Norden geht die Umbastepppe fast unmerklich in die nur wenig niedrigere Ebene von Mshihui über. Das Luengera-tal ist völlig unbewohnt und pfadlos, obwohl früher offenbar stark bevölkert.

Negerhirsenfeld.

Der Boden ist von dichter Grasvegetation, durchsetzt mit jungen Wäldchen, bedeckt, im Norden jedoch weniger üppig als im Süden.

Im Quellgebiet der Kumbazusflüsse erheben sich die am Fuße Steppencharakter zeigenden, auf den Höhen dicht bewaldeten Mshihuiberge, der nördlichste Teil von Westufambara, zu einer Höhe von beinahe 2000 m mit den Gipfeln des Mavumbi, Mtai und Gombelo und der mächtigen Felsmasse des Bandi. In Mjagajja am Südhange wohnen Wataita, in Dara am Nordhange Watamba.

Die Landschaft Hashatu südlich von den Mshihuibergen, im Windschatten der Seewinde gelegen, ist arm an Niederschlägen, besitzt kein ständiges Gewässer, ihre Vegetation trägt daher Steppencharakter und die Bevölkerung ist arm und verkommen.

Westlich vom Kumba bis zum Mkololo, einem Zufluß des Luengera, ist das Land leicht gewellt und grasig mit eingestreuten Waldgruppen. Dort liegen die Dörfer Hander und Kongoi. Der Unterlauf des Mkololo führt durch dichten Bergwald an mehreren Washambaaniederlassungen (zum Beispiel Ngului) vorüber. Auf der Höhe des linken Talrandes liegen Melela und Shembekesa.

Das viehreiche Bumbuli, von Wald und Hochweiden bedeckt, aber spärlich bewohnt, mit den Dörfern Bumbuli (150 Hütten), Mayo und Tanda, ist das Quellgebiet des Kuengera. An den Quellen des hier Muine genannten Flusses liegen die Berglandschaften Baga und Mavru.

Der südliche Teil des Landes zwischen dem Kuengera und dem Komasi gehört zu den schönsten Weidegebieten Uambaras. Das Bergland von Wugire mit dem Hauptort Kiwa Shihui ist zwar für den Betrieb der Viehzucht zu steil, dagegen trifft man am Quellgebiet des Mulu prachtvolles Weideland, während an den Talhängen wahre Bananenwälder gedeihen. Hier liegen mehrere ansehnliche Dörfer wie Maluati, Mlalo und Bungu.

Auch die Landschaften am oberen Wurun, einem linken Zufluß des Komasi, zeigen offene Weidegebiete und kühle Temperatur. Das bedeutendste Dorf ist Manka. An der Mündung des Wurunibaches dehnt sich ein großer Sumpf aus; südlich von der Mündung liegt die Waseguhakolonie Tarawanda. Von hier führt die bequemste Zugangsstraße durch das Wurunital nach den Hauptweidegebieten Uambaras.

Im Gebiete des zum Komasi herabfließenden Mombo, an einem Nebenflusse desselben, dem Kojoi, liegt Wuga, das Hauptdorf Uambaras, mit etwa 300 Hütten. Der Mittellauf des Mombo wird von Bergzügen eingeengt, auf deren Höhe u. a. die Niederlassungen Gale, Kugulunde und Mbusi gelegen sind. Seine Quellflüsse reichen bis in das plateauartige, von welligen Hügelzügen bedeckte, grasige Kwambuguland. Im Zentrum dieses Plateaus steigt die Bergmasse des Magamba empor, des höchsten Gipfels in Uambara. Unter den viehzüchtenden Wambugu, die das Land bevölkern, finden sich auch einige versprengte landbauende Wapare.

Nördlich von der Mündung des Mombo fällt das Gebirgsland steil gegen die Komasienebene ab. Zwischen diesem Absturz und dem Sumpfgebiete des Flusses liegt das Dorf Majinde mit gemischter Washambaa- und Waseguhabevölkerung (ca. 100 Hütten).

Den Norden Uambaras nehmen die Landschaften Mbalu, Mbaramu und Shele ein. Die erstere, im Charakter dem Kwambugudistrikte ähnlich, ist fast nur von Pareleuten bewohnt. Nur im Hauptorte Maringo wohnen ausschließlich Washambaa. Unter den Mbaramudörfern sind besonders Mbaramu, Mti und Mtai zu nennen. In der Niederung am Fuße der Mbaramu-berge, die mit Wald und schönen Pflanzungen bedeckt und von künstlichen Wasseradern durchzogen wird, liegt das Washambaadorf Mnasi.

Die Grenze gegen die Landschaft Shele bildet der breite, mit dichtem Wald bedeckte Shagaiuberg. Im Mittelpunkt dieser Landschaft liegt die allseits von hohen, waldigen Bergen umschlossene, außerordentlich fruchtbare Mulde von Mlalo, wo der Umba entspringt. Neben dem Hauptdorse Mlalo (etwa 150 Hütten) sind noch Handei und Mlangoi zu nennen. In der Niederung unterhalb Mlalo breitet sich die fruchtbare Landschaft Kitivo mit den Dörfern Lungusa und Kitivo aus. Hier befindet sich auch eine große Wakambaniederlassung, deren Hauptort Mgalo ist.

Die Hauptmasse der Bewohner Uambaras, die Washambaa, sind vor vielen Jahrhunderten aus dem Süden eingewandert und mit den Waseguha nahe verwandt. Ihre Stammesmarke besteht aus einer leichten Narbenvertiefung in der Mitte der Stirn. Die beiden mittleren oberen Schneidezähne werden spitz ausgesplittert, auch ist die Beschneidung üblich. Als Bekleidung

dient jetzt meist blaues Baumwollzeug (Kanifi), als Schmuck Glasperlen, Eisen- und Messingdraht. Den Kopf scheeren die Weiber kahl, die Männer behalten einen kleinen Haarschopf am Scheitel. Die Hütten werden nach zwei verschiedenen Typen gebaut, für welche das Vorhandensein eines Mittelpfeilers charakteristisch ist. Die Dörfer werden gern auf hohen, geschützten Punkten angelegt. Die Hauptnahrung sind Mais und Bohnen; die Hauptbeschäftigung Viehzucht.

Die Frau wird vom Vater gegen drei Ziegen, ein Tuch oder dergl. und einen Topf Honig gekauft. Arme Leute haben meist nur ein Weib.

Das herrschende Geschlecht sind die Wafilindi, die sich arabischer Abkunft rühmen und sich vermöge ihrer höheren Intelligenz und Energie zur Herrschaft emporgeschwungen haben. Die Familienglieder der Wafilindi sind über das ganze Land als Zumben (Dorfhäuptlinge) verteilt.

Als Bewaffnung dienen neben den stark verbreiteten Gewehren Bogen und Pfeil, Speer und Kurzschwert. Was die Religion der Wafhambaa betrifft, so unterscheiden sie dreierlei höhere Wesen, einen Gott (mulungu), die Geister ihrer verstorbenen Ahnen und die bösen Geister. Die schädlichen Einflüsse der bösen Geister sucht man durch Opfer oder Gegenzauber fern zu halten. Auch ihrem Gott und den Ahnen ihrer Vorfahren bringen sie Opfer. Die durch Überlieferung geheiligten Strafgesetze der Wafilindi sind ziemlich ausgebildet.

Das Hirtenvolk der Wambugu, das vorzugsweise auf den plateauartigen Landschaften des nördlichen Mittelujambara angesiedelt ist, gehört der Abstammung nach zu den Wakuasi, wie auch ihr Äußeres bestätigt; doch haben sie ihre eigenen Sitten zum großen Teile abgegeben und die der Wapare angenommen. Auch ihre Sprache fängt an allmählich zu verschwinden. Die jüngeren Leute sprechen bereits ausschließlich die Paresprache. Früher bewohnten sie das Paregebiet, besonders den südlichen Teil desselben, bis sie von dort durch den Bantustamm der heutigen Wapare nach Süden gedrängt wurden. Heute gibt es in ganz Süd- und Mittelpare keine Wambugu mehr. Nur in Nordpare befindet sich eine kleine, erst in neuerer Zeit eingewanderte Kolonie. Die reinen Wambugu zerfallen in sechs Unterstämme: Wakanju, Wagonja, Wangarito, Waombeji, Warombweni, Wagwangwana. Wie die Wafeguha, so pflegen auch die Wambugu die unteren, mittleren Schneidezähne zu entfernen und die entsprechenden Oberzähne vorzubiegen. Als Kleidung dient beiden Geschlechtern Lederzeug. Am Ohr tragen sie eine mit hübschen Mustern verzierte Holzscheibe, die Weiber an Bastreifen aufgezogene blaue Glasperlen. Beide Geschlechter pflegen die Schädel zu rasieren.

Die Hütten gleichen in ihrer Form denen der Wafhambaa, sind aber größer. Die Niederlassungen bestehen aus kleinen Weilern, die lose im Lande zerstreut sind, während Dörfer fehlen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. Ackerbauprodukte tauschen sie von den umwohnenden Wafhambaa ein. Die einzelnen Landschaften stehen unter kleinen Zumben (Mdilau), die im Verein mit den Ältesten der Landschaften auch die Gerichtsbarkeit ausüben. Die Wambugu glauben an einen Gott (kiumbi) und verehren daneben die Geister ihrer Vorfahren.

Die Erforschung Ujambaras ist besonders dem 1890, sowie: Ujambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, und des letzteren Berichte in v. Dandelmanss Mitteilungen 1888 und in den Verh. d. Ges. f. Erdk. in Berlin 1889. Das Klima

Dr. Oskar Baumann und dem Prof. Dr. Hans Meyer zu verdanken. Vergl. des ersteren „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes“, Wien

und die Pflanzenwelt hat besonders der Landwirt Karl Holst zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. (Vergl. v. Danckelmanns Mitteil. 1893, S. 23, 113 und 128.) Hierher gehören auch die Arbeiten von A. Engler über die Gliederung der Vegetation in Usambara, Berlin 1894, und D. Warburg, „Die Kulturpflanzen Usambaras“ (v. Danckelmanns Mitteil. 1894, S. 131). Die Vegetation Westusambaras hat Dr. Joh. Buch-

wald untersucht (v. Danckelmanns Mitteil. 1896, S. 213). Über die Bevölkerung hat Leutnant Storch wertvolles Material beigebracht (v. Danckelmanns Mitteil. 1895, S. 310). Die Sprache der Waschambaa ist behandelt von A. Seidel in seinem „Handbuch der Shambalasprache in Usambara“, Dresden-Leipzig 1895. Ein kleines Vokabular der Wambugusprache hat Leutnant Storch aufgenom-

d) Pare

Auch das Paregebirge, das geologisch dem ostafrikanischen Schiefergebirge angehört, erhebt sich unvermittelt aus der Steppe. Jenseits vom Mkomasißuß streicht es in meridionaler Richtung, später nach Nordwesten abbiegend, etwa 130 km weit bis zum Papyrussumpf des Umi. Dabei zeigt es eine Breite von durchschnittlich nicht mehr als 15 km. Die östliche Fallrichtung des Gesteins hat zur Folge, daß der Nthang sanfter geneigt und daher besser bewässert, bewachsen und bevölkert ist, als der schroffere Westabhang. Verstärkend tritt der bereits früher erwähnte Umstand hinzu, daß der Nthang die Feuchtigkeit der Seewinde auffängt.

Im Süden wie zu beiden Seiten sind dem Paregebirge zahlreiche kleine Gebirgsinseln vorgelagert wie der Passa berg, die Passitiberge, die Kwadujiberge, die Tussokette u. s. w.

Die Steppe tritt meist bis dicht an das Gebirge heran und reicht nicht selten selbst noch ein Stück am Hange empor. Den oberen Saum dieser Nyfikazone bezeichnet ein Kranz von Baumeuphorbien, jenseits dessen sich die Kulturregion ausdehnt. Oberhalb der letzteren, die ursprünglich wohl ganz bewaldet gewesen ist, gelangt man in Mittel- und Nordpare zu einer Graszone, während in Südpare das Plateau mit dichtem Bergwald bedeckt ist.

Die Gewässer entströmen fast alle dem Nthange, verlaufen aber meist in der Steppe. Die südlichen gehören zum Mkomasi, die nördlichen zum Gebiete des Nipeßees.

Das ganze Gebiet zerfällt in drei deutlich ausgeprägte und durch Kamm-einschnitte voneinander getrennte Gruppen: Südpare, das am ausgedehntesten ist und bis zur Einsattlung von Same reicht, Mittelpare und Nordpare. Das letztere wird oft nach dem Namen eines Distriktes das Uguenogebirge genannt.

Der südlichste Teil des Paregebirges, das Massiv von Muala, ist an den Hängen ziemlich wasserarm und vielfach mit Steppenvegetation besetzt. Trotzdem ist es gut besiedelt, da es infolge seiner Unzugänglichkeit gegen feindliche Überfälle geschützt ist. An den steilen Hängen bauen die Bewohner Mais, Bohnen und etwas Bananen; ihr Hauptreichtum aber ist das Rindvieh.

Auch die weiter nördlich gelegenen Bezirke sind verhältnismäßig stark bevölkert und reich an Vieh. Vom Tal des Sasseni ab, unweit von dessen Mündung das Waseguhadorf Kihuiro liegt, ist der Nthang des Gebirges ziemlich steil, im Unterteile fruchtbar und mit dichter Vegetation bedeckt, aber nur schwach besiedelt. Von hier aus stürzt der Gomabach mit einem prächtigen Wasserfall (Thorn-ton-fall) zu dem vom Mkomasi gebildeten Mgandusumpf hinab. Die dort am Fuße des Gebirges gelegene Landschaft Gonja ist durch ungemein üppige Vegetation ausgezeichnet.

Das Zentralplateau von Südpare ist mit dichtem, aber nicht sehr hoch-

stämmigem Walde bedeckt, der sich nach Westen zu lichtet und in ein offenes, schön begrastcs Plateauland übergeht.

Der Westhang ist spärlich bewohnt, erst die Mulde von Tshomme und die nördlich davon gelegene Landschaft Wudeh ist besser besiedelt.

Der nördliche Teil von Südpare ist auf der Höhe nicht bewaldet, sondern offen grasig und von Hügelwellen durchzogen. Die Landschaften am Nordosthange sind reich bewässert und fast ganz von den Pflanzungen der Eingeborenen bedeckt.

Mittelpare besteht aus zwei Gruppen: Pare=Kwa=Mdimu, das mit Südpare durch die Einsattlung von Same in Verbindung steht, und das nordöstlich davon gelegene, durch einen Seitenkamm damit zusammenhängende

Straße in Magogoni.

Pare=Kifungu. Mittelpare ist weit niedriger, weniger bewässert und spärlich bewaldet, vielmehr vorherrschend mit Weideland bedeckt. Die Höhe des Gebirges durchzieht eine grasige, meridional verlaufende Senkung. Die Bewohner sind durch die Einfälle der Massai verarmt.

Ein niedriges Joch vermittelt die Verbindung mit Nordpare, das sich bis zur Höhe von 2000 m erhebt. Es wird von mehreren Längstälern durchfurcht. Seine Abflüsse gehören sämtlich dem Nipesee an, versiegen jedoch in der Steppe. Im Süden sind die ziemlich steilen Hänge fast ganz bebaut, und man durchschreitet förmliche Wälder von Bananen und ausgedehnten Zuckerrohrpflanzungen. Dagegen fehlen hier, wie in ganz Nordpare, die Rinder. Zwischen der Landschaft Ussangi im mittleren Teile des Gebirges und dem nördlichen, schwach bewohnten Distrikt Ugueno fließt der eisenhaltige Tshungulibach ostwärts zu Tal. Das Tal desselben, von sanften Hängen begleitet, ist verhältnismäßig am stärksten besiedelt. Die Bewohner von Ugueno sind keine Wapare, sondern gehören zur Gruppe der „Stämme der Kilimandjaroniederung“ und sind mit den Wataweta nahe verwandt.

Sonst ist das ganze Gebirge mit Ausnahme einiger Wambugu-, Wajhambaa- und Wajeguhakolonien von den Wapare bewohnt, von denen die früheren Bewohner, die Wambugu, teils vertrieben, teils aufgefogen worden sind. Sie gehören nach Körperbildung und Sprache zu den Bantustämmen, sind aber offenbar vielfach durch fremde Blutmischung beeinflusst, wie auch ihre materielle Kultur, ihre Sitten und Gebräuche starke Anlehnungen an die benachbarten Völker, besonders die Massai, aufweisen. Die vier vorderen, oberen Schneidezähne pflegen sie vermittels eines Stemmeisens spitz zu machen. Die Beschneidung ist allgemein üblich. Sie sind arbeitsam und bedürfnislos, aber feige. Sie kleiden sich meist in enthaarte Felle, entweder nur einen Lendenschurz oder den Massaimantel tragend. Die echte Parefrisur besteht aus zahlreichen, schurddünnen Zöpfchen, die einzeln mit ziegelrotem Fehm und Fett überzogen werden. Ganz im Süden werden die Haare meist kurz geschoren. In Südpare kommt auch die Massaifrisur vor. Die Weiber tragen den Schädel meist kahl. Als Schmuck wird Eisen- und Messingdraht verwandt, auch Armringe aus Eisen, Blei oder Messing werden getragen. Die Weiber legen um den Hals meist einen 3 cm dicken Messingring. Die Hütten haben unregelmäßig runden Grundriß und Kegeldach. Durch eine mit Fehm ausgefüllte Decke werden sie in einen unteren und einen oberen Teil geteilt. Der letztere dient als Vorratskammer. In Nordpare bestehen die Hütten nicht selten aus einem einfach auf den Boden gestellten spitzeckelförmigen Dach. Die Hütten liegen einzeln verstreut oder zu kleinen Weilern vereint auf halbwegs flachen Hangpartien; eigentliche Dörfer kommen nicht vor.

Die Wapare treiben Viehzucht und Ackerbau. Am viehreichsten ist die Landschaft Pare im äußersten Süden. In Mittelpare dagegen fehlen die Rinder ganz und sind auch in Nordpare selten. Ziegen werden gleichfalls überall gehalten, Schafe und Hühner sind seltener, Hunde fehlen ganz. In Nordpare betreibt man auch Bienenzucht, die in Südpare fast ganz unbekannt ist. Die Hauptnahrungspflanzen sind Mais und Hülsenfrüchte (besonders Bohnen), daneben Bataten, Bananen (diese beiden besonders in Nordpare), Kürbisse, ferner Zuckerrohr, aus dem ein Wein bereitet wird, und Tabak; dagegen ist Sorghum fast unbekannt. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes ist besonders durch die unaufhörlichen Raubzüge der Massai stark beeinträchtigt worden.

Aus den Bächen wird überall Eisen gewonnen, besonders in Wudeh und im Grenzgebiet von Ujangi und Ugueno, wo die zahlreichen Schmelzhütten der Landschaft ein eigentümliches Gepräge verleihen. Die Waffen der Wapare sind Schwerter, Massaispeere, Rinderhautschilde, Bogen und Pfeile, sowie eine Streitkeule (rangu). Die Frauen werden gegen Vieh und Pombe vom Vater verkauft. Die Gewalt der kleinen, voneinander unabhängigen Häuptlinge ist ziemlich beschränkt.

Unsere Kenntnis des Paregebirges verdanken wir hauptsächlich den Forschungen von Dr. O. Baumann (Uambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891) und Dr. Hans Meyer (Peterm. Mitteil. 1890, S. 46). Über die Bewohner hat auch Leutnant Storch (von Daudelm. Mitteil. 1895,

S. 310 ff.) wertvolle Mitteilungen gemacht. Was die Sprache anlangt, so besitzen wir nur ein kurzes von Baumann aufgenommenes und im Anhang zu seinem erwähnten Werke mitgeteiltes Wörterverzeichnis. Auf diesen Forschungen beruht die vorangehende Darstellung.

e) Die Kilimandjaroniederung und das obere Panganital

Zwischen den Vitemabergen im Westen und dem Abfall Nordpares im Osten, breitet sich eine weite, von den Quellflüssen des Pangani (Kuvu)

durchgezogene Niederung aus. Sie hat im allgemeinen ausgesprochenen Steppencharakter, im nördlichen Teile mit rotem Lateritboden, im Süden mit grauem, sandigem Untergrund. Nur die Ränder der Flüsse zeigen reichere Vegetation. An einzelnen Stellen, wo die Gewässer in regelmäßigen Überschwemmungen das umliegende Land befruchten, finden sich größere Oasen, wie in Taveta am Unterlaufe des Lumi, in Kahe am Dehubach und in Unteraruscha am Ronga oder Weruweru.

Im Westen dieses Gebietes, das durch ungeheuren Wildreichtum ausgezeichnet ist, regnet es fast nie; das Tavetagebiet im Osten erhält dagegen häufiger Niederschläge.

Die Landschaft Taveta wird vom Lumi, dem Hauptquellarme des Pangani, durchflossen, der südlich davon in den Nipesee sich ergießt, denselben aber bald am Nordwestende wieder verläßt. Der ganze nordwestliche Teil des Sees besteht aus einem großen, mit dichtem Papyruschilf überwucherten Sumpf. Taveta ist teils durch Wasserläufe, teils durch Dornenverhaue vollkommen abgeschlossen, schön bewaldet oder bebaut, stark bevölkert, aber ungesund. Neben den Wataveta sind hier auch Kolonien der Wakuasi und der Wakamba zu finden.

Die Oase Kahe, an einem Nebenflusse des Pangani gelegen, ist durch Gewässer und Zäune gegen die Außenwelt abgesperrt. Sie ist ebenso fruchtbar, aber weit gesünder als Taveta. Die Bewohner pflegen die reichlichen Salzausschwitzungen des südlichen Teiles der Kilimandjaroniederung zu sammeln und zu verhandeln.

Unteraruscha (Aruscha wa chini) führt seinen Namen im Gegensatz zu der Oase Oberaruscha (Aruscha wa juu) am Fuße des Meruberges. Im südlichen Teile von Unteraruscha trifft man hochstämmigen Wald und ausgedehnte Bananenpflanzungen.

Alle drei Oasen haben viel von den Heuschrecken zu leiden. Ihre Bewohner bilden zusammen mit den Wagueno in Nordpare einen besonderen, den Wapare nahestehenden Stamm mit gemeinsamer, aber sowohl vom Ripare wie vom Kidjagga abweichender Sprache. Wir bezeichnen sie mit Baumann, mangels eines gemeinsamen Namens, als „die Stämme der Kilimandjaroniederung“. Fremde Einflüsse sind indessen sowohl im physischen Habitus wie auch in ihrer Kultur unverkennbar. So sind Tracht und Bewaffnung den Massai entlehnt, während die Wohnungen denen der Wapare gleichen. Die Hauptnahrung bilden Bananen und Bohnen. Die Rindviehzucht ist aus Furcht vor den räuberischen Einfällen der Massai aufgegeben, dagegen ist Kleinvieh häufig, und überall wird Bienenzucht und Fischfang getrieben.

Das lang ausgestreckte, niedrige Vitemagebirge, der Randwall der Massai-steppe, ist wasserlos, von zahllosen Schluchten und Rissen durchsetzt und gänzlich unbewohnt. Die Hänge sind bis zur Kammhöhe mit Dornengebüsch bedeckt, zwischen welchem Euphorbien und einzelne Affenbrotbäume aufragen. Der Kamm ist mit dichter Grasvegetation, vermischt mit einzelnen Laubbäumen, überzogen. Das Gebirge hat eine ziemlich reiche Fauna, darunter auch Elefanten und Nashörner, aufzuweisen.

Auch den ganzen Oberlauf des Pangani begleiten völlig regenarme Steppen. Von Aruscha bis Maurui nimmt der Fluß keinerlei Nebengewässer auf. Auch diese Steppe ist außerordentlich wildreich. Ansässige Bevölkerung ist dagegen nirgends vorhanden. Nur die Sjogonoi-Massai durchstreifen die

Einöde. Erst in Buiko, auf einer Insel des Pangani, findet sich eine größere Niederlassung von Washambaa und Waseguha. Jenseits der südlich davon gelegenen Höhneltatarakte erreicht der Steppenlauf des Pangani sein Ende.

f) Das Kilimandjarogebiet

Von dem Kilimandjarogebiet ist schon des öfteren die Rede gewesen. Die Erforschungsgeschichte desselben ist bereits auf S. 346 behandelt. Ebenda ist auch die Oberflächengestaltung geschildert. Die klimatischen Verhältnisse, durch welche dem Kilimandjaro eine Sonderstellung zugewiesen wird, sind im 8. Kapitel eingehend besprochen worden. Die Vegetationsdecke ist auf S. 376 beschrieben. Hinsichtlich der Bewässerung ist zu bemerken, daß die Schmelz- und Regenwasser vom oberen Kibo und Mawensi schnell in den porösen vulkanischen Gesteinen versickern und erst weiter unten wieder zu Tage treten. Nur am Nordmawensi hat Hans Meyer in einer Höhe von 4700 m einen kleinen Weiher und am Westmawensi in 4650 m einige kleine Quellen gefunden; aber südlich von den Plateauhügeln unterhalb 4300 m mehren sich die Quellen rasch und rieseln in tief erodierten Schluchten dem Urwald zu, der als der eigentliche Wolken- und Regenjammer des Gebirges ihre Zahl außerordentlich vergrößert und sie zu stärkeren Bächen vereint, welche in immer tiefer und weiter werdenden Tälern der Ebene zu- und abfließen, mehr und mehr zu Flüssen zusammenwachsen und sich auf der Südseite schließlich alle im Rufe- oder Panganifluß sammeln. Die Nordseite ist ärmer an Quellen und Bächen, der Nordwesten vollständig wasserlos, und die Westseite hat nur einen einzigen Bach, den Ngare n' Erobi, aufzuweisen. An der Ostseite entspringt der Kombobach, der sich mit dem Ujeri- und Kimangeliabache zum Tsavo-Sabaki vereinigt, während der Lumi dem Pangani zufließt.

Auf S. 384 ist bereits berichtet worden, daß die Bewohner meist der nördlichen Gruppe der Bantu zugehören. Sie sitzen, in eine Reihe kleiner, monarchisch regierter Staaten geschieden, an den südlichen Hängen des Gebirges, aber auch im Nordosten, in Ujeri und Kimangelia. Die Hauptstaaten im Süden des Gebirges sind von Westen nach Osten: Shira, Madshame, Kiboso, Moshi, Kirua, Kilema, Marangu u. a. Die Warombo im Osten werden für Halbmassai gehalten. Im Norden des Berges sitzen einzelne Massai, der Nordwesten ist gänzlich unbesiedelt.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung wird verschieden geschätzt, auf 46000 (von Hans Meyer), auf 60000 (von Dr. Brehme), ca. 115000 (von Dr. Peters). Neuerdings ist man selbst über die letztere Schätzung noch hinausgegangen. Die Peterssche Annahme ergibt im Verhältnis zu dem von ihm auf 2400 qkm geschätzten Kulturgürtel die ungewöhnlich hohe Bevölkerungsdichte von 47,7, die durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Gebirgslandes und die intensive, gartenartige Bebauung seines Kulturstreifens erklärt wird.

Die Bantustämme des Kilimandjaro werden von den Küstenleuten gewöhnlich unter dem Namen Wadjagga zusammengefaßt. Mit Ausnahme der Massai im Norden sind sämtliche Kilimandjarobewohner in erster Linie Ackerbauer. Wie echte Bauern haben sie die Vorliebe, inmitten ihrer Felder in einzelnen Gehöften zu wohnen. Eigentliche Dorfschaften gibt es nicht.

Die Banane ist überall die Grundlage der Ernährung, außerdem werden Hülsenfrüchte, Tomaten, Mais, Zuckerrohr u. a. gebaut.

Aber auch die Viehzucht wird nicht vernachlässigt. Rindvieh, Schafe und Ziegen sind hochgeschätzter Besitz, der den eigentlichen Maßstab für die Berechnung des Wohlstandes bildet. Daneben sind sie geschickte Handwerker, besonders als Eisenarbeiter sind sie weithin berühmt. Lanzen und Messer vom Kilimandjaro sind gesuchte Artikel im Handel der umwohnenden Stämme.

Auch die Warombo zerfallen in eine Reihe einzelner Sultanate, wie Ele, Matshari, Kitangara, Mbushi u. s. w.

Sie treiben wie die Wadjagga intensiven Ackerbau und besitzen daneben

Araber.

einen reichen Viehstand. Inmitten ihrer Bananendickichte wohnen sie in kleinen mit lebendigen Hecken befestigten Weilern, welche, dicht nebeneinander gelegen, das ganze Berggelände überziehen. Dazwischen liegen die eigentlichen Residenzen der Häuptlinge, mit mächtigen, bis zu 3 m dicken und 8 m hohen Cyklopenmauern befestigt.

Die vorstehende Schilderung beruht auf den Darstellungen von Dr. Hans Meyer (Ostafrikanische Gletscherfahrten, Leipzig 1890), der im Anhange (S. 356 ff.) auch ein Verzeichnis der bis dahin erschienenen Literatur über das Kilimandjarogebiet gibt, sowie auf den betreffenden Abschnitten in den Werken von C. Peters (Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, S. 111 ff.) und v. d. Decken (Reisen in Ostafrika, Leipzig und Heidelberg 1871). Sehr ausführliche Mitteilungen anthropologischer und ethnographischer Natur über die Daggavölker verdanken wir dem Stabsarzt Dr. H. Widenmann (Die Kilimandjarobevölke-

rung, Ergänzungsheft Nr. 129 zu Petermanns Mitteil. 1899).

Über die Sprachen der Bewohner ist bisher noch nicht viel bekannt geworden. Die grammatischen Elemente der Daggasprache hat H. Seidel im ersten Jahrgang seiner Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, (S. 231 ff.) behandelt. Speziell den Moshidialet hat Missionar Konrad Walther im fünften Jahrgang derselben Zeitschrift (S. 28 ff.) besprochen. Auch eine Anzahl von Tierfabeln sind von den Missionaren gesammelt und in der genannten Zeitschrift veröffentlicht worden.

16. Die Landschaften des Wami-Kinganiebiets

Ujeguä, Ukwere und Udoë, Uxaramo, Uxami und die Mluguruberge, Xhutu, Unguu, Uffagara

a) Ujeguä*)

Ujeguä bildet ein flachwelliges, ziemlich ebenes Land, aus dem hie und da vereinzelt Hügel aufragen. Die Sedimentzone ist auf die Nähe der Küste beschränkt. Der übrige Teil des Landes wird von Gneis gebildet, der meist in Laterit umgewandelt ist, so daß dieser an der Oberfläche vorherrscht. Das Land trägt einen offenen Vegetationscharakter, der mitunter in Steppencharakter übergeht. Im Norden ragt die Massaienebene mit einer Nyikazunge bis nach Korogwe ins Land hinein. An den Flüssen finden sich Galeriewälder und auf den Kuppen stellenweise lichter, junger Waldbestand. Die Nordgrenze des Landes bildet der Pangani, obwohl Wajeguä auch noch jenseits desselben leben.

Im Westen schließen die Unguuberge**) das Land ab. Im Süden zieht sich die Ujeguäebene bis zum Kingani, zwischen diesem und dem Wami durch die Landschaften Udoë und Ukwere von der Küste getrennt. Nordujeguä ist durch einen vollkommenen Mangel ständig fließender Gewässer gekennzeichnet, selbst der Mfangasibach (vergl. S. 364) besitzt nicht einmal eine deutlich ausgeprägte Wasserrinne. Grundwasser jedoch ist stets reichlich vorhanden und wird von den Eingeborenen durch Brunnen gefördert. Das Land ist dicht besiedelt.

Die Eingeborenen (Wajeguä) sind dunkelfarbig und starkknöchig, mit den Washambaa und Bondei verwandt. Die vorderen Schneidezähne pflegen sie dreieckförmig auszusplitttern. Auch sind Beschneidungen allgemein üblich. Lebhaften und beweglichen Geistes sind sie intelligenter und betriebamer, aber auch verschlagener als die Washambaa. In der Tracht ahmen sie die Küstenleute nach, doch tragen die Weiber einen Pendenkschurz und viel Glasperlen um die Hüften. Sie leben in Dörfern von oft ansehnlicher Größe, die durch eine Umzäunung (Boma, vergl. S. 389) geschützt sind. Die Hütten sind rund, haben ein Kegeldach und bestehen in der Regel aus zwei konzentrischen Räumen. Die Wajeguä stehen unter Häuptlingen, die jedoch nur geringe Autorität besitzen; sie sind Ackerbauer, bauen aber fast nur Mais und Sorghum, dies jedoch in so großer Menge, daß sie ansehnliche Quantitäten nach Sadani und Pangani ausführen. Auch zahlreiche Wakuafikolonien (vergl. S. 386) finden sich in Ujeguä zerstreut.

Der bedeutendste Küstenplatz Ujeguäs ist Sadani (oder Saadani), das etwa 4000 Einwohner zählt. Der Ort hat eine schlechte Reede, ist aber als Ausgangspunkt der nördlichen Karawanenstraße von Mpapwa-Mamboia von jeher in lebhafter Verbindung mit Sansibar gewesen.

Man vergleiche über Ujeguä und seine Bewohner: Dr. D. Baumann, Uxambara und seine Nachbargebiete S. 265 ff., ferner die Mitteilungen des Missionars J. T. East in den Proc. R. Geogr. Soc., London 1882, 1883 und 1885, Stuhlmanns

Aufzeichnungen in den Mitteil. der Geogr. Ges., Hamburg 1887/88 (auch sein Reisewerk), endlich Joachim Graf Pfeil in Petermanns Mitteil. 1888 S. 1. Die Sprache ist bisher wenig bekannt geworden.

*) Besser als Ujeguä.

**) Besser als Nguruberge.

b) Ukwere und Udoë

Ukwere und Udoë liegen an der Küste zwischen dem Wami und dem Kingani. Die Wadoë leben am unteren Wami, ihr Land besteht aus Gneis und Granit, der etwa 700 m aufragende Pongweberg indessen aus älterem eruptiven Gestein. Dichte Busch- und Baumsteppe herrscht auch hier vor. Doch ist das Land im allgemeinen gut angebaut. Nach Stuhlmanns Ansicht sind die Wadoë mit den Wajaramo stammverwandt und sollen vorzeiten aus den südlichen Unguubergen eingewandert sein. Die Wadoë sind Ackerbauer. Politisch zerfällt ihr Gebiet in vier Bezirke und wird von einem Oberhäuptling (Mwene) regiert. Daß sich gewisse Reste des Kannibalismus unter ihnen erhalten haben, ist weiter oben bereits erwähnt.

Negerhütte im Küstendorf. Bananen und Kokospalmen.

Südlich davon sitzen die Wakwere, ein Zweig der Wajegua. Die Landschaft Ukwere hat zum größten Teil Vateritboden und gleicht im Vegetationscharakter dem nördlichen Wjeguä.

Vergl. über diese beiden Landschaften das über die hier gesprochenen Sprachen ist noch Reisewert Stuhlmanns S. 33 ff. und Peters' nichts bekannt geworden, doch gehören sie zweifellos den Bantusprachen an.

c) Wjaramo

In Wjaramo und Wkami reicht die Sedimentzone (Sandstein und Kalkstein, überlagert von Vaterit, in feuchten Niederungen auch wohl von schwarzer Erde) bis an den Fuß der Uluguruberge hinan. Die Landschaft Wjaramo, die das Gebiet zwischen dem Unterlaufe des Kingani und dem des Kufiji umfaßt, stellt eine gegen Osten nach der Küste hin abgebrochene, nach Nordwesten zu allmählich sich neigende, leicht gewellte Tafel dar und trägt Steppenvegetation, die aber etwas frischer erscheint, als in Wjeguä. Die Wasserläufe sind meist periodischer Natur. Die Küste ist ziemlich unzugänglich und hat nur einen guten Hafen, die Bucht von Dar-es-Salam, aufzuweisen (Beschreibung s. S. 339), während Bagamoyo und Kondutschi nur schlechte Reeden

besitzen. Die Eingeborenen sind Bantuneger und scheinen eine Art Zwischenstellung zwischen der Waffagara- und Waseguagruppe einzunehmen, wohin auch ihre angebliche Herkunft aus dem Süden von Unguu deuten würde.

Die bedeutendsten Ortschaften sind Bagamoyo und die Hauptstadt der ganzen Kolonie Dar-es-Salam (Stätte des Heils).

Bagamoyo liegt auf einer vom sandigen Meeresstrande sanft ansteigenden niederen Hügellehne und gruppiert sich um die lange Hauptstraße, die in zahlreichen Windungen den Konturen des Ufers in einiger Entfernung folgt. Zahlreiche Seitengassen führen in das Negerviertel und in die weiter hinaus gelegenen Schamben. Im Süden erhebt sich das hohe, mehrstöckige Fort, und in dessen Nähe, aber mehr nach der Stadt zu, das neue Bezirksamt, das die Wohnräume des Bezirksamtmanns, die Bureauräume, Magazine, die Messen und Wohnräume für die übrigen Beamten enthält, und in massiver Konstruktion aus Korallenstein erbaut ist. Auf dem sandigen Boden sind hübsche Gartenanlagen geschaffen worden, in denen sich das Denkmal für die in Ostafrika gefallenen Mitglieder der Wißmannschen Schutztruppe erhebt. Es besteht aus einer von Zement und Bruchsteinen hergestellten, über 8 m hohen Pyramide, in deren vier Seiten Bronzeplatten eingelassen sind. Von weiteren größeren Gebäuden sind zu nennen: die neue, umfangreiche Zollhausanlage mit geräumigen Lagerstätten und zwei massiven Gebäuden, in denen sich die Abfertigungs- und Bureauräume sowie die Wohnungen für die Zollbeamten befinden, das Postgebäude, das Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, deren Karawanxerai und im Nordwesten der Stadt die stattliche Anlage der katholischen Mission.

Die Stadt ist nach ihrer Zerstörung während des Aufstandes nach neuem Plane, der eine größere Regelmäßigkeit der Straßenzuführung vorsieht, wieder stattdlicher aufgebaut worden. Die Reinlichkeit in den Straßen hat sich unter der deutschen Verwaltung sehr gebessert, und die hygienischen Verhältnisse sind infolgedessen nicht unwesentlich gehoben worden.

Bagamoyo war um das Jahr 1870 noch ein ganz kleiner unbekannter Ort, er verdankt sein Aufblühen seiner günstigen Lage Sansibar gegenüber, die es zum Endpunkt der großen Karawanenstrassen aus dem Innern machte. Die gegen Süden und Osten durch eine vor springende kleine Landzunge geschützte Reede kann wegen ihrer geringen Tiefe nur von Daus benutzt werden. Größere Schiffe müssen etwa 3 km vom Strande entfernt auf der schlechten Außenreeede vor Anker gehen. Die Daus fahren so nahe an den Strand, daß sie bei Ebbe trocken fallen und dann bequem entlöschet werden können.

Die Väter vom heiligen Geist wirken in Bagamoyo bereits seit etwa 30 Jahren; zwei große, schloßähnliche Gebäude dienen den Missionaren und den Ordensschwestern zur Wohnung. Für die Zöglinge sind eine Reihe von lustigen Wohnhäusern, daneben Magazine, Schreiner-, Schmiede-, Schlosser-, Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten und u. a. auch eine Buchdruckerei eingerichtet worden. Eine prächtige Pflanzungsanlage, in der von Nutzpflanzen neben den einheimischen Frucht bäumen und europäischen Gemüsen besonders Kokospalmen und Vanille gezogen werden, umgibt das Kloster. Schöne Alleen von Mangobäumen und Kasuarinen durchziehen die am Meeresstrande angelegten Kokospalmenpflanzungen. Auf der Hauptstation befinden sich gegenwärtig 160 Kinder, 82 Knaben und 78 Mädchen. Dieselben erhalten neben dem Religionsunterricht Unterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen und

werden in verschiedenen Handwerken wie im Gartenbau unterwiesen. Von den Vätern werden ferner das Haus der Ausfägigen und das Spital der Wanyamwesi verwaltet. Zur Mission gehören acht kleine christliche Dörfer in der Umgebung von Bagamoyo, die der Leitung eines Paters unterstellt sind, dem ein christlicher Häuptling zur Seite steht. Zur Anlage solcher Dörfer schenkte der Fnder Sewa Hadji eine ganze Hügelkette, die zwei Meilen von Bagamoyo entfernt liegt. Das Dorf St. Joseph besteht bereits seit 1871 und wird von mehr als 100 christlichen Familien bewohnt; durch Kauf wurde 1886 das Grundstück erworben, auf dem die Thomasstadt erbaut wurde. Aus dem der Mission angefallenen Nachlasse des Fnders Sewa Hadji hat dieselbe ein Hospital für Farbige errichtet.

Die Karawanenrai der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft vermag etwa 10000 Personen aufzunehmen. In der Mitte der weitausgedehnten Anlage befindet sich ein festes Steinhaus, in dem von den Karawanenführern das Eisenbein und andere wertvolle Artikel sicher untergebracht werden. Ringsum ziehen sich lange, niedere, mit Wellblech oder Makuti eingedeckte Schuppen, die durch saubere Lagerstraßen voneinander getrennt sind und in denen die Träger für 1 Pesa täglich Unterkunft finden.

Dar-es-Salam war früher ein ganz kleiner, unbedeutender Platz. Said Madjid, der Vorgänger und Bruder Said Bargasch, hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens wohl erkannt und den Plan gefaßt, seine Residenz von Sansibar allmählich dorthin zu verlegen. Er ließ zunächst den Bau eines Palastes im Süden der heutigen Stadt in Angriff nehmen, erlebte jedoch die Vollendung dieses Bauwerkes nicht mehr. Als Madjid 1871 starb, waren erst zwei Häuser am Strande fertig, der größte Teil der Bevölkerung verließ den Platz wieder, und der Palastbau fiel in Ruinen.

Die aus 305 Steinhäusern und etwa 1340 Makutihütten bestehende Stadt macht mit ihren schlanken Palmen und den sauberen, hübschen, villenartigen Gebäuden, vom Schiffe aus gesehen, einen äußerst gefälligen Eindruck. Bei der Einfahrt fällt der Blick zur Linken zuerst auf die Signalstation und auf die dahinter malerisch gelegene Villa Seidlitz, zur Rechten zuerst auf die evangelische Mission am Immanuelskap (West-Fähr-Huck); dahinter erheben sich die stattlichen Baulichkeiten des Gouvernements inmitten ausgedehnter Gartenanlagen. Auf der Uferhöhe läuft die Strandstraße „Kaiser Wilhelmufer“ in großem Bogen um den Hafen, um dann in die Kaiserstraße einzumünden.

Am Kaiser Wilhelmufer liegen neben verschiedenen Verwaltungsgebäuden das Kasino und die im Bau begriffene evangelische Kirche nebst Pfarrhaus. In den Anlagen vor der Post steht das schmucke Denkmal Kaiser Wilhelms I. Mit der Errichtung eines Bismarckdenkmals am Schnittpunkt der Scheele- und Robert Kochstraße wird demnächst begonnen. An der Ecke der Scheele- und Dr. Beckerstraße liegt das hübsche Landhaus Lipowsky; an der Kaiserstraße die neue, fast fertiggestellte katholische St. Josephkirche, das ehemalige Fort mit zwei Bastionen, das neue Bezirksamtsgebäude, die katholischen Klöster St. Joseph und St. Maria, das Haus der „Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“, dem gegenüber das Zollgebäude, daran anschließend Hauptmagazin, Schutztruppenmagazin und Sewa Hadjihospital für die farbige Bevölkerung. Parallel zur Kaiserstraße läuft die fast nur von Steinhäusern eingefasste Hauptstraße, die Barra Rasta, in der sich die meisten Geschäftshäuser befinden. Ihre

Länge, vom Gouvernementshospital bis zur Pugustraße, beträgt 2 km. Eine große städtische Markthalle befindet sich mitten in der Stadt. In den rings um dieselben liegenden Straßen wohnen die meisten indischen Kaufleute. Vor dem Hauptzollamt ist ein Kai gebaut, mehrere Ladebrücken erleichtern das Laden und Börschen der Schiffe. Eine neue Pieranlage ist mit einem Hebe-
 fran versehen. Im Gouvernementspark ist ein Versuchsgarten von etwa 3 bis 4 ha Größe eingerichtet, der der Kulturabteilung untersteht.

Dar-es-Salam ist Garnison des Stabes, sowie der 5. Kompanie der kaiserlichen Schutztruppe, die der Regierung als Expeditionskorps zur Verfügung steht. Den Dienst am Plage versieht ein Wachtkommando in einer Stärke von 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 1 Sanitätsoffizier, 1 Zahlmeisteraspirant, 2 Feldwebeln, 3 Unteroffizieren, 2 Sanitätsunteroffizieren, 1 Essendi, 3 Betischaurich, 8 Schaurichen, 175 Askari.

Die katholische Benediktusmission (apostolische Präfektur Südsansibar) hat in Dar-es-Salam eine Doppelniederlassung für die männlichen und weiblichen Zöglinge der Mission. Im Männerkloster wohnen der apostolische Präfekt, welcher die Seelsorge für die dortigen Katholiken versieht (Europäer, Goanesen, Eingeborene, zur Zeit 440 Personen) und außerdem die in Pugu, Janika, Kitunda, Kivule, Nombo errichteten Neger Schulen und Unterrichtsposten leitet, der Prokurator für die sämtlichen Stationen der Präfektur und zwei Brüder, darunter ein Baumeister, der die neue St. Josephskirche erbaut hat.

Im Frauenkloster St. Maria wohnen 7 Schwestern, dieselben haben 150 Waisenmädchen in Erziehung, erteilen Unterricht an eine kleine Anzahl Europäer Kinder, leiten ein Negerhospital und treiben auf der eine halbe Stunde entfernten Simbesi-Schamba ausgedehnten Gemüsebau und Viehzucht.

Auf der nahe gelegenen Station Kurasini befindet sich unter Leitung eines Superiors eine Katechetenschule, in welcher 30 Knaben als Lehrer ausgebildet werden, 140 andere Knaben erhalten außer täglichem Unterricht Anleitung zu verschiedenen Arbeiten in Schreinerei, Schmiede, Schusterei, Gärtnerei, Mauerei oder besorgen eine Agavenplantage, die gegenwärtig 8 ha groß ist, in der nächsten Regenzeit aber auf 30 ha vergrößert werden soll. Auf dem gegen 340 ha großen Grundbesitz der Mission wohnen über 100 Negerfamilien, von denen die Hälfte bereits christlich ist. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Christen 250, die der Katechumenen 156.

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat eine Station am Immanuelskap errichtet. Am 2. Juli 1887 kam Missionar Greiner mit Frau nach Dar-es-Salam, mietete sich in der Stadt ein und begann das jetzige Missionshaus zu bauen. Bis jetzt wird sonntäglich Gottesdienst von 10—11 Uhr Vormittags in der kleinen Kapelle des Missionshospitals gehalten, bis die im Bau befindliche deutsche evangelische Kirche vollendet sein wird.

Viel genannte Orte in Usaramo sind Kondutshi (etwa 250 Einwohner), Pugu (eine Viehstation des Gouvernements, früher katholische Missionsstation), Tschungubueni, Kivumangao (300 Einwohner, meist Jnder, die Kautschukhandel treiben), Kisserawe (evangelische Missionsstation „Hoffnungshöhe“), Maneromango Simba-Manga u. a. m.

Die bedeutendste Quelle über Usaramo ist das man's Mitteilungen 1894, 1895 und 1896 viel Wert „Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika“, Berlin 1891, von Fritz Bley. Doch hat auch Stuhlmann in seinem Reisewerk sowie in Dandels-
 Material beigebracht. Die obigen Schilderungen von Bagamoyo und Dar-es-Salam sind dem Fignerschen Kolonialhandbuch (2. Auflage) ent-

Askari und Invaliden beim Appell.

nommen. Über beide Städte sind auch Monographien erschienen von A. Leue, „Bagamoyo“ in den Beiträgen zur „Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“, Jahrgang 1900/1901 S. 11, und von A. Seidel, „Dar-es-Salam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika“, Berlin 1898, Verlag von Meffer, Meusser & Co.

Die Sprache der Wasaramo ist von Worms, Maas und Seidel erforcht worden. Worms hat ein Wörterbuch derselben geschrieben (veröffentlicht in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, Jahrgang 4 S. 339 ff.); Maas und Seidel haben die Grammatik behandelt.

d) Ukami und die Uuguruberge

Ukami mit den Uugurubergen, einem schluchtenreichen und malerischen Waldgebirge, liegt westlich von Usaramo zwischen dem Rufu und dem Ngerengere, den Quellflüssen des Kingani. Durch die breite Makattaebene werden die Uuguruberge von dem Gebirgslande von Uffagara getrennt. Sie bilden ein gegen Nordwesten steil abfallendes Gneismassiv, das sich bis zu 2500 m er-

Ngomatanz.

hebt und welchem im Osten, Westen, Süden niedrigere Berge vorgelagert sind. Die höchste Erhebung ist der Kungwe oder Kiraberg. Hochstämmiger Urwald bedeckt einen großen Teil der Plateauhöhe und an den Abhängen und den Talsohlen drängen sich die Felder und Dörfer der Eingeborenen. Denn der große Wasserreichtum hat hier eine noch stärkere Fruchtbarkeit und Triebkraft des Bodens entwickelt als in Usambara. Die Bevölkerung ist den Uffagara nahe verwandt, von kräftigem Körperbau, aber sanft und gutmütig. Der bedeutendste Platz ist Simbamueni. Am Nordabhange des Gebirges, am Rufu, liegt die katholische Missionsstation Tununguo (der Väter vom heiligen Geist) in einer fruchtbaren, reich bewässerten Talsohle mit einer fleißigen und zutraulichen Bevölkerung.

Über Ukami haben besonders Joachim Graf Kifami (Sprache der Wasami) hat A. Seidel in Pfeil in Petermanns Mitteil. 1888 S. 1 und der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen Band 2 S. 1 und 32 veröffentlicht, eine Stuhlmann in seinem Reisebericht und in Dandels andere C. Belten in d. Mitt. d. orient. Sem. 1900.

e) Khutu

Die Makattaebene trennt die Landschaft Khutu von den Uugurubergen beziehungsweise deren südwestlichen Ausläufern, den Rufutabergen. Im

Osten grenzt Rhutu an Mjaramo und im Süden an den Ruaha-Rufiji. Es ist das Land der Quellflüsse des Rufu, der sich in Mjaramo unterhalb Mjungula mit dem Mgerengere vereinigt, des Mgeta, Mgasi, Dutumi und des Mdimu, die den Mluguru- und Mfufutabergen entströmen.

Nach Süden zu allmählich abfallend wird die Landschaft Rhutu durch einen nordost-südwestlichen Hügelrücken (er führt von West nach Ost die Namen Nyamambigebirge, Muaberge, Kipenyo) in zwei Tieflandmulden geschieden. Der Mittelpunkt der nördlichen Mulde ist die Landschaft Kijakki, welche vom Mgeta durchströmt wird und in welcher die gleichnamige kaiserliche Station gelegen ist. Die Station liegt auf der Höhe der wie ein Kesselboden ringsum nach der Mitte ansteigenden Talsohle. Die Ebene von Kijakki ist vollständig flach und besteht aus grauschwarzer oder braunschwarzer Tonerde ohne die geringsten Steinbrocken. Über das meist harte $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ m hohe Gras ragt hie und da eingestreuter Steppenwald mit Akazien, Sterocarpus und Hyphaenen auf; im Westen finden sich einzelne Borassuspalmen. Diese Savanne ist außerordentlich wildreich, und in ihr befinden sich die Niederlassungen der Wakhutu, wie das Dorf Mkona an dem gleichnamigen Bache und die große Ansiedlung von Koleru, die auf 500—800 Hütten geschätzt wird. Große Mais- und Mtamaanpflanzungen zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens. Die Wakhutu, den Wafagava verwandt, sind ein herabgekommenes Bantuvolk. Ihr Land wird seit Jahrzehnten von kriegerischen, fuluartigen, von Süden her vordringenden Völkern überflutet.

Der ganze Süden ist von diesen Völkern bereits überannt; aber auch im Norden haben sich bereits die Stämme der Wambunga (aus Mahenge) und der Wandongwe (aus Süduhehe) niedergelassen.

Vergl. über Rhutu die Berichte von Lieutenant Barnhäuser (ebenda, S. 309). Die Sprache ist Prince im Kolonialblatt III, S. 422 und von noch unbekannt.

f) Unguu*)

Unguu ist ein Gebirgsland, das aus Gneis, Granit und Glimmerschiefer gebildet wird. Der Gebirgszug, der sich in einzelnen Spitzen bis über 2000 m erhebt und nach Norden zu allmählich abflacht, fällt im Osten wie im Westen ziemlich schroff zur Ebene ab. Das Land gehört zum Flußgebiet des Wami. Aus seinem südöstlichen Teil strömt der wasserreiche Malle, welcher sich mit dem Mufondokwa zum Wami vereinigt. Von links fließt dem Malle der lange Mjongasfluß zu, während er rechts eine Reihe von Bergbächen aufnimmt. Aus der Nordostecke Unguus kommt der Mufagura, welcher bei Petershöhe in den Wami fällt.

Die starke Bewässerung im Verein mit dem fruchtbaren Boden hat einen üppigen Pflanzenwuchs hervorgerufen. Die östlichen feuchteren Abhänge des Gebirges tragen tropischen Urwald. An den Flußläufen zieht sich echter Galerieurwald hin; die Westseite ist dagegen trockener und geht in die Steppen des Massailandes über. Die Eingeborenen bauen besonders viel Tabak, aber auch Zuckerrohr und Bananen gedeihen neben Mtama, Mais, Hirsearten, Hülsenfrüchten u. a. m.

Die Wanguu sind Verwandte der Wafegua. Auch einige Wafamba und

*) Besser als Nguru.

Wakuafi haben sich angesiedelt. Auf den Berghöhen findet man auch noch Washambaa. Die Wanguu leben in Dörfern ohne politische Einheit.

Im Süden von Unguu, zwischen den Berglandschaften von Uffagara und Ukami zieht sich eine etwa fünf Meilen breite Ebene hin, durch welche der Mukondokwa mit seinem südlichen Zufluß, dem Makatta, nach Norden strömt und welche nach dem letzteren meistens die Makattaebene benannt wird. Sie ist mit einem gräulichblauen Ton bedeckt, der für Regenwasser wenig durchlässig ist. In der trockenen Zeit ist sie steinhart, außerhalb der Flußrinne ohne einen Tropfen Wasser und daher der Schrecken der Karawanen. Auf einem Vorberge am rechten Ufer des Nallesflusses, von Schamben und frucht-

Afrikanische Musikkapelle.

baren Feldern umgeben, liegt Rhonda, eine Station der katholischen Väter vom heiligen Geist.

Vergl. über Unguu: J. L. Cast, (Proc. R. G. B. Werther (Die mittleren Hochländer des Geogr. Soc. London 1882, S. 148 ff.), Stuhlmann (Mitteil. der Geogr. Ges., Hamburg hält die Wanguu im allgemeinen für einen bildungsfähigen Stamm. Über die Sprache derselben ostafrikanische Schutzgebiet, S. 253 ff.) sowie ist noch nichts bekannt geworden.

g) Uffagara und Gedja

Die breite Makattaebene scheidet das Uffagaragebiet, dessen landschaftliche Schönheit von vielen Reisenden gepriesen wird, von den Uugurubergen Ukamis. Im Norden fällt es steil und unvermittelt gegen die Massai-steppe ab, während es im Westen durch das Hochplateau von Ugogo, im Süden durch den Ruaha begrenzt wird. Das ganze Gebiet gehört der Formation des Gneises und kristallinen Schiefers an, deren Verwitterung eine sehr fruchtbare Bodenkruone geschaffen hat. Uffagara ist ein bewaldetes Gebirgsland von einer durchschnittlichen Höhe von 1200 m, in einzelnen schroffen Klippen jedoch bis zu 1700 m ansteigend. Gegen Norden nehmen die Uffagaraberge an Höhe und Schroffheit zu. Das westliche Bergmassiv gegen Wipapua hin ist ziemlich trocken und auf zwei bis drei Tagereisen unbewohnt. Hier erhebt sich der Ugomboberg, auf dessen

Höhe ein gleichnamiger See gelegen ist. In der Mitte von Uffagara liegen die bergigen Komplexe von Mangaheri und Itumba, das letztere berühmt wegen seiner Eisenwerke. Den südlichen Abschluß des Landes bildet das Rubehogebirge.

Auch Uffagara hat außerordentlich günstige Feuchtigkeitsverhältnisse, da seine Berge eine Art Regenfänger für die vom Indischen Ozean landeinwärts streichenden feuchtigkeitschwangeren Winde darstellen. Der bedeutendste Strom ist der Mukondokwa. In großem Bogen umfließt er das Massiv von Westuffagara, die Rubehoberge im Süden liegen lassend, um in einem äußerst fruchtbaren Quertal von Kidai bis Kondoa die eigentliche Uffagarasteppes im Osten zu durchbrechen, in die Makattaebene hinabzueilen und schließlich sich mit dem Wami zu vereinigen.

Die Uffagara sind verwandt mit den Wasegua und den Wakami. Im Norden wohnen auch vereinzelt Wakamba und Wakaguru aus Gedja, im Bezirk Kilossa auch Wanyamwesi, Wasanga, Waluguru u. a.

Unter den bedeutenderen Ortschaften ist besonders Mumboia zu erwähnen, eine Missionsstation der Church Missionary Society, die in prachtvoller Lage 300 m hoch über der eigentlichen Talniederung von Mumboia an einem Bergabhänge mit herrlichem Fernblick angelegt ist. Den Vätern vom heiligen Geist gehört die Station La Yonga (500 m ü. d. M.). Sie liegt am Ostabfall der Uffagaraberge, da, wo die südliche Karawanenstraße aus dem Gebirge heraustritt, in einem Seitental und gewährt einen prächtigen Fernblick über die Makattaebene auf die bewaldeten Berge von Ufami und Unguu. Am Austritt des Mukondokwa aus den Bergen, in Kondoa, haben die Araber schon vor langer Zeit eine bedeutende Handelsniederlassung angelegt. Oberhalb Kondoa wurde zum Schutz der Karawanen im Jahre 1891 die kaiserliche Station Kilossa errichtet (510 m ü. d. M.). Nördlich und westlich treten hohe Berge nahe an die Station heran, östlich und südlich breitet sich die verumpfte Niederung des Mukondokwa und Myombo aus. Infolgedessen ist das Klima sehr ungesund.

In dem Winkel, welcher durch den Nordrand Uffagaras und den Westabfall von Unguu gebildet wird, liegt die kleine Landschaft Gedja, ein lehmiges, hin und wieder leicht gewelltes Flachland, welches mit Busch und Baumsteppen bedeckt ist. Die Gewässer gehören sämtlich zum Stromgebiete des Mukondokwa. Im Norden und Osten geht die Landschaft unvermittelt in die Massaiesteppes über. Die harmlosen und friedlichen Bewohner, Wakaguru genannt, scheinen Bantu-Hamiten zu sein.

Vergl. über Uffagara und Gedja: Blonnet, sehr zuverlässigen Polyglotta Africana Orientalis Bull. Soc. de Géogr., Paris 1890, S. 350 ff., Stuhlmanns Reisebericht, Kapitel 2 und 3, ferner Peters, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, S. 246–252. Über die Sprachen der beiden Landschaften ist noch nicht viel bekannt geworden. Der Missionar East hat in seiner allerdings nicht sehr zuverlässigen Wörterammlung aus verschiedenen Uffagariadialekten mitgeteilt, auch eine kleine Grammatik des Kaguru geliefert (London 1886). Ferner hat die englische Bibelgesellschaft versuchsweise eine Übersetzung des Matthäusevangeliums in der Sprache der Wakaguru veröffentlicht.

17. Das Rufinijgebiet

Die Landschaften der Rufinijniederung, Mahenge, Uhehe und Ubena

Über den Rufinij ist bereits oben (S. 365) eingehend berichtet. Hier reicht die Küstenterrasse, wie früher bemerkt, am weitesten in das Innere des Landes hinein, denn die Sandsteinformation läßt sich bis in die Nähe des Abfalles der

Uheheberge und bis zu den Shugulifällen verfolgen. Das Rufijital ist gut bevölkert, während die Landschaften nördlich und südlich davon meist Steppenvegetation besitzen und spärlicher besiedelt sind. Am Mittellauf des Ulanga sitzen die Mahenge, durch den Ruaha vom Lande der Wakhutu geschieden. In seinem westlichen Teile, zwischen Ruaha und Ulanga ist Mahenge ein größtenteils marschiges, reich bewässertes Flachland von enormer Fruchtbarkeit, aber ziemlich ungesund. Ostmahenge dagegen ist eine trockene und hügelige, aber sehr wildreiche und weit gesündere Steppe. Das von zahlreichen Flüssen, Bächen, Seen und Sümpfen durchsetzte Gebiet im Westen ist das gegebene Land für die hier überall betriebene Reiskultur. Daneben wird Mais, Mtama, Erdnüsse, Tabak, Zuckerrohr und vieles andere gebaut. Mahenge ist außerordentlich dicht bevölkert. An den Ufern und auf den Inseln des Ulanga haufen Reste einer älteren Bevölkerung, die durch Einwanderer aus Uffagara (oder, wie andere wollen, aus dem Süden) unterjocht und beiseite gedrängt sind. Politisch genommen zerfällt das Land in eine große Zahl von Sultanaten oder Häuptlingschaften von oft ziemlich beträchtlicher Gefolgschaft.

Die Landschaft Upogoro ist besonders wegen ihrer landwirtschaftlichen Betriebbarkeit hervorzuheben. Wenngleich Ackergeräte aus Eisen noch ziemlich unbekannt bei den Wapogoro sind — sie besitzen solche aus Ebenholz —, bauen sie fleißig Reis, Mais, Erdnüsse, Bananen und vieles andere.

Zur Beaufsichtigung des Gummihandels in der Ebene des Ulanga, seiner Neben- und Zuflüsse, ist im Oktober 1899 auf einem langen schmalen Berggrücken mit anscheinend gesundem Klima (800 m ü. d. M.) eine Station, Mahenge, angelegt worden.

Vergl. über Mahenge die auf S. 366 angegebene Literatur sowie Prince, Deutsches Kolonialblatt 1883, S. 16. Die Sprache ist bisher unbekannt.

Westlich von Mahenge erhebt sich das Gebirgsland von Uhehe steil aus der Ulangaebene, im Norden zum Tale des Ruaha abfallend. Eine allgemeine Charakteristik der Oberflächengestaltung des Landes findet sich bereits auf S. 342. Den Bewohnern (Wahehe) ist ein ausführlicher Abschnitt im 12. Kapitel (S. 391 ff.) gewidmet.

Der Zugang zu der Landschaft von Osten und Norden her ist außerordentlich zerklüftet; hier herrscht ein entschiedener Gebirgscharakter vor. Das Land selbst ist aber ein flaches, leicht gewelltes Hochplateau von 1800—1900 m Durchschnittshöhe. Es ist in seinem größeren Teile mit kurzem Gras bestanden, in welches einzelne Buschparzellen eingestreut sind. Während die Landstriche südlich vom Ruaha von einem roten porösen Vaterit gebildet werden und in ihrer Trockenheit nur einem spärlichen und krüppelhaften Busch Nahrung zu bieten vermögen, besteht das eigentliche Plateau aus wohlbewässertem Lehm. Auf Tagereisen ist das Land völlig baumlos. Das Klima ist kalt und rauh, die Temperaturgegensätze schroff, dementsprechend auch der Menschenschlag rauh und kräftig. Ein Vokabular ihrer Sprache hat Spiß veröffentlicht.

Die Wahehe waren lange Zeit der Schrecken der ihr Land durchziehenden Karawanen. Auch die Landschaft Uffagara hatte unter ihren unaufhörlichen Überfällen schwer zu leiden. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, wurde ihnen im Jahre 1891 eine Abteilung der Schutztruppe unter dem Befehle v. Zelenwskis entgegengesandt, die aber am 17. August fast völlig vernichtet wurde.

Erst drei Jahre darauf unternahm Gouverneur v. Schele eine Strafexpedition, erstürmte die Hauptstadt Iringa (Kwiringa) und brach die Macht dieses räuberischen Volkes. Um den Erfolg der Expedition zu sichern, wurde im Jahre 1896 von Hauptmann Prince die Station Neu-Iringa angelegt. Sie liegt mitten in stark hügeliger, vom kleinen Ruaha durchflossener Landschaft auf einem langen Bergücken. Sechs Stunden südlich der Station zieht sich von Ostnordost nach Westsüdwest das etwa 200 000 ha umfassende fruchtbare, gesunde, fast unbefestete Grasland Ngrues, Ngingas und Fragis; weiter südlich schließt sich hieran das gegen 80 000 ha große, bedeutende Kulturland Ujungwe. In Malangali und Madibira hat die katholische Benediktus-Missionsgenossenschaft Stationen angelegt; auch die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden hat sich im Lande niedergelassen.

In unzugänglichen Tälern des Osthanges der Hochebene zwischen zerklüfteten Bergen lebt der versprengte Stamm der Wangwila, dessen Zugehörigkeit noch unbekannt ist.

Gegen Westen geht das Hochland von Uhehe allmählich in Ubena über, welches ganz ähnlichen Charakter zeigt. Im allgemeinen ist es noch fruchtbarer als Uhehe, und es wird viel Getreide gebaut. Die Bewohner sind mit den Warori verwandt, nähern sich also der Wanyamwesi-Gruppe. Nur die südlichen Wabena, Nyakanyaka genannt, haben sich von der Herrschaft der Wahehe freihalten können. Der Hauptort von Nordubena ist Uhege.

18. Das Ruwumagebiet

Unter diesem Namen fassen wir die Landschaften zwischen dem Rufigi und dem Ruwuma von der Küste bis zum Nyassa zusammen, ein Gebiet von rund 192 000 qkm. Dabei unterscheiden wir das Küstengebiet (bis zum 37. Grad östlicher Länge) mit vorwiegend suahiliartiger Bevölkerung, wie Wangindo, Wamwera, Makonde, Makua u. a. von dem innern Hochplateau, auf dem die juluartigen Magwangwara, Wangoni und verwandte Stämme sich niedergelassen haben. Von der Küste abgesehen sind diese Landschaften im allgemeinen noch wenig erforscht.

Im Jahre 1859 drang Albert Mosher von Kilwa zum Nyassa vor. Von der Decken, der im Jahre 1860 folgte, mußte schon in Mesule umkehren. 1894 erreichte Leutnant Ch. St. Smith von Kilwa aus den Ruwuma. Die Missionare W. G. Porter, W. P. Johnson besuchten in den Jahren 1882–1884 das Land der Wangoni. Die Route Nyassasee–Kilwa wurde im Jahre 1894 von Hauptmann Ramsay aufgenommen. Einen südlicheren Weg wählte der Geologe G. Vieder (v. Dandelmans Mitteil. 1894 und 1897). Die Küstengebiete im Hinterlande von Lindi und Mtsindani besuchte Leutnant Engelhardt (v. Dandelmans Mitteil. 1897) und Bezirksamtmann Berg (ebenda 1897 und Deutsches Kolonialblatt 1897). Das Gebiet am unteren Ruwuma wurde 1895 von Dr.

Stuhlmann erforscht (v. Dandelmans Mitteil. 1897). Über die Geschichte der Wangoni berichtete Kompanieführer Prince (ebenda 1894).

Livingstone war der erste, der in den Jahren 1861 und 1862 den Ruwuma besuchte. Auf der zweiten Fahrt entdeckte sein Begleiter Dr. Kirk Kohlen am Flusse. Die Missionare der im Jahre 1876 gegründeten englischen Station Massassi (Steele, Maples, Johnson, East) führten viele Reisen am Ruwuma aus und bereicherten dadurch erheblich unsere Kenntnis des Landes. Die Kohlenfelder wurden 1881 von Jos. Thomson und 1884 von G. Angelon untersucht. In neuerer Zeit hat Leutnant v. Behr (v. Dandelmans Mitteil. 1892, 93 und Deutsche Kolonialzeitung 1892) größere Reisen im Gebiete des Ruwuma ausgeführt.

Zwischen der Rufigimündung und der südlich davon gelegenen Mohorobucht ist die Küste stark zerrissen. Das ganze Gebiet ist von Creeks durchsetzt und nach den großen Regenzeiten oft gänzlich überschwemmt. Es bildet ein reiches Alluvium von schier unerschöpflicher Triebkraft. Südlich davon ist die Küste bis etwa 13 km nördlich der Mandandumündung von Mangroven ein-

gefaßt; von dort an tritt ein sandiger weißer Strand an das Meer hinan. Südlich von der Mohorobucht liegt das große Dorf Šamanga (etwa 1000 Einwohner). Der Mandandou ist von der See durch eine flache Barre abgetrennt und dahinter etwa 16 km weit für Dampfschiffe schiffbar. Bis an seine Südufer reichen die Felder von Kilwa-Kiwindje.

Hinter dem Küstenstreifen von der Rufijimündung bis zur Mandandumündung erhebt sich, 10–15 km von der Küste entfernt, das nach dem Innern erheblich ansteigende Šamangaplateau, ein dichtes Waldland mit den Matumbi- oder Mandandubergen im Westen. Es mag etwa 1000 qkm umfassen, ist fruchtbar, verhältnismäßig gesund und in seinem Südwestteil gut angebaut. Die Bewohner (Matumbi) sind eine Mischrasse, unter denen auch viel Wangindo wohnen.

Die Wangindo, den Wafarimo verwandt, sind von den fuluartigen Völkern fast aufgerieben, sitzen heute zwischen den Matumbibergen und dem Mittellauf

Norogwe mit einem Teil des Panganiflusses.

des Mlaga im Norden bis über den 10. Grad südlicher Breite hinaus in einer trockenen Steppe von 200–300 m Höhe von vorwiegendem Lateritboden, die von einzelnen Gebirgs- und Hügelzügen unterbrochen wird (Kitshiberge oder Bilima Mombutu im Süden des Rufiji, Tetehügel u. a.).

Kilwa-Kiwindje ist die Mündung aller Karawanenwege, die aus diesem Gebiete an die Küste führen und hat daher eine große handelspolitische Bedeutung. Während das etwas südlicher gelegene Kilwa-Kisiwani einen ausgezeichneten natürlichen Hafen besitzt, hat Kilwa-Kiwindje nur eine schlechte Keede. Dicht an dem vollkommen flachen Strande, inmitten eines Waldes von Kokospalmen, ein Gewirr von Steinhäusern und Hütten, liegt die Stadt Kilwa-Kiwindje da. Erst etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunde südwestlich von Kilwa steigt das Land in vereinzelt Hügeln und schließlich in der zusammenhängenden Hügelkette des Šingino (167 m) an. Den Mittelpunkt des Ortes bildet die von dem verstorbenen v. Zelenewski nach großem Plane angelegte kaiserliche Station. Das Trinkwasser der in der Stadt befindlichen Brunnen ist schlecht. Die vom Šingino herablaufenden Quellen sind indes gefaßt und in ein Sammelbassin geleitet, aus welchem die Stadt mit Wasser versorgt wird. Die Einwohnerzahl von Kilwa-Kiwindje wird auf 8000–10 000 Köpfe geschätzt, unter denen das indische Element besonders hervortritt.

Südlich von Kilwa-Kiwindje bildet die Küste durch vorspringende Landzungen zwei bedeutende Buchten, in deren nördliche sich der Mavudji ergießt. Auf einer Insel in der nördlichen dieser Buchten, dem Beaverhafen, lag die alte arabische Stadt Kilwa-Kisjwani, von der heute nur spärliche Ruinen erhalten sind. Jetzt haftet der Name an einem kleinen Suahilidorf mit 400 bis 500 Eingeborenen. Am Nordostufer der Insel erhebt sich unmittelbar am Meeresstrande ein mächtiges arabisches Fort mit Ecktürmen und krenelierten Mauern.

Das gegenüberliegende Festland ist sumpfig, steigt landeinwärts langsam an und ist mit Anpflanzungen reich bestanden. Am Mavudji wohnt eine aus Wamuera und Makua gemischte Bevölkerung. Das weitere Hinterland dieser Küste, früher von Wangindo besiedelt, ist durch die Einfälle der Mwagangwara verödet.

Als ein sehr ödes, menschenleeres Gebiet wird das Hinterland der Küstenstrecke von Kilwa-Kiwindje bis Lindi beschrieben. Überall dieselbe trostlose Ebene, über welcher die heiße Sonne brütet, mit wenigem Busch und hartem Gras oder verkommenem Baumwuchs bestanden. Hügel und Felsblöcke bringen auch hier ein wenig Abwechslung in die Landschaft. Die Flußläufe sind fast durchweg wasserleer. Das feuchte Raß muß aus Löchern oder durch Nachgraben in den Flußbetten gewonnen werden. Besser werden die Verhältnisse, je weiter das Land nach Westen zu ansteigt. Die Waldlandschaft Donde ist infolge ihres feuchteren Charakters besser besiedelt. Die zerstreuten Gehöfte der hier verbliebenen Wangindoniederlassungen sind inmitten dichter Waldparzellen angelegt. Doch sind diese Wangindosiedlungen in Abhängigkeit von den Wangoni.

Westlich von Donde folgen einige kleinere Landschaften Rendoe, Pioto, Mandandu, die gleichfalls oasenartig im Walde gelegen sind. Die letzten Wangindooniedlungen finden sich im Stromgebiet des Luwegu. Der obere Luwegu, welcher aus den Matogorobergen dicht an der Quelle des Ruwuma entspringt und in weitem Bogen gegen Norden zum Ulanga fließt, ist die ungefährige Grenze zwischen den Wangindo und den Sulustämmen des Westens.

Im südlichen Teile der Landschaft Donde liegt der Militärposten Donde-Barikiwa, auf einem Höhenzuge, der sich von Ost nach West nördlich des Barikiwaflusses hinzieht. Fast die ganze wellenförmige Umgebung ist mit dichtem Wald bedeckt, in welchem guter Gummi in großen Mengen gefunden wird. Auch die südlich davon zwischen Massassi und Sjongea gelegenen Gebiete des Hinterlandes sind armselig und trostlos, so daß (nach Pieder) jede größere Karawane, die von Massassi aus ins Innere geht, sich für 14 bis 16 Tage verproviantieren muß. Nur der eigentliche Küstenstreifen hat zur Zeit eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung.

Am Südrande einer geräumigen in das Land einschneidenden Bucht, die einen guten Ankergrund bietet, liegt das Dorf Kisjwere, wo ein kleiner Süßwasserstrom mündet und einige Straßen aus dem Innern auslaufen. Der Ort hat etwa 600 Einwohner. Südlich von Kisjwere liegt die Mfungubucht (Djwe-la-Mfungu), in welche der Mbemkurru (oder Umbekuru) sich ergießt. Auch die Mtshingabai im Norden von Lindi bildet einen Hafen und ist Ausfahrplatz für Karawanen. Die Stadt liegt äußerst malerisch inmitten von Kokosnusspflanzungen und gewährt ein sehr liebliches Bild vom Hafen her. Der größte Hafen im Süden ist jedoch die Bucht von Lindi. Von einem Kranz bewaldeter Hügel eingerahmt, deren dunkles Grün vom tief-

blauen Spiegel des Wassers sich märchenhaft abhebt, gewährt sie mit ihren oft scharf hervorragenden Felskluppen und schön geschwungenen Kaps und Vorsprüngen einen unbeschreiblich lieblichen Eindruck. Der Hafen selbst ist nicht so gut, wie der von Kilwa-Kisjwani, doch können dort die größten Schiffe bei jedem Wasserstande ein- und auslaufen. Die Bedeutung Lindis liegt in der Tatsache, daß es der Ausgangspunkt eines beträchtlichen Handels aus dem Innern ist. In die äußerste Südwestecke der Bucht ergießt sich der Lukuledi, der etwa zwei deutsche Meilen stromaufwärts schiffbar ist. An seinem linken Ufer, wohl eine Marschstunde vom offenen Meere entfernt, liegt inmitten eines Palmen- und Orangenhaines am nördlichen Ufer des Lukuledi die Stadt Lindi. Der Ort hat etwa 4500 Einwohner, aber gar keine eigentlichen Steinhäuser, da die hier ansässigen Araber meist landeinwärts auf ihren Schamben (Pflanzungen) wohnen.

Das Hinterland der Küstenstrecke zwischen Kilwa und Lindi wird von

Mikindani vom Hafen aus.

den Wamuera bewohnt, einem suahiliartigen Stamm, wie die Wangindo. Doch sind die Wamuera, von den Masiti-Sulu hart bedrängt, zum großen Teil von der Küstenbevölkerung aufgesogen worden.

Südlich vom Lukuledi liegen Sjudi und Mikindani. Sjudi, an der Mwanjabucht gelegen, ist erst vor etwa 25 Jahren von Arabern begründet worden, zählt aber heute bereits 2000 Einwohner, welche zum größten Teil aus freien Negern und Mischlingen bestehen und fast ausschließlich von Ackerbau und den Erträgen ihrer großen Obstpflanzungen leben. Die Bucht von Mikindani schneidet etwa $4\frac{3}{4}$ Meilen tief ins Land ein. An beiden Seiten ist sie flach und mit Baumwuchs bestanden. In ihrem Hintergrund aber wird sie von Hügeln überragt, welche bis zu 120 m ansteigen. Sie bildet zwei vorzügliche Häfen. Um die Bucht herum liegt eine Reihe von Ortschaften, deren bedeutendste die Stadt Mikindani selbst ist. Sie hat eine Bevölkerung von 2000—3000 Einwohnern, welche sich aus Arabern, Hindu, Banianen, Makonde, Wamuera und Sklaven der einheimischen Schambenbesitzer zusammensetzen. Auch die südlich von Mikindani gelegene Mnasibucht bietet einen geschützten Ankergrund von 7—16 Fuß Tiefe. Gegen die See wird sie durch eine Kette kleinerer Inseln abgeschlossen, deren größte Mongo heißt. Im Mündungsgebiet des Ruvuma ist schließlich die Stadt Kionga zu erwähnen, die an der gleichnamigen Bucht zwei Seemeilen landeinwärts gelegen

ist und auf etwa 1000 Hütten und 4000 Einwohner geschätzt wird. Der Platz verliert indes ständig an Bedeutung. Mit dem Kap Delgado schließt die deutsche Küste im Süden ab.

Im Norden des Kuvumaunterlaufes erhebt sich das Makondehochland, das von Osten gegen Westen ganz gleichmäßig ansteigt und aus einer Höhe von 2570 Fuß steil in das Kuvumatal abfällt. Im Norden löst es sich in einzelne niedere Bergketten auf. Sein ganzer Umfang beträgt etwa 8400 qkm. Nach Thomson besteht es aus einer Kappe von rotem und grauem Sandstein, welche in einer Dicke von etwa 1000 Fuß über metamorphisches Gestein gelagert ist. Im allgemeinen leidet das Plateau an Trockenheit und ist nur an den Rändern, wo die Niederschläge erheblicher sind, stärker besiedelt. Das ganze Gebiet ist mit einem niedrigen, dicht verschlungenen Buschgestrüpp bewachsen, während große Bäume im wesentlichen fehlen. Doch ist dieser Buschwald reich an Kautschuk und Gummi vorzüglicher Qualität. An seinem Süd- und Oststrand wird das Hochland von den Makonde bewohnt. Den westlichen Teil des Plateaus haben die von Süden her eingewanderten Wayao eingenommen, die in Sitten, Tracht und Bewaffnung den Typus der Suluasse rein bewahrt haben. Ihre Zahl wird auf etwa 1000 geschätzt. Von den Magwangwara bedrängt, sind sie von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen. Ein dritter Volkstamm, der im Hinterlande der südlichen Küste lebt, sind die Makua, zu den swahiliartigen Bantu gehörig und in verschiedenen geschlossenen Komplexen unter den Wamuxa, den Makonde und den Wayao angesiedelt. Sie sind geschickte Eisenarbeiter und Töpfer. Die bedeutendsten Ansiedlungen in diesem Gebiet sind Nyangau, Lukuledi, Massassi und Kewala. Nyangau liegt am gleichnamigen Bache etwa 600—700 m oberhalb seiner Mündung in den Lukuledifluß und hat 2000—2500 Einwohner. Das Land, in dem die Station gelegen ist, ist sehr hügelig, der Boden fruchtbar, das Klima heiß und infolge der ausgedehnten Sümpfe feucht. Hier wie in Nyangau befinden sich Missionsstationen. Die Zahl der Eingeborenenbevölkerung, den Lukuledi entlang, 7 Stunden abwärts, beläuft sich auf 1000 Köpfe, die hauptsächlich dem Makua-Stamm angehören. Kewala und Massassi gehören zu den Stationen der englischen Universitätenmission.

Das innere Hochplateau ist, wie früher bereits erwähnt, das Herrschaftsgebiet suluartiger Stämme, welche sich hier Wangoni nennen und mehrere selbständige Staaten begründet haben. Südlich von der Landschaft Upogoro, durch die Upallaberge von dieser getrennt, sitzt der Sulustamm der Walihuhu, eine wilde Rasse, bis an die Küste und an den Ringani hin gefürchtet. Durch einen von der Landschaft Luri am Ulanga zum rechten Ufer des unteren Ruhudje in westsüdwestlicher Richtung unter wechselndem Namen sich erstreckenden Höhenzug wird das Reich der Walihuhu von dem des Wabenahauptlings Kiwanga getrennt. In einer Ausdehnung von 120 km zieht sich Kiwanga's Reich am rechten Ufer des Ulanga und seines südlichen Quellflusses, des Ruhudje, hin. Das Land ist gut bewässert und streckenweise dicht bevölkert. Der Aufstieg auf das Hochplateau trägt den Namen Lupembe, wo der Nyera seine Quellen hat. Am Plateauabfall gegen Osten liegt das fast ganz mit Urwald bestandene Gebirgsland von Matumbi, dem in der Ebene die Mbarikakette in nord-südlicher Richtung vorgelagert ist. Matumbi bildet die Wasserseide zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassa. Der Süden

dieses Gebietes gehört bereits dem Reiche des Tshabruma und damit dem eigentlichen Wangoniland an. Von den Wangindo werden die Wangoni mit dem Namen Wamatshonde bezeichnet, während die Araber der Küste sie Magwangwara nennen. Das Wangoniland zerfällt in das nördliche Reich des Tshabruma und das südlich davon gelegene Reich des verstorbenen Mharuli. Tshabrumas Reich umfaßt etwa 3000 qkm und seine Bevölkerung wird auf 60 000 Menschen geschätzt. Das Land ist ein leicht gewelltes Hochplateau, welches sich im Durchschnitt etwa 1200 m über den Meeresspiegel erhebt. Der Boden ist wechselnd von schwerem Lehmboden bis zu leichteren Mischungen. Überall gedeihen die landesüblichen Feldfrüchte in vorzüglicher Weise. Namentlich wird die Kultur von Erdnüssen sehr stark betrieben, welche ein Hauptnahrungsmittel der dortigen Bevölkerung sind. Ebenso wie die Masiti am

Dampfer auf dem Rufini.

Manga sind die dortigen Einwohner vorzügliche Ackerbauer. Ihre Dörfer liegen vollkommen offen und über die Äcker zerstreut ohne jede Befestigung. Das Wohnhaus ist eine Hütte mit sehr tief herabhängendem Dach und ohne Veranda. Bewaffnung und Gerätschaften sind echt fuluartig. Von Mharulis Land wird Tshabrumas Reich durch eine Strecke unbewohnten Gebietes getrennt. Die Bevölkerungszahl in Mharulis Land schätzt v. Schele auf 50 000—60 000 Köpfe, von denen nur der kleinere Teil der herrschenden Sulu-rasse angehört, die erst im Jahre 1866 hier eingebrochen sein soll. Die eingeeffenen Stämme wurden zum Teil vernichtet, zum Teil nur unterworfen und gezwungen, das Land für die Herren zu bebauen. Dazu wurden immer neue Sklavenmassen aus dem weiten Plünderungsgebiet im Osten und Westen hinzugeschleppt. So leben hier Wangindo, Wanindi, Wamwera, Waruanda, Wayao u. a. in getrennten Ansiedlungen unter der Herrschaft der Wangoni.

Die östlichen Randberge des Nyassa sind schwach bevölkert. Südlich des Wiedhafens wohnen versprengte Reste der Wangindo und Wanindi, die ihre Hütten in unzulänglichen Klüften oder an unwegsamen Hügeln haben. Dann folgt eine völlig unbewohnte Gebirgswildnis im südlichen Teile der Livingstoneberge, wo nur die spärlichen Vertreter der Tierwelt haufen. Im

nördlichen Teile des Livingstonegebirges dagegen wohnen die Bakanga (Merensky), wahrscheinlich eine Mischrasse, entstanden aus allen möglichen flüchtigen Elementen der Umgegend. Ein gemeinsamer Typus fehlt. Körperbeschaffenheit, Kopfputz und Gesichtsausdruck sind äußerst verschieden. Ihre kegelförmigen spitzen Hütten sind niedrig und oft halbverfallen. Politisch ist ein Teil der Bakanga, deren Gebiet am See sich 2–3 Tage nach Osten erstreckt, in Abhängigkeit von Mereres Macht. Ein anderer Teil gegen Westen zu untersteht den benachbarten Bakonde. Der südliche Teil ist von den Wangoni unterjocht. Ihre Nahrung gewinnen sie durch ein wenig Ackerbau, der ihnen Mais, Mtama, Bohnen und Erbsen liefert, und etwas Viehzucht. Daneben sind sie sehr gewandte Eisenarbeiter.

Die Sprache der Wamwera hat Professor Dr. v. Sowa in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, Band 3, behandelt. Eine Grammatik des Kijao (Sprache der Wamwera) nebst Wörterbuch hat Hetherwick (Handbook

of the Yao language, London 1889) herausgegeben, während Maples die Makua-Sprache bearbeitet hat. Auch die Sprache der Wangoni ist von den Missionaren bereits studiert und einiges darüber veröffentlicht worden.

19. Das Massaigebiet

Das Massaigebiet, teils von Bantustämmen (Warangi, Wambugwe, Wanyaturu, Wanyairamba), teils von sogenannten Nilotohamiten, Massai und deren Verwandten, teils von reinen Hamiten (Wassomi, Waraku) bewohnt, umfaßt den nördlichen Teil der abflußlosen Gebiete Deutsch-Ostafrikas, d. h. die gesamten zwischen dem Pare- und dem Unguengebirge im Osten und der Wasserscheide gegen die Zuflüsse des Viktoriasees im Westen gelegenen Landschaften.

Durch den ostafrikanischen Graben (vergl. S. 345) wird das Massaigebiet in einen östlichen Teil, die sogenannte Massai-steppe und in eine westliche Hälfte, die wir im folgenden Westmassai nennen werden, geteilt.

In den Jahren 1882–1883 hat Dr. G. A. Fischer diese Gebiete durchstreift und in seinem Werke „Das Massailand“, Hamburg 1885, beschrieben. Er entdeckte den Natron- und den Naikwaschasee. Im Jahre 1883 folgte ihm der Engländer Jos. Thomson, der den Baringosee entdeckte, und dessen Reisewerk (Through Massailand, London), gleichfalls im Jahre 1885 erschien. Später (1885) hat Fischer nochmals Massailand durchkreuzt, als er seine Expedition zur Auffindung Dr. Junfers unternahm (Petermanns Mitteil. 1886, S. 363). Auch Dr. Fr. Stuhlmann hat den südlichen Teil Massailands auf seiner Rückreise vom Viktoriasee nach der Küste durchzogen (Kapitel 31 und 33 seines Wertes „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika“). Hauptsächlich aber

sind diese Gebiete durch die Forschungen von Dr. Oskar Baumann bekannt geworden (Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894), dem auch die Entdeckung des Ghassisees zu danken ist. Im Jahre 1893 und später in den Jahren 1896–1897 hat E. Waldemar Werther das Land bereist und den Hohenlohesee entdeckt. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind niedergelegt in den beiden Werken „Zum Viktoria-Nyanza“, Berlin 1894, und „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika“, Berlin 1898. Auch sonst finden sich viele Angaben über das Massailand zerstreut in den Reiseberichten des Grafen Goecken, des Zoologen D. Neumann, des Dr. Max Schoeller und mancher Offiziere der Schutztruppe wie Fendt, Maerder, Glauning u. s. w.

a) Der ostafrikanische Graben

Im Norden des ostafrikanischen Grabens liegt, wie bereits früher erwähnt, der Natronsee (Guassonyiro), östlich davon der Vulkan Gelel und im Süden der Doenye Ngai. Zwischen den beiden Salzseen Laua ya Mueri (Manyarasee) und dem Laua ya Sereri liegt die Landschaft Umbugwe. Umbugwe ist ehemaliger Seeboden, völlig glatt und salzhaltig, eine baumlose Salzsteppe. Die Wambugwe, den jüngeren Bantu zugehörig, sind aus Frangi eingewandert. Sie stellen eine Mischung aus Hamiten und Bantu dar. Ihre Sprache ist rein Bantu, aber noch nicht näher erforscht. Auf der

Steppe haben sie ihre Temben und Viehweiden, während sie ihre Felder auf dem ehemaligen Seeufer im Süden und Osten angelegt haben. Südlich vom Lana ya Mueri erheben sich im Osten des Grabens die Ufiomiberge. Die Wafiomi sind reine Hamiten mit hamitischer Sprache, die indessen noch nicht näher erforscht ist. Im 13. Kapitel sind sie ausführlicher beschrieben. Westlich von Ufiomi liegt die Landschaft Mangati mit dem Gurui vulkan. Zwischen demselben und dem Westabfall des Grabens ist der kleine Salzsee Balangda eingebettet, dem die Eingeborenen ihr Kochsalz entnehmen. Die Bewohner (Watauru oder Tatoga) sind echte Hamiten, treiben mit Vorliebe Viehzucht, bauen aber daneben Sorghum und Mais. Ihre Gesamtzahl wird einschließlich der Sprengteile am Viktoriassee und in Unyamwesi auf höchstens 5000 Köpfe geschätzt. Südlich vom Gurui erweitert sich der ostafrikanische Graben, indem der Westrand nach Westen hin ausbiegt. Den Ostrand bildet das Hochplateau von Uassi, sowie südlich davon die Gebirgsländer von Irangi und Ussandau. Irangi ist nach Stuhlmann eine 1400 m hoch ansteigende Gneisgebirgskette, welcher 150—200 m hohe Hügel aufgesetzt sind. Die Zuflüsse des Bubu versorgen das Land mit Wasser.

Die Warangi (besser Wanyairangi) sind, wie bereits erwähnt, Bantu mit einer Beimischung von Hamitenblut. Sie bilden wie die Wambugwe Familienrepubliken ohne einen eigentlichen einheitlichen Häuptling. Ihre Temben liegen zwischen den Felsern zerstreut, auf denen hauptsächlich Sorghum und Penicillaria angebaut werden. In Irangi ist schon vor längerer Zeit eine Handelsniederlassung in Kondoa begründet worden (nicht zu verwechseln mit Kondoa in Ussagara). Gegen Südosten ist dem Gebirgslande von Irangi die kleine Landschaft Burungi vorgelagert, deren Bevölkerung wie die von Uassi mit den Wafiomi verwandt ist. Zwischen Framba und Ugogo liegt das Granitplateau von Ussandau, das bereits in das Granitgebiet von Unyamwesi hineinreicht. Unter den aufgesetzten höheren Kuppen ist der Tugui im Norden der höchste. Die Ussandau, auf etwa 4000 Köpfe geschätzt, scheinen ein Rest der Urbevölkerung von Afrika und mit dem Jägervolk der Wanage in Westmassai verwandt zu sein. Ihre Sprache enthält die eigentümlichen Schnalzlauten, welche für die Sprache der Hottentotten, allerdings auch für die der Zulu charakteristisch sind. Sie sind Ackerbauer, bauen Sorghum und Eleusine, besitzen daneben aber auch Kleinvieh. Inmitten der Ussandau liegt eine Wanyamwesikolonie, deren Oberhaupt eine hervorragende Stellung in ganz Ussandau einnimmt (Kwa-Mtoro).

Die Sprache der Warangi ist nach dem von E. W. Werther gelieferten Material bearbeitet worden von A. Seidel im Anhang zu dem oben erwähnten Werther'schen Reiseverf. A. Seidel hat auch die Sprache der Wafiomi behandelt (Zeitschrift f. afr. Spr. V, S. 165). Die Sprachen der übrigen erwähnten Völkerstämme sind bis auf wenige Wörterfassungen noch völlig unbekannt.

b) Die Massai steppe

Zwischen dem Ostrande des großen afrikanischen Grabens und den Gebirgsländern von Pare und Usambara dehnt sich bis hinab zu den Kulturländern von Unguu, Ussagara und Ugogo im Süden die Massai steppe aus. Die Massai, die Bewohner dieser Gebiete, sind bereits in Kapitel 13 ausführlich geschildert worden. Das ganze Land ist eine wellige Hochebene, aus der vereinzelt Berge hervorragen. Da es in einer Höhe von 1100—1500 m gelegen ist, ist es nirgends übermäßig heiß, ja des Nachts oft bitterlich kalt. Der Boden ist meist fruchtbar, aber die Bewässerung spärlich. Auch fließen-

des Wasser findet sich nirgends und die Vegetation ist diesem Charakter angemessen. In einzelnen Strecken, besonders gegen Süden, geht die Steppe in eine fast wüstenartige Wildnis über, während sie im Westen und Nordwesten sich zum Werte eines üppigen Gras- und Weidelandes erhebt. Das ganze Land ist mit einzelnen hervorragenden Fels- und Hügelgruppen wie überfät. Der Wildreichtum dieser Gegend ist streckenweise sehr beträchtlich.

c) Westmassai

Auch Westmassai ist ein Hochplateau, das im Norden bis zu 2000 m ansteigt, im Süden sich bis auf 1500 m abdacht und mit Busch- und Grassteppen bedeckt ist. Durch den Hohenlohegraben mit dem Hohenlohesee und dem Wemberegraben mit dem Gyaßisee wird das Plateau in südwest-nordöstlicher Richtung zerrissen. Der nördliche Teil wird von nomadisierenden Massai bewohnt. Westlich vom Manyarasee in der Landschaft Iraku wohnen Verwandte der Wasioni. Das Plateau Iraku ist ein durch Wasserreichtum und Kühle des Klimas ausgezeichnetes, fruchtbares Ackerland, auf dem Sorghum, Mais, Eleusine und Kürbisse, jedoch weder Bananen noch Hülsenfrüchte gebaut werden. Hier ist das Quellgebiet des Kwou, dessen Zuflüsse in tief eingeschnittenen Tälern das Land durchziehen. Die Eingeborenen sind Verwandte der hamitischen Wasioni und haben ihre hamitische Sprache bewahrt. Von Hause aus nomadisierende Viehzüchter, sind sie von den Massai zum Betriebe des Ackerbaues und zur Sesshaftigkeit gezwungen worden. Ihre Wohnungen haben den für die Hamiten charakteristischen Lembencharakter. Westlich vom Gyaßisee wohnen die Wahi und zwischen Gyaßi- und Hohenlohesee die ihnen verwandten Wanega (von den Wanyamwesi Watindiga genannt). Sie sind Jägervölker, deren Herkunft dunkel ist. Die Sprache der Wanega soll nach Baumann an Schnalzlauten reich und dem Kiffandani verwandt sein. Sie tragen kurze Haare und Armbänder aus Kauri, leben von der Jagd, die sie mit kräftigen Bogen und vergifteten Pfeilen betreiben. In Grashütten und Höhlungen der Baobabs hausend, sind sie so sehr, daß man sie selten zu Gesicht bekommt. Sie nähren sich nur von Wildfleisch und Honig.

Der südliche Teil von Westmassai ist von ackerbautreibenden Bantustämmen besiedelt. Hier liegen die dicht bevölkerten Landschaften Iffansu, Framba, Turu (Ungaturu) und Uffure. In Iffansu bildet der Granit ein wild zerklüftetes Hügelland, welches von Wataturu bewohnt wird. Die Hügel erheben sich etwa 400 m über der Simbitisteppe und haben in ihrem oberen Teil vielfach eine kegelförmige Gestalt. Die Bewohner von Framba, wo Sorghum, Bohnen, Bataten und Erdnüsse gebaut werden, sind den Wagogo und Warangi verwandt. Südlich schließt sich an Framba die flache, leicht wellige Hochebene von Kishonga, mit Wanyaturu besiedelt und von der Landschaft Turu durch die Mulde von Kinangiri getrennt. Im Granitplateau von Turu, einer ausgedehnten, leicht gewellten, sandigen Ebene, erhebt sich der Westrand des ostafrikanischen Grabens bis zu über 1800 m Höhe. Die Wanyaturu, welche den ganzen westlichen Grabenrand zwischen Gurui bis zum Ugogo hin bewohnen, gleichen nach Baumann den Washashi im Südosten des Viktoriasees und sind augenscheinlich ziemlich reine Bantu mit nur geringer hamitischer Beimischung. Sie bauen Sorghum und Eleusine, besitzen aber daneben Rinder, Ziegen, Schafe, Esel, Hühner und Hunde und gewinnen Salz aus dem Singidasee. Ihre Lemben sind elende niedrige Lehmhütten.

Ussure, im Süden von Framba gelegen, wird durch einen schmalen Steppengürtel von Turu getrennt. Es sind zwei Ansiedlungen, die hier am Südatthange des Frambaplateaus nebeneinander liegen: Ushori im Westen und das eigentliche Ussure ostttdöstlich davon. Ein fünfstündiger Marsch durch hochstämmigen Bergwald führt von einer Ansiedlung zur anderen. Im Schmuck ihrer Felder gewährt die fruchtbare Dase von Ussure einen freundlichen Anblick. Hier wird Sorghum und Mais neben Hülsenfrüchten, Bataten und Kürbissen gebaut, außerdem auch Viehzucht getrieben.

20. Ugogo und Unyamwezi

Da diese mittleren Landschaften von der Hauptkarawanenstrafe zum Tanganyika und Viktoria-Nyanja durchschnitten werden, so sind sie besonders

Markt in Bagamoyo.

in der Nähe dieser von vielen Reisenden begangenen Route ziemlich genau bekannt geworden. Von der Küste aus geht die Straße zunächst nach Mpapwa, wo sie das innere Hochland erreicht, durchschneidet Ugogo, an dessen Grenze die Station Kilimatinde am Westrand des ostafrikanischen Grabens zu ihrem Schutze errichtet ist, und verläuft dann weiter durch Unyamwezi nach Tabora, von wo aus die Karawanen nach Udschiji am Tanganyikasee und nach dem Viktoriassee weitergehen.

Ugogo ist ein flachwelliges Land von etwa 900 m mittlerer Höhe, das besonders im Osten von einzelnen Gebirgszügen überragt ist. Nach Westen flacht sich das Land allmählich ab. Auf felsigem Untergrunde, wo überall Gneis und Granit ansteht, liegt brennend rote Erde oder roter und weißer, das Auge blendender Sand, der eine üppige Flora von vornherein ausschließt. Seltsame Felsgruppen, ungeheure Blöcke und mächtig anstehende Platten wechseln mit breiten, versandeten Betten der Regensflüsse und roten, staubigen Flächen, auf denen die Windhose ihr Spiel treibt. Dann geht es wieder über Hunderte durch Regen tief ausgeriffene, schmale Rinnen oder meilenweit

durch engverschlungenen, halbdunkeln Busch. Alles rot, kahl und öde. Keine Quelle, kein immerfließender Bach, nur grünlich schillernde, oft natronhaltige Tümpel in den Tälern und ängstlich gehütete Wasserlöcher, in denen das Regenwasser oft 8 Monate halten muß. In der Landschaft Anyangwira erreicht die Öde ihren Höhepunkt; braun dehnt sich die wüste Steppe bis an den Fuß jenes fernen, blauen Plateaurandes, der Ugogo begrenzt und jenseits dessen das gelobte Land Anyanyembe liegt, zu dem man aber erst gelangt, wenn man den großen Ngunda Mkali, die wilde Steppe, passiert hat.

Im Norden wird Ugogo von der Massaisteppe begrenzt, im Westen von einer etwa 250 m hohen Geländestufe, die den Aufstieg nach Anyamwesi bildet. Im Osten wird als Grenze gewöhnlich die Marenga makali, ein etwa 8 bis 18 Stunden breiter, unbewohnter Strich, angenommen. Da aber jenseits derselben noch viele unvermischte Wagogo sitzen, so ist als die Grenze vielmehr der große Busch (Pori) zwischen dem Mukondokwatal und dem Dorfe Lambi anzusehen. Im Süden ist die Grenze veränderlich, da die Wahehe nach Norden vordringen und viele Orte Mischbevölkerung, halb Wagogo, halb Wahehe, haben. Die Wagogo sind ein Bantustamm, mit hamitischem Blut vermischt. Die Männer sind schlank, sehr große, sehnige Figuren, von heller, angenehmer, brauner Hautfarbe. Die beiden oberen Schneidezähne werden meist spitz gefeilt. Bei den Männern besteht die Kleidung aus zwei viereckigen Stücken gegerbten Leders, eins vorn, eins hinten, auf den Schultern mit einem Stich verbunden. Sandalen, der Steine wegen getragen, Bein- und Oberarmbänder, sowie Fingerringe aus Fellstreifen oder Zebrahusen geschnitten, Armbänder aus Messing, Kupfer oder Eisen oder Halsketten aus Perlen vervollkommen die Ausstattung. Jeder trägt etwas in den Ohren. Holzschneiben bis zu 2 Zoll Durchmesser erweitern das Ohrläppchen. Schwere Ohrringe ziehen das Ohr zu erstaunlicher Länge herab. Die Haare werden lang gezogen, mit Baststreifen verflochten, mit roter Erde eingesmiert und zu Zöpfen geordnet. Die Weiber rasieren den Schädel oder tragen die Haare ohne Frisur. Gewöhnliche Bogen und Pfeile, Speere aller Modelle, vom riesigen Massai- bis zum kleinsten Wahehewurfspeer, Schilder wie die der Massai, aber schlecht und nicht bemalt, viele, aber verrostete Feuersteingewehre und von den Massai gekaufte Schwerter bilden die Ausrüstung. Die eigentlichen Wagogospeere mit ganz breitem, kurzem Blatt sind sehr selten geworden. Trotz der schlechten Bewaffnung sind die Leute gute Jäger. Sie wohnen in Temben, runde oder viereckige Hütten sieht man nirgends. Die Feldarbeit, meist Aufgabe der Weiber, bietet des steinigten Bodens halber viel Schwierigkeit. Dagegen ist der Viehreichtum des Landes nicht unbedeutend.

In Sprache und Bewegung sind die Wagogo ruhig und gemessen, nicht zänkisch und lärmend wie die Anyamwesi, aber sie sind feige, scheu, mißtrauisch und lügnerisch. Politischen Zusammenhalt haben sie nicht, jede Ortschaft hat ihren Häuptling für sich. Ihre Sprache ist eine Bantusprache und von den Missionaren bereits näher erforscht.

In Mpapwa ist bereits im Jahre 1889 von Wismann eine militärische Station eingerichtet worden. Südöstlich davon an einer sanften Berglehne befindet sich eine Station der Church Missionary Society. Als Knotenpunkt der wichtigsten Karawanenstraßen, die aus dem Seengebiet nach der Küste führen, hat Mpapwa besondere Bedeutung.

Die ausführlichsten Nachrichten über Ugogo (in seinem Reisewert) und Reichard (Deutsch-Verdanen wir dem Leutnant Hermann Ugogo, Ostafrika, Leipzig 1892) haben wertvolle Nachrichten gesammelt. Die Sprache ist von Steere, Mitteil. 1892, S. 191). Aber auch Stuhlmann Clark, East u. a. erforscht worden.

Weite Ebenen, überragt von isolierten, blockförmigen Granitbergen, sind auch für Unyamweji charakteristisch. Das Land ist sehr einförmig. Im östlichen Teil ähnelt die Vegetation noch derjenigen von Ugogo, nach Westen hin wird sie unter dem Einflusse der zunehmenden Regenmengen etwas frischer und üppiger. Das ausgedehnte Gebiet von Unyamweji zerfällt in zahlreiche einzelne mehr oder weniger selbständige Ländereien, deren nahe verwandte Bevölkerung unter dem gemeinsamen Namen der Wanjamweji zusammengefaßt wird. Eine eingehende Schilderung dieses wichtigen Volkstammes haben wir bereits im 12. Kapitel gegeben.

Das eigentliche Unyamweji im engeren Sinne wird im Norden von Usukuma und Usindja, im Nordwesten durch den Magarassi und im Südwesten durch Ugalla und Ukonongo begrenzt. Seine Grenze im Süden bilden die Nyassalandchaften, während im Osten Massailand, Ugogo und Uhehe den Abschluß bilden. Wenn wir der Karawanenstraße nach Tabora folgen, so gelangen wir zunächst in die Landschaft Uyanji. Sie ist ein Teil der von den Karawanen gefürchteten Ngunda Mkali (wilden Steppe), welche das eigentliche Unyamweji von Ugogo trennt. 60 % des Grund und Bodens ist hier mit eigentlichem Steppenwald bestanden, während in den Rest sich Busch und Gras teilen. An Uyanji schließen sich von Ost nach West die Gebiete von Tura, Ruguga und Mfigwa. Hiernach treten wir in das Sultanat Unyamweji mit der Hauptstadt Tabora ein. Seit dem Fall des aufständigen Sultans Sikke im Jahre 1892 beherrscht die Sultanin Bibi-Nyassa unter deutscher Oberhoheit das Land. Tabora, bereits im Jahre 1820 begründet, ist lange Zeit hindurch der eigentliche Handelsmittelpunkt von ganz Ost- und Zentralafrika gewesen und ist auch heute der Stützpunkt der deutschen Macht in Unyamweji. Der Ort liegt ungefähr an dem tiefsten Punkte einer leicht welligen Talmulde, die von nur 50 bis 80 m hohen, aus Granitblöcken bestehenden Höhenzügen eingerahmt ist. Tabora besteht aus einer Reihe zerstreut liegender Gehöfte, in deren Mittelpunkt der eigentliche Markt liegt. Nur die Araber und einige Jnder haben solche Temben. In einer der größten befindet sich die kaiserliche Station. Im übrigen wohnen die Angehörigen der schwarzen Rasse in runden Hütten mit Strohdächern. Alles in allem mag die Stadt 25000—30000 Einwohner zählen. In gesundheitlicher Beziehung ist Tabora nicht günstig gelegen, weshalb etwa 20 Minuten von der Hauptstadt auf einem höher gelegenen Hügel ein Platz für die Erbauung einer neuen Stadt ausersehen wurde. Dortselbst wird bereits eine umfangreiche Festung angelegt. Die ganze Ausdehnung der Ortschaft beläuft sich auf etwa 2 Stunden.

Der Boden der Umgebung ist sehr fruchtbar; alle Feld- und Gartenfrüchte werden in großer Menge gezogen. Auch der Viehstand ist nicht unbedeutend. Von Tabora aus gehen 6—8 m breite, fahrbare Straßen nach allen Richtungen. Zwei nach Mwanja, eine nach Kilimatinde, eine nach Udjidji, eine nach Urambo, eine nach Ugunda.

Von Unyamweji führt die Karawanenstraße weiter nach Urambo. Hier wechselt Miombowald mit Akersfeldern ab, und die Eingeborenen wohnen in großen, wohlbesetzten Dörfern. In Kilimani-Urambo befindet sich eine

Niederlassung der englischen Kirchenmission. Ein schwach bewohntes Waldgebiet trennt Urambo gegen Südosten von Uffagali.

Den Südosten des Anyamwesigebietes nimmt die Landschaft Uffango oder Urori ein, ein weites Flachland, welches von den Bergländern des westlichen Grabenlandes seine reiche Bewässerung empfängt. Das Land ist gut bewässert und stellt eines der fruchtbarsten Gebiete Deutsch-Ostafrikas dar. Hier herrschte früher der Häuptling Merere über den Stamm der Warori, welche aber von den Wahehe fast völlig vernichtet worden sind.

In dem Knie zwischen Kiffongu und Kuaha liegt die Landschaft Uffinga, welche im Osten von den Ruberubergen überragt wird. Im Südosten schließen sich die Landschaften Uffinga, Uluga, Ufafa, Niamniam und Uffongo an, von denen Uffinga bereits dem eigentlichen Nyassagebiet angehört. Uluga und Ufafa sind Gebirgsländer, welche bis zu einer Höhe von über 3400 m ansteigen. Nach Bumiller, der diese Gebiete bereist hat, erinnert die Flora derselben an die blumigen Halden der Schweiz. Brombeeren und Bergfämeinnicht, wilde Rosen, Gänse- und Butterblümchen, Rittersporn und Klee riesen ähnliche Eindrücke nach. Niamniam ist reich bewaldet, senkt sich indessen bereits auf 1400 m ab. Die im Norden sich daran schließenden Landschaften Ukimbo, Igunda, Kiwere, Wamia und Anyangwira sind bisher wenig bekannt, ebensowenig die östlich von Ukonongo gelegenen kleinen Landschaften Ijwangara, Ukara, Uliamboga, Vinotefanga und Kwa Baula. Im Südsüdwesten von Anyanyembe, an der Ostgrenze von Ugalla, liegt die Landschaft Ugunda, am Knie zwischen dem Wala und dem oberen Ugallafluß. Der größte Teil des Landes ist von trockenem, durch lichte Grasflächen unterbrochenem Wald bedeckt. An anderen Stellen tritt reine Savanne auf. Die Hauptstadt ist Igunda, wo Reichard und seine Gefährten im Jahre 1880/81 ihre wissenschaftliche Station anlegten.

Im Norden des Anyamwesigebietes sind zu nennen die Landschaften Uffalala, Kungua, Umanda, Anyambewa u. a., die von Miombowäldern bedeckt sind, in denen die Niederlassungen der Wanyamwesi zerstreut liegen.

Östlich von dem bereits genannten Urambo liegt die Landschaft Kirambo, welche von den Waffumbua bewohnt wird. Hieran schließt sich im Norden Ugomba, ein fruchtbares Grasland, das vom Murchunguru, einem östlichen Zufluß des Magarassi, durchflossen wird.

Ugomba war früher von Wangoni bewohnt, die aber von den Deutschen gezwungen wurden, sich in den großen Busch von Kusewe zurückzuziehen. Von bedeutenderen Landschaften im Nordwesten des Anyamwesigebietes sind noch zu nennen die Getreidelandschaft von Uffambiro, deren Bewohner eine Mischung von Waha und Wafindja sein sollen, südlich davon der Wanyamwesi Stamm der Wasioma und die Landschaft Ushirombo (Serombo). Der Ort Ushirombo hatte schon zu Stanleys Zeiten erhebliche Bedeutung. Damals wurde die Hüttenzahl auf etwa 1000 Gebäude und die Einwohner auf 5000 Köpfe geschätzt. Heute befindet sich daselbst eine von den Weißen Vätern im Jahre 1893 angelegte Missionsstation, die zugleich der Sitz des apostolischen Vikars von Anyanyembe ist.

Obwohl die Dialekte der einzelnen Wanyamwesi Stämme untereinander eine nahe Verwandtschaft aufweisen, so sind sie doch immerhin verschieden genug, um für die praktischen Zwecke der Europäer eine besondere Erforschung und Bearbeitung zu erfordern. Der Anyanyembedialekt ist auf

Grund der Forschungen von Werther und A. Leue bearbeitet worden von A. Seidel im Anhang zum Wertherschen Reisewerk über die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika, sowie von Dr. C. Welten (Grammatik des Ninyamwesi, Göttingen 1901). Die Sprache der Wajsumbua ist von dem Missionar P. A. Capus bearbeitet worden (Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, Band 4 S. 1 ff.). Nach ihm wird diese Sprache von einem Volke gesprochen, das über mehr als 20 Landschaften zerstreut ist und die Ländereien zwischen dem eigentlichen Ninyamwesi und den

Elfenbeinkarawane.

weiten Reichen der Baha, Barundi und Bakanga einnimmt. Auch die Wasiomi (Capus schreibt Wasiomi) sprechen die Wajsumbua-sprachen. Von den übrigen Dialekten ist bisher wenig bekannt geworden.

21. Das Nyassa- und Nkwagebiet

Unter dieser Bezeichnung umfassen wir die Gebiete im Norden des Nyassa, das sogenannte Kondeland, sowie das Zwischenseegebiet zwischen dem Nyassa und dem Süden des Tanganyika, d. h. (nach S. 349) die Landschaften Ninyika, Ninyamwanga, Nimbwe, sowie das am Südufer gelegene Gebiet von Urungu; ferner die nördlich davon gelegenen Landstriche bis zum Nkwasee.

Das Kondeland ist in neuerer Zeit hauptsächlich von dem Missionsuperintendenten Merensky erforscht worden (Deutsche Arbeit am Nyassa, Berlin 1894); ferner haben die Dampferexpedition des Majors v. Wissmann, welche 1893 zur Anlage der Station Vangenburg am See führte, und die Expedition des Gouverneurs Oberst v. Schele uns manche Aufklärung über die deutschen Nyassaländer gebracht. Eine Karte von Kondeland entwarf Kiepert (v. Dandelmanns Mitteil. 1895) auf Grund der Aufnahmen von Ramsay, Meyer und Merensky. Bergassessor W. Bornhardt hat das Land besonders in geologischer Be-

ziehung untersucht. — Die Zwischenseegebiete sind vielfach durchquert worden. So im Jahre 1879 von Jos. Thomson (To the Central African Lakes and back, London 1881), von James Stewart, von Hermann v. Wissmann (Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas, Frankfurt a. D. 1890), 1889 von Dr. Kerr Croft und von S. S. Johnston, sowie im Jahre 1893 nochmals von S. v. Wissmann und Dr. Bumiller während der Dampferexpedition. Auch die Grenzexpedition unter Führung des Hauptmanns Hermann hat nach vielen Seiten hin Aufklärung geschaffen.

Über das Kondeland äußert sich der frühere Gouverneur v. Schele mit besonderem Entzücken. „Das reichste Land, welches ich sowohl auf dieser Reise wie auf allen früheren kennen gelernt habe, ist die Landschaft Kondé im Norden des Nyassasees. In einer ungefähren Größe von 10 000 qkm erhebt sich die Landschaft in verschiedenen Terrassen vom See bis zur Paßhöhe des Livingstonegebirges (2000 m). Die Bevölkerung möchte ich annähernd auf 50 000—75 000 Seelen beziffern. Dieselbe wohnt in Dörfern, welche in dichten Bananenwäldern liegen. Prachtvolle, große Schattenbäume umgeben die einzelnen von Bambus und Lehm höchst sauber und niedlich hergestellten Hütten. Es ist verhältnismäßig noch ein reicher Viehstand vorhanden. Die Bevölkerung selbst ist friedfertig, harmlos und baut außer Bananen, Maniok, Mais, Mtama hauptsächlich die einheimische dunkle Bohne, welche ein Hauptnahrungsmittel ist. Hier wie auf dem Hochplateau östlich des Sees kommt auch die gewöhnliche, weiße, europäische Bohne und die europäische, weiße Erbse vielfach vor. Einheimische Gurken u. s. w. werden reichlich angebaut. In den höher gelegenen Teilen ist die Ansiedlung deutscher Ackerbauer und Viehzüchter unbedingt möglich, namentlich für letztere bietet das weite Grasland, welches sich vom Kamm des Livingstonegebirges in der Richtung auf den Rikwassee in das Quellgebiet des Ruaha erstreckt, unermessliche, prachtvolle Flächen. Über dieses ganze Gebiet sind die sauberen und freundlichen Dörfer der Eingeborenen verstreut in das frische Grün der Bananenhaine eingebettet. Die Häuser sind meist rund und haben nach außen geneigte Wände. Sie werden nicht von außen gepußt, sondern nur von innen, nachdem die Zwischenräume der Stangen mit hübsch geformten Tonziegeln kunstgerecht ausgebaut sind.“ Die Bakonde sind nach Merensky ein reinliches, fleißiges, tapferes, sittsames und entwicklungsfähiges Volk, wenn er auch zugeben muß, daß es verlogen und in vielen Beziehungen unzuverlässig ist. Neben der Bananenkultur steht auch der sonstige Ackerbau im Kondeland in großer Blüte. Daneben wird Viehzucht mit Eifer getrieben. Neben den der Zebuart angehörigen kleinen Rindern werden Zetttschwanzschafe und besonders in den Gebirgsgegenden viel Ziegen gehalten. Da das Gebiet der Kondé stark kultiviert ist, spielt die Jagd natürlich nur eine geringe Rolle. Das Handwerk ist wenig entwickelt, doch haben sie geschickte Schmiede und Töpfer. Politisch zerfällt Kondeland in eine Reihe kleiner Sultanate ohne einen eigentlichen Oberhäuptling. Die Verfassung ist patriarchalisch. Die Bakonde haben sowohl einen Gottesbegriff wie auch die Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode.

Die Landschaft zwischen der Nordumrandung des Nyassa und dem Südrand des Rikwakessels hat Steppencharakter und trägt davon auch ihren Namen Unyika (Steppenland). Unyika ist etwa 1400—1500 m hoch, dünn bevölkert und wenig angebaut. Im allgemeinen überwiegt die Baumsteppe; an den Ufern der Flüsse, insbesondere des Ssongwe, entwickelt sich ein üppiger Baumwuchs. Die Eingeborenen treiben ein wenig Ackerbau und Viehzucht. Als echte Steppe ist Unyika wildreich; Zebra, Elche, Büffel, Wildschweine u. s. w. durchstreifen die grasige Fläche. Ähnlichen Charakter haben auch die Landschaft Inyamwanga und Mambwe, die indes noch wenig bekannt sind. Übrigens gehören die größeren Teile dieser beiden Landschaften in das englische Gebiet. Auch Urungu, welches den Tanganyika südlich umrandet, wird von der Grenze zerschnitten. Die Eingeborenen gehören zu den zentral-

afrikanischen wawembaartigen Stämmen. Hore schildert sie als zuverlässig und fleißig. Alle Industriezweige Afrikas seien hier in Blüte.

22. Die Gebiete östlich vom Tanganjika

Am das im Süden des Tanganjika gelegene Hügelland Urungu schließt sich nach Norden zwischen Tanganjika- und Rikwasee das Plateau von Ufipa an, dessen Osthälfte bereits zum Stromgebiete des Rikwasees gehört. Es ist ein sanft welliges, fast baum- und strauchloses, gut bewässertes und fruchtbares Land, dessen Bewohner nach Reichard reine Wahuma und vor langer Zeit von Norden eingewandert sind. Sie wohnen in großen Dörfern, umgeben von Anpflanzungen und Feldern. Das Land hat einen guten Hafen in Kirando. Dasselbst haben die Weißen Väter im Jahre 1894 auch eine Missionsstation errichtet. Im Norden schließt sich an Ufipa die Landschaft Ukwendi (auch Kawende oder Utongue), die sich 35 deutsche Meilen am Gestade des Sees entlang erstreckt. Ukwendi ist ein malerisches und zerklüftetes Bergland, das eine Anzahl kleiner Wasserläufe zum Teil in mächtigen Katarakten zum Tanganjika hinabsendet. Am Tongueberge erhebt sich das Gebirge bis zu 1500 m Höhe. Die Wawende sind versprengte Wanyamwesi, dunkelfarbige, häßliche Burschen, die hauptsächlich von der Jagd leben. Am Fuße des Tongueberges wohnen die Watongue, nach Reichard von der Westküste eingewanderte Warua. In Rarema, das in einiger Entfernung vom Seeufer auf einer Hügelfuppe inmitten einer fruchtbaren Alluvialebene gelegen ist, haben die Weißen Väter eine Missionsniederlassung.

Zwischen der Mündung des Mlagarassi und der des Kuitse liegt die kleine Landschaft Ukaranga, die größtenteils bewaldet ist. Ihre Bevölkerung ist stark mit Wanyamwesi gemischt.

Hieran schließt sich im Norden die Landschaft Udjidji, welche einen Küstenraum von rund 11 deutschen Meilen einnimmt. Es ist gut angebaut. Seine Bewohner, welche vorzügliche Bootleute sind, sind mit den Warundi nahe verwandt. Der Hauptort Udjidji besteht aus drei Stadtteilen: Ugoi, Mtale und Kassimbo, von denen die ersteren beiden etwa 600 m vom Strande tief in einer muldenartigen Talsenkung liegen. Kassimbo liegt auf einem gegen 800 m vom Strande entfernten, steil ansteigenden Plateau. Die Ortschaften bestehen aus Arabertemben und viereckigen und runden, in dichtem Durcheinander gebauten, grasgedeckten Hütten. Dazwischen liegen zahlreiche Pflanzungen von herrlichen Mangobäumen, einzelne Dattel-, Kokos- und Ölpalmen, Zitronen-, Apfelsinen- und andere Obstbäume. Die ansässigen Araber haben lange Jahre hindurch einen schwunghaften Sklavenhandel getrieben.

Eine weitere Küstenstrecke von 20 deutschen Meilen nimmt die Landschaft Urundi ein, die sich bis in das weite Zwischenseegebiet hinein erstreckt. Urundi ist ein grasiges, von einem Papyrusstälchen durchzogenes Bergland. Das ganze Land ist fast baumlos. In üppigen Bananenhainen liegen die Dörfer der Eingeborenen, deren Dialekt dem von Uha nahe verwandt ist. Sie sind Bantu, doch wohnen unter ihnen, feindlich abgesondert, reine Wahuma oder Watussi, die vornehmlich Viehzucht betreiben. Die Hauptvolksnahrung ist die Banane. Der Ragera entwickelt sich schon in Urundi zu einem bedeutenden Fluß, dessen Stromgebiet bis in die östlichen Randgebirge des Tanganjika reicht. Sein Hauptzufluß ist der papyrusreiche Akanyaru, welcher die Grenze zwischen Urundi und Ruanda bildet.

Den Norden und Nordosten des Tanganyika nimmt die von Warundi bewohnte Landschaft Ujiga ein, deren Bewohner als arbeitsam und kühn gerühmt werden.

Östlich von diesem Gürtel unmittelbar an den Tanganyika anstoßender Gebiete erstreckt sich, von Unyamwesi im Osten begrenzt, eine zweite Reihe von Landschaften, nämlich Ukonongo, Ugalla, Uvinza und Uha (auch Uhha). Ukonongo, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, ist eine dichte Busch- und Baumsteppe, deren Bewohner reine Bantu sind. Die Berge von Karungu und Ulinde bilden die Wasserscheide zwischen Ugallafluß bezw. Tanganyika und Natuma bezw. Rikwassee. Zum Ugalla entsendet das Gebiet den Mtambo.

Die Eingeborenen von Ugalla sind Wanyamwesi. Ihre Landschaft wird im Norden durch den Gombe, einen Nebenfluß des Mlagarassi, und die Landschaft Uha begrenzt; im Osten stößt sie an den Unyamwesidistrikt Ugunda. Das ganze Land trägt den Charakter der Savanne, teils in der Form des offenen Graslandes, teils in dem der Busch- oder Baumsteppe. Vom Ugallafluß, dem sogenannten Wualaba oder Sindi durchströmt, liegt es durchschnittlich 1000—1100 m über dem Meerespiegel. Gegen Westen wird das Plateau von niedrigeren Hügelzügen nord-südlich durchschnitten, während es gegen Osten mehr und mehr abflacht. Aus der Zone kristallinischen Schiefers treten wir in die Granitformation von Unyamwesi hinüber. Der Wildreichtum dieser Savanne ist außerordentlich bedeutend.

Auch Uvinza wird vom Sindi durchströmt, der daselbst von Norden her aus Uha eine Reihe von Zuflüssen empfängt, deren größter der Rutshugi ist. Das Land ist fruchtbar und gut bewohnt. Haupt handelsartikel ist wie in Uha Salz, das durch Verdampfung an den Ufern des Mlagarassi und seiner Nebenflüsse gewonnen wird. Die Einwohner gehören zum Wanyamwesistamme.

Das nördlich davon gelegene Uha gehört wie das ganze Tanganyikagebiet zur Zone des Gneises und kristallinischen Schiefers.

Im Norden wird es von Ujui, im Osten durch den Mittellauf des Mlagarassi begrenzt. Es ist ein Savannenland, teils mit dichtem Wald, teils mit flacher Grasprairie bestanden. Seine Bewohner sind wie die Stämme des Zwischenseegebiets Bantuhamiten und als solche in erster Linie Viehzüchter. Nach Wismann ist der Süden dicht bevölkert, während der von Baumann durchzogene waldreiche Norden schwach besiedelt sein soll. Die Dörfer liegen in Bananenhainen versteckt. Der bedeutendste Handelsartikel ist Salz, das durch Kochen und Filtrieren aus den Nebenflüssen des Mlagarassi gewonnen wird. Politisch zerfällt Uha in eine Reihe kleiner Sultanate.

Was die Literatur über diese Landschaften an- blick des Tanganyika auf S. 356 gemachten An-
langt, so vergleiche man die bei der Beschrei- gaben.

Von den Sprachen der hier behandelten Gebiete ist bisher wenig bekannt geworden, doch ist es sicher, daß sie sämtlich dem Bantustamme angehören.

23. Das nördliche Zwischenseegebiet

Das Rageraplateau, das auf S. 347 im allgemeinen charakterisiert und gegen die Südländschaften des Viktoriassees abgegrenzt ist, umfaßt die Landschaften Ujiba, Karagwe, Mpororo, Ruanda, Ujui und Urundi*). Urundi

*) Nicht Urungi, wie auf S. 348 infolge eines Druckfehlers angegeben.

ist bereits im vorausgehenden Kapitel besprochen, da es bis an das Ostufer des Tanganyika hinabreicht. Die Stämme des Kageraplateaus gehören zu den älteren, ackerbautreibenden Bantu. Nur die Warundi und die Wanyaruanda haben jedoch ihre ursprüngliche Sprache bewahrt, alle anderen aber das Kinyoro, die Sprache der östlich vom Albert-Nyanja wohnenden Wanyoro, angenommen. Die herrschende Bevölkerung sind indessen die hamitischen Wahuma (vergl. S. 384), unter deren Einfluß es zu bedeutenden Staatenbildungen gekommen ist, auch im Süden des Sees, in Usindja und in Ukerewe. Im Osten herrschen analoge Verhältnisse.

Unter dem Namen Ussiba faßt man eine Anzahl von Landschaften zusammen, welche im Westen des Viktoriasées von Süden nach Norden in fol-

In der Umbastepe. Zelt des Grafen Goetzen.

gender Reihenfolge sich aneinander anschließen: Kyimwani, Zhangiro, Kyanya, Kyamtwara, Bugabu, Kiffiba. Kyimwani ist übersät mit Bananenanpflanzungen und Getreidefeldern. Hühner, Ziegen und Schafe werden überall gehalten. Zhangiro reicht im Westen bis an den Urigisee und ist im Süden eine parkartige Landschaft, während der Norden mit Gras und vereinzelt Gebüsch bedeckt ist. Der Typus der Eingeborenen, deren Gehöfte in mächtigen Bananenfeldern liegen, unterscheidet sich mehr und mehr von dem der Wasindja. Die herrschenden Familien gehören sämtlich den Wahuma an. Die Kleidung verändert sich vom Pendenschurz der Wanyamwesi zum Lederüberwurf oder zum Schurz aus Palmfasern. Ebenso ist es in Kyanya, welches der Insel Bumbide gegenüberliegt. Die Landschaft ist gut bewässert und für Weide wie Ackerbau der günstigste Boden. Jenseits der Kishakabucht liegt die Landschaft Kyamtwara, die sich im Westen bis an die Grenzen von Karagwe erstreckt und dicht bevölkert ist.

Der nördlichste Teil des deutschen Gebiets ist Kiffiba, welches an die Ugandaprovinz Buddu stößt. Die Bevölkerung ist dicht, das Land fruchtbar und mit Bananenwäldern bedeckt. Neben dem Ackerbau wird Viehzucht in großem Umfange betrieben.

Karagwe ist ein welliges Plateau, welches bis zu 1650 m ansteigt und von zahlreichen Tälern zerrissen wird. Im allgemeinen trockener als die Landstriche unmittelbar am See, ist es dennoch fruchtbar und ein vorzügliches Weideland. Weidewirtschaft ist denn auch die eigentliche Tätigkeit der Wakaragwe, doch wird daneben Ackerbau in großem Umfange betrieben. Die Bananen, in deren Hainen die Dörfer und Gehöfte der Eingeborenen liegen, bilden auch hier das Hauptnahrungsmittel. In den Senkungen der Täler findet sich entweder dichter Laubwald oder kleine versumpfte Haine, die für Karagwe charakteristisch sind.

Der mittlere Kagera grenzt Karagwe von Ruanda ab, einem Hochplateau mit herrlichem, vollkommen gesundem Klima. Der auf deutschem Gebiete liegende Teil ist der bei weitem wertvollere, denn der zum Kongostaat gehörende Teil trägt einen meist unwirtschaftlichen Hochgebirgscharakter. Das nördlich davon gelegene Land Mpororo gehört nur zum Teil in das deutsche Gebiet; es ist ein Bergland aus Granit mit großen Feldspatblöcken. Die Berge erheben sich zum Teil bis über 1700 m, die Täler sind aber zum größten Teil versumpft und mit Papyrus bedeckt. Der Boden besteht aus guter, dunkler Erde, ist aber schlecht angebaut und dünn bevölkert.

Im Westen von Usindja liegt schließlich die Landschaft Ussuwi, ein reich bebautes und fruchtbares Land mit kühlem und angenehmem Klima. Mit Ussuwi treten wir aus der Granitzone heraus und gelangen wiederum in das Gebiet des Gneises und des kristallinen Schiefers.

Wie in Usindja wird auch hier das Schmiedehandwerk eifrig betrieben. Die ursprüngliche Beschäftigung der herrschenden Bahumarasse ist die Viehzucht, doch wird auch Ackerbau in großem Umfange betrieben. Sorghumfelder wechseln mit Batatenfeldern, und inmitten von Bananenhainen liegen die kleinen Dörfer der Eingeborenen.

24. Die Gebiete südlich und östlich vom Viktoriassee

Der Steilabfall, der im Nordosten Usindja begrenzt, bildet, wie bereits auf S. 347 ausgeführt, in geologisch-orographisch-klimatologischer, pflanzen- und tiergeographischer Beziehung eine scharfe Grenze zwischen den Landschaften des Zwischenseegebiets und den südlich und östlich vom Viktoriassee gelegenen Distrikten. Die Landschaft Usindja, im Südwesten des Viktoriassees gelegen, trägt im allgemeinen noch Steppencharakter, doch ist sie durchweg fruchtbarer und wasserreicher. Das Ufer des Nyanja ist hier sehr buchtenreich. Der Emin Paschagolf, ziemlich flach und stark mit Papyrus verschilft, greift tief in das Land ein. Eine Reihe malerischer, mehr oder weniger schroff aus der blauen Wasserfläche aufsteigender Inseln sind ihm vorgelagert. Die bedeutendste derselben heißt Kome. Die Eingeborenen, den Bantustämmen angehörig, aber unter der Herrschaft von Bahumafultanen stehend, bauen Maniok, Bohnen, Arachis, Eleusine, Bataten, Sorghum u. a. und liegen daneben eifrig der Viehzucht ob. Außerdem ist die Eisenindustrie hier in höherem Maße als anderswo entwickelt. Von einzelnen Usindjalandschaften seien genannt: Kisinda, zwischen den beiden tief einschneidenden Creeks, Mjilala, Mjambiro, Bugando, Butundwe, und Butome, die letzten drei um den Emin Paschagolf gelegen. Vom Ostufer des Bukumbigolfes am südlichen Gestade des Spekegolfes entlang sitzen in verschiedenen Landschaften die Wajjukuma. Ussukuma ist ein

Maneromango. Eingang zur Boma.

flaches Land mit dem Charakter der Grassteppe, mit Granitblöcken und Granithügeln überfät. Die Eingeborenen, Bantu der älteren Gruppe, sind ein fleißiger und strebsamer Menschengeschlag und als Träger und Arbeiter sehr geschätzt. Sie sind vornehmlich Viehzüchter, treiben aber daneben überall auch Ackerbau. Die im Land gefertigten eisernen Hacken bilden einen wichtigen Handelsartikel für die umliegenden Landschaften. Politisch zerfällt das Land in eine Reihe von kleinen, unabhängigen Sultanaten. Die Landschaften Usiha, Esika und Nera liegen noch völlig im Wemberegegraben. Das Sultanat Mwanja ist zwischen Kageyi und dem Bukumbiereef gelegen. Kageyi ist ein Reisland und infolgedessen sehr ungesund. Südlich davon liegt die weite, sanft gewellte und gut angebaute Ebene von Ujmawo, zwischen dem letzteren und dem Sjiminyu liegen die kleinen Distrikte Tagala, Nyasamba und Sengerema.

Katholische Mission Kollafini (Korafini).

Die an der Küste gelegene Landschaft Nassa ist fruchtbar und dicht besiedelt. Südlich schließen sich hieran die Landschaften Ututwa, ein von trockenen Wassertschluchten zerrissenes Granitgebiet, welches jedoch ebenfalls gut angebaut ist, und die stark bevölkerte Landschaft Tutsu (Ntusu), eine weite, leicht gewellte Ebene mit unüberehbaren Getreidefeldern und großen Dörfern.

Der Osten des Viktoriasees trägt im allgemeinen einen sehr gleichförmigen Charakter. Er ist ein welliges, meist kahles Hügelland, das nur durch die aufgesetzten Felsbühgel einige Abwechslung erhält. Südlich der englischen Grenze liegt zunächst die Landschaft Ugaya, deren Bewohner der nilotischen Rasse angehören. Das Land soll verhältnismäßig gut angebaut sein. Von Feldfrüchten wird Mwere, eine Kolbenhirse, und Ulossi, eine Rispenhirse, außerdem Mtama, Gurken, Melonen und Bohnen gebaut. Dagegen fehlen Bananen ganz. An die Wagaya schließen sich im Süden die Waruri, deren ethnographische Zugehörigkeit noch nicht feststeht. Dieselben bilden von Norden nach Süden entlang der Küste die Landschaften Mohuru, Shirati, dessen Bewohner sich Wakijera nennen, Utiri, dessen Bewohner sich Wakara nennen, Frieni, das Land Kulingas und das Land Kufumbos. Das Land der Waruri ist schlecht angebaut und wird von den von Norden her eindringenden Wagaya

unaufhörlich verwüstet. Hieran schließen sich zunächst die beiden Massive von Ngoroine und Uashi, welche durch eine leicht versumpfte Niederung getrennt sind. Im Süden davon, die Küste des Sees nur bei Katoto erreichend, wohnen die Washashi, deren Gebiet im Osten von der Massai-steppe, im Südwesten von Ujufuma begrenzt wird. Die Sprache der Washashi ähnelt nach Baumann der von Ujindja im Südwesten des Sees. Ethnographisch sind sie dem Wangaturustamme verwandt.

Die Fortsetzung der Shashihalbinsel bildet die Insel Ukerewe, die etwa 10 Quadratmeilen groß ist und in felsigen, steilen Buchten zu dem tiefblauen See abfällt. Mächtige Bananenhaine schmücken die Ufer. Hier wohnen hamitische Wahuma, welche vor 15 Generationen aus Ujindja hieherkamen und die damals hier lebenden Washashi verdrängten. Außer Bananenkultur wird in Ukerewe Getreidebau und Viehzucht getrieben.

Hinsichtlich der Literatur über die hier beschriebenen Gebiete vergleiche die Angaben auf S. 363 bei der Beschreibung des Viktoriasees. Von den Sprachen dieser Landschaften ist bisher nicht veröffentlicht. Derselbe hat auch die Sprache von Karagwe nebst einem kurzen Wörterverzeichnis hat A. Seidel in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen IV S. 366 ff. veröffentlicht. Derselbe hat auch die Sprache von Ujindja behandelt (ebenda S. 151).

25. Die Insel Mafia

Von den drei größeren Inseln des Sansibararchipels ist uns durch den deutsch-englischen Vertrag vom Jahre 1890 die Insel Mafia zugefallen. Von den Eingeborenen wird die Insel Tshole genannt. Sie hat die Gestalt eines stumpfwinkligen Dreiecks, dessen stumpfer Winkel von der tiefen Tsholebai eingeschnitten ist. Ihr Flächeninhalt beträgt 434 qkm; sie ist völlig flach und erhebt sich nur an wenigen Stellen bis 30 m über die Meeressfläche. Nach ihrem geologischen Bau ist Mafia eine reine Koralleninsel. Durch die Mitte der Insel zieht sich eine von zahlreichen kleinen Seen gefüllte kleine Senkung, zweifellos eine alte Lagune. Die Ostküste ist nahezu ungliedert. Sie hat nur eine Einbuchtung, die Malapwanibai. Am Strande findet man größere Haufen von Bimsstein. Über das Klima liegen noch keine Beobachtungen vor. Infolge der ständigen Seebrise ist die Temperatur erträglich.

Die Bäche des Westens führen ständig Wasser, während sich im Osten nur periodische Wasserrisse finden. Eine Eigentümlichkeit sind zahlreiche kleine Süßwasserseen, deren Baumann 17 zählte. In der Vegetation ist das Buschland vorherrschend. Nur an einigen Seen findet sich hochstämmiger Wald.

Hinsichtlich der Tierwelt ist zu bemerken, daß das auf Sansibar und Pemba gänzlich fehlende Flusspferd hier sich findet. In großen Mengen kommen Wildschweine, Feldratten und Affen vor, außerdem Zwergantilopen, Perlhühner und Wildtauben. Das Krokodil fehlt dagegen.

Unter den Bewohnern sind die Wambwera die ältesten. Mit den Küsten-suahili verwandt, sprechen sie einen Suahilidialekt, bewohnen in geschlossenen Mengen den Norden der Insel, haben aber auch sonst zerstreute Ansiedlungen. Sehr alte Ansiedler sind die Shatiri, hochgewachsene Leute von lichter, angenehmer brauner Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge zeigen eine Mischung von Araber- und Negertypus. Sie sind die Hauptbewohner der Stadt Tshole und eines Stammes mit den Shatiri von Barawa, Siu (bei Lamu) und Waffini. Sie sprechen unter sich ausschließlich Kisuahili. Außerdem sind auf der Insel einzelne Araber, Jnder, Komorenser und Suahili angesiedelt. Daneben ist

eine zahlreiche Sklavenbevölkerung der verschiedensten Stämme vorhanden. Die Gesamtzahl der Eingeborenen schätzt Baumann auf 6000. Der Handel beruht hauptsächlich auf den landwirtschaftlichen Produkten. Unter den Kulturpflanzen nimmt die Kokospalme die erste Stelle ein. Reis, Sorghum, Sesam und besonders Maniok werden reichlich angebaut, doch müssen Reis und Sorghum noch importiert werden. Auch die Viehzucht zeigt eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung. Baumann schätzt die Zahl der Rinder auf 2500. Ferner besitzt Mafia eine recht bedeutende Hausindustrie, die sich besonders mit der Herstellung von Matten befaßt. Auch Schiffsbau ist ziemlich entwickelt. Die einzige größere Niederlassung der Insel ist Tihole auf dem gleichnamigen Inselchen in der gleichnamigen Bai. Der Ort hat höchstens 2000 Einwohner,

Katholische Mission, Schwesternhaus.

deren Hütten über das Inselchen zerstreut und vielfach durch Felder und prachtvolle Mangohaine voneinander getrennt sind. Der Hafen von Tihole ist schlecht, die Einfahrt von Osten her ist durch Riffe und Brandungen für Segelschiffe unmöglich gemacht und auch für Dampfer sehr gefährlich. Von Westen her können Dampfer mit Ausnahme ganz kleiner Zollkreuzer überhaupt nicht einlaufen.

Mafia ist erforscht worden von Dr. Oskar archipel, 1. Heft: Die Insel Mafia und ihre kleinen Nachbarinseln, Leipzig 1896.

III. Verwaltung und wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes

26. Die Verwaltung

Für die Zwecke der Verwaltung ist das Schutzgebiet in 8 Bezirksämter und 14 Stationsbezirke eingeteilt.

Die Bezirksämter sind:

1. Dar-es-Salam, umfassend die Landschaft Usaramo. Die Grenzen sind folgende:
Im Norden: Von Madimola in gerader Linie zur

Küste, die dicht südlich Bueni erreicht wird. Im Süden: Von Sindaji in gewundener südwestlicher Linie bis nach Mtonra. Im Westen: Von Madimola bis zum Mlungunijulateich auf der linken

Seite des Ruvu, vom Ruvu abbiegend bis zum Einfluß des Tandalabadhes in den Geringeri, diesen entlang bis zu seinem Einfluß in den Ruvu und von dort in gerader Richtung auf Mitanas Dorf. Im Osten: Der Indische Ocean.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Dar-es-Salam.

2. Tanga. Dieser Bezirk grenzt im Norden an das britische Ostafrika. Die Südgrenze gegen Pangani bilden die zum Tangabezirk gehörigen Landschaften Kigombe, Kwa Matumba, Kwa Muhanga, Ngarami, Kuze, Kwa Nyundu und Potwe. Vom Dorfe Ngombezo an erreicht die Grenze den Panganifluß und folgt dem Südufer desselben aufwärts bis zur Kuengeramiündung. Der Kuengerafluß bildet die Westgrenze aufwärts bis zu dessen Mündung; sie folgt dann dem Mumbabach über den Masenase bis zur englischen Grenzlinie.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Tanga.

3. Westusambara. Der Bezirk wird im Norden durch eine etwa dem Breitengrad von Marago Opuni folgende Linie, im Westen durch die Verbindungslinie von Marago Opuni mit dem Kinyarotsee, im Süden durch diejenige des Kinyarotsees mit der Mündung des Kuengera in den Ruvu, im Osten durch den Kuengerafluß bis zu seinem Mündungspunkt und dann den Bumba bis zur englischen Grenze, im Nordosten durch die letztere begrenzt.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Wilhelmsdal.

4. Pangani. Der Bezirk schließt sich im Süden an den Tangabezirk an, seine Westgrenze bildet die Kammelinie der Unguiberge westlich von Nigera; die Südgrenze läuft von Mvaga (Ungu) den Mlagafluß entlang bis zum Meer.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Pangani.

5. Bagamoyo mit dem Bezirksnebenamt Saabani. Die Nordgrenze bildet etwa der sechste Parallellkreis bis zum Infagurafluß; von dort geht die Grenze über Sabundila und südlich über Mwomero nach Ngole, alsdann folgt sie dem Geringeri bis südlich Kibromo und bildet eine gerade Linie bis zum Mtungunijaleich am Kinyani. Von dort bildet dieser Fluß die Grenze bis Madimola, von wo sie östlich nach Buoni geht, dieses einschließend.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Bagamoyo.

6. Kilwa. Der Bezirk Kilwa schließt sich südlich an das Bezirksnebenamt Rufiji an. Die Inselgruppe Tihole-Mafia sowie die weiter südlich gelegenen Inseln gehören zum Bezirk Kilwa. Die Südgrenze bildet der Mbemfuru.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Kilwa-Kisiwani.

7. Vindi mit dem Bezirksnebenamt Mifindani. Die Nordgrenze des Bezirks bildet der Mbemfuru, die Südgrenze der Ruwuma; südlich der Mündung desselben ist das einige Quadratmeilen große Kionga deutsch. Die Grenze gegen Songea bildet der 37. Grad und der Mbarangandui.

Der Bezirk ist eingeteilt in Wilanets, denen Wakis, und in Kreise, denen Akidas vorstehen.

I. Wilanet Vindi. Kreise: Vindi, Mbanya, Mifihinga, Mbemfuru, Jindu, Matualand Massaffi.

II. Wilanet Endi. Kreise: Endi, Ostmatonde-land, Uagara, Kitangari.

III. Wilanet Mifindani. Kreise: Mifindani, Nevala, Mifihishira, Derruuma, Kionga.

IV. Stadtkreis Mifindani.

Unter den Akiden stehen farbige Amtsvorsteher (Regierungsjumben), von denen jeder 10–20 Ortschaften unter sich hat. Die Wakis werden vom Gouvernemen, die Akiden von der Bezirks-gemeinde besoldet.

8. Langenburg. Der Bezirk umfaßt das Nord- und Ostufer des Nyasafrees bis zur portugiesischen Grenze und das Kundeland.

Der Sitz der Bezirksverwaltung ist die Station Langenburg.

Die Stationsbezirke sind:

1. Rufiji. Der Bezirk ist durch Gebietsabzweigungen von den Bezirken Dar-es-Salam und Kilwa neugebildet. Der Bezirk hat seinen Namen nach der mitten durch ihn gehenden natürlichen Verkehrsstraße, dem Rufijifluß, dem größten Strom Deutsch-Ostafrikas.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Mohoro.

2. Kifakki. Der Bezirk grenzt im Süden an den Bezirk Kilwa, im Westen und Norden an die Bezirke Irangi und Kilossa; vom Bezirksamt Dar-es-Salam im Osten wird er durch eine gerade Linie von der Mündung des Geringeri in den Kinyani bis Mafusa am Rufiji geschieden.

3. Kilossa. Der Bezirk schließt sich westlich an Bagamoyo an. Die Nordgrenze bildet eine Linie von Mwomero nach Mfusa westlich Kilossa. Gegen Mpapwa bildet die Grenze die Straße Kilossa-Mage, einschließlich eines eine Meile breiten angrenzenden Geländes.

4. Mpapwa. Der Bezirk schließt sich westlich an Pangani und Kilossa an und umfaßt die Landschaften Ufagara, Gebja, Irangi und das östliche Ugo. Im Westen verläuft die Grenzlinie von der Mündung des Mondama über Mapalata, Mpotira, Singe und Mundi, diese Ortschaften einschließend, nördlich nach Irangi.

5. Kilimandjaro. Der Bezirk umfaßt den Süd- und Ostteil des Kilimandjaro und das Paregebirge.

Der Bezirksort ist Moshi.

6. Kilimatinde. Der Bezirk umfaßt die Landschaften Inru, Ufandani, Uramba, Ufure, Umuu, Umuu, Umuu und Umuu. Im Osten stößt er an den Bezirk Mpapwa, wobei der westliche Teil Ugogos zu ihm gehört, und zwar so, daß die Gebirge Ngombia, Mundi, Singe, Kogana zum Bezirk rechnen. Im Süden ist der Kilifluß die Grenze gegen den Bezirk Iringa. Im Westen der Walafuß gegen Tabora, im Norden die Wembereistepe, beziehungsweise -fluß gegen Mwanfa.

7. Tabora. Der Bezirk umfaßt den größten Teil der Landschaft Unyamwezi.

8. Mwanfa.

9. Kufoba.

10. Ujidi. Der Bezirk umfaßt die nördliche Hälfte des Ostgeländes des Tanganyikasees vom 6. Grad südlicher Breite ab, ferner die Landschaften Uvina, Ujidi, Urundi und Muanda.

11. Ukonongo. Der Bezirk schließt sich südlich an den Bezirk von Ujidi an und umfaßt das südwestliche Ufer des Tanganyikasees, sowie dessen Hinterland.

Der Bezirksort ist Bismarburg.

12. Songea. Grenzen: Im Süden der Ruwuma bzw. die portugiesische Grenze, im Osten der Bezirk Vindi und Kilwa, im Norden Iringa, im Westen das Kivungstonegebirge.

13. Iringa.

14. Mahenge.

An der Spitze eines Bezirksamts steht der Bezirksamtmann, an der Spitze eines Stationsbezirks der Stationschef. In der Hand der Bezirksamtmänner liegt die gesamte Polizei in ihren verschiedenen Abzweigungen. Sie haben für die Sicherheit und Wohlfahrt ihres Bezirks Sorge zu tragen, den Verkehr mit den Walis (Bürgermeistern) in den Städten und den Jumbes (Dorfschulzen) in den Dörfern zu führen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist ihnen eine Polizeitruppe beigegeben. Sie sind zum Erlass von Polizeiverordnungen im öffentlichen Interesse berechtigt und dürfen darin Geldstrafen bis zu 30 Rupien und Haft bis zu einer Woche androhen. Gegen den Strafbefehl ist Beschwerde an das Gouvernement zulässig. Dem Bezirksamtmann untersteht ferner die Fremdenpolizei. Auch beaufsichtigt er das gesamte Sklavenwesen, vor ihm werden die Verkäufe der Sklaven verlautbart und von ihm wird die Liste der befreiten Sklaven offengehalten.

Die Aufgabe der Stationen des Innern ist in erster Linie eine militärische. Sie haben für die Ruhe in ihren Bezirken zu sorgen und sie vor fremden Einfällen zu schützen. Daneben sollen sie auf die Entwicklung des Landes und den Ausbau der Verkehrsstraßen einwirken. In der Rechtspflege beschränken sie sich auf die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen, indem sie so die früher übliche Austragung durch die Waffen verhindern. Einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten haben sie sich zu enthalten und erreichen dadurch, daß die Gebräuche der Eingeborenen berücksichtigt werden und die einflußreichen Häuptlinge deutschfreundlich bleiben, ohne daß das Ansehen der Regierung darunter leidet.

An der Spitze der Verwaltung steht der Gouverneur, zur Zeit Graf Goetzen.

Am 12. Mai 1866 geboren, steht Graf Gustav Adolf Goetzen zur Zeit im 37. Lebensjahre. Nach Beendigung seiner Schulzeit studierte er von 1884 ab in Paris, Berlin und Kiel Rechts- und Staatswissenschaften. Dann wandte er sich der militärischen Laufbahn zu und wurde am 17. September 1887 als Leutnant im 2. Gardenlanzenregiment eingestellt. Bereits 1890 wurde er zur kaiserlichen Botschaft nach Rom kommandiert und unternahm von dort aus seine erste Reise nach Ostafrika. Ein Kommando, das ihn 1892 an die Kriegsakademie rief, unterbrach er, um den jetzigen Oberst von Dieft auf seiner Reise nach Kleinasien behufs topographischer Aufnahmen zu begleiten. Von 1893 bis 1895 unternahm er sodann seine große Reise quer durch Afrika, die er in seinem Werke „Durch Afrika von Ost nach West“, Berlin 1896, beschrieben hat. 1896 wurde er, nachdem er seine inzwischen wieder aufgenommenen Studien an der Kriegsakademie beendet hatte, zur Botschaft in Washington kommandiert. Den spanisch-amerikanischen Krieg machte er im Stabe des amerikanischen Oberbefehlshabers mit und erwarb sich hier den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern und der Krone. Zu der Heimat wurde er dann in den Großen Generalstab kommandiert, in welchen er im Frühjahr 1900 als Hauptmann verfest wurde. Während seines Aufenthaltes in Washington vermählte er sich mit der Witwe May Stanton Van, geborenen Vonen.

Schon ehe er auf den Posten eines Gouverneurs von Ostafrika berufen wurde, hatte er als Mitglied des Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie des kolonialwirtschaftlichen Ko-

mitees einen erheblichen Teil seiner reichen Arbeitskraft kolonialwirtschaftlichen Studien zugewandt.

Im April 1901 übernahm er die Verwaltung des Schutzgebiets. Seiner unermüdeten Arbeitskraft und Pflichttreue hat die Kolonie schon viel zu danken. Nur selten vernahm man von kriegerischen Unternehmungen während seiner bisherigen Amtszeit, dafür umso mehr von Arbeiten des Friedens, die eine günstige Entwicklung des Schutzgebiets verheißen. Bei der Übernahme der Verwaltung im April 1901 versprach er in einer Bekanntmachung jedem Ostafrikaner ohne Ansehen der Person und Rasse Sicherheit und Schutz des Eigentums. Und er hat dies Versprechen gehalten. Allen Europäern, den Beamten und Offizieren in gleicher Weise wie den Kaufleuten und Pflanzern, steht sein Haus offen, und alle wissen seine und seiner Gemahlin Gastlichkeit zu rühmen. Erstes Streben und ein solider Ton in der Lebenshaltung kennzeichnen ihn und die ihm unterstellten Beamten. Stets hat er ein offenes Ohr für die Wünsche derjenigen, welche ihr Kapital und ihre Arbeitskraft in der Kolonie betätigen, und Ratsschläge aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung und von landeskundigen Herren sind ihm stets willkommen. Seine ganze Arbeitskraft stellt er in den Dienst der allgemeinen Landesinteressen und sucht die verschiedensten Wünsche miteinander und mit den Finanzen des Schutzgebiets in Einklang zu bringen. Publikum wie Unternehmer wissen sein Entgegenkommen in gleicher Weise zu schätzen. Den Kaufleuten hat er in zollamtlicher Hinsicht verschiedene Erleichterungen

gewährt. Die Abgaben für das Schürfen sind um die Hälfte herabgesetzt. Den Pflanzungen werden durch die Bezirksämter Arbeiter besorgt. In vierteljährlich stattfindenden Besprechungen des Gouvernements mit den Kaufleuten und Pflanzungsleitern werden die Wünsche der Interessenten erörtert.

Unabhängig arbeitet Graf v. Goetzen an der Verbilligung und Vereinfachung der Verwaltung, sowie an der Erweiterung der Kommunalverwaltungen. Sein eifrigstes Streben ist, das Schutzgebiet von Zuschüssen des Reiches unabhängig zu machen, ähnlich wie es in den englischen und holländischen Kolonien meist der Fall ist. Alle öffentlichen Arbeiten werden auf die großen Karawanenstraßen Dar-es-Salam-Tabora und Kilwa-Nyassafsee konzentriert; speziell die letztere Straße wird für den Motowagenverkehr hergerichtet, ein allerdings zunächst etwas dürftiger Ersatz für den Eisenbahnbau.

Durch eine Besichtigungsreise auf der Uganda-bahn hat sich Graf v. Goetzen im März 1902 über diesen bedeutungsvollen Verkehrsweg unserer englischen Nachbarn unterrichtet, dem wir Deutsche nunmehr bald hoffentlich etwas Ähnliches durch eine Bahn von Kilwa nach dem Nyassasee an die Seite stellen werden. Jedenfalls wird Graf v. Goetzen, wenn während seines Heimaturlaubes die Beratung des Schutzgebietshaushalts im Reichstage stattfindet, durch seine Sachkenntnis und von jedem Optimismus und von überschwenglichen Erwartungen freie Beurteilung in der Lage sein, den Reichstag von der Notwendigkeit des Bahnbaus im Schutzgebiet und von der Zweckmäßigkeit der drei in Aussicht genommenen Bahnlinien Tanga-

Mombo, Dar-es-Salam-Mrogoro und Kilwa-Wiedhafen zu überzeugen.

Die wirtschaftlichen Maßnahmen, welche den Eisenbahnbau rechtfertigen, sind durch Graf v. Goetzen fortgeführt und erweitert. Insbesondere hat er zahlreiche Ansiedlungen von betriebssamen Wanganmweii und Wasutuma in Usambara und im Innern angelegt und indische Reisbauer sowie Singhalesen eingeführt. Eingeborenenkulturen von Sesam, Erdnuß und Kokospalmen, sowie Baumwolle hat er gefördert. Die Abschaffung der Hausflaverei ist durch ihn angebahnt. Die Häfen von Tanga und Dar-es-Salam sind verbessert; die Hauptstadt ist mit gutem Trinkwasser versorgt. In weiser Fürsorge für die finanzielle Entwicklung des Schutzgebiets hat Graf v. Goetzen einen Vorbehalt für den Landesfiskus zur ausschließlichen Aufsuchung und Gewinnung von Kohlen im Nordwesten des Nyassasees geschaffen. Immer mehr hat er die Verwaltung über das Land ausgebreitet, wodurch die Erträge der Gütensteuer wesentlich erhöht worden sind; den wirtschaftlich Schwachen gegenüber wird jedoch bei der Eintreibung der Steuer mit Milde und Rücksicht begegnet.

Wenn wir den gegenwärtigen Zustand unseres ostafrikanischen Schutzgebiets ins Auge fassen, so finden wir, daß unter der Verwaltung des Grafen v. Goetzen die wirtschaftliche Entwicklung überall günstige Aussichten zeigt, wo die helfende und fördernde Hand des tatkräftigen Gouverneurs eingreifen konnte. Große Erwartungen aber knüpfen wir auch für die Zukunft an die Person und den Namen des Grafen v. Goetzen (vergl. Deutsche Kolonialzeitung 1902, S. 497).

Die früheren Gouverneure waren Freiherr v. Soden (1891—1893), Oberst v. Schele (1893—1895), Major v. Wißmann (1895—1896), Major Liebert (später General v. Liebert, 1896—1900). Der Gouverneur vereinigt in sich die oberste Zivil- und Justizgewalt und ist mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit zweiter Instanz betraut. Ihm steht ein Vertreter zur Seite, der auch mit den Funktionen des Kommandeurs der Schutztruppe beauftragt ist. Die einzelnen Angelegenheiten werden in besonderen Verwaltungsabteilungen bearbeitet, deren neun geschaffen worden sind, und zwar:

1. für politische und Personalangelegenheiten und innere Verwaltung,
2. für Angelegenheiten der Schutztruppe,
3. für Finanz- und Zollangelegenheiten, Stats- und Kassenwesen,
4. für die Justizverwaltung,
5. für medizinische und hygienische Angelegenheiten,
6. für die Angelegenheiten der Gouvernementsflottille,
7. für Bauangelegenheiten, einschließlich Eisenbahn- und Wegebau,
8. für land- und forstwirtschaftliche Angelegenheiten (auch Landesvermessung und Kartographie),
9. für Kirchen-, Missions- und Schulangelegenheiten.

Es sind zur Zeit Erhebungen darüber im Gange, ob und wie weit es zugänglich ist, den Gouverneuren Beiräte zur Seite zu stellen, die aus Vertretern der privatwirtschaftlichen Kreise des Schutzgebiets zusammengesetzt sind. Schon jetzt hört der Gouverneur in kaufmännischen Fragen die einzelnen Vertreter der selbständigen Firmen, während zur Beratung von Fragen landwirtschaftlicher Natur der bestehende Pflanzerverein, eine Vereinigung der Vertreter

der verschiedenen landwirtschaftlichen Unternehmungen in Deutsch-Ostafrika, zusammenberufen wird.

Dem Gouverneur steht die Kaiserliche Schutztruppe mit einer Stärke von 44 Offizieren, 18 Ärzten, 1 Zahlmeister, 110 Unteroffizieren, 5 Dolmetschern, 12 Esendi, 116 farbigen Chargen, 1634 eigentlichen Schutztruppen und 444 Mann Polizeitruppen zur Verfügung. Die Armierung besteht aus 61 Geschützen, leichten Feldgeschützen oder Schnelladekanonen. Die Schutztruppe ist in 12 Kompanien eingeteilt und wird zur Besetzung der verschiedenen Stationen an der Küste und im Innern verwendet.

Als Hauptmann Wissmann im Jahre 1889 zum Reichskommissar ernannt wurde, warb er eine Anzahl von Sudanese an, die durch die Auflösung der bisherigen ägyptischen Armee frei geworden waren. Mit diesen Sudanese hat Wissmann den Aufstand Buschiris und Banaheris unterdrückt, und sie bilden, durch Reuanwerbung mehrfach ergänzt, auch heute den Kern der Schutztruppe. Sie sind geborene Soldaten, die durch Generationen hindurch seinen anderen Beruf gekannt haben. Dazu kommt unbedingtes Vertrauen und Anhänglichkeit an den Führer, der es versteht, auf ihre Eigenart einzugehen. Es ist allerdings nicht leicht, sie richtig zu behandeln.

Den Reuanwerbungen von Sudanese stellten sich bald Schwierigkeiten entgegen. England verweigerte seine Genehmigung. Die letzte Anwerbung fand 1893 statt, und man ging nun dazu über, Eingeborene des Schutzgebiets selber anzuwerben. Im Jahre 1894 erhielt Tippu-Tipp den Auftrag, Wandermale, die für einen der kriegerischsten Völkern Ostafrikas gelten, nach Dar-es-Salam zu bringen. Die Hatt derselben von ihm angeworbenen Wandermale bewährten sich jedoch wenig. Die Kompanien, deren Stärke von 48 bis 178 Mann schwankt und im Mittel 120 Mann beträgt, sind im allgemeinen mit einem Kompaniechef, 2 Leutnants und 2-3 europäischen Unteroffizieren besetzt. Der schreibgewandteste Unteroffizier besorgt die Feldwebelgeschäfte. Hierzu tritt noch meist ein Arzt mit einem Sanitäts-

unteroffizier. Die übrigen Chargen sind mit Schwarzen, meist Sudanese, besetzt und werden mit den ehemaligen ägyptischen Namen bezeichnet, wie Umbascha (Geleiter), Schausch (Unteroffizier) u. s. w. Jede Kompanie hat einen Esendi, d. h. schwarzen Offizier, der jedoch hinter dem weißen Unteroffizier rangiert und der für den inneren Dienst gewissermaßen die Stellung unseres Feldwebels einnimmt. Diese Esendi haben einen außerordentlichen Einfluß, da jeder mit seinen kleinen Anliegen und Sorgen zu ihnen kommt. Doch will man diese Stellung aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten allmählich eingehen lassen. Die Kleidung der Askari (Soldaten) besteht aus kurzer Jacke und Hose von braunem Kaki, braunen Schnürstiefeln, blauen Beinbinden und Kopfbedeckung mit Nackenschutz, gleichfalls aus braunem Kaki. Die Beinbinden sind zweckmäßig, da sie das Hängenbleiben an Dornen u. a. verhüten. Die Bewaffnung besteht aus Gewehr M. 71 und kurzem Seitengewehr. Zum feldmarschmäßigen Anzuge gehören ferner wollene Decke, Tornister und Brotbeutel, sowie Feldflasche aus Aluminium mit 1 l Inhalt.

Die Ausbildung im Exerzieren und Schießen erfolgt nach dem Exerzierreglement und der Schießvorschrift für Marineinfanterie. Die Kommandos werden deutsch gegeben und Erläuterungen durch einen Dolmetscher überfetzt. Die Leute exerzieren sehr gut, und Griffe wie Kompaniecolonnenbewegungen werden ebenfogat ausgeführt wie zu Hause.

Was die Finanzen des Schutzgebiets anlangt, so sind dieselben aus der folgenden Übersicht ersichtlich:

	1895/96	1896/97	1897/98	1898/99	1899/1900	1900/01
Direkte Steuern	—	—	—	100	350	560
Zölle	1750	1350	1400	1625	1750	1750
Verwaltungseinnahmen, sonstige Abgaben u. s. w. . .	400	250	300	435	410	613
Einnahme aus dem Eisenbahnbetrieb	—	—	—	—	—	85
Reichszuschuß	3687	4301	4339	3805	5985*)	6700
Zusammen	5837	5901	6039	5965	8495	9708

*) Dazu ein Nachtrag von 50000 Mark. Nach dem Reichsgesetz vom 30. März 1892 müssen alle Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete für jedes Jahr veranschlagt und auf den Etat der Schutzgebiete gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahres durch Gesetz festgestellt.

Ausgabe (1000 Mark)

	1895/96	1896/97	1897/98	1898/99	1899/1900	1900/01
fortlaufende	5542	5409	5546	5630	5942	6764
einmalige	280	476	480	322	2540	2931
Reservefonds	15	16	13	13	13	13
Zusammen	5837	5901	6039	5965	8495	9708

Die Einnahme aus Zöllen, Gebühren und Abgaben betrug:

Rechnungsjahr	1895		1896		1897		1898	
	Rp.	ß.	Rp.	ß.	Rp.	ß.	Rp.	ß.
Ausfuhrzölle	366790	55	430340	47	383707	34	335197	25
Einfuhrzölle	581496	19	690645	14	709385	35	839063	51
Schiffahrtsabgabe	2441	—	2660	—	3213	—	2708	—
Holzschlaggebühr	20100	57	20945	1	23777	55	11732	17
Nebeneinnahmen	26542	45	18209	48	15718	44	8718	40
Zusammen	997371	48	1162800	36	1135802	40	1197420	5
	Mk.	Ps.	Mk.	Ps.	Mk.	Ps.	Mk.	Ps.
	= 1159644	13	1470215	96	1513882	92	1663408	08

Hinsichtlich der Rechtspflege ist zu bemerken, daß im Küstengebiet, sowie überall im Innern, wo sich europäische Niederlassungen befinden, für das bürgerliche Recht die Reichsgesetze und das Bürgerliche Gesetzbuch, für das Strafrecht das Reichsstrafgesetzbuch und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze in Gültigkeit sind. Die Rechtspflege über die weiße Bevölkerung im Norden des Schutzgebiets liegt in den Händen eines in Tanga residierenden Bezirksrichters; ein zweiter Bezirksrichter mit dem Amtssitz in Dar-es-Salam hat die gleiche Befugnis für den Süden. Die Bezirksrichter, welche sich gegenseitig vertreten, haben die gesamte Gerichtsbarkeit erster Instanz einschließlich der Schwurgerichtssachen wahrzunehmen. Von ihren Urteilen und Verfügungen ist Berufung und Beschwerde an das Kaiserliche Obergericht zulässig, an dessen Spitze der Gouverneur beziehungsweise der gleichzeitig mit ihm dazu beauftragte Oberichter steht. Die Bezirksrichter haben ferner die freiwillige Gerichtsbarkeit und die Geschäfte der Standesbeamten wahrzunehmen. Die Rechtspflege über die Farbigen in Zivil- wie in Strafsachen liegt in den Händen der Bezirksamtänner, die in weniger wichtigen Angelegenheiten zugleich in erster und letzter Instanz entscheiden. Andernfalls ist Berufung an den Gouverneur beziehungsweise den Oberichter zulässig. Die Verhandlung (Schauri genannt) ist öffentlich und findet mindestens zweimal wöchentlich statt. Die materielle Grundlage für die Entscheidungen beruht auf den Begriffsbestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs, das als Richtschnur dient. Der Bezirksamtann ist auch Nachschlichter und übt die freiwillige Gerichtsbarkeit aus. In einzelnen kleineren Orten ist die niedrigere Gerichtsbarkeit besoldeten Akidas (farbigen Distriktsvorstehern) unter dem Beistande zuverlässiger Privatpersonen übertragen. Gegen ihre Entscheidungen ist die Berufung an das Bezirksamt zulässig.

Vergleiche über die Organisation der Verwaltung die Arbeit von Geh. Legationsrat Bernh. v. Koenig, „Die Kolonialbehörden, deren Zuständigkeit und Verfahren“, in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, Band 2,

S. 1 ff., sowie das Kolonialhandbuch von Rudolf Figner, 2. Aufl., S. 265 ff., ferner die alljährlich herausgegebenen Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete.

Die Kaiserliche Schutztruppe von Deutsch-

Wiffionschule.

Stafrika behandelt Oberleutnant Stenzler in „überall“, illustrierte Wochenschrift für Armee und Marine, 1902, S. 708 ff.

Die Gouvernementsflottille ist neuerdings ein-

gehend besprochen worden von Dr. S. Hesse in der Deutschen Kolonialzeitung 1902, S. 499 ff. Eine Gerichtsverhandlung in Ostafrika hat Hauptmann a. D. Vene geschildert (ebenda 1899, S. 421).

27. Mission und Schule

Im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete sind zehn Gesellschaften am Missionswerk tätig, darunter sieben evangelische und drei katholische. Sechs davon haben deutschen Charakter. Eine (die Weißen Väter) ist vorwiegend französisch und drei englisch.

Was die katholischen Missionsgesellschaften anlangt, so ist die St. Benediktus-Missionsgenossenschaft in der sogenannten apostolischen Präfektur Südsanibär tätig und hat Stationen in Dar-es-Salam, Kollasini (auch Kura-fini genannt), Kufuledi, Nyangau, Iringa, Madibira, Malangali, Peramihö und Kigonjara errichtet. Sie besitzt 2 Kirchen (in Kollasini und Dar-es-Salam, die letztere im Bau), 6 Kapellen, 23 Schulen mit ca. 200 Schülern und eine Katechetenschule (in Kollasini). Überall sind auch Waisenhäuser eingerichtet, in Dar-es-Salam auch ein Spital für Eingeborene. Die Gesamtzahl der Christen bezieht sich nach der letzten Statistik auf ca. 1700, die der Taufbewerber auf ca. 1300.

Im apostolischen Vikariat Nordsanibär wirken die Väter vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä (sogenannte Schwarze Väter). Ihre Hauptstation ist Bagamoyo. Daneben bestehen Stationen in Rhonda, Mandera, La Yonga, Mrogoro, Matumbo, Tununguo, Kilema, Kiboshö, Rombo und Tanga. Mehrere Stationen haben außerdem Zweigniederlassungen eingerichtet. Auch hier haben alle älteren Stationen eine Kirche oder Kapelle, eine oder mehrere Schulen, Waisenhäuser, Werkstätten, Ackerbauschulen u. s. w.

Kirche in Magila.

Die Zahl der durch die Mission, die ihre Tätigkeit schon im Jahre 1862 begonnen hat, gewonnenen Christen beträgt ungefähr 6700.

Seit 1897 ist im Vikariat Nordtransvaal auch der Trappistenorden tätig. Die Ansiedlung geht von dem deutschen Kloster Mariannhill in Natal aus. Bereits sind Stationen in Neu-Köln und St. Peter (beide in Mambasa) und Tanga entstanden.

Im Innern des Schutzgebiets arbeiten die sogenannten Weißen Väter (Missionnaires d'Afrique d'Alger) in den apostolischen Vikariaten Unyanjembe, Tanganika und Viktoria-Nyanja. Ihre Stationen sind: Mariahilf-Uchirombo, St. Michael-Msalala, Ndala, Uighe und Urundi; Karema (Hauptstation), Kirando, Kala, Utinta und Simba; Marienberg bei Bukoba, Bukumbi, Neuwied auf der Ukereweinsel und Ujui. Die Zahl der Getauften betrug im Vikariat Unyanjembe zuletzt 1342, die der Taufbewerber etwa 6000. Für das Vikariat Tanganika sind dieselben Zahlen ca. 1950 beziehungsweise 900. Für das Vikariat Südnyanja ca. 1700 beziehungsweise 5000. Auch diese Mission hat eine große Anzahl von Schulen eingerichtet. Im Vikariat Tanganika bestehen deren allein 46. In Unyanjembe und Südnyanja gleichfalls gegen 20.

Von den evangelischen Missionsgesellschaften ist zunächst die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Südafrika (Berlin III) hervorzuheben. Sie hat ihre Missionstätigkeit im Jahre 1887 begonnen und arbeitet in Mambasa und Maramo. Ihre Stationen sind in Maramo: Dares-Salam, Hoffnungshöh bei Kisserawe und Maneromango; im Mambasagebiet: Tanga, Hohenfriedeberg bei Malo, Bethel bei Mtai, Wuga bei Masinde und Bumbuli. Die Theologen, welche in den Missionsdienst der Gesellschaft treten, werden in dem in Bielefeld vom Pastor D. v. Bodelschwingh eingerichteten Kandidatenkonvikt ausgebildet. Nördlich und nordöstlich des Nyassasees arbeitet die „Gesellschaft zur Förderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ (Berlin I). Im Oktober 1896 wurde die erste Station dieser Gesellschaft in Wangemannshöh im Kondelande von dem Missionsuperintendenten Merensky angelegt. Vom Kondeland aus wurde später das Ringaland besetzt und ferner Stationen in Ubena und Uhehe gegründet. Jetzt stehen auf 14 Stationen 14 ordinierte Missionare und 4 Missionskandidaten. Die Sprachen der Bakonde, Bakinga und Wabehe sind zu Schriftsprachen gemacht und einige Evangelien in der Kondesprache gedruckt. In der Nachbarschaft arbeitet die Missionsanstalt der evangelischen Brüderunität, die ihre erste Station in Kungwe eingerichtet hat und gegenwärtig im Nyassagebiet deren 6 besitzt. Auch das Unyanjembegebiet hat sie seit 1896 von der Londoner Missionsgesellschaft übernommen und besitzt daselbst die Stationen Kilimani-Urambo bei Tabora und Kitunde-Kiwere (im Bezirk Kilimandjaro). Den Kilimandjaro hat die Evangelisch-Lutherische Mission zu Leipzig als ihr Wirkungsgebiet ausersehen. Im Jahre 1893 unternahm sie ihre erste Expedition in das Gebiet der Wadjagga. Bis jetzt sind am Kilimandjaro 4 Stationen begründet (Madshame, Mamba, Mofhi, Shira), ferner im Nordparegebirge die Station Shigatini und seit Januar 1902 die Station Nkoarenge am Meru. Durchschnittlich nehmen an den Gottesdiensten 1100 Hörer, am Unterricht in den Schulräumen 660 Schüler teil. Zu Lutindi in Mambasa hat der Evangelische Afrikaverein eine Freistätte für Sklaven errichtet. Von den englischen Missionen wirkt die

sogenannte Universitätsmission bei Dar-es-Salam, in Usambara und im Kuvumagebiet. Bei Dar-es-Salam hat sie die Stationen Kitzhelwe und Mtoni, in Usambara die Zentralstation Magila (mit sechs Europäern), Mkuji, Korogwe, Mijoswe. Die Church Missionary Society arbeitet auf den Stationen Mamboia, Mpapiwa, Kijokwe in Usagara, beziehungsweise Ugogo, und Nassa in Usukuma.

Die Missionen entfalten im Schutzgebiet eine außerordentlich jegensreiche Tätigkeit. Nicht nur, daß sie dem Christentum in allen Teilen des Landes zahlreiche Gefolgschaft werben und jahraus, jahrein viele Tausende von Eingeborenen in den elementaren Schulfächern und in allerlei Handwerk unterrichten, sie haben sich auch um die Krankenpflege in umfangreichem Maße

Schule in Maneromango.

verdient gemacht. Auch für Kulturarbeiten aller Art, Herstellung von Wegen, Anbau von Kulturpflanzen, Wasseranlagen sind die Missionen mit Eifer und Verständnis tätig gewesen.

Was die Unterrichtsanstalten anlangt, so hat das Gouvernement unabhängig von den Missionen Regierungsschulen in Tanga und in Dar-es-Salam eingerichtet, die hauptsächlich den Zweck haben, der Regierung ein geeignetes Unterbeamtenpersonal für ihren Dienst zu beschaffen. Diese rein praktische Absicht hat dahin geführt, diese Schule auf der Basis der Konfessionslosigkeit zu errichten, ein Grundsatz, der von den Missionen lebhaft bekämpft wird.

Vergleiche über die Missionstätigkeit in den Schutzgebieten das Werk von D. Merensky „Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien“, sowie die regelmäßigen Berichte des Pastors E. Goefers über die Tätigkeit dieser Missionsgesellschaften in der Deutschen Kolonialzeitung und

den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Eine brauchbare Übersicht über die Missionstätigkeit, auch die katholischen Missionen umfassend, mit vielen Einzelangaben findet sich auch in Meines des Deutschen Kolonialkalender 1903, S. 186–214.

28. Die Produktion des Landes

Bei der Einzelbeschreibung der Landschaften und ihrer Bewohner ist überall auch ihrer wirtschaftlichen Betätigung bereits gedacht worden. Es geht daraus hervor, daß der größte Teil der sesshaften Bevölkerung des Schutzgebiets dem Ackerbau obliegt, der durchweg in der Form des Hackbaus betrieben wird. Für den eigenen Bedarf wie für die Ausfuhr werden gebaut: Sorghum oder Mtama (weiß und rot), Kolbenhirse (*Penicillaria*), Eleusine, Mais, Reis, Weizen, Sesam, Erdnüsse, verschiedene Bohnenarten, Erbsen, Bananen, Kürbisse, Wassermelonen, Bataten, Jams, Maniok, Hanf, Tabak und Pfeffer.

Die Äcker werden meist gegen den Ausgang der Trockenperiode vor Eintritt der Regenzeit bestellt. Düngung der Felder ist unbekannt. Die Erde wird mit der Hacke oder dem Grabseil bearbeitet, ein großes, oft gebogenes Buschmesser dient zum Ernten. Da die verschiedenen Hirsearten das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden, so werden sie fast überall angebaut. In den östlichen Landschaften sowie in Uvumwezi spielt daneben der Mais eine große Rolle. Reis wird dagegen nur vereinzelt in Uvumwezi, Uvumwezi und Uvumwezi angebaut. Auch der Weizenbau, der erst durch die Araber eingeführt worden ist, hat nur geringe Bedeutung. Dagegen ist die Banane vielfach Volksnahrungsmittel, aber lokal beschränkt auf die Küste, den Kilimandjaro und das Zwischenseeengebiet. Bohnenarten werden fast überall gezogen, während Erbsen sich nur auf den Innenlandschaften des Zwischenseeengebiets finden. In den meisten Dörfern wird auch Tabak gepflanzt, aber nur für den eigenen Bedarf. Dagegen wird in den nördlichen küstennahen Distrikten Sesam lediglich zu Handelszwecken kultiviert.

Im Bezirk Tanga sind die Hauptfrüchte Bananen und Mais für das Hinterland, Maniok und Bataten für die Küste. Als Handelsprodukt wird Sesam gebaut. In der Erntezeit wurde davon in den letzten Jahren monatlich für 2500 Rupien ausgeführt. Auch die Ausfuhr von Kopra hat einen starken Aufschwung genommen, trotzdem die meisten der im Bezirk gebauten Kokosnüsse in den Plantagen verzehrt werden. Neuerdings ist der Reisbau wieder in Aufnahme gekommen.

Auch im Bezirk Westusambara hat in den letzten Jahren der Anbau zugenommen, besonders da die Plantagen willige Abnehmer sind. Große Massen von Mais, Bohnen, Kartoffeln und Bananen gehen aus dem Gebirge, Mtama und Ananas aus der Steppe zum Markt. Im Panganibezirk kultivieren die Eingeborenen außer Zuckerrohr Mais, Mtama, Maniok, Sesam, Reis, Tabak und Kokosnüsse. Die Kultur der Kokospalme wird amtlich durch unentgeltliche Abgabe von Pflanznüssen gefördert. Im Bezirk Bagamoyo wird dicht bei der Stadt in erster Linie Maniok (Mhogo) gebaut. Die den Unguubergen vorgelagerte Ebene ist sehr fruchtbar und bringt auch Reis, Erdnüsse, Bataten, Maniok, Sesam, Orangen, Mandarinen, Ananas und dergleichen. Die Belutschenkolonie im Dorfe Kaula betreibt etwas größeren Anbau, sonst geht man fast nirgends über die lokalen Bedürfnisse hinaus. Saatkokosnüsse sind in Menge vom Bezirksamt an die Eingeborenen abgegeben worden.

Im Bezirk Dar-es-Salam hat die Kokoskultur in den letzten Jahren einen starken Aufschwung genommen. Überall werden neue Palmen gepflanzt. Im Rufinijebiet hat sich der Maisbau neuerdings sehr ausgebreitet. Die

Reispflanzungen leiden aber unter den ganz unsicheren Feuchtigkeitsverhältnissen, da man bei dem primitiven Landbau der Neger künstliche Bewässerung und Abdämmung nicht kennt. Hier kann nur indische Kolonisation helfen. Momentan kann Reis nur dort sicher gebaut werden, wo durch Ebbe und Flut eine regelmäßige Überschwemmung eintritt. Die Zuckerproduktion bei Mohoro ist im Steigen, aber auch hier fehlt künstliche Bewässerung.

Im Bezirk Kilwa haben die letzten Mtamaernten unter einer Krankheit stark zu leiden gehabt. Die Eingeborenen sind daher mehr zur Kultur von Sesam, Erdnüssen, Hülsenfrüchten und dergleichen übergegangen. Die Sesamausfuhr hat sich daher ganz erheblich gehoben. Da die Heuschrecken sich in neuerer Zeit nur vereinzelt zeigten, hat auch die Reiskultur wieder größere Ausdehnung an-

Kaiserliches Bezirksamt in Bagamoyo.

genommen. Das Bezirksamt hat große Mengen Saatreis verteilt. Auch hat die Kommune eine Reisschälmaschine angeschafft, um das Produkt besser bearbeiten zu lassen als mit dem einfachen Stampfmörser. Auch die Palmenkultur nimmt stetig zu; in Mafia sind allein im Jahre 1900/1901 70 000 junge Palmen angepflanzt worden. Der wertvollste Ausfuhrartikel ist jedoch Kautschuk. Leider ist die Ausbeutung der Kautschukliane hier wie überall durch Konkurrenz und ungesundes Vorschußsystem so auf die Spitze getrieben, daß sie nur Raubbau genannt werden kann und die Erträge wahrscheinlich bald erheblich zurückgehen werden. Anpflanzungen von Kautschukbäumen, unter denen für das dortige Klima besonders die Cearasorte in Frage kommt, sind deshalb zur Notwendigkeit geworden. Das Dondeland scheint dafür der beste Boden zu sein. Besondere Mühe verwendet das Bezirksamt auf die Ausfuhr der Baumwolle bei den Eingeborenen.

Der Bezirk Vindi produzierte in früheren Jahren bedeutende Mengen Mtama und Kola. Doch hat die Produktion neuerdings durch eine Getreidekrankheit Schaden gelitten. Auch hier ist man daher zu einer anderen Kultur übergegangen und hat sich mehr dem Mais zugewandt. Leider läßt derselbe

sich infolge des Klimas schlecht lange verwahren. Exportversuche nach Deutschland würden sich bei den herrschenden Markt- und Frachtverhältnissen wahrscheinlich lohnen. Auch die Sesamkultur hat infolge der Maßregeln der Regierung einen starken Aufschwung angenommen, während dieser Artikel früher dort fast unbekannt war. Auch Maniok, Erdnüsse und Kolumbowurzeln werden viel angebaut. Der aus Vindi ausgeführte Tabak kommt meist aus portugiesischem Gebiet, ebenso ein großer Teil des Kautschuks. Die Zuckerrohrkultur im Distrikt ist noch sehr ausdehnungsfähig. Edelhölzer, besonders Grenadillholz werden in ziemlichen Mengen ausgeführt und zwar meist nach Frankreich.

Im Bezirk Ssongea ist besonders im Gebirgsland von Ungoni ein sehr fruchtbares Gebiet, in dem fast alles gedeiht. Den Reisbau haben die Küstenleute dort monopolisiert. Doch versucht die Kaiserliche Station, diese Kultur bei den Eingeborenen einzuführen. Weizen, Kaffee und Kautschukbäume sind gleichfalls von der Station angebaut worden. Im Bezirk Langenburg sind die Kautschukbestände durch Raubbau der Händler erschöpft, und an Stelle der Produktion ist ein Durchgangshandel getreten. Durch die Missionen ist der Anbau europäischer Kartoffeln und Zwiebeln eingeführt worden. In den Niederungen von Mahenge ist Reis die Hauptfrucht, außerdem Mais, Mtama, Mhogo, Bataten, Zuckerrohr und Sesam. In den Bergen gedeihen bei der Station Kaffee, Erdbeeren, jegliche Gemüse u. s. w. Der Bezirk Mijakki produziert große Mengen von Mais, Mtama, Reis, Mhogo und Bataten. Daneben gedeihen viele Sorten von Gemüse und Bohnen. Dagegen ist die Kautschuklane fast verschwunden. Im Bezirk Kilossa wird besonders Mtama angepflanzt. Im Bezirk Mwanja sind rote Sorghum und Hirse die Hauptfrüchte, in Shirati Hirse und Eleusine. In der Landschaft Shajhi werden viel Erdnüsse gebaut. Im Bukobabezirk ist die Banane, Eleusine und die europäische Bohne die Hauptkultur. Daneben baut man etwas Weizen, Reis, Mais u. s. w.

Der Ackerbau der Eingeborenen hat indessen mit zwei gefährlichen Feinden zu kämpfen; das sind die Getreidekrankheiten, die zum Beispiel in Kilwa und Vindi in den letzten Jahren sehr bedeutenden Schaden angerichtet und die Mtamakultur fast vernichtet haben, und besonders auch die Heuschreckenplage.

Vergleiche über den Ackerbau der Eingeborenen die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Afrika 1900/1901 und das Kolonialhandbuch von Rudolf Sagner, S. 214 ff. über die Mtamakrankheit (Mafuta) vergleiche die Expeditionsberichte von Dr. W. Basse, der im

Jahre 1900 im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees die deutsch-ostafrikanischen Step-
pen bereiste und diese Krankheit näher erforscht hat. Über die Heuschrecken und die Mittel zu ihrer Bekämpfung hat neuerdings Dr. Sander, Berlin 1902, gehandelt.

Die Plantagenunternehmungen der Europäer haben bisher die Küstenlandschaften von Tanga und Pangani, sowie das wald- und wasserreiche Usambara stark bevorzugt. An der Küste sind umfangreiche Kokosplantagen angelegt worden, während man im Gebirge hauptsächlich Kaffee baut. Nebenbei werden auf einzelnen Plantagen auch Vanille, Tabak, Kautschuk und Agaven gezogen. Das im Panganital bereits seit langer Zeit von Arabern gebaute und verarbeitete Zuckerrohr ist jetzt unter europäischen Betrieb genommen worden. Seitens der Regierung geschieht alles, um diese Kulturen nach Möglichkeit zu heben. Vor kurzem unternahm der Chef der Landeskultur, Regierungsrat Dr. Stuhlmann, eine Reise nach Indien und Java zum Studium der botanischen Gärten und Pflanzen, und insolgedessen sind zahlreiche Versuche zur Einführung neuer und Verbesserung alter Kulturen gemacht worden. Im Hochland von Westusambara ist seit Jahren die Kulturstation Kwai

in Tätigkeit, welche den Zweck hat, zu untersuchen, inwieweit sich die westlich des Luengera gelegenen Gebiete von Usambara für Ackerbau und Viehzucht eignen. Die Station hat ihre Untersuchungen jetzt mit günstigen Ergebnissen abgeschlossen und wird daher eingehen. Einem Versuchsgarten in Dar-es-Salam liegt die Unterhaltung der öffentlichen Anlagen, die Anzucht von Alleebäumen und die Vermehrung verschiedener Nutzpflanzen ob. Eine neue Versuchsstation für Tropenkulturen wird in Usambara (Mmani) eingerichtet.

Die jetzt bestehenden Pflanzungen ergeben sich aus folgender Übersicht:

Bezirk Tanga.

a) An der Küste

1. Die Pflanzung des Herrn v. Saint-Paul in der nächsten Umgebung von Tanga. Hier werden Kautschuk, Kokospalmen und Vanille gebaut.
2. Die v. Bülow'sche Pflanzung mit Kokospalmen.
3. Die Pflanzung Kiomoni am Mfulumusi, eine Stunde in westlicher Richtung von Tanga entfernt (Eigentum der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft). Sie trägt Kokospalmen, Liberiakaffee, Kautschuk und Agaven.
4. Derselben Gesellschaft gehört jetzt die Schlunke'sche Kokospflanzung bei Potini an der Tangabucht. Dasselbst werden nunmehr große Agavenpflanzungen angelegt.
5. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bei Muoa, Totohowu und Nassini. Auf Muoa und den beiden Vorwerken standen seit 1898 bereits 250 000 Kokospalmen ausgepflanzt.
6. Die Agavenpflanzung von H. Liebel bei Ngomeni, eine halbe Stunde von Tanga entfernt, an der Bahn.

b) In Bunder

7. Die Perrot'sche Pflanzung südlich von Bombwera, unweit der Eisenbahnstation Ngomeni (Eigentum der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft). Sie zieht Liberiakaffee.

c) In Bunder (Ditjambara)

8. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Derema, 960 m über dem Meere, am Ostabfall des Usambaragebirges. Die Pflanzung liegt in dem Knie, das der obere Sigi mit seinem Nebenfluß, dem Mankujo, bildet, und wurde Mitte August 1891 durch Dr. R. Hindorf angelegt. Etwa 110 ha sind mit 80 000 arabischen Kaffeebäumen bepflanzt.
9. Die Pflanzung derselben Gesellschaft in Ngwelo. Sie liegt etwa 8 km nördlich von Derema und wurde im März 1892 angelegt. Das stattliche, turmgeschmückte Herrenhaus liegt sehr schön auf der flachen Bergkuppe und gewährt einen weiten Blick über reizvolle Täler und Berge. Auf 130 ha sind gegen 120 000 arabische Kaffeebäume angepflanzt.
10. Die Pflanzung Herus derselben Gesellschaft, 1894 angelegt, trägt etwa 10 000 Bäume Hodeidakaffee.
11. Die Pflanzung Vungussa derselben Gesellschaft, im Jahre 1894 von Derema aus angelegt. Sie liegt im Tal des oberen Mueremwaflusses bei Mfungamingi am Fuße der Kunststraße. Auf 10 ha stehen 8000 Liberia-bäume. Auch in Monga und in Msituni hat dieselbe Gesellschaft kleinere Kaffeepflanzungen angelegt. In Vungussa wird auch Kakao, Kardamom und Zimmt in kleinerem Maßstabe kultiviert.

Die Plantagen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft werden unter dem Namen Plantage Union zusammengefaßt.

12. Die Pflanzung der Usambara-Kaffeebaugesellschaft in Buloa, nordwestlich des Buloaaberges beim Dorfe Ngondja. Sie verfügt über ein Gelände von 4000 ha, dessen Boden tiefgründig ist und aus einer Mischung von fettem Ton und Humus besteht. Auf der Pflanzung wird vornehmlich Liberia-kaffee angebaut. Anfang 1900 standen auf rund 200 ha gegen 90000 Bäume. Die Arbeiter, von denen in Buloa 555 beschäftigt werden, sind sehr gut in langgestreckten Kasernen aus Bambusflechtwerk mit Lehmewurf und Wellblechdächern untergebracht. Auf der Pflanzung ist eine Wasserleitung eingerichtet worden, mittels welcher das Wasser hochgelegener Quellen über einen großen Teil der Pflanzungen geleitet wird. Im Tale arbeitet eine einfache Ziegelei, welche sehr brauchbare Backsteine liefert.

13. Die Mismahlsche Pflanzung in Ngua. Sie wurde im Jahre 1894 angelegt, liegt 1086 m über dem Meere, hat einen milden, durchlässigen, sandigen Lehmboden und war bis Ende 1899 mit 108000 Kaffeebäumen arabischer Art auf 63 ha bepflanzt. Ein Versuch mit Liberiakaffeebäumen und Kakao ist wegen der hohen Lage mißlungen, Versuche mit Eucalyptus globulus dagegen sind zufriedenstellend ausgefallen, so daß dieser Baum zu Aufzuchtzwecken weiter angepflanzt werden soll.

14. Die Pflanzung der Rheinischen Handels-Plantagengesellschaft bei Ngambo. Sie ist nordwestlich von Buloa gelegen und verfügt über ein Areal von 500 ha, von denen Anfang 1900 270 ha mit arabischen Kaffeebäumen bepflanzt waren.

15. Die Pflanzungen S. K. H. des Prinzregenten Albrecht von Preußen bei Kwa Mforo und Sankarawe. Das Pflanzungsgebiet zieht sich über eine Reihe von Hügeln hin, zwischen denen Wasserläufe Täler eingerissen haben. Von den 3000 ha der Pflanzung sind etwa 200 urbar gemacht und zum Teil mit arabischem Kaffee bepflanzt. Auch große Bestände von Schattenbäumen sind gesetzt.

16. Die Pflanzung der Sigi-Pflanzungsgesellschaft bei Segoma. Sie liegt am Südwestabhange des Ishauaberges am Zusammenfluß des Sigi und des Semdwe auf dem linken Ufer dieser beiden Bäche und hat ein Areal von 2000 ha. Das Gebiet ist ein Hügel- und Bergland, dessen Höhe zwischen 150 m und 1000 m über dem Meere wechselt. In den höheren Lagen wird arabischer Kaffee, in den mittleren und tieferen liberischer Kaffee und auch Kakao angebaut.

d) In Westusambara

17. Die Pflanzung der Kaffeeplantage Sakarre Akt.-Ges. Sie liegt im bewaldetsten Teile Westusambaras zwischen den Quellgebieten des Mulu und des Wuruni und umfaßt ein Areal von 5000 ha, von denen bereits 600 unter Kultur sind. Die Gesellschaft pflanzt arabischen Kaffee.

18. Die Pflanzung Wiese & Wilckens, 2 Stunden nordwestlich von Korogwe 1300 m über dem Meere gelegen. Die Pflanzung ist erst im Jahre 1898 angelegt. Von dem mit Hochwald bestandenen, 3000 ha umfassenden Areal ist ein Teil mit arabischem Kaffee bepflanzt worden.

19. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft in Balangai im Kreise Bumbuli. Dortselbst wird arabischer Kaffee gepflanzt.

20. Die Pflanzung der Westdeutschen Handels- und Plantagen-gesellschaft im Mkolotal. Sie erzeugt gleichfalls arabischen Kaffee.

21. Ansiedler Weber in Magamba. Magamba liegt auf einem Hochplateau ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden nördlich von Wilhelmstal etwa 1600 m über dem Meere. Die meisten europäischen Feldfrüchte gedeihen gut. Weber hat auch Versuche mit Wein, Hopfen, Tabak und Mohn gemacht.

Bezirk Pangani

1. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Plantagen-gesellschaft in Zewa und Magila. Die Tabakpflanzung dieser Gesellschaft wurde bereits im Jahre 1887 angelegt, aber bald darauf während des Araber-

Gingang zur Saadanistation.

aufstandes verwüstet. Da die Tabakkultur Schwierigkeiten begegnete, so ist in den letzten Jahren Liberiakaffee in großem Umfange angepflanzt worden. In Zewa und dem dazu gehörigen Vorwerk Magila sind 2500 Morgen mit Kaffee und 200 Morgen mit Tabak bepflanzt. Auch die Agavenkultur ist neuerdings in Angriff genommen worden.

2. Die Pflanzung derselben Gesellschaft in Buschirihof bei Mundo auf dem linken Ufer des Pangani-flusses. Sie umfaßt etwa 400 ha, von denen 300 für den Anbau von Liberiakaffee und 100 für Kokospalmenkultur bestimmt sind.

3. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Rifogwe mit Muera. Sie ist im Jahre 1887 durch den Regierungsbaumeister Hörnecke angelegt worden. Anfänglich wurde Baumwolle gebaut, jetzt wird in erster Linie hier wie in Muera die Kultur der Sifalagave betrieben und daneben die vorhandenen Bestände an Liberiakaffeebäumen und Kokospalmen gepflegt.

4. Die Zuckerrohrpflanzungen der Araber und der Panganigesellschaft im Manyadisfrift im Panganital. Von Tschogwe bis zum sogenannten Teufelsfelsen sind an den Flußufern von den Arabern zahlreiche Zuckerrohr-

pflanzungen angelegt worden. Aus dem Zuckerrohr wurde in primitiven Mühlen ein minderwertiges Produkt gewonnen. Inzwischen hat die Panganigesellschaft hier eine mit modernen Einrichtungen ausgestattete Zuckerfabrik erbaut, in der mit der Verarbeitung der Produktion bereits begonnen worden ist.

Bezirk Bagamoyo

1. Die Pflanzung der katholischen Mission bei Bagamoyo. Hier wird hauptsächlich Vanille gebaut.

2. Die Pflanzung der E. & D. Hansing Krimaland- und Plantagengesellschaft in Kitopeni bei Bagamoyo. Auch hier wird hauptsächlich Vanille angebaut.

3. Die Pflanzung der katholischen Mission in Mhonda. Neben großen Obst- und Gemüsegärten haben die Missionare eine kleine Kaffeeplantage angelegt und Vanille sowie Tabak angebaut.

Bezirk Dar-es-Salam

Die Pflanzung der Rheinischen Handels-Plantagengesellschaft bei Kurasini. Dasselbst ist eine Agavenpflanzung angelegt, die früher dem Gouvernement gehörte. Auch die Missionare in Kurasini besitzen eine kleine Agavenplantage.

Bezirk Vindi

1. Die Pflanzung von Karl Perrot in Vindi. Dieselbe ist neuerdings von der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft angekauft worden.

2. Die Pflanzung von Quast bei Mikindani, woselbst Kokospalmen, Bananen und Kaffee gebaut werden.

Bezirk Kilossa

1. Die Pflanzung von Moriz Kinole im Mlugurugebirge.

2. Die Pflanzung der katholischen Mission in Mrogoro. In einer romantischen Schlucht, über deren Felsen beständig reichliches Wasser stürzt, wird Vanille gezogen, an anderen Stellen Kokospalmen, besonders aber Kaffee, mit dessen Anbau gute Ergebnisse erzielt worden sind.

Vergleiche über die Pflanzungen in Ostafrika, 2. Aufl., S. 235 ff., das Handelsadreßbuch des sowie über die dasebst tätigen Kulturgesellschaften Kolonialwirtschaftlichen Komitees, 1903, sowie den das Kolonialhandbuch von Rudolf Fikner, Kolonialkalender von G. Meinede, 1903.

Unter den Haustieren hat die Ziege die größte Verbreitung im Schutzgebiet. Sie findet sich bei den meisten Stämmen. Auch das Schaf ist fast überall vertreten und kommt in zwei Arten vor. Am häufigsten ist die Art mit langem, schmalen Zettelschwanz, der bis über das Fußgelenk reicht. Am Südrande des Viktoria-Nyanja findet sich dagegen eine zweite Art mit kurzem, breitem Zettelschwanz und krummer Nase. Auch das Kind kommt in zwei Schlägen vor. Die einheimische indische Form steht dem Buckelrind nahe und hat einen starken Zettelhöcker und kleine, seitlich gestellte Hörner. Daneben haben die hamitischen Hirtenvölker in das Zwischenseeengebiet und in die Länder im Osten des Tanganyikasees das kleinere, langgehornte Watuffrind eingeführt. Auch Esel sind im ganzen Schutzgebiet verbreitet. Sie werden besonders von den Massais, Wagogo, Warangi und Wanyaturu gehalten. Hunde kommen in zwei Rassen vor, die gewöhnliche afrikanische von ledergelber Farbe mit aufrecht stehenden kleinen Ohren und gedrehter Rute und ein ver-

mutlich von den Hamiten eingeführter Windhund mit längerem Behang und langer, leicht gekrümmter Rute. Pferde und Katzen sind nur in einzelnen Exemplaren von Europäern oder Arabern eingeführt.

Die Rindviehzucht hat unter der großen Viehpeuche des Jahres 1893 empfindlich zu leiden gehabt. Der Viehbestand beginnt erst jetzt wieder die frühere Höhe zu erreichen. An vielen Stellen wird die Viehzucht durch das Vorkommen der Tsetsefliege gehindert. Auch die Verwüstungen der Heuschreckenschwärme sind der Viehzucht nicht förderlich. Reichliche Viehbestände finden sich besonders in Westusambara, im Kilimandjarogebiet, in Unyamwezi, Ufukuma und in den Zwischenseengebieten. Die Versuche, Rinder aus dem Innern nach der Küste zu verpflanzen, sind zum großen Teile fehlgeschlagen. Um den Umfang der Viehzucht bei den Eingeborenen zu kennzeichnen, seien hier noch einige Zahlen angeführt: Auf der kleinen Insel Mafia sind nach

Befazung der Station Bukoba.

den letzten Berichten allein 4500 Rinder, im Bezirk Sjongea wird ihre Anzahl auf 3000 Stück geschätzt. In Ubena besitzt der Häuptling allein 6000 Rinder. Im Bezirk Bukoba hat eine Schätzung die stattliche Zahl von 23 000 Rindern ergeben, während daselbst an Kleinvieh etwa 200 000 Stück im Besitz der Eingeborenen sind.

Auch die Schweinezucht beginnt sich an einzelnen Orten einzubürgern. Im Bezirk Sjongea sind bereits 100 Schweine in den Händen der Eingeborenen. Auch in Herkulo in Westusambara ist eine Schweinezüchterei angelegt worden.

Die Regierung hat auf der Kulturstation Kwai auch Versuche zur Verbesserung der Viehassen vorgenommen. Auch besitzen sämtliche Stationen, besonders die des Binnenlandes, bedeutende Viehbestände, die meist bei Steuerzahlungen, bei Strafverfahren oder durch Nachzucht erworben wurden. Bei weitem der größte Teil dieser Bestände wird zuverlässigen Dorfschulzen leihweise gegeben unter der Bedingung, daß ihnen die Nutznießung zusteht, und daß nach Verdopplung der Kopfbzahl der geliehenen Stücke die überschießende Nachzucht Eigentum des Mannes wird. Es hat sich besonders bewährt, auf diese Weise die Viehhaltung in Gegenden einzuführen, in denen bisher kein Viehbestand war. Sodann findet vielfach eine Abgabe von Rindern an andere Stationen statt, die in ganz vieharmen Gegenden gelegen sind.

In Fugu, eine Tagereise von Dar-es-Salam, hat das Gouvernement eine Viehstation eingerichtet, um das aus dem Innern kommende Vieh dort bis zur Untersuchung zu isolieren, anderseits um Versuche über die Verbreitung der beiden Hauptkrankheiten des Rindviehs, Texasfieber und Surra, anzustellen. Daneben wird die Zucht von Schweinen betrieben.

Ob das Schutzgebiet genügende Mengen nutzbarer Mineralien enthält, um geregelten Bergbaubetrieb mit Aussicht auf Rentabilität beginnen zu können, steht noch nicht über allem Zweifel fest. Zwar sind zahlreiche Funde gemacht worden, so daß das Vorkommen von Gold, Kohlen, Eisenerzen, Graphit, Granaten, Glimmer und Salz gesichert ist. Doch sind zum Teil die bisherigen Fundstätten nicht ergiebig genug, um den Abbau zu lohnen, teils ist die Voraussetzung für ihre Erschließung eine erhebliche Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, d. h. die Anlage von Eisenbahnen. Zum Zweck der Anstellung von Untersuchungen und Forschungen für die Entwicklung und Förderung des Bergbaus hat sich bereits im Jahre 1895 zu Berlin die Montangesellschaft m. b. H. gebildet. Größere Mengen von Gold wurden im Mfiragurugebirge am Emin Paschagolf, bei Mchirombo und Mfongo in der Landschaft Frangi, sowie Waschgold im Hinterlande von Lindi gefunden. Zur Ausbeutung dieser Vorkommen sind das Mfinda-Goldsyndikat (gegründet 1896) und die Frangigesellschaft (gegründet 1896) gebildet. An der Spitze der Frangigesellschaft steht die Direktion der Diskontogesellschaft zu Berlin. Sie hat eine Expedition unter Führung des bekannten Bergingenieurs und Prospektors Herrn W. Janke ausgesandt, um die Abbauwürdigkeit der bisher gemachten Mineralfunde festzustellen und neue Aufschlüsse zu machen. Nachdem die bisherigen Arbeiten des Herrn Janke günstige Aussichten ergeben haben, ist neuerdings ein zuverlässiger Mineningenieur hinausgesandt worden, um den Wert der bisherigen Aufschlüsse nachzuprüfen. Das Urteil dieses Sachverständigen, des Bergwerkdirektors Scheffler, ist Ende des vorigen Jahres der Öffentlichkeit vorgelegt worden. Es heißt darin: „Nach den bisherigen Aufschlüssen sind die Lagerungsverhältnisse der in Frage kommenden Gänge durchaus nicht klar und lassen stark vermuten, daß sie ziemlich gestört und in Bezug auf Mächtigkeit und Goldgehalt sehr unregelmäßig sind. Es ist heute auch nicht einmal eine beschränkte Anzahl von Tonnen mit einem sicher nachgewiesenen Goldgehalt aufgeschlossen, und von einer Erzreserve kann gar keine Rede sein. Mein Urteil geht heute bereits dahin, daß das Gesamtvorkommen durchaus kein großartiges wie die südafrikanischen und australischen ist, und daß die Entwicklung einer Goldindustrie hier durch die allgemeinen Verhältnisse gehemmt wird.“

Kohlen sind neuerdings am Nyassa gefunden worden. Das Lager ist von Bergassessor Bornhardt näher untersucht worden. Nach ihm kommt Kohle am Nyassa zwar in mächtigen Lagerstätten vor. Es fehlt ihr dort aber einstweilen noch an einer genügenden Verwendung. Die Möglichkeit ihrer Auffindung in geringerer Entfernung von der Küste erscheint auf einen verhältnismäßig eng umgrenzten Bezirk beschränkt, und auch da ist die Aussicht, daß man abbauwürdige, mit Nutzen nach der Küste zu schaffende Kohle finden wird, recht gering.

Eisen kommt an vielen Stellen des Schutzgebiets vor, besonders im Paregebirge, in den Bergen von Massaji, bei Kondoa und an anderen Orten. Es wird von den Eingeborenen in primitiver Weise ausgebeutet und verarbeitet. Eine Ausbeutung im großen unter europäischer Leitung erscheint

bei dem sporadischen Auftreten der Eisenerze ziemlich ausgeschlossen. In Uuguru und in Westukami finden sich graphitführende Gneisschichten von anscheinend größerer Ausdehnung. In Irangi und südlich von Ujidji am Tanganyikasee ist auch Malachit gefunden worden. Glimmer und Granaten aber sind die einzigen Mineralien, mit deren geregelter Ausbeutung bereits begonnen worden ist. Besonders die Gneise von Ukami und Uffagara enthalten größere Mengen von Granaten, zu deren Ausbeutung jüngst die Deutsch-ostafrikanische Bergwerks- und Elektrizitätsgesellschaft gegründet worden ist. Bei Vindi sind auch lose Granaten gefunden worden. Die Granaten von Ostafrika werden wegen ihrer ausgezeichneten

Gefangene Sklavenjäger in Moschi.

Farbe und ihres prachtvollen Feuers hochgeschätzt und erfreuen sich bereits großer Beliebtheit.

Das Vorkommen von Glimmer ist am Pongweberge und in Nordwest-Uuguru festgestellt worden. Die bis dahin von dem verstorbenen Bergtechniker Wilhelm Schwarz betriebenen fünf Grubenfelder in den Uugurubergen sind neuerdings von einer Gesellschaft, dem Deutsch-ostafrikanischen Glimmer- und Minenwerk vormals Wilhelm Schwarz, erworben worden. Schon unter Herrn Schwarz betrug die Förderung monatlich 1200 kg. Die neue Gesellschaft rechnet mit einer Mindestförderung von 60 000 kg im Jahre, wovon ein Absatz von 40 000—50 000 kg an deutsche Großkonumenten von vornherein gesichert ist. Dabei mag hervorgehoben werden, daß die Einfuhr von Glimmer nach Deutschland im Jahre 1901 allein über Hamburg ca. 120 000 kg im Werte von rund über 500 000 Mark betrug, und daß der Bedarf der elektrischen Industrie an Glimmer trotz des derzeitigen schlechten Geschäftsganges stetig im Wachsen ist.

Das Handwerk liegt in den Küstenstädten meist in den Händen der Inder. Sonst ist der Gewerbebetrieb gering. Etwas Töpferei, Holzschnitzerei und

Flechtereie wird überall getrieben. Einen besonderen Ruf als Waffenschmiede genießen die Wadjagga am Kilimandjaro. Schmiede findet man sonst in jedem Dorfe. Zum Schmieden dient ein steinerner Amboss, auch der stiellose Hammer ist oft aus Stein, bei manchem Stamm aus Eisen. Die Töpferei ist in Ostafrika Weiberarbeit. Die verschieden geformten Tongefäße werden ohne Drehscheibe mit der Hand hergestellt und häufig mit Graphit dunkel gefärbt. Nur die Pfeifenköpfe aus Ton werden von Männern geformt. Eine ursprüngliche Industrie hat sich noch im Westen des Schutzgebiets erhalten, die Fabrikation von Rindenstoffen aus Fikusbast. Der Bast wird in großen Platten vom Baum abgelöst, eingeweicht, leicht mazeriert und mit einem Holz- oder Elfenbeinstempel, der an einem Ende durch kreuzweis verlaufende Schnitte eingekerbt ist, gestampft und geklopft. Später werden die Stoffe mit dem Saft einer Wurzel gefärbt und mit Ornamenten geschmückt.

29. Handel und Verkehr

Als die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft seinerzeit in Ostafrika festen Fuß faßte, fand sie dort bereits einen lebhaften Handel vor, dessen Mittelpunkt allerdings Sansibar bildete, wo verschiedene europäische Häuser (Hansing & Co., Wm. D'Swald & Co. u. s. w.) Niederlassungen besaßen. An der Küste lag der Handel ganz in den Händen indischer Großkaufleute, im Innern in denen der Araber, welche ihre Waren von den Indern entnahmen, um dieselben in das nächste Hinterland zu schicken und dafür Handelsprodukte einzutauschen, oder es wurden Karawanen mit großen Vorräten ausgerüstet, die weit ins Innere zogen, hauptsächlich um Elfenbein zu holen. So ist es im wesentlichen auch noch heute, wenngleich es dem energischen Vorgehen der Regierung und deutscher Kaufleute gelungen ist, die Alleinherrschaft des indischen Großkapitals nach und nach zu brechen. Die Hauptkarawanenstraße führt von Bagamoyo über Tabora ins Innere. Alles wird auf den Köpfen eingeborener Träger transportiert; diesem Trägerdienste widmen sich die Wangamwesi, neuerdings auch die Wajjukuma. Die Karawanen pflegen in der Zeit vom Mai bis September an der Küste einzutreffen. Nach Pangani und Tanga kommen hauptsächlich Karawanen mit Elfenbein aus den Gebieten des Kilimandjaro und weit hinaus bis über Uganda. Nach Vindi, Mikindani und Kilwa kommen die Karawanen, die Produkte des Nyassagebiets zur Küste bringen. Der Karawanenhandel ist fast ausschließlich Tauschhandel. Als Tauschwaren führen die Karawanen leichte Baumwollstoffe, Perlen, Eisen-, Kupfer- und Messingdraht. Blauer Kaliko, der als Kleiderstoff bei den Eingeborenen sehr beliebt ist, wird aus England und Amerika eingeführt, während der weiße Baumwollstoff aus indischen Fabriken geliefert wird.

Neuerdings beginnt auch bares Geld bereits im Innern des Landes zu kursieren. Bis vor kurzem befand sich das Regal der Prägung von Silber- und Kupfermünzen im Besitz der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Dasselbe ist jedoch durch den unlängst mit der Regierung abgeschlossenen Vertrag an diese zurückgefallen. In Ostafrika gilt die Rupie, die in 4 Pesas eingeteilt wird, auf welche wiederum je 4 Anna kommen. Der Wert der Rupie schwankt nach der Lage des Silbermarktes zwischen 1,10–1,30 Mark. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Rupie- sowie Pesastücke ausprägen lassen, und alle fremden Münzen mit Ausnahme der britisch-

indischen Silberstücke, die sich bisher im Umlauf befanden, außer Kurs gesetzt. Die Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr ergeben sich aus der nachfolgenden Übersicht.

Ausfuhr

Hauptgegenstände der Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika	1896		1897		1898	
Waren	Psd.	Rp.	Psd.	Rp.	Psd.	Rp.
Bastwaren . . .	1580198	51168	1594690	47110	1612647	49017
Kautschuk . . .	611466	721696	619264	851298	418636	702978
Kopal	373019	140976	341783	137505	523797	204400
Elfenbein . . .	235705	1360594	215408	1107445	192407	921897
Bauholz . . .	47865475	64593	67302896	74741	193203920	75757
Kopra	1265019	83197	2364300	151590	3387630	228198
Sesam	1616224	89307	3429565	185740	3105923	177224
Zuckerrohr und Zucker . . .	1423643	51483	2069716	65366	1605164	72800

Einfuhr

Hauptgegenstände der Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika	1896		1897		1898	
Waren	Psd.	Rp.	Psd.	Rp.	Psd.	Rp.
Baumwollwaren.	4972141	3583989	4578725	3591268	6001244	3903217
Eisenwaren . .	1669148	321453	1530293	310606	1291031	324514
Erde, Steine, Mineral u. f. w. .	5184146	62801	8524300	104480	12453039	214703
Petroleum . . .	2640949	175246	2265077	149045	1469404	80491
Glaswaren . . .	565926	165781	750549	186869	660197	184246
Holzwaren . . .	260858	68924	151665	55912	759198	98988
Spirituosen . .	214720	104521	208927	90870	255409	108014
Getränke . . .	1136426	285918	1117093	255609	1235141	277923
Reis	10275023	629003	6565300	465787	22204772	1383505
Getreide	1404457	55425	379540	25912	1814120	100410
Zucker	674454	89186	556296	67375	808521	96322
Verzehrungsgegenstände . .	3663858	535226	3921157	548049	5190703	623946

Vergleiche über den Handel des Schutzgebiets Nachweis ihrer Herkunft, sowie eine gute Übersicht über die Zollverhältnisse des Schutzgebiets gegebenem amtlichen Deutschschriften. Ein Verzeichnis findet sich in R. Figners Kolonialhandbuch der Hauptartikel der Einfuhr und Ausfuhr und S. 243 ff.

Mit dem Mutterlande wird das Schutzgebiet durch die Dampfer der deutschen Ostafrikalinie zweimal monatlich (Fahrzeit 21 Tage) verbunden.

Von fremden Linien laufen die Messageries Maritimes (Marseille-Sansibar) und die British India Steam Navigation Company auch Deutsch-Ostafrika an. Postanstalten bestehen bereits über 20; der Verkehr zwischen denselben wird durch Boten vermittelt. Dar-es-Salam und Bagamoyo sind außerdem unter sich, sowie mit Tanga und Miskindani durch Telegraphen, Dar-es-Salam auch mit Sansibar unterseeisch verbunden. Eine ins Innere führende Telegraphenlinie ist im Bau.

Auf dem Rufiji, dem Nyassa und dem Tanganjikasee wird der Verkehr zum Teil durch Regierungsdampfer vermittelt.

Soviel bisher seitens der Regierung und seitens Privater für Wegebau geschehen ist, so wenig ist bisher für die Erschließung des Schutzgebiets mittels Eisenbahnen geleistet worden. Nur im Norden von Tanga aus führt bisher eine Eisenbahn eine kleine Strecke ins Innere in die Nähe der Pflanzungen in Usambara. Die Bahn ist durch eine private Bahngesellschaft in den Jahren 1894/95 zunächst bis Muhesa 40 km von Tanga gebaut worden. Am 12. Januar 1896 fuhr die erste Lokomotive auf dem Bahnhof Muhesa ein. Die Weiterführung der Bahn über Muhesa hinaus mußte aus Mangel an Mitteln unterbleiben. Trotzdem der Verkehr in den Jahren 1897/98 eine erfreuliche Steigerung aufwies, war bei der Kürze der Strecke eine Rentabilität ziemlich ausgeschlossen. Der Betrieb wurde jedoch ununterbrochen aufrechterhalten, und zwar mittels einer monatlichen Unterstützung von je 6000 Mark durch das Reich, welches schließlich, um die wertvollen Anlagen nicht verfallen zu lassen, im April 1899 die Verwaltung der Bahn selbst übernahm. Die Bahn ging sodann in das Eigentum des Reiches über, und nachdem der Reichstag am 3. März 1901 für die Fortführung bis Korogwe 950 000 Mark bewilligt hatte, wurde am 15. März 1902 der Betrieb auf der ganzen Strecke bis Korogwe eröffnet. Gegenwärtig verkehren auf der Strecke dreimal wöchentlich gemischte Züge. Mit dem Endpunkte Korogwe ist der Bahnbau zu einem gewissen Abschluß gebracht, da die gesetzgebenden Körperschaften die Weiterführung nach dem etwa 60 km weiter im Innern gelegenen Mombo abgelehnt haben. Die Regierung hatte nämlich im März 1902 vom Reichstag nicht nur die Mittel zur Fortführung der Bahn bis Korogwe verlangt, sondern auch als erste Rate für die Weiterführung von Korogwe nach Mombo die Bewilligung von 1 550 000 Mark beantragt. Der Kostenanschlag für die ganze Strecke belief sich auf 3 120 000 Mark, nachdem schon die Vorarbeiten für die Fortsetzung der Bahn beendet waren. Die Vorlage fand bei der schlechten Finanzlage des Reiches im Reichstage von vornherein einen ungünstigen Boden, sodann hielt man die finanziellen Aussichten der Bahn für ungünstig und zweifelte an ihrer Rentabilität. Auch hegte man die Beforgnis, daß es sich bei der Fortführung der Bahn bis Mombo nur um den Anfang einer weitergehenden Linie handeln werde.

Der Ausgangspunkt der Bahn ist Tanga. Am Strande befindet sich das Direktionsgebäude der Eisenbahn, bei dem ein Gadepier in das Meer hinausführt. Dieses, sowie die Beamtenwohngebäude, das Handwerkerhaus, die Hauptwerkstatt, der Güterschuppen und das Stationsgebäude sind fast völlig aus einheimischem Material aufgebaut. In weitem Bogen umläuft ein Eisenbahnstrang die Stadt und mündet in den Bahnhof ein. Durch Waldungen und Schamben der Eingeborenen und Europäer gelangt die Bahn sodann bei Kilometer

14 nach der Station Pongwe; Ngomeni bei Kilometer 28 gewährt eine prächtige Fernsicht auf die Usambaraberge; nach 2½ständiger Fahrt erreicht man Muhesa. Hier ist der Sitz der Expeditionsfirma E. Zschätsch, welche für die Weiterbeförderung der Güter in das Innere durch Träger und Fuhrwerk sorgt. Man gelangt von hier aus nach den Pflanzungen Magrotto und Derema, sowie Uewa und der Friedrich-Hoffmann-Pflanzung. Bei der Station Mushi (Kilometer 69) befindet sich ein Sägewerk des Herrn v. Lesow, in welchem die

wertvollen Hölzer der Usufambaraberge verarbeitet werden. Weiterhin überschreitet man den Luengerfluß und erreicht bei Korogwe den Pangani. Korogwe hat, seitdem es der Endpunkt der Bahn geworden ist, einen erheblichen Aufschwung genommen. Die Einnahme der Bahn betrug in dem Jahre 1899 73376 Mark; im Jahre 1900 stand den Einnahmen von 106707 Mark eine Betriebsausgabe von 93680 Mark gegenüber; die Einnahmen für 1901 beliefen sich schon auf 142800 Mark.

Die Gründe, welche für die Aufrechterhaltung und Fortführung der Usufambarabahn sprechen, sind zahlreich. Usambara ist ein Plantagengebiet ersten Ranges. Wie früher bereits erwähnt, ist hier eine große Anzahl von Pflanzungen bereits angelegt. Auf dem hochgelegenen Gebirgsmassiv von Westusambara kann nach den Erfahrungen der Kulturstation Kivai und der Missionen auch europäischer Landwirtschaft betrieben werden. In beschränktem Maße wird sogar an eine deutsche Siedlung gedacht werden können, wie sich denn z. B. Hauptmann a. D. Prince nach ruhmvoll

beendeter Dienstzeit in der Schutztruppe in Westusambara niedergelassen hat. Usambara ist aber auch ein hervorragendes Viehzuchtland. Die Bewertung der ungeheuren Urwaldbestände von Westusambara ferner, insbesondere der Ebern, die auf 25000 ha einen Wert von 27000000 Mark darstellen, ist ebenfalls nur denkbar, wenn durch die Fortführung der Bahn bis Mombo der Transport dieser Hölzer verbilligt wird. Auch die Missionstätigkeit der katholischen Trappisten und der evangelischen Missionen in Westusambara würde durch den Bau der Bahn bis Mombo in Verbindung mit einer Telegraphenleitung eine wesentlich gesünderere Grundlage erhalten.

Schließlich wird im Bezirk Wilhelmstal ein neues großes Sanatorium für die weißen Bewohner des Schutzgebiets gebaut, weil die Gegend kühl, gesund und fieberfrei ist. Eine erspriechliche Ausnutzung dieses Sanatoriums ist auch nur denkbar, wenn es Bahnanschlus nach der Küste hat (vergl. S. 65 ff., „Die Usambaraeisenbahn“, Deutsche Kolonialzeitung 1902, S. 345 ff.).

Von allen Seiten wird indes lebhaft darüber geklagt, daß die Usambarabahn nicht in dem gewünschten Sinne auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes einwirken könne, da die Frachttarife zu hoch seien. Diese Klagen sind völlig berechtigt, und die Regierung hat auch dem Vernehmen nach in Aussicht genommen, die Tarife demnächst erheblich zu verbilligen.

Für eine zweite Eisenbahn sind Vorarbeiten gemacht worden. Die Linie soll von Dar-es-Salam ausgehen und das Ulugurugebirge unter teilweiser Benützung der ehemaligen MacKinnonsstraße erreichen, um so die fruchtbaren Hügeländer von Südsaramo und das Bergland von Uluguru zu erschließen. Uluguru ist nicht nur ein bevorzugtes Plantagengebiet, sondern es sind daselbst, wie oben erwähnt, auch bereits zwei Bergwerksunternehmungen im Betrieb. So sind denn auch alle Kenner der Verhältnisse darüber einig, daß diese Stichbahn gebaut werden muß, auch diejenigen, die einer Fortführung derselben ins Innere bis Tabora und von da nach dem Tanganjika und dem Viktoriassee (der sogenannten Zentralbahn) nicht das Wort reden mögen. Daß trotzdem die Mrogorobahn, wie wir sie nach ihrem Zielpunkte kurz nennen wollen, bisher nicht in Angriff genommen worden ist, liegt daran, daß die von dem zur Ausföhrung des Bahnbaus erbötigen Bankkonsortium beantragte Zinsgarantie vom Reichstage bisher nicht bewilligt worden ist. Der Reichstag hat keine feste koloniale Majorität; koloniale Vorlagen werden heute einfach zum Spielball der Parteipolitik und von allen Gesichtspunkten aus eher beurteilt, als vom welt- und kolonialpolitischen aus.

Der Mrogorobahn und besonders dem Plane ihrer weiteren Fortführung ist es auch schädlich gewesen, daß von seiten einer bestimmten Gruppe von Kolonialpolitikern in neuerer Zeit einer nach dem Nyassa föhrenden Bahn, der sogenannten Südbahn, in der Öffentlichkeit das Wort geredet wird. Es ist ja zweifellos, daß auch diese Bahn einst zur Entwicklung des großen Südens gebaut werden muß. Es ist auch möglich, daß sie wirtschaftlich größere Vorteile bietet als die sogenannte Zentralbahn. Der politische Fehler dieser Gruppe besteht aber darin, daß sie in ihrem Projekt alles Heil für das Schutzgebiet erblickt und durch ihre Agitation in der Öffentlichkeit die älteren Projekte, die bereits greifbare Gestalt angenommen hatten, schädigt, statt abzu-

warten, bis diese unter Dach und Fach gebracht sind. Auch die Südbahn wird seinerzeit nicht ohne eine Zinsgarantie des Reiches ausgeführt werden können, und sie wird dann im Reichstage ein um so ungünstigeres Feld finden, je mehr ihre Vertreter jetzt gegen das Zentralbahnprojekt Stimmung gemacht haben. Denn das meiste von dem, was gegen die Zentralbahn eingewendet zu werden pflegt, gilt auch für die Südbahn. Und jedenfalls ist eine Rentabilität oder auch nur die entfernteste Wahrscheinlichkeit einer solchen bei der Südbahn ebenjowenig nachzuweisen, wie es bei der Zentralbahn der Fall ist. So hat der Mangel der taktischen Geschlossenheit innerhalb der kolonialen Kreise ihren Bestrebungen in diesem Punkte mehr geschadet als die Opposition der Kolonialgegner.

30. Blick in die Zukunft

Wenn es sich um die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Schutzgebiete handelt, zeigt sich meist so recht die völlige Unerfahrenheit des deutschen Volks und seiner Wirtschaftspolitiker in kolonialen Dingen. Eine gänzlich unentwickelte Kolonie von dem doppelten Umfange des Deutschen Reichs mit unkultivierter und daher fast gänzlich bedürfnisloser Bevölkerung wirtschaftlich zu erschließen, ist eine Aufgabe, die nicht nur große Geldanlagen, sondern vor allen Dingen sehr beträchtliche Zeiträume zu ihrer Verwirklichung verlangt. Jahre sind seit der ersten Besitzergreifung verflossen, ehe so weit Ruhe und Ordnung in den Kolonien geschaffen war, daß an eine wirtschaftliche Betätigung überhaupt gedacht werden konnte. Jahrelange Aufklärungsarbeiten sind ferner erforderlich gewesen, um das Schutzgebiet bei seiner kolossalen Ausdehnung und seinen so verschiedenartigen Verhältnissen so weit kennen zu lernen, daß man sich über die besten Wege des wirtschaftlichen Vorgehens wenigstens im großen und ganzen klar zu werden vermochte. Diese Arbeiten waren notwendig, denn es konnte dem deutschen Kapital nicht zugemutet werden, auf Grund der ersten flüchtigen, von kolonialem Enthusiasmus nicht selten angefränkelten Werturteile seine Haut zu Markte zu tragen.

Diese Periode der Erforschung des erworbenen Besitzes ist bei weitem noch nicht abgeschlossen, und es ist zu wünschen, daß die Regierung wie private Kreise nach dieser Richtung hin die Hände auch ferner nicht in den Schoß legen. Aber die bisher gewonnene Aufklärung hat wenigstens einigermaßen verlässliche Unterlagen für die Anstellung wirtschaftlicher Versuche geliefert. Als wirtschaftliche Versuchsgesellschaften betrachte ich denn auch im großen und ganzen mit wenigen Ausnahmen alle in unserem Schutzgebiet bisher arbeitenden Gesellschaften. Die Erfahrungen fremder Kolonialvölker lehren uns, daß noch viele Jahre darüber vergehen können, bis es uns gelingt, aus dem Stadium der Versuche heraus und auf feste Grundlagen zu kommen. Mehr als 30 Jahre hat es zum Beispiel gedauert, bis den Engländern die Einführung der Teekultur in Indien gelungen ist. Zahlreiche Versuche sind fehlgeschlagen, und oft ist man drauf und dran gewesen, das Unternehmen überhaupt aufzugeben, wenn nicht Dr. Jameson, der Direktor des Botanischen Gartens in Saharanpore immer wieder zum Ausharren gemahnt und neue Versuche angestellt hätte. Millionen sind bei den ersten Unternehmungen verloren worden. Heute aber sind über 200 000 Hektar in Indien mit Tee bepflanzt, und der jährliche Exportwert beträgt mehr als 100 Millionen Mark. So werden auch wir Lehrgeld zahlen müssen, ehe wir die Ernte einheimen können.

Nach den ersten, stark optimistisch gefärbten Berichten über den wirtschaftlichen Wert des Landes trat naturgemäß eine Reaktion ein, die sich nach der entgegengesetzten Seite hin vergriff. Damals sprach Professor Dr. Hans Meyer seine Ansicht dahin aus, daß neun Zehntel des ganzen deutsch-ostafrikaniſchen Gebiets unbewohnte Savanne ſei, ein Urteil, das dem Schutzgebiet viel geſchadet hat. Eingehendere Unterſuchungen haben ſeitdem gezeigt, daß dieſe Auffaſſung übertrieben geweſen iſt.

Wenn man ein Urteil über den wirtschaftlichen Wert des Landes gewinnen will, ſo iſt es nach der vorausgehenden Beſchreibung ſeiner natürlichen Verhältniſſe von vornherein klar, daß man dabei nicht das ganze Gebiet als ein einheitliches Ganzes ins Auge faſſen darf, ſondern zwiſchen den einzelnen, natürlich differenzierten Landſtrichen ſcharf unterſcheiden muß. Nach einer Berechnung, die Dr. Karl Peters auf Grund einer von ihm entworfenen

Zollamt in Bagamoyo.

Wertſchätzungskarte des Schutzgebiets angeſtellt hat, kann das Schutzgebiet ſeinem wirtschaftlichen Charakter nach in folgende vier Kategorien eingeteilt werden:

a) Unbewohnte Steppengebiete	ca. 150 000 qkm
b) Kultivationsgebiete für Eingeborene	500 000 "
c) Plantagengebiete	50 000 "
d) Siedlungsgebiete für Europäer	220 000 "
Summa	920 000 qkm

Der Reſt entfällt auf die Waſſerflächen.

Was zunächſt die Steppengebiete anlangt, ſo gehören dahin die Landſtrecken, welche die Bergländer von Ujambara, Pare, das Maſſiv des Kilima-ndjaro und den Meru einſchließen. Ferner die Maſſaiſteppe, der weſtliche Teil von Weſtmaſſai, die Gebiete nördlich vom mittleren Ruwuma, die Mavenga Makali, die Mgunda Makali, ſowie weite Flächen zwiſchen Turu und Uyanji und endlich im Norden vom Rikwaſee. Auch dieſe Gebiete ſind nicht als völlig verlorenes Land zu betrachten. Einmal kann in der tiefer gelegenen nördlichen Hälfte der Maſſaiſteppe Viehzucht durch Eingeborene betrieben werden, und ſodann haben die auf Veranlaſſung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, wirtschaftlichen Ausſchuſſes der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, vorgenommenen Unterſuchungen einzelner Steppengebiete durch Dr. W. Buſſe mancherlei neue Aufſchlüſſe ergeben. Beſonders wichtig iſt auch die Feſtſtellung Buſſes auf

Grund der noch erhaltenen Pflanzenformen gewesen, daß in Ugogo die Steppe keineswegs eine natürliche Vegetationsform ist, sondern lediglich das Ergebnis der periodisch wiederkehrenden Brände darstellt, welche in maßloster Weise durch die Trägerkarawanen veranlaßt worden sind.

Das Kultivationsgebiet für Eingeborene umfaßt Ländereien im Umfange des Deutschen Reiches, Ländereien, die nach ihrem Klima für die Ansiedlung des Europäers nicht geeignet sind, auch für wertvolle Plantagenkulturen nicht die Bedingungen bieten, aber doch den Eingeborenen eine sesshafte Lebensführung ermöglichen. Hierher gehören die Landschaften Ušegua, Ušagara, Gedja, Khutu, Teile von Mahenge und der größte Teil der Gebiete südlich vom Rufiji und Ulanga. Ferner gehören dahin die südlichen Grabenlandschaften, Ugogo, Unyamweſi nebst den im Norden, Osten und Süden sich anschließenden Landschaften.

Als Plantagengebiet sind die Landstriche anzusehen, die zwar infolge ihres Klimas dem Europäer die dauernde Niederlassung versagen, aber den lohnenden Anbau wertvoller Plantagenprodukte gestatten. Für Hochlandkulturen (vornehmlich für Kaffee, Tee, Kardamom, Chinchona u. ſ. w.) eignen sich hauptsächlich Handei, sowie manche Gebiete des Ušambara- und Paregebirges, des Kilimandjaro, Westukami, das Šamangaplateau, sowie Teile des Makondeplateaus, des Kondelandes und des Zwischenseengebiets. Tieflandkulturen (Tabak, Baumwolle, Reis, Kokospalmen, die meisten Gewürze u. ſ. w.) finden überall an der Küste, in Vondei, in den Niederungen des Pangani, des Luengera und des Mkomasi, des Wami, des Ringani, des Rufiji und des Ulanga, des Ruwuma und in den tiefer gelegenen Teilen des Kondelandes günstige Vorbedingungen. Auch große Strecken des für die Ansiedlung von Europäern vielleicht geeigneten Landes werden gleichzeitig für Plantagenkulturen nutzbar zu machen sein.

Beruhn schon die vorausgehenden Werturteile immerhin vielfach noch auf unsicheren Unterlagen, so ist das natürlich noch viel mehr der Fall in Bezug auf die sogenannten Besiedlungsgebiete, da eine ganze Anzahl von Vorfragen, welche für die Siedlung wichtig sind, nur durch praktische, womöglich in größerem Umfange angestellte Versuche gelöst werden können. Für die Ansiedlung von Viehzüchtern eignen sich vermutlich die Landschaften zwischen dem Viktoriasee und Tanganyika einerseits und die zwischen dem Tanganyika und dem Nyassa andererseits, ferner Uhehe, Ubena und Ušango, sowie die Gebiete unmittelbar östlich vom Nyassa, endlich vielleicht auch der nordöstliche Teil von Westmassailand. Die Gebiete, in denen in erster Linie Ackerbau von europäischen Ansiedlern betrieben werden könnte, sind schon viel spärlicher gesät. Nach den natürlichen Verhältnissen des Landes könnte daran gedacht werden, solche Ansiedler niederzusetzen in Ušambara, im Paregebirge, am Kilimandjaro, in den Unguubergen, in einzelnen Teilen von Ukami und Ušagara und vielleicht auch hie und da in den Gebieten nördlich und östlich vom Nyassa und östlich vom Tanganyikasee. Es muß aber ausdrücklich nochmals betont werden, daß es sich hier vorläufig nur um Möglichkeiten handelt, deren Verwirklichung aus später zu erörternden Gründen zum Teil noch in weiter Ferne liegt.

Daß das Land sich nur langsam entwickelt, liegt zunächst an der spärlichen Bevölkerung. Die Volksdichte des ganzen Schutzgebiets, das auf etwa 995 000 qkm etwa 6 Millionen Einwohner zählt, verhält sich wie 1:6,

während sie sich im Deutschen Reiche wie 1:104 stellt. Wenn auch anzunehmen ist, daß die Bevölkerungsziffer nach der Beseitigung der verwüstenden Sklavenjagden sich mit der Zeit wieder heben wird, so findet eine gesunde Besiedlungspolitik, welche die betriebsamsten Stämme dort anzusiedeln bemüht ist, wo sie wirtschaftlich am nützlichsten sind, doch hier ein weites Feld zu ihrer Betätigung. In diesem Sinne sind besonders die Ansiedlungen von Wanyamweşi im Hinterlande von Tanga zu begrüßen, die seitens der Regierung in den letzten Jahren vorgenommen wurden (vergl. Deutsche Kolonialzeitung 1903, S. 30). Auch die Mission kann hier helfend eingreifen, indem sie Aberglauben und laxe Sitte beseitigen hilft, durch welche alljährlich Tausende von Eingeborenenkindern dem Untergange verfallen.

Ein weiteres Hindernis ist der Mangel geeigneter Verkehrsverhältnisse. Der Trägerverkehr lohnt sich höchstens für Gummi und Elfenbein, für andere Produkte ist er zu langsam und zu teuer. Auch kann

Das Gouvernementsfrankenhaus.

er im allgemeinen nur Gepäckstücke von geringerem Gewicht befördern. Natürlich wird man ihn nicht ohne weiteres beseitigen können. Aber eine Reorganisation desselben in dem Sinne, wie es seinerzeit schon Dr. Peters vorgeschlagen hat (Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, S. 396 u. f.), wäre dringend erwünscht. Auch die Verbesserung der Schiffbarkeit der Flüsse, unter Umständen durch Einschaltung von Eisenbahnverbindungen zur Umgehung nicht schiffbarer Stellen, ist eine dringende Notwendigkeit. Auf diese Weise wird beispielsweise der Pangani bis in die Kilimandjaroniederung hinein schiffbar gemacht werden können. Auch der Wami und der Ruwuma bieten in dieser Beziehung gute Aussichten. Am wichtigsten aber ist die Wasserstraße des Rufiji-Manga, die unter Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shugulifällen durch eine Eisenbahn (etwa 95 km Luftlinie) bis in die großen Siedlungsgebiete Uhehes führt.

Eine sehr wichtige Aufgabe des Gouvernements für die nächsten Jahrzehnte ist die Herstellung geeigneter Wege und Straßen im ganzen Schutzgebiet. Zwar erfreut sich die Kolonie schon eines ausgedehnten Wegenetzes, das die einzelnen Stationen und Hauptverkehrsplätze miteinander verbindet und in die fünf großen Karawanenstraßen einmündet, die das Land durchziehen. Doch ostafrikanische Karawanenstraßen sind nur groß in der Länge, nicht in der Breite, und auch sonst europäischen Fahrstraßen auch nicht entfernt zu vergleichen. Gute Fahrwege aber, wie wir sie heute nur an der Küste schon

besitzen, sind uns dringend nötig, sowohl für die Rentabilität des Plantagenbaus und seine fortschreitende Ausdehnung, wie für die Entwicklung der Eingeborenenlandwirtschaft und der Landeskultur im allgemeinen. Vor dem Eisenbahnbau haben sie den Vorzug billigerer Herstellung, wenn wir nach dem Muster des Wegebaus in Togo von den Eingeborenen die Arbeit an den Wegen durch Vermittlung der Häuptlinge als Steuerleistungen verlangen, und für den ostafrikanischen Verkehr werden sie ähnliches leisten wie jene, sofern wir sie mit der modernsten Errungenschaft der Verkehrstechnik, mit Automobilen, befahren. Das Gouvernement ist von diesen Erwägungen völlig durchdrungen und zum Beispiel neuerdings damit beschäftigt, eine große Fahrstraße von der Küste nach dem Nyassasee anzulegen. Hand in Hand damit muß natürlich die Fürsorge für geeignetes Zugvieh gehen, gleichfalls eine Frage, die noch der Beantwortung harret. Neuerdings werden immer mehr Stimmen für die Einführung des südafrikanischen Ochsenwagens laut.

Das wichtigste aber ist die Anlage von Eisenbahnen, und zwar von großen Linien, die das ganze Land durchschneiden, damit wir den Durchgangshandel in der Hand behalten. Stichbahnen von der Küste in die bevorzugten, küstennahen Plantagen- oder Bergwerksgebiete, wie sie von mancher Seite empfohlen werden, können für diese vitale Aufgabe nichts leisten. Die Ablenkung des Durchgangshandels durch die Ugandabahn, die Kongobahn und die Verkehrsvereinfachungen auf der Nyassa-Schireroute sind die Hauptursachen für die immer ungünstiger sich gestaltende Handelsentwicklung unseres Schutzgebiets.

Was den Plantagenbau anlangt, so sind die bisher bei den Pflanzungsbetrieben erlebten Enttäuschungen im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß ohne genügende Kenntnis der Bedingungen des Plantagenbaus in Deutsch-Ostafrika in übereilter Weise vorgegangen worden ist. Wir sind durchaus noch nicht darüber im klaren, welche Gewächse lohnenden Anbau in ostafrikanischen Pflanzungsbetrieben versprechen, und die technischen Methoden ihrer Aufzucht und Zubereitung sind noch völlig unsicher. Es scheint heute, daß der Kaffeebau in Uambara und anderen Bergländern Ostafrikas ihm zusagende Wachstumsbedingungen finden wird. Ob die Kaffeekultur aber jemals von erheblicher Bedeutung für die Kolonie werden kann, das zu entscheiden reichen die bisher gewonnenen Erfahrungen nicht aus. Auch der Anbau von Zuckerrohr, Tabak und Vanille wird vermutlich lokal beschränkt sein und in seinen Erträgen einen mäßigen Umfang nicht überschreiten. Mehr versprechen schon die Kulturen von Reis, Mais und Baumwolle. Besonders gute Aussichten eröffnen sich neuerdings den Öl- und Faserpflanzen, wie zum Beispiel Erdnüssen, Kokospalmen und den Sisalagaven. Am meisten verspreche ich mir von den Agaven und den Erdnüssen. Einzelne der feineren Kulturen, wie zum Beispiel Kafao und Pfeffer, scheinen im großen und ganzen ausgeschlossen zu sein.

Bei alledem muß festgehalten werden, daß die gewonnenen Erfahrungen zu einem sicheren Urteil über alle diese Fragen noch nicht ausreichen, und daß wir über das Stadium der Versuche noch lange nicht hinaus sind.

Neben den Plantagenkulturen ist in neuerer Zeit besonders die Wichtigkeit der Eingeborenenkulturen hervorgehoben worden.

Die Regierung bemüht sich sowohl um die Hebung des Ackerbaus der Eingeborenen, der noch recht primitiv und verbesserungsfähig ist, als auch um die Hebung ihrer Viehzucht. Sie hat in der Denkschrift über die Ent-

wicklung der deutschen Schutzgebiete im Berichtsjahre 1900/1901 eine Anzahl von Grundsätzen aufgestellt, denen man nur vollauf beistimmen kann und deren Durchführung dem Schutzgebiet sicher zum Segen gereichen wird.

Ebenso wichtig ist aber auch die Einschränkung des jetzt noch vielfach bestehenden Raubbau, unter denen besonders der Kautschuk leidet. In manchen Bezirken sind die Bestände an Kautschukpflanzen nahezu vernichtet, und es ist dankbar zu begrüßen, daß die Regierung hier nicht nur regelnd eingegriffen hat, sondern auch bedacht gewesen ist, Versuche zum Zwecke der Einführung einer rationalen Kautschukkultur anzustellen. Es handelt sich darum, festzustellen, welche von den verschiedenen Kautschukpflanzen

Eisenbahnverwaltungsgebäude und Beamtenhaus in Tanga.

im Schutzgebiet am besten fortkommen, und ob die Produktionskosten einen rentablen Betrieb ermöglichen. Zwar haben die in den Kautschukgebieten Ostafrikas gelegenen Stationen bereits umfangreiche Versuche mit der Anpflanzung von Kautschukbäumen gemacht, aber die Frage ist heute noch ungelöst.

Der Mangel einer dichten und arbeitsamen Bevölkerung machte sich besonders in den ersten Zeiten den Plantagenunternehmungen der Europäer fühlbar. Jede neue Unternehmung hat zunächst für sich die sehr schwierige Arbeiterfrage zu lösen, einen Stamm von Arbeitern durch Gewährung von allerlei wirtschaftlichen Vorteilen an sich zu fesseln. Hierunter leidet die Möglichkeit der Rentabilität von vornherein in hohem Grade. Die Plantagenunternehmungen früherer Zeiten, die mit Sklavenarbeit betrieben werden konnten, waren in dieser Beziehung erheblich vorteilhafter daran. Es hat daher in neuerer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die sich dafür ausgesprochen haben, den Eingeborenen an Stelle der Wehrpflicht eine Art Arbeitspflicht für öffentliche wie für private Zwecke, natürlich unter staatlicher Beaufsichtigung, aufzuerlegen. Es sind auch hier wie in anderen Schutzgebieten von einzelnen Stationsleitern unter der Hand praktische Versuche nach dieser Richtung hin gemacht worden, die recht gute Erfolge gehabt haben. Daß die Steuer von den Eingeborenen in Form von Arbeit entrichtet werden kann, ist eine ganz verwandte Erscheinung. Nichtsdestoweniger wird heute angesichts unserer humanitären Anschauungen die allgemeine Einführung einer Arbeitspflicht selbst in milder Form kaum den Beifall der Mehrheit finden, abgesehen davon, daß die Rentabilität der Maßregel in Frage gestellt wird durch die Aufwendungen, die durch eine allgemeine Durchführung derselben zweifellos bedingt werden würden.

Was den Handel des Schutzgebiets anlangt, so sind Kautschuk und Elfenbein bisher die Hauptausfuhrprodukte gewesen. Die Ausfuhr derselben befindet sich jedoch im Rückgange. Der Grund dafür liegt aber nicht in der Minderwertigkeit der natürlichen Verhältnisse des Schutzgebiets, sondern darin, daß die beiden Produkte im Raubbau gewonnen wurden und die Produktionsgebiete an vielen Stellen nach und nach versagten, sowie an der bereits oben erwähnten Ablenkung des Durchgangshandels infolge Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in den benachbarten Kolonien. Die eingeleiteten Versuche zu einer rationellen Kautschukgewinnung werden hier vielleicht in Verbindung mit verbesserten Verkehrsverhältnissen mit der Zeit wieder Wandel schaffen; mehr aber ist zu hoffen, daß an Stelle dieser Produkte allmählich andere, auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage gewonnene Erzeugnisse treten werden. So ist zum Beispiel die Ausfuhr von Kopro, Sesam, Wachs, Bauholz und Kaffee erheblich im Wachsen.

Eine gesunde Hebung der Einfuhr kann nur durch die Stärkung der Kaufkraft der Eingeborenen erreicht werden. Auch das ist eine langwierige Aufgabe. Sie hängt eng zusammen mit der Frage der Hebung der Eingeborenenkulturen und mit der allmählichen Heranziehung der Schwarzen zur regelmäßigen Arbeit in den Plantagengebieten und bei den sonstigen Unternehmungen der Europäer. Wenn die Verhältnisse so bleiben, wie sie jetzt liegen, wird eine Steigerung der Haupteinfuhrartikel — heute sind es die Baumwollwaren — in irgendwie erheblichem Maße nicht erwartet werden können. In den letzten Jahren ist die Einfuhr von Baumwollwaren infolge der durch die Hungersnot geschwächten Kaufkraft der Eingeborenen sogar zurückgegangen. Also auch hier nur die Aussicht auf eine allmähliche und langsame Entwicklung. Aber auch hier soll der Hinweis nicht unterlassen werden, daß die Ausdehnung der Eingeborenenkulturen schon in einiger Entfernung von der Küste nutzlos bleiben würde, wenn nicht durch Verbesserung

der Verkehrsverhältnisse für die Möglichkeit des Absatzes rechtzeitig Sorge getragen wird.

Die Besiedlung des Schutzgebiets mit weißen Ansiedlern ist eine der schwierigsten Fragen, die zur Zeit als noch nicht völlig geklärt gelten muß. Da die für eine solche Siedlung in Betracht kommenden Gebiete zum großen Teile in einiger Entfernung von der Küste gelegen sind, so ist der Eisenbahnbau die nächste Voraussetzung, die vor der praktischen Inangriffnahme der Siedlungsarbeiten erfüllt sein muß. Die klimatischen Gefahren, die auf den Hochländern ohnehin geringer zu sein scheinen, werden vielleicht infolge der neueren Arbeiten von Koch und anderen Forschern noch mehr herabgemindert werden können. Die schwierigste Frage aber ist die nach den Absatzmöglichkeiten der von den Ansiedlern gezogenen Produkte. Es kann nicht allein darauf ankommen, daß der weiße Ansiedler im Schutzgebiete eben nur sein Leben fristet; es muß ihm auch die Möglichkeit geboten sein, durch fleißige Arbeit etwas vor sich zu bringen; sonst werden wir vergebens auf Ansiedler warten. Mit Bezug auf diese Frage liegt aber vorläufig noch alles im Dunkeln. Vielleicht läßt sich auf dem Wege der Bildung von Produktivgenossenschaften vorankommen. Doch alles das sind Dinge, die erst Bedeutung gewinnen, wenn die Vorbedingung schneller und billiger Verbindung mit der Küste und den etwaigen sonstigen Absatzgebieten gelöst sein wird.

Das nächste Ziel der Kolonialregierung wird es sein müssen, daß die Kolonie die Kosten ihrer eigenen Verwaltung selbst aufbringt. Dem Reiche können billigerweise nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt in den Schutzgebieten zugemutet werden. Also insbesondere die Kosten der Schutztruppen, der Flottenstationen, des kaiserlichen Gouverneurs, die vertragmäßige Subvention der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, eventuell auch die Kosten der Reichspost in den Kolonien. Ein Blick in den Etat des Schutzgebiets lehrt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese erste Etappe der Entwicklung des Schutzgebiets erreicht sein wird. Die steigenden Erträge der den Eingeborenen auferlegten Hüttensteuer werden hiezu mit der Zeit das ihrige beitragen.

Aber auch wenn dieser Zustand erreicht ist, so fehlt es der Kolonie doch immerhin noch an Mitteln für produktive Anlagen aller Art. Ob es möglich sein wird, dieselben im Wege eigener Anleihen zu erhalten, scheint bei den noch wenig entwickelten Verhältnissen und der finanziellen Unselbstständigkeit des Schutzgebiets wenig wahrscheinlich. Die Kolonie wird deshalb darauf angewiesen sein, auch in dieser Beziehung auf das Mutterland zunächst noch zurückzugreifen. Die für solche Anlagen vom Mutterlande gewährten Darlehen sollten aber nur mit der Verpflichtung späterer Rückzahlung gegeben werden.

Die Ausgaben für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt und die Aufwendungen für produktive Anlagen sind es also in der Hauptsache, die jetzt und auch für die nächste Zukunft den Etat von Deutsch-Ostafrika, wie er dem Reichstag alljährlich vorgelegt wird, immer noch ungünstig erscheinen lassen. Von einer jungen, völlig unentwickelten Kolonie kann man aber auch nicht verlangen, daß sie die Mittel für diese Ausgaben auch nur zum Teil schon jetzt selbst aufbringt. Genug, wenn sie zunächst ihre eigene innere Verwaltung zu zahlen vermag. Stäke die Erfahrung des deutschen Volkes in kolonialen Dingen nicht noch so völlig in den Kinderschuhen, so würde man über alle diese Dinge kein Wort zu verlieren brauchen.

Vergleiche über die im vorstehenden erörterten Fragen A. Seidel, „Koloniales Reformvorschlüge“, Deutsche Kolonialzeitung 1901, S. 422, 430 und 442; ferner Professor Dr. Anton, „Die wirtschaftliche Entwicklung unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1900, 1901“ (in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft III, S. 559 ff.), sowie endlich das Kapitel über „Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ost-

afrika“ in dem Buche von C. Peters, „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet“, München und Leipzig 1895.

Über die Frage der kolonialen Anleihen handelt Dr. S. Heße in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft IV, S. 81 ff. Über die Eisenbahnfrage vergleiche das jüngst erschienene Werk von Professor Dr. Hans Wener, „Tropische Eisenbahnen“, Leipzig 1902.

Benutzte Quellen

Im allgemeinen ist bei den einzelnen Abschnitten bereits angegeben worden, welche Literatur bei der Bearbeitung derselben zu Grunde gelegt worden ist. Neben diesen Spezialquellen sind mir aber eine Anzahl von Werken allgemeineren Charakters von großem Nutzen gewesen, die ich nicht unterlassen möchte, hier noch besonders hervorzuheben. Es sind dies zunächst die beiden besten wissenschaftlich gehaltenen Werke über die deutschen Schutzgebiete, nämlich das Buch von Professor Dr. A. Haffert, „Deutschlands Kolonien“ (Leipzig 1899) und Professor Dr. A. Schenk, „Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884“, I. Die deutschen Kolonien, Sonderdruck aus dem 4. Jahrgang der Geographischen Zeitschrift (Leipzig 1899). Ferner ist mir für den Nachweis der Literatur das vorzügliche Repertorium der deutsch-kolonialen Literatur von meinem verehrten Freunde, Herrn Hauptmann a. D. M. Brose, von großem Wert gewesen. Die Nachträge zu diesem Werk erscheinen alljährlich in den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“, herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Band 1—3. Diese Zeitschrift hat mir auch sonst, ebenso wie die Deutsche Kolonialzeitung, das Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft, viel wertvolles Material geliefert. Ferner sind die amtlichen Deutschschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete mir kostbare Fundgruben gewesen, doch habe ich die neueste (für das Jahr 1902) leider für das vorliegende Werk nicht mehr benutzen können. Auch Dr. R. Figners „Deutsches Kolonialhandbuch“, die von mir herausgegebene „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“, sowie das bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinende große Werk über Deutsch-Ostafrika (bisher erschienen Bd. I und III—VIII) möchte ich hier nicht unerwähnt lassen. Schließlich ist auch die erste zusammenfassende Darstellung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie von Dr. C. Peters, „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet“ (München und Leipzig 1895), die trotz vieler Oberflächlichkeiten und Unwissenschaftlichkeiten sehr viel kostbares Material enthält, mir in mehr als einer Hinsicht nützlich gewesen.

Was die beigegebenen Photographien anlangt, so verdanke ich dieselben in der Hauptsache den reichen Sammlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Neu-Guinea

von

C. v. Beß

I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas

Die Entdeckung Neu-Guineas fällt in die Zeit der kühnen Entdeckungsfahrten, welche von den abenteuerlustigen Seefahrern Portugals und Spaniens Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts unternommen worden sind. In dem Kampfe zwischen den Spaniern und den Portugiesen um den Besitz der Molukken wurde der portugiesische Seeheld Don George de Menezes bei Ausführung eines Handstreiches im Jahre 1526 an die Nordküste Neu-Guineas verschlagen, wo er als erster Europäer im Hafen von Warjai landete. Wenn auch der Insel bereits früher in Berichten von anderen Seefahrern Erwähnung getan wird, so geschah dies nur in unbestimmter Form und nicht auf Grund eigener Wahrnehmung. Don George de Menezes ist daher als der Entdecker der Insel, die er „Papua“ nannte, anzusehen. Im sechzehnten Jahrhundert wurde die Insel noch von spanischen und portugiesischen Seefahrern wie Alvarez de Saavedra, Grijalva de la Torres, Juan Galtan betreten und den alten neue Entdeckungen von Häfen, Inseln, Meeresstraßen u. s. w. zugefügt. 1546 erhielt sie von dem Spanier Ortiz de Retez den Namen Nueva Guinea, der bis heute beibehalten worden ist.

1567 wurden von dem Spanier Mendoza die südlichen Salomonsinseln entdeckt. Mit dem Niedergang der Spanier und Portugiesen als Seemächte treten in den folgenden Jahrhunderten die zur See vorherrschenden Holländer, Franzosen und Engländer in den weiteren Entdeckungen in den Vordergrund. Praktischen Wert bekamen aber diese Entdeckungsfahrten erst im 18. Jahrhundert, in welchem man einige Kenntnisse der Umrisse Neu-Guineas und der Inseln des Archipels gewann. In diese Zeit fallen die wichtigen Entdeckungen Dampiers (Dampierinsel und -straße,

Neu-Britannien) und die erfolgreiche Expedition des holländischen Schiffes „Geelvink“ (Geelvinkbai). Philipp Carteret entdeckte 1767 das heutige Neu-Mecklenburg, durchfuhr zum ersten Male den St. Georgskanal und stellte dadurch fest, daß Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg selbständige Inseln eines Archipels sind. Nach ihm trugen die Engländer Forrest, Edwards, Bligh, die Franzosen Bougainville und d'Entrecasteaux zur Erweiterung der Kenntnisse Neu-Guineas bei, ohne daß indeß eine Besitzergreifung von irgend einer der Mächte erfolgte.

Erst das 19. Jahrhundert wurde für die großartige Inselwelt Neu-Guineas bezüglich der Besitzverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Im Jahre 1824 wurde zwischen den Niederlanden und England ein Abgrenzungsvertrag geschlossen, in welchem sich die Niederländische Regierung die Insel Neu-Guinea bis 141° 47' vorbehielt. Im Jahre 1828 nahmen die Niederlande tatsächlich von dem Vertragsgebiete Besitz. Von diesem Zeitpunkt ab ging die Erforschung des Landes rascher vorwärts. Die Franzosen Duperry, Vesson und Dumont d'Urville besuchten Neu-Guinea.

Letzterer als Admiral auf der Korvette „Astrolabe“, nach welcher die größte Ausbuchtung des heutigen deutschen Besitzes „Astrolabebai“ benannt wurde. Von Süden her drangen die Engländer in das Land vor. 1845 entdeckte Kapitän Blackwood auf dem Kriegsschiffe „Fly“ den ersten großen Fluß Neu-Guineas und benannte ihn „Flyriver“. Kapitän Moresby legte an seiner Mündung Port Moresby an. Die Kapitäne Owen Stanley und Moresby besuchten die Südostküste und machten Aufnahmen von derselben bis zum Huongolf hinauf.

1855 erschienen die ersten Missionare der Utrechter Mission im Lande, welchen bald englische und australische Missionare nachfolgten. Gleichzeitig kamen Forscher wie 1858 Wallace, einige Jahre später Bernstein, 1872 d'Alberty und Dr. Beccari und Dr. Bernhard Meyer, welcher als erster Neu-Guinea zwischen dem Mc. Cluer golf und der Geelwinkbai durchquerte.

Im Jahre 1871 erschien Miklucho-Matlan, ein Russe, an der Astrolabebai, wo er sich etwa ein Jahr aufhielt, um Studien über die Sitten und die Sprache der Eingeborenen, unter welchen er sich wie ihresgleichen bewegte, abzuliegen. Er wurde zum begeisterten Bewunderer des Landes und kehrte daher 1876 dahin zurück, um zu versuchen, sich anzusiedeln. Miklucho ist somit der erste Ansiedler von Kaiser Wilhelmsland. 1877 kehrte er nach Rußland zurück, um Freunde und Mittel für eine Ansiedlung größeren Stiles an der Astrolabebai zu gewinnen und um die russische Regierung für den Erwerb des Landes zu interessieren. Durch seinen bald darauf erfolgenden Tod wurde seinen Plänen ein Ziel gesteckt.

Auch auf deutscher Seite begann man etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts den Südpazifikgebiete Aufmerksamkeit zu schenken. Um 1850 hatte die Firma Godeffroy & Sohn in Hamburg begonnen, die zahlreichen Inseln des westlichen Stillen Ozeans durch eigene Schiffe zum Zwecke des Handelsbetriebes besuchen zu lassen. Sie errichtete in Apia auf der zu den Samoa-Inseln gehörigen Insel Upolu eine Faktorei mit zahlreichen Agenturen. Bis zum Jahre 1879 hatte sie allmählich circa 100 000 Acres Land als Grundbesitz auf Upolu erworben. Von der deutschen Regierung hatte das Unternehmen dadurch Unterstützung gefunden, daß in Apia ein deutsches Konsulat errichtet, und daß mit dem King George der Tongagruppe und 1879 mit Häuptlingen der Samoagruppe ein Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen wurde. Nachdem die Firma sich 1878 in eine Aktiengesellschaft unter der Firma „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südpazifik-Inseln“ umgewandelt hatte, geriet sie 1879 auf Andrängen englischer Gläubiger in Schwierigkeiten, welche sie vor die Notwendigkeit stellten, das Südpazifikunternehmen zu liquidieren. Die Liquidation würde dieses Unternehmen in englische Hände gebracht und die Stellung, welche der deutsche Handel sich in der Südpazifik mühfam erworben hatte, vernichtet haben. Um diese Gefahr abzuwenden, bildete sich unter Führung der durch den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann vertretenen Diskontogesellschaft zu Berlin eine Südpazifikhandels- und Plantagengesellschaft, welche sich bereit erklärte, das Unternehmen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft fortzuführen, wenn dagegen das Deutsche Reich eine gewisse Garantieleistung der Verzinsung des aufzuwendenden

Kapitals übernehme. Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck trat dem Projekte näher. Der von ihm eingebrachte Gesetzentwurf, als „Samoa-Vorlage“ bekannt, war damit motiviert, daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoa-Inseln in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben würde. Der Bundesrat nahm die Vorlage fast einstimmig an. Dagegen fand sie im Reichstage eine heftige, hauptsächlich von dem Abgeordneten Dr. Bamberg vertretenen Opposition; sie wurde in zweiter Lesung am 27. April 1880 abgelehnt. Nach Ablehnung der Vorlage trat die Südpazifikhandels- und Plantagengesellschaft in Liquidation und es schien, als ob die Gegner den Freunden der Kolonisationsbestrebungen in Deutschland eine tiefe Niederlage bereitet hätten. Deren Bestrebungen schienen gesäumt, wenn nicht ein für allemal zu Grabe getragen. Allein gerade diese Niederlage schuf größere Pläne. Der Fall Samoas gab dem deutschen Neu-Guinea das Leben.

Die preisgegebenen deutschen Interessen schienen den Hauptbeteiligten der Südpazifikhandels- und Plantagengesellschaft doch so wichtig, daß sie sich entschlossen, die Verfolgung des Zieles, das sie in Voraussetzung der Unterstützung des Reiches sich gesteckt hatten, in anderer Form aufzunehmen und davon dem Reichskanzler Kenntnis zu geben (1880). Fürst v. Bismarck erwiderte darauf in einem das patriotische Bestreben der Männer, welche sich durch die öffentliche Kundgebung abfälliger Ansichten nicht hätten irre machen lassen, höchst anerkennendem Schreiben, durch welches die weitergehenden Pläne des Südpazifikfortschritts gebilligt wurden.

Durch diese Kundgebung ermutigt, entschloß sich der Verwaltungsrat der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südpazifik-Inseln zu einer Rekonstruktion des Unternehmens, die mit Unterstützung der Südpazifikhandels- und Plantagengesellschaft auch derart durchgeführt werden konnte, daß das Unternehmen sich nicht allein als lebensfähig behaupten, sondern sich im Laufe der Jahre gedeihlich entwickeln konnte. Ohne diese glücklicherweise durchgeführte Intervention würden die deutschen Unternehmungen in der Südsee zusammengebrochen und das ganze Gebiet in englische Hände übergegangen, somit also jeder anderen auf die Kolonisation durch Deutsche gerichteten Unternehmung in der Südsee der Boden entzogen worden sein.

Im Kreise der Mitglieder des Verwaltungsrates der Südseehandelsgesellschaft, welche nach ihrer Liquidation als Seehandelsgesellschaft wieder ins Leben trat, wurden nunmehr, wiederum unter Führung des Geheimen Kommerzienrats v. Hansemann, weitergehende Pläne zum Erwerb von Kolonien gemacht.

Man war von dem Gedanken durchdrungen, daß es nicht genüge, Handelsunternehmungen in fremden Ländern oder unter fremder Landeshoheit zu fördern, daß vielmehr das Ziel weiter zu stecken und auf die Begründung eigener Kolonien zu richten sei. Der unter den obwaltenden Verhältnissen zu beschreitende Weg wurde darin erblickt, daß wenige Teilnehmer sich in irgend einer gesellschaftlichen Form vereinigten und auf ihre Gefahr für eine nationale Sache die erforderlichen Mittel hergäben, bis für den Fall des Erfolges das Unternehmen an eine dann zu bildende Gesellschaft überginge. Schon im September 1880 wurde dem Reichskanzler durch Herrn v. Hansemann von der Bereitwilligkeit eines Konsortiums, sich für solche Zwecke zu konstituieren, in einer Denkschrift Kenntnis gegeben und als erstes Ziel die Südsee hingestellt, wo allein noch Kolonien mit der Produktionskraft der heißen Zone und dem Vorteil der insularen Lage zu erlangen wären und wo die vorhandenen deutschen Interessen einen bestimmten Anhalt gewährten.

Bereits zu dieser Zeit — 1880 — sah man in diesen Kreisen das Vorgehen als dringend an, weil sonst die allgemeine Inbesitznahme von anderer Seite nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Schon damals richtete man bezüglich der Erwerbung von zum Kolonisieren geeignetem Land in der Südsee auf die Nordostküste der Insel Neu-Guinea den Blick, weil die niederländische Oberhoheit westlich vom 141. Grad östlicher Länge, obgleich nur nominell, zu respektieren und weil die Süd- und Südostküste bis etwa zum Ostkap wegen der dort vorwaltenden englischen Interessen unnehmbar war. Diese 1880 gefaßten Pläne sind um so bemerkenswerter, als sie später in den schon zu dieser Zeit skizzierten Umrissen zur Ausführung gelangten. Vorerst mußten sie aber auf sich beruhen bleiben. Der Reichskanzler ließ den Beteiligten eröffnen, daß er bei voller Sympathie für das Projekt, es doch ablehne, dem Reichstage eine neue Vorlage zu machen, da er sich durch dessen Votum in der Samoavorlage gehenmt sehe. Er könne nur den Schutz deutscher Interessen, wo solche vorhanden seien, verheißten; mehr könne man nur mit einem nationalen Parlament, aber nicht mit Fraktionen machen.

Nach dem Jahre 1880 vollzog sich indeffen rasch ein Umschwung. Die Erkenntnis der Notwendigkeit von Kolonien und der Wille zum Handeln erklärten sich in der Nation mehr und mehr, so daß die Reichsregierung Unterstützung bei einer kraftvolleren Kolonialpolitik erhoffen durfte. Dies trat durch die Erklärung des Fürsten Bismarck in der Sitzung der Budgetkommission des Reichstages am 26. Juni 1884 zu Tage, welche dahin ging, daß die Erwerbungen des Kaufmanns Vöderitz an der Südwestküste von Afrika unter dem Schutz des Reiches stehen und daß dies der großbritannischen Regierung eröffnet worden sei.

Auch für die Südsee war nun die Zeit gekommen — ja es war die höchste Zeit. In England und Australien zeigte sich bereits ein aktuelles Interesse für das ganze Südseegebiet. Insbesondere hatte ein solches sich neuerdings in den Verhand-

lungen des Royal Colonial Institute in London geregelt, nachdem schon 1874 die Aufmerksamkeit des englischen Kolonialministers auf Neu-Guinea gelenkt worden war, in Australien aber dadurch sich praktisch betätigt, daß die Kolonie Queensland im Jahre 1883 Neu-Guinea und die benachbarten Inseln schlichtweg als annektiert proklamiert hatte. Eile tat daher not. Auf Anregung und unter Führung des Geheimen Kommerzienrat v. Hansemann bildete sich nunmehr aus den Kreisen der Seehandelsgesellschaft ein Konsortium zur Vorbereitung und Errichtung einer Südseekolonie. Ein Projekt, in welchem die Einzelheiten des Vorgehens dargelegt waren, wurde dem Reichskanzler vorgelegt, fand dessen Zustimmung und mit Allerhöchster Genehmigung die Verheißung des Schutzes. Infolgedessen konnte die praktische Arbeit in jenen Gegenden beginnen.

Dadurch, daß der high Commissioner for the western Pacific das Vorgehen der Queensländer Heißsporne desavouiert hatte, indem er jede Verantwortung für Vanderwerb auf den nicht englischen Inseln ablehnte, war die öffentliche Meinung in Australien eine heftig erregte geworden. Es war daher ein Gebot der Vorsicht, daß das Südseeconsortium nicht direkt den Plan in Angriff nahm, sondern die bereits im Archipel sesshafte deutsche Handels- und Plantagengesellschaft für die Südseeinseln für sich handeln ließ. Durch deren Vermittlung und auf deren Namen wurde für das Konsortium in unauffälliger Weise der Dampfer „Samoa“ in Sydney erworben und eine Expedition für Neu-Guinea ausgerüstet, an deren Spitze zwei bewährte Männer, Dr. D. Finckh und Kapitän E. Dallmann gestellt wurden. Die „Samoa“ versegelte am 11. September 1884 und erreichte Mioko, die Niederlassung der Handels- und Plantagengesellschaft am 26. September 1884. Von dort aus wurden bis Ende Januar 1885 fünf Fahrten nach der Nord- und Ostküste von Neu-Guinea ausgeführt, auf denen bedeutende Flüsse und gute Häfen entdeckt und zur Vorbereitung der Flaggenhissung zahlreiche Vanderwerbungen gemacht wurden. Inzwischen war auch das deutsche Kriegsschiff „Elisabeth“ in den Gewässern Neu-Guineas eingetroffen (1. November 1884), das am 7. August die deutsche Flagge in Angra Pequena gehißt hatte und direkt von dort über Sydney nach Matupi gefahren war. „Elisabeth“ stellte zunächst Neu-Britannien, Neu-Irland und die Yorkgruppe unter deutschen Schutz, etwas später auch die Nord- und Nordostküste Neu-Guineas durch Flaggenhissung in der Astrolabe-bai und in dem von Dr. Finckh entdeckten Finschhafen. In Anerkennung der Bedeutung der von ihm vorgenommenen Besitzergreifungen erteilte Sr. Majestät der Kaiser dem Konsortium, das sich inzwischen als Neu-Guinea-Compagnie konstituiert hatte, unter dem 15. Mai 1885 einen Schutzbrief, durch welchen ihr gegen Übernahme bestimmter Verpflichtungen die Rechte der Landeshoheit mit dem ausschließlichen Recht auf Grunderwerb verliehen wurde. Das Gebiet, auf welches sich der Schutzbrief erstreckte, umfaßte zuerst den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, dem mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers der Name Kaiser Wilhelmsland beigelegt wurde, den Bismarckarchipel, früher Archipel von Neu-Britannien mit etwa 200 Inseln, darunter die größten, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Camenburg; es wurde später auch auf die nördliche Gruppe der Salomonsinseln, Bougainville mit Buka, Choiseul und Isabel, mit einem Flächeninhalt, der auf etwa 250000 Quadratkilometer geschätzt wird, ausgedehnt.

Während der Entdeckungsfahrten der „Samoa“ hatte die großbritannische Regierung auf Anträgen der australischen Kolonien sich ebenfalls Neu-Guinea zugewendet und durch ihre Kriegsschiffe das britische Protektorat nicht allein über die Südküste von Neu-Guinea, sondern auch über einen Teil der Ost- und Nordküste erklären lassen. Die dadurch entstandene Kollision der auf die Gebiete der letzteren Küste beiderseits erhobenen Ansprüche wurde im Wege diplomatischer Verhandlungen durch die Deklaration vom 6. April 1886 dahin beglichen, daß die deutsche Machtsphäre in den vorangegebenen Grenzen anerkannt wurde.

Die Übertragung der Landeshoheit an die Neu-Guinea-Compagnie konnte jedenfalls von vornherein nur als vorübergehend gedacht sein. Sie erschien unter den damaligen Verhältnissen als die zweckmäßigste Form des Regiments, um poli-

tische Verwicklungen zu vermeiden und der Reichsregierung freie Hand zu lassen. Würde das Konsortium damals nicht diese Last und die große Verantwortlichkeit durch sein Vorgehen auf sich genommen haben, so dürfte Neu-Guinea schwerlich heute eine deutsche Kolonie sein.

Nach der Auseinandersetzung mit England über die beiderseitigen Interessensphären kam für die Reichsregierung die politische Rücknahme in Wegfall; allein es verblieb zunächst bei den geschaffenen Verhältnissen, die eine Verantwortlichkeit in sich trugen, die über die Kräfte einer Privatgesellschaft gehen. In Anerkennung dessen war auch die Reichsregierung zur Übernahme der Landeshoheit bereit, allein die darüber dem Reichstage 1896 gemachte Vorlage fand nicht dessen Zustimmung. Erst im Oktober 1898 kam auf veränderter Grundlage ein neues Abkommen zwischen dem Reiche und

den derzeitigen Machthabern — der Neu-Guinea-Compagnie — zu stande, welches vom Reichstage angenommen wurde. Kraft desselben gingen die durch den Schutzbrief — unter Entkräftung desselben — der Neu-Guinea-Compagnie verliehenen Rechte auf das Reich über; erstere wurde am 1. April 1899 von der Landeshoheit entlastet. Der Vertrag gegen Gewährung einer im Vergleich zu anderen Erwerbungen geringen Abfindungssumme, die in vollem Umfange auf wirtschaftliche Unternehmungen im Schutzgebiet verwendet werden muß, eine der ausichtsreichsten Kolonien erworben. Dadurch, daß das Reich nunmehr freie Hand im Südseegebiete bekam, wurde ihm ermöglicht — allerdings zum Nachtheile Neu-Guineas — an die Ordnung der Verhältnisse der Salomonsinseln, die der gemein-

schaftlichen Verwaltung dreier Regierungen, Großbritannien, Amerika und Deutschland unterstellt waren, heranzugehen und so die übeln Folgen der Ablehnung der Samoaanlage vom Jahre 1880, die in fortwährenden Unruhen und anderen Mißständen zu Tage traten, einigermaßen wieder gut zu machen.

Durch das deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899, betreffend die Interessensphären in der Südsee und in Togo, wurden die zum Schutzgebiete von Deutsch-Neu-Guinea gehörigen Salomonsinseln mit Ausnahme von den Inseln Bougainville und Buka an England abgetreten. Dagegen verzichtete Großbritannien zu Gunsten Deutschlands auf alle seine Rechte auf die Inseln Upolu und Savaii der Samoaagruppe, die dadurch dem deutschen Südseegebiet zugeführt wurden.

II. Politisches und Verwaltung

Durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 15. Mai 1885 waren der Neu-Guinea-Compagnie mit den Rechten der Landeshoheit auch deren Pflichten übertragen. Sie mußte daher die zur Erfüllung dienlichen staatlichen Einrichtungen, entsprechend der seit 1886 in die kolonialen Verhältnisse in wachsendem Umfange eingreifenden Reichsgesetzgebung sowie den besonderen örtlichen Verhältnissen, treffen. Rechtspflege und Verwaltung mußten von ihr organisiert und für die Ausübung geeignete Beamte angestellt werden. An die Spitze der Verwaltung wurde der Landeshauptmann gestellt, dessen Ernennung der Bestätigung durch den Herrn Reichskanzler unterlag.

Als erster Landeshauptmann fungierte vom 10. Juni 1886 ab Herr Vizeadmiral a. D. Freiherr v. Schleinitz, der am 1. März 1888 durch den jetzigen Staatssekretär des Reichspostamts, damals Geheimen Postrat Kräfte abgelöst wurde. Am 1. November 1889 trat ein kündbares Sonderabkommen zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie in Kraft, nach welchem die Verwaltung in die Hände eines von dem Herrn Reichskanzler zu ernennenden Reichskommissars zu legen war. Als solcher war der Regierungsrat Rose ernannt worden, der die Amtstätigkeit am 1. November 1889 im Schutzgebiet aufnahm. Das Abkommen mit dem Reiche erlosch nach Kündigung seitens der Neu-Guinea-Compagnie am 1. September 1892 und an die Spitze trat der von der Neu-Guinea-Compagnie ernannte

frühere Kanzler im Bismarckarchipel, Herr Assessor Schmiele, nach dessen Tod Herr Korvettenkapitän a. D. Rüdiger, Beamter der Neu-Guinea-Compagnie interimistisch als Landeshauptmann fungierte (vom 15. Februar 1895 bis 28. August 1896). Auf ihn folgte der königlich preussische Oberleutnant a. D. Kurt v. Hagen, dessen Tätigkeit durch seinen gewaltigen Tod ein Ziel gesetzt wurde (14. August 1897).

Da nach dieser Zeit bereits die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie wegen Übernahme der Landeshoheit über das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie in der Südsee in Gang kamen, fand eine Neubefestigung der obersten Stelle durch die Compagnie nicht mehr statt; sie wurde interimistisch durch den Oberrichter wahrgenommen.

Bereits unter der Herrschaft der Neu-Guinea-Compagnie war, wie auch jetzt noch, die Kolonie in zwei Jurisdiktionsbezirke eingeteilt, in den westlichen von Kaiser Wilhelmsland und in den östlichen des Bismarckarchipels und der Salomonsinseln mit je einem Richter mit dem Sitz in Friedrich Wilhelms-hafen beziehungsweise Herbertshöhe. Auch die Wahl der Richter war von der Genehmigung des Herrn Reichskanzlers abhängig.

Die gesamten Unternehmungen der Neu-Guinea-Compagnie wurden in Berlin von einem Direktorium, bestehend aus 12 Mitgliedern, die aus ihrer Mitte nach den Satzungen einige geschäftsführende Mitglieder zu wählen hatten, geleitet. Die Geschäfte führten ununterbrochen vom Jahre 1887 bis 1899 der Geheime Kommerzienrat

Adolf v. Hansemann, Generalkonsul Rüssel und Baurat Lent, zugleich Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft, sowie zeitweise Sr. Erzellenz der Staatssekretär a. D. Dr. Karl Herzog.

Die Organisation, welche durch die vorgenannte Direktion und Verwaltung im Schutzgebiet durchgeführt worden ist, erstreckte sich im

wesentlichen auf folgendes: Die Gerichtsbarkeit für das bürgerliche Recht und für das Strafrecht, für das letztere durch spezielle Ordnung in Betreff der Eingeborenen, wurden in Wirksamkeit gesetzt und die Grundeigentumsverhältnisse so weit geregelt, daß der Grundbesitz durch Eintragung in Grundbücher gesichert werden konnte. Standesämter und Seemannsämter wurden eingerichtet und dem Eindringen fremder Münzen und der daraus folgenden Unsicherheit des Geldverkehrs durch Einführung der deutschen Münzen und insbesondere dem Kleinverkehr dienender Silber- und Bronzemünzen abgeholfen, dem Einbruch ansteckender Krankheiten von der See her durch Quarantänenvorschriften, dem Vordringen der besonders gefährlichen Pestepidemie vom Lande her durch möglichst Verbreitung der Schutzpockenimpfung begegnet. Für die Schifffahrt wurden durch die notwendigen Seeeichen und die Ordnung des Hafenverkehrs Erleichterungen und Entwicklung geschaffen. Auch die Aufnahme der Schifffahrt nach Neu-Guinea durch den Norddeutschen Lloyd, dessen Dampfer „Schwalbe“ in Charter der Neu-Guinea-Compagnie zuerst die Verbindung zwischen

Neu-Guinea und Singapore aufnahm, ist auf das Betreiben der damaligen Verwaltung zurückzuführen.

Der Betrieb des Handels durch auswärtige Schiffe, welcher zu zahlreichen Mißbräuchen den Eingeborenen gegenüber geführt hatte, wurde behufs deren Verhütung ebenso wie die Anwerbung von eingeborenen Arbeitern unter Aufsicht gestellt. Auch gelang es auf Betreiben der Neu-Guinea-Compagnie, der die Reichspostverwaltung bereitwillig entgegenkam, daß das Schutzgebiet in den Weltpostverein aufgenommen und damit an den brieflichen Weltverkehr angeschlossen wurde. Das Steuer- und Zollwesen wurde durch Erlass bezüglicher Verordnungen geregelt.

Auch wurden besondere Schutzmaßregeln durch Erlass eines Verbotes auf die Einführung von Feuerwaffen und der Abgabe von Spirituosen und Opium an Eingeborene getroffen.

Zur Verfüugung der Landesverwaltung wurde eine Polizeitruppe aus Eingeborenen organisiert, die teils in Kaiser Wilhelmsland, teils in Herbertshöhe stationiert war. Sie rekrutierte sich hauptsächlich aus Leuten der Inseln des Archipels.

Diese Grundlage fand am 1. April 1899 der vom Reiche ernannte Gouverneur bei Übernahme der Landesoberhoheit über Neu-Guinea vor. Im wesentlichen sind die Einrichtungen unter der neuen Verwaltung dieselben geblieben. Während unter der Neu-Guinea-Compagnie der Sitz des Landeshauptmanns in Kaiser Wilhelmsland war, legte das Reich den Sitz des Kaiserlichen Gouvernements nach Herbertshöhe, wo ihm von der Neu-Guinea-Compagnie, da alles Land auf der Gazellehalbinsel in festen Händen war und die Platzfrage daher Schwierigkeiten bereitete, ca. 20 ha Land überlassen wurde; dadurch kam das Gouvernement in die Lage, sich dauernd in Herbertshöhe niederzulassen.

Durch den Erwerb der Karolineninseln, die dem Gouvernement in Herbertshöhe unterstellt worden sind, hat sich die Verwaltung vergrößert. Das Schutzgebiet von Deutsch-Neu-Guinea umfaßt jetzt folgende Bezirke:

1. Den Bismarckarchipel einschließlich der deutschen Salomonsinseln mit dem Sitz des Gouverneurs in Herbertshöhe und einem Bezirksamtman in Nusa.
2. Kaiser Wilhelmsland nebst vorliegenden Inseln mit einem Bezirksamtman in Friedrich Wilhelmshafen.
3. Den Bezirk der Ostkarolineninseln mit dem Sitze des kaiserlichen Bezirksamtmanns in Ponape.
4. Den Bezirk Westkarolinen- und Palauinseln mit dem Sitze des kaiserlichen Vizegouverneurs in Yap.
5. Den Bezirk der Marianeninseln mit dem Sitze des kaiserlichen Bezirksamtmanns in Saypan. Von den Marianeninseln ist die Insel Guam in amerikanischem Besitz.

Der gesamte Verwaltungsbezirk ist in zehn Grundbuchbezirke eingeteilt. Die See- und Standesämter sind in Herbertshöhe bezw. Friedrich Wilhelmshafen verblieben.

Zölle und Steuern

Die Sätze des von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführten Zolltarifs sind vom Deutschen Reiche beibehalten worden, woraus geschlossen werden darf, daß die für die Entwicklung einer jungen Kolonie förderlichen mäßigen Sätze als zweckmäßig anerkannt worden sind. Nur wenige Gegenstände sind zoll-

pflichtig, die meisten Waren und Produkte dürfen zollfrei aus- und eingeführt werden.

Der Einfuhrzoll beschränkt sich auf Weine und Spirituosen in Säcken von 10—80 Pfennig pro Flasche, der Ausfuhrzoll auf Kopra pro Tonne von 1000 kg zu Mark 4.—.

Auslandshäfen sind die Häfen Herbertshöhe und Friedrich Wilhelmshafen geblieben; alle Schiffe vom Ausland müssen diese Häfen zwecks Zollrevision anlaufen; ebenso müssen daselbst die Lizenzen u. s. w. gelöst werden.

In Deutsch-Neu-Guinea ist die deutsche Reichswährung eingeführt. Es zirkulieren noch von der

Neu-Guinea-Compagnie geprägte und in Umlauf gebrachte Neu-Guineamünzen (Goldwährung), welche von dem Reiche unter Festsetzung einer Einlösefrist außer Kurs gesetzt werden können. Für diesen Fall ist die Neu-Guinea-Compagnie verpflichtet, die Neu-Guineamünzen gegen den gleichen Betrag in Reichswährung einzulösen.

Die noch von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführten und vom Reiche beibehaltenen Steuerfäße erstrecken sich auf eine Gewerbesteuer nach Klassen und eine Einkommensteuer, welche von einem jährlichen Einkommen von 1000 bis 1500 Mark 6 Mark, von dem weiteren Einkommen über 1500 Mark 2% beträgt.

Im Jahre 1901 ist von dem Herrn Gouverneur eine neue Arbeiterverordnung, welche im wesentlichen eine den neuen Verhältnissen angepasste Abänderung der alten darstellt, in Kraft gesetzt worden (Deutsches Kolonialblatt Nr. 21 vom 1. November 1901, S. 1).

Zwei weitere neu erlassene Verordnungen betreffen ein Verbot, das im Archipel einheimische Muschelgeld (tabu Diwarra) als Zahlungsmittel im Geschäftsverkehr mit den Eingeborenen zu gebrauchen oder anzunehmen und das Verbot des Einkaufs ganzer Kokosnüsse von den Eingeborenen mit Ausnahme von Pflanznüssen oder von Nüssen zu Nahrungszwecken. Durch letztere Maßregel sollen die Eingeborenen zur Anfertigung versandfähiger Kopra angehalten werden, eine, wenn auch etwas hart erscheinende, doch im allgemeinen zweckmäßige Maßnahme. Für neu aufzuziehende

Distrikte, in welchen die Eingeborenen des Koprahandels noch ungewohnt und zunächst nur zur Herbeischaffung ganzer Nüsse zu bewegen sind, würde das Verbot eine große Härte enthalten und der Aufknüpfung von Handelsbeziehungen entgegenstehen. Für solche Fälle und Distrikte kann jedoch der Gouverneur das Verbot aufheben.

Die Verwendung von Diwarra als ausschließliches Zahlungsmittel war ein Hemmnis für den Handel. Dadurch, daß die Händler genötigt waren, den größten Teil der von den Eingeborenen zu beschaffenden Kopra mit Diwarra zu bezahlen, wurde der Absatz der europäischen Waren bedeutend eingeschränkt. Zudem war es oft schwierig und sehr teuer, das Diwarrageld zu verschaffen. Das Verbot dürfte daher günstige Folgen für den Handel nach sich ziehen. Ein abschließendes Urteil darüber läßt sich indessen zur Zeit noch nicht fällen.

Postliches

Wie schon erwähnt, ist Deutsch-Neu-Guinea an den Weltpostverein angeschlossen (seit 1. Januar 1888). Die Postgeschäfte werden teils durch Reichsbeamte, teils durch die Neu-Guinea-Compagnie, teils durch Missionare und Angestellte wahrgenommen. Agenturen sind folgende vorhanden: Friedrich Wilhelmshafen und Herbertshöhe (Verwalter: der Gerichtschreiber), Matupi (Verwalter: Henssheim & Co.), Stephansort (Verwalter: Neu-Guinea-Compagnie) und Tamara (Verwalter: Mission vom Göttlichen Wort).

Der Postverkehr erstreckt sich auf die Beförderung von gewöhnlichen und Einschreibebriefen, auf den Postanweisungsverkehr und Paketsendungen. Neuerdings sind auch Nachnahmeseudungen zulässig.

Direkte telegraphische Verbindung bis Neu-Guinea ist nicht vorhanden. Telegramme finden bis Singapore, Makassar oder Sydney per Kabel und von diesen Plätzen ab per Briefpost Beförderung.

Die Reichspostverwaltung hat wegen der Beförderung von Telegrammen nach und aus Deutschland nach Neu-Guinea mit der Niederländisch-indischen Telegraphenverwaltung und der Eastern Extension Australasia und China Telegraph Company dahin Vereinbarung getroffen, daß

1. die nach dem Neu-Guineaschutzgebiet gerichteten Telegramme nach Singapore oder Makassar telegraphiert und von da mit der nächsten Schiffsgelegenheit an ihren Bestimmungsort weitergesandt, sowie

2. die in dem Neu-Guineaschutzgebiet einge-

lieferten Telegramme mittels Schiffs nach Matassar gesandt und von dort aus telegraphisch weitergesandt werden.

In beiden Fällen übernimmt die Post die Beförderung zwischen Deutsch-Neu-Guinea und Singapur beziehungsweise Matassar.

Hygiene

Von endemischen mit dem Klima in Verbindung stehenden Krankheiten stehen die Geißeln der Tropen, Malaria und Dysenterie (rote Ruhr) auch in Deutsch-Neu-Guinea in erster Linie. Beide haben zeitweise, insbesondere unter Neuanfömmlingen, zahlreiche Opfer gefordert. Von der Malaria, die seltener in schweren Formen auftritt, bleiben auch Weiße nur ausnahmsweise ganz verschont. Sowohl im Archipel wie in Kaiser Wilhelmsland ist durch Anstellung von Ärzten und Heilgehilfen durch die Neu-Guinea-Compagnie, sowie durch Einrichtung von Krankenhäusern und zweckmäßige Gestaltung der äußeren gesundheitlichen Verhältnisse getan worden, was Einsicht und Erfahrung zur Bekämpfung der Krankheiten an die Hand geben; man hat damit nach und nach eine Verbesserung der Lage erreicht. Außer den erwähnten sind noch folgende Krankheiten hauptsächlich zu bekämpfen: Beriberi, Anchylostomiasis, Influenza, Pocken, Geschwüre und Hautkrankheiten. Die Knappheit des Raumes verbietet auf dieselben hier näher einzugehen.

Schiffahrt

Die Verbindung des Schutzgebiets von Deutsch-Neu-Guinea mit der übrigen Welt wird durch Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd hergestellt, welche in sechswöchentlicher regelmässiger Fahrt von Singapur über Batavia, Matassar (Amboina), Seleu (Berlinhafen), Friedrich Wilhelmshafen, Stephansort, Zinschhafen, Herbertshöhe nach Australien — Townsville, Brisbane, Sydney und zurück über diese Häfen wieder nach Singapur an die Ausreise und Heimreise der Dampfer der Ostasiatischen Linie des Lloyd sich anschließen.

Eine weitere Verbindung ist neuerdings durch den Dampfer „Dzeana“ der Saluitgesellschaft (unter Reichssubvention) zwischen Neu-Guinea, Hongkong und den Marshallinseln hergestellt worden in etwa zwölfwöchentlichem Turnus.

Periodische Fahrten zwischen Sydney und Herbertshöhe unterhält ferner die Firma Burns, Philp & Co. in Sydney durch ihren kleinen Dampfer „Moresby“. Durch diese Schiffahrtsverbindungen sind die Beschaffung solcher Lebensmittel, die im Schutzgebiet selbst noch nicht erzeugt werden und daher aus Europa, Niederländisch-Indien, den Straits Settlements, China und Australien bezogen werden müssen, der Import anderer für die Ent-

wicklung des Schutzgebiets notwendiger Artikel, die Zuführung der Produkte des Schutzgebiets auf den Weltmarkt, die Hin- und Herbeförderung der Personen, insbesondere der einwandernden Arbeiter, unter den üblichen Sägen für Fracht und Passage gesichert. Den Verkehr im Innern besorgen die angeliebtesten Firmen meist durch eigene Schiffe, welche auch die Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen aufrechterhalten.

Missionswesen

In Kaiser Wilhelmsland wirken drei große Missionsgesellschaften: die Rheinische Missionsgesellschaft, die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft (beide evangelisch) und die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (katholisch),

im Bismarckarchipel zwei — die Australian Methodist Missionary Society (evangelisch) und die Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (katholisch).

Die Rheinische Missionsgesellschaft

unterhält vier Stationen: Bogadjim, Siar, Bongu und Graget (Ragettainfel) an der Astrolabebai, welche von drei verheirateten Missionaren und einem

unverheirateten Missionar verwaltet werden. Im Jahre 1901 geriet sowohl die Missions- wie die Schultätigkeit auf den Stationen Bogadjim und Siar ins Stocken, weil die Leiter derselben erholungshalber Aufenthalt außerhalb des Tropenklimas zu nehmen gezwungen waren. Nach ihrer Rückkehr wurde die Tätigkeit wieder aufgenommen. In Bogadjim werden ca. 30 Knaben und 13 Mädchen, in Siar eine kleinere Zahl, in Bongu 21 Knaben — das ganze Jahr hindurch regelmäßig —, in Graget etwa 18 Knaben und 9 Mädchen unterrichtet. Der sonntägliche Gottesdienst erfreut sich im allgemeinen eines regen Besuches seitens der Eingeborenen.

Die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft besitzt gleichfalls vier Stationen, davon drei auf dem Festlande in der Gegend von Finschhafen, nämlich Simbang, Deinzerhöhe und Sattelberg, und eine Inselstation auf den Tamiinjeln. Eine weitere Station am Huongolf ist im Entstehen. Das Personal besteht aus 4 Missionaren mit ihren Frauen, 3 ledigen Missionaren und 6 Missionskindern. 90 Eingeborenenkinder wurden unterrichtet. Letztere werden auch zu Feldarbeiten angehalten.

Die erste deutsche Poststation in Finschhafen.
Links Staatssekretär des Reichspostamts Kräfte, Erzellenz, 1888
Landeshauptmann von Neu-Guinea. Rechts Posttrat Ewerlien.

Die Katholische Mission vom Göttlichen Wort hat sich in den Gegenden des Berlinhafens und des Potsdamhafens niedergelassen und unterhält vier Stationen: St. Anton auf der Myinsel, St. Joseph auf der Insel Tumlao (Tamara), Regina Angelorum auf dem Festlande im Bokaudistrikt und Monumbo am Potsdamhafen. Das Personal besteht aus 7 Patres, 6 Brüdern und 4 Ordensschwestern. Die Zahl der getauften Gemeindeglieder beträgt etwa 220. In den Schulen wird versucht, die deutsche Sprache nach Möglichkeit einzubürgern.

Die Wesleyanische Mission

übt ihre Tätigkeit nur im Archipel aus und besitzt drei Hauptstationen: Ulu für Neu-Pauenburg und Neu-Mecklenburg, Kabakada und Kaluana für Neu-

Pommern, welchen 101 Außenstationen unterstehen. Das Personal besteht aus 3 weißen Missionaren, 26 siddianischen und samoanischen und 76 eingeborenen Missionsgehilfen. Von denselben werden 100 Dorfschulen, eine Bezirksschule und Seminar zur Ausbildung eingeborener Missionsgehilfen geleitet. Die Wesleyanische Mission konnte im Jahre 1900 ihr Jubiläum der 25 jährigen Tätigkeit im Archipel feiern. Von den weißen Missionaren wurde das Neue Testament in die Sprache der Neu-Pommern übersetzt.

Die Katholische Mission vom Heiligen Herzen Jesu beschränkt sich in ihrer Missionstätigkeit gleichfalls auf den Archipel. Der Zentralstation Buna Pope und 12 Hauptstationen unterstehen 17 Nebenstationen, die sich über alle Teile des Archipels verbreiten. Die Mission hat 10 Kirchen erbaut. Das Personal besteht aus 1 Bischof, 4 Patres, 16 Brüdern, 11 Schwestern, einem eingeborenen Lehrer und einer eingeborenen Lehrerin. Fast alle Stationen haben Schulen, die stark besucht werden. Die Zahl der getauften Eingeborenen dürfte mit 8000 nicht zu hoch bemessen sein.

Aus den vorstehenden statistischen Angaben tritt hervor: daß die Missionstätigkeit in Kaiser Wilhelmsland sich noch in engen Grenzen hält, daß sie aber im Archipel bereits eine große Ausdehnung erfahren hat.

Auch die Missionsgesellschaften haben gleich

den Erwerbsgesellschaften die Erfahrung machen müssen, daß die Erschließung von Kaiser Wilhelmsland eine ungleich schwierigere ist, als die des Archipels — die Opfer, die zu bringen sind, sind größere, die Erfolge aber stellen sich ungleich langsamer ein.

III. Eingeborene Bevölkerung*)

Herkunft

Die Eingeborenen Kaiser Wilhelmslands und des Bismarckarchipels haben keine Gesamtbezeichnung für das Land, das sie bewohnen; sie benennen sich selbst nach ihren Wohnsitzen. Um eine Unterscheidung zwischen Eingeborenen der großen Insel Neu-Guinea — von Kaiser Wilhelmsland — und der Inseln des Archipels zu gewinnen, ist es gebräuchlich geworden, die Bewohner Kaiser Wilhelmslands mit dem Namen „Papuas“ und die Bewohner des Archipels mit „Melanesier“ zu bezeichnen. Es ist unentschieden, ob die Bevölkerung autochthon oder eingewandert ist, ob sie eine selbständige Rasse oder ein Mischvolk bildet. Der Papua ist im Durchschnitt von großer Figur und kräftigem Wuchse, kraushaarig am Kopfe und meist auch am Bart; Arme, Brust und Beine sind stellenweise behaart. Sein Wesen ist heiter, oft ausgelassen, aber auch zudringlich. Seine Körperbeschaffenheit wie sein Benehmen ähneln daher weder denen der Malaien noch der Polynesiern. Auch mit dem Afrikaner hat er wenig Gemeinsames. Dagegen findet sich, wie in Flora und Fauna, auch im Aussehen, den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung Nordaustraliens und Neu-Guineas manche Übereinstimmung oder Ähnlichkeit. Es dürfte daher der Schluß zu ziehen sein, daß der Australneger nach Norden vorgedrungen, sich in Neu-Guinea festgesetzt und mit den von Westen und von Osten vordringenden Malaien beziehungsweise Polynesiern sich vermischt hat. Unter sich ist daher die Bevölkerung nicht homogen, vielmehr, selbst auf kurze Entfernung, durchaus verschieden. Jede größere staatliche Bildung fehlt. In der Gegend von Sagseldthafen und am oberen Augustafuß herrscht

*) Dr. Krieger, Neu-Guinea, Bibliothek der Länderkunde. Berichte der Missionare der Rheinischen und der Neuendettelsauer Mission.

ein ausgesprochener semitischer Typus vor; die Leute an der Atrolabebai ähneln in ihrer Gesichtsbildung mehr den Javanern. Das Aussehen der Bewohner der zu Neu-Guinea zu rechnenden Mattyinsel erinnert an die malaiische Rasse. In der Hautfarbe sind sich die Eingeborenen der einzelnen Gegenden völlig ungleich; man findet Variationen vom dunkelsten Schwarzbraun bis zu der hellgelben Farbe; auch Albino's kommen vor.

Bezüglich der Körperbildung zeigen die Bewohner der Küste Kaiser Wilhelmslands eine gewisse Übereinstimmung im Unterschiede zu den Bergbewohnern. Das Bergvolk der letzteren schafft kräftigere Beinmuskeln und besser entwickelte Unterkörper. Die Bewegung des Ruderns dagegen läßt den Oberkörper erstarken. Gewöhnlich ist die Frau etwas kleiner und zierlicher im äußeren Habitus, aber sonst vom Manne nicht auffallend verschieden.

Kleidung

Die Kleidung ist von primitiver Einfachheit und geht nirgends über eine Bedeckung der Hüftengegend hinaus. Sehr ausgebildet ist die Neigung, den Körper mit Armbändern, Fußringen, Nasenpflocken, Tierzähnen, Blumen, Farben, Kämmen u. s. w. zu schmücken. Wie bei allen Naturvölkern leisten darin die Männer mehr als die Frauen. In einzelnen Gegenden gehen die Bewohner noch völlig unbekleidet, in den meisten tragen aber die Männer einen Schurz aus weichgeschlagener Baumrinde, die Weiber und Knaben Bast-schürzen. Der Rindenschurz, der oft sehr hübsch in Schwarz, Weiß oder Rot gemustert ist, wird mehrmals um den Leib geschlungen und dann zwischen den Beinen durchgezogen. Die Schürze der Frau reicht gewöhnlich bis auf die Kniee herab, sie ist oft gefärbt und mit Muscheln verziert. In manchen Gegenden werden mehrere Schürzen übereinander getragen. Das Haar wird von den Weibern kurz gehalten und wenig gepflegt; das Tragen von Kopfbedeckungen ist bei ihnen mit Ausnahme am Huongolf, wo der Kopf mit einer kleinen Kappe bedeckt wird, unbekannt. Der sonstige Frauenschmuck besteht aus Hundezähnen, aus Halsketten von roten Samenkernen, aus Muscheln und allerlei Flechtwerk.

Mehr Pflege verwenden die Männer auf ihr Äußeres, insbesondere aber auf die des Haares. Es wird meist zu einer Perücke aufgebaut und mit Blumen, Katadu-, Kasuar-, Hühner- oder Paradiesvogelfedern geschmückt. Häufig wird dasselbe mit Kalk — seltener mit gefärbter Erde — bepudert. Als Kopfbedeckung dienen da und dort Röhren aus Pandanusblättern, Kopfbänder aus geflochtenen Kasuarfedern oder aus Kuskusfell, Zylinderschüte aus Baumrinde, und aus Menschenhaar geflochtene Mützen. Auch die Nase, die Arme, die Brust, der Leib und die Beine werden geschmückt. Als vornehmster Schmuck gilt das Tragen von Oberhäuten an der Nase, den sich nur die wohlhabenderen Eingeborenen leisten können, die minder Bemittelten tragen Keile aus der Eridacnamuschel,

die Ärmteren Holzpflocke. Zu den übrigen Schmücken werden Perlmutterschalen, Schildpatt, Muscheln, rote, graue und schwarze Fruchtkerne, Hundezähne, Kaurimuscheln verwandt. Erwähnenswert ist die Sitte des Tragens von Beuteln, die von Männern wie Weibern selten abgelegt werden. Sie werden von den Frauen meist an einem Kopfbande befestigt, von den Männern dagegen unter dem Arm getragen und dürften, was ihren Gebrauch anlangt, etwa unserer Hosentasche entsprechen, da auch die Papuas ihre Gegenstände zum Handgebrauch darin tragen. Ein solcher Beutel enthält oft: eine Kalebasse mit Kalk (Betelkauen), ein Messer, eine Bogensehne, Betelmüsse, Tabak, Pfeffer und Färbemittel, kurz die unentbehrlichsten Gerätschaften.

Stammesverbände und Sprachen

Größere staatliche Bildungen fehlen. Andererseits kommen einzeln lebende Individuen oder Familien selten vor, meist sind letztere in Ansiedlungen, die man etwa Dörfer nennen kann, vereinigt. Als eine Folge dieser Zersplitterung in kleine Gemeinwesen ist die Verschiedenheit der Sprache anzusehen. Sie erstreckt sich nicht bloß auf die Bewohner der Küste und der Berge, sondern untereinander selbst. Dr. Holkrung berichtet, daß ein Sprachbezirk im Durchschnitt nicht über 15 km Küstenlänge reicht und daß nach dem Innern

zu die Ausdehnung noch viel geringer sei. Von vier Dörfern an der Astrolabebai, welche in höchstens 2½ Stunden nacheinander zu erreichen sind, besitzt ein jedes einen eigenen Dialekt; ebenso herrscht zwischen Junohuf und Kap Croisilles fast in jedem Dorf eine andere Sprache. Diese Vielsprachigkeit erschwert außerordentlich die Verständigung und damit das Vordringen in das Innere. Sie schließt aber anderseits Verbindungen unter den Eingeborenen aus, welche sich gegen die Weißen richten und deren Festsetzung im Lande gefährlich werden könnten.

Unter diesen Verhältnissen ist eine Zählung der eingeborenen Bevölkerung schlechterdings unmöglich und auch eine nur annähernde Schätzung der Zahl derselben ganz ausgeschlossen. Im allgemeinen darf man aber nach den bisherigen Erforschungen Kaiser-Wilhelmsland in seinem überwiegend größeren Teile als dünn bevölkert ansehen. Als Ursache ist wohl neben größerer Sterblichkeit die Abtreibung der Weibesfrucht und der

Kindermord zu betrachten; in vielen Gegenden übersteigt daher die Zahl der Todesfälle die der Geburten. Nach den Wahrnehmungen des Dr. Pauterbach scheinen einzelne Teile im Innern, insbesondere im Ramugebiet, dichtere und wachsende Bevölkerung zu haben; auch die Gegenden von Berlin- und Dalmannhafen und am Augustastuß dürften aller Wahrscheinlichkeit nach dichter bevölkert sein.

Wohnungen

In den Küstendörfern pflegt jede Familie ein Haus oder eine Hütte ausschließlich zu bewohnen, dagegen herrscht am oberen Augustastuß die Sitte, daß mehrere Familien in einem Hause zusammenleben. In manchen Gegenden, zum Beispiel bei Berlinhafen, wohnen die unverheirateten Männer in einem „Junggesellen“-Haus, welches sich durch Höhe und Umfang auszeichnet. Häufig sind die Häuser von sehr primitiver Bauart und gestatten dem ausgewachsenen Menschen nicht, in ihrem Innern aufrecht zu gehen. Wie überall so findet sich auch in Neu-Guinea bei besseren Wohngelegenheiten eine vorgeschrittenere Kultur vor; schlechte Wohnungen lassen umgekehrt auf Menschen niedriger oder niedrigster Kultur schließen.

Im allgemeinen lassen die auf ebener Erde meist primitiv erbauten Hütten auf den niederen, die kunstvolleren Pfahlbauten auf den höheren Kulturzustand schließen. Erstere aus Buschmaterial hergestellt umschließen einen einfachen, nicht besonders geräumigen Wohnraum und haben ein stumpfwinkliges Dach, das bis zum Boden reicht. Durch eine schmale Tür kriecht man in das Innere, welches sauber gehalten ist. Das Dach ist mit Alang-Alang oder Palmblättern gedeckt. Im Innern sind Matten oder eine Streu ausgelegt. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, die, da man die Kunst des Feuermachens an der Küste nicht überall kennt, mehr zur Unterhaltung des Feuers als zum Kochen dient. Gekocht wird meist auf dem Dorfplatze. Bei den kunstvolleren Bauten ruht das Gerüst auf starken Pfählen, die Wände bestehen aus durch Stangen gestütztem Flechtwerk von Blättern der Kokospalme. Ein Baumstamm

dient als Aufstieg zu der in das Innere führenden Tür, welches aus Bodenraum und häufig noch einem Giebelraum besteht.

An den Seiten stehen Bänke aus Bambus, die mit Matten belegt sind und die bei Nacht als Bett, bei Tag als Tisch, um Geräte darauf zu stellen, dienen. Nach den Aufzeichnungen des Dr. Pauterbach schläft man am Ramu in Schlafsäcken, die wie eine Hängematte in der Hütte aufgemacht sind. Zum Schlafen selbst bedient man sich in manchen Gegenden der reich geschnitzten Kopfstützen.

Eine besondere Eigentümlichkeit Kaiser-Wilhelmslands bilden die in der Gegend von Finschhafen und vom Huongolf vorkommenden Baumhäuser. Manche Eingeborene dieser Gegenden haben eine Zufluchtsstätte — eine wie üblich gebaute Hütte — in der Krone eines Baumes aufgeschlagen, die sie bei Feindesgefahr aufsuchen.

Geräte

An Hausgerät findet man in den Hütten vor: Holzschüsseln und Tongeschirre aller Art und Größe, die meist zur Aufbewahrung der vegetarischen Lebensmittel, wie Sago, dienen. Als ein unentbehrliches Gerät wird die Steinart, welche heute noch überall zur Herstellung von Holzgeräten, Kanus, zum Häuserbau und als Waffe benutzt wird und nur da, wo regerer Verkehr mit Europäern ist, dem Eisengerät zu weichen beginnt, anzusehen. Sie be-

Sp.

pan I.

ne B.

ELN

N

(Ost-Karolinen)

1:500,000

DIE DEUTSCHEN SCHUTZGEBIETE IM STILLEN OCEAN.

steht aus einem hölzernen Stiel in der Form eines stark gebogenen Knies, dessen längere Seite den Aststiel bildet. In die kürzere wird die Klinge der Art — ein der Form unserer Äxte ähnlicher harter, so scharf wie möglich abgeschliffener Stein — eingelassen und kunstvoll mittels eigenartigem Geflecht von Rotang oder einem anderen Bindemittel befestigt. In der Art der Befestigung und dem Aussehen der Äxte herrscht übrigens eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit. Ein nicht unwichtiges Gerät ist der Sagoklopfer, der zum Zerkleinern des Sagos dient. Ferner sind noch zu nennen: kleinere Pössel, meist aus Kokosnußschale, größere aus Holz geschnitzt, Siebe aus dem Gewebe der Kokosnuß, Messer aus Kasuar Knochen oder Bambusrohr, nicht selten aus Menschenknochen gefertigt, Raspeln aus Rochenfischhaut, Feilen aus Koralle, Schaber aus Perlmutter schale, Mörser aus Holz.

Fast alle Geräte zeugen von sorgfamer Arbeit und sind mit Schnitzereien versehen — menschlichen Typen, Ornamenten (Zirkellinien), Krokodilen oder Eidechsen u. s. w. Dabei ist die Kunstfertigkeit zu bewundern, zu welcher der Eingeborene in jeder Art seiner Beschäftigung, der er nur mit einem mehr als primitiven Werkzeug nachgehen kann, gelangt ist.

So werden aus Schildpatt (Panzer der Schildkröte) in kunstvoller Weise Ringe und Armreife mittels eines Drehbohrers aus Muschelschale und eines kleinen glühenden Holzstiebes angefertigt. Eine große Kunstfertigkeit wird in der Anfertigung von Schiffen (Kanus) und Schiffsmo-
dellen und insbesondere der bekannten Tanzmasken entwickelt. Der Zweck, welchem die letzteren dienen, geht aus dem Namen hervor. Sie sind aus weichem Holz geschnitzt und meist in mehreren Farben bemalt. In den verschiedenen Gegenden herrscht ein großer Unterschied in ihrer Art und Form.

Ahnenhaus im Vemiengdistrikt — Festland gegenüber Berlinhafen.

In der Gegend des Berlinhafens zum Beispiel sind sie einfacherer Form, ein Gesicht mit weit hervorragender spitzer Nase darstellend, in gelblicher Bemalung. Die Masken der Gegenden von Finschhafen und im Archipel von Neu-Mecklenburg sind kunstvoller und aus kaum zählbaren, geschnitzten Teilen und Teilschen geschnitzt.

Schiffsbau

Das Kanu des Neu-Guineeingeborenen ist ein Schiffchen, welches durch Ausshöhlung eines mehr oder minder starken und großen Baumstammes hergestellt wird (Steinart). Sie sind in ihrer Bauart und Ausrüstung verschieden, je nach der Kunstfertigkeit ihrer Erbauer und nach dem Zwecke, dem sie dienen sollen. Die Fahrt auf dem Meere stellt andere Anforderungen an ein Fahrzeug als die Fahrt auf dem Flusse. In der Regel wird zur

Flussfahrt eine einfachere Konstruktion als zur Meerfahrt verwendet. Die größeren Fahrzeuge, insbesondere die, welche zur Fahrt auf dem Meere bestimmt sind, haben eine Länge von 7–13 m, oft vorn und hinten einen Schnabelaufsatz, einen großen Aufbau in der Mitte, der einer Plattform ähnlich ist. Um das Umkippen des Fahrzeugs zu verhindern und dem Druck des Windes zu begegnen ist auf einer Seite der sogenannte Ausleger angebracht, meist ein an langen Stangen befestigter, parallel mit dem Kanu im Wasser laufender Balken, dem nicht selten die Gestalt eines kleinen nicht ausgehöhlten Kanus gegeben ist.

Über der Plattform erhebt sich häufig noch ein kleiner Aufbau, welcher als Vaderaum und zur Unterbringung des Waffen und des Feuerbehälters benützt wird. Als solchen bedient man sich eines Topfes mit einigen glimmenden Kohlen. Im Segelkanu sind ein Mast, höchstens aber zwei Masten angebracht, die je ein einfaches viereckiges Mattensegel führen. Das Tauwerk ist aus Faserbast geflochten; als Anker dient ein schwerer Stein. Die Ruder sind meist mit schönen Schnitzereien versehen und bei den Flußkanus von einer schmalen Form und einer Länge, die abwechselnd Rudern oder Staken — je nach Bedarf — gestalten. Über die Zahl der Leute, welche solche Kanus zu fassen

im Stande sind, sind die Wahrnehmungen verschieden, doch dürfte mit den Zahlen 25–30 das Höchstmass angegeben sein. Es handelt sich in Neu-Guinea, da der Schiffsbau mittels Pflanzen völlig unbekannt ist, nur um Schiffe aus ausgehöhlten Baumstämmen, deren Größe durch die Dimensionen der im Lande auffindbaren Baumstämme und der Ventbarkeit des unbehohlenen, schweren Schiffsrumpfes bestimmt wird.

Wenn von Afrikaforschern von Kanus erzählt wird, die über 100 Menschen aufnehmen im Stande sind, so sind Kanus gemeint, die nicht aus einem einzigen Baumstamm, sondern aus Bootsplanken hergestellt sind.

Kunstfertigkeiten und Gewerbe

Nicht unbekannt ist in Kaiser Wilhelmsland wie im Archipel die Muschelschleiferei. Die auf den Taschen und Täschchen, den Armbändern und den Brustschmucken angebrachten Muschelperlen werden aus einer kleinen, konisch geformten Meeres Schnecke verarbeitet; sie sind vortrefflich geschliffen. In der Gegend von Berlinhafen werden — meist aus der Tridacnamuschel — zierliche Armreifen verarbeitet. Das zeitraubende Anfertigen des „Divarra“-Geldes im Archipel ist bekannt. Das Kaiserliche Gouvernement hat neuerdings auf dem Wege der Verordnung die Annahme von Divarra als Zahlungsmittel untersagt und damit, wie zu hoffen steht, die Fabrikation von Divarra unterbunden; hoffentlich wird dadurch die dabei von den Eingeborenen aufgewandte Arbeitslust, ihre zähe Ausdauer und ihre Geschicklichkeit auf andere, der Kultur nützlichere Bahnen gelenkt.

Auf einer hohen Stufe steht im ganzen Schutzgebiet die Anfertigung von Flechtarbeiten aller Art — mit und ohne Verzierung: Fischneze, Fischleinen, Tragneze, Körbe, Taschen u. a. m. Auch die Gerberei ist nicht unbekannt. Interessant ist die Anfertigung der Hüftentücher mittels derselben. Nach dem in Zeiden erscheinenden Internationalen Archiv geht diese Arbeit bei den Kailenten folgendermaßen vor sich: Der sie verrichtende Eingeborene nimmt ein zurecht geschnittenes Stück Holz des Stammes eines Kaobobaumes, wärmt es im Feuer bis es angeglüht ist, schabt hierauf die dünne Rinde ab und schält die zum Vorschein kommende

Basischicht ab, die mit einem Klopfer weich und zu einem Tuch zusammen geklopft wird. Dieses Tuch wird mehrmals über ein Stück Holz geschlungen und wiederholt mit dem Klopfer geklopft, bis es so dehnbar geworden ist, daß es seinen Zweck erfüllen kann. Höchst originell ist seine Färberei.

Der betreffende Mann nimmt ein Stück einer farbbhaltigen Rinde in den Mund, kaut dieselbe so lange, bis er glaubt genug Farbe im Speichel aufgenommen zu haben. Dann zieht er das Tuch mehrmals durch den Mund, welches dadurch streifenartig gefärbt wird.

In hoher Blüte steht die Töpferei namentlich auf der Insel Bili-Bili (nahe der Atrkolabebai), welche daselbst vornehmlich von den Frauen betrieben wird. Obgleich Modelle, Formen oder dergleichen völlig unbekannt sind, verfertigen die Bili-Bilileute aus mit den Händen geknetetem Ton Töpfe von schönem, regelmäßigem Aussehen, welche sie längs der Küste von Kaiser Wilhelmsland absetzen.

Jagd und Fischfang

Die Fischerei wird überall, wo es Fische gibt, zu Nahrungs- und Sportzwecken betrieben. Als Geräte dienen Fischreusen, Angelhaken nebst Angelschnüren und Netze. Doch werden die Fische auch gespeert oder mit dem Pfeil erlegt. Die Angel-

haken werden aus der Tridacna-muschel oder Schildpatt verfertigt, die Schnüre selbst geflochten. Neuerdings verdrängen jedoch die europäischen Fischhaken und Schnüre, welche einen großen Handelsartikel bilden, das ursprüngliche Gerät. Das Geschick der Leute im Fischspeeren ist groß: wenn sie auf der Lauer liegend einen Fisch erspähen, so entgeht derselbe selten seinem Schicksal; gewandt wird der Speer nach ihm geschleudert und mit Jubelgeschrei stürzt der Fischer dem Speere in das nasse Element nach und bringt sicher die Beute an das Ufer.

Ein Kanu der Eingeborenen von Siar im Prinz Heinrichhafen.

Auch die häufig vorkommenden Krokodile werden, wenngleich seltener, gejagt, ihr Fleisch wird gern gegessen.

Die Jagd ist nicht besonders ergiebig, da es nur wenige kleine Säugetiere gibt und die Vögel zwar zahlreich, ihr aber mit Pfeil und Bogen schwer beizukommen ist. Wo sie aber ausgeübt wird, da wird auch ein besonderes Raffinement durch Legen von Schlingen, oder Fallgruben zc. angewendet. Zu bewundern ist dabei die Geduld und Ausdauer der Leute.

Landwirtschaft

Wenngleich noch in den vom Einfluß der Europäer unberührten Gebieten gänzlich im Steinzeitalter lebend, steht bei den Eingeborenen Kaiser Wilhelmslands wie des Archipels die Bebauung des Bodens auf vorgeschrittener Stufe. Dr. Lauterbach, der als Botaniker darüber besondere Beobachtungen in verschiedenen Teilen des Landes angestellt hat, hat seine Erfahrungen

im Tropenpflanzler, Jahrg. 1897 S. 124 u. ff., niedergelegt. Danach wählt der Eingeborene mit Vorliebe in dem ursprünglich mit Wald bestandenen Lande ziemlich steile Hänge oder auf ebenem Boden mit jungem Wald (Stangenholz) bestockte Strecken zur Anlage seiner Plantagen aus, da diese seinen primitiven Werkzeugen weniger Hindernisse bieten. Mit der Steinart werden die Bäume in etwa 1 m Höhe abgehauen, das schwächere Gestrüpp und Unterholz gänzlich entfernt, auf Haufen geschichtet und aus den geraden Stangen, dem Gestrüpp, sowie aus Zuckerrohr und anderen, rasch Wurzel fassenden, lebenden Pflanzen ein Zaun errichtet, der die Schweine abhält. Zugangsöffnungen fehlen; man gelangt in die Plantage durch Übersteigen des Zaunes. Gegen Ende der Trockenzeit wird das unterdessen dürr gewordene Holz und Reisig angezündet. Allenthalben sieht man dann mächtige Rauchwolken emporsteigen, bei Nacht ausgedehnten Feuerchein. Durch das Feuer werden die etwa vorhandenen starken Bäume, die bereits durch tiefes Ringeln dem Absterben nahe gebracht sind, vollends getötet, der Boden aufgeschloffen und mit der Asche gedüngt. Während die bisher beschriebenen Arbeiten von den Männern ausgeführt werden, haben die Weiber mit zugespitzten Stöcken den Boden umgewühlt und soweit möglich von Wurzeln gesäubert. Nun werden die betreffenden Landesfrüchte in bestimmten Abständen gepflanzt, als da sind: Bananen (Kochbanane — *Musa paradisiaca* L., die eßbare Banane — *M. sapientum* L.), Taros (*Colocasia antiquorum* Schott), Yams in verschiedenen Arten, Bataten, Zuckerrohr, einige Gemüse- und Gewürzarten.

Die Bananen sind in einer großen Anzahl von Spielarten überall verbreitet. Sie gedeihen bis zu einer Höhe von 1000 m und bilden ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die wohlgeschmackendsten Arten werden auch von den Europäern kultiviert. Ihre Anpflanzung geschieht in Abständen von 3–5 m. Dazwischen werden in etwa 1 m Abstand Brutknöllchen von

Taro gesteckt, die nach dem Regen mit großer Geschwindigkeit emporstieigen. Bereits nach 2 Monaten sind die ersten Knollen genießbar; ausgewachsen mit einem Knollendurchmesser von 10 bis 15 cm sind sie nach 5–6 Monaten. Die Größe und vor allem die Zartheit des Fleisches der Frucht hängt, außer von der Feuchtigkeit und der Güte des Bodens, von der mehr oder minder sorgfältigen Bearbeitung ab. Die Weiber sind daher eifrig damit beschäftigt, den Boden zwischen den Pflanzen rein von Unkraut und locker zu halten, so daß eine solche Pflanzung durch ihre Sauberkeit auffällt.

Der Taro bildet während der Regenzeit bis in die erste Hälfte der Trockenzeit das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen. Auch dem Europäer bietet er bei richtiger Zubereitung (in der Asche geröstet) eine gute bekömmliche Speise. Sein hoher Protein- und Fettgehalt machen ihn der Kartoffel, die in den Tropen minderwertig und wässrig ist, weit überlegen. Der Taro wird frisch aus der Erde heraus verzehrt; durch Aufbewahren verliert er an Qualität.

Die Yamswurzel wird meist für sich allein auf ebenem, tiefgründigem Boden von etwas sandiger Beschaffenheit in Abständen von etwa 1–2 m gebaut. Den hervorwachsenden Schößlingen wird eine 3–4 m lange Stange, deren oberes Ende häufig doppelt gespalten und auseinander gebogen ist, beigelegt, welche durch die Pflanze rasch mit

einem dichten Rankengewirr bekleidet wird. Nach einigen Monaten reifen die ersten Knollen. Mehrjährig kultivierte Pflanzen entwickeln Knollen von riesigen Dimensionen — nach Kärnbach bis zu 40 kg Schwere. Die Yamswurzel bildet die Nahrung während der Trockenzeit bis zur Taroernte, sowie durch ihre Mehrjährigkeit eine Reserve für Zeiten der Not und von Missernten. Sie läßt sich auch — im Gegensatz zum Taro — ohne zu verweseln, längere Zeit aufbewahren. An Nährwert steht sie dem Taro weit nach und etwa der Kartoffel gleich.

Bataten hat Dr. Lauterbach einheimisch am Ratufluß gefunden und zwar in einer weifleischigen Abart. Eine rotfleischige Art wird von den Europäern an der Küste kultiviert; sie hat bei den benachbarten Eingeborenen nur wenig Eingang gefunden. Im Innern Kaiser-Wilhelmslands ist sie nicht bekannt.

Zuckerrohr wird in den Taroplantagen in Büschen — meist in größerer Anzahl gebaut. Es dient als Genuß- und Erfrischungsmittel und wird von alt und jung mit Vorliebe gekaut. Eine zweite Art wird ihrer unreifen Blütenstände wegen, die am Feuer geröstet gern gegessen werden, allenthalben angebaut.

Gemüse und Gewürz werden beinahe auf jeder Plantage angetroffen. Es ist dies meist eine Spinatart, die als Gemüse, ebenso wie die Taroblätter, die ähnlichen Geschmack besitzen, hochgeschätzt ist. Ein beliebtes, viel kultiviertes Gewürz ist der Ingwer. Auch

Zierpflanzen fehlen den Plantagen nicht, die ähnlich wie in den Gärten unserer Bauern angepflanzt werden.

Nach Aberntung des Taros wird auf die stehengebliebenen Bananen noch einige Sorgfalt verwandt. Nach 9 Monaten reifen die ersten Bananen-

früchte, während die um den Mutterstamm empor- hat sich unterdessen das Land mit Gras und jungem sprossenden Schößlinge im folgenden Jahre Frucht Busch überzogen, der schnell emporwachsend die bringten. Auch diese werden noch geerntet, doch Bananen ertickt.

Jedes Jahr klären die Einwohner einen neuen Platz, kehren jedoch häufig nach etwa 8—10 Jahren auf denselben Fleck zurück, der inzwischen bereits wieder mit Bäumen von 8—10 cm Durchmesser sich bedeckt hat. Daher braucht jedes Dorf eine ziemlich umfangreiche Kulturläche, die meist nicht in der unmittelbaren Nähe des Dorfes zu finden ist. Daraus ist zu ersehen, daß die Kulturarbeit keine leichte und die allgemein vorherrschende Ansicht vom Schlaraffenleben der Eingeborenen, wenigstens was die Frauen anlangt, denen der Pöwenanteil an der Arbeit zufällt, keine begründete ist. Der Meinung, daß die Überbürdung der Frauen wohl einer der Hauptgründe für die schwache Vermehrung und hieraus folgende dünne Bevölkerung ist, ist nach der Ansicht des Dr. Pauterbach beizupflichten, wozu freilich noch der Kindermord hinzuzuzählen ist. Die Erleichterung des Loses der Frauen würde die Vermehrung einer Rasse befördern, die wohl befähigt ist, die ungeheuren Flächen fruchtbaren Landes der Kultur zu erschließen.

In unmittelbarer Nähe ihrer Hütten, außerhalb der Plantagen, pflanzen die Eingeborenen allerhand nützliche Pflanzen, wovon die wichtigsten die Kokospalme und der Bambus sind. Leider geschieht die Anpflanzung der Kokospalme ohne bestimmte Ordnung und in viel zu nahen Abständen — 2—5 m —, was dem Gedeihen hinderlich ist. Nur an der Küste, den Inseln, insbesondere den Inseln des Archipels, und am Unterlaufe der großen Ströme, wie dem Kaiserin Augustaström, dem Kamufluß finden sich ausgedehnte Kokospalmenbestände, die wohl nur zum kleineren Teil dem Menschen ihr Entstehen zu verdanken haben. Nach dem Innern nimmt ihre Zahl stetig ab, so daß in einem Dorfe im Innern nur etwa 1—20 Palmen vorhanden sind. Auch die Größe der Rüsse nimmt nach dem Innern zu ab.

Die Kokospalme darf als der wichtigste Faktor für das Leben des Eingeborenen angesehen werden; sie nährt ihn und trinkt ihn mit ihrer Frucht, liefert ihm das Holz zu seinem Haus, seinem Kanu und zu vielerlei Geräten, deckt mit ihren Blättern das Dach seiner Hütte, gibt ihm zu deren Auskleidung die Matten, kleidet ihn mit dem Bast ihrer Rinde und läßt ihn ihr Fasergewebe zu allerhand Arbeiten verwerten. Endlich liefert sie ihm — an der Küste und auf den Inseln — die vielbegehrte Kopra, die er dem weißen Manne zum Eintausch in die Genuß- und Kulturmittel der Zivilisation entgegenbringt.

Der Bambus ist gleichfalls ein steter Begleiter der Dörfer, der mit 5—10 cm starken Salmen emporwuchert. Er findet zu den verschiedensten Zwecken Verwendung.

Tabak wird teils im Dorf, teils in den Plan-

tagen fast überall gebaut und in Form von Zigaretten geraucht.

Weiter findet man in den Dörfern oder in der Nähe derselben die

Betelnuß, deren Früchte im Verein mit Blät-

Mann vom Javimstamme.

tern und Blütenständen von Betelpfeffer überall als Erfrischungsmittel gekaut werden, ferner

den Brotf Fruchtbaum, die Mango, verschiedene Feigenarten. Auch die bereits erwähnten Zierpflanzen fehlen in den Hütten nicht.

Wie aus dem Geschilderten ersichtlich, gebietet der Eingeborene über eine ziemliche Anzahl von Nutzpflanzen. Mit seinen Werkzeugen und seinem Kulturverfahren ist er jedoch kaum im Stande, durch Landbau allein für sich und die Seinigen den Lebensunterhalt derart zu erwerben, daß er gänzlich vom Mangel befreit wird oder daß er gar zu einem Überfluß gelangen könnte, welcher ihm die Abgabe von seinen Produkten gestattete. Hier muß der Europäer Wandelung bringen. Mit der Einführung des Eisens und dem allgemeinen Gebrauch eiserner

Werkzeuge wachsen die Plantagen und mehren sich die Häuser. In dem dem Einflusse des weißen Mannes am längsten und intensivsten ausgesetzten Teil des Schutzgebiets, nämlich auf der Gazellehalbinsel (Neu-Pommern, Bismarckarchipel) ist der früher dem Kannibalsmus huldigende Eingeborene bereits in der Lage, von dem Überfluß seiner Plantagen einen nicht unbedeutenden Teil an die Ansiedler dafelbst abzugeben, er hat sogar schon begonnen, systematisch Kokosplantagen anzulegen. Hossentlich wird sich auch die Papuarasse den neuen, durch den Europäer gebrachten Lebensbedingungen anbequemen, um so dem Schicksal des Verfalls, das so viele stammesverwandte Rassen der Südsee dem unvermeidlichen Untergang entgegenreibt, zu entgehen.

Familien- und Rechtsverhältnisse

Über die Familien- und die Rechtsverhältnisse der Papuas insbesondere des Stammes der Tabimis (Gegend von Finschhafen) gibt der Missionar der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, Herr Konrad Vetter, auf Grund langjähriger Erfahrungen interessante Aufschlüsse*), die ein übersichtliches Bild des papuanischen Lebens veranschaulichen.

Politische Zustände

Wie schon erwähnt, existieren in Neu-Guinea keine staatlichen Verbände. Es ist weder ein Herrscher oder eine sonstige Obrigkeit noch sind Untertanen zu finden; Rangstufen nach Geburt oder Verdienst, oder Berufsstände gibt es nicht — es gibt nur einen engeren Verband und das ist die Familie. Einige Familien — meist gleicher Abstammung — bilden eine Dorfgemeinde.

In jedem Dorfe sind ein oder mehrere Häuptlinge, je nachdem das Dorf ein einheitliches oder zusammengesetztes ist. Die Macht eines Häuptlings ist eine nur geringe. Er kann nicht über die Leute seines Dorfes oder ihre Güter verfügen, trägt kein Abzeichen seiner Würde, lebt und wohnt nicht besser als die anderen Stammesgenossen. Aber er ist der primus inter pares, der Vertreter des Dorfes nach außen. Je größer sein Anhang, desto größer sein Ansehen. Häufig ist er der am meisten mit Reichtum gesegnete Mann des Dorfes und darf sich daher mehr erlauben wie ein anderer; sein Wort ist tonangebend und ohne seinen Willen wird kein Verheiratheter totgeschlagen.

Dagegen erwartet man von ihm, daß er bei festlichen Gelegenheiten „etwas drauß gehen“ läßt und beim Austeilen der Speisen beim Festschmause, sowie dem Verteilen von Geschenken allen reichlich gibt und sich dadurch das Lob der Freigebigkeit und der Anspruchslosigkeit erwirbt. Geiz gilt als Schimpf. Beim Ableben eines Häuptlings folgt der Sohn in der Würde; ist keiner vorhanden oder der Vorhandene minderjährig, so geht die Häuptlingschaft auf einen Bruder oder Neffen über.

Das Land gehört den einzelnen Dorfschaften oder genauer, wie aus dem später erläuterten Erbrecht zu erhellen ist, denen, die durch ihre Mütter in dem betreffenden Dorf beheimatet sind. Der einzelne besitzt also kein spezielles Besitzrecht auf Land und selbst verwandtschaftliche Verhält-

nisse sind zuweilen nicht so verpflichtend wie der Dorfsverband; die Dorfsossen stehen treu zusammen. Ein Unterschied zwischen reich und arm existiert nicht, ein Gegensatz verschiedener Stände ist nicht vorhanden; nie hat einer Überfluß, während ein anderer Dorfsosse darbt. In der Sprache

*) Jahrgang 1897 der von der Neu-Guinea-Compagnie herausgegebenen Nachrichten für Kaiser Wilhelmsland und den Bismarckarchipel.

gibt es daher weder ein Wort für arm noch eines für reich. Es mag der eine durch sein kluges Wort im Rate, durch seine Gewandtheit im Verkehr und Handel, durch seine Tüchtigkeit als Krieger mehr Ansehen genießen als der andere, aber allein seinen Besitz genießen kann er nicht. Der größte Ruhm besteht in der Selbstentfagung, in dem Bewußtsein, die Genossen zufrieden gestellt und sich selbst mit Geringerem begnügt zu haben. Erlegt zum Beispiel der Jäger ein Schwein, so darf er es weder selbst essen, noch zu seinem Vorteil verkaufen, es wird gemeinschaftlich gegessen oder verwertet. Allerdings wird bei diesen äußerlich rein kommunistischen

Verhältnissen von dem einzelnen Individuum wohl nicht aus dem Auge gelassen werden, daß bei anderer Gelegenheit mehr oder weniger ein Ausgleich stattfindet und daß bei demjenigen, der gegen die kommunistische Sitte verstoßt, die Verhergung, vor welchem Aberglauben sich alle beugen, hervorgerufen würde.

Eberhauer gelten als die höchsten Wertstücke. Der gesamte Vorrat derselben wird meist als Gemeingut angesehen; einen Eberzahn zu zerbrechen, ist ein Vergehen am Gemeindevermögen und dem Eigentümer würde vor Verhergung bange sein.

Marktscene bei Natun, Gazellehalbinsel, Bismarckarchipel.

Dieser krasse Kommunismus ist natürlich der Feind allen Aufschwungs und jedes Strebens. Niemand hat die Nutznießung des Erworbenen, sondern die Verpflichtung auszuteilen, um dem Vorwurfe des Geizes und der Furcht, verhergt zu werden, zu entgehen.

Wozu also Güter sammeln und Kraft und Intelligenz auf deren Erwerb zu verwenden, da sie ja doch in unzählige Hände übergehen würden! Dies darf man wohl auch als Grund ansehen, warum Fischfang und Jagd mehr zum Sport als zum Lebensunterhalt ausgeübt werden. Wenn es bei dieser Lebensanschauung dennoch der Neu-Guinea-Compagnie gelungen ist, in einigen Gegenden Kaiser Wilhelmslands die Leute zur Arbeit zu bewegen, so dürfte dabei die Anschauung, daß auch der Segen der Arbeit zum größten Teile der Kommune zu gute kommt, von Bedeutung gewesen sein. Verpflichtet sich ein junger Eingeborener zur Plantagenarbeit, so fällt nicht allein das als Handgeld gegebene Geschenk an die betreffende Dorfgemeinde, sondern nach Rückkehr des Arbeiters in seine Heimat auch alles das, was er durch

seiner Hände Arbeit bei den Weißen erworben hat. Über alle größeren Ausgaben, die sich sittengemäß jeweils nur auf einige verteilen können, sowie über sonstige allgemeine Angelegenheiten, beraten zuerst die Männer, welche zu dem Zwecke im Dorfhaus (Rathaus) zusammenkommen. Dabei geht es ruhig zu. Man kaut Betel und raucht. Das Wort kann jeder ergreifen. Die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten läßt einen Streit zwischen dem Häuptling und seinen Leuten kaum aufkommen. Frauen sind niemals zugelassen, haben überhaupt keinen Einfluß auf das öffentliche Leben.

So lebt jeder Stamm oder richtiger gesagt jedes Stämmchen für sich und aus gegenseitiger abergläubischer Furcht derart voneinander abgeschlossen, daß ohne Zweck und ohne besondere Abmachung niemals eine Zusammenkunft verschiedener Stämme erfolgt. Wanderer sind daher eine beinahe gänzlich unbekannte Erscheinung — ganz Fremde, die man nicht kennt, werden bei Begegnung als Feinde angesehen. Immerhin stehen aber einzelne oder einige Stämme untereinander in einem freundschaftlichen Verhältnis und gegenseitige Besuche sind nicht ausgeschlossen. Solche Besucher beschränken sich, denn so erfordert es der gute Ton, möglichst auf das Dorfhaus und vermeiden, sich neugierig umzusehen oder umherzulaufen, was das Mißfallen der Dorfbewohner herausfordern

würde. Solche Extravaganzen sind nur dem Weißen gestattet. Sie kommen übrigens bei den Papuas kaum in Frage, denn diese verbringen ihre Zeit vorzugsweise mit Sizen im Dorfhaus oder mit Schlafen. Für Bewirtung und Obdach wird kein Entgelt gefordert.

Dennoch ist Privatbesitz vorhanden, der sich aber meist nur auf die unentbehrliche Kleidung und das Hausgerät erstreckt; aber auch dafür ist die Verwendung nicht uneingeschränkt, meist übt die ganze Familie das Besitzrecht aus. Eine Ausnahme machen Fruchtbäume, die nicht von selbst gewachsen, sondern gepflanzt worden sind. Letztere sind nicht Gemeingut, sondern gehören demjenigen, der sie gepflanzt hat, beziehungsweise im Todesfall dessen Nachkommen.

Familie

Das Haupt der Familie ist der Familienvater. Verkauf, Verpfändung oder Verleihung von Angehörigen, wie oft bei anderen wilden Völkerschaften gang und gäbe, sind unbekannt. Die meisten Eingeborenen müssen sich mit einer Frau begnügen, denn der Überschuß an Frauen ist sehr gering. Angesehenere Leute haben zuweilen drei bis vier Frauen, die aber meist getrennt leben, indem sich die und jene einer befreundeten Familie anschließt. Vertragen sie sich, so wird wohl auch ein gemeinsamer Haushalt geführt. Den Frauen fällt fast ausschließlich die schwere Arbeit, insbesondere die Feldarbeit, zu, doch sind sie keine Sklavinnen, wie ihnen auch ihre Familie immer einen Rückhalt gegen schlechte Behandlung seitens des Mannes bietet, zumal wenn die Frau einer einflußreicheren Familie entstammt. Gegenseitige Zuneigung der Familienglieder ist in der Regel vorhanden, wenn es auch wunderlich erscheint, daß manchmal nahe Verwandte sich treffen und voneinander scheiden ohne jegliche Gefühlsäußerung. Der äußeren Wahrnehmung nach geht in der Familie alles ordentlich zu. Die Frauen zeigen meist ein zurückhaltendes Wesen und sorgen in der liebevollsten Weise für ihre Kinder. Letztere erhalten selten, auch wenn sie wohl verdient wäre, Strafe — und diese vorkommendenfalls auch nur im ersten Zorn — denn zur wohlüberlegten, systematischen Bestrafung ist der Papua zu mitleidig. Sämtliche Glieder der Familie nehmen ihre Mahlzeiten gemeinsam ein. Gekocht wird täglich nur einmal und zwar des Abends. Größere Burschen verzehren ihre Portionen häufig im Dorfhaus, wo sie auch schlafen.

Religion. Aberglaube

Bestimmend für das Leben und Tun sowohl der Melanesier wie der Papuas ist ihr Glaube, beziehungsweise richtiger ihr Aberglaube. Der Glaube an eine einheitliche Gottheit ist nirgends zu finden. Der Melanesier denkt

Naturaufnahme von Hans Schmidt, Charlottenburg.

Ein Mann vom Stamme der Jabims.

Junge Kokospalmenpflanzung der Neu-Guinea-Kompanie in Stephansort.

sich die Natur von unzähligen Geistern belebt und faßt die gewaltigen und verderblich hervortretenden Naturkräfte persönlich auf. Jedes Elementarereignis wird einem Geiste zugeschrieben. Die Missionare Kaiser Wilhelmslands (J. Kunze, Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua und: Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden, 1897) berichten von einem ähnlichen Glauben der Papua. Hier wie dort sind diese Geister, sowie die Geister, die dem Menschen jedweden Schabernack antun, die stets auf Unheil sinnen, sehr gefürchtet. Gegen ihre verderbliche Gewalt hilft nur Beschwörung und Zauberei; anderseits teilen sie ihren Ausgewählten das Zaubergeheimnis mit.

Der Eingeborene des Archipels kennt auch gute Geister. Sie geleiten den Menschen durch das Leben, geben ihm gute Gedanken und sind die Sponser des Schmuckes und Tanzes. Dagegen glaubt der Papua nicht an solche Schutzgeister, wenn er auch überzeugt ist, daß verstorbene Angehörige ihm Glück zu verschiedenen Dingen, zum Beispiel zur Jagd, bringen können. Sind sie aber übel gesinnt, so schreibt man ihnen auch schädliche Einwirkung zu. Besonders ist man der Ansicht, daß der Geist eines Erschlagenen seinen Mörder verfolge und Unglück über ihn bringe; durch Geschrei und Getrommel sucht man ihn zu bannen.

Die Zahl ihrer Geister ist eine Unmenge und so vieler verschiedener Arten, daß es schwer ist, sich unter ihnen zurechtzufinden. Speziell der Papua hat die Meinung, daß alles, was Leben oder Schatten hat, beseelt ist und nach dem Tode oder der Vernichtung als geistiges Wesen fortlebt. In jedem eigentümlichen Geruch, Geräusch oder Getöse spürt er die Nähe eines Geistes. Den Geistern schreibt man Gutes und Böses zu, nichts kann passieren ohne ihre Einwirkung.

Mann aus Angai, Gegend des Berlinhafens, Armringe anfertigend.

Mit dieser Geisteranschauung steht der Ahnenkultus in engem Zusammenhang. Verstorbene Väter und Brüder oder andere Anverwandte sind die Vertrauenspersonen im Geisterreich und können auf Anrufen die Vermittlung zur Beschwichtigung der Einkünfte der bösen Geister und ihres Zaubers übernehmen. Liegt ein Verwandter im Sterben, so werden ihm von den Angehörigen allerhand Versprechungen gemacht, damit er nach seinem Tode als Geist ihren Wünschen stets geneigt sei. Besonders Verehrung nach dem Tode erfahren angesehenere Vorfahren, die ehemals als Häuptlinge von Einfluß waren. Ihnen widmet man Schnitzfiguren (bekannt unter dem Namen „Ahnenbilder“) und glaubt, der Geist des angesehenen Ahnherrn werde darin eintreten, wenn man ihn durch einen Festschmaus ehrt.

Trennt sich die Seele im Tode vom Leib, so wird sie von den Geistern in Empfang genommen

und ins Geisterreich geleitet, wobei es vorkommen kann, daß die guten von bösen Geistern überfallen werden, welche die Seele entführen. Die Geister haben verschiedene Wohnorte, bald einen dunklen, düstern Wald, bald ein auffälliges Felsgebirg, bald Höhlen oder Seen — oft sogar sollen sie in Tieren hausen. Jeder Papua Stamm hat außerdem sein eigenes Paradies — immer jenseits vom eigenen Wohnsitz über ein Gebirge oder einen See hinweg.

Die Furcht vor dem Tode ist groß. Davon zeugen die zahlreichen Amulette, die zum Schutz gegen ihn getragen werden. Das Schreien gewisser Vögel — besonders der Eulen — gilt bei den Papua als Ankündigung des Todes. Auch spricht er nicht gern seinen Namen aus, aus Furcht ein böser Geist könne ihn auffangen und ihm daraus einen Schaden des Verderbens „binden“, der den Tod zur Folge hat.

Das dunkelste Stück papuanischen Aberglaubens ist die Zauberei. Alle Papua halten sich für Zauberer, wenn auch nicht für gleich große, da jeder mit den Geistern, seien es seine Ahnen, oder seien es andere, in Verbindung steht, mit deren Hilfe er das ausrichten zu können glaubt, was für andere eine Unmöglichkeit ist. So wird alles herbeigezaubert oder bezaubert: Wachstum der Pflanzen, Regen und Sonnenschein, Erdbeben, Wind und Meer, beim Fische fange die Fische, bei der Jagd die Vögel und Tiere. Den gewöhnlichen

Zauber nennt die Papuasprache einen Spruch tun — besprechen. Geht der Zauber gegen Gesundheit und Leben, so heißt er: „binden“. Der Zauber auf Tod wird durch Anrufung des bösen Geistes, der in der Gegend der Dampierinsel „Nawir“ heißt, ausgeübt; der Nawir „bindet“ den Bezauberten mit einem feingespinnenen, unsichtbaren Faden und der also Gebundene verfällt sicher dem Grabe. Auch durch Feuer wirkt der Nawir und macht den Verzauberten erglänzen — das ist bei ihnen die Erklärung der Fieberhitze.

Ein Haupterfordernis für die Ausbringung eines großen Zaubers, dem der Betreffende durch den Tod erliegen soll, ist der Besitz eines ihm gehörigen Gegenstandes, sei es eines Haares, von Tabak, eines Schmuckteils oder dergleichen. Dies wird unter Anwendung von Beschwörungsformeln in das Feuer geworfen — worauf der „Nawir“ daraus den Faden „bindet“. Daher sind die Papuas sehr vorsichtig und heben Dinge, wie Tabakreste, Betelnußschalen sehr sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit zu ihrer gründlichen Vernichtung bietet.

Der Aberglaube, der die Menschen stets wie ein böses Gewissen verfolgt, ist sogar so groß, daß sie nicht wagen, abgeschnittene Fingernägel oder Haare wegzuworfen; kommen Papuas auf eine Missionsstation, um sich ihre Wunden von den Missionaren verbinden zu lassen, so geraten sie in die größte Besorgnis, wenn ihnen die abgenutzten Verbandstoffe vorenthalten werden — der „Nawir“ könnte sie sonst aufgreifen und ihnen den unheilvollen Faden „binden“.

So leben sie in fortwährender Angst vor dem Nawir. Eifrig muß gesucht werden, wenn sie irgend etwas, sei es auch das Geringste, verlieren oder irgendwo liegen lassen, oder wenn von der Färbung des Körpers oder des Haares beim Gang durch den Wald etwas an einem Aste oder an einem Blatte kleben bleibt, ängstlich wird es — oft mit vieler Mühe — abgewischt — der Nawir könnte es finden und seinen verhängnisvollen Strick drehen. Die Furcht vor dem „Nawir“ macht sie ihr ganzes Leben hindurch zu Knechten.

Dieses Zauberwesen verbreitet überall Furcht, Ratlosigkeit, Unsicherheit und Todeschrecken. Es ist die Triebfeder für grausige Taten, die in die Familien Zwietracht bringen und die Stämme miteinander in blutige Fehden verwickeln.

Tabu

Erwähnenswert ist noch eine besondere Sitte, die fast auf allen Südpazifischen Inseln herrscht, nämlich die Erklärung von Gegenständen, manchmal auch einer Person, als „tabu“. Werden Frucht bäume, wie Kokospalmen, oder Felder für „tabu“ erklärt, so darf niemand von ihren Erträgen Gebrauch machen. Auch über Hütten, heilige Orte, Geräte und dergleichen spricht man das „tabu“ aus, wenn sie der Benützung entzogen werden sollen. Mit einer Person, die „tabu“ ist, darf niemand verkehren. Für das weibliche Geschlecht ist überhaupt manches „tabu“. Kein weibliches Individuum darf das für Weiber als „tabu“ erklärte sehen, gebrauchen oder genießen, so zum Beispiel an dem Barakfeste, welches für sie „tabu“ ist, nicht teilnehmen (barak = Ahne). Vor allem ist „tabu“, was mit religiösen Handlungen und Festen oder mit der Zauberei in Verbindung steht.

Wer das „Tabu“ verlegt, kann, außer daß er die Rache aller Geister auf sich lenkt, auch sonst hart, selbst mit dem Tode bestraft werden. Diese Tabusitte hat schon manche Kämpfe verursacht.

IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen*)

Allgemeines

In dem Rahmen dieses Buches können die geographischen Verhältnisse des Landes eine eingehendere Besprechung nicht erfahren; es dürfte den Leser auch weniger interessieren, einige hundert Namen zu erfahren, die im Laufe der Jahre bei den Neuentdeckungen dem oder jenem Flusse oder Berge gegeben worden sind, als eine allgemeine Übersicht über das Land und eine speziellere Kenntnis der Teile zu erhalten, auf welche sich die Besiedlung bereits erstreckt oder sich vermutlich bald erstrecken wird. In dem Sinne ist dieses Kapitel behandelt worden.

Deutsch-Neu-Guinea begreift den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, jetzt Kaiser Wilhelmsland genannt, und die (etwa 200) Inseln des Bismarckarchipels, früher genannt Archipel von Neu-Britannien, sowie die nördlichsten Inseln der Salomonsgruppe, Bougainville nebst Buka, in sich.

Es erstreckt sich vom 141. Grad bis etwa zum 156. Grad östlicher Länge von Greenwich (Bougainville) und zwischen dem Äquator und dem 8. Grad südlicher Breite.

Die Landfläche von Kaiser Wilhelmsland beträgt rund 179 000 qkm

Diejenige des Bismarckarchipels mit den Hauptinseln Neu-Pommern (früher Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland), Neu-Pauenburg (früher Dufe of Port Is-land), Neu-Hannover, Admiralitäts-

übertrag: 179 000 qkm
inseln, Mathiasinseln u. a. m. 52 000 qkm

Diejenigen der Salomonsinseln
Bougainville und Buka 9 000 qkm
zusammen 240 000 qkm

Kaiser Wilhelmsland grenzt im Süden und Süd-osten an den britischen Teil der Insel auf einer zwischen dem 6. und 8. Grad südlicher Breite verlaufenden Grenzlinie, im Westen an den dem Königreich der Niederlande zustehenden Teil, gegen welchen der 141. Grad östlicher Länge die Grenzlinie bildet.

Klima

Das Klima ist der Lage nahe dem Äquator entsprechend ein tropisches, aber durch die ausgedehnte Küstenentwicklung, den Wasserreichtum des Landes, die großen Bodenerhebungen und die herrschenden Winde so günstig beeinflusst, daß es bessere Verhältnisse bietet, als andere gleich nahe am Äquator liegende Länder.

Temperatur

Die Temperatur ist eine ziemlich gleichmäßige; an der Küste von Kaiser Wilhelmsland beträgt nach den Ermittlungen der Neu-Guinea-Compagnie das Wärmemaximum 35—36° C., das Minimum 19° C. Die Temperaturschwankung daher nur 16° innerhalb eines Jahres. Im Innern des Landes dürften in den Niederungen ähnliche Verhältnisse obwalten. Die Temperatur fällt aber merklich ab nach der Höhe zu, um sich bei größeren Höhen empfindlich abzu- fühlen (Rammexpedition, Zöller).

*) Das Neu-Guineaschutzgebiet umfaßt nicht allein das eigentliche Gebiet von Deutsch-Neu-Guinea, sondern auch noch die Carolinen-, Palau- und Marianen- inseln, die aber hier außer Betracht bleiben.

Die Geringfügigkeit der Temperaturschwankung ist dem Gedeihen üppigen Pflanzenwuchses in hohem Grade günstig; sie erreicht die Höhe von 16°

nur in den Monaten Juli und August, während sie in den übrigen Monaten erheblich geringer ist, im Februar und März sogar meist auf 8° heruntersinkt.

Regen und Gewitter

Der Regen fällt allenthalben in reichlicher, jedoch nach der Örtlichkeit verschieden großer Menge. Alljährlich regelmäßig wiederkehrende, bestimmt abgegrenzte Trockenzeiten sind bisher noch nicht festgestellt worden. Nach den von der Neu-Guinea-Compagnie und von einzelnen Missionaren in den Küstengebieten angestellten, von Dr. v. Dänckelman veröffentlichten Beobachtungen scheint der südlichste Teil Kaiser Wilhelmslands — das Land am Huongolf — das regenreichste an der Küste zu sein; die Ergebnisse der Messungen, welche neuerdings von der Kammerexpedition im Innern angestellt worden sind (Dr. Lauterbach, Hans Klink), übertreffen jedoch die vorerwähnten Resultate um ein bedeutendes.

Den Regenmengen an der Küste von 3000 mm bis 4800 mm stehen solche von 7000 bis 8000 mm im Innern des Landes gegenüber, eine Menge, die den Ausdruck eines Expeditionsmitgliedes: „Es regnet das ganze Jahr hindurch, einmal mehr, das andere Mal noch mehr,“ wohl begreiflich erscheinen läßt.

Der Regen erscheint an der Küste zum Teil in

Form von Gewitterregen; die mit letzterem verbundenen Blitzeerscheinungen sind jedoch weder besonders stark noch zahlreich. Auch hiervon macht das Innere eine Ausnahme, wo starke und äußerst zahlreiche Erscheinungen wahrgenommen worden sind, was wahrscheinlich mit der nach dem Innern zu schärfer werdenden Einwirkung der Monsune und Seewinde im Zusammenhang steht.

Wind

Der Wind weht während des ganzen Jahres mit großer Regelmäßigkeit, als Nordwestmonsun von Oktober bis März, von April bis September

als Südostpassat; ihm verdankt das Land zumeist seine günstigen Wärme- und Luftverhältnisse. Heftige Stürme sind selten.

Örtliche Verhältnisse von Kaiser Wilhelmsland

Von Norden ausgehend ist zunächst die Humboldtbai, die letzte große Einbuchtung der Küste auf holländischem Gebiet, bemerkenswert. Östlich von ihr liegt die Grenze, nicht weit von dem etwa 900 m hohen Bougainvilleberg. Von hier beginnt mit dem von bewaldeten Bergen umschlossenen nur nach Norden offenen Becken des Angriffsafens die Finschküste, welche dicht bewaldete, hie und da von Grasflächen unterbrochene Hügelketten aufweist, die sich von Ost nach West erstrecken und wenig ebenes Vorland erkennen lassen. Dieser Teil des Landes ist an der Küste wenig, nach dem Innern gänzlich unbekannt. Man sieht im Hintergrunde mäßige und höhere Bergketten aufsteigen, die im Torricelligebirge sich bis 900 m erheben. Eine Reihe von Flüssen strömen von dem letzteren nach dem Meere. Etwa in der Mitte dieser Küste liegt der im Schutze einiger vorgelagerten Inseln stehende Berlinhafen, in dessen Bereich die ersten mit Weißen besetzten Niederlassungen liegen.

Nennenswert davon sind die Inseln Seleo und Tamara (St. Joseph-Tumleo) mit den gleichnamigen Niederlassungen der Neu-Guinea-Compagnie und der Katholischen Mission vom Göttlichen Wort.

Der Platz besitzt eine Postagentur und ist Dampferstation für den Norddeutschen Lloyd.

Auf Seleo besitzt die Neu-Guinea-Compagnie eine Kokospalmenplantage von etwa 10000 Palmen.

Diesen Inseln gegenüber hat die Neu-Guinea-Compagnie in Tatji im Arrop- und im Salliepdistrikt Händlerstationen angelegt, in deren Nähe die Station Regina Angelorum der genannten Mission im Bokaudistrikt liegt.

Weitere Handelsstationen besitzt die Neu-Guinea-Compagnie auf den in der Nähe liegenden Inseln Cham, Suvain, Tarawai (Bertrandinsel), Balise (Guilbertinsel); ferner noch am Dallmannhafen einige Handelsstationen, die außer dem Tauschhandel mit den Eingeborenen auch die Kultur von Kokospalmen betreiben.

Auf den Berlinhafen folgt östlich die Hanse-
mannküste, welche anfänglich bergig ist, dann aber
eben wird und ein weites, verschiedene Bewach-
sung zeigendes Flachland bildet. Vor dieser Küste
liegt eine Anzahl von größeren und kleineren

Inseln, darunter die Insel Vesson mit einem tätigen
Vulkan.

Südlich vom Kap della Torre mündet der ge-
waltige Kaiserin Augustastuß, wohl der mächtigste
Strom von Deutsch-Neu-Guinea, in das Meer,

Strandbild von Seleu.

daselbe weithin gelblich färbend. Der Augustastuß durchströmt eine ausgesprochene Tiefebene. Seine Erforschung geschah 1886 durch die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie damals tätige wissenschaftliche Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Kollrung, Dr. Schneider und durch den Landeshauptmann Admiral Freiherrn v. Schleinitz; sie hat ergeben, daß der Strom auf 60 Seemeilen bei einer Tiefe von 12–20 m für Seedampfer und auch noch eine Strecke von 100 Seemeilen von der Mündung für Dampfer mit 4

bis 5 m Tiefgang fahrbar ist. Seine Ufer sind an den der Strömung abliegenden Stellen mit Schilf bewachsen, im übrigen mit Wald bestanden oder mit Grasflächen besetzt. An beiden Seiten liegen häufig Tümpel und Lagunen. Ein Gebirgszug begleitet den Strom auf dem südlichen Ufer in einer Entfernung von 10–40 km fast die ganze Länge seines Laufes. Von dieser Seite strömen ihm auch alle bei der Forschungstour bekannt gewordenen Nebenflüsse zu. Das Stromgebiet selbst ist noch gänzlich unerforscht.

Die Mündung des Kaiserin Augustastusses ist bereits 1884 von Dr. Finckh bei der im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie vorgenommenen ersten Entdeckungsfahrt aufgefunden worden. Obgleich anscheinend der Strom viel Sumpfland durchströmt, dürfte er später einmal berufen sein, bei der Erschließung dieses Teiles von Kaiser Wilhelmsland eine Rolle zu spielen.

Nicht weit vom Augustastuß, etwa 35 km südöstlich ergießt sich ein zweiter

großer Strom, der Ramu (Otilienfluß) ins Meer, der weit hinein ins Innere erforscht worden ist (vergl. Entdeckungen). An der Mündung hat die Neu-Guinea-Compagnie die Handelsstation

Ramumünde angelegt, welche nicht allein als Handels- und Pflanzungsstation, sondern auch als Verbindungspunkt zwischen Potsdamhafen und den Betrieben auf dem Ramufluße als Depotstation von Bedeutung ist.

Zwischen Augustafluß und Ramumünde liegen Watam, Rajan und Borbor, Handelsstationen der Neu-Guinea-Compagnie.

Südöstlich von Ramumünde bildet eine geräumige Einbuchtung von Potsdamhafen mit den Stationen

Malagan und Potsdamhafen der Neu-Guinea-Compagnie, welche den Koprahandel und das Anpflanzen von Kokospalmen betreiben. Auch die Mission vom Göttlichen Wort hat sich am Potsdamhafen angesiedelt. Neuerdings laufen auch die Schiffe des Norddeutschen Lloyd diesen Platz an.

In einem großen, nach Süden absteigenden Bogen läuft die Küste, der hier drei große vulkanische Inseln — Vulkaninsel, Karfar und Rich — vorgelagert sind, der Astrolabebai zu. Sie ist buchtenreich und mehrere, noch nicht erforschte Flüsse münden an ihr ins Meer.

Bei Kap Croisilles wendet die Küste scharf nach Süden zur Astrolabebai. Vor der Westseite dieser Bai liegt eine Reihe von vortrefflichen Häfen: der Alerishafen, Friedrich Karthafen, Prinz Heinrichshafen und der Friedrich Wilhelmshafen, die unter sich ähnlichen Charakter haben: sie scheinen durch Hebung eines unregelmäßig gestalteten Korallen-

riffs gebildet worden zu sein, weshalb der Strand Kalk- oder Sandboden aufweist. Im Hintergrund erhebt sich ziemlich nahe der Küste der Hansemannberg. Die Bevölkerung ist hier ziemlich dicht. Der geräumigste und geschäftigste dieser Häfen ist der Friedrich Wilhelmshafen, der zahlreichen Schiffen unbedingt sicheren Aufenthalt gewähren kann.

Friedrich Wilhelmshafen, Bezirksamt und Hauptstation der Neu-Guinea-Compagnie, deren Besitzungen in Kaiser Wilhelmsland von hier aus administriert werden, besitzt eine Postagentur und eine Agentur des Norddeutschen Lloyd. Es ist ferner Sitz des Kaiserlichen Gerichts. An hygienischen Einrichtungen sind das Hospital der Neu-Guinea-Compagnie, ein Quarantänehospital und ein Hospital für eingeborene Arbeiter bemerkenswert.

Der Schifffahrt dient eine 60 m lange Landungsbrücke und die Helgenanlage der Neu-Guinea-Compagnie. Die Pflanzungen der Neu-Guinea-Compagnie haben einen Bestand von 18000 Kokospalmen, 5000 Kapokbäumen.

Die Administration verfügt über einen Segeldampfer und einen Segelschoner. Ein Dampfer ist im Bau. Etwa 6 km landeinwärts liegt die durch eine Feldbahn mit Friedrich Wilhelmshafen verbundene große Pflanzung

Tomba der Neu-Guinea-Compagnie mit ca. 4400 Kokospalmen, einigen hundert Kapokbäumen, 4000 Kakaobäumen, etwa 60000 Kautschukbäumen und einer ausgedehnten Tabakpflanzung.

Dicht beim Friedrich Wilhelmshafen liegt auf der kleinen, dem Prinz Heinrichshafen vorgelagerten Insel Siar die Station

Siar der Rheinischen Missionsgesellschaft, als deren Hauptstation

Bogadjim, in der Nähe des großen Papuadorfes gleichen Namens und Stephansorts, anzusehen ist. Die Station besitzt eine kleine Kirche.

Vom Friedrich Wilhelmshafen zieht sich die Astrolabebai bis zum Kap Rigny hin. Nähert man sich der Südküste derselben, so erblickt man im Süden hinter dem allmählich ansteigenden Ufer zunächst an Höhe zunehmende Hügelketten, hinter denen die gewaltigen, steil emporsteigenden majestätischen Mauern des Finisterregebirges emporragen. An diese schließt sich nach Norden, etwa 20 km

landeinwärts gelegen, das Orzengebirge mit seinem mit einer dreißigigen Felsstuppe gekrönten Gipfel. Das Orzengebirge ist in neuester Zeit mehrfach durch Mitglieder des Ramuunternehmens begangen worden. Zwischen seinen nördlichen Ausläufern und dem Hansemanngebirge im Hinterlande von Friedrich Wilhelmshafen tritt der größte Fluß der Astrolabebai, der Gogol, durch ein

schmales Tal in eine Ebene — die Gogolebene — für Tropenkulturen gut geeigneten Boden. In ein, welche sich unmittelbar an die Astrolabeebene dem küstennahen Teil liegt an der südlichen Aus- anschließt. Gogol- und Astrolabeebene sind mit buchtung die umfangreiche und vielversprechende dichten Urwald bestanden und besitzen schweren, Pflanzung

Stephansort der Neu-Guinea-Compagnie nebst deren Nebenpflanzungen Grimahafen und Konstantinhafen und Maraga. Stephansort ist 1888 eröffnet worden und pflanzte bis 1896 nur Tabak. 1900 ist der Tabakbau aufgegeben worden und sind dafür andere Kulturen in Aufnahme gekommen. Das bepflanzte Areal beträgt etwa 1000 ha.

Auf der Hauptstation und den Nebenstationen stehen ca. 50000 Kokospalmen, die gut vorwärts kommen, an Kautschuk liefernden Bäumen etwa

Der Friedrich Wilhelmshafen.

Links der Hauptstore der Neu-Guinea-Compagnie, in der Mitte Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd „Stettin“. Im Hintergrunde die „Hansemannberge“.

80000 *Castilloa elastica*, 4000 *Ficus elastica*, 1050 *Hevea brasiliensis*, 12300 Kappbäume und außerdem 20000 Kaffeebäume im Felde. Stephansort ist bemerkenswert, weil die Neu-Guinea-Compagnie auf dieser Unternehmung zuerst die Kautschukkultur, welche in Kaiser Wilhelmshafen erfolgreich zu werden verspricht, eingeführt hat. Auch die Viehzucht macht an der Astrolabebai gute Fortschritte. Nach vielen Schwierigkeiten, die anscheinend nunmehr überwunden sind, ist es gelungen, durch Zuzucht eine in das Klima eingewöhnte Herde von ca. 250 Stück Rindvieh groß zu ziehen, die die Ansiedler mit Milch und Butter versorgt und aus der demnächst auch der Bedarf an frischem Fleisch Deckung finden wird.

Grimahafen besitzt ein Sägewerk mit Dampfbetrieb, welches das für die Bauten erforderliche Holz liefert.

Von der Astrolabebai aus wurden die Landexpeditionen unternommen, welche die Erschließung des Innern von Kaiser Wilhelmshafen bezweckten.

Südlich von Kap Rigny beginnt die MacLantküste, welche sich auf etwa 100 Seemeilen bis Kap König Wilhelm erstreckt. Sie bildet zahlreiche mehr oder weniger flache Mulden, welche durch auspringende Landspitzen voneinander getrennt sind. Zu diesem Teil des Landes bildet das wolkenverhüllte Finistergebirge den Hintergrund. Von Kap König Wilhelm wendet sich die Küste nach Süd-

osten, um vom Festungskap ab direkt südlich zu laufen. Vergänge begleiten überall die Küste. Charakteristisch sind deren Terrassenbildungen, die ihresgleichen suchen. Die Küstenberge zeigen horizontal verlaufende 10–15 m hohe Terrassen, von denen eine Anzahl grobst sich übereinander aufstürmen (daher der Name Festungskap). Etwas südlich davon liegt

Finshafen, Station der Neu-Guinea-Compagnie und zur Zeit Depot der Huongolferpedition, an der Langemackbucht. Finshafen war früher Hauptstation der Neu-Guinea-Compagnie und wurde 1891 aufgegeben, im Jahre 1901 aber wieder besetzt. Der Platz ist von der Administration der Neu-Guinea-Compagnie von Friedrich Wilhelmshafen als Handelsstation wieder aufgerichtet worden; in seiner Nähe soll eine Kokospalmenplantage angelegt werden. Vorhanden sind etwa 2500 tragende Kokospalmen. Auf den in der Nähe von Finshafen liegenden

Siaffinseln befindet sich gleichfalls eine Handelsstation der Neu-Guinea-Compagnie. Dicht bei Finshafen liegt die Station

Simbang der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, und davon eine Tagereise entfernt die

Sattelbergstation derselben Missionsgesellschaft.

Südlich von Finshafen wendet sich die Küste bei Kap Eretin nach Südwest; hier beginnt der Huongol, welcher etwa 60 Seemeilen breit und etwa 40 Seemeilen tief ist. Die nächst ihn begrenzende Küste, welche von Ost nach West läuft, ist hafennarm. Im Hinterland derselben liegen die Rawlinsfontberge; ihnen sind niedrigere Höhenzüge vorgelagert, doch gibt es auch weite Strecken von Flachland. Die größte Ausbuchtung der Nordseite ist der Hähnishafen. Weiter westlich liegt Kap Arsona. In der Nähe desselben wendet sich der Lauf der Küste — am Markhamfluß — nach Süden und Südosten bis zum 8. Grad südlicher Breite, der englischen Grenze. Diese Westküste ist buchtenreicher und besitzt durch vorgelagerte Inseln geschützte Häfen — zum Beispiel Samoahafen, Badenhafen, Bayernhafen, Württemberghafen u.a.m. Als Ende des Huongolfes ist Kap Vonguerne anzusehen. Die meisten der Häfen haben aber eine so große Tiefe, daß kaum in der Nähe des Strandes — der Meeresgrund fällt so steil ab, daß der Anker nicht hält — Untergrund gefunden werden kann, was ihren Wert beeinträchtigt. Der Samoahafen hat sich jedoch als ein ausgezeichnete Häfen er-

wiesen*). Der Markhamfluß ist ein reißender Gebirgsstrom von geringer Tiefe mit vielen Inseln und Sandbänken. Direkt neben ihm mündet ein anderer Strom ins Meer, der Adlerfluß, welcher vielleicht ein Arm des Markhamflusses ist.

Südlich des letzteren erheben sich die dicht bewaldeten Herzogberge. An ihrem Fuße befinden sich ausgedehnte, mit zahlreichen Inseln bedeckte Lagunen, die Herzogseen, mit einer zahlreichen in Pfahlhöfen lebenden Bevölkerung. Erwähnenswert als Flüsse von Bedeutung, die sich von den Gebirgen des Hinterlandes des Huongolfes an der Westküste ins Meer ergießen, sind der Franzisfluß und der südöstlich vom Huongol in die Herkulesbai mündende Herkulesfluß. Hinter Kap Vonguerne weist die Küste noch eine Reihe von Häfen und Buchten auf, wie die Ratterbucht, Wolfshafen und die erwähnte Herkulesbai. An der englischen Grenze, welche etwas nördlich von Mitte Nord beginnt, münden einige Flüsse, insbesondere der Mambare, welche in ihren Oberläufen goldhaltige Geschiebe führen, deren Ausbeutung im Gebiet des Strathlengebirges durch australische Goldsucher im Gange ist.

Bismarckarchipel

Die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, welche der Küste von Kaiser Wilhelmsland nordwärts bis zum Äquator und ostwärts vorgelagert sind, werden, seitdem Neu-Guinea in deutschen Händen ist — unter der Benennung „Bismarckarchipel“ — zusammengefaßt. Die Reihe derselben beginnt nach Dr. v. Danckelman im Westen mit der kleinen flachen Mattyinsel und setzt sich über die aus 50 Inselchen bestehende Ninigogruppe über die Hermit-, Commerçon- und Anachoretinsel nach den Admiralitätsinseln fort.

*) Auch die Untersuchungen der Huongolferpedition Ende 1901 haben dies festgestellt. Letztere hat daselbst im Januar 1902 die Station Selamaua angelegt.

Dorffzene in Bogadjim bei Stephansort.

Die Hauptinsel dieser Gruppe nennt sich Manus, welche etwa 2000 qkm groß ist. Ihre Küste ist reich mit Kokospalmen umfäumt; die Firma Hernsheim & Co. besitzt eine Handelsniederlassung auf ihr. Südlich von den Admiraltätsinseln liegen in einsamer weltverlorener Lage die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Burdyninseln, bekannt durch ihre Phosphatlager, deren Betrieb zur Zeit aber ruht. Östlich der Burdyninseln liegt die Insel

Mim (Elisabethinsel), welche mit einem in Diensten der Firma Hernsheim & Co. stehenden Händler besetzt ist. Der Tauschhandel erstreckt sich auf Kopra, Perlschalen, Trepang u. s. w. Die Ausbeute ist auf etwa 40—50 Tons zu schätzen.

Auch auf den Hermit-, Anachoreten- und Schiquierinseln, sowie auf der Matyinsel besitzt die Firma Hernsheim ergiebige Handelsniederlassungen.

Der Küste von Neu-Pommern lagern sich im Norden die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Frenchinseln vor, die 1894—1895 durch eine furchtbare Podenepidemie fast entvölkert worden sind. Auf einer der Inseln — Bidu —, welche zwei Häfen besitzt, den Johann Albrechtshafen und den Peterhafen, liegt die von dem Händler Peter Hansen errichtete große Handelsstation

Ansicht von Stephansort.

Westo der Neu-Guinea-Compagnie, deren Ausbeute hauptsächlich aus Kopra besteht. Die Station exportiert auch Trepang, Steinmüsse, Nutzholzer u. a. m. Südwestlich davon wird eine Zweigniederlassung auf der

Meriteinsel von der Neu-Guinea-Compagnie unterhalten.

Die größte Insel des Archipels ist die Insel Neu-Pommern. 1793 wurden in rohen Umriffen deren Küstenumriffe festgestellt. Erst der Gazelleexpedition unter Admiral v. Schleinitz war es 1874/76 vorbehalten, die Ostseite der Insel genau zu vermessen und dadurch die Anregung zur Besiedlung dieses Zentrumpunktes des heutigen Schutzgebiets zu geben. Sie erhielt nach dem Expeditionsschiff Gazelle den Namen Gazellehalbinsel.

Neu-Pommern erstreckt sich der Länge nach von West nach Ost, verläuft schließlich bei den Vulkanen Vater und Sohn in einen schmalen Landstreifen, der im Norden von der Openbai, im Süden von der Widebai eingeschlossen wird, an den sich die wichtige Gazellehalbinsel in fast rechtwinkliger Lage anreißt.

Vestere ist von einem Gebirgszug durchzogen und hat im übrigen welliges Hügelland. An der Nordostspitze, dem Kap Stephens, setzt sich die schmale nach Südosten verlaufende Kraterhalbinsel an, welche durch ihre Höhe und regelmäßige Kegelform sehr interessante und vielgenannte Vulkane besitzt: die Mutter (630 m hoch) und die Tochter (580 m hoch), sowie die Südtochter (470 m).

Das überseeische Deutschland.

Die Krater der Kraterhalbinsel entenden teilweise noch Rauch. Vestere umschließt gegen Osten die weite schöne Blanchebucht (so genannt nach dem englischen Kriegsschiff Blanche) mit den beiden guten Häfen Siphonhafen und Greathafen. In der Mitte des $1\frac{1}{2}$ Seemeilen breiten Zuges zum Siphonhafen liegen die aus zahlreichen Abbildungen bekannten Bienenfelsen. Die

Szenerie des Ufers ist eine großartige. Auf der Westseite erhebt sich eine Kette bräunlicher Tuffhügel, in deren Schluchten Bananen- und Tarofarmen liegen, und die zuweilen bis zum Gipfel mit grasösen Kokospalmen bestanden sind. Die Hügel begleiten in weitem Bogen den dörfen- und palmenreichen Strand und steigen allmählich zur nördlichen Tochter an. In der Mitte erstreckt sich

eine bewaldete und mit Gras bedeckte Ebene zu Füßen der großartigen „Mutter“, welche sich zwischen beide Buchten schiebt und schließlich an die „Südtochter“ anlehnt, an einen vegetationslosen Krater, dessen scharfe Mündung fast beständig Schwefeldämpfe aushaucht; der Krater schließt die großartige Rundsicht ab. Inmitten derselben liegt die palmenreiche Insel

Matupi mit der gleichnamigen Hauptniederlassung der Firma Hernsheim & Co., sowie einer Station der Wesleyanischen Mission. Neuerdings hat auch die Mission vom Heiligen Herzen Jesu auf der Insel eine Station errichtet. Auf der Matupi gegenüberliegenden Halbinsel liegt die kleine Pflanzung Rabaul derselben Firma am Simpsonhafen.

Von hier aus geht eine vom Gouvernement angelegte, über Brücken führende, gut gehaltene Straße längs der Küste der Blandebai bis nach Herbertshöhe.

Herbertshöhe, von der Neu-Guinea-Compagnie im Jahre 1891 errichtet, ist seit 1899 der Sitz des Kaiserlichen Gouvernements und des Kaiserlichen Gerichts I. und II. Instanz. Der Platz besitzt eine Postagentur, welche vom Gouvernement, und eine Agentur des Norddeutschen Lloyd, welche von der Neu-Guinea-Compagnie verwaltet wird. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden, sondern nur eine gegen die See durch die vorgelagerten Riffe zum Teil geschützte Reede.

Direkt am Strande liegen die Gebäude der Zentralstation

Herbertshöhe der Neu-Guinea-Compagnie am Fuße des Berges Buntali, dessen Höhe die Gouvernementsgebäude — die Wohnhäuser des Gouverneurs und der Beamten und die Kaserne der Polizeisoldaten — krönen. Die Wohnhäuser der Beamten, die Bureaus, Hauptlager und Lager, Koprahäuser, das Hospital (mit 1 Arzt, 2 Heilgehilfen und einer Anzahl farbiger Wärter), Bootschuppen, Landungsbrücken u. s. w. der Neu-Guinea-Compagnie liegen am Strande, an welchem auch unmittelbar die ausgedehnten Pflanzungen dieser Compagnie beginnen. Letztere erstrecken sich über mehrere Landesdistrikte, nach welchen die einzelnen Pflanzungen*) benannt worden sind.

1. Pflanzung Kenabot, 320 ha, vollständig mit Kokospalmen abgepflanzt; 2. Pflanzung Ranio lo mit etwa 344 ha abbaumwürdigem Boden, davon sind fertiggestellt 231½ ha mit Kokospalmen, 12 ha mit Kaffee (tragende Versuchspflanzung), 51½ ha

Kaput; etwa 50 ha — das letzte noch vorhandene Kulturland — sind für Neukulturen hergerichtet, so daß Anfang 1902 auch der Boden dieser Pflanzung völlig ausgenutzt sein wird; 3. Pflanzung Gunanur mit 312½ ha Kokospalmen, 4½ ha Kaput, ¾ ha Pfeffer (Versuch, im Jahre 1903 tragend). Land für Neukultur ist noch etwas vorhanden, doch wird diese Pflanzung gleichfalls bald erschöpft sein; 4. Pflanzung Tovera, etwa 500 ha, mit etwa 200 ha Kokospalmenpflanzung. 250 ha Landes sind für Anlage einer Kaffeeplantation fertiggestellt, die im Jahre 1901 und in der ersten Hälfte des Jahres 1902 bepflanzt sein werden. Das gesamte unter Bearbeitung stehende Land der zur Administration der Neu-Guinea-Compagnie Herbertshöhe gehörigen Pflanzungen beträgt demnach ungefähr 1600 ha ohne Anrechnung der Garten- und Wegeanlagen und der mit Häusern bestandenen Landflächen.

Die von der Compagnie eingeführte Viehzucht hat sich günstig entwickelt. Der Bestand beträgt zur Zeit ca. 140 Stück Rindvieh, 15 Pferde und 32 Ziegen, durch welchen der Milchbedarf der Ansiedler, soweit sie sich nicht eigenes Vieh halten, gedeckt wird. Auch hat man mit der Butterbereitung den Anfang gemacht.

Der Administration stehen ein kleines Dampfboot, zwei Segelschoner und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge für den Verkehr auf dem Wasser zu Gebote. Weitere Stationen dieser Gesellschaft sind:

Massawa, neu angelegte Pflanzung für Kokospalmen (100 ha) und Rakao (17½ ha) und

*) Zur besseren Orientierung des Lesers sei bemerkt, daß Kokospalmen in sehr weiten Abständen (10 × 10 Meter) der höheren Ertragsfähigkeit wegen gepflanzt werden; auf einen Hektar gehen daher 100 Palmen.

Warangoi an der Mündung des auf der Ostküste der Gazellehalbinsel in den St. Georgskanal einmündenden Flusses gleichen Namens. Zur Zeit wird auf dieser Station ein Sägewerk mittels Dampfkraft betrieben, deren Anlage ambulant ist. Nach Maßgabe der Gewinnung freien Bodens durch Abholzung des schweren Urwaldes infolge des Betriebes wird hier eine Pflanzung entstehen und eine Verschiebung des Sägewerks stromauf stattfinden. Einige Tausend Kokospalmen sind bereits angepflanzt worden.

Baumwollernte in Herbertshöhe. Arbeiter der Neu-Guinea-Compagnie liefern die gepflückte Wolle in das Baumwollhaus ein. Zwischen den tragenden Baumwollständen sind die eingepflanzten Kokospalmen zu sehen.

Die Administration, die unter der Leitung des Herrn H. Geisler steht, beschäftigt ca. 25 Europäer (einschließlich Schiffsoffiziere) und ca. 1200 farbige Arbeiter.

Die Neu-Guinea-Compagnie betreibt zugleich einen ausgedehnten Handel, der in Herbertshöhe zentralisiert ist.

Die Zentralverwaltung ist mit den einzelnen Stationen, letztere sind wieder untereinander telephonisch verbunden. Auf der Gazellehalbinsel besitzt die Neu-Guinea-Compagnie noch die Kokospalmenpflanzungen und Handelsstationen Tovakundum, Winawutung, Winawutur, ferner noch zwei andere Handelsstationen geringerer Bedeutung.

Ein ebenfalls in direkter Nähe des Zentrums liegendes Unternehmen ähnlicher Bedeutung ist das der Firma E. G. Forsyth mit der Zentralverwaltung in

Kalum, welches zugleich Kokospalmenpflanzung ist (volltragend). Die

E. E. Forjanyth'schen Unternehmungen sind etwa 10 Jahre vor denen der Neu-Guinea-Compagnie in Herbertshöhe begonnen worden. Auch hier erstreckt sich die Gesamtanlage über mehrere Einzelpflanzungen.

1. Die Kalumpflanzung, begonnen im Jahre 1883, besitzt (1. April 1901) etwa 205 ha mit tragenden Kokospalmen.

2. Die Tokufapflanzung, errichtet im Jahre 1890, umfaßt zur Zeit etwa 230 ha mit Kokospalmen bestandenes Land.

3. Die Ravalienpflanzung, begonnen 1893, hat ein Areal von etwa 320 ha in Bearbeitung. Wie in Kalum das sehr umfangreiche Handelsgeschäft der Firma zentralisiert ist, so ist dies auf Ravalien mit den maschinellen Einrichtungen und

anderen Anlagen für den Gesamtbetrieb der Pflanzungen der Fall.

4. Die Matanartarpflanzung neueren Datums ist in einer Entfernung von etwa 5 km nach dem Innern zu in der Größe von etwa 254 ha angelegt worden (24 ha Kaffee, 102 ha Kokospalmenpflanzung und 128 ha Palmen mit Baumwolle).

Von der Tokufapflanzung aus ist im Jahre 1900 eine Nebenstation im Hinterlande — Gire-Gire — errichtet worden, welche etwa 40 ha mit Kokospalmen und Baumwolle unter Kultur gebracht hat.

Die ganze Fläche Landes, welche von der Firma E. E. Forjanyth bepflanzt worden ist, beträgt danach ca. 1100 ha ohne Anrechnung der Pflanzungen, welche die Händler der Firma auf ihren einzelnen Stationen angelegt haben.

Die Handelsflotte besteht aus einem Motorschoner, einem Segelschoner und zahlreichen Kuttern und Booten.

Die Anlage einer weiteren Pflanzung in Kabakaul soll in Vorbereitung sein.

Die Anlagen haben telephonische Verbindung untereinander.

E. E. Forjanyth besitzt auf der Gazellehalbinsel ca. acht kleinere Handelsstationen, darunter an der Ostküste Putput, Kabanga und Matakabang.

Östlich von der Station Herbertshöhe liegt

Kinniguan, Sitz der Firma D. Mouton & Co. mit einer dem Inhaber der Firma, Herrn D. M., gehörigen Kokospalmenpflanzung von 350 ha Größe. Auch hier wurde früher Baumwollkultur getrieben, jedoch gleichfalls wie bei den anderen großen Firmen wegen Unrentabilität aufgegeben. Der rührige und angesehene Chef der Firma ist der Sohn des verstorbenen, mit der berühmten Expedition des Marquis de Rays ins Land gekommenen Herrn Mouton sen., der einer der wenigen Überlebenden jenes von dem Marquis schwindelhaft in Szene gesetzten Unternehmens war.

Handelsstationen der Firma auf der Gazellehalbinsel sind: Voendip und Kabakaul.

Die beiden großen Missionsgesellschaften: die protestantische „Wesleyan Missionary Society“ (seit 1875 im Lande) und die katholische Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (seit 1881 im Lande) haben im Archipel, hauptsächlich auf der Gazellehalbinsel, eine Anzahl von Stationen errichtet, die durch Missionare und Missionschwester, sowie durch farbige Lehrer (teachers) besetzt gehalten werden und von denen aus sie nicht ohne Erfolg christliche Kultur verbreiten.

Die Zentralniederlassung der Mission vom Heiligen Herzen Jesu Buna-Pope, welche von ihrem weitblickenden Bischof Couppé angelegt und zu hoher Blüte gebracht worden ist, grenzt direkt an die Ostgrenze der Station Herbertshöhe an.

Der etwa 50 ha enthaltende Boden von Buna-Pope wurde 1892 von der Mission angekauft. In ca. 9 Jahren erstand daher die jetzige musterhafte Anlage, die an Umfang und Bedeutung alle anderen Missionsstationen übertrifft. Sie besteht aus einer Kirche, mehreren Kapellen, einem Schwesternkloster, den Wohnhäusern für die Missionare, Wirtschaftsgebäuden, je einem Pensionate für Kinder weißer Eltern und für Halbbblutkinder, Waisenhäusern für Kinder beiderlei Geschlechts der Eingeborenen, verschiedenen Schulen, Arbeitshäusern u. s. w.

Die Australasian Wesleyan Mission Society besitzt folgende Stationen: An der Nordküste der Gazellehalbinsel

Kabakaul, welcher Station etwa 20—30 kleinere Missionsstationen unterstellt sind, die von farbigen Missionaren (teachers) geleitet werden, und

Kalunana nahe bei Kalum mit etwa der gleichen Anzahl von Untermissionen, die ebenfalls von Farbigen verwaltet werden.

Das Innere von Neu-Pommern ist mit Ausnahme der Gazellehalbinsel noch fast völlig unbekannt, obwohl der einfachere Aufbau der Gebirge sehr wahrscheinlich dem Forschungsreisenden weniger Schwierigkeiten bieten dürfte wie das Innere des Kaiser Wilhelmslands und obgleich die Schilderungen des Admirals

v. Schleinitz seiner bei der Erforschung der Küsten gemachten Wahrnehmungen und seine Schlußfolgerungen auf ein reiches, zu allen Kulturen passendes Land im Innern der Insel schließen lassen, das zu Unternehmungen geradezu herausfordert.

Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß die Neu-Guinea-Compagnie, welche mit Rücksicht auf die alteingesessenen Firmen im Archipel sich, solange sie die Landesoberhoheit ausübte, der Konkurrenz im Handel des

Baumwolle- und Kapothaus. Maschinenbetrieb (Gins) für deren Reinigung von den Samenkörnern.

Archipels enthielt, infolgedessen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die allerdings viel schwierigere Erschließung von Kaiser Wilhelmsland verlegte.

Der Nordostspitze von Neu-Pommern gegenüber liegt in nordöstlicher Richtung die in mancher Beziehung interessante Gruppe der acht Neu-Lauenburginseln, interessant in ihrer Bildung als ein aus Korallen hervorgegangenes Gebilde, das sich mit einer Ausnahme kaum bis zu 20 m Höhe über das Meer erhebt, interessant aber auch in der Geschichte des Landes. Hier faßte der weiße Mann zuerst Fuß auf diesem Teil der Erde. Die Zweigniederlassung

Miofo der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, welche 1871 errichtet worden ist, ist als die älteste Niederlassung Deutsch-Neu-Guineas anzusehen, wie auch die im Jahre 1875 an dem gutgeschützten Hunterhafen gegründete Missionsstation der Australasian Wesleyan Mission Society (1898 nach der Insel Ulu verlegt) die älteste Missionsniederlassung sein dürfte.

Von Miofo aus wird eine Anzahl Zweigstationen der Handels- und Plantagen-Gesellschaft (S), welche über den Archipel verstreut sind, geleitet. Wenn dieselben zur Beseitigung ihrer Unterhaltungskosten auch Tauschhandel mit den Eingeborenen treiben, so verfolgt die geschäftliche Tätigkeit dieser Dependancen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in der Hauptsache doch nur den Zweck, aus dem Archipel kräftige und fleißige Arbeiter für ihre auf Samoa belegenen Pflanzungen zu gewinnen, da es weder ihr noch den anderen Ansiedlern in Samoa bis jetzt gelungen ist, die faulen, fast jeder Arbeit abholden

und in den Genuß eines Schlaraffenlebens versunkenen Polynesierv Samoas aus ihrer Untätigkeit zu erwecken.

Auch die Neu-Guinea-Compagnie gründete ihre erste Niederlassung im Archipel in der Neu-Vanenburggruppe auf der Insel Kerawara, die aber, da sie weder guten Boden in dem erforderlichen Umfang, noch Handelsgelegenheit darbot, bereits im Jahre 1890 aufgehoben und nach Kokopo, dem jetzigen Herberthshöhe verlegt worden ist. Die Missionsstation Ulu administriert von diesem Sitz aus 40 bis 50 kleinere Missionsstationen, die durch farbige Missionare (teachers) geleitet werden.

Der Ostküste Neu-Pommerns gegenüber, nur durch den St. Georgskanal getrennt, erstreckt sich von Südost nach Nordwest die lange, schmale Insel Neu-Mecklenburg in einer Längenausdehnung von etwa 400 km, die in ihrer ganzen Länge von einem 800—1200 m hohen Gebirgszug, der ihr Rückgrat bildet, durchzogen wird.

Neu-Mecklenburg ist noch wenig erforscht. Die wenigen Mitteilungen, die wir darüber besitzen, sind hauptsächlich dem Landeshauptmann Admiral v. Schlei n i s und dem Grafen v. F r e i l z u verdanken. Danach ist die Insel stellenweise nur 8—10 und in ihrer höchsten Ausdehnung am Süden nur etwa 30—40 km breit. Die Küsten scheinen ziemlich hafenlos zu sein, nur am Nord- und Süden hat man bis jetzt einige Häfen entdeckt. Port

Bretton, der südlichste Hafen, war der Schauplatz der bereits erwähnten schwindelhaften Unternehmung des Marquis de R a y s. Der Flächeninhalt von Neu-Mecklenburg beträgt etwa 12000 qkm. Dem Nordende ist ein Archipel von zahlreichen kleinen Inseln vorgelagert, auf welchen wichtige Handelsinteressen vertreten sind. Die bedeutenderen liegen an oder in der Nähe des sogenannten Rufafahrwassers. Folgende sind erwähnenswert:

N o w a n an der Nordostküste, Handelsstation der Firma E. E. Forjanyth. In der Nähe derselben liegt die Regierungsstation N u s a, Sitz eines Bezirksamts. Die vielen Streitigkeiten in diesem Teil des Schutzgebiets, nicht allein der Eingeborenen unter sich und gegen die Europäer, sondern auch häufige Gewalttaten der letzteren gegen die Eingeborenen, welche das Land in fortwährender Gärung erhielten, reiften schon früher den Plan, in dieser Gegend eine Vertretung der Regierungsgewalt zu schaffen, der auch im Jahre 1900 Verwirklichung fand. Soweit bis jetzt zu übersehen ist, hat sich diese Einrichtung bewährt. Aus dem früher unruhigen Landesteil dringen jetzt selten oder gar keine Nachrichten mehr über Gewaltakte an die Öffentlichkeit, so daß man auf eine anhaltende Pazifizierung hoffen darf.

Die Anlage weiterer Regierungsstationen an einzelnen Punkten des Schutzgebiets würde nach diesem Vorbilde für die Küste und Erdoberfläche der verschiedenen Gebiete zu wünschen sein, um so mehr, als dieselben mit der Zeit sich selbst unterhalten können. Der zeitige Bezirksamtman Herr B o l u m i n s k i hat den Weg zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit solcher Stationen gezeigt.

Zur ausgiebigeren Beschäftigung der ihm unterstellten Polizeisoldaten hat er eine Kokospalmenpflanzung angelegt, die durch Heranziehung der Eingeborenen der Umgebung zur Arbeit bereits eine Ausdehnung von ca. 150 ha (15000 Palmen) erlangt hat. Das Ertragnis derselben wird später zur Deckung der Kosten dieser Station ausreichend sein.

In N u s a liegt ferner die große Handelsstation der Firma H e r n s h e i m & C o., welche in großem Stile angelegt ist. Ihr unterstellt sind die Kokospalmenpflanzungen N u s a und N u s a l i k.

Nordwestlich des Ausfahrwassers, jenseits der Byron- und Steffensstraße und zahlreichen Inseln schließt sich die Insel Neu-Hannover an, welche bisher nur in ihren Küstenumrissen einigermaßen bekannt geworden ist. Ihr Flächeninhalt mag etwa 1400 qkm betragen. Die Küste, deren Nord- und Südseite ziemlich parallel laufen, besteht aus einem ca. 10–15 m gehobenen Korallenriff, das von dem gewöhnlichen Küstenriff, ohne daß es besonders weit ins Meer heraustritt, umsäumt wird. Im Innern erhebt sich ein 300 bis 600 m hohes Gebirge, das im Süden in einen kuppenreichen, über 800 m hohen, wahrscheinlich vulkanischen Bergkomplex übergeht. Alles ist mit dichtem Urwald überzogen und noch unerforscht.

Der Nordwesten ist flach. Auch Neu-Hannover dürfte sich, wie Neu-Pommern, hervorragend zur Anlage von Pflanzungsunternehmungen eignen.

Wenn Neu-Hannover auch dicht bewaldet ist, so umfassen seine Wälder doch meist Bäume mit schwerem, hartem Holz (Calophyllum, Zinophyllum, Afzelia u. dergl.), weniger Kokospalmen, die auf Neu-Hannover geradezu zu den Seltenheiten gehören. Dies ist auch der Grund, warum sich der Handel bisher wenig mit dieser Insel befaßt hat, da nur wenig Kopra von ihr zu gewinnen ist. Die wenigen Handelsstationen befaßen sich mehr mit dem Eintausch von Schildpatt, Perlmuscheln, Grünschneckenmuscheln und Trepang, die hier in exportfähigen Mengen zu finden sind.

Der Handel darin verteilt sich auf die drei Niederlassungen:

Angalabu, Angelik und Zoë der Neu-Guinea-Compagnie und die Handelsstation

Kung des Händlers Mac Pherson.

Ebenfowenig wie bei Neu-Hannover ist das Innere der deutschen Salomonsinseln Buka und Bougainville bekannt, die dem Anschein nach dicht bewaldet und gebirgig sind. Die Höhe der Gebirge auf Bougainville wird bis auf 3500 m, der Flächeninhalt auf ungefähr 10000 qkm geschätzt. Die nördliche Hälfte wird von dem Kaisergebirge eingenommen, mit dem noch tätigen Vulkan „Bagama“. Am bekanntesten dürfte die Insel Buka mit dem Karolahafen sein.

Die Handelsbedeutung der Salomonsinseln ist Küstenbevölkerung die Gebirgsbewohner hindert, zur Zeit noch eine geringe, namentlich weil die zum Handel herabzukommen.

Forschungen und Entdeckungen

Dieser kurzen Skizze der Umrisse des Landes, seiner Lage und der bewohnten Orte wird der Verlauf einiger Forschungsreisen und Entdeckungen, die von besonderer Bedeutung für Kaiser Wilhelmsland geworden sind, zugefügt, wobei die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie gemachten Reisen des Dr. Finckh und des Kapitäns Dallmann, sowie die wichtigen Entdeckungen der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie entsandten wissenschaftlichen Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung und Dr. Schneider, über welche zahlreiche Veröffentlichungen vorliegen, hier außer Betracht bleiben.

Auch der von einzelnen Forschern, von den Landeshauptleuten und den Beamten der Neu-Guinea-Compagnie unternommenen Entdeckungsreisen, deren Zahl auf ca. 30 zu schätzen ist und die meist in die Jahre vor 1890 fallen, sei hier nur Erwähnung getan.

Bis zum Jahre 1890 erstreckten sich die Erforschungen in Neu-Guinea — nach dem naturgemäßen Verlauf der Erschließung eines Landes — auf die Küsten, die Fahrwasser und die Gebiete des unmittelbar an der Küste gelegenen Landes. Von da ab begann die Erforschung sich nach dem Innern zu richten. Den Beginn dieser Ära leitete der um die Erforschung von Kaiser Wilhelmsland hochverdiente Botaniker Dr. Karl Lauterbach mit seiner Erforschung des Gogolgebietes ein. Derselbe hielt sich vom April 1890 bis Ende Januar 1891 im Schutzgebiet auf, um daselbst botanische Studien zu machen, sowie Sammlungen anzulegen und sich über Land und Leute im allgemeinen zu unterrichten. Die Schönheit des Landes, die Aussichten, welche ihm daselbe bei rationeller Bewirtschaftung für die Zukunft zu bieten schienen, machten auf

den jungen Gelehrten, der zu jener Zeit bereits Reisen nach allen Teilen der Welt hinter sich hatte, einen so tiefen Eindruck, daß er von da ab es sich zur Lebensaufgabe machte, an der Erschließung des ihm lieb gewordenen Landes mitzuwirken, der er bis zur Zeit treu geblieben ist. Nachdem Herr Dr. Lauterbach botanische sowie vorbereitende Studien getrieben, brach er am 11. Oktober 1890 zu der Erforschung des Landes hinter der Astrolabeebene auf.

Gogolexpedition

Auch die sogenannte Gogolexpedition des Herrn Dr. Lauterbach wurde in Verbindung mit der Neu-Guinea-Compagnie ausgeführt, deren Generaldirektor Wißmann den Beamten Kärnbach zu seiner Begleitung beigab, sowie die Mannschaften stellte.

Die Expedition wurde von Herrn Kärnbach in Konstantinshafen mit Unterstützung des bekannten Südeisforschers Kuban, der als Leiter von Konstantinshafen in Diensten der Compagnie stand, sorgfältig zusammengestellt, während welcher Zeit Herr Dr. Lauterbach kleine Touren an der Astrolabebai machte, um sich über den am besten einzuschlagenden Weg vorbereitend zu informieren. Die Expedition bestand aus den zwei Europäern Dr. Lauterbach und Kärnbach, welche mit Repetiergewehren bewaffnet waren, 38 Farbigen aus Kaiser Wilhelmsland und dem Archipel und zwei Malaien, welche acht Gewehre und einen Revolver mit sich führten. Das Gepäck, Instrumente,

Tauschwaren und Proviant für reichlich 4 Wochen, wurde zum Schutz gegen Räfte in geölten Säden transportiert. Am 26. Oktober 1890 wurde die Mündung des Gogol von der Expedition erreicht und die Barre mit einer Barfasse und einem Boote glücklich passiert. 2½ km von der Mündung aufwärts wurde die erste Etappe angelegt und die Barfasse durch eine sinnreiche Ausgrabung hoch oben am Ufer verwahrt und geborgen. Die Etappe wurde beim Weitermarsch von zwei Sabims und drei Melanesiern besetzt gehalten. Zur Verteidigung erhielten diese Leute, welche sich Güten errichteten, zwei Karabiner nebst Munition und ferner Proviant auf 6 Wochen.

Der Vormarsch erfolgte langsam, weil die Anzahl der Lasten die Zahl der Träger ums Doppelte überstieg; Dr. Lauterbach war daher gezwungen, mit halben Tagemärschen vorzugehen und dann die Leute zum Nachholen des zurückgelassenen Gepäcks zurückzusenden. Das Mitschleppen großer Mengen von Lebensmitteln, welches bei den geringen Hilfsmitteln des Landes unumgänglich ist, ist der Umstand, der jedem Vordringen ins Innere Neu-Guineas so bald ein Ziel setzt. Man kann in Neu-Guinea nicht und am allerwenigsten in Kaiser Wilhelmsland darauf rechnen, Nahrungsmittel wie in anderen Ländern, zum Beispiel in Afrika, anzutreffen, sondern muß jeden Bissen auf den Schultern der Träger mit sich führen. Da ein Mann etwa 1 Pfund Reis täglich braucht, aber nur 40 Pfund auf den schwierigen Pfaden zu tragen im stande ist, so ergeben diese Zahlen den Tag, an welchem der Reisende zur Umkehr gezwungen ist, wenn er nicht mittels Anlage von Stappenstationen seine Verproviantierung sichern will.

Von der Stappenstation wurde am 6. November 1890 aufgebrochen und während der folgenden Tage der Expedition etwa im ganzen 10 km auf Eingeborenenspfaden marschiert. Sonst mußte sie sich Schritt für Schritt durch das ungeheure dicke Unterholz durchschlagen. Der Durchschnitt der täglich zurückgelegten Entfernung betrug daher nicht mehr als 5 km. Unter Mühseligkeiten aller Art gelangte die Expedition über den breiten Nebenfluß des Gogol, den Elisabethfluß hinaus, den Gogol aufwärts nach Anlage einer zweiten

Etappe. Ein blutiger Kampf mit den Eingeborenen, welche die letztere überfallen hatten, bringt eine längere Verzögerung, so daß erst am 17. November der Weitermarsch erfolgen kann, dem schließlich durch die Erkrankung sowohl des Herrn Dr. Lauterbach wie des Herrn Kärnbach an Fieber beziehungsweise Dysenterie ein Ziel gesteckt wurde. Am 8. Dezember langte die Expedition nach beschwerlichem Rückmarsche an der ersten Etappe an, wo die Boote unverfehrt aufgefunden wurden und die Erkrankten sich bald wieder erholten.

Die Resultate der Expedition sind kurz zusammengefaßt folgende:

Der Gogol ist der größte in die Astrolabebai mündende Fluß. Er bildet

den Zugang zu einer gewaltigen südlich und westlich des Stromlaufs gelegenen Ebene, welche Dr. Lauterbach Gogolebene benannt hat.

Die Gogolebene hängt mit der Atrolabeebene durch ein schmales Tal zusammen, welches durch das dicht an den Fluß herantretende Orzengebirge und die nördlich den Fluß begleitenden Höhenzüge gebildet wird. Die Gogolebene ist durchweg mit mächtigem Urwald bestanden. Sie besitzt einen äußerst fruchtbaren, tiefgrundigen, lehmigen Boden. In 3—4 m Tiefe liegt blauer Ton. Zwischen Gui (der linksseitige Nebenfluß des oberen Laufes des Gogol) und Elisabethfluß ist der Gogol ohne weiteres für Fahrzeuge mit 1 m Tiefgang schiffbar. Unterhalb des Elisabethflusses mußte das Flußbett, um es schiffbar zu machen, erst von den feststehenden Treibholzstämmen gereinigt und eine Fahrrinne geschaffen werden.

Die Erfolge dieser Expedition sind um so höher anzuschlagen, als die Vorgänge derselben Pläne zu weiteren Forschungen nach dem Innern erweckten, die sich später zu den wichtigen Ramu- und Huongolfunternehmungen verdichteten, und als die angewandte Methode des Vordringens mit Etappen und des Nachholens der Lebensmittel musterträchtig für alle späteren, von Erfolgen begleiteten Expeditionen geworden ist.

Die Ehlers'sche Durchquerung Neu-Guineas*)

Das Dunkel, das über der unglücklichen Ehlers'schen Expedition schwebt, ist nicht ganz gelichtet worden, da kein Europäer von ihr zurückgekehrt ist. Es fanden aber eingehende Vernehmungen der farbigen Expeditionsmannschaften statt, nach welchen man auf den Hergang doch mit annähernder Sicherheit schließen kann. Danach ist der mutmaßliche Verlauf derselben folgender gewesen:

Otto Ehlers war einer jener unerschrockenen Forschungsreisenden, für die es keine Schwierigkeiten gibt, die sie nicht glauben überwinden zu können und die es nicht über sich bringen können, von einem vorgefassten Plane Abstand zu nehmen oder ihn wesentlich abzuändern. Durch seine Reisen in vielen Teilen der Erde blickte er auf eine große Erfahrung zurück. Allein seine früheren Reisen geschahen unter ganz anderen Verhältnissen, als den für Neu-Guinea maßgebenden und sein Entschluß mit den Mitteln, welche ihm in der kurzen Zeit, die für seinen Aufenthalt in Neu-Guinea in Aussicht genommen war, zur Verfügung gestellt werden konnten, bewies mehr großen Wagemut, als zielbewußtes, sicheres Abwägen. Jedenfalls ist er von allen erfahrenen Personen des Landes — wie von dem Landeshauptmann Rüdiger, dem Generaldirektor Kurt v. Hagen — auf das eindringlichste gewarnt worden, den Durchbruch auf die von ihm geplante Weise zu unternehmen — leider erfolglos.

Über die Expedition selbst liegen sichere Nachrichten nur bis zu ihrem Aufbruch von den Ufern des Franziskaflusses vor, von da ab beruhen die Angaben, wie schon erwähnt, nur auf der Vernehmung von Eingeborenen und der einzelnen geretteten farbigen Expeditionsmannschaften. In

die Schilderung werden die unheilsvollen Folgen, welche die mißglückte Expedition für das Land hatte und auf welche auch der gewalttame Tod des Landeshauptmanns Kurt v. Hagen zurückzuführen ist, wenn auch nur indirekt mit ihr in Zusammenhang stehend, miteinbezogen.

Die Expedition des Herrn Otto Ehlers hatte sich am 11. August 1895 an Bord des Dampfers „Habel“ der Neu-Guinea-Compagnie in Friedrich-Wilhelmshafen eingeschifft und war nach der Bayernbucht übergeführt worden.

*) Zusammengestellt nach den an die Neu-Guinea-Compagnie gelangten Berichten der Landesverwaltung.

Die Aussechiffung an der Mündung des Franziskaflusses geschah am 14. August. Am Vormittag des genannten Tages waren für eine eventuelle Nahrungsreserve in einem zur Verfügung gestellten Hause an der Küste 10 Sack Reis = 600 kg gelagert worden.

Die Expedition, welche nun den Weg ins Innere antreten sollte, bestand aus: Herrn Otto E. Ehlers als Leiter, dem Polizeiuinteroffizier von Friedrich Wilhelmshafen Piering als europäischem Begleiter, dem kleinen Diener des Herrn Ehlers, einem etwa 15 Jahre alten Mauritiusmischling, der von seinem Herrn Tjchokea gerufen wurde, und 43 schwarzen Trägern, die ihre Heimat in Baka, beziehungsweise Bougainville in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern hatten. An Nahrungsmitteln führte die Expedition mit: 31 Trägerlasten zu 20 kg Reis in geölten Beuteln und dazu eine kleine Proviantausrüstung für die Europäer.

Bei einiger Sparsamkeit, die wohl durch die erwarteten Erträge der Jagd ausgeglichen werden könnte, glaubte Ehlers mit $\frac{1}{2}$ kg Reis für den Mann und Tag auskommen zu können und rechnete demgemäß, daß der mitgenommene Proviant für nahezu 30 Tage reichen müsse.

Weiter glaubte Herr Ehlers annehmen zu dürfen, daß er bei der von ihm beabsichtigten Durchquerung, welche in der Luftlinie ca. 170 km Weg betrug, täglich doch sicherlich 6 km, wenn nicht mehr, in der Luftlinie werde zurücklegen können. Ausgesprochene Bedenken gegen diese Annahme wies Ehlers entschieden zurück und berief sich dabei auf seine Erfahrungen. Außerdem lebte er der sicheren Hoffnung, spätestens mit Erreichen des in den Karten „Seath River“ genannten Flusses, nach etwa 110 km Luftliniweg, genügend Dörfer von Eingeborenen anzutreffen, daß dann also von einem Nahrungsmangel nicht mehr die Rede sein könne. Die Bedenken über die vermutlichen Terrainschwierigkeiten glaubte Ehlers unter diesen Umständen nicht teilen zu sollen, hielt sie auch nicht für so schwierig, wie sie von den Kennern des Landes befürchtet wurden.

Die Bewaffnung bestand aus acht Mauserkarabinern mit der nötigen Munition, zwei Jagdgewehren und der persönlichen Revolverausrüstung der beiden Europäer.

Tauschartikel für den eventuellen Einkauf von Nahrungsmitteln waren in beschränkter Zahl mitgenommen.

Für die persönlichen Bedürfnisse der beiden Europäer dienten ein größeres und ein kleineres Reinenzelt. Von lebenden Tieren begleiteten die Expedition eine etwa ein Jahr alte Stündin, groß und kräftig, sowie eine kleine Ziege. Von der Mitnahme einer größeren Anzahl lebender Ziegen mußte nach fehlgeschlagenem Versuch, der Schwierigkeit des Treibens wegen, Abstand genommen werden. Herr Ehlers hatte keinerlei Instrumente zur geographischen Ortsbestimmung mitgenommen; außer seiner Uhr trug er, mit einem Riemen um die Hüfte geschmalt, in einem Lederfutteral eine etwa 7–8 cm im Durchmesser große Dioptrierbrille.

Von einer Anzahl der an der Mündung des Franziskaflusses wohnenden Eingeborenen begleitet, brach die Expedition am Mittwoch den 14. August 1895, Nachmittags 2 Uhr, von der Küste

auf und begann den Marsch in das Innere. Der Weg ging zuerst das Flußtal aufwärts, bald auf diesem Ufer, bald auf jenem Ufer entlang. Es gab noch einzelne Eingeborenenpfade und das flache Wasser des Flusses machte das häufig notwendige Überschreiten desselben nicht unangenehm oder beschwerlich. So ging es immer allmählich aufsteigend vorwärts. Nach $2\frac{1}{2}$ Tagen, am Sonnabend den 17. August, noch vor Tagesanbruch, hatten die begleitenden Eingeborenen sich von der Expedition getrennt und waren nach der Küste zurückgekehrt. Herr Ehlers hatte ihnen keinen Zettel mit irgend einer Notiz zur Besorgung mitgegeben, so daß der Dampfer „Habel“ der Neu-Guinea-Compagnie, welcher am Sonntag den 18. August die Banerubucht noch einmal angelaufen hatte, nur aus den Erzählungen der eben heimgekehrten Eingeborenen erfahren konnte, daß die Expedition bis dahin einen erwünschten Verlauf genommen hatte.

Am ganzen wurde dem Flußlauf des Franziskaflusses etwa 5 Tage, d. i. bis zum 19. August gefolgt und dann der Weg nach dem Kompaß durch den Busch eingeschlagen. Bald gelang es einen Bachlauf zu erreichen, dessen Richtung so günstig lag, daß sie verfolgt werden konnte.

Gleich nach Verlassen des Franziskaflusses mußten hohe Gebirgsrücken überklettert werden, die noch von See zu sehen sind und deren Höhe wohl auf 1000 m¹⁾ geschätzt werden kann. Alle diese Gebirgsrücken waren von starkem Hochwald bestanden, welchen dichtes Unterholz sehr mühsam passierbar machte.

Am 23. August wurde ein großes Eingeborenen-dorf angetroffen und da die Leute sich sehr freundlich gebärdeten, wurde beschlossen, 3 Tage bei ihnen zu rasten. Tabak und Eisen war den Leuten ganz unbekannt, auch Glasperlen erweckten ihre Begierde und sie verkauften dafür gern alle Nahrungsmittel, besonders auch lebende Schweine und Hunde; die Kokospalme ist gar nicht mehr vorgefunden worden. Für rote und blaue Farbe, die sonst gern an der Küste zum Schmuck der nackten Leiber verwendet wird, hatten sie gar kein Verständnis.

Leider hatte Herr Ehlers auf dem Marsche durch den Busch seine Dioptrierbrille verloren; für die Richtungsbestimmung war die Expedition jetzt nur noch auf einen kleinen Taschenkompas

^{*)} Nach den neuesten Berichten der Snongolferpedition bis zu 2600 m.

Übersichtskarte in der bedeutendsten Expeditionen KAISER WILHELMSLAND.

Maßstab 1:5600000
0 50 100 Kilometer

- Forschungstour der wissenschaftl.
Expedition 1888*
1. Deim 1888
2. Landerbach 1890
3. Hilbers 1895
4. Landerbach 1896
5. Landerbach 1898
6. Landerbach 1898
7. Landerbach 1898
8. Landerbach 1898
9. Landerbach 1898
10. Landerbach 1898
11. Landerbach 1898
12. Landerbach 1898
13. Landerbach 1898
14. Landerbach 1898
15. Landerbach 1898
16. Landerbach 1898
17. Landerbach 1898
18. Landerbach 1898
19. Landerbach 1898
20. Landerbach 1898
21. Landerbach 1898
22. Landerbach 1898
23. Landerbach 1898
24. Landerbach 1898
25. Landerbach 1898
26. Landerbach 1898
27. Landerbach 1898
28. Landerbach 1898
29. Landerbach 1898
30. Landerbach 1898
31. Landerbach 1898
32. Landerbach 1898
33. Landerbach 1898
34. Landerbach 1898
35. Landerbach 1898
36. Landerbach 1898
37. Landerbach 1898
38. Landerbach 1898
39. Landerbach 1898
40. Landerbach 1898
41. Landerbach 1898
42. Landerbach 1898
43. Landerbach 1898
44. Landerbach 1898
45. Landerbach 1898
46. Landerbach 1898
47. Landerbach 1898
48. Landerbach 1898
49. Landerbach 1898
50. Landerbach 1898
51. Landerbach 1898
52. Landerbach 1898
53. Landerbach 1898
54. Landerbach 1898
55. Landerbach 1898
56. Landerbach 1898
57. Landerbach 1898
58. Landerbach 1898
59. Landerbach 1898
60. Landerbach 1898
61. Landerbach 1898
62. Landerbach 1898
63. Landerbach 1898
64. Landerbach 1898
65. Landerbach 1898
66. Landerbach 1898
67. Landerbach 1898
68. Landerbach 1898
69. Landerbach 1898
70. Landerbach 1898
71. Landerbach 1898
72. Landerbach 1898
73. Landerbach 1898
74. Landerbach 1898
75. Landerbach 1898
76. Landerbach 1898
77. Landerbach 1898
78. Landerbach 1898
79. Landerbach 1898
80. Landerbach 1898
81. Landerbach 1898
82. Landerbach 1898
83. Landerbach 1898
84. Landerbach 1898
85. Landerbach 1898
86. Landerbach 1898
87. Landerbach 1898
88. Landerbach 1898
89. Landerbach 1898
90. Landerbach 1898
91. Landerbach 1898
92. Landerbach 1898
93. Landerbach 1898
94. Landerbach 1898
95. Landerbach 1898
96. Landerbach 1898
97. Landerbach 1898
98. Landerbach 1898
99. Landerbach 1898
100. Landerbach 1898

des Polizeiunteroffiziers Piering angewiesen. Solange der Weg durch den Busch gegangen war, gab der erste Anfang schon ein wenig verlockendes Bild von den Strapazen, welche die Expedition auf dem weiteren Marsche zu erwarten hatte.

Das große Dorf lag auf dem Rücken eines hohen Berges und die der kalten Luft ungewohnten Träger litten sehr von der oben herrschenden Kälte. Schon auf dem Wege bis zum Dorfe und nun auch im Dorfe selbst hatte die Expedition viel vom Regen und feuchten Nebel zu leiden.

In dem Dorfe starb der erste Mann, ein Neu-Mecklenburger, wie es scheint, an Krämpfen, doch welche Ursache diese hatten, konnte nicht festgestellt werden.

Nach 3 Tagen, also am 26. August, verließ die Expedition das gäuliche Dorf, noch die letzten Reste der eingehandelten Nahrungsmittel, so viel wie möglich war, mit sich tragend. Es regnete unaufhörlich und kein Eingeborener des Dorfes hatte seine Begleitung angeboten, doch hatte Ehlers sich eingehend bei ihnen erkundigt, ob er auf einem Wege, dessen Richtung er ihnen mit der Hand gab, noch mehr Dörfer antreffen würde. Die Antwort schien günstig zu lauten, doch hatten die Eingeborenen den Zusatz gemacht, es wäre aber sehr weit.

Ein benutzbarer Pfad war von jetzt ab nicht mehr vorhanden, prächtiger Hochwald mit riesenhohen Stämmen und dichter Unterbusch bedeckten unabsehbar die Gebirgshöhen wie die Täler.

Zunächst ging es nun von dem Gebirgsrücken abwärts ins Tal, wo ein ziemlich bedeutender Fluß angetroffen wurde, dessen Gewässer nach Osten ließen und der durch Schwimmen passiert werden mußte. Der Weg war sehr beschwerlich, herumgestreute Steine und riesige Felsblöcke verperrten ihn häufig, dazu kam noch fortwährender Regen und feuchter Nebel, so daß der Fortgang des Marsches ein sehr langsamer war; oft war ein Nachtlager auf der Höhe eines Gebirgsrückens und am folgenden Tage konnte nur das Tal erreicht werden, um das nächste Nachtlager dort aufzuschlagen.

Die Träger, schutzlos dem strömenden Regen ausgesetzt, konnten nicht liegen und schlafen, sondern hockten, jeder möglichst an einer geschützten Stelle nieder und versuchten in solcher Stellung wenigstens zu ruhen.

Nach viertägigem Marsche wurde in einem Tale wieder ein nach Osten laufender Fluß durch Schwimmen passiert und nach weiteren 3 Tagen war ein dritter größerer, ebenso fließender Fluß zu überschreiten.

Schon gleich nach Abgang von dem oben erwähnten Dorfe trat die Plage der Blutegel ungemein lästig auf. Die Schwarzen mit ihren nackten Weibern waren ihnen schutzlos überliefert, die tiefen Bismunden dieser Tiere bluteten nach Abreißen derselben noch sehr lange nach und wurden durch das Durchzwängen der Körper durch den dichten Busch immer wieder aufgerissen. Dazu kam vielfach fast undurchdringliches Dickicht von Rotang, dessen kleine Dornen die Körper der Schwarzen blutig kratzten und den Europäern die Kleidung förmlich vom Leibe rissen.

Der mächtige Hochwald mit seinen riesigen Stämmen und himmelhohen Baumkronen war tief schweigend, kein Vogel ließ seine Stimme hören und der niedere Busch beherbergte kein jagdbares Tier. Nur das feierliche Schweigen umgab sie bei Tag und bei Nacht, höchstens durch den auf die Blätter der Bäume klatschenden Regen in sehr trübseliger Weise unterbrochen.

Unter diesen Beschwerden waren nach Verlassen des gäulichen Dorfes etwa 24 Tage verfloßen, da trat das schreckliche Gespenst des Nahrungsmangels an die Expedition heran. Immer waren die Beschwerden des Weges noch dieselben und schienen kein Ende zu nehmen, immer noch strömte der Regen herab, nur zeitweise durch feuchte Nebel unterbrochen. Ehlers sprach seinen Leuten Mut ein und vertröstete sie damit, daß notwendigerweise in wenigen Tagen ein großer Fluß erreicht werden müsse, an dem viele Dörfer lägen, in denen man Essen genügend vorfinden werde. Ehlers lebte sicherlich auch dieser Hoffnung und sie hat ihn augenscheinlich noch wenige Tage vor dem wirklichen Erreichen des erwarteten Flusses, der die Expedition leider auch täuschen sollte, nicht verlassen.

Mittlerweile war der Nahrungsmangel vollständig geworden, der Hunger plagte die Leute sehr und zusammen mit den äußerlichen Leiden zeigte die Expedition bald ein sehr trauriges Bild körperlicher Schwäche und moralischer Niedergeschlagenheit. Auch die Europäer hatten nun noch kaum über Kleider zu verfügen, der Mäße, den Dornen des Busches und den vielen, fast fortwährend zu überkletternen Felsen hatten sie nicht standhalten können. Immer noch türmte sich ein Waldgebirgsgang nach dem anderen vor der ermatteten Expedition auf, die kaum mehr den Anforderungen gewachsen war.

Eine neue sehr böse Plage hatte sich nun allmählich eingestellt, die verbunden mit Hunger, mangelhafter und schließlich schlechter Nahrung das Unglück voll machte. In die durch die Blutegel gebissenen Wunden hatten Insekten*) Eier gelegt, aus denen rötliche kleine Maden ausgebrochen waren. Die Wunden gingen in Eiterung über und aus ihnen stieß sehr bald ein übelriechender Eiter heraus, der nicht nur physisch recht lästig war, sondern auch die moralische Kraft ungemein lähmte. So waren die Körper nicht nur der Schwarzen, sondern auch der beiden Weißen bald vollkommen durch diese eiterigen Geschwüre bedeckt und die gesamte Expedition litt furchtbar unter dieser schrecklichen Plage.

Die einzige erhaltliche Nahrung war Gras oder die Blätter der Bäume, doch konnten die Schwarzen der großen Mäße wegen kein Feuer bekommen und so mußten sie die vegetabilische Nahrung roh genießen.

Nach etwa 5 Tagen der nahrungslosen Zeit wurde eines Morgens entdeckt, daß drei Leute, Neu-Mecklenburger aus Potmilan, desertiert waren unter Mitnahme eines kleinen Stahlöffers des Herrn Ehlers. In denselben hatte sich an Nahrungsmitteln nur ein wenig Mehl und ein Stückchen Mehlkuchen befunden, sonst waren Teller, Messer und Gabeln sein Inbalt. Jedenfalls sind diese Deserteur im Busch gestorben, da die Möglichkeit

*) Wahrscheinlich Buschläuse.

sie könnten bewohnte Gegenden erreicht haben, nahezu ausgeschlossen erscheinen muß.

Die Gras- und Blätternahrung hatte auf alle die Wirkung, daß sich ernste Darmleiden neben sonstigen Folgen des Verhungerns entwickelten. Die blutigen Erscheinungen der roten Ruhr (Dysenterie) waren fast überall aufgetreten, einige Schwarze starben auch sehr bald daran, besonders Ehlers schien sehr zu leiden und seine Kräfte nahmen sichtbar ab.

Nach 8 Tagen der nahrungslosen Zeit war die allgemeine Schwäche so groß geworden, daß das Mitnehmen des noch vorhandenen Gepäcks nicht mehr angehen wollte. Nun mußte Ehlers befehlen, als die Expedition wieder einmal auf dem Rücken eines hohen Gebirgszuges übernachtet hatte, daß in die Stammhöhlung eines hohen Baumes das Gepäck hineingelegt und zurückgelassen werden sollte. Es wurden daher die beiden Zelte, Bettgeheiß, Tauschwaren, wie Ärte, Messer, Perlen, auch Pulver und etwas Dynamit dort gelassen.

Die Waffen mit der nötigen Munition wurden mitgenommen, ebenso alle Papiere und es ist nach allen Ausfragen sicher, daß Ehlers in den Baum keinerlei schriftliche Mitteilung mit hineingelegt hat. Der Baum wurde auf Ehlers' Befehl durch Krähziehe gezeichnet, um ihn wieder finden zu können. Aus einer Ausrufung, welche die als Zeugen vernommenen Farbigen wiedergaben: „Nach 2 Tagen kommen wir nach großen Dörfern mit viel Essen und wenn wir uns erholt haben, dann holen wir die Sachen 'raus!“ tönt noch immer die große Hoffnung, seine Expedition gelingen zu sehen.

Mittlerweile waren den großen Leiden im ganzen zehn Schwarze erlegen und der Rest befand

sich in beklagenswerthem Zustand. Beim Überklettern eines der vielen Felsen stürzte Piering herunter und verletzte sich so an beiden Oberschenkeln, daß ihm das Gehen nur durch Unterstützung gelang. Hierbei wurde auch der Taschentopack, welcher bis dahin die Richtung angegeben hatte, zertrümmert.

Endlich, am 11. Tage der nahrungslosen Leidenszeit, also am 30. September, wurde der große Fluß gesehen, welcher seine Gewässer nach Westen beziehungsweise Südwesten führte und auf dessen Erreichen Ehlers seine ganze Hoffnung gesetzt hatte.

Zu durch hohe Berge eingegengtem Flußbett brauchten die Fluten stürmisch dahin und wiesen wohl der Expedition den Weg zu ihrer Rettung, aber leider war kein Dorf weit und breit zu erkennen und Ehlers mag wohl innerlich bitter seine wieder getäuschte Hoffnung beklagt haben. Und in welchem Zustande befand sich die Expedition! Ehlers selber litt furchtbar an dem schon erwähnten Darmleiden und seine Kraft war zu Ende; dazu war sein ganzer Körper, den schließlich nur noch ein baumwollenes Unterhemd, ein sogenanntes „singlet“ schützte, voll jener überriedenden eitrigen Wunden, in denen sich zahllose rötliche Maden tummelten, ja bis ins Gesicht hatten sich diese Wunden gezogen. Dem Polizeiaunterschiedler Piering ging es nicht viel besser, auch er war mit seiner Kraft nahezu zu Ende und daneben mußte er noch an den Folgen seines Sturzes von dem Felsen leiden. Die überlebenden Schwarzen gaben den Europäern in ihrem körperlichen Zustande nur wenig nach, ein großer Teil war sogar noch viel schlimmer daran. Ehlers' kleiner Diener und vieljähriger treuer Begleiter, Tschokea, starb an Entkräftung im Lager.

Einigen Schwarzen war es gelungen, eine Sagopalme zu entdecken, und das Mark derselben gab endlich eine wenig bessere Nahrung als das früher genoßene Gras, wenn es auch im Heißhunger roh gegessen wurde. Jetzt gab auch Ehlers seine Genehmigung zum Schlachten der großen Hündin, die die Expedition bis dahin begleitet hatte, doch er, dem die Trennung von dem treuen Tiere schwer fiel, lehnte ab, das Fleisch derselben zu essen.

Die beiden Europäer und der größte Teil der Schwarzen schloßen vor Erschöpfung fast fortwährend und den kräftigeren unter den letzteren trat die Überzeugung auf, daß Ehlers, den alle nicht genug als ihren guten Herrn preisen konnten, dem Tode entgegenstehe und in ganz kurzer Zeit, vielleicht schon in wenigen Stunden, sterben müsse.

Von einer Fortsetzung des Fußmarsches konnte für Ehlers allgemein, für Piering schon wegen seiner Verletzung keine Rede sein. Ehlers empfand dies auch selber und trug Ranga und Opia, zwei noch etwas kräftigeren Leuten auf, ein Floß zu bauen, auf dem er, Piering und die zwei Schwarzen den Fluß abwärts fahren könnten. Allen übrigen Leuten sprach er Mut zu und sagte ihnen, sie sollten nur, nachdem sie ausgeruht hätten, den Fluß stromab entlang gehen, sie kämen dann bald nach Dörfern im englischen Gebiet.

Nach dreitägigem Aufenthalt am Flusse war ein Floß am Morgen des 3. Oktober fertiggestellt und alles wurde zum Aufbruch bereit gemacht. Das Floß war wohl fest gebaut aus Stämmen, die lagenweise rechtwinklig übereinander gelegt und mit Rotang festgebunden

waren, aber es hatte den großen Fehler, daß das Holz für ein richtiges Floß zu schwer war. So kam es, daß das Floß schon ohne Belastung unter Wasser schwamm und naturgemäß einen bedeutenden Tiefgang hatte. Mit der Belastung der vier Passagiere: Ehlers, Piering und den beiden

Schwarzen Ranga und Opia, fant es noch etwas tiefer. Mit Mühe gelang es, für die Europäer in der Mitte des Floßes eine Erhöhung zu bauen, auf diese wurde die Geldkassette, ein Stahlkoffer mit allen Papieren, Gewehre, Patronen und einzelne Kleinigkeiten geladen und dann wurden durch Stäbe zwei Armiesessel konstruiert.

Ranga, dem schon in Friedrich-Wilhelms-Hafen seitens Pierings, der ihn seit 5 Jahren kannte, stets großes Vertrauen entgegengebracht worden war, hatte auch auf der Expedition durch seine Eigenschaften das Vertrauen des Herrn Ehlers sich erworben und wurde deshalb immer in be-

sonderer Weise bevorzugt und mit einer Art Aufseherposten betraut.

Am 3. Oktober, Vormittags, waren die überlebenden Schwarzen aufgebrochen zu neuem Marchstromab und gegen Mittag sollte die Abfahrt des Floßes stattfinden. Trotz des erhöhten Sitzes spülte das Wasser den beiden Europäern bis über die Kniee, da das Floß aber im ziemlich reißenden Strom nur trieb, war ein Abwaschen nicht zu fürchten. Opia stand vorne, Ranga hinten auf dem Floß, von Steuern war wenig die Rede. Bis zu diesem Punkte stimmen die Aussagen fast aller Zeugen überein.

Über die Beweggründe zu der nun folgenden Tat können nur Mutmaßungen ausgesprochen werden. Am wahrscheinlichsten scheint die Annahme zu sein, daß Ranga und Opia — zwei Bufaleute — zu der Überzeugung gelangten, die beiden Europäer seien in einem Zustande, der den Transport auf dem Floß nicht mehr gestatte, daß sie also ans Land gebracht und von ihnen an Land weiter geschleppt werden müßten und daß hierzu ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen würden. Rettung für sie wäre also nur ohne die beiden Weißen, denen sie bisher mit Treue und Aufopferung gedient, möglich. Vom Gedanken zur Tat ist bei den energischen und wilden Bufaleuten, denen jede Innerlichkeit abgeht, nur ein Schritt. Von der plötzlichen Eingebung gepackt haben sie ihre Gewehre erhoben und Ranga Herrn Ehlers und Opia Herrn Piering menschlins erschossen. Auch der einzige Augenzeuge, der Neu-Mecklenburger Maris, der vom Ufer aus die Tat gesehen, wurde aus dem Wege geschafft.

Das Floß geht weiter. Nach mancherlei Irrungen trifft man mit dem vorausgegangenen Trupp wieder zusammen und nun bereits zeigt sich der Fluch der bösen Tat, der weiteres Unheil anrichtet muß. Die in ihren Gefühlen anders gestarteten Neu-Mecklenburger ahnen das Verbrechen, das ihnen zur Gewißheit wird, als Ranga und Opia ihren Landsleuten gegenüber nicht schweigen können und wohl den Stolz, die weißen Männer überwunden zu haben, hervorkehren. Eine tiefe Gärung zwischen den Bufaleuten und den Neu-Mecklenburgern tritt ein, die nach dem Naturell

der gewalttsamen Führer Ranga und Opia in offenen Streit ausarten muß, und indem diese Bufaleute, verstärkt durch Jupit, drei Neu-Mecklenburger, den Variis, Rangin und Lupis, durch wohlgezielte Schüsse niederstrecken. Die Bufaleute und ihr Anhang versichern sich der Gewehre und bringen dadurch die Gewalt über die Expedition an sich, deren übrige Mitglieder ihren Groll, der Not gehorchend, niederhalten und sich derselben, soweit sie nicht sich in den Busch zu flüchten getrauen, angliedern müssen. Damit endet der erste Akt des Dramas.

Man bricht abermals zum Marsche nach der Küste, dem Lauf des Flusses folgend, auf.

Nach 9 Tagen March waren schon 11 der Überlebenden gestorben, 2 hatten sich augenscheinlich verirrt, so blieben nur noch 19 übrig, die bei einem größeren Bestand von Sagopalmen beschloßen, aus dem leichten Holz derselben sich Kanus zu bauen und die Weiterreise zu Wasser zu machen.

Während einer dreitägigen Ruhe wurden die leichten Kanus fertiggestellt und dann ging es leicht stromab. Nachts wurde am Ufer angelegt und geschlafen und des Tags über wurde gefahren. Die Nahrung war lediglich das Mark der Sagopalme. Am 6. Tage, also am 21. Oktober, sahen die Überlebenden Kokosnußpalmen am Lande und froh des langersehnten Anblicks eilten sie an Land, um sich die beliebte Nahrung zu holen. Bald erschien aber ein Boot mit bewaffneten Eingeborenen, die sofort mit Bogen und Pfeil drohten.

Die Besonnenheit der Führer, obgleich sie über sechs Mausekarakabiner und genügend Patronen verfügten, verbunden mit ihrem traurigen körperlichen

Zustand, der den Angreifenden durch bezeichnende Gebärden bald erkennbar gemacht wurde, ließen es nicht zum Kampf kommen. Die Eingeborenen hatten bald verstanden, daß sie es mit halbverhungerten Leuten zu tun hatten, die ihre Unterstützung anriefen; sie waren freundlich und gaben ihnen freiwillig genügend Kokosnüsse. Die Reisenden wurden nun in das Dorf geführt, eins der vielen Nowiawidörfer jener Gegend, gut behandelt und bewirtet. Nach einer Nachtruhe, die endlich unter Dach geschehen konnte, wurden am nächsten Tage die Kanus bestiegen und innerhalb 3 Tagen war Motu-Motu an der Mündung des Flusses erreicht.

Der Lehrer der Londoner Missionsgesellschaft Peter und der Häuptling „Lahari“ von Motu-Motu nahmen sich mit großer Sorge der Überlebenden an. Als dem Häuptling Lahari erzählt wurde, daß zwei sich verirrt hätten und daß sie noch im Innern steckten, ging dieser Mann mit Begleitung ins Innere und es gelang ihm wirklich, die beiden, Barono und Kipitu, die etwa 10 Tage lang mit einem kleinen Buschstamme gelebt hatten und dort gut behandelt worden waren, zu finden und am 4. November nach Motu-Motu zu bringen. Die Überlebenden der unglücklichen Expedition haben also wirklich das Ziel, welches sich Herr Ehlers gesteckt hatte, erreicht, sie sind an der

Mündung des in älteren Karten „Seath River“ genannten Flusses Salemunu an die See, den Golf von Papua, gekommen. Nur die beklagenswerte Unterjähgung der Schwierigkeiten des Weges und damit eng verbunden die Mithnahme zu geringer Lebensmittelvorräte haben die geplante Durchquerung verunglücken lassen. Mit genügender Nahrung versehen, wären die übrigen Leiden zu ertragen gewesen, nur der Nahrungsmangel hat mit der Abnahme des physischen Widerstandes auch die moralische Kraft gebrochen und eine Rüstigkeit nach sich gezogen, die für die meisten und besonders Herrn Ehlers und Piering verhängnisvoll geworden ist.

Mittlerweile war das Gerücht von der Ankunft fremder mit Feuerwaffen versehener, von Hunger und Krankheit geplagter Schwarzen sowohl nach Port Moresby, dem Sitz des Gouvernements von Britisch-Neu-Guinea, als auch zu dem Magistratsbeamten für den Mekeodistrikt gelangt. Von Port Moresby wurde ein Segelflotter nach Motu-Motu dirigiert und Kleider sowie allerlei Dinge für die erste Hilfeleistung bei elend Kranken mitgegeben, während Mr. Rowald, der Beamte des „Mekeo“-Distriktes, sich selber auf den Weg dahin machte.

Die Nachrichten waren nur allmählich über Land zu den angedeuteten Stellen gekommen, da ein schwerer Südostpassat den Seeverkehr mit Kanus ganz gestört hatte. Mr. Rowald war am 4. November nach Motu-Motu gekommen und fand, daß die 22 Überlebenden*) mit Ausnahme weniger sich schon während der 10 Tage des Aufenthalts in Motu-Motu außerordentlich erholt hatten, dank der Fürsorge, welche sowohl der Lehrer der Londoner Missionsgesellschaft, Peter, als auch der Häuptling Lahari von Motu-Motu den Unglücklichen zu teil hatten werden lassen.

Mittlerweile wurde versucht, mit den Überlebenden nach Port Moresby zu gehen, der kräftigere Teil ging zu Fuß am Lande, während einige noch sehr Elende ein offenes Boot bemannen konnten.

Am 7. November wurde die von Port Moresby ausgesandte Ketsch angetroffen und nun mit dieser, leider durch sehr heftigen Wind und schwere See sehr aufgehalten, nach Port Moresby in See gegangen. Am 8. November gegen Mitternacht starb noch einer der Überlebenden, ein Neu-Mecklenburger, an Entkräftung und Dysenterie und wurde auf der Nordseite der Wari-Wari-Inseln begraben.

Sonntag den 10. November Nachmittags lief

die Ketsch „Kotoku“ in Port Moresby ein, wo von seiten des Gouvernements zuerst in lebenswürdiger Weise alles getan wurde, was nur irgend das körperliche Befinden der noch immer recht schwachen Leute fördern konnte, dann aber hielt es der Gouvernementssekretär Mc. Musgrave, in richtiger Würdigung der Tatsache, daß die Erinnerung jetzt wohl noch lebhaft sei, aber naturgemäß sich abschwächen würde, für richtig, sofort in umfassender Weise die einzelnen Überlebenden nach ihren Erlebnissen und dem Tode der beiden Weissen zu vernehmen und deren Erzählung protokolllarisch festzusetzen. Von diesem Protokoll erhielt die Verwaltung der Neu-Guinea-Compagnie Kenntnis.

*) Zugänglich der drei nachträglich Geretteten.

Die englische Verwaltung ließ nach kurzer Rast in Port Moresby die Geretteten auf dem Regierungsdampfer nach Stephansort bringen, wo alsdann der zweite Akt des Dramas sich abspielte.

Hatten auch die Neu-Mecklenburger während der letzten Zeit völlig im Banne der beiden gewalttätigen Bufaleute Ranga und Opia gestanden, so begann sich dieser unter den altgewohnten Verhältnissen in Stephansort nach und nach zu lösen und bald war das Gerücht unter den Farbigen im Umlauf, daß Herr Ehlers wie auch Herr Piering keines natürlichen Todes gestorben, sondern getötet worden seien. Die Gerüchte nahmen bestimmtere Gestalt an und veranlaßten das Eingreifen der Gerichte. Die überlebenden Teilnehmer an der Expedition wurden mehrfachen Verhören und Kreuzverhören ausgesetzt, die Mörder Ranga und Opia verwickelten sich in Widersprüche und schließlich gaben die Neu-Mecklenburger ihrem Verdachte auch vor Gericht Ausdruck, so daß an der Schuld der beiden Bufas nicht mehr zu zweifeln war. Ranga und Opia wurden in Untersuchungshaft genommen, es gelang ihnen jedoch aus dem Gefängnis, wiederum durch einen Gewaltstreich, zu entspringen; sie hielten sich nach ihrer Flucht bei den Eingeborenen auf, die sie, teils aus Furcht vor ihrer Gewalttätigkeit, teils durch die Hoffnung auf kriegेरische Erfolge gegen die Weißen, auf ihre Seite brachten. Durch einen Überfall einer Fischer-niederlassung in Maraga verschafften sie sich einen Karabiner mit acht Patronen. Man mußte nunmehr gewärtigen, daß sie in Verbindung mit den Tamuls entweder Friedrich Wilhelmshafen oder Erima irgendwie anzugreifen versuchen würden. Unter den Arbeitern herrschte geradezu eine Panik. Niemand wollte des Abends mehr aus dem Hause gehen. Beängstigende Erzählungen verbreiteten sich unter den Leuten. Ein genauer Wachdienst Tag und Nacht wurde nötig. Man mußte mit allen Mitteln versuchen, der Bufas habhaft zu werden. Durch Erkundigungen bei den Eingeborenen gelang es zu ermitteln, daß sie in den Dörfern Mala und Gorib landeinwärts von den Jombainseln sich aufhielten und sich mit den Bewohnern durch Heirat verbunden hatten. Der Versuch, die Auslieferung gegen Versprechung eines Koppreises zu erlangen, scheiterte. Der Landeshauptmann Herr v. Hagen beschloß die Aufhebung der Bufa ins Werk zu setzen, umsomehr als aus Friedrich Wilhelmshafen die Nachricht eintraf, daß sie stets in der Nähe der Station herumstreiften und so offenbar nur auf günstige Gelegenheit zu weiteren Gewalttaten mit ihren Leuten warteten.

Am 13. August fuhren etwa 30 Mann (Malaien und Melanesen) unter Herrn v. Hagen, ferner die Compagniebeamten Boluminski und Blum, der Polizeiunteroffizier Störmer und der kaiserliche Richter Dr. Sahi zunächst nach Maraga. Bei den Eingeborenen dort fanden sich keine Spuren der Anwesenheit der Bufa. Auf der Insel Jakob nächtigte der Zug, um am 14. Morgens nach dem Festlande überzusetzen. Auf dem Marische ließ man bei der Ankunft im Dorfe Mala die Eingeborenen ruhig abziehen. Bei einer Durchsichtung fanden sich keine Spuren der Bufa. Auf dem Weitermarsche nach Klein-Gorib wurde ein Eingeborener überrascht, welcher offenbar Vorposten gestanden hatte. Man nahm ihn als Geisel mit. Nicht weit von dieser Stelle, am Fuße des Hügels, auf welchem Klein-Gorib liegt, fiel plötzlich ein Schuß. Herr v. Hagen war getroffen. Die vorgenommene Untersuchung ergab mit Sicherheit,

daß der Schuß ein tödlicher war. Sofortige Waschungen mit Wasser blieben ohne jede Einwirkung. Herr v. Hagen kam nicht mehr zum Bewußtsein, er hatte auch nicht mehr vermocht, irgend ein Wort zu sprechen. Wie die örtliche Untersuchung ergab, hatte Ranga hinter einem Baum auf der Höhe gelegen, die Spitze an sich vorüberziehen lassen, aus einer Entfernung von etwa 20 m Feuer gegeben und durch sofortige Flucht in den Busch sich gerettet. An einer Baumwurzel war deutlich die Stelle erkennbar, an der das Gewehr aufgelegt worden war. Zwei Mann der Spitze gaben an, Ranga einen Moment gesehen zu haben. An der Person des Täters kann übrigens ein Zweifel nicht bestehen, da Ranga dem Opia an Tatkraft und Rücksichtslosigkeit weit überlegen war.

Das Vorgehen wurde abgebrochen, um die Leiche so rasch als möglich zur Küste zu bringen.

Abends 7 Uhr traf die Expedition wieder in Stephansort ein, geschleppt von der Dampfmaschine S. M. S. Falke, welches deutsche Kriegsschiff inzwischen eingelaufen war.

Am Morgen des 15. August wurde Herr v. Hagen in Stephansort mit militärischen Ehren unter Beteiligung der Offiziere und Mannschaften S. M. S. Falke beerdigt.

Nach dem Tode des Landeshauptmanns, Herrn Kurt v. Hagen, wurden die Bemühungen, der Mörder habhaft zu werden, aufs energischste fortgesetzt. Nachdem man die Überzeugung gewonnen, daß man diese gewandten, in den Künften und Kniffen des Buschkrieges allen anderen Farbigen weit überlegenen, schußsicheren, vor nichts zurückschreckenden Bufaleute durch direkte Verfolgung nicht einfangen könne, wurden einerseits hohe Belohnungen auf die Ergreifung der Mörder ausgesetzt, anderseits aber gegen die Eingeborenen, auf welche sie sich stützten, unter Androhung von Gewaltmaßregeln vorgegangen. Anscheinend ging auch den Flüchtlingen die Munition für den Karabiner aus — wodurch in gleicher Weise ihr Ansehen unter den Eingeborenen schwand und der Nimbus ihrer Unbesieglichkeit verblich. Unstet zogen sie von Ort zu Ort, bis schließlich ihr Schicksal besiegelt war. Aufgestachelt durch die Aussicht auf Erlangung des hohen Rangpreises und in der Absicht, sich wieder die Gunst der doch allmächtigen Weißen zu erringen, stellten die Eingeborenen den Vogelfreien nach, die, gehezt von Ort zu Ort, schließlich ihrem Schicksal nicht mehr entgehen konnten. Ein Trupp der Gaibleute lauerte ihnen auf und als sie den Gogol schwimmend passierten und das jenseitige Hochufer erkletterten, wurden sie von der Höhe herab mit Wurfgeschossen überschüttet und aus dem Hinterhalt von allen Seiten angefallen. Ihrer Natur bis in den Tod getreu verteidigten sich Ranga und Opia aufs äußerste und erst nach der heftigsten Gegenwehr und nachdem ihnen zahllose Wunden geschlagen, erlagen beide der Übermacht.

Im Triumph wurden nach Landesitte die Köpfe der Erschlagenen nach Stephansort gebracht, um sichtbar zu machen, daß der „Schrecken“ von Kaiser Wilhelmsland nicht mehr umhergehe und daß die blutigen Untaten der Bufaleute ebenso blutige Sühne gefunden.

Die Ramuexpeditionen I und II

Die Ramuexpeditionen, die als die wichtigsten Expeditionen für die Erschließung des Innern von Kaiser Wilhelmsland anzusehen sind, begannen im April 1896 und sind zur Zeit noch im Gange.

Der besseren Übersichtlichkeit halber werden sie, obgleich zu verschiedenen Zeiten unternommen, hintereinander zur Darstellung gebracht.

Von der Wichtigkeit, dem ersten von Dr. Lauterbach im Jahre 1890 unternommenen Vorstoß nach dem Innern weitere folgen zu lassen und auch von deren Durchführbarkeit war man in den Interessentenkreisen völlig überzeugt, insbesondere da im Laufe der Jahre die Küstenstriche und die Meeresverhältnisse mehr oder weniger an allen Teilen des Landes befahren und untersucht worden waren. Es lag daher, daß jetzt etwas für das Landesinnere geschehen müsse, sozusagen in der Luft.

Ein früherer Beamter der Compagnie, Herr E. Tappenbeck, brachte den Stein ins Rollen. Er wußte, außer der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und der Neu-Guinea-Compagnie, auch die Deutsche Kolonialgesellschaft und die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin für die Sache zu interessieren. Unter Führung des Auswärtigen

Amtes bildete sich aus Vertretern der Behörde und den vorgenannten Gesellschaften ein Komitee, welches den Plan des Unternehmens aufstellen und eventuell durchführen sollte. Wie gewöhnlich machte die Personalfrage der auf drei Europäer berechneten Expedition die meisten Schwierigkeiten und erst als Dr. Lauterbach Mitte Juli 1895 seine

aktive Beteiligung an dem geplanten Unternehmen angeboten hatte, konnte dasselbe als gesichert gelten.

Als Teilnehmer der Expedition waren schließlich die Herren Dr. Lauterbach als Leiter, Dr. Kersting als Arzt und E. Tappenbeck für die

Führung der allgemeinen Expeditionsgeäfte erwählt worden. Die Kosten der Expedition wurden durch das Auswärtige Amt, die Neu-Guinea-Compagnie, die Gesellschaft für Erdfunde, die Deutsche Kolonialgesellschaft und den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann aufgebracht.

Die Neu-Guinea-Compagnie sagte außerdem ihre Unterstützung bezüglich Bestellung von Expeditionsmannschaften, Sicherung von Zufuhren, Hilfe bei der Organisation etc. zu. In ihrem Auftrage nahm sich Herr Kurt v. Hagen in Stephansort, von wo der Ausgang genommen wurde, des Unternehmens auf das tatkräftigste an.

Nach Eintreffen im Schutzgebiet beschloß Dr. Lauterbach zunächst eine Untersuchung des Stephansort naheliegenden Örgengebirges vorzunehmen, die zugleich zur Einübung der Expeditionsmannschaften für den größeren Vorstoß nach dem Inneren dienen sollte. Dieselbe fand in der Zeit vom 12.—18. Mai 1896 statt. Der höchste Gipfel des Örgengebirges, Tayomana (1100 m hoch) wurde nach Überwindung großer Terrainschwierigkeiten von Dr. Kersting erstiegen.

Am 30. Mai 1896 trat die Expedition, nachdem inzwischen ihre Organisation vollendet war, in der Stärke von drei Europäern, vier Malaien, 40 Melanesen und Jabis, denen vier Pferde, welche je drei Lasten trugen, und 40 Schlachtziegen beigegeben waren, den Marsch ins Innere an. Der in Übereinstimmung mit dem Komitee aufgestellte Plan des Unternehmens ging im wesentlichen dahin, daß die Expedition versuchen sollte, von einem Punkt an der Küste der Altrolabebai in das Innere bis zum Bismarckgebirge vorzudringen, um dann entweder auf demselben Weg zur Küste zurückzukehren oder mit Hilfe des Martahamflusses nach Süden zu zum Kuongolf durchzudringen. Das Betreten englischen oder holländischen Gebiets sollte vermieden werden.

Mit Hilfe von eingeborenen Führern wurde am ersten Tag der Elisabeth- oder Nurufluß er-

reicht und am zweiten Tag die Stelle passiert, wo der Fluß in einem Felsentor das Örgengebirge durchbricht. Hinter dieser Klamm durchschritt die Expedition ein durch mächtig hohe Berg- und Hügelketten durchzogenes Land, dessen Erhebungen nach Norden scheinbar abnehmen. Es ist ziemlich dicht bevölkert. Immer dem Nuru nachgehend wurde am 6. Juni wieder eine Klamm erreicht, in welcher riesige Felsblöcke dem weiteren Vordringen mit Pferden eine fast unüberwindliche Schranke zu ziehen schienen, die nur mit großer Anstrengung überwunden werden konnte. Etwa 80 km landeinwärts (40 km Luftlinie) wird ein Lager, in welchem Dr. Lauterbach zurückbleibt, angelegt; Tappenbeck und Dr. Kersting gehen mit 20 Mann nach Stephansort zurück, um mit Hilfe weiterer von der Neu-Guinea-Compagnie beschaffter Träger Proviant nachzuschicken.

In dieser Zeit besteigt Dr. Lauterbach den Sfigaun, die höchste Spitze des Sfigaunberglandes, um Ausblicke auf die zu erforschende Gegend zu gewinnen. Nach Westen war am Horizont eine Riesenbergkette sichtbar, vor derselben etwa zehn Parallelfetten, die näheren 100—200 m, die weiteren 1000—2000 m hoch, alle dicht bewaldet. Nach Norden tauchte am Horizont ebenfalls ein mächtiges Gebirge, wohl ca. 3000 m hoch, auf. Nach Westsüdwest war ein gewaltiger, wohl 4000—5000 m hoher Gebirgszug sichtbar, dessen Fuß etwa 10 km entfernt lag. Am 13. Juni verlegt Dr. Lauterbach das Lager nach dem 600 m hoch gelegenen Dorfe Sfigaun Wodja, dessen Bewohner reichlich Lebensmittel liefern. Bei Durchforschung der Umgebung entdeckt Dr. Lauterbach einen nach Südwesten fließenden Fluß, dem er den Namen „Schumannfluß“ gibt. Am 19. Juni kommt der andere Teil der Expedition mit 38 Lasten zurück. Am nächsten Tag wird der neu entdeckte Fluß 12 km abwärts verfolgt und an geeigneter Stelle ein Lager angelegt. Dr. Lauterbach kehrt von hier aus in 4 Tagen mit den Trägern nach der Küste zurück, um den letzten Proviant nachzuholen.

Am 2. Juli war die gesamte Expedition mit einem Mundvorrat auf zwei Monate vereinigt und marschiert dem Laufe des Schumannflusses folgend noch etwa 25 km weiter nach Westen, wo der letztere verlassen wird.

Auf Eingeborenenpfaden geht es nach Südwesten zuerst durch Hochwald, dann durch Sago- und Sümpfe weiter. Am 10. Juli wird ein etwa 100 m breiter, anscheinend äußerst wasserreicher Strom gesichtet. Zunächst glaubt man auf den

Oberlauf des Markhamflusses gestochen zu sein; beim Näherkommen wird entdeckt, daß der Strom nicht südlich oder südöstlich, sondern gerade entgegengesetzt nach Nordwesten fließt. Am Fuße des Bismarckgebirges wird am rechten Ufer des Stromes — des Ramu — ein Lager errichtet, in welches der vom letzten Lager nachgeholte Proviant gebracht wird. Dr. Lauterbach war vor die Entscheidung gestellt, ob er programmgemäß längs den Ausläufern des Bismarckgebirges nach Süden abzuweichen oder seine neue Entdeckung nach Nordwesten weiter verfolgen wolle. Da der Ramu ihm als ein schiff-

barer großer Strom erschien, der als Wasserstraße von höchster Wichtigkeit werden konnte, entschließt er sich für letzteres. Am 3. August schiffte er sich mit der Expedition auf 15 während des Proviantnachholens selbst gebauten Kanus ein, um talab zu fahren. Der Ramu fließt von dem Standlager ab zunächst 200 km in nordwestlicher Richtung, um dann nach Norden umzubiegen. An seinem linken Ufer tritt das Bismarckgebirge mit 1000 bis 2000 m hohen Ausläufern stellenweise dicht an den Strom heran, der von dieser Seite auch eine große Zahl wasserreicher Nebenflüsse empfängt. Nach

Stechraddampfer „Herzogin Elisabeth“ auf dem Ramu-(Stilken-)fluß.

Nordosten und Norden liegt in ungeheurer Ausdehnung ebenes Land. Im Anfang der Fahrt werden nur wenig dicht bevölkerte Strecken passiert, weiterhin verdichtet sich die Bevölkerung. Am 10. August wird ein Angriff der Eingeborenen blutig abgewehrt, wenige Tage später werden freundliche, sehr zahlreiche Völkerschaften erreicht. Große Bestände von Kokospalmen säumen in dieser Gegend die Ufer des Ramu ein. Am 14. August wird die Expedition abermals von Eingeborenen

erfolglos angegriffen. Der Fluß zeigt an dieser Stelle 200–300 m Breite und einen recht gewundenen Lauf. Am 15. August muß mit Rücksicht auf den zusammengeschmolzenen Vorrat von Proviant und auf die in den Standlagern zur Bewahrung des Proviantes zurückgelassenen Leute die Weiterfahrt und damit die Feststellung der Mündung des Flusses aufgegeben und die Rückfahrt angetreten werden, die wegen des vielen Treibholzes mit viel Beschwernissen verknüpft war.

Am 3. September langte man wieder im letztverlassenen Standlager an. Vom 4.—6. September bestiegen von demselben aus Dr. Lauterbach und Dr. Kersting einen der Vorberge des Bismarckgebirges, ca. 1000 m hoch, von welchem sich eine umfassende Rundsicht nach Süden, Westen und Norden darbot. Der Ramu war noch ca. 100 km nach Südosten flussaufwärts in gleicher Breite sichtbar, ein Beweis, daß seine Quellen nicht sehr weit vom Huongolf liegen können, und daß daher das Gebiet des Markhamflusses nach Osten eine Einschränkung zu erfahren scheint.

Am 8. September trat die Expedition den Rückmarsch an und erreichte

schon am 16. September 1896 wohlbehalten Stephansort. Die Mitglieder der Expedition, sowohl die europäischen wie die farbigen, hatten sich während der ganzen Dauer der Reise einer verhältnismäßig guten Gesundheit zu erfreuen gehabt. Nur ein melanesischer Träger starb an Malaria, ein Jabin wurde durch Unvorsichtigkeit eines Stammesgenossen erschossen.

Die Ergebnisse der Expedition sind nach allen Richtungen hin höchst erfreuliche gewesen.

Ihre Aufklärungen umfassen den mittleren Teil Kaiser Wilhelmslands im Norden von den südlich des Kaiserin Augustaflusses streichenden Bergzügen etwa $4^{\circ} 30'$ südlicher Breite beginnend bis zu der Kette des Krätkegebirges unter ca. $6^{\circ} 30'$ südlicher Breite im Süden, im Westen von dem Massiv des Bismarckgebirges und seiner nordwestlichen Fortsetzung, dem Hagengebirge unter etwa $144^{\circ} 20'$ östlicher Länge von Greenwich bis an die Astrolabebai unter ca. $146^{\circ} 20'$ östlicher Länge von Greenwich im Osten, also folgende Land- und Flußgebiete:

Die Astrolabeebene und die Vogolebene, das Tajomanagebirge mit dem Gori- und Minjimfluß, den Nurusfluß, das Sigaunbergland, das Flußsystem des Ramu bis zum Unterlauf, die große Alluvialebene östlich des Ramu, das Bismarck- und Hagengebirge.

Herr Dr. Lauterbach äußert sich selbst über die Ergebnisse seiner Expedition in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Band XXXIII 1898 Nr. 3 wie folgt:

„Hätten wir die Ergebnisse der Expedition kurz zusammen, so ergibt sich für Kaiser Wilhelmsland folgendes Bild. Ein mächtiges, reich gegliedertes Kettengebirge durchzieht Neu-Guinea von Nordwesten nach Südosten, im wesentlichen aus alten, kristallinen Gesteinen bestehend und bis zu Höhen von 4000 m ansteigend. Am Nord-Abhang dieses Gebirges sind Ebenen von bedeutender Ausdehnung vorhanden, vom Kaiserin Augusta- und Ramufluß durchströmt und teilweise aufgebaut, welche bei etwa 4° südlicher Breite an das Meer stoßen. Nördlich und südlich dieser Flußmündungen streichen der Küste parallele Küstengebirge von geringer Erhebung, teilweise rezente Korallenfalte. Südlich der Astrolabebai erhebt sich das gewaltige Finisterregebirge bis 3500 m, ebenfalls der Küste folgend. Zwischen Finisterre- und Bismarckgebirge schiebt sich das Tal des Ramu ein. Die Flußtäler des Innern

sowie die Gebirge mittlerer Erhebung sind dünn bevölkert, dagegen wohnt am Unterlaufe der Flüsse, besonders des Ramu, eine äußerst zahlreiche Bevölkerung. Überall wird Ackerbau betrieben. Keine bedeutenden Siedernisse im unteren Teil des Flußlaufes vorausgesetzt (die zweite Ramuexpedition hat ergeben, daß auch dieser Teil gut schiffbar ist) bildet der Ramu eine gute Wasserstraße für ausgedehnte Flächen des besten Ebenenkulturlandes und einen bequemen Zugang zu dem Fuß der zentralen Gebirgsketten.“

Zu den Ergebnissen sind noch folgende Punkte hinzuzufügen:

Die zurückgelegte Route, welche mit allen begangenen Wegen etwa 1700 km ausmacht, ist durch sorgfältige Routenaufnahmen festgelegt worden. Zahlreiche astronomische Beobachtungen, Höhenmessungen und Siedepunktbestimmungen haben die Herstellung einer guten Karte dieses bisher unbekannten Gebietes gestattet.

Auf zoologischem, botanischem und ethnographischem Gebiet ist die Ausbeute sehr fruchtbar gewesen.

Ende 1896 kamen über Australien Nachrichten von Goldfunden in Britisch-Neu-Guinea, nach denen nicht daran zu zweifeln war, daß in der Tat in dieser Beziehung wichtige Begebnisse sich ereignet hatten. Daß diese Funde in den an das Bismarckgebirge anschließenden Gebirgsketten, die gleiche oder ähnliche Formationen aufweisen wie dieses selbst, dicht an der deutsch-englischen Grenze oder, wie behauptet wird, auf deutschem Gebiete selbst, gemacht worden sind, mußte den Dr. Lauterbachschen Entdeckungen noch besondere Wichtigkeit verleihen. In Fortsetzung des von ihm begonnenen Werks war zunächst festzustellen, wo der Ramu in das Meer einmündet oder ob er etwa ein Nebenfluß des Augustaflusses sei.

Die Neu-Guinea-Compagnie entsandte sich zur Entsendung einer zweiten Expedition, der die Aufgabe gestellt war, zuerst zu untersuchen, ob die

Ramumündung etwa identisch mit der Mündung des Ottilienflusses, wie sowohl von den Mitgliedern der ersten Expedition als auch von der Direktion der

Neu-Guinea-Compagnie angenommen wurde, oder ein Nebenfluß des Augustaflusses sei.

Letztere rüstete die Expedition speziell für die Flußfahrt aus. Bei dem Bremer Vulkan wurde ein Flußdampfer von 18,2 m Länge, einem Tiefgang von nur 40 cm, der des Transportes über See wegen in einzelne Teile zerlegbar und speziell für Expeditionszwecke eingerichtet war, erbaut. Getrieben wurde derselbe durch ein am Heck des Schiffes angebrachtes Schaufelrad (Heckraddampfer). Sämtliche Einrichtungs- und Ausrüstungsgegenstände, den Kessel und das in Kompartimente zerlegte Schiff nahm der gleichfalls bei derselben

Werft nach Tropenart erbaute neue Hochseedampfer der Neu-Guinea-Compagnie „Johann Albrecht“ als Ladung und trat damit Ende September 1897 die Ausreise nach Neu-Guinea an. Die zweite Rammerexpedition, deren Führung dem Compagniebeamten G. Tappenbeck übertragen wurde, wurde von letzterem in Friedrich Wilhelmshafen organisiert. Als Mitglieder waren ihm beigegeben: die Compagniebeamten Hans Rodas und Hans Blum, zwei ehemalige preussische Offiziere, und die australischen Goldsucher Hans Klint, von Beruf Architekt, und Robert Philipp.

Die Organisation der Expedition und die Zusammenfassung des Flußdampfers beanspruchten in Friedrich

Wilhelmshafen die Zeit vom Januar bis zum 3. April 1898. Am

letzterem Tage ging der Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth“ in See, um längs der Küste von Friedrich Wilhelmshafen nach der Mündung des Ottilienflusses zu dampfen. Widrige Winde und hoher Seegang veran-

laßten Herrn Tappenbeck jedoch bald, mit

dem kleinen Fahrzeug in einem Hafen der Küste Schutz zu suchen, wodurch sich, da man die Weiterfahrt lange Zeit nicht wagte, seine Ankunft am Bestimmungsort monatelang verzögerte. Der Dampfer „Johann Albrecht“ hatte, um für alle Fälle bei der Hand zu sein, die „Elisabeth“ begleitet. Er setzte am 12. April von dem Nothafen (Aldalberthafen) die Fahrt allein fort, mit einem Teil der Expedition an Bord, und traf am 13. April vor der Mündung des Ottilienflusses ein, dessen gefährliche Barre er mit 4 m Wasser dicht an der Brandung des westlichen Riffes passierte.

Die Strömung war sehr stark; in der Stromrinne wurde eine durchschnittliche Wassertiefe von ca. 8 m Tiefe gemessen. Nach diesen Untersuchungen entschlossen sich sowohl Herr Tappenbeck als auch der Führer des „Johann Albrecht“, die Fahrt talaufwärts zu wagen und möglichst weit, eventuell bis

Eingeborene aus der Gegend von Mammüünde.

Bemerkenswert sind: Die Schnürung durch das Pendant und der Kopfwulst, ein Zeichen der Trauer.

zum Punkte, an welchem die Ramuexpedition I im Jahre 1896 zur Umkehr gezwungen war, stromauf vorzudringen, was bei einem Seedampfer mit bedeutendem Risiko verbunden war.

Nach 5tägiger Fahrt kam am 18. April 1898 ein Dorf unter einem dichten Bestand von Kokospalmen zum Vorschein, in dem Herr Tappenbeck den bei der Talfahrt des Jahres 1896 erreichten äußersten Punkt wiedererkennen zu können glaubte. Auch ein Javane, der 1896 die Expedition mitgemacht hatte, war der gleichen Ansicht. Ausschlaggebend war die Wahrnehmung, daß die Eingeborenen des Ufers, welche auf fortgefügtes Winken mit Fuchern näher gekommen waren, alsbald Hals über Kopf davonrannten, als ihnen in ganz unauffälliger Weise ein Karabiner zu Gesicht kam — ein Beweis, daß sie die ihnen 1896 bei ihrem Angriff, bei welchem sie die Wirkung von Schußwaffen noch nicht kannten, erteilte Lesson noch nicht vergessen hatten. Da die Strömung immer stärker wurde und der erste Teil des Programms der Expedition, Feststellung der Identität des Ottilienflusses (1886 von Admiral v. Schlieffen

entdeckt) und des Ramu, erfüllt war, so gab der „Johann Albrecht“ die Fahrt auf und trat die Rückreise nach der Mündung an. Dieselbe war um so mehr angezeigt als das Wasser anfangs rapid zu fallen. In den nächsten Tagen fiel dasselbe um ca. $3\frac{1}{2}$ m, infolgedessen der Dampfer verschiedentlich auf Sandbänke auflief. Schließlich mußte, um das Schiff ohne weitere Gefährdung nach der Küste zu bringen, die gesamte Ladung auf einer zu dem Zwecke errichteten provisorischen Station, 80 km von der Mündung entfernt, gelöscht werden. Auf der provisorischen Station blieben als Besatzung die Beamten S. Rodatz und S. Klink zusammen mit vier Javanen, einem Chinesen und 20 Melanesen, mit Proviant auf sechs Monate versehen, zurück. Am 26. April traf das Schiff wieder an der Mündung ein, wo der Wasserstand sich während der ganzen Zeit nur um ca. 20 cm veräußert hatte.

Durch diese Fahrt des „Johann Albrecht“ ist die Identität des Ramu und des Ottilienflusses erwiesen und zugleich dargetan worden, daß der Ramu selbst für Seeschiffe mäßigen Tiefganges befahrbar ist.

Infolge des Schiffbruchs, welchen der „Johann Albrecht“ bald darauf erlitt, erfuhr die Weiterbeförderung des Heckraddampfers nach dem Ramu-Ottilienfluß eine sehr unliebbare Verzögerung, da ein anderes Fahrzeug, welches die „Herzogin Elisabeth“ auf der Fahrt nach dem Ramu begleiten konnte, nicht zu erlangen war und man sich ohne diese Begleitung zur Meerfahrt mit dem Flußdampfer nicht entschließen konnte. Herr Tappenbeck, welcher seit Rückkehr vom Ramu in Friedrich-Wilhelmshafen weilte, begab sich am 9. August 1898 mit einer kleinen Dampfpinasse und einem Segelboot nach Adalberthafen, wo die „Herzogin Elisabeth“ immer noch vor Anker lag. Am 18. August endlich konnte der kleine Dampfer seinen lange innegehabten Liegeplatz verlassen und die Weiterfahrt antreten. Trotz bewegter See hielt sich das Schiffchen gut; ohne Unfall wurde Eitel-Friedrichshafen erreicht und daselbst übernachtet. Am 21. August ging die Fahrt weiter; um 1 Uhr Mittags, da See und Wind aufkamen, wurde Potsdamhafen angelaufen. Schlechtes Wetter und ein Ausbruch des Vulkans auf Lesson hielten die Fahrt wiederum bis 25. August auf, an welchem Tag in wenigen Stunden Ramumündung — so später von Herrn Rodatz benannt — erreicht wurde, wo die Errichtung einer Station in Angriff genommen wurde.

Am 31. August trat die „Herzogin Elisabeth“ die Fahrt ramuaufwärts an und erreichte am 3. September die Zwischenstation, freudig begrüßt von deren Besatzung, welche durch das verzögerte Eintreffen der „Elisabeth“ am Ramu $4\frac{1}{2}$ Monate von jeder Verbindung abgeschnitten war und welche bereits mit dem Plane umging, sich durch einen Durchbruch nach der Küste auf Kanus, die bereits im Bau begriffen waren, aus ihrer peinlichen Lage selbst zu befreien.

Mit allerhand Vorbereitungen verstrich die Zeit bis 14. Oktober, an welchem Tage die Expedition stromauf auf der „Herzogin Elisabeth“ dampfte. Auf der provisorischen Station wurde zur Bewachung der abermals niedergelegten wertvollen Tausch- und anderen Waren eine Schutzwache — der Melanese Bial nebst zwei anderen Leuten — zurückgelassen.

Die Fahrt stromauf wird langsam fortgesetzt und ab und zu Beziehungen zu den Eingeborenen, welche meist sehr scheu sind, angeknüpft. Am 18. Oktober 1898 erreicht die „Elisabeth“ dieselbe Stelle, wo die Expedition Lauterbach am 13. August 1896 ein Lager bezogen hatte. Herr Tappenbeck findet alte Bekannte und gute Freunde vor, bei denen die Freude und das Wiedererkennen ein allgemeines war. Damit war auch der letzte Zweifel, ob der Ramu mit dem Ottilienfluß identisch sei, gefallen.

Man dampft langsam weiter. Am 20. Oktober wird der erste linksseitige

Junge Frauen aus Marangis (Gegend von Ramumünde).

vom Bismarckgebirge herströmende Nebenfluß erreicht; die beiden australischen Prospektoren beginnen ihre Tätigkeit.

Bei dem folgenden Nebenfluß wird seinem Laufe nach ein Vorstoß nach dem Bismarckgebirge zu mittels Fußmarsches gemacht und dabei der Fluß in mehreren Querschnitten abprospektiert. Fortwährende Nebel beschränken den Ausblick. So geht die Fahrt bis in den November hinein langsam ramu-aufwärts; in jede sich nach dem Gebirge zu zeigende Mündung eines Nebenflusses wird eingefahren und talaufwärts weiter prospektiert. Die Bevölkerung wird dünner; nach dem Gebirge zu zeigt sich nirgends eine Spur von Eingeborenen — es sind weder Plantagen sichtbar noch machen sich Niederlassungen durch Rauch bemerkbar. Ein Hindernis im Vorwärtskommen bildet die fortwährende Veränderung des Wasserstandes — mit plötzlichem Steigen und ebenso raschem Fallen der enormen Wassermassen muß fortwährend gerechnet werden —, was insbesondere das Vorankergehen zur Nachtruhe erschwert und gefährlich für das Schiff macht.

Etwas südlich von der Biegung des Ramu aus dem nordwestlichen in den nördlichen Lauf erreicht die Expedition einen toten Arm des Flusses (früherer Lauf), der zwar mit den Gewässern des Hauptarmes im Wasserstand steigt und fällt, aber nur einen Zu- und Abfluß und daher keine Strömung,

sondern ruhiges, tiefes Wasser hat. Da Herr Tappenbeck auch der Meinung ist, daß er an der Grenze (ca. 300 km von der Küste ab) angelangt sei, bis zu welcher der Strom auch während der Trockenzeit — also dem niedrigsten Wasserstand — für Schiffe wie die „Herzogin Elisabeth“ befahrbar sei, beschließt er hier zu der in seinem Programm liegenden Anlage einer Innenstation zu schreiten.

Am 24. Dezember werden zum erstenmal in der Nähe der Station Eingeborene sichtbar, die sich vorher nur durch Schreien von sicherem Versteck aus bemerkbar gemacht hatten. Es gelingt einige Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, die zu-

letzt, nachdem ein mit einer eiterigen Wunde behafteter

Mann verbunden und geheilt worden war, sich ziemlich lebhaft gestalten. Sie bringen Lebensmittel heran, insbesondere Sago und Kürbisse und eine köstliche Frucht, die Herr Tappenbeck noch nirgends in Neu-Guinea angetroffen hat*). Im Aussehen und Geschmack ist sie der indischen Kamputan ähnlich.

Der „getreue“ Bial und zwei Expeditionsmelanesen.
Bial steht seit etwa 10 Jahren in Diensten der Neu-Guinea-Compagnie.

Inzwischen war Herr Dr. Lauterbach, der am 1. April 1899 zum Direktor der Neu-Guinea-Compagnie ernannt worden war, im Schutzgebiet eingetroffen, um die Ramuexpedition weiter zu führen und das von ihm 1896 begommene Werk möglichst bald zu vollenden, insbesondere Land und Boden näher zu untersuchen. Hierzu war erforderlich, daß der Expedition selbst, die nach der Heimreise des Herrn Tappenbeck interimistisch von den Herren Rodatz und Klink verwaltet wurde, neue Kräfte zugeführt wurden. Am 4. Oktober traf Dr. Lauterbach auf der „Herzogin Elisabeth“ mit neuen, ausgewählten Leuten auf der Ramu-Innenstation ein und begann sofort mit der Neuorganisation des Unternehmens. Kanus wurden erbaut, Proviant

*) Wahrscheinlich die Pometia.

nachgeholt, so daß Dr. Lauterbach am 14. Oktober auf 19 Kanus mit dem Leutnant v. Rodatz, den Prospektoren Link und Philipp die Reise stromauf antreten konnte.

Dr. Lauterbach fährt langsam stromauf, in geeigneten Abständen Stappen zum Nachholen des Proviantes anlegend. Sämtliche auf der Reiseroute in den Ramu mündenden Nebenflüsse werden auf das Vorkommen von edlen Metallen untersucht (prospektiert). Große Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden. Wiederholt geraten die Teilnehmer in Lebensgefahr, da die reißende Strömung die leichten Kanus häufig zum Kentern bringt. Bald wird der

im Jahre 1896 erreichte südlichste Punkt überschritten und weiter nach Süden vorgeedrungen. Der Ramu zeigt jetzt kumpfige Ufer. Am 1. Dezember wird ein äußerst wasserreicher, 40 m breiter, 3 bis 4 m tiefer, vom Bismarckgebirge herströmender Nebenfluß entdeckt, der 5 km aufwärts befahren wird. Dabei stößt die Expedition auf

einen großen Sumpf, der das Einnehmen eines Lagerplatzes unmöglich macht. Der Regen geht in Strömen nieder, was ein rapides Steigen des Flusses zur Folge hat. Die Lage der Expedition wird eine kritische. In steter Lebensgefahr schwebend gelingt es den Rückweg nach dem Ramu den Unbilden der Natur abzurufen.

Sowohl ramuaufwärts, wie auch bei Untersuchung der Nebenflüsse wird fortwährend prospektiert und zahlreiche Boden- und Gesteinsproben genommen.

Am 5. Dezember war der Ramu derart gestiegen, daß eine weitere Stromaufahrt zur Unmöglichkeit wird. Der Flußdampfer „Herzogin Elisabeth“ war weiter stromauf nachgezogen worden, er konnte fast den Endpunkt des Vor-

bringens der Expedition erreichen. Damit hat die Expedition den Beweis erbracht, daß der Ramu bei günstigem Wasserstand bis etwa 5° 45' südlicher Breite schiffbar ist. Freilich werden einige Hindernisse, scharfe Eden, festgerannte Treibholzstämmen u. s. w.,

Eingeborene aus dem Hinterlande des mittleren Ramu.
Vater und Sohn.

zu beseitigen sein. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß der Ramu auch noch weiterstromauf mit flachgehenden Booten befahren werden kann, was späteren Ermittlungen vorbehalten ist.

Dr. Pauterbach stellt den Anschluß an die

überlandroute von 1896 von und nach Stephanstort her und verbindet damit den Zweck, Ermittlungen über die Möglichkeit der Anlage eines Landweges nach den Goldfeldern (der Ausdruck findet unter den Resultaten der Expedition Erläuterung) anzustellen.

Die Resultate der Expedition waren überaus wichtige. Die geographischen Aufnahmen des Herrn Dr. Pauterbach sind kartographisch festgelegt worden, auch die Ausbeute in botanischer und ethnographischer Beziehung war keine geringe. Die der Expedition aufgetragene wichtigste Aufgabe, geologische Untersuchungen, vor allem Forschungen über das Vorkommen von Edelmetallen (Gold, Platin, Silber u. s. w.) vorzunehmen, wurde in rationeller Weise durchgeführt und zu einer befriedigenden Lösung gebracht. Wenn auch begreiflicherweise die Einzelheiten der Ergebnisse der Prospektierungen von der Neu-Guinea-Compagnie nicht an die Öffentlichkeit gebracht worden sind, so ist doch so viel davon durchgedrungen, daß die Dr. Pauterbachsche Expedition das Vorkommen von Goldspuren unzweifelhaft festgestellt hat. Diese Kunde dürften sich auf das Vorkommen von Goldspuren in dem Alluvialland des Ramu und seiner Nebenflüsse beziehen, so daß die Anwendung des hie und da bei Pressnachrichten gebrauchten Ausdrucks „Goldfelder“ als Bezeichnung von goldführendem Schwemmland berechtigt sein dürfte. Die Wichtigkeit der Kunde findet ihre Bestätigung auch darin, daß sie weitere wichtige Untersuchungen gereizt haben.

Im Frühjahr 1900 war Herr Dr. Pauterbach nach Europa zurückgekehrt; mit ihm auch der Ingenieur und Prospektor Hans Klink. Die mitgebrachten Waschproben wurden von der königlichen Bergakademie zu Berlin einer Untersuchung unterzogen und das Vorkommen von edlen Metallen — insbesondere Gold, Platin und Silber — in denselben festgestellt.

Ramuexpedition III

Die Resultate der Ramuexpedition II ermutigten dazu, das begonnene Werk weiterzuführen. Die Neu-Guinea-Compagnie beschloß abermals eine Expedition zusammenzustellen. Vermutlich wird sich das dritte Unternehmen, das zur Zeit noch im Gange ist, darauf richten, die Ergebnisse der Expedition II weiter zu verfolgen und derart klarzulegen, daß man schließlich eine Entscheidung über die eventuelle Anlage bergbaulicher Betriebe auf Grund der weiteren Untersuchungen zu treffen vermag.

Zum Weiter der Ramuexpedition III, welche wie auch die zweite, allein von der Neu-Guinea-Compagnie unternommen wurde, wurde der Ingenieur und Prospektor Hans Klink, ein geborener Hamburger, welcher auch die Ramuexpedition II mitgemacht hatte, ernannt. Er traf Anfang August 1900 in Friedrich Wilhelmshafen ein, um mit der Organisation einer Expedition zu beginnen, deren Stärke an Personal bedeutender und deren Ausrüstung reichlicher sein mußte als früher, weil für sie nicht allein Aufgaben im allgemeinen, sondern nimmehr auch nach den bereits gemachten Erforschungen im speziellen zu lösen sein werden.

Als Teilnehmer an den Arbeiten der Expedition sind zu nennen:

Zwei Prospektoren aus Australien, einige

Seelente und ca. 90 Farbige, teils Papuas, teils Melaneries. Die Materialien zu weiteren Prospektierungen, Bodenuntersuchungen in größerem Maßstabe wurden teils aus Deutschland, teils aus Australien herbeigeschafft. Ferner wurden der Expedition der Hehraddampfer „Herzogin Elisabeth“ sowie einige in Hamburg eigens zu Zwecken der Expedition konstruierte zerlegbare Boote (die Teile derselben eventuell transportabel durch Träger) zur Verfügung gestellt.

Beabsichtigt wird, wie aus den Mitteilungen der Neu-Guinea-Compagnie hervorgeht, durch die Arbeit der Expedition zu erreichen:

Die weitere Explorierung des Ramugebietes talaufwärts.

Die weitere Aufschließung der durch die Ramuexpedition entdeckten Gebiete mit goldhaltigem

Schwemmlände und deren engere Aufschließung durch Schaffung geeigneter Kommunitationen an die Wirtschaftszentren der Astrolabebai.

Neuerdings ist die Leitung dieser Unterneh-

mungen einem Ingenieur von Beruf, dem Bergingenieur J. Schlenzig, bekannt durch seine Erfolgsfolge in Bengfoelen (Sumatra), die zur Einrichtung eines Minenbetriebes führten, übertragen worden.

Für die Zwecke der Expedition ist, da Ramumünde keinen Hafen, sondern nur eine zuzeiten schwierige Reede besitzt, in dem nahen Potsdamhafen ein Depot errichtet worden.

Am Oberlauf des Ramu ist eine neue Station in sicherer, vor Überschwem-

mungen geschützter Lage angelegt worden, zu welcher die Depots der früheren Innenstation (errichtet durch E. Tappenberg) nachgezogen worden sind. Sie ist auf einem Plateau angelegt, dessen Höhe etwa 8 m über dem mittleren Wasserstande des Ramu liegt. Die Entfernung von dem gewaltigen Bismarckgebirge beträgt nur 2 km. Wenn-

gleich die Tagestemperatur eine mit dem Küstenklima vergleichbar hohe ist, so sinkt die Temperatur

Nachts auf 18° C. herunter, was den Aufenthalt zu einem verhältnismäßig angenehmen macht. Die Lage dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach eine gesunde sein. Diese neue Station ist durch Anlage eines über 100 km langen, provisorisch gebauten Weges über Land mit Stephansort und Friedrich Wilhelmshafen verbunden worden, der durch fünf Etappen gesichert worden ist. Er zweigt von der Straße von Friedrich Wilhelmshafen nach Stephansort nördlich von Grimahafen nach Westen ab und läuft in westlicher Richtung bis etwa 145° 19' östlicher Länge von Greenwich. Hier soll er sich nach Südwest wenden und in ziemlich gerader Richtung die Goldfeldstation erreichen, worüber jedoch noch keine genauen Aufnahmen vorliegen.

Die Fertigstellung dieses Weges, der Menschen und Saumtieren Fort-

Junges Mädchen aus dem Hinterlande des mittleren Laufes des Ramu.

bewegung gestattet, erforderte die Überwindung großer Schwierigkeiten. Zunächst läuft er fast bis zur Wasserscheide des Ramu im Tale des Elisabeth- oder Nuruflusses, dann in der Landschaft Sigaau über die Wasserscheide hinweg nach dem Schumannfluße beziehungsweise dessen Tale, das er bei seinem Laufe nach Süden wieder verläßt. Die Arbeiten für diesen Weg haben fast ein Jahr in Anspruch genommen, doch ist es fraglich, ob er in Hinsicht auf den öfteren Eintritt von Naturereignissen in passablem Zustande erhalten werden kann.

Mitte Januar 1901 trat ein derart ungünstiges Wetter ein, daß ein Vorwärtskommen fast zur Unmöglichkeit wurde. Es regnete fast unaufhörlich Tag und Nacht. Zufolgedessen fanden Erdstöße statt, die das Bett des Nuru und damit die Trasse des Weges fortwährend veränderten. Wiederholt wurden Strecken des Weges vom Wasser weggerissen; in der Nähe der Nuruflaum sogar eine Strecke, die 300—400 m, durch schönen Hochwald führend, vom Nuru entfernt lag. Die Gewalt des Wassers brachte in der Nähe dieser Stelle einen Berg von ca. 400 m Höhe zum Rutschen, wodurch ein an seinem Fuß liegendes Dorf zerstört wurde, dessen Einwohner den Tod fanden. An vielen Stellen, an welchen der Weg an Bergabhängen ausgehauen worden war, fanden Abrutsche statt, die unter großem Zeitaufwand wieder ausgebessert werden mußten.

Herr Klink machte bei Ausführung der Arbeiten geographisch interessante Beobachtungen. Der Ramu überflutet in seinem Oberlaufe

während der Regenzeit weite Gebiete der Ramuebene; darauf ist die spärliche Bewachung seiner Ufer zurückzuführen. Im Februar wurden gelegentlich einer von Herrn Klink in Gemeinschaft mit dem Prospektor Soltz unternommenen Tour die Quellen des Schumannflusses und des Nuru entdeckt. Beide kommen von einem Abhange des Maria-bergzuges und liegen höchstens $\frac{1}{2}$ km (Wasserscheide) voneinander entfernt. Der Nuru teilt sich in zwei Arme, die aber später wieder zusammentreffen. Der Schumannfluß kommt von einer ca. 200 m hohen steilen Wand herab, in der Nähe der von Dr. Vanterbach und Dr. Kersting 1896 entdeckten Salzquellen. Der Oberlauf des Schumannflusses ist sehr interessant; er führt durch unzählige wilde Schluchten (Klammern), auf beiden Seiten nimmt er viele Bäche auf, die in großartigen Wasserfällen zu ihm herabstürzen. Das Gebirge ist in dieser Gegend dicht bevölkert. Die Bewohner sind fast ausnahmslos freundlich, so daß kaum Zörseligkeiten von ihnen zu erwarten sein werden.

Der Hefraddampfer „Herzogin Elisabeth“ hat wiederholt die Goldfeldstation am Oberlaufe mit Beladung (Pumpen, Materialien, Geräte, Instrumente) angelaufen, so daß also die Schiffbarkeit des Stromes bis zum Oberlaufe nachgewiesen ist. Sie dürfte nur während der höchsten Trockenzeit eine Unterbrechung erfahren.

Die Wegearbeiten waren im Oktober 1901 ihrem Ende nahe. Ge deckt ist die Straße durch fünf gut verproviantierte, mit Bewaffneten besetzte Kasthäuser (Stappen), die dem Reisenden Unterkunft und Lebensmittel gewähren und von welchen aus die Wegeanlagen überwacht und Reparaturen vorgenommen werden. Zur Probe wurde in diesem Monat eine Expeditionskolonne von zwei Weißen — die Prospektoren Holt und Behrendt — und 60 Farbigen von Stephansort nach der Goldfeldstation gesandt, der als Trägerlast eine Quantität Reis mitgegeben wurde. Die Expedition ist gut durchgeführt und war in kurzer Zeit wieder in Stephansort zurück.

Ende Oktober 1901 haben die weiteren Arbeiten der Expedition auf der Goldfeldstation und von derselben aus begonnen.

Wie ersichtlich, richtet sich die wirtschaftliche Erschließung des Innern Kaiser Wilhelmslands zunächst auf bergbauliche Unternehmungen, während von kulturellen Unternehmungen im Innern, abgesehen von Versuchen mit der Anpflanzung von Gummibäumen, nichts verlautet. Die Gründe dürften darin zu suchen sein, daß an der zugänglicheren Küste noch genügend Kulturland für das zur Verfügung stehende Arbeiterpersonal vorhanden ist, und daß Erfolge in Minenunternehmungen selbst, die unter Inanspruchnahme einer geringeren Zahl von Arbeitern erzielt werden können, förderlicher auf eine rasche Entwicklung des Landes zu wirken geeignet sind, als alle Unternehmungen anderer Art.

Auch in dem Kaiser Wilhelmsland benachbarten Teil von Britisch-Neu-Guinea ist man daran, das Land auf Bodenschätze zu untersuchen. Dort haben Goldsucher, australische Prospektoren, zuerst den Eingang in das Innere auf dem Wege des Mambareflusses, auf der Karte Ende genannt (nicht an der deutsch-englischen

Grenze) versucht. Mehrfach sind solche Leute — einzeln oder in kleinen Trupps vereint — in hilfsbedürftigem Zustande an der Küste von Schiffen — auch deutschen — angetroffen, aufgenommen und heimbefördert worden. Ihr Rückzug nach der Küste war teils durch Proviantmangel, teils durch die dem Europäer durchweg feindlich gesinnten, kriegerischen und wilden Eingeborenen, bei denen die Blutrache in voller Blüte steht und ungeachtet aller Kulturversuche noch nicht gemindert ist, verursacht worden. Viele waren getötet worden oder durch Entkräftung, Krankheiten 2c. ums Leben gekommen. Ihre Zahl ist nicht bekannt geworden, doch schätzt man sie in Australien auf Hunderte. Die Mitglieder einer solchen Goldsuchergesellschaft aus Australien wurden unter anderem auch von S. M. S. „Halle“ an der Traitorsbai gefunden, wo sie sich organisieren und wieder in das Goldland vordringen wollten. Sie mußten, von den Eingeborenen hart bedrängt, schließlich auch von dort flüchten und kamen in trauriger Verfassung auf ihrer Flucht nach Simbang (Kangematbucht), der Station der Neuen-dettelsauer Missionsgesellschaft. Von dort sind sie durch S. M. S. „Halle“ via Herbertshöhe nach Sdney befördert worden. Zum Schutze der Goldsucher setzte schon 1896 der britische Gouverneur Sir William Mac Gregor einen Beamten mit den Rechten eines magistrats ein. Aber auch dieser erlag samt seinen Polizeisoldaten dem Ansturm der wilden Eingeborenen. Bei einem Überfall verloren der Beamte — Mr. Green — sowie

seine Truppe — etwa 50 Mann — das Leben. Sir William hat alsdann vom Oberlaufe des Mambare aus einen Weg direkt nach Port Moresby — dem Gouvernementsitz — gesucht und gefunden. Auf diesem scheinen in neuerer Zeit die Prospektoren den Weg nach den Scratchy Mountains,

Rammexpedition unter Dr. Pantterbach (1) (1899). Mitglieder Hans Rodatz (2), Hans Klink (3) und Robert Philipp (4).

nordöstlich von dem Owen-Stanleygebirge, wo hauptsächlich die Schürfgelände liegen sollen, zu finden. Die englische Regierung schätzt den Goldertrag am Mambare auf ca. 10 000 Dunces im Werte von ca. 750 000 Mark pro 1898/99. Ob er sich seitdem vermehrt hat, ist allerdings fraglich, da fast die ganze Zahl der Diggers durch Krankheit und durch die Gewalt der Eingeborenen aufgerieben worden sein soll. Es sind nur noch einige wenige bei der Arbeit — mit welchem Erfolg ist unbekannt — geblieben.

Die Ursachen der anfänglichen Mißerfolge in Britisch Neu-Guinea, des permanenten Kriegszustandes in jenen Distrikten und der großen Verluste an Menschenleben sind zweifelsohne in dem System zu suchen, nach welchem Abenteurern das Land ohne Schranken geöffnet und deren Willkür preisgegeben wird.

Die meisten dieser Diggers geben den Eingeborenen an Rücksichtslosigkeit nichts nach; mit der Büchse in der Hand bahnen sie sich ihre Wege. Es ist daher kein Wunder, wenn ihr Erscheinen von blutigen Konflikten begleitet wird, die in eine Feindschaft ausarten, welche mit der Vernichtung des einen oder des anderen Theiles endet. Ein weiterer Mangel haftet diesem System, durch welches ein Strom von Abenteurern nach einem Punkt — dem Goldpunkt — gelenkt wird, an, nämlich der, daß meist nur Leute mit keinen oder nur geringen Mitteln sich an eine Sache heranwagen, die bedeutende Aufwendungen erfordert und der sie daher nicht gewachsen sind. Was sich bei anderen Ländern — wie in Australien oder in Transvaal — unter den daselbst maßgebenden Verhältnissen als der raschen Erschließung des Landes förderlich gezeigt hat, trifft daher weder für Britisch- noch Deutsch-Neu-Guinea zu.

Dieselben Schwierigkeiten, welchen Herr Ehlers mit seiner mangelhaft ausgerüsteten Expedition zu begegnen hatte und denen er schließlich erlag, treten auch den schlecht ausgerüsteten, ohne inneren Zusammenhalt vordringenden Goldsuchern entgegen; viele haben ihren Wagemut mit dem Leben büßen müssen — ihre Zahl wird noch nicht erschöpft sein. Gegen solche Opfer können auch reiche Goldfunde kein Äquivalent bieten.

Einen anderen Weg, um die Bodenschätze in Kaiser Wilhelmsland zu heben, hat anscheinend die deutsche Regierung beschritten — wahrscheinlich gewigtigt durch die Vorkommnisse bei unseren englischen Nachbarn. Sie hat an kapitalkräftige Unternehmer über nicht unbeträchtliche Gebiete bergbauliche Konzessionen erteilt, in welchen jenen Unternehmern die ausschließlichen Rechte auf Ausbeutung von Edelmetallen und brennbaren Mineralien, ohne ins Gewicht fallende Sonderrechte auf Vanderwerbungen, übertragen werden.

Das Reich partizipiert an etwaigen Gewinnen durch Erhebung einer Abgabe in erheblichem Prozentsatz. Dadurch sichert es sich im Falle des Erfolges Einnahmen, die bei gedeihlicher Entwicklung der Unternehmungen sehr reichliche werden können, und vermeidet die Aufrührung des Landes durch die Goldsucher — Elemente, durch welche die ohnehin schwierigen Arbeiterverhältnisse Kaiser Wilhelmslands völlig in die Brüche gehen würden.

Zu dem Vertrage vom 7. Oktober 1898 zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie, durch welchen die von letzterer ausgeübte Landeshoheit über Deutsch-Neu-Guinea von ersterem zurückgenommen wurde, ist die erste für Deutsch-Neu-Guinea erteilte Konzession enthalten — nämlich diejenige über das von der Compagnie erforchtete Ramugebiet. Nach dieser Konzession steht der Neu-Guinea-Compagnie das ausschließliche Recht auf Ausbeutung von Edelmetallen und brennbaren Mineralien innerhalb des Flußgebietes des Ramu — also des Hauptstromes mit sämtlichen Nebenflüssen, gerechnet bis zu deren Wasserseiden, südlich des 5. Breitengrades zu. Das Eindringen jener Elemente, auf welche vor-

gehend hingewiesen wurde, ist daher ausgeschlossen. Die Folgen dieses Abkommens zeigen sich bereits. Die Erschließung des Ramugebietes ist auf die friedlichste Weise in die Wege geleitet und für einen Teil des Gebietes durchgeführt worden, kein Europäer ist dabei um sein Leben gekommen; nur wenige Eingeborene haben bei den vereinzelt Scharmügeln, die beim Eindringen in ein Land, in welchem der weiße Mann noch nie gesehen worden ist, unvermeidlich sind, ihren Widerstand mit dem Tode büßen müssen. Die Regierung hat keine besonderen Schutzmaßregeln ergreifen müssen; es sind ihr auch keine Gelbabweidungen aus der Aufrollung des Ramugebietes erwachsen.

Die Vorgänge am Ramu und an der englisch-deutschen Grenze mußten naturgemäß die Aufmerksamkeit auf das dazwischen liegende Land, das Land am Huongolf, richten. An dem Grenzflusse Mambare und an dessen Zuflüssen, insbesondere am Gira, wurden bedeutende Goldfunde gemacht. In den Konizaden, den Ausläufern der ganz Deutsch- und Englisch-Neu-Guinea durchziehenden zentralen Gebirgskette, wird Gold gewonnen (1898/99 betrug der Export etwa 1000000 Mark). An der westlichen Grenze von Kaiser Wilhelmsland ist am Oberlauf des Flyriver an diesem zentralen Gebirgsstock das Vorkommen von Gold mehrfach nachgewiesen worden. Auf der anderen Seite dieses Stockes fand Dr. Lauterbach im Tale des Ramu alluviale goldhaltige Ablagerungen. Die Verbindung zwischen den letzteren Gebieten und dem Mambare-

distrikt bilden die Stromgebiete der Zuflüsse des Huongolf. Die Erforschung derselben war daher zunächst ins Auge zu fassen. Zur Lösung dieser Aufgabe hat sich ein Syndikat gebildet, dem eine Reihe von angesehenen Banken und Firmen Deutschlands angehören und welchem der Herr Reichskanzler die unter dem 17. Juni im Amt-

Ramu=Goldfeldstation.

lichen Kolonialblatt veröffentlichte „Konzession zum Bergbau im Hinterlande des Huongolfs“ verliehen hat. Dem Syndikat gehören unter anderen an die Bankhäuser Diskontogesellschaft, die Deutsche Bank, die Norddeutsche Bank, Robert Warshawer & Co., Mendelssohn & Co., Berliner Handelsgesellschaft und die Neu-Guinea-Compagnie, welche die Geschäfte des Syndikats im Schutzgebiet führt.

Das Huongolfsyndikat und dessen I. Expedition

Die Konzession umfaßt in der Hauptsache folgende Bedingungen:

Das Syndikat oder dessen Rechtsnachfolger erhalten auf die Dauer von 20 Jahren die ausschließliche Berechtigung, in Kaiser Wilhelmsland innerhalb der Flußgebiete derjenigen Wasserläufe, welche — vom Kap Arkona in westlicher Richtung beginnend — an der Huongolfsküste oder deren südöstlicher Fortsetzung auf deutschem oder auch wohl auf englischem Gebiete münden, nach Edelmetallmineralien wie Gold, Silber, Platin oder gemeinen Mineralien wie Steinkohlen, Braunkohlen u. s. w. zu schürfen und auf Grund gemachter Funde durch Mutung die Verleihung des Bergwerkeigentums zu beantragen.

Für die Verleihung dieser Rechte hat das Reich dem Syndikat eine Reihe von Bedingungen auf-

erlegt, die die gegenseitigen Verhältnisse regeln und die geeignet sind, einen gewissen Druck zur Aufnahme und Weiterführung der Arbeiten auszuüben.

Zum Beispiel muß das Syndikat innerhalb der 20 Jahre mindestens an einem Punkte (Zelde) und nach 20 Jahren in einem gewissen Prozentsatz der angemeldeten Fundstellen den ordnungsmäßigen Bergwerks- oder Wäschereibetrieb eröffnen und aufrecht erhalten.

Die Gesamtausdehnung aller zu verleihenden Felder ist mit 8000 qkm begrenzt.

Das Syndikat hat bis zum 17. Juni 1906 eine oder mehrere deutsche Kolonialgesellschaften im Sinne des Schutzgebietgesetzes unter Übertragung

seiner Rechte zu bilden, wobei das Grundkapital mindestens 10 000 000 Mark betragen muß.

Dagegen fallen dem Landesfiskus von Deutsch-Neu-Guinea zur Verwendung bei den allgemeinen Verwaltungsausgaben des Schutzgebiets reiche Abgaben zu — die sich auf einen Anteil von 20 bis 33 $\frac{1}{3}$ % an den die Kapitalzinsen von 5% übersteigenden Einnahmen erstrecken.

Das Syndikat hat ferner für etwaige Verwaltungsausgaben, die dem Reiche innerhalb des

Konzeptionsgebietes etwa erwachsen könnten, bis zur Höhe von 10 000 Mark aufzukommen. Außerdem hat sich der Herr Reichskanzler die Genehmigung der völligen oder teilweisen Übertragung der Konzession auf andere Personen oder Gesellschaften und außerdem die Übertragung einzelner auf der Konzession beruhender Rechte an Ausländer vorbehalten.

Auch dieses Konzeptionsgebiet dürfte eine Fläche von nicht über 20 000—30 000 qkm umfassen.

Anzunehmen ist, daß die Stromgebiete des Ramu an die des Markhamflusses grenzen, daß daher die beiden Konzeptionsgebiete einander unmittelbar benachbart sind. Da die Neu-Guinea-Compagnie dem Huongolfsyndikat selbst angehört und die Geschäfte desselben führt, so darf auf ein sich gegenseitig unterstützendes Vorgehen beider Gesellschaften, denen die bergbaulichen Unternehmungen eines großen und durch die Gebirgsformationen wohl wichtigsten Teiles von Kaiser Wilhelmsland in die Hände gegeben sind, gerechnet werden.

Im Auftrage des Huongolfsyndikats hatte die Neu-Guinea-Compagnie schon Anfang 1901 alle Vorbereitungen zur Organisation einer Forschungsexpedition getroffen. Als am 17. Juni die Konzession erteilt wurde, war die Organisation auch schon fast vollendet. Zu ihrem Leiter ist Herr Hans Rodatz — der 1899 die Ramuexpedition unter Dr. Lauterbach mitgemacht hat — ernannt worden. Mitglieder der Expedition sind Leutnant a. D. Dauben, der Maschinist Ellington und drei Prospektoren, die Herren Uhr, Neumann und Rissen. Die Expedition ist die stärkste und bestausgerüstete, die bisher in Neu-Guinea gesehen worden ist. Das jährige Personal besteht aus 160 Köpfen, eine für Neu-Guineaverhältnisse außergewöhnlich hohe Zahl. An Schiffen stehen ihr eine Ketsch und eine Naphthalaunch zur Verfügung. Einundeinhalb Monate nach Erteilung der Konzession — also im August 1901 — konnte Herr Rodatz bereits mit Anlage von Depots beginnen. Als Hauptdepot wurde das dem Operationsfelde nahe liegende Finschhafen, das von den Reichspostdampfern angelaufen wird, gewählt. Ende September 1901 waren alle Mannschaften, sowie die weißen Expeditionsmitglieder versammelt und die Organisation, das Einexercieren der Mannschaften so weit vollendet, daß der Ausbruch nach dem Huongolf bevorstand. Einzelne Rekognoszierungen waren vorgenommen worden. Das Ergebnis derselben war der Entschluß des Herrn Rodatz, am Markham oder am Franzisakassuffe anzusetzen, in der Nähe der Mündungen derselben eine feste Stappenstation anzulegen und alsdann nach dem Innern vorzugehen. Nach den neuesten Nachrichten ist die Station Salamana am Samoahafen errichtet und sind von da aus Vorstöße flussaufwärts gemacht worden. Die Schwierigkeiten sind dabei enorm. Wenige Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt ist man schon auf Höhen von 2600 m gelangt. Für die gesamten Minenunternehmungen sind inzwischen einige Mineningenieure von Erfahrung gewonnen worden und bereits in Kaiser Wilhelmsland eingetroffen.

Geht die Erschließung dieses Teiles in der gleichen Weise wie am Ramu vor sich, so bleibt der Friede auch in dieser Gegend gewahrt, die Eingeborenen werden sich feindseliger Handlungen enthalten und in freundliche Beziehungen zu den vordringenden Weißen treten. Der Kampf zwischen Eindringlingen und Eingeseffenen bis aufs Messer, der in Englisch-Neu-Guinea wütet, wird voraussichtlich keine Nachahmung auf deutschem Gebiet finden.

V. Wirtschaftliche Verhältnisse

Allgemeines

Wie aus dem geschichtlichen Teil über die Entwicklung Neu-Guineas hervorgeht, war die Erschließung des Landes bis zu den siebziger Jahren weder von irgend einer Nation geplant, noch in irgend einer Art versucht worden. Mit Ausnahme der ersten Besiedlungen des Bismarckarchipels im Matupi, Miofo und etwas später in Malum hatte kein Europäer an irgend einer anderen Stelle bis etwa 1885 festen Fuß gefaßt. Das ungeheure Gebiet dieser Südpfeekolonie konnte also bis zu dieser Zeit mit „fast gänzlich unbekannt“ bezeichnet werden. Man hat bei der Okkupation des Landes im Vergleich zu anderen Südpfeegebieten und zu anderen Kolonien nur wenige Produkte vorgefunden, deren Sammeln und deren Ausfuhr lohnend gewesen wären. Zu den wenigen gehört in erster Linie die aus der Kokosnuß gewonnene Kopra, welche im Archipel von den Eingeborenen, wenn auch nur in geringer Menge, eingehandelt wurde. Kaiser Wilhelmsland jedoch war auch in dieser Beziehung terra incognita. Kein Händler hatte, soweit bekannt geworden ist, vor der Inbesitznahme des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie je versucht, darauf gerichtete Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. So war also Kaiser Wilhelmsland, als es in deutsche Hände kam, ein wahrhaft jungfräuliches Land, das wahrscheinlich nur aus dem Grunde in dieselben geraten ist, weil andere Nationen vor den Schwierigkeiten seiner Erschließung und Kultivierung zurückschreckten. Die Neu-Guinea-Compagnie darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zu rechter Zeit zugegriffen und ungeachtet großer Schwierigkeiten mit zäher Ausdauer an dem Besitz des Landes festgehalten zu haben, bis die Zeit für die Aufrichtung deutscher Macht in der Südpfe gekommen war.

Von Anfang an waren ganz außerordentliche Schwierigkeiten bei den Kulturarbeiten zu bekämpfen. Zwar haben praktische Versuche, die im Laufe der Jahre gemacht worden sind, die Annahme bestätigt, daß der Boden sowohl auf dem Festland wie im Archipel von überaus großer Fruchtbarkeit ist, daß das Land großen Reichtum an fließendem Wasser und leichte Zugänglichkeit von der See aus zeigt, letzteres weil die vieleingeschnittene Küste auch vortreffliche Häfen besitzt, daß die geographische Lage, im Hinblick auf die neuerdings eingeschlagene Weltpolitik, die mit dem Entstehen eines neuen, voraussichtlich dem Suezkanal an Bedeutung nicht nachstehenden Schifffahrts- und Handelsweges (Panamakanal) zu rechnen haben wird, und nachdem gute Schifffahrtsverbindungen geschaffen worden sind, neuerdings eine glückliche geworden ist; hierzu treten noch die Gewißheit einer als Folge sprachlicher Zersplitterung anzusehenden relativ großen Sicherheit gegen innere Feinde und die anscheinend günstigen Aussichten auf die Ausbeutung von im Boden ruhenden Schätzen. Diesen günstigen Momenten standen und stehen teilweise noch entgegen:

Die Unwegsamkeit des fast durchweg mit Urwald bestandenen Landes, der Mangel im Lande an allem, was weiße Ansiedler zur Niederlassung brauchen, die Leben und Gesundheit bedrohenden Einwirkungen des Klimas, die insbesondere bei der Bearbeitung von Neu-land in die Erscheinung traten, die Indolenz der noch jeder Kultur baren Eingeborenen, die frühere Weltentlegenheit des Gebietes, dem eine zulängliche Schiffsverbindung zu der Kultur und deren

Produktionsstätten bis zum Jahre 1895 fehlte, eine üble Lage, aus der man erst in neuerer Zeit herausgekommen ist, und für die Unternehmen noch der Mangel an einem in den tropischen Verhältnissen geschulten Personal, das erst nach und nach herangezogen werden konnte.

Aus den nicht zahlreichen Eingeborenen, die an regelmäßige Arbeit nicht gewohnt und zu ihr auch nicht geneigt waren, ließen die Arbeitskräfte für größere Pflanzungen sich nicht ausreichend beschaffen; man mußte auf die Einführung ausländischer Arbeiter Bedacht nehmen (China, Java). Da aber in allen Kolonialstaaten des Ostens die Ausführung verbietende oder beschränkende Gesetze bestehen, waren Ausnahmen nur schwierig und meist nur mit Hilfe diplomatischer Vermittlung und in beschränktem Umfang erreichbar; bald zeigte sich überdies, daß nur besonders kräftige Farbige anderer Länder dem Klima in Neu-Guinea gewachsen waren. Auch die eingeborenen Arbeiter waren von ungleicher Widerstandskraft. Diese Schwierigkeiten sind allmählich überwunden oder doch gemildert worden, wenn auch mit schweren Opfern an Geld und Mühen. Lohngeld mußte auch in Neu-Guinea wie in anderen überseeischen Ländern und Kolonien bezahlt werden!

Die wirtschaftliche Tätigkeit hat sich jetzt vornehmlich der Kultur tropischer Nutzpflanzen, dem Betriebe des Handels mit den Eingeborenen und des Importes von Handelswaren aller Art für Weiße und Farbige zugewendet. Irgend eine in einer Plantage kulturfähige Pflanze war — außer der Kokospalme — im Lande nicht vorhanden. Zuerst nahm die Firma E. C. Jorjant in Kalum (Gazellehalbinsel) die Anlage einer Kokospalmenpflanzung planmäßig in Angriff und führte auch die Baumwollkultur als Zwischenpflanzung im Archipel ein. Ihr folgte die Neu-Guinea-Compagnie mit der Anlage ähnlicher Pflanzungen in Serbertshöhe (gleichfalls Archipel) und übertrug diese Kulturen nach Kaiser Wilhelmsland auf ihre Plantagen Stephansort und Friedrich Wilhelmshafen-Vomba. Die Neu-Guinea-Compagnie brachte ferner neu ins Land: den Tabakbau, den Anbau von Kaffee, Kakao, Pfeffer, verschiedener Faserpflanzen (Sisal-agave, Ramieh) und Kautschuk liefernder Pflanzen.

Auch für die Viehzucht sind günstige Vorbedingungen vorhanden, soweit es sich um Pferde, Rinder, Schweine und Geflügel handelt. Die Aufzucht der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie ins Land gebrachten Tiere ist in stetem Wachstum begriffen, was um so mehr hervorzuheben ist, als vorher Haustiere (außer Hühnern, Hunden und einer kleinen Art von Schweinen) in Neu-Guinea völlig fehlten und daher erst Erfahrungen über die geeigneten Rassen und die Bedingungen ihres Gedeihens erworben werden mußten.

Der Betrieb des Handels mit den Eingeborenen hat hauptsächlich den Ankauf von Kopra oder Kokosnüssen, Schildpatt, Trepan, Perlmutterschalen zum Gegenstand und ist zur Zeit noch überwiegend Tauschhandel. Er wird durch Händler betrieben, die in der Mehrzahl Farbige (Chinesen, Malaien etc.) sind und die mit den, den Handel betreibenden Firmen im Vertragsverhältnis stehen. Doch ist auch die Zahl der weißen Händler nicht unbedeutlich.

Kokospalmenkultur

Das Areal sämtlicher Kokospalmenpflanzungen, d. h. solcher Pflanzungen, die planmäßig angelegt worden sind und die planmäßig unterhalten werden, dürfte zur Zeit ungefähr 5500 ha mit 550 000 gepflegten Bäumen betragen, die aber zum weitaus größten Teil noch nicht tragend, zu einem kleinen Teil schwachtragend und zu einem kleinsten Teile volltragend sind.

Die Küstenbesiedlung bringt es mit sich, daß in Neu-Guinea die Kokospalmenkultur zur Zeit an der Spitze marschiert. In dem Kapitel „Eingeborene“ ist der Wichtigkeit dieser Pflanze für den Papua und den Melanesen Erwähnung getan; sie ist für den Eingeborenen das wichtigste Besitztum. Aber auch für den Europäer ist sie von einem Nutzen, der kaum von einer anderen Pflanze übertroffen wird. Der in kleine Stücke (Schnitze) zerlegte Kern der Nuß liefert die bekannte Kopra — einen der wichtigsten und nützlichsten Handelsartikel des Welthandels. Die Kopra ist sehr ölreich; das aus ihr gewonnene Öl wird zur Fabrikation von Seifen und Ölen und für die verschiedensten gewerblichen Zwecke verwendet; neuerdings ist es gelungen, das-

selbe auf chemischem Wege derart zu reinigen, daß fast alle Fremdstoffe aus ihm entfernt werden. Dieser Eigenschaft ist es zu danken, daß es auch direkt zur Nahrung des Menschen Verwendung finden konnte und zwar in Gestalt der immer mehr bekannt und begehrt werdenden Kokosnußbutter, die dem Konsumenten nicht allein eine große Ersparnis gegenüber der Butter oder anderen Fetten bietet, sondern auch als vegetabilisches Fett den Vorteil der größeren Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit hat. Man sagt daher dem Konsum der Kokosnußbutter, der erst begonnen hat, eine weitgehende Verbreitung voraus.

Herbertshöhe. Zur Anlage einer Kokospalmenpflanzung niedergeschlagener Urwald.

Wie enorm der Verbrauch von Kopro auf der Welt ist, erhellt zum Beispiel aus der Tatsache, daß es in Marseille und Umgebung Eisfabriken gibt, die ca. 80 000 Tons Kopro (die Tonne zu 1000 Kilo) jährlich in ihrer Fabrikation*) verbrauchen. Auch in Deutschland (Bremen, Hannover u. f. w.) existieren solche Fabriken. Die Nachfrage nach Kopro ist fortwährend im Steigen, so daß die Pflanzler und Händler in den letzten Jahren stets einen willigen Markt gefunden haben, der ihnen Prosperität sicherte und sie zu neuen Anlagen und zur Ausdehnung des Handels ermutigte. Europäer und zahllose farbige finden also ihre Existenz in der Verwertung dieser nützlichsten aller Palmen. Die Anforderungen, die sie ihrerseits an Boden, Klima und Pflege stellt, sind nicht er-

heblich. Sie liebt Salzluft und Seewinde, bevorzugt etwas sandigen nicht allzu schweren, auf der Koralle ruhenden Boden. Daraus ist zu folgern, daß sie am besten an der Meeresküste gedeiht. Nach dem Innern des Landes nimmt sie an Zahl und an Ertragsfähigkeit ab, bis sie in einer gewissen Zone von dem Meere ab gänzlich verschwindet. Sie ist in Neu-Guinea im Innern auch am Rande gesehen worden, doch nur noch in geringerer Zahl und mit kleineren Rüffen. Damit ist auch die Grenze ihres rationellen Anbaues gegeben: er hat sich, um rentabel zu sein, auf die Küstengebiete zu beschränken. Bezüglich des Raumes, den sie zu ihrer gedeihlichen Entwicklung beansprucht, ist die Palme anspruchsvoll. In der Südsee hat die Erfahrung die Praxis ge-

*) Man kann im Durchschnitt rechnen, daß aus 7000 Rüffen eine Tonne Kopro hergestellt werden kann. Die volltragende Palme trägt 70—100 Rüffe. 1 ha liefert daher etwa gegen das zehnte Jahr eine Tonne Kopro.

zeitig, die einzelnen Bäume in Entfernungen von je 10 m nach jeder Seite hin zu pflanzen; auf einen Hektar (10 000 qm) gehen daher nur 100 Kokospalmen, die im sechsten Jahre (schwachtragend) etwa 20 Nüsse pro Baum, und von da ab von Jahr zu Jahr mehr liefern, bis sie in 10 bis 12 Jahren volltragend mit 70–100 Nüssen pro Baum und Jahr sind. Natürlich würde eine Pflanzung viel leichter anzulegen und zu erhalten sein, wenn man in kleineren Abständen pflanzen könnte. Dies verträgt aber der Baum nicht, er gelangt bei dieser Methode niemals zu einer

rentablen Produktivität — er führt nur ein kümmerliches Dasein. Nach den vorerwähnten Daten ist die Ergiebigkeit einer volltragenden Pflanzung leicht zu berechnen. 100 Bäume à 100 Nüsse pro ha ergeben in der Ernte 10 000 Nüsse oder $1\frac{1}{4}$ Tonne Kopra für einen Hektar Landes*).

Die in den Plantagen Neu-Guineas stehenden 550 000 Palmen dürften daher im Laufe der nächsten 8–10 Jahre nach und nach, gering gerechnet, eine Ernte von 5000 Tons Kopra im Durchschnitt ergeben — wenn nicht besondere Umstände störend eingreifen. Neuanlagen sind nicht mit eingerechnet.

Die Kokospalmenkultur ist die einzige in Neu-Guinea, die man mit dem Prädikate „einheimisch“ belegen kann. In ihr allein besitzt man daher abschließende Erfahrungen und kann nach menschlicher Voraussicht Schlüsse, wie die obigen, bezüglich ihrer zukünftigen Gestaltung und des Nutzens, den sie für das Land erbringt, ziehen. Diese Erfahrungen haben ferner noch ergeben, daß die Kultur mit relativ geringen Arbeitskräften, insbesondere recht gut nur mit einheimischen Arbeitern betrieben werden kann, daß sie das ganze Jahr über größere oder kleinere Ertragnisse (Ernten) liefert und daß ihr Betrieb, wenn auch Sorgfalt dazu gehört, nicht schwierig oder umständlich ist. Zur Zeit ist aus diesen Gründen die Kultur der nützlichen Kokospalme als der Grundpfeiler der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes anzusehen.

Neu-Guineabaumwolle

Alle anderen Kulturen sind, weil eingeführt, meist aus dem Versuchsstadium noch nicht heraus. Vor etwa 6–7 Jahren hielt man die Baumwollkultur auch für Neu-Guinea aussichtsreich, namentlich wenn sie in Verbindung mit der Palmenkultur**) betrieben würde. Drei Firmen — E. E. Forsyth, die Neu-Guinea-Compagnie und D. Mouton & Co., gingen dementsprechend vor. Das erzielte Produkt war ein vorzügliches — eine langstapelige, seidenartige Flocke von außerordentlicher Güte, die sich gut mit der besten Sea-Islandbaumwolle messen konnte; sie holte auf dem englischen Markte, wo allein diese feine Qualität verkäuflich ist, den exorbitanten Preis von 90–150 Pfennig pro $\frac{1}{2}$ kg (gegen 30–70 Pfennig anderer Spielarten) je nach Qualität und Marktlage. Man war auf Grund von Erfahrungen anderer Kolonien zu der Erwartung eines Ertragnisses von 100–160 Kilo pro Hektar berechtigt. Allein auch hier bestätigte sich die Regel, daß man die Verhältnisse eines Landes ohne weiteres auf ein anderes nicht übertragen kann. Die erst Ende der Trockenzeit einsetzende Reise brachte die Ernte in die Zeit des Regens und der Stürme, durch welche sie meist der Vernichtung preisgegeben wurde. Die Ernten fielen daher quantitativ so gering aus, daß die Kultur bei ihren größeren Ansprüchen an Arbeitskräfte, Zubereitung für den Markt u. s. w. völlig unrentabel sich erwies. Sie ist denn auch bei zwei Firmen eingestellt worden, bei der dritten

*) In den Berichten aus deutschen und anderen Kolonien liest man häufig von den großen Fortschritten der Kokospalmenpflanzungen, nach denen oft eine Pflanzung in 1 Jahre oder in 2 Jahren Hunderttausende von Palmen auspflanzt; nach dem Arbeiterstande ist anzunehmen, daß mehrere hundert Bäume auf 1 ha gebracht werden; Pflanzungen dieser Art werden später eine bittere Enttäuschung bringen.

**) Gleichzeitiges Bestocken eines Baumwollfeldes mit Kokospalmen. Die jungen Palmen schädigen die Baumwollstände in ihrem Wachstum und Ertragnis nicht. Nach etwa 5 Jahren stirbt die Baumwollstände ab und die junge Palme fängt an zu tragen.

dürfte dies nur eine Frage der Zeit sein und damit dürfte diese, an und für sich aussichtsreiche Kultur auch für Neu-Guinea — wie auf anderen Inseln der Südsee, zum Beispiel Samoa — abgetan sein.

Neu-Guineakaffee

Die Versuche mit Kaffee dürfen insoweit als abgeschlossen angesehen werden, als die angelegten kleineren Versuchsplantagen von Kaffee sich gut tragend entwickelt und ein Produkt geliefert haben, das die Probe vor den Sachverständigen vorzüglich bestanden hat. Saatgut ist auf den Versuchsplantagen genügend vorhanden, um nunmehr auch im größten Stile vorgehen zu können. Anscheinend hat man auch bei dieser Kultur in vorsichtiger Weise erst die Resultate kleinerer Versuche abgewartet und lieber viele Jahre die Kultur ohne größere Ausbreitung gelassen, als durch ein Fehlschlagen derselben Kapitalien zu riskieren. Dem Vernehmen nach soll jetzt jedoch, nachdem das gedeihliche Fortkommen konstatiert ist, eine Firma mit der Anlage einer größeren Plantage beschäftigt sein.

Coffea arabica — Höhenkaffee ist bis jetzt noch nicht in Neu-Guinea eingeführt worden, obgleich gerade Boden, Klima und das Vorhandensein geeigneter Höhenlagen auf die Kultur dieser Sorte hinweisen. Auscheinend schreckt man vor der kostspieligen Anlage der Kommunikationen in das Innere nach den zu dieser Kultur geeigneten Mittelgebirgen zurück oder aber man fürchtet — was das Wahrscheinlichere ist — nicht ausreichende Arbeitskräfte zu der nur kurzen einmaligen Erntezeit im Jahre, welche diese Art im Gegensatz zu anderen Kaffeearten, bei denen das ganze Jahr über geerntet werden kann, beansprucht, zur Verfügung zu haben. Das dicht bewölkerte oder wohl überwölkerte Java vermag zu der bei *Coffea arabica* etwa 2 Monate dauernden Erntezeit so zahlreiche Hände zu stellen, daß in diesem Lande die Ernte mit wenig oder gar keinem Verlust eingebracht werden kann. Zur Zeit verfügt Neu-Guinea jedenfalls nicht über die für diese Kultur erforderlichen zahlreichen Arbeiter.

In Britisch-Neu-Guinea haben Missionare, etwas früher schon als in Deutsch-Neu-Guinea geschehen, in der Ebene fortkommenden Kaffee ein-

geführt. Derselbe degenerierte — wenn man eine Veredlung so nennen darf — d. h. er brachte eine bessere Frucht hervor, als gewöhnlich diejenige anderer Länder ist und bildete sich schließlich zu einem eigenartigen Gewächs aus, dessen Produkt sehr beliebt geworden ist. Auch in Deutsch-Neu-Guinea dürfte der Kaffee dieser Gattung sich zu einer besonderen Art heranbilden. Jedenfalls sind die nach etwa 4–5jähriger Arbeit erzielten kleinen Ernten im Lande selbst sehr beliebt und werden von den Konsumenten bezüglich der Qualität dem mittleren Javakaffee gleichgestellt. Ein Export hat noch nicht stattgefunden, da der Konsum des Landes die Ernten voll absorbiert. Man darf aber aus der Ausnahme, die der Neu-Guineakaffee im Lande selbst gefunden, darauf schließen, daß sie auch auf dem europäischen oder amerikanischen Markte eine günstige sein wird und daher die Ansichten dieser Kultur als vielversprechende bezeichnen, falls die gegenwärtige schlechte Lage des Kaffeemarktes überhaupt wieder durch günstigere Zeiten gehoben wird. Immerhin wird es noch einige Jahre dauern, bis Neu-Guinea-Kaffee auf dem Weltmarkt erscheint.

Kakao

Die neu eingeführte Kakaokultur steht noch im ersten Versuchsstadium. Die Einführung der bezüglich ihres Saatgutes außerordentlich empfindlichen Pflanze ist mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, weil guten Kakao liefernde Länder, von denen Saaten bezogen werden könnten, von Neu-Guinea weit entfernt liegen und man daher auf den Bezug von Pflänzlingen in Wardischen Kästen angewiesen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es aber gelingen, auch in dieser Kultur so viele saatliefernde Pflanzen gesund hoch zu bringen, daß sie weiter ausgedehnt werden kann — natürlich erfordert dies den Zeitraum einiger Jahre.

Tabakkultur

Die Tabakkultur ist unstreitig eine der schwierigsten, die ausgebildeten Arbeiter und die strengste Überwachung erfordernden Tropenkulturen. Wenige Raucher werden sich wohl dessen bewußt sein, wenn sie den Rauch ihrer Zigarre

in die Luft jenden, den Duft derselben einatmen und wenn das Auge wohlgefällig über deren schlanke Form, deren zusagende Farbe und deren feinen Wickel streift. Auge und Nase müssen Befriedigung finden, wenn die Zigarre schmecken soll. Nach dieser Forderung müssen sich die Tabakspflanzer richten, wenn sie die Fabrikanten in die Lage versetzen wollen, ihr Fabrikat an den Mann (neuererzeit allerdings auch an die Frau) zu bringen. Gemäß diesen Anforderungen scheiden sich die Produzenten in zwei mehr oder weniger getrennte Gruppen: die eine Gruppe pflanzt für das Auge, die andere für die Nase des Rauchers Tabak, die eine die meist im Geruche und Geschmack neutralen Deckblatttabake, die andere die den Geruch und Geschmack bringenden Einlagetabake. Letztere sind überwiegend Gegenstand des Kleinbetriebes — von der Pfälzer bis zur Havannaeinlage — mit ersteren beschäftigt sich hauptsächlich der Plantagenbetrieb — wie bei den Sumatra-, Borneo- und Neu-Guineatabaken. Das Ziel der Plantagenkultur ist ein Deckblatt zu schaffen, welches mit großer Schönheit (wenn die Mode nicht anders bestimmt) der Farbe tadellose Beschaffenheit des Blattes bezüglich seiner Größe, Elastizität (spröde Blätter besitzen keine Deckfähigkeit, sie brechen) und seiner Brennfähigkeit (weiße Asche) verbindet. Ein solches Produkt liefert — namentlich was die zur Deckfähigkeit unbedingt notwendige Elastizität anlangt — ausschließlich der in eine Tabakplantage umgewandelte schwere Urwald mit seinem tiefgründigen, jungfräulichen Boden. Auf solchem ist es im Laufe der Jahre nicht allein gelungen den edelsten Tabak hervorzubringen, der die geforderten Eigenschaften besitzt, sondern auch den Lann des Rauchers bezüglich eines mehr oder weniger raschen Wechsels in den Farben zu folgen.

Von Natur ist dem edlen Deckblatttabak bei richtiger Reife und richtiger Behandlung meist eine rötlichbraune Farbe in verschiedenen Nuancierungen von Hell bis Dunkel gegeben. Doch diese eine Farbe genügt der Mode nicht. In dem Wahn befangen, daß helles Deckblatt auch ohne entsprechende leichte Einlage einen weniger mit Nikotin durchsetzten Tabak anzeigt oder daß recht unbestimmte, schmutzige oder graue Farben einen höheren Grad von „Echtheit“ betünden, oder daß ein solcher Tabak besser munde, werden alle möglichen, d. h. unmöglichen, weil unnatürlichen Variationen verlangt, die nur durch künstliche Beeinflussung auf das Wachstum der Pflanzen oder durch Einwirkung auf die natürliche Fermentation des Produktes — also durch Vorgänge, die in Wirklichkeit der Güte des Tabaks Eintrag tun — erzielt werden können. Als ob solche äußerlichen Farben irgend einen Einfluß auf die spätere Einlage der Zigarren, die aus Felix Brasil-, Java-, Havanna- u. s. w. Einlagetabaken bestehen, ausüben könnten! Die mäusegraue Farbe der Zigarren, die gegenwärtig von der Mode bevorzugt wird, zum Beispiel wird durch den Schnitt vor der Reife und besonderes Fermentieren erzeugt und hat natürlich

mit dem Geschmacke nichts zu tun, sie wird nur von dem bishigen Deckblatt getragen, das eine Zigarre einhüllt. Müßte der Raucher solchen unreifen Tabak als Einlage rauchen, so würden die meisten rasch von ihrer Leidenschaft bekehrt werden. An und für sich mag diese Auffassung über die Ursachen der Qualität ja harmlos sein, für den Pflanze ist sie aber die Quelle großen Unheils geworden: sie hat die Tabakkultur zu einem Hazardspiel gemacht, bei dem nur der Pflanze einen Treffer zieht, der diejenige Farbe beim Pflanzen und Bearbeiten des Tabaks trifft, die in der kommenden Saison Mode wird. Der hellgelbe Tabak, der vor 4–6 Jahren in der Mode war, und der seinerzeit mit Gold aufgewogen wurde, wird heutzutage kaum mehr gekauft. Fast alle Tabakunternehmungen auf Sumatra, Borneo und Neu-Guinea behandeln jetzt ihren Tabak auf graue Farben, wie sie damals die hellgelbe Farbe zu erzielen wußten — ändert sich die Mode in der Farbe, so würden ihre Ernten entwertet, gleichviel ob sonst der Tabak gut oder schlecht ist und große Verluste, die jedesmal die Existenz der ganzen Unternehmung aufs Spiel setzen, sind unausbleiblich.

In diesen ungesunden Verhältnissen ist neben der Arbeitermisere der Grund zu suchen, warum auf Neu-Guinea die Tabakkultur keinen breiteren Boden gefunden hat, also nur in beschränkterem Umfange betrieben wird, obgleich der Tabak ausgezeichnet gedeiht und sich mit jedem anderen Deckblatttabak messen kann. Will man den Schwerpunkt auf sie verlegen, so müssen alle anderen Kulturen beiseite gelassen werden, denn die Schwierigkeiten in

ihr sind so große, daß die Sorgfalt, die Intelligenz und die volle Arbeitskraft der Pflanze und die gesamte Leistung der Arbeiter auf sie konzentriert werden — für eine andere Kultur bleibt nichts übrig.

Die Erfahrung zeigt, daß auch in Sumatra nur einzelne große Gesellschaften, die über eine Reihe von verschiedenen gelegenen Pflanzungen, die sich bei Mißernten oder bei Modewechsel gegenseitig aushelfen können, gebieten, ein sorgenloseres Dasein führen, als die vielen kleinen Unternehmungen, die mehr oder weniger in steter Sorge um ihre Existenz leben und von Jahr zu Jahr auf einen „Treffer“ hoffen. In Neu-Guinea wird man besser tun, sich an dem Hazardspiele nicht zu beteiligen und sich zunächst anderen Kulturen mit weniger schwankenden Preisen auf dem Weltmarkte zuzuwenden.

Kultur von Kautschuk liefernden Bäumen

Anders liegt die Kultur mit Kautschuk liefernden Pflanzen, die von der Neu-Guinea-Compagnie nach Kaiser Wilhelmsland und nach dem Bismarckarchipel gebracht worden ist. Auch hierbei ist man mit der größten Vorsicht und allerdings dadurch auch unter einem großen Zeitaufwand vorgegangen. Etwa 1890 wurden einige wenige Pflanzen (*Castilloa elastica* und *Ficus elastica*), welche dem muster-gültigen botanischen Garten von Buitenzorg auf Java entstammten, nach Konstantinshafen gebracht und dort groß gezogen. Sie kamen leidlich hoch und lieferten zu einem zweiten Versuch das Saatmaterial, der 1896 in Stephansort mit einer größeren Anzahl unternommen wurde. Bis zum Jahre 1900/1901 hatten sich diese Pflanzen zu stattlichen Bäumen entwickelt, die nach dem Urteil der sachverständigen Pflanze einer derartigen Kraft und eines derartigen Wachstums sich erfreuen, daß angenommen werden darf, dieser Baum habe seine Heimat in Neu-Guinea gefunden. Auch die Versuche des Anzapfens der Bäume auf ihre Ertragsfähigkeit und auf die Qualität des gewonnenen Kautschuks haben vollauf befriedigt, so daß auf diese Kultur die besten Erwartungen gesetzt werden dürfen. Man ist denn auch auf Grund dieser Vorbereitungen in Kaiser Wilhelmsland damit vorgegangen, dieser Kultur eine große Ausdehnung zu geben. Zur Zeit ist man, nachdem das erforderliche Saatgut im Lande selbst den 1896 gepflanzten Bäumen entnommen werden kann, beschäftigt, Hunderttausende von Bäumchen anzulegen bzw. anzupflanzen. *Ficus elastica* wird bevorzugt.

Neuerdings hat der vom kolonialwirtschaftlichen Komitee entsandte Forschungsreisende R. Schlechter Guttapercha liefernde Bäume in Kaiser Wilhelmsland entdeckt. Nach den von dem Komitee veröffentlichten Berichten erfreuen sich die Gunde auf Arten, welche weißes Gutta produzieren (nicht Gutta merah, das rötliche). Da die Gewinnung mit Hilfe der Eingeborenen

Ein 3 Monate altes Kautschukbäumchen (*Castilloa elastica*).

faum möglich, durch Expeditionen aber sehr schwierig und kostspielig ist, so steht noch in Frage, ob sie rentabel gemacht werden kann.

Mit Erfolg sind ferner eingeführt worden (gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie) Pfeffer, Vanille, die Sisalagave, Ramié, Kapot, welcher übrigens in einer Art auch im Lande wild wachsend vorkommt, kultiviert aber besseren Ertrag abwirft. Auf sie einzeln einzugehen würde hier zu weit führen; es sei nur bemerkt, daß derartige

Kulturen im alleinigen Plantagenbetrieb in Neu-Guinea kaum rentabel gemacht werden können, immerhin aber von Wichtigkeit als Nebenbetriebe sind, um die vorhandenen Arbeitskräfte voll auszunützen. Sie kommen auch in Frage, weil man die Existenz einer Pflanzung nicht auf eine Karte — in diesem Falle auf eine einzige Kultur setzen

will. Betreibt man auf einer Pflanzung mehrere voneinander unabhängige Kulturen, so läßt sich doch im Falle von Minder- oder Mißernten aus der einen oder der anderen Kultur eine bestimmte Einnahme durch die nicht davon betroffenen erzielen. Von diesen sei nur die Kultur des Kapotbaumes hervorgehoben, welcher planmäßig von der Neu-Guinea-Compagnie um 1896 angepflanzt worden ist — meist nur an den Rändern der Pflanzungswege (Chausseebäume) und welche jetzt schon etwa 25.000—30.000 Pfund Seidenflosse p. a. liefert.

Ein ca. 1 Jahr alter Kautschukbaum (*Ficus elastica*)
2½ m hoch.

Aus diesen ganz allgemeinen Angaben wird der verehrte Leser den Eindruck gewinnen, daß in einem Lande, welches keine anderen Hilfsquellen besitzt als sein Tropenklima und seinen Urwaldboden, das Kolonisieren nicht leicht zu nehmen ist. Jedes kulturfähige Stückchen Erde muß dem Urwald abgerungen werden und wie der Mensch in dem ungewohnten Klima um seine Exi-

stenz zu ringen hat, so hat auch jede neue Pflanze als Eindringling zunächst um ihre Daseinsberechtigung zu kämpfen. Die eine Pflanzengattung erstarrt, die andere stirbt bei hohen Grundwasserverhältnissen ab, die eine liebt den Seewind, die andere verkümmert unter seiner Einwirkung, der einen ist Korallenboden ein Lebensfaktor, der anderen bringt er Vernichtung; in ihrem Kampfe ums Dasein haben aber alle Eindringlinge eines gemein, nämlich Widerstand gegen irgend einen Schädling zu leisten, der sofort und ohne Ausnahme bei jedem Neuling zur Stelle ist und ihn mit der Vernichtung bedroht. Erst wenn für die neu einzuführende Pflanze der passende Boden, die passende

Höhenlage gefunden und die Angriffe des Schädlings oder der Schädlinge mit des Menschen Hilfe überwunden sind, dann darf man auf ihre Zukunft im Lande Vertrauen fassen und an ihre Ausbreitung zum Nutzen des Menschen herangehen. Daraus erhellt, daß Neuanlagen überall Zeit, viel Zeit erfordern, bis sie rentabel werden können und, daß diese Zeit in den Ländern doppelt zu bemessen ist, in welchen noch gar keine Erfahrungen vorliegen, wie dies bei den meisten deutschen Kolonien, jedenfalls aber in Neu-Guinea der Fall ist. Deswegen werden auch diejenigen, welche Kapitalien in die Kolonien gesetzt haben, bezüglich ihrer Verzinsung sich mit Geduld wappnen, so wie diejenigen, die die mühsame und vielfach undankbare Arbeit der Pioniere übernommen haben, sich damit trösten müssen, daß schließlich mutiges Aus-harren doch seinen Lohn finden wird.

VI. Ansiedler und Beamte *)

Das Leben in Neu-Guinea hat, obgleich die junge Kolonie noch nicht viele Lebensjahre zählt, bereits ein recht eigenartiges Gepräge erhalten. Die ersten Ansiedler im Archipel waren Kaufleute, die in engeren Beziehungen zu Samoa standen und von denen einzelne mit Samoanerinnen verheiratet waren. Hierzu kam englisches und amerikanisches Element, bis nach der Besitzergreifung des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie das deutsche Element dominierend wurde. In dem ausschließlichen Dominium dieser Compagnie in Kaiser Wilhelmsland waren natürlich als Beamte, Pflanzern und Kaufleute von Anfang an fast ausschließlich Deutsche vertreten; als aber die Tabakkultur eingeführt wurde, kam eine Anzahl von deutschen und holländischen Tabakpflanzern aus Sumatra,

*) VI und VII nach den Angaben des Administrator Karl Müller.

Wohnhaus eines Europäers in Stephansort nebst Küstengebäude. Das Dach ist mit Atap eingedeckt (Stätter der Nipapatne).

welche die Sitten und Lebensgewohnheiten Niederländisch-Indiens auf Neu-Guinea zu übertragen suchten, was um so leichter erschien, als sie infolge ihrer Kenntnisse und ihrer Tropenerfahrungen in einem besonderen Ansehen standen. Auch Australien stellte für Neu-Guinea ein größeres Kontingent von Leuten, die namentlich in den unteren Stellen als Aufseher oder im Schiffsdienst als Matrosen Unterkunft fanden. Nimmt man dazu noch das Händler-element, bei welchem manchmal die Vergangenheit des einzelnen Individuums nicht ganz durchsichtig ist, sowie die verschiedenen Berufsarten aller Rassen hinzu, so wird man die eigenartige Entwicklung des Lebens erklärlich finden. Stand und Herkunft des einzelnen Individuums waren aber nicht allein für diese Entwicklung maßgebend — nicht einmal die Sumatrapflanzer, die am meisten dazu prädestiniert erschienen, konnten mit ihren Sitten ausschlaggebend durchdringen. So ist von jeder Nation und Rasse etwas geblieben und ein Ganzes daraus geworden, dem der Verkehr mit der eingeborenen und eingewanderten Arbeiterschaft den originellen Stempel aufdrückt.

Die Häuser der Europäer tragen alle einen übereinstimmenden Charakter, wenn auch die einen größer als die anderen und in ihrer inneren Ausstattung je nach dem Geldbeutel oder den Neigungen der Besitzer verschieden sind. Vom Palmenwald umgeben erhebt sich inmitten eines kleinen Gartens ein meist einstöckiges Holzhaus (Schweizerhaus), das auf über meterhohen Holzpfählen oder Zementpfählen steht, und um welches ringsherum eine breite Veranda läuft. Im Archipel ist meist das Dach mit Wellblech eingedeckt, welches zugleich zum Sammeln des Regenwassers in sogenannten Tanks dient. Breite Türen führen zu den luftigen Innenräumen, welche gewöhnlich aus einem Empfangszimmer, einem Speisezimmer und einigen Schlafräumen bestehen. Küche und Wirtschaftsräume sind in einem besonderen, nahe stehenden

Gebäude untergebracht. Die Einrichtung ist eine sehr einfache und besteht aus den im Osten allgemein üblichen Möbeln chinesischer Herkunft. Weiße Federbetten gibt es mit Rücksicht auf das Klima nicht; man benützt harte Betten — Matrasen und Kopfkissen mit Kapok*) gefüllt —, die in dichte Schleier (Moskitoneze) eingehüllt sind.

Die Tracht ist die übliche Tropentracht: bei den Herren weiße baumwollene Anzüge, welche leicht gewaschen werden können, von welchen jedes Individuum einige Duzend besitzt, und der Tropenhelm oder ein weicher Filz- oder Strohhut mit breitem Rande. Die Damen — in der überwiegenden Mehrheit von englisch-samoanischer Abstammung — tragen schlafrockähnliche Gewänder aus leichten Stoffen. — Auch in dieser Beziehung herrscht die größte Einfachheit.

VII. Arbeiterverhältnisse

Melanesische und papuanische Arbeiter

Die dem Lande selbst entstammenden Arbeiter sind aus allen Teilen des Schutzgebietes. In der ersten Zeit — also bis etwa 1891 — verstanden sich im großen und ganzen nur die Leute von den Inseln des Archipels zur Arbeit und auch diese nur in geringerer Zahl. Von dieser Zeit ab gelang es mit vieler Mühe, nach und nach andere Gebiete, insbesondere auch in Kaiser Wilhelmsland für die Anwerbung zu erschließen, so daß man jetzt in Kaiser Wilhelmsland Leute von den Gebieten des Huongolfes, aus der Gegend von Finschhafen, der Astrolabebai, Potsdamhafen, Berlinhafen, den French-Inseln, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Buka u. a. m. als Arbeiter beschäftigt findet**). Fast alle Arbeiter, die den üblichen Arbeitervertrag eingehen, haben jetzt den Begriff, daß sie eine Verpflichtung auf eine größere Zeitdauer — die Archipel-Leute auf 3 Jahre, die Kaiser Wilhelmslandleute meist auf 2 Jahre — eingehen,

*) Seidenbaumwolle, ein Produkt des Kapokbaumes, der im Lande wächst.

**) Im Archipel liegen die Verhältnisse etwas anders. Auf den Unternehmungen daselbst werden fast nur Archipelleute verwendet, was seinen Grund darin hat, daß solche in hinreichender Zahl gewonnen werden konnten. Bei der rapiden Zunahme des Umfanges der Pflanzungen wird man aber bald an der Grenze der im Lande zu gewinnenden Zahl angelangt sein und daher sich nach Zufuhr von außerhalb umsehen müssen.

nach deren Ablauf sie wiederum in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Die unbedingte Zuverlässigkeit aller Versprechungen und Zusagen, die ihnen bei Abschluß des Vertrages vom weißen Manne gemacht worden sind, bildet die Grundlage des Verhältnisses. Jedes angeworbene Individuum muß reichliche Verpflegung, gute Behandlung, Befriedigung seiner kleinen anderen Bedürfnisse, wie zum Beispiel des Rauchens, der allgemeinen Unterhaltung (Sing-Sing), der Eitelkeit mit Bezug auf Kleidung und insbesondere nach Ablauf des Vertrages pünktlichste Entlassung und Heimbeförderung finden, um bei

Papuanische Arbeiter der Neu-Guinea-Compagnie vom Stamme der Jabims (Gegend von Finschhafen) in Stephansort.

sich und seinen Stammesgenossen in der Heimat das Vertrauen zu dem Arbeitgeber zu gewinnen, das für die weitere Gestaltung eines Verhältnisses zwischen ihm, seinen Stammesgenossen und zwischen dem Arbeitgeber maßgebend ist. Wird er in seinem Vertrauen getäuscht, werden seine Erwartungen nicht erfüllt, so läßt nicht allein er selbst sich nicht mehr zu einem Dienstverhältnis herbei, sondern auch seine Genossen und Nachbarn verschließen sich allen weiteren Versuchen. Ein in dieser Hinsicht begangener Fehler rächt sich auf lange Jahre hinaus. Die Auswahl des europäischen Personals der Unternehmungen entscheidet daher in der Hauptsache auch über die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse, da der eingeborene Arbeiter niemals eine Unternehmung, wie zum Beispiel die Neu-Guinea-Compagnie, die über ihm stehen könnte, in seinen Begriff einzubeziehen vermag, sondern nur deren persönliche Vertretung. Für ihn ist der „big fellow master“ oder der „big fellow master to much“ die einzige und maßgebende Autorität, die er kennt und von der alles in gutem

oder schlechtem Sinne herrührt. Kommt zum Beispiel auf der Plantage XX, die von dem Administrator Krause geleitet wird, schlechte Behandlung vor, so wird bei Krause kein Arbeiter seinen Vertrag verlängern, keiner der Entlassenen oder Davongelaufenen nach einem zeitweisen Aufenthalte in der Heimat das Verlangen verspüren, wieder in die erlernte Tätigkeit zurückzukehren; aber auch kein Stammesgenosse wird sich neu anwerben und kein Dorfsältester dazu die Erlaubnis erteilen — kurzum Herr Krause ist boykottiert zum schweren Schaden seiner Gesellschaft.

Was nun die Leistungsfähigkeit des papuanischen oder melanesischen Arbeiters anlangt, so ist dieselbe durchaus nicht eine minderwertige, wie so vielfach geglaubt wird, sondern bei einiger Erziehung eine durchaus zufriedenstellende, wenn sie auch nicht diejenige des Chinesen oder Javanen, wenigstens zur Zeit noch nicht, erreicht. Er kann zu allen Arbeiten — mit Ausnahme etwa derjenigen, die etwas Farbensinn beanspruchen, wie zum Beispiel das Sortieren von Tabak — verwendet werden. Auch ist er bei richtiger Behandlung ein treuer und guter Diener. In seiner Erziehung zum mehr selbsttätigen Arbeiter hat er derart Fortschritte gemacht, daß man ihm neuerdings die selbständige Erledigung eines gewissen Arbeitsquantums für den Tag übertragen kann, das er ohne unmittelbare Aufsicht gewissenhaft abfertigt. Auch in das Handwerk sind sie eingedrungen, insbesondere scheinen sie sich für das Zimmerhandwerk zu eignen und zu interessieren. Im Schiffsdienst sind sie gut verwendbar; die Handels- und Anwerbeschiffe sind durchweg mit melanesischen Matrosen besetzt. Selbst zur Führung eines Kutters oder zur Beaufsichtigung einer kleineren Station haben sie sich aufgeschwungen.

Chinesische Arbeiter

Während bei den Unternehmungen im Archipel fast ausschließlich eingeborene Arbeiter beschäftigt sind, sind in Kaiser Wilhelmsland auch andere Rassen, wie Chinesen, Javanen und javanische Frauen, Makassaren, Amboinesen, andere Malaier und Indier zur Arbeit herangezogen worden, teils wegen Mangel an einheimischen Arbeitskräften, teils um die Bedingungen, die gewisse Tropenkulturen erfordern, durch geschulte Hände zu erfüllen. Der vor allem bei der schwierigen Tabakkultur unentbehrliche Chineser ist in Kaiser Wilhelmsland zahlreich vertreten. Über den Wert und Unwert desselben sind in der Kolonialliteratur eine Reihe von Urteilen veröffentlicht, die mehr oder weniger auch auf Neu-Guinea zutreffend sind.

Auch in Neu-Guinea hat sich der Chineser als ein geschickter, sehr leistungsfähiger Arbeiter erzeigt, doch ist er als derjenige anzusehen, der sich am wenigsten mit dem tropischen Klima Neu-Guineas abfinden kann; es hat daher in den Reihen der chinesischen Arbeiter im Durchschnitt die größte Sterblichkeit geherrscht. Man hat früher diesen Umstand der schlechten Auswahl der Leute in den Hafenstädten, wie Singapore, Macao zc. zugeschrieben, wo man die Gelegenheit benutzt hätte, das durch den Opiumgenuß entnernte Gefindel abzuschieben.

Aber auch die neuerdings direkt in China angeworbenen, sorgfältigst ausgewählten Leute haben das ungünstige Bild wenig verschoben; sie sind den bekannten Tropenkrankheiten nicht unerheblich unterworfen. Auch dieser Umstand dürfte schließlich auf die Einstellung der Tabakkultur hinwirken.

Die Chinesen finden bei allen schwierigeren Arbeiten — hauptsächlich im Akkord — Verwendung. Ihre Leistungen sind denen der eingeborenen Arbeiter überlegen. Sie erhalten ihre Befehle und Anweisungen nicht direkt vom Administrator oder dem Assistenten einer Pflanzung, sondern durch eine Mittelsperson, den sogenannten Haupttandil, auch Tandil besaß genannt (chinesischer Hauptaufseher) und durch die Tandils Aufseher einzelner Abteilungen). Jede Plantage besitzt einen Haupttandil und auf 20–30 Chinesen je einen Tandil. Der Haupttandil sorgt für die Ausführung der von dem Administrator oder den Assistenten gegebenen Befehle, bei ihm werden alle Streitig-

keiten zwischen den Kulis untereinander vorgebracht, er ist ihr Ratgeber in allen Fragen und hält dagegen, was besonders wichtig ist, die Leistung der Unternehmung über alles, was im Chinesenviertel vorgeht, auf dem laufenden. Danach läßt sich die große Bedeutung dieses Mannes bemessen. Alle Weisungen auf einer Unternehmung ergeben vom Administrator oder in dessen Auftrage von einem Assistenten aus, der Haupttandil allein übermittelt sie in seiner chinesischen Sprache den Tandils und deren Kulis. Mehrere unter ihren Tandils stehende Abteilungen bilden einen Kongsie (80–120 Mann), über welchem ein Europäer steht.

Hauptpflanzweg einer Tabakplantage, auf dessen beiden Seiten die Tabakfelder angelegt sind (Stephansort 1896).

Die Chinesen sind als Handwerker (nicht zu verwechseln mit gewöhnlichen Arbeitern, auch „Kulis“ genannt), recht geschickt und arbeitssam bei verhältnismäßig geringen Ansprüchen. Infolge dieser Eigenschaften haben sich solche Leute rasch in Neu-Guinea eingebürgert (auch im Archipel), wo sie überall gern gesehen sind. Der weiße Handwerker ist daher fast gar nicht mehr in Neu-Guinea vertreten. Man findet geschickte Fischer, Gemüsegärtner, Zimmerleute, Plankenjäger, Schmiede, Maschinisten und auch neuerdings Schreiber (Crani), die die kleineren Rechnungen besorgen und Tabellen, Lohnlisten etc. führen können. In dem Stande der Cranis fängt man an, sich auch mit der deutschen Sprache zu beschäftigen; ihre Verwendung dürfte daher in Zukunft mehr und mehr in Frage kommen. Ein großer Teil der chinesischen Arbeiter (oft der größere) ist in Bezug auf seine Fähigkeit zur Arbeit als minderwertig

anzusehen, er ist, durch Krankheiten oder Laster geschwächt, der schweren Feldarbeit nicht mehr gewachsen — kann aber zu den feinen Tabaksarbeiten — Sortieren, Fermentieren, Bündeln und anderen Arbeiten in den Scheunen meist noch gut verwendet werden. Sie sind — in den englischen und holländischen Kolonien sogar offiziell — mit dem häßlichen Beinamen „Stinker“ belegt.

Der Verdienst dieser Leute hält sich etwa in folgenden Grenzen: Der Haupttandil hat einen Monatslohn von 100—120 Mark, ungerchnet des Nebeneinkommens, das er durch mehr oder minder freiwillige Abgaben seiner Leute sich schafft, die Tandils und guten Tabakarbeiter (Edelforten) dürften 300 bis 400 Mark p. a., die mittleren ca. 200 Mark p. a. verdienen.

Nur wenige Leute aus der Klasse der Stinker kommen über das Niveau des kontraktlich als Mindesteinnahme festgelegten Betrages von 16 Mark pro Monat hinaus.

Verpflegung gestellen sich die Leute selbst. Wohnung und ärztliche Überwachung besorgt die Unternehmung. Fast alle Chinesen stehen im Kontraktverhältnisse.

Javanische und indische Arbeiter

Auch die Javanen und Javaninnen stehen im Kontraktverhältnis und beziehen bei Selbstverpflegung 18—27 Mark Lohn im Monat. Sobald der Javane sich in seine Tätigkeit hineingelegt hat, so arbeitet auch er nach bestimmten Regeln im Akkord. Javanen werden zu allerhand Arbeiten gebraucht, so zur Anlage der Drainagen, zum Wegebau und zum Häuser- und Scheunenbau, sie sind Karrenführer, Wächter, Holzfäller u. s. w.; der Javane ist fügsam, anständig und geschickt und deshalb als Arbeiter willkommen. Auch bei ihnen geschieht der Verkehr mit dem Administrator durch ihren Obmann (Mandoor). 30—40 Mann stehen unter einem Mandoor.

In ähnlicher Weise liegen die Verhältnisse bei den Farbigen anderer Rassen.

An die javanischen Sitten und an deren Sprache gewöhnen sich alle eingewanderten Farbigen (nicht so die eingeborenen Arbeiter) bald, so daß sie sich in malaiischer Mundart nach etwa einem Jahr untereinander verständigen können; auch dem Europäer bietet die Erlernung dieser

Sprache wenig Schwierigkeiten, sie ist daher nachdem man sich gegenseitig eingewöhnt, der Kitt für das Verkehrsleben der Unternehmung.

Allen diesen Farbigen ist kontraktlich das Recht der freien Hin- und Rückreise von bzw. nach der Heimat zugesichert.

Die Anwerbung solcher Leute in China, Java, den Molukken, Singapore u. s. w. bietet nicht allein hinsichtlich der Auswahl, der Befriedigung ihres Mißtrauens fremden Verhältnissen gegenüber, der damit verknüpften großen Geldopfer, der zur Beförderung geeigneten Schifffahrtsgesellschaften und aus anderen verschiedenen Ursachen große Schwierigkeiten, sondern auch durch die Gesetzgebung fast aller Kolonialmächte, welche gute Arbeiter den eigenen Kolonien zu erhalten oder gleichfalls zuzuführen trachten.

Nach dieser kurzen Schilderung der weißen und farbigen Bewohner der Kulturniederlassungen Neu-Guineas gehen wir auf das alltägliche Leben von Weißen und Farbigen auf denselben ein.

Nachdem in aller Frühe Toilette gemacht und hastig eine Tasse Tee, Kaffee oder Katao geschlürft ist, gehen die Pflanzungsbeamten bei Tagesgrauen hinaus in die Pflanzung, wo sich inzwischen beim ersten Aufsteigen des Lichtes die Arbeiter auf dem Appellplatze zum Morgenappell versammelt haben; auch sie haben sich durch ein Frühstück bestehend aus etwas Reis oder Erdfrüchten gestärkt. Die europäischen Beamten halten, die meisten zu Pferde bei ihren Abteilungen und lassen sich von den farbigen Aufsehern (Tandils oder Mandoors) abteilungsweise Rapport erstatten über die Zahl der erschienenen Arbeiter, bei nicht erschienenen über

die Gründe des Fehlens u. s. w. Der europäische Heilgehilfe erscheint mit den sogen. Verbandmeistern, d. i. geschulten farbigen Heilgehilfen, verzieht die Kranken mit Medizin und läßt Wunden, die immer bei einer Anzahl von Leuten vorhanden sind, frisch verbinden. Gegen 6 Uhr erscheint der Administrator, nimmt die Rapporte entgegen und ordnet die Arbeit des Tages an. Nachdem dies geschehen, rücken die einzelnen Abteilungen auf ihre Arbeitsplätze ab. Punkt 6 Uhr verkündet ein von dem Wächter vor dem Administratorhaus ausgehendes, dreimaliges, langgezogenes Hornsignal, das von den übrigen Wächtern, welche nach

der Lage der Europäerhändler über die Pflanzung verteilt sind, sofort aufgenommen wird, den Beginn der ersten, fortlaufenden Tagesarbeit. Die europäischen Beamten (Assistenten) geben in den ihnen unterstehenden Revieren persönlich ihre An-

weisungen, stellen die einzelnen Arbeiter an (beim Tabakbau hat jeder Kuli immer ein und dasselbe, ihm zugewiesene Feld), bestimmen beim sogenannten Tagesafford die abzuarbeitenden Strecken, die Zahl der auszusäenden Pflanzen u. s. w.

Auch in dem kaufmännischen Betriebe heißt es: Morgenstund hat Gold im Mund! Punkt 6 Uhr öffnen sich die Tore des Verkaufstores, in welchem die Waren zum Verkauf oder zur Abgabe an die einzelnen Ressorts bereitliegen. Arbeiterköche empfangen zur Herrichtung der Mahlzeiten den für sie bestimmten Reis und andere Nahrungsmittel, die Hausjungen holen unter Abgabe von Lieferzetteln, Bestellzetteln u. a. m. die von ihren Herren ge-

Säbitanlage (Saatbeete) auf einer Tabakplantage mit Schutzdächern gegen Sonnenbrand. Im Hintergrund Tabak im Felde und Scheunen.

wünschten Artikel und Gegenstände; eine Anzahl Leute, Abgesandte der Missionen kaufen direkt ein. Gegen 8 Uhr ist der erste Ansturm befriedigt und auf dem Felde die Arbeit verteilt und nun kommt die Frühstücksstunde, welche der bisher nur notdürftig befriedigte Magen gebieterisch verlangt. Nach dem Frühstück, welches gewöhnlich aus Brot, Zwieback, Schinken, Wurst, kaltem Fleisch, Käse, Früchten zc. besteht, erledigt der Feldassistent einige Eintragungen in die Bücher und Arbeiterzahllisten und andere Aufzeichnungen und macht dann, immer zu verschiedener Zeit, zu Fuß eine Kontrolltour durch sein Arbeitsgebiet; der kaufmännische Beamte kehrt zu seinem Bureau und zu seinen Büchern zurück. Um 11 Uhr ertönen wiederum drei Hornsignale; diesmal rufen sie aber die Arbeiter von der Arbeit zur Mittagspause, die bis 1 Uhr währt. Um 1 Uhr beginnt wiederum die Arbeit und dauert bis ca. 6 Uhr. Der Europäer speist gewöhnlich, wenn er keine besondere dienstliche oder andere Abhaltung hat, um 12 Uhr zu Mittag. Sein Mittagessen, welches meist von einem chinesischen Koch schmackhaft zubereitet ist, besteht aus Suppe, Fisch, frischem Rind- oder Schweinefleisch, Huhn (fast jeder Beamte besitzt eigene Geflügelzucht) oder Ertragnissen der Jagd, wie Tauben, Kajuare, Buschhühner, Wild-

schweine u. a. m. Auch Hammelfleisch ist ab und zu als angenehme Abwechslung zu haben. Als Zukost werden Kartoffeln, Reis, Yams, Taros verwendet, ferner gibt es aus der stets frisch aus Europa oder Australien bezogenen Saat selbst gepflanzte Gemüse. Kalifornische und andere Früchte, Obst (Ananas, Bananen etc.), Käse der verschiedensten Art, Backwerk bilden den Nachtiich. Alles liefert der Store, wie auch einige preiswerte Weine, verschiedene Sorten Biere, Zigarren und andere Genußmittel. Ist frisches Fleisch nicht zu haben, so müssen Konserven aushelfen.

Den Arbeitern werden drei Mahlzeiten im Tage gewährt, je eine des Morgens, Mittags und Abends. Die Hauptnahrung besteht in der

— aber vergnügt lächelnd läßt er diesen Ausdruck der Lustigkeit über sich ergehen in dem Bewußtsein, je toller der Spektakel, um so größer das Wohl-

befinden der Leute und dankt Gott, daß jene Zeiten, in welchen die Menschen den Kopf hängen ließen und unlustig zur Arbeit gingen, zu welchen verlustreiche Seuchen umhergingen, vorüber sind und hoffentlich elten oder nie mehr wiederkehren. Je größer die Lustigkeit am Abend, desto besser geht andern Tages die Arbeit vor sich.

Auch der Europäer folgt der allgemeinen Sitte und stärkt sich nach

Ochsenkarren (Karetas) in Stephansort.

Hauptfache in Reis, daneben in selbstgewonnenen Erdfrüchten, wie Yams, Taros, Bataten, geröstetem Mais, Tapioka, Sago, Bohnen, ferner Salzfleisch, Trockenfisch, Kotosöl, Schweinefleisch; ferner werden einheimische, sowie chinesische und malaiische Gemüse verabreicht.

Nach Einstellung der Arbeit um 6 Uhr, also nach des Tages Paß und Hitze, werden die Spuren derselben durch ein Bad getilgt, ein Genuß, dem sich alle Arbeiter mit Eifer hingeben. Gewisse trottdilsfreie Flussstellen sind als Baderplätze freigegeben und mit Jubel tummeln sich alltäglich in ausgelassener Fröhlichkeit Männer und Weiblein in ungeniertem Durcheinander in den erfrischenden Fluten. Die auf das Bad unmittelbar folgende Abendmahlzeit bildet die Hauptmahlzeit. Unglaubliche Mengen finden bei diesem big fellow kai-kai ihr Unterkommen in dem ewig hungrigen Magen des farbigen Mannes.

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen schmücken sich oder legen ein besseres Kleid für die Erholung des Abends an und unter Plaudern und Scherzen wird der Abend verbracht. Die eingeborenen Arbeiter lassen es sich, namentlich in der Vollmondzeit, nicht nehmen, sich ihrem Sing-Sing (Tanz mit Gesang) mit Eifer hinzugeben — bald bilden sich Gruppen von Zuschauern und Ausführenden, deren absonderliche Verschiedenheiten mit der Umgebung, den unterhaltenen Feuern, ein phantastisches Bild ergeben. Manchmal mag dem in der Nähe weilen-

den Europäer der Lärm etwas störend erscheinen. Beendigung des Dienstes durch ein erfrischendes Bad. Alsdann erscheint er in frischem, schneeweißem Tropenanzug im Klublokal, um bei einem Glase durch Rotation in Salpeter gefüllten Bier ein Pflaundersündchen mit seinen Kollegen und etwaigen Gästen zu feiern. Tageserlebnisse werden besprochen, oft auch Politik getrieben. Die einen spielen Billard, andere irgend ein beliebtes Kartenspiel — auch hier ist der Stat vorherrschend — oder ein anderes Gesellschaftsspiel. Die Stimmung ist eine animierte, Witze fliegen herüber und hinüber, Schwänke werden belacht, kurzum bei diesem mit gutem deutschem Bier abgehaltenen „five o'clock tea“ werden die Beschwerden des Tropenlebens vergessen, die allgemeine Parole ist „Frohfinn“. Gegen 8 Uhr wird die Pflaundersunde beendet; jedermann eilt nach seinem Heim, um das in zwischen vom Koch in ähnlicher Zusammenfetzung wie das Mittagsmahl zubereitete Abendmahl einzunehmen. Um 9 Uhr ertönt wiederum das schon mehrfach erwähnte Hornsignal, der neuguineische Zapfenstreich; Spiel und Tanz hören auf, die Gefänge verstummen, um 10 Uhr muß das Licht in den Arbeiterhäusern nach strenger Vorschrift erlöschen. Menschen und Tiere geben sich der Ruhe hin. Dieses Zusammenleben bringt die Menschen in den Kolonien untereinander näher. Die dort geschlossenen Beziehungen, die sich oft noch auf das gemeinsame Bestehen von Gefahren stützen, haben daher meist einen festeren Kitt als anderswo.

Auch an den Sonntagen erscheinen Europäer wie Farbige schon in aller Frühe auf der Bildfläche, d. h. wie an den übrigen Tagen auf dem Appellplatz. Aber auch an den Sonntagen heißt es: erst das Geschäft und dann das Vergnügen. Appell wird abgehalten, die Arbeiter nach den Stammrollen oder Zahllisten namentlich aufgerufen und dabei die vorgeschriebenen ärztlichen Revisionen vorgenommen. Alsdann besorgt ein bestimmter Teil des Arbeiterpersonals die Pflege derjenigen Kulturen, bei denen die Wartung keinen Tag ausgesetzt werden darf, wie zum Beispiel beim Tabak oder bei Pflänzlingen anderer Gattung, die noch auf den Saatbeeten stehen und bei Vermeidung

2

3

1

Beamte der Neu-Guinea-Compagnie, Missionare mit ihren Frauen beim sonntäglichen Scheibenschießen. 1. Administrator Karl Müller. 2. Administrator J. Voag. 3. Gouvernements-Stationsschef Voluminsti. (Witrolabeklub.)

ihrer Verlustes begossen und gepflegt werden müssen. Ein anderer Teil reinigt gründlich die Umgebung der Europäer- und Arbeiterhäuser, beseitigt Gras oder Unrat u. a. m., bis die ganze Station sich „glitzblank“ dem kritischen Auge des Administrators präsentiert. Etwa um 8 Uhr Vormittags sind diese Arbeiten beendet und nun beginnt der erste Festakt und wohl der willkommenste, nämlich die Auszahlung der Löhnung, welche bei den Melanesen an jedem Sonntage, bei den Chinesen und Javanen zweimal im Monat (hari besaar) stattfindet*). Gegen 9 Uhr sind diese Arbeiten beendet und die Feier tritt in ihre Rechte, die ein jeder — Europäer wie Farbiger — nach seinem Willen und Geschmack begehen kann. Eine Verpflichtung haben von dieser Zeit ab nur die sich von Zeit zu Zeit ablösenden Wachabteilungen, die zum Schutze gegen Gefahr, insbesondere der Feuergefährdung gebildet sind.

*) Außer diesen Zahltagen feiern die Chinesen und Javanen noch das Neujahrsfest (tahun baen) und noch einige andere mehr oder weniger bedeutende Feste. Das Neujahrsfest ist jedoch das größte, zu seiner Feier muß der Administrator besondere Veranstaltungen treffen, wie zum Beispiel das Braten eines Ochsen, Extragrattifikationen u. s. w.

Das überseeische Deutschland.

Den Chinesen und Malaien, die ihre Vohnzüge in barem Geld erhalten, ist Gelegenheit geboten, aus dem bis zu einer bestimmten Zeit offenen Store ihre Bedürfnisse zu decken oder Tauschwaren zum Verkehre mit den Eingeborenen einzukaufen.

Die Chinesen beteiligen sich zuweilen an den Sonntagsvergünstigungen der Javanen, in deren Kampong (javanisches Dorf) es hoch hergeht. Die javanischen Herren und Damen machen sich, oft wunderlich aufgeputzt, ihre gegenseitigen Höflichkeitsbesuche und es ist höchst interessant, dabei ihren vornehmen Gang und die zur Schau getragene Würde — aber auch ihre Zungenfertigkeit — zu beobachten.

Des Nachmittags ziehen die reich geschmückten Leute nach dem in der Mitte des Kampongs liegenden Festplatz, um sich bei den Klängen des Gamelangs*) die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich führen Tanzmädchen (ronggengs) nach der nicht unmelodischen Musik ihre anmutigen Tänze aus.

Nebenbei vertreiben oft nicht ganz harmlose Spiele um Geld die Zeit, woran sich auch die Chinesen gern beteiligen.

Die papuanischen und melanesischen Arbeiter ziehen gern des Sonntags nach den Eingeborenen-dörfern der Umgebung, um sich dort für Tauschwaren ihre landesüblichen Federbüschel, die sie entweder gleich verzehren oder zur Beigabe zu den Mahlzeiten der Woche aufsparen, einzuhandeln. Viele ziehen mit Speer, Pfeil und Bogen auf die Jagd und nicht selten ist ihnen das Jagdglück hold, daß sie mit reicher Beute heimkommen. Dann ist natürlich der Jubel, insbesondere wenn ein wildes Schwein erlegt worden ist, grenzenlos und bald lodern nach heimischem Gebrauche Feuer auf, um ein solennes „big fellow kai-kai“ aus der Beute zu bereiten. Allgemeine Fröhlichkeit würzt das Mahl, die sich zur Ausgelassenheit steigert und schließlich in einem „big fellow singing“ endet. Diese Vergnügungen enden ohne Mißton — der Alkohol hat hier keinen Eingang gefunden.

Auch für den Europäer ist der Sonntag ein Tag der Erholung und der heiteren Freude. Häufig vereinigt er alle Glieder der Ansiedlung zum Scheibenschießen (s. Abbildung), bei welchem einige aus den Klubbeiträgen beschaffte Preise unter den besten Schützen zur Verteilung gelangen. An solchen Tagen folgt stets, oft auch nach nicht vorausgegangenem Schießen, ein gemeinschaftliches Essen im Klublokal. Billardspiel, Kartenspiel und Produktionen auf dem Klavier, dessen oft verstimmte Töne dem Vergnügen keinen Abtrag tun, würzen den Rest des Abends; die Missionare mit ihren Frauen sind dabei nicht selten gern gesehene Gäste. Manch gute, deutsche Weise klingt an solchen Abenden als Chorgesang in die Nacht hinaus.

VIII. Schlußbetrachtungen

Deutschland ist die jüngste Kolonialmacht. Obgleich es dank seinen bewundernswerten, erprobten Heereseinrichtungen sich zu großer, auf dem Kontinent ausschlaggebender Macht aufgeschwungen, so hat bis vor kurzer Zeit sein Wille über die Grenzen des Kontinents hinaus nur wenig Geltung sich verschaffen können. Die Nachwirkungen der großen Kriege, deren Schauplatz die deutschen Gefilde waren, die politische Zerrissenheit aus seiner Kleinstaaterei und aus seinem Parteiwesen, der Mangel einer Flotte verboten jeden Einspruch oder Widerstand, als die seefahrenden, kriegstüchtige Flotten besitzenden Nationen zur Auswahl unter den überseeischen Völkern schritten und damit ihren reichen Kolonialbesitz sich sicherten. Seit der Zeit des Großen Kurfürsten, dessen weitschauende Überseepolitik in den Ruinen von Groß-Friedrichsburg ihr Grab gefunden, bis fast zur heutigen Zeit ruhte jede Betätigung des Gedankens ein „Deutschland über See“ zu gründen, gänzlich. Zwar war im Volke der alte Hanfgeist, die Lust am Abenteuer, der Drang zum Zug nach der Ferne und die Kraft und die Furchtlosigkeit, Gefahren zu bestehen

*) Gamelang = javanisches Orchester besteht aus einigen Personen, die auf primitiven Instrumenten eine eintönige, aber nicht unmelodische Musik machen. Vorherrschend sind eine Art von Geige und ein Instrument, das dem Cymbale der Zigeuner vergleichbar ist. Der Gamelang, der etwa 1800 Mark wert ist, stammt aus Java; für seinen Gebrauch wird von den Javanen eine Miete bezahlt, die sie durch Umlagen zusammenbringen und gewissenhaft entrichten.

und zu überwinden, nicht erfolgen. Deutsche Seeleute hielten durch ihre Tüchtigkeit den alten Ruf im Dienste der deutschen Handelsstädte am Meere, deren überseeischer Handel sich glücklicherweise aus eigener Kraft mehr und mehr entwickelte und bis zu den entferntesten Meeren reichte, hoch. Auch einzelne erlauchtere deutsche Fürsten unterstützten überseeische Handelsunternehmungen größter Stiles und förderten sie durch Zuwendung erheblicher Mittel oder Subventionen. Aber die Gewinnung von Landgebieten über See zur Kolonisation oder als Stützpunkte des Handels lag dem Unternehmungsgeiste fern, der sich mit der Tatsache, daß Deutschland in seiner eigenen Zersplitterung und seiner Ohnmacht zur See auf dem Schauplatze der Weltpolitik nichts zu suchen habe, abzufinden gewohnt war. Erst die Aufrichtung des Reichs schaffte Wandel, wenn auch zu einer Zeit, zu welcher der allgemeine Glaube dahin ging, daß die Welt, soweit sie etwas für den Menschen und seine Bedürfnisse taue, vergeben sei. Eine weise, zielbewußte Friedenspolitik im neuen Reiche, welche die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel zur Aufrechterhaltung des Friedens benutzte, förderte Industrie und Handel und brachte sie zu enormem Aufschwung, der nach neuen Absatzgebieten und neuen Märkten drängte. Mit der Ara des Friedens war eine starke Zunahme der Bevölkerung verbunden, aus der Millionen auswanderten, die dem engen Deutschland, das ihre Interessen im Auslande nicht schützen konnte, durch Aufgabe ihrer Nationalität und durch Angliederung an eine der Kolonialmächte verloren gehen mußten. Mit den Erfolgen im überseeischen Handel zeitigte sich das drückende Gefühl der Abhängigkeit von fremder, souveräner Macht auf überseeischem Gebiete, auf dem der deutsche Handel nur geduldet war. Bei einer lebensfähigen und kraftvollen Nation, wie die deutsche, mußte schließlich die Einsicht zum Durchbruch kommen, daß Deutschland der eigenen Kolonien bedürfe und daß es eine Weltpolitik verfolgen müsse, die das Deutschtum auf der Welt, wo es sich auch niedergelassen habe, erhalten und stärken müsse. Eine Politik, die die gleichberechtigte Teilnahme aller Deutschen am Welthandel zum Ziele hat und eine weise Kolonialpolitik, die in ihren Interessen übereinstimmen und die beide von dem Besitz einer kriegstüchtigen Flotte abhängen, ergänzen sich aber wechselseitig.

In dem siegreichen, endlich einigen, Deutschen Reiche war eine Macht entstanden, die es vermochte, zur Tat zu schreiten. Obgleich die Einsicht in weite Kreise gedrungen war, so konnte man auf der Bahn der Welt- und Kolonialpolitik doch nur Schritt für Schritt vorwärts gelangen und nicht ohne Kämpfe Boden fassen — nicht allein mit den kollidierenden Interessen der übrigen Weltmächte, den Herren zur See, denen zuerst die Staatskunst des Fürsten Bismarck wenn auch widerwillig Zustimmung und in der Folge die maßvolle Politik des Reiches Gewährung abgavann, sondern auch mit einer Opposition wirtschaftlicher und politischer Kreise in Deutschland selbst. Aber auch hier drückte das Schwergewicht der Tatsachen endlich das Widerstreben zu Boden: Deutschland hat nach noch nicht 20 Jahre dauern-

der kolonialer Tätigkeit ein überseeisches Gebiet im Besitz, das sich auf Ost-, West- und Südwestafrika, sowie auf die Südsee erstreckt und das den Flächenraum des Deutschen Reiches um das Mehrfache übertrifft; der Welthandel des Reiches hat im Osten durch die Erwerbung Kiantchouns einen starken Stützpunkt erhalten. Die neue, von unserem Kaiser energisch verfolgte Politik, die Politik auf dem Wasser, hat ihre Feuerprobe im Zuge nach China bestanden, der dem Ansehen des Reiches und seiner Macht nicht allein Förderung gebracht hat, sondern auch 40 000 deutsche Männer Einblick in fremde überseeische Länder gewinnen ließ.

Wünschen und hoffen wir, daß sie zu Ausrufen der Befreiung aus dem Banne des „engen“ Deutschlands werden und für die Interessen einer überseeischen Politik dadurch wirken.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Wert oder Unwert aller überseeischen Erwerbungen einzugehen. Im großen und ganzen dürfte die Überzeugung Boden gewonnen haben, daß das was uns schließlich nach Verteilung der Welt noch in den Schoß gefallen, wertvoll ist, würdig um alle Kraft an den

wirtschaftlichen Aufbau anzusetzen. Was nun speziell Deutsch-Neu-Guinea anlangt, so dürfen wir heute schon den Schluß ziehen, daß wir sowohl hinsichtlich der geographischen Lage der Kolonie, als auch deren inneren Wert einen sehr wertvollen Besitz, der zu den besten Hoffnungen bezüglich seiner Zukunft berechtigt, gewonnen haben.

Wenn bis vor kurzem die geographische Lage Neu-Guineas als ungünstig, entgegen dem Weltverkehr angesehen worden ist, so wird sie neuerdings, nachdem der Norddeutsche Lloyd eine regelmäßige Verbindung mit Australien und den Straits Settlements geschaffen, günstiger beurteilt. Mit der wachsenden Bedeutung der Südsee für den Welthandelsverkehr wird aber auch der Wert der geographischen Lage in gleichem Verhältnisse steigen. Das Emporsteigen der Südsee zum vielbefahrenen Meere ist aber nur eine Frage der Zeit. Die Durchstechung des amerikanischen Kontinents an seiner mittleren und schmalsten Stelle ist eine beschlossene Sache; zweifelhaft ist nur, ob sie unter Benutzung der Vorarbeiten der verfrachten Panamagesellschaft durch den Isthmus von Panama oder unter Ausnützung der Gewässer des Nicaragua-sees durch Nicaragua erfolgen wird. Aus französischen Händen wird das riesige Unternehmen in amerikanische übergehen und es ist nicht daran zu zweifeln, daß es der Energie und der Kapitalkraft der Amerikaner gelingen wird, es zur Ausführung zu bringen. Mit der Eröffnung des Panama- oder Nicaraguakanals wird sich eine neue Wendung im Welthandel vollziehen von der Bedeutung etwa der Entdeckung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung oder der Eröffnung des Suezkanals. Neue Gebiete werden erschlossen und dem Welthandel und Weltverkehr angegliedert werden; die Südsee, mit ihren außerordentlich günstigen Schiffsahrtsbedingungen, wird in den Vordergrund treten. Die Umwälzungen, welche das Ereignis den jetzigen Verkehrs- und Handelswegen bringen wird, sind noch nicht zu übersehen, so viel dürfte aber sicher sein, daß sie nicht allein in der Erschließung neuer Gebiete, sondern auch in einer mächtigen Konkurrenz für die alten Handelswege bestehen.

Mit der Bedeutung der Südsee gewinnt auch der Wert Neu-Guineas. Nur wenige der Südseeinseln besitzen gute sichere Häfen — es sei nur an Samoa und an die Karolinen erinnert. In Neu-Guinea — sowohl in Kaiser Wilhelmsland, wie im Bismarckarchipel — liegt dagegen eine Reihe von vortrefflichen Häfen, die zu ausgezeichneten Stützpunkten des anwachsenden Handels dienen können. Diese Gesichtspunkte müssen schon jetzt bei der weiteren Besetzung des Landes im Auge behalten werden, wie auch die Politik der Nordamerikaner unter der Einwirkung dieser Erwägungen zu stehen scheint.

Vermutlich steht damit die Inbesitznahme von Hawaii und des einzigen, noch erlangbaren Hafens in der Südsee, des Hafens von Pago-Pago auf den Samoainseln in Verbindung; auch durch Anlage einer Kohlenstation auf Guam (Marianen) hat Nordamerika sich seine zukünftigen Schiffsahrtswege zu sichern gewußt. Auch bei dem Norddeutschen Lloyd dürften diese Aussichten auf günstige Verkehrsverhältnisse in der Zukunft von Einwirkung gewesen sein, als er sich die Neu-Guineaschiffahrt sicherte und sie mit der Zeit zu verbessern beabsichtigt ist, wie aus seiner Absicht, neue große Dampfer in diese Fahrt einzustellen, hervorgeht.

Auch der innere Wert der Kolonie braucht keinen Vergleich zu scheuen. Der Wert eines Koloniallandes dürfte sich am sichersten durch Vergleiche mit den Verhältnissen anderer, bekannter Kolonien bestimmen lassen. Zieht man zum Beispiel die berühmten, allgemein bekannten Nachbarkolonien Java, Sumatra und Ceylon in einen Vergleich mit Neu-Guinea bezüglich der wesentlichsten Faktoren für das Aufblühen einer Pflanzungskolonie — nämlich der Fruchtbarkeit des Bodens, der Bewässerungsverhältnisse und der Zugänglichkeit des Landes vom Meere aus und durch Wasserstraßen, so dürfte Neu-Guinea einen solchen mit Ehren bestehen. Die bisherigen Pflanzungsversuche mit Tropenkulturen in Neu-Guinea haben gute Resultate ergeben; aus den-

selben darf geschlossen werden, daß Kaiser Wilhelmsland und viele Teile des Archipels einen vorzüglichen, jungfräulichen Urwaldboden besitzen, der sich zur Anlage von Pflanzungen aller tropischen Nutzpflanzen vortrefflich eignet und auf eine geraume Zeit hinaus keiner Düngung bedarf. In dieser Beziehung dürfte die deutsche Kolonie den vorgenannten überlegen sein, denn den Berichten aus Sumatra, Ceylon und Java ist zu entnehmen, daß eine große Angriffen ist, weil der Boden Humusschicht beraubt sei und schon seit Jahren zu dafür viele Millionen all-

Bezüglich guter, das die schiffbaren Ströme Ramufluß hingewiesen, die in ihrer Bedeutung und in ihrer Nutzbarkeit die Flüsse der Niederländischen Kolonien weit überragen.

Wie leicht Neu-Guinea vom Meere aus zugänglich ist, welche vorzüglichen Häfen es besitzt, ist in dem geographischen Teil nachgewiesen worden.

Die für das Land so segensreich wirkende, von Dr. Hahl begonnene Eingeborenenpolitik hat für Herbertshöhe und seine nähere Umgebung eine bessere Lage geschaffen und es fragt sich, wie kann man die Regierungsgewalt auch in den übrigen aus Hunderten von Inseln bestehenden Teilen Neu-Guineas fühlbar und wirksam machen. Dies dürfte durch Einsetzung von Präsekten an verschiedenen Stellen des Landes zu erreichen sein. Nach dem Vorgang der Einrichtung einer Präsektur in Nusa sollten weitere Präsekturen folgen, zunächst etwa in Berlinhafen, auf den Admiralitätsinseln und bei weiteren Erfolgen der Expeditionen auch im Innern von Kaiser Wilhelmsland.

Die Präsekten stützen sich auf die Luluais oder Häuptlinge; die Zahl dieses Anhangs von Jahr zu Jahr zu vermehren, sollte als Hauptaufgabe betrachtet werden. Zur Ausübung der Gewalt und zur Verbindung mit den Präsekturen muß unbedingt der Zentralgewalt, das ist dem Gouverneur ein jeztüchtiger, schnellfahrender Dampfer zur Verfügung stehen, der bald da, bald dort erscheint und den Widerspenstigen die Macht des Reiches vor Augen führt. Untaten müssen auf der Stelle Sühne und die Schwachen und Bittenden sofort durch die Tätigkeit des Dampfers Schutz finden. Mit dem Anwachsen der Bedeutung der Präsekturen werden auch diesen kleinere Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen sein. In einem solchen systematischen Ausbreiten der Macht der Regierung ist allein eine Verbesserung in den Verhältnissen der Eingeborenen und damit im Anwachsen ihrer Zahl zu erblicken.

Flagge der Neu-Guinea-Compagnie.

zahl von Pflanzungen im Rückgange beausgesaugt und durch Abwaschung seiner Tatsache ist, daß die Pflanze fast überall künstlichen Düngungsmitteln gegriffen und jährlich aufgewendet haben.

Innere erschließender Wasserstraßen sei auf oder Ottiliensfluß und den Kaiserin Augusta-

Aber wenn auch dieser Weg begangen wird und die gehofften günstigen Folgen eingetreten sein werden, so wird doch, bei der schnellen Ausbreitung der Plantagenbetriebe der bereits bestehenden Unternehmungen, bei einem gewissen Umfange derselben die Grenze gezeichnet sein, bei der es heißt „bis hierher und nicht weiter geht es mehr“, und die Zahl der aus dem Lande erhältlichen Arbeiter ist erschöpft. Die Sorge um den Zuzug weiterer Arbeiter aus anderen Tropenländern wird alsdann mit unfehlbarer Sicherheit sich einstellen und daß man dann auf den Chinesen zurückgreifen muß, dürfte außer Frage stehen. Solange nur die Besiedlung und Bewirtschaftung der Küstengebiete durch Aufforstung in Frage steht, dürfte jedoch die Zahl der Arbeiter, die das Land

stellt, genügen. Ausgeschlossen muß natürlich dabei sein, daß Arbeiter aus Neu-Guinea nach einer anderen Kolonie, zum Beispiel Samoa, weggeführt werden, worauf nach Erwerbung des letzteren sich Bestrebungen zu richten scheinen. Die Gewährung der Erlaubnis, melanesische oder papuanische Arbeiter in größerem Umfange als bis jetzt geschehen nach Samoa überführen zu dürfen, würde ein verhängnisvoller Fehler sein. Er würde Neu-Guinea die Lebensader abschneiden und Samoa nicht viel Nutzen bringen, denn die Löhne etc. würden sich derart steigern, daß auch in Samoa wirtschaftliche Unternehmungen nicht vorwärts kommen könnten. Macht sich doch jetzt schon für die eingeseffenen Firmen der Abzug dieser Arbeiter hemmend bemerkbar.

Vorder- und Rückseite eines Neu-Guinea-Fünfmartstückes.

Das Gelingen der auf bergbauliche Unternehmungen gerichteten Expeditionen würde für die schnellere Entwicklung von der weittragendsten Bedeutung sein. Dadurch würde der Weg nach dem Innern des Landes auch für die wirtschaftlichen Unternehmungen gebahnt werden, ohne ihnen Opfer aufzuerlegen, deren alleinige Tragung über ihre Kräfte geht. Bis zu diesem Zeitpunkt wird man sich wirtschaftlich auf die Küstengebiete beschränken müssen, die durch einfachere, mit eingeborenen Arbeitern zu betreibende Kulturen, wie die Kokospalmenkultur und die Kautschukkultur erfolgreich und gewinnbringend bewirtschaftet werden können. Zur Zeit wird es daher darauf ankommen, daß sich die Küstenunternehmungen ihre Existenz erkämpfen, um auf dieser Basis später, wenn bergbauliche Unternehmungen mit großen Kapitalien entstehen sollten, und wenn die Arbeiterfrage auf die eine oder die andere Weise zu einer günstigen Lösung gelangen sollte, diesen nach dem Innern nachzurücken.

Bergbauliche Unternehmungen erfordern die Anlage großen Kapitals. Der Feldmarschall Montekukoli behauptete, zum Kriegsführen gehöre erstens Geld, zweitens und drittens nochmals Geld; der Ausspruch ist auch auf das Kolonisieren, insbesondere, wenn es sich um die Hebung unterirdischer Schätze handelt, anwendbar. Wünschen wir, daß das zur schnelleren Entwicklung beitragende Kapital sich auch weiterhin Neu-Guinea zuwenden möchte.

Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean

von

H. Seidel

I. Die deutschen Salomoinfeln

In den Bismarckarchipel reiht sich nach Südosten als nächstes Glied des inneren australischen Inselgürtels die hohe, vielgestaltige Gruppe der Salomonen. Sie erhielten ihren biblischen Namen durch den Spanier Alvaro Mendana, der sie im Februar 1567 als erster Europäer betrat und in ihnen, durch vermeintliche Goldfunde getäuscht, das Ophir des Alten Testaments entdeckt zu haben glaubte. Trotz der weitsehenden Pläne, die der unternehmende Seefahrer an diese Inseln knüpfte, gerieten sie bei der Mit- und Nachwelt bald in Vergessenheit, und es dauerte volle 200 Jahre, ehe sie von neuem durch europäische Forscher gesichtet wurden. Und selbst heute noch gehören sie zu den mindest bekannten Gebieten des Stillen Ozeans. Nur geringe Teile sind bereits zuverlässig vermessen und gezeichnet. Im übrigen beruhen unsere Karten lediglich auf bloßen Skizzen, wie sie durch vorbeifegelnde Schiffe oder wagemutige Reisende bei kurzem Aufenthalte gewonnen wurden.

Die Salomoinfeln liegen zwischen dem 5. und 11. Grad südlicher Breite und zwischen $154\frac{2}{3}$ und $162\frac{1}{2}$ Grad östlicher Länge von Greenwich. Sie streichen von Nordwest nach Südost und zerfallen in zwei nahezu parallele Reihen, deren nordöstliche aus vier, deren südwestliche aus drei größeren Landkörpern mit vielen kleineren Nebeneilanden besteht. Die nordöstliche Reihe greift indes beträchtlich weiter nach Norden vor, als die südwestliche, die sich dafür um so mehr dem Charlottenarchipel nähert. Die gesamte Längenausdehnung beträgt 1100 km und der Flächenraum rund 44000 qkm, übertrifft also in etwas die Schweiz. Zur besseren Unterscheidung ist es ratsam, die wichtigsten Einzelglieder oder -gruppen dem Namen nach aufzuführen. Wir beginnen mit dem deutschen Anteil, d. h. mit Buca und Bougainville, denen sich das benachbarte Choiseul anreihet. Dann folgt Fjabel und endlich Malaita mit seinem Appendix Maromakiki. Im südwestlichen Zuge haben wir San Christoval, Guadalcanar und das merkwürdig zerstückelte Neu-Georgia mit einem Schwarm von Trabanten, die nach dem letzten Vorposten Mono oder Treasury hinweisen.

Geologisch betrachtet scheiden sich die großen Salomonen in zwei Klassen, nämlich in altvulkanische und in jungvulkanische Inseln. Zu den ersteren gehören San Christoval, Fjabel, Malaita und Guadalcanar, zur zweiten dagegen Buca, Bougainville und Neu-Georgia, die augenscheinlich rezenteren Ursprungs sind. Auch die kleinen Inseln ordnen sich in zwei Klassen, und zwar in

solche, welche einen vulkanischen Kern besitzen, und in solche, die völlig zur Kalkformation rechnen. Die Küsten und das anstößende Seichtwasser wimmeln von Korallenbauten. Häufig sind diese gehoben, im Durchschnitt 120–130 m über den jetzigen Meeresspiegel, wie denn überhaupt der Archipel ein Schauplatz bedeutender Hebungsercheinungen ist. Andererseits lassen sich auch Senkungen des

Vandes nicht verkennen, so zum Beispiel in der Bougainvillestraße, wo an mehreren Stellen ein deutliches Abwärtsrücken zu Tage tritt. Für die

Dauer und den möglichen Fortbestand dieser Senkung zeugt die eigenartige Atollfette, welche die Salomonen auf der Nordostseite begleitet.

Aus der Entdeckungsgeschichte der Inseln ist die Expedition des Spaniers Alvaro Mendana de Neyra schon erwähnt. Er landete auf Jfabel und erkundete während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes auch Malaita, Guadalcanar und San Christoval. Überall fand er dieselben dunkelhäutigen, kraushaarigen und nackten Wilden vor, die, wie er mit Schrecken sah, der Menschenfresserei huldigten und ihm stets mit bewaffneter Hand entgegentraten. Nach Mendanas Abreise blieben die Inseln bis 1766 verschollen. Damals erblickte der Engländer Carteret die Nordküste Malaitas und einige umliegende Eilande, ohne jedoch zu ahnen, auf welche Gruppe er gestoßen. Kurz darauf durchsegelte der Franzose Bougainville, aus Westen kommend, die später nach ihm benannte Straße, wandte sich dann nordwärts und stand am 4. Juli 1768 vor dem Osteingange des König Albertsundes. Ihm folgte 1769 sein Landsmann de Surville und 1788 der Engländer Shortland, der die nordwestlichen Salomonen durchkreuzte, welche auch d'Entrecasteaux 1792 auf der Suche nach La Pérouse flüchtig gestreift hat. Den Albertsund erspähte 1812 noch einmal Kapitän Bristow, und endlich weilte 1838 der Weltumsegler Dumont d'Urville einige Wochen in unserem Archipel.

Mehr Licht über Mendanas Ophir hat erst die letzte Hälfte des verstrichenen Jahrhunderts gebracht, namentlich von der Zeit ab, als das freitbare Inselvolk, gereizt durch die Untaten der sogenannten Arbeiterschiffe, an jedem Weißen, dessen man habhaft werden konnte, empfindliche Rache übte. Die solchen Erzeßten folgenden Straferpeditionen haben das Übel eher verschlimmert als behoben; doch trugen sie in den meisten Fällen zur Förderung unseres Wissens bei. Den Kreuzfahrten des englischen Kriegsschiffes „*Cart*“ aus 1882 und 1883 verdanken wir zum Beispiel Dr. Guppy's wichtige Untersuchungen. Nach ihm schrieben Woodford und der gelehrte Missionar Codrington über Natur und Bewohner der Salomonen.

Aber diese, wie die sonstigen englischen Autoren sprechen vorzugsweise von den südlichen und mittleren Inseln, wenig oder gar nicht jedoch von den nördlichen, die uns hier zunächst angehen. Dasselbe gilt von den Nachrichten der deutschen Kapitäne Eddard (1862) und Redlich (1874), und erst die Reise der „*Gazelle*“, die unter Freiherrn v. Schleinitz im August 1875 an Bougainville entlang fuhr und die Kaiserin Augustabai mit dem Gazellehafen erschloß, bedeutet eine Wendung zum Besseren. Sieben Jahre später erschien auch vor Buka ein deutsches Kriegsschiff, die „*Karola*“, vermaß den nach ihr benannten Hafen an der Westküste und gab eine noch heute brauchbare Beschreibung dazu.

Seit 1884 zeigt sich die Südsee für uns in wesentlich verändertem Lichte. Deutschland wird Kolonialmacht und richtet sein Augenmerk nicht nur auf den dunklen Erdteil, sondern auch auf die pazifischen Inselstufen. In Berlin bildet sich die Neu-Guinea-Compagnie. Sie läßt durch den verdienstvollen Dr. Otto Finsch auf der „*Samoa*“ mit Kapitän Dallmann die Gestade West-Melanesiens erforschen, und unsere Kriegsschiffe „*Elisabeth*“ und „*Hyäne*“ hissen daselbst die deutsche Flagge. Die Besitzergreifung der nordwestlichen Salomonen vollzieht am 28.—30. Oktober 1886 das Kanonenboot „*Adler*“. Schon am 13. Dezember desselben Jahres wird der kaiserliche Schutzbrief der Neu-Guinea-Compagnie auch auf Buka, Bougainville, Choiseul, Jfabel und Nebeninseln ausgedehnt.

Leider geschah für das Studium dieser neuen Erwerbung sehr wenig. Die Schwierigkeiten, die sich dem Eindringen des Weißen allenthalben entgegenstellen, sind gewiß nicht zu unterschätzen; aber trotzdem hätte die Compagnie wohl etwas mehr für ihre Inseln daransetzen können. Das meiste, was sie tat, war die Expedition des Landeshauptmannes Kräfte, der vom 9. bis 28. November 1888 mit der „*Jfabel*“ und „*Samoa*“

um Buka und Bougainville dampfte und dabei zum erstenmal den König Albertsund durchfuhr. An dieser Reise beteiligten sich u. a. Kapitän Dallmann, Hugo Zöller und Graf Joachim v. Pfeil. Außerdem haben sich der verstorbene L. Kärnbach, der Naturforscher Ribbe, der kaiserliche Richter Dr. Sahl, der Gouverneur v. Bennigsen und der Pflanze R. Parkinson um die Landes- und Volkskunde der deutschen

Salomonen verdient gemacht. Auch die katholischen Maristenmissionare sind seit 1899 im Archipel erschienen. Sie legten zunächst auf Poporag oder Poporang, einem der Shortlandeilande, ihre Station an, haben aber neuerdings auf Bougainville

selber einen Posten begründet, und es besteht die Hoffnung, daß ihre Arbeit nicht erfolglos bleiben wird. Im englischen Besitz ist ferner die protestantische „Melanesian Mission“ tätig, die sich bereits eingeborener Hilfskräfte bedient.

Einen Wechsel in der Aufteilung der Salomonen brachte uns unerwartet das jüngste deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899, betreffend die Interessensphären beider Mächte in der Südsee und in Togo. Nach Artikel II dieser Akte mußten wir zur Entschädigung für Samoa die „östlich, bezw. südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln, welches letztere mit der zugehörigen Insel Buka bei Deutschland verbleibt“, an die britischen Vettern abtreten. Unglücklicherweise ließ es unsere Regierung zu, daß dieser Passus auch auf das dicht vor Bougainville liegende Shortland bezogen wurde, ganz „im Widerspruch mit den natürlichen Verhältnissen“ und „sehr gegen den Willen der deutschen Firmen in Herbertshöhe“, die an dem Koprahandel dieser Inseln stark beteiligt sind und deshalb den Verlust auf das lebhafteste beklagen.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir jetzt eine Skizze der beiden uns verbliebenen Salomonen folgen. Buka besitzt — gleich dem größeren Bougainville — einen schlanken, gestreckten Körper. Vom Kap Henpan oder dem Nordkap bis zum Sunde ist es 52 km lang und 8—15 km breit. Die starre, wenig aufgeschlossene Ostseite fällt etwa 50 m hoch schroff zum Meere ab, häufig kaum etwas Vorstrand freigebend. Sie wird von einem Riff umgürtet, das sich lückenlos ans Gestade legt und, außer bei Hanahan, ein Landen schier unmöglich macht. Erst im Süden, wo am Beginn der Durchfahrt einige Buchten föhrdenartig ins Innere scheiden, dürften Ankerplätze zu finden sein. Reicher entwickelt ist die Westküste. Sie zeigt durchgängig Mangrovenbestand mit Hochwald dahinter, der sich allmählich zu den Bergen emporzieht. Dem Strande ist in größerer oder geringerer Entfernung ein mächtiger Zoophytenwall vorgelagert. Von Kap Henpan bis zum Eingang in den Karolahafen hält er sich hart am Ufer. Erst von der spigen Halbinsel an, die sich aus Nordost vor den Hafen schiebt, weicht er in See hinaus und streicht in 6—7 km Abstand parallel mit der Küste nach Süden. Dicht unter der genannten Halbinsel liegen, durch ein Riffinseldchen getrennt, die beiden Einfahrten zum Hafen, der sich als ein weites, länglichrundes Becken mit mehrfach gezacktem Binnenrande vor dem Besucher auftut. Der Ankergrund ist ausgezeichnet, der Windschutz vollständig; nur fehlt es an Trinkwasser. Auf dem Riff erheben sich sieben niedrige Eilande, die sämtlich gut bewaldet sind und trotz der ungünstigen Wasserverhältnisse eine zahlreiche Bevölkerung haben. Der Binnenkanal zwischen Riff und Ufer kann selbst von tiefgehenden Kriegsschiffen ohne Gefahr benutzt werden. Außerdem öffnen sich bei den Inseln noch etliche Passagen, die durch den Riffkranz ins Meer führen.

Wie sieht es nun im Innern Bukas aus? Nach dem Wenigen, was wir darüber wissen, besteht die Insel aus einem nördlichen flachen und schmalen Teil, Banis genannt, und aus einem südlichen breiteren und gebirgigen Teil, der bei den Eingeborenen Tscholof oder Solof heißt. Die Berge ragen jedoch kaum über 300—400 m hinaus. Der Süden ist wieder flach. So kommen wir zum König Albertsfunde. Seine Westzufahrt wird nach außen von den Kanjerinseln umschlossen.

Wir betreten zunächst ein weites Vorbecken, das wir mühsam und tastend passieren müssen. Etwa halbwegs zur östlichen Pforte liegt die engste und leichteste Stelle, wo das Schiff inmitten eines Heeres von Korallenstöcken nur in 9 Fuß Wasser schwimmt. Danach beginnt der zweite, gefahr- freiere Abschnitt der Straße, die sich fortan als mäßig breiter, nordöstlich gerichteter Kanal darstellt, in dem Strömung und Gezeiten ihr lebhaftes Spiel treiben.

Nummehr gehen wir zu Bougainville über, der größten aller Salomonen, die auf der Längsachse reichlich 200 km mißt, und deren Breite zwischen 40 und 80 km schwankt. Der Flächenraum beläuft sich — Buva eingerechnet — auf 10000 qkm. Das innere Gebirge wird fast allseitig von Niederungen umgeben, durch welche zahlreiche Bäche und etliche Flüsse zum Meere rinnen. Etwa 20 km vom Ostmunde des Albertsundes entfernt, hebt die Steigung der Küste an. Hohe, jähe Wände treten hart zur See und bilden weitausspringende Vorgebirge, zwischen denen geschützte Buchten mit brauchbaren Ankerstellen liegen. Vor Kap Laverdie endet dieser Ausläufer der Kaiserkette mit einem steil nach beiden Seiten abfallenden Sporn. Die sanfteren Gehänge tragen Busch und Gras; wo aber jüngere Abbrüche oder Rutschungen stattgefunden haben, starren uns scharfe Grate und kahle Wände in seltsamen Farbenkontrasten entgegen. Kap Laverdie selber liegt auf dem flachen Eiland Fruë, das von der Hauptinsel durch einen schmalen Kanal getrennt ist, der sich im Süden zu dem schönen Herzog Ernst Güntherhafen erweitert. Bald darauf steuern wir in das Binnenwasser zwischen dem Ufer und dem äußeren Barriereriff, das in 2—6 km Abstand und parallel mit den Strandriffen an der Nordostseite entlang streicht. Wieder zeigen sich Ankerplätze und Häfen, zum Beispiel Hatsfeldthafen, Ruma-Ruma und die umfangreiche Herbertbai, im Süden von Kap Le Gras. Danach passieren wir die felsigen Martin- und die Zeuneinseln und laufen schließlich zwischen Kap Freundschaft und der Dimainfel in die 45—48 km breite Bougainvillestraße ein.

An dem im übrigen flachen Südostgestade fällt zunächst die schmale, wegen ihrer stark versumpften Ufer als Landungsstelle nicht zu empfehlende Bucht von Tonolai auf. Man tut daher besser, die Insel erst bei Komaliai oder der Escharm Spitze zu betreten, weil hier der Strand zugänglicher und das Fahrwasser reiner ist. Das Westufer hat im südlichen Drittel die tief ausgerandete Kaiserin Augustabai. Sie liegt zwischen Kap Moltke im Norden und der Hüskerhuk im Süden. Letztere besitzt an der Innenseite einen rückwärtigen Hafen, die Huk Vindenberg, wodurch der kleine, sehr hübsche Gazellehafen gebildet wird.

Das Innere der Insel ist, wie schon angedeutet, mit Gebirgen erfüllt, die aber keine zusammenhängende Längskette ausmachen, sondern im Parallel von Kap Moltke durch eine Querscharte unterbrochen sind. Der nördliche Zug oder das Kaisergebirge schwillt bei 5° 50' südlicher Breite zu einem von drei hervorstechenden Spitzen gekrönten Bergplateau an, dem Balbi unserer Karten, der angeblich 3100 m erreichen soll. Jene Scharte wird durch einen niedrigen Sattel überbrückt, der zu dem südlichen Kronprinzengebirge führt. Es beginnt mit einer vulkanischen Gruppe, dem Bagana und dem Guinot, beide tätige Feuerspeier, an die sich nach Süden eine Reihe mächtiger Hochfegell legt, die mit einem Kraterberge von 2500 m kulminieren. Der Bagana hatte 1884 einen verheerenden Ausbruch, bei welchem viele Eingeborene ums Leben kamen. Seitdem stößt er beständig Rauch- und Dampf Wolken aus. Natürlich fehlt es im Bereich dieser Vulkane nicht an Erdbeben; namentlich scheint die Bougainvillestraße mit ihren Inseln ein öfter heimgesuchtes Erdschütterungsgebiet zu sein.

Das westliche Melanesien von Neu-Guinea bis zu den Salomonen rechnet klimatisch in das tropisch-australische Monsungebiet, das im ganzen durch das Vorherrschen des Nordwestmonsuns charakterisiert wird. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an den Inselküsten

etwa 3800 mm, im gebirgigen Innern, hauptsächlich bei 1500—1800 m Seehöhe, aber doppelt so viel und darüber. Die Temperaturlage ist ziemlich dieselbe, wie in Neu-Guinea. Das Jahresmittel beziffert sich auf 26°, bzw. 27° C., bei einer Schwankung von 18—35° C. Trotzdem ist das Klima für den Europäer nicht unerträglich, da am Gestade jederzeit durch die Seebriese eine wohlthuende Erfrischung erzeugt wird, und im Gebirge trägt schon die Höhe dazu bei, um die Luft kühler, reiner und gesunder zu machen. Die stürmische und am meisten mit Regen gesegnete Zeit reicht vom De-

zember bis Anfang März. In diesen Monaten streichen bisweilen von Süden oder Südosten heftige Orkane über den Archipel hin und richten arge Verwüstungen an. Gewitter und Niederschläge zeigen sich übrigens das ganze Jahr hindurch, namentlich dann, wenn Südostpassat und Nordwestmonsun um das Regiment streiten.

Was die Flora der Salomonen betrifft, so gehören diese mit den Bismarckinseln und Neu-Guinea zu ein und demselben Vegetationsgebiete, das man als „papuanische Region“ zusammenfaßt. Auf die Mangrovenbüsche des Flachstrandes folgt

Ausläufer des Kaisergebirges bei Kap Saverdie.

landeinwärts ein hoher, strotzender Küstenwald, der später in den nicht minder artenreichen Bergwald übergeht. Auf den Hochflächen und den Flanken der Gebirge dehnen sich öfter umfangreiche Savannen aus, die vorwiegend mit Mangalangras bestanden sind. Im Waldbilde treten uns besonders die Palmen in großer Fülle entgegen. Neben dem Sagobaum erscheinen die in mehreren Spezies vorhandene Areka- oder Betelpalme und am Sandgestade die Kokos. Auch an Nutz- und Edelhölzern ist kein Mangel, und ebensowenig dürfen Kautschukpflanzen fehlen, obschon nach dieser Richtung hin die Untersuchungen noch ausstehen.

Die Eingeborenen kultivieren Pams, Taro, Bataten oder Süßkartoffeln, Bohnen und ausgezeichnete Bananen. Da beide Geschlechter leidenschaftliche Raucher sind, so haben sie auch die Tabatzucht versucht, aber ein abscheuliches Kraut erzielt, das fürchterlich riecht und für den Fremden gar nicht zu genießen ist.

Die Fauna, die zur „austro-malaiischen Subregion“ gehört, fällt sofort durch die Armut an Säugetieren auf. Nicht einmal die aplacentalen

Beutler — mit Ausnahme des lakengroßen Kusu — kommen häufiger vor. Von placentalen Säugern finden wir das Papuaschwein, etliche Ratten, einen verwilderten Hund und mehrere teils insekten-, teils fruchtfressende Fledermäuse. Die Vögel stehen denen von Neu-Pommern und Kaiser Wilhelmiland sehr nahe. Sie werden hauptsächlich durch Papageien, Katadus, Frucht- und Erbsentauben, Scharrhühner, Königsfischer und Kasuare, die nach Vennigens Feststellung auf Bougainville in den Buschwäldern leben, charakterisiert. Nur Paradiesvögel hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. Von Reptilien kennt man etwa 20 Arten, darunter das Krokodil, sowie etliche kleinere Echsen und Schlangen. Noch öfter erblickt man Frösche, allein 10 Species, und an Fischen herrscht geradezu Überfluß. Gouverneur von Vennigens war mehrfach Zeuge, wie mit einer einzigen Dynamitpatrone über ein Zentner der schönsten Fische „geschossen“ wurde. Aus dem niederen Tierreich sind mehrere große und farbenprächige Schmetterlinge zu erwähnen, zum Beispiel Ornithoptera Urvilleana und Ornithoptera Victoriae, die den Stolz und das Entzücken jedes Sammlers bilden.

Die Eingeborenen der deutschen Salomoinfeln sind in jeder Hinsicht vollwertige Vertreter der als „Melanesier“ bezeichneten Völkergruppe der westlichen Südsee. Ihre Hautfarbe ist ein ruhiges, tiefdunkles Grauschwarz oder Braunschwarz. Aus den durch Zienarben und Tätowierung verunstalteten Gesichtern schauen die tiefdunklen Augen ernst und fast drohend heraus. Die Männer, meist hochgewachsene, kräftige und vollfleischige Gestalten, zeigen sich selten oder nie ohne Waffen. Diese bestehen aus Bogen, Pfeilen und Speeren, welche vor allem in den Bergdistrikten Bougainvilles äußerst kunstreich und in Masse für den Export angefertigt werden. Die Spitzen sind mit Widerhaken aus den elastischen, fein zugespitzten Flügel-

knochen des fliegenden Hundes bewehrt. Doch hat man auch glatte

Speere und

Pfeile, die aber mehr für die Jagd, als für den Kampf. Keulen kommen weniger vor, und Schilde fehlen ganz. Die Männer verschmähen jede Bekleidung.

Die Frauen schwingen sich allenfalls zu einem winzigen Schurze auf, um ihre Blöße zu be-

Jünglinge mit Ballonmützen von Bougainville.

decken. Gegen den Sonnenbrand tragen sie weite Schutzklappen aus zusammengefügten Pandanusblättern. Die Männer behängen sich gern mit allerlei Schmuck, zum Beispiel Stirnbändern und Ohrring aus Cypraea- oder Nassamuscheln, gravierten Halsplatten, Arm- und Beinringen. Durch die Nasenscheidewand stecken sie häufig einen Stift aus geschliffener Tridacnaschale. Zum Bemalen der Sachen, wie des Körpers kennt man verschiedene Farben, meist Rot, dann Grün und Weiß. Letzteres ist die Trauerfarbe. Der Hausrat wird teils von den Männern, teils von den Weibern hergestellt; diese fabrizieren namentlich die ohne Glasur gebrannten Töpferwaren, während jene die hölzernen oder geflochtenen Körbe, Schüsseln und Schalen, das Muschel- und Zahngeld und die Werkzeuge, Angeln, Fischreusen u. s. w. liefern.

Der bössartige, feindselige Charakter des Volkes wird nicht ohne Grund gefürchtet, selbst da, wo der Kannibalismus bereits erloschen ist. Im deutschen Gebiet dauert die Anthropophagie auf Buka und dem größten Teile Bougainvilles noch ungeschwächt fort. Das bezeugen allenthalben die zer Schlagenen Schädel, die benagten Knochen und die sonst in den Häusern sichtbaren Überreste der Verspeisten. Bemerkenswert ist die Scheidung in verschiedene „Clans“ oder „Totems“, die mit den jeweiligen politischen Verhältnissen nichts zu tun haben. Auf Buka gliedern sich die Einwohner in zwei Totems, die

sich nach dem Huhn und dem Fregattvogel nennen. Bougainville und die Straßensinfeln haben dagegen sechs oder sieben Totems, innerhalb deren Heiraten streng verboten sind. Nur Angehörige ungleicher Totems dürfen sich ehelichen. Im Erb- und Familienrechte gilt das Matriarchat, d. h. die Kinder folgen der Mutter und nicht dem Vater. Über die religiösen Anschauungen der Nordsalomonier sind wir höchst wenig unterrichtet. Wir wissen nur, daß sie eine Art Geister- oder Ahnenverehrung pflegen und besonders eine stark ausgebildete Furcht vor Gespenstern oder ähnlichen Schattenwesen besitzen. Auch Geheimbünde spielen bei ihnen eine große Rolle. Einer derselben ver-

Ein Dorf in der Landschaft Banik auf Buka.

langt zum Beispiel von den Mitgliedern das Tragen eigentümlicher, aus Palmbast geflochtener Ballonmützen, die unter Beobachtung gewisser Bräuche und Beschränkungen so lange auf dem Kopfe bleiben müssen, bis sie ganz von den Haaren ausgefüllt sind. Dann erst erfolgt unter Festlichkeiten die Abnahme der Ballons und eine feierliche Schur, worauf die Eingeweihten als mannbar erklärt werden und heiraten dürfen.

Politisch trennt sich die Bevölkerung in viele kleine, von erblichen Häuptlingen regierte Stämme, die gewöhnlich nur ein Dorf umfassen. Die Anlage der Dörfer ist je nach der Gegend etwas verschieden. Auf Buka und Nordbougainville stehen die Häuser zu 5 bis 10 hart nebeneinander, mit dem Eingange nach der Straße gekehrt. Die Länge schwankt von 6–12 m, die Breite von 3–5 m und die Höhe von 3–4 m. Das etwas gewölbte Dach

gerüst ist mit Pandanusblättern gedeckt, die über dünne Stäbchen gebogen sind und von Kokosblattrippen, die als Hefnadeln dienen, festgehalten werden. Den Festsbalken stützen kräftige Mittelpfeiler, und die Giebelenden verkleidet man mit sorgsam behauenen Brettern. Fenster und Schornstein sind unbekannt. Das Licht dringt lediglich durch das kleine Einseigeloch herein, das etwa 1½ m über der Erde angebracht ist. Das Innere

pfllegt man durch Querwände in verschiedene Räume zu teilen, die zum Wohnen, Schlafen und Kochen dienen. Im südlichen Bougainville und auf den Straßeninseln stellt man die Häuser öfter auf einen 3–4 m hohen Pfahlrost und gibt ihnen statt der gewölbten Dächer solche mit zwei flachen Schrägseiten. Diese Distrikte haben auch die den Frauen und Kindern verbotenen Tambu- (oder Tabu-) Häuser, worin die Männer zu Beratungen, Festlich-

keiten und Kultushandlungen zusammenkommen. Da wird gespeist, gescherzt, gesungen und getanzt; selbst musikerfähig sind die Schwarzen. Ihre Pfeisen werden nach Art der Panflöten aus Bambus gefertigt und nach einem feststehenden System abgestimmt. Je nachdem ob ein Quartett oder ein Sextett zur Ausführung gelangt, ist auch die Melodie und die Begleitung eine andere. — Die Binnenstämme bauen ihre Dörfer zum Schutz gegen

Überfälle auf Bergvorsprünge oder steile Berggründen und unterhalten beständig Wachtposten, die hoch in kleinen Baumhäuschen nisten und jede feindliche Bewegung sofort melden.

Endlich glänzen unsere Salomonier noch als Seefahrer. Zum Fischfang auf den Riffen, sowie zum Verkehr in der Nachbarschaft benutzen sie Flöße und die kleinen Kanus, deren „Ausleger“ das Richtunghalten erleichtern sollen. Berühmt sind von jeher die mit vieler Sorgfalt konstruierten und bis 20 m langen Kriegsboote oder „großen“ Kanus, deren Körper aus einem dünnen, mit Palmbast zusammengefügten Plankengerüst besteht, das am Vorder- und Hintersteven steil in die Höhe ragt und hier mit mancherlei Gerät aus Federn, Muskeln und Schnitzereien geschmückt ist.

Die Bewohner von Buka und Bougainville gelten schon lange als vortreffliche Plantagenarbeiter, d. h. bei richtiger Behandlung und zugehenden Verhältnissen, und ihre Inseln

Ein Bukasextett.

sind daher ein bevorzugtes Anwerbegebiet. Leider ist das bisher fast der einzige Nutzen, den man aus Land und Volk gezogen hat. Im übrigen wurden beide als Stiefkinder behandelt, und doch besitzen gerade unsere Salomonen den höchsten kolonialen Nutzwert. Sie haben fruchtbares, wohlbewässertes Erdreich in Fülle, ein gleichmäßiges, nicht zu warmes, durch Seewinde gemildertes Klima, auskömmliche Niederschläge und gute Häfen, so daß zur Anlage der edelsten Tropenkulturen jegliche Vorbedingungen gegeben sind.

Vor allem gebricht es nirgend an brauchbaren Arbeitskräften, nur müßten die Leute zunächst vollständig beruhigt und dem immerwährenden Kriegszustande entrückt werden. Auch ihrer Wurdelust und dem Kannibalismus wäre entschieden zu steuern, ebenso dem ziemlich unverhüllten Menschenhandel seitens der Häuptlinge. Dazu ist aber die Anlage einer Station, die häufigere Anwesenheit deutscher Kriegs- und Handelsschiffe und hauptsächlich eine systematische Erforschung, an der es noch so sehr gebricht, dringend vonnöten.

II. Deutsch-Mikronesien

Im Norden und Nordosten der melanesischen Archipels breitet sich ein neues, vielgestaltiges Inselreich aus, das wegen der auffallenden Kleinheit seiner Glieder recht bezeichnend Mikronesien genannt wird. Es erstreckt sich über 50 Längengrade und nahe an 30 Breitengrade, besitzt aber, wenn man das Gesamtareal berechnet, nicht mehr als 3500 qkm, mithin weniger als das Großherzogtum Sachsen-Weimar. In diesem Inselgewirr unterscheidet man, abgesehen von den ganz nach Norden gerückten japanischen Bonininseln, vier größere Abteilungen, nämlich die Marianen, die Karolinen mit den Palauinseln, die Marshall- und die Gilbertinseln. Nur die letzteren stehen unter englischer Botmäßigkeit; die übrigen gehören den deutschen Südsekolonien an und bilden trotz ihres beschränkten Umfanges in politischer, wie kommerzieller Beziehung einen nicht unwichtigen Bestandteil unserer überseeischen Herrschaft. Auf den Marianen haben sich auch die Nordamerikaner eine Stappenstation nach den Philippinen zu sichern gewußt, nämlich Guam, das ihnen als Kabel- und Kohlenplatz dienen soll.

Gemeinsam ist sämtlichen mikronesischen Inseln — außer dem geringen Bodenraum — der gleichförmige koralline Bau und das spärliche Vorkommen höherer Landkörper, die alsdann vulkanischen Ursprunges sind. Gemeinsam ist ihnen ferner eine in den Hauptfachen übereinstimmende Bevölkerung, die trotz gelegentlicher Zumischung fremden, namentlich melanesischen Blutes zu den Polynesiern in engster Beziehung steht. Gemeinsam sind endlich, von örtlichen Wandlungen abgesehen, die klimatischen Verhältnisse, das Pflanzenkleid und die Tierwelt.

1. Die Karolinen und die Palauinseln

Von allen Südseearchipelen nehmen die Karolinen mit der ihnen westlich vorgelagerten Palaugruppe den größten Raum ein. Die lang aufgeschlossene Inselkette dehnt sich über 30 Mittagsgrade aus, das ist so weit wie von Valencia nach Konstantinopel, und ihre Breitenlage wird durch den 5. bis 10. Parallel nördlich vom Äquator begrenzt. Einzelne versprenzte Glieder greifen noch über diesen Rahmen fort, namentlich nach Süden hin, wo sie kaum 120 km vom Gleichor entfernt bleiben.

Auf dieser gewaltigen Meeresfläche zählt man dünn verstreut gegen 700 insulare Gebilde, meistens winzige Koralleneilande, die als aufgeschüttete Zinnen die vielen Zoophytenbauten trönen. Als Übergangsform ist das Pseudoatoll Rut anzusehen, ein vulkanischer Archipel im kleinen, dessen 17 Berginseln von einem weit ausgerückten Wallriff umzogen sind. Dann folgen die hohen Inseln, deren es im Verwaltungsbezirk der Karolinen nur vier gibt, nämlich im Osten Kusaie und Pönapé, im Westen Yap mit den Nebeneilanden Map und Rumung und das mehrfach zerstückelte Palau.

Das Gesamtareal der Karolinen mit Palau hat der Kartograph Langhans auf 9000 qkm berechnet, wovon aber 7660 qkm für die Riffe abgehen. Es bleiben sonach nicht mehr als 1340 qkm bewohntes Land übrig, das indessen nicht durchweg kultivierbar ist. Den beträchtlichsten Flächenraum nimmt Palau ein. Es mißt 446 qkm. Ihm reiht sich Pönapé an mit 347 qkm, danach Yap mit 207 qkm, Rut mit 132 qkm und Kusaie mit 110 qkm. Die sonstigen Inseln und Inselchen haben nur 1—16 qkm, so daß im ganzen das vorgenannte bescheidene Maß herauskommt.

Die Entdeckungsgeschichte des Archipels greift bis in die Zeit der ersten wagemutigen Seefahrten im Stillen Ozean zurück. Sie beginnt mit dem Jahre 1525 oder 1526, je nachdem, ob man dem Portugiesen Diego da Rocha oder dem Spanier Alonso de Salazar den Ruhm zuerkennen will.

Bald darauf fand Alvaro de Saavedra Rusaie, Ruf und Muthi, und allmählich wurden auch die meisten anderen Inseln gesichtet. Da sie jedoch keinerlei lockende Reichthümer boten, so ließen die Spanier sie bald außer acht. Erst nach Besetzung der Marianen, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, traten sie mit der südlicheren Reihe in näheren Verkehr, und zwar bewogen durch die Missionsreisen einiger Jesuiten, unter denen sich ein deutscher Pater befand. Damals empfangen auch die Inseln zu Ehren der Königin Karolina ihren heutigen Namen, der ursprünglich durch Admiral Francisco de Vazeano nur dem von ihm entdeckten Yap beigelegt war, zu Anfang des 18. Jahrhunderts aber schon auf sämtliche Inseln ausgedehnt wurde.

Die genauere Erforschung und Aufnahme derselben blieb jedoch fremden Seefahrern vorbehalten. Von Palau gab 1786 der Engländer Wilson, Kapitän eines dort gescheiterten Schiffes, die erste ausführliche Beschreibung. Neuere Kunde erbrachte 1816 die Expedition des „Kurit“ unter Otto v. Kokebue, den Chamisso als Botaniker begleitete. Bedeutsamer, namentlich für den Geographen, wurde indes Duperrens Reise mit der „Coquille“, 1823 und 1824. Allein diese Leistungen stehen weit zurück hinter denen des Deutschrussen Graf Pütke, der als Kommandant

der Korvette „Senjavin“ von 1827–1828 den ganzen Archipel durchkreuzte, die alten Entdeckungen berichtete und eine grundlegende Karte schuf, auf der alle weiteren Arbeiten beruhen. Zum wissenschaftlichen Stabe Pütkes gehörten unsere Landsleute, die Naturforscher Mertens und v. Kitzlik. Ihres Meisters großes Werk erfuhr 1838 durch Dumont d'Urville, sowie 1839 durch das englische Kriegsschiff „*Varne*“ und 1840 durch das französische Kriegsschiff „*Danaide*“ gewisse Ergänzungen, welche die Herausgabe der ersten britischen Admiralitätskarte der Inseln ermöglichten.

Etwa 30 Jahre später suchte der deutsche Handel auf den Karolinen festen Fuß zu fassen. Das Haus Godeffroy sandte 1869 seine Schiffe und Agenten hierher, und bald darauf zogen auch die Sendlinge der Konkurrenzsfirma Hernsheim u. Co. im Archipel ein. Godeffroys Kapitäne, wie Blohm und Tetens, zeichneten Karten und Pläne, und Godeffroys Händler und Sammler füllten sein Hamburger Museum und dessen wissenschaftliches „Journal“ mit denkwürdigen Beiträgen. Für die Kenntniss der Karolinen und Palaus sind die (leider schwer lesbaren) Schriften des verewigten Johann St. Kubary, der seit 1869 bis zu seinem Tode 1896 in Mikronesien wirkte, von Bedeutung geworden. Vor ihm hatte 1862 Professor Dr. Semper auf Palau geforscht; mit und nach ihm kamen Franz Hernsheim, Dr. Otto Finckh und Direktor Grabowsky, dann der Engländer Christian und zuletzt als Beauftragter der deutschen Regierung Professor Dr. Volkens, der auf den Inseln kolonialwirtschaftliche und botanische Studien vorzunehmen hatte. Jetzt waltet dort der rührige Bezirksamtman Mann Sennf.

Die Missionierung der Inseln wurde nach den mißlungenen Versuchen der Jesuiten (1710 bis 1731) erst 1852 durch amerikanische Glaubensboten, zunächst auf Pönape und Rusaie, wieder aufgenommen. Der Erfolg blieb nicht aus, nur war er ungleich und nicht ohne Rückschläge, da die Verbote älterer Bräute, zum Beispiel des Bemalens mit gelber Farbe und des Tragens langer Haare seitens der Männer, besonders aber das Tabakverbot bei den Eingeborenen auf zähen Widerstand stießen. Die protestantische Mission wurde nach 39jährigem Bestehen plötzlich durch die Spanier unterlagert, die den religiösen Dienst ausschließlich

von den Kapuzinern ausgeübt wissen wollten. Dieser Orden ist seit 1887 im Archipel tätig und hat dort bis jetzt (1902) zwölf Stationen mit mehreren Kirchen, Kapellen und Schulen eröffnet, an denen Geistliche und Laienbrüder wirken. Aber auch die Amerikaner sind von neuem auf dem Plan erschienen. Die Postoner Missionsgesellschaft unterhält zur Zeit zwei Hauptstationen, eine in Pönape und eine in Ruf, von denen etwa 20 Nebenstationen mit 25 Schulen abhängen, deren Leitung größtenteils in den Händen bekehrter und genügend vorgebildeter Eingeborener unter weißer Oberaufsicht liegt.

Der deutsche Handelseinfluß auf den Karolinen führte im August 1885 zur Hissung unserer Flagge auf Yap, da die Inseln allgemein als herrenlos galten. Nur die Spanier waren anderer Meinung; sie machten auf einmal ältere Rechte geltend und erhoben ein lautes Gezeiter über das Vorgehen der

Deutschen. In Madrid kam es sogar zu feindseligen Ausläufen und Demonstrationen, die in Roheiten gegen unsere Botschaft ausarteten. Um so ruhiger blieb man in Berlin; selbst das große Publikum faßte die ganze Sache nur scherzhaft auf, und von den Operettenbühnen erklangen die vielbelachten Verse:

„Und selbst wenn uns Spanien den Krieg auch erklärt,
's hat gar keinen Wert, 's hat gar keinen Wert.“

Gleichwohl nahm Fürst Bismarck die päpstliche Vermittlung an und ließ es bei dem Schiedsspruch, wonach die Karolinen unter spanischer Hoheit bleiben sollten, Deutschland aber gleiche Handelsfreiheit zugestanden wurde, sowie das Recht, auf den Inseln eine Flotten- und Kohlenstation anzulegen. — Die Eingeborenen lernten das neue Regiment bald genug von der schlimmsten Seite kennen. Es

wurden harte Steuern und ein an Sklaverei grenzendes Arbeitssystem eingeführt, so daß die Inselaner, erbittert durch den furchtbaren Druck, zu den Waffen griffen und sich ihrer Peiniger mit Gewalt zu erwehren suchten. Die Spanier

Einfahrt in den Hafen von Koror.

erlitten schwere Verluste und mußten zuletzt 800 Mann Besatzung in mehreren Militärstationen erhalten, wodurch ihnen unerschwingliche Kosten erwuchsen. Deshalb entschlossen sie sich, den ganzen Archipel, einschließlich Palaus und der Marianen, nach dem unglücklichen Kriege mit Nordamerika der deutschen Regierung für 25 Millionen Pesetas oder 16³/₄ Millionen Mark zum Kauf anzubieten. Deutschland ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, so auf bequeme Weise seinen Kolonialbesitz in der Südsee zu erweitern und ihm eine gewisse Abrundung zu geben. Da der Zessionsvertrag vom 12. Februar und 30. Juni 1899 die Genehmigung des Reichstages erhielt, so konnte schon im Oktober die feierliche Übergabe der Inseln an Deutschland erfolgen.

Seit unser Banner dort flattert, ist Friede und Ordnung allenthalben eingetehrt. Der Verwaltungsapparat ward gleich von vornherein auf das größtmögliche Mindestmaß beschränkt. Der kaiserliche Gouverneur von Neu-Guinea erhielt die Oberleitung, nachdem das gesamte Kaufgebiet in drei Bezirke: Ostkarolinen, Westkarolinen mit Palau und die Marianen eingeteilt worden war. Die Grenze zwischen Ost- und Westkarolinen bildet der 148. Meridian östlicher Länge v. Gr. Der Vizegouverneur residiert in Pönapé, wo außerdem ein Regierungs-

arzt, ein Sekretär, ein Polizeimeister und etliche Schiffsfahrtsbeamte stationiert sind. An der Spitze der Westkarolinen steht der Bezirksamtmann in Yap, dem ebenfalls ein Arzt, sowie einige andere Hilfskräfte beigegeben sind. Die Postagentur in Yap wird vom Bezirksamte, die in Pönapé vom Vizegouvernement aus versehen. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe, sowie zum Schutz der Weißen ist eine Polizeitruppe eingerichtet worden, die hauptsächlich in Pönapé und in Yap steht und auf den übrigen Inseln nur einzelne Vertreter hat.

Unsere Beschreibung der verschiedenen Glieder des Archipels beginnen wir im äußersten Westen, also mit Palau. Dieses besteht aus 7 größeren und über 20 kleineren Inseln, die fast alle von ausgedehnten Riffen umgeben sind, durch welche tiefe, schiffbare Kanäle zu den geschützten Ankerplätzen führen.

Das Hauptland ist Baobelthaob, das 50 km Länge und gegen 20 km Breite hat, dabei 300 qkm Fläche bedeckt und sich gleich Korror, Malakal und dem winzigen Ngarkobafanga aus jüngeren Eruptivgesteinen zusammensetzt, nämlich Augitandesit, der öfter von Basalt durchbrochen wird. Darüber liegt als Verwitterungsschicht ein rötlicher, sehr fruchtbarer Ton. Von den Bergen ist der Konoß Arumolungui mit etwa 650 m der höchste. An Quellen und Bächen fehlt es nirgend; aus dem Ngardoffee entspringt sogar ein Fluß, der Enkassar, der in eine Bucht des südlichen Inselteiles mündet. Letzterer besteht aus Hügeln von Korallenkalk, der sich auch, zu Arragonit verwandelt, auf Korror vorfindet und dort von den Napern zur Herstellung ihres sonderbaren Steingeldes eifrig abgebaut wird. Kein koralline Bildungen sind im Süden die gehobenen Eilande Nupafel und Urukpatel, sowie das niedrige Gilmakf, Gilthaob und Pilili. Denselben Charakter zeigt Angaur, so daß also in diesem Bereich entschieden eine Hebung der Riffmassen vorwaltet, wohingegen der Norden mit Ngaruangel und Rajangle augenscheinlich im Zustande der Senkung begriffen ist. Die landschaftliche Szenerie bietet viel Anziehendes, namentlich bei der Einfahrt in die schmalen, gewundenen Buchten, deren bergige Ränder im Schmucke eines üppigen Pflanzenwuchses prangen. Aus der Tiefe steigen in wechselnden Formen und Farben schillernde Korallenstöcke empor und engen die schiffbare Straße in bedrohlicher Weise ein. Selbst der am meisten besuchte Hafen von Korror, wo der Oberhäuptling oder König residiert, ist nur mit Vorsicht zu erreichen.

Die durch die deutsche Verwaltung 1901 veranlaßte Zählung der Eingeborenen ergab nur wenig mehr als 3700 Personen. Sie gliedern sich politisch in Gemeinden oder Pelus, die von Fürsten, Rupaks, regiert werden, über denen wieder ein durch Sitte und Gesetz vielfach eingeschränkter König steht. Die erwachsenen Männer bilden unter sich Klubs, die Kaldebekel oder Klöbbergöll, deren jeder ein eigenes großes Haus, das Bai, und etliche Kriegskanus besitzt. Im Bai verbringen die Männer, auch die verheirateten, Tag und Nacht, jeder mit seiner „Armengol“, so heißen die ledigen Mädchen, welche bis zur Ehe ungehindert ein freies Leben führen dürfen. Außer den Bais werden mit ebensoviel Geschick und Geschmack die kleineren Familienhäuser errichtet, sowie die zierlichen Opferschreine oder Ahnentempelchen. — Die Produktion der Inseln ist noch nicht erheblich; sie beträgt gegen 200 Tonnen Kopra, 40—50 Tonnen Trepang, d. i. jene Holothurien, die getrocknet als Leckerbissen nach China gehen, ein paar Tonnen Perlschalen und etliche Zentner Schildpatt. Leider ermangeln die Palauinseln noch immer einer Dampfverbindung mit unseren pazifischen Kolonien, sowie mit dem Mutterlande. Eine Besserung steht jedoch bevor, da die Gruppe als Station des deutsch-holländischen Südseekabels vorgesehen ist.

Von Angaur ziehen sich bis in die Nähe von Niederländisch-Neu-Guinea mehrere Riffinseln hinüber, nämlich Sonjol, Pul, Mexir und Tobi, die trotz ihrer Kleinheit fast alle bewohnt sind und politisch zu Deutschland gehören; nur Mapia wird auch von Holland beansprucht, ist also noch strittig.

Die westlichen Karolinen. Sie reichen von Ngoli oder Lamoliork bis Pikelot und umfassen außer diesen Atollen noch Uluthi, Fais, Sorol, Uli oder Wolea, Muripik, Fauralep, Falik, Lamotrek und etliche minder bekannte Riffkränze. Das einzige hohe Land im ganzen Schwarme ist Nap, unfern der Westgrenze gelegen und überwiegend aus alten, grüngrauen Schieferen

gebildet. Es hat die Form eines mit der Spitze nach Süden gewandten Keiles. Im Nordosten drängt sich der Tomilhafen so tief in den Inselkörper, daß der nördliche Abschnitt nur durch einen wenige hundert Meter breiten Isthmus mit dem übrigen Gebiet zusammenhängt. Durch diese Enge ist im Jahre 1901 zum höchsten Vorteil für die einheimische Schifffahrt der Lägerenkanal gegraben worden. Den Norden und die Mitte füllen Hügelwellen und Plateauflächen aus, die mit einförmigen Savannengräsern bestanden sind. In

Tal und Ebene grünt, gesellig mit nutzlosen Bäumen, eine üppige Kulturvegetation, und an der von einem breiten Riff umsäumten Küste haben sich die stielzförmigen Rhizophoren angesiedelt. Der höchste Berg, der Köbull in der Burrakette, erreicht nur 300 m. Politisch zerfällt die Insel Yap in acht Bezirke, d. h. einschließlich Yap und Rumung, die ebensoviele Oberhäuptlingen gehorchen. Die Zahl der Eingeborenen beziffert sich heute auf 7500 Köpfe, ist aber leider im Rückgange begriffen. Das Kaiserliche Bezirksamt liegt auf der kleinen östlichen Vorinsel Belaltisch in dem fjordartig ausgezackten, vortrefflichen Tomilhafen, der jetzt hinlänglich mit Seezeichen versehen ist. Über die Insel erstreckt sich ein Wegenetz, dessen Ausgestaltung unter dem deutschen Regiment eifrigst gefördert wird. Die Missionierung besorgen seit 1887 die spanischen Kapuziner. Den Handelsverkehr vermitteln mehrere weiße Agenten, die größtenteils von der Jaluitgesellschaft abhängig sind, von dieser

durch den regelmäßig einkommenden Dampfer ihre Waren erhalten und als Rinnesse jährlich gegen 800 Tonnen Kopra und in geringeren Mengen auch Schildpatt und Perlschalen abschicken.

Die übrigen Inseln des Bezirks sind, ebenso wie in den Karolinen, meist niedrige Atolle, mit Lagunen in der Mitte, oder einfache Anschüttungen ohne Binnensee, die sich insgesamt nur wenig über den Meeresspiegel erheben und einander so ähnlich sehen, daß „die Schilderung einer für alle genügt“. Zum Teil liegen sie einsam in der blauen Flut, zum Teil haben sie sich mit zwei oder drei ihresgleichen zu Gruppen vereinigt. Von letzterer Art sind die Muthi- oder Madenzie-Inseln, zwei benachbarte Atolle mit 30 sandigen Eilanden, die nicht einmal alle bewohnt werden. Ein Hauptmangel dieser quellenlosen Sandflecke ist trotz des feuchten Seeklimas das Fehlen des Trinkwassers. Selbst nach den ergiebigsten Nieder-

schlägen wird der Inhalt der Zisternen schnell brackig, so daß die Eingeborenen das kostbare Lebensnahrung in Baumlöchern aufzufangen suchen. Eine andere Gefahr bringen die schweren Stürme mit sich, welche von Zeit zu Zeit den westlichen Pazifik aufwühlen und nicht selten ganze Riffseiten insel-leer legen. Wenn die Wogen zu solcher Höhe steigen, bindet der Karolinier sein Weib und seine Kinder an den Baumstämmen fest und flüchtet sich selbst in die Gipfel.

Eine merkwürdige Ausnahme bietet Fais oder Tromelin dar, östlich von Yap, das bis zu 30 m gehoben ist und im Innern eine fruchtbare, wohlangebaute Senke hat, nämlich die ehemalige, jetzt trodrene Lagune.

Die östlichen Karolinen. Zu diesen zählen wir außer Kusaie, Pónapé und Ruf die Atolle Pingelap, Mokil, Ngatik, Oralus, die Mortlock- oder Lufunorgruppe, die Hallinseln, Nisau, Ramonuito und mehrere verstreute Rifffränze. Bei Lufunor haben wir drei, bei Morileu oder den Hallinseln zwei hart aneinander gerückte Lagunenringe. Diese tragen in Mortlock allein 90 Eilande, darunter Lufunor selber mit 35 km Umfang und prächtigen Kokoshainen. Die Bewohner zeichnen sich noch immer durch Fleiß und durch nautischen Wagemut aus, der sie neben den Leuten von Uli, Fauralep und Pamotrek zu den tüchtigsten Seefahrern und Schiffsbaumeistern der ganzen Südsee erhoben hat. Schon in früheren Jahrhunderten entdeckten sie ohne Kompaß den Weg nach den Marianen und haben ihn bis um 1870 nur nach den Sternen immer wieder gefunden. Auch im eigenen Archipel war ihnen fast jede Insel bekannt und durch Handelsbeziehungen verbunden. So geschah es, daß ihre Sprache die am weitesten verbreitete und die eigentliche Handelsprache auf den Karolinen wurde.

Wir kommen nun zu Ruf, das längst wegen seiner Sondernatur bekannt ist. Es besitzt ein vorwiegend basaltisches Kernstück, das aber nicht eine zusammenhängende Masse bildet, sondern in zahlreiche Berginseln zerfällt, die bis 400 m ansteigen. Der ziemlich steinige Ackerboden ist trotzdem recht fruchtbar. Die kräftigen, aber noch rohen Bewohner, rund 12000 an der Zahl, sucht die Bostoner Mission seit Jahren für das Christentum zu gewinnen. Sie unterhält deshalb auf der Insel Toloas eine Hauptstation mit einem Seminar zur Ausbildung farbiger Gehilfen. Die geräumige von Korallenbänken durchsetzte Lagune hat bis 60 m Tiefe und wird erst weit draußen von einem annähernd fünfeckigen Wallriff eingerahmt, das 75 km Länge und 60 km Breite aufweist, also zu groß ist, um im ostelbischen Teil des Königreichs Sachsen untergebracht zu werden. In der Gruppe arbeiten deutsche, englische und japanische Händler, die hauptsächlich Kopra, zur Zeit 300 Tonnen im Jahr, exportieren; man hofft jedoch mit der zunehmenden Pazifizierung der Inseln auf eine schnelle Steigerung der Produktion.

Noch weiter nach Osten gerückt ist das rundliche, an der Küste vielgeschlitzte Pónapé. Es besteht vorwiegend aus Basaltlaven von wechselnder Beschaffenheit; doch kommt daneben auch dichter Basalt, zum Teil sogar Säulenbasalt, vor. Letzterer bildet auf der kleinen nördlichen Vor-

insel Tschokatſch etliche malerische Partien, unter anderen die berühmte, 300 m hohe, wandartige „Klippe“. Die Oberfläche des Hauptlandes ist bergig, durch Schluchten und Täler zersucht, in denen sich mehrere Seen angestaut haben. Der höchste Gipfel ist der Tolokolme mit 870 m; ein anderer, der Tufain, zeichnet sich durch eine auffällige Zuckerhutgestalt aus. Um die ganze Insel legt sich ein Riff, das von mehreren Einfahrten durchbrochen wird, darunter fünf, die zu guten Häfen führen, als welche wir die Langar- oder Santiagobai, den Krus-, Metalanim-, Mutok- und Roankitihafen nennen. Der Regierungssitz liegt an dem mit Seezeichen reichlich ausgestatteten Santiago-

Große Basaltklippe auf der Insel Tschokatſch, Nordpónapé.

hafen. Der Vizegouverneur residiert in dem alten spanischen, sehr weitläufigen Fort, wo außerdem der Arzt, der Hafen- und der Polizeimeister ihre Wohnungen haben. Das Krankenhaus erhebt sich frei auf der vom Meere ansteigenden Terrasse.

Pónapé wird regelmäßig durch den Dampfer der Jaluitgesellschaft angelaufen und hat dergestalt Verbindung mit Yap, Rut, Kusaie, den Marshallinseln und den Marianen, sowie mit Hongkong und Sndnen. In die Missionierung teilen sich die Kapuziner und die Bostoner Missionare. Mehr als zwei Drittel der 3200 Bewohner gehören dem protestantischen Bekenntnis an, der Rest sind Katholiken. Die Eingeborenen scheiden sich in mehrere Stämme, über die gegenwärtig fünf Häuptlinge in den Landschaften Tschokatſch, Rut, U, Roankiti und Metalanim herrschen. Letzterer ist der angesehenste. Größere Dörfer gibt es auf Pónapé nicht; die Häuser liegen vielmehr vereinzelt im dichten Grün

der Küstenzone. Das bergige Innere ist jetzt unbefiedelt, eine Erscheinung, die sich auf allen hohen Inseln Deutsch-Mikronesiens wiederholt und deren intensiveren Anbau verzögern wird. Das Haupterzeugnis ist vorläufig nur Kopra; doch würde sich der Boden auch zur Kaka- und Vanillekultur eignen, da die Niederschläge sehr auskömmlich sind, und ortsartige Stürme sich bisher nicht gezeigt haben.

Pónapé muß in früheren Zeiten eine viel dichtere Bevölkerung besessen haben, der überdies ein höherer Bildungsgrad eigen war. Das bezeugen noch heute die eigenartigen Ruinen von Nan Matal oder Nan Tautſch. Sie

bilden einen Komplex von vierseitigen, aus Basaltfäulen errichteten Bauten, die stadttartig auf einer Fläche von 42 ha angelegt und von engen Kanälen durchzogen sind, weshalb man sie nicht unzutreffend das „mikroneisische Venedig“ genannt hat. Die einzelnen Abteile sind entweder Quadrate oder Parallelogramme oder Kombinationen dieser Formen. Die Struktur ist roh und beschränkt sich auf das Zusammenlegen der von der Natur fertig gelieferten Basaltfäulen, deren gewaltige Schwere an die Transporttechnik die bedeutendsten Anforderungen stellte. Die jetzige Generation weiß nichts über die Entstehung dieser entlopfischen Häuptlingsresidenzen, Grabstätten und

Verteidigungswerke, fürchtet und meidet sie vielmehr aus abergläubischen Gründen. Die erste Erforschung geschah durch Gulik.

Südöstlich von Pönape liegt das Atoll Ngatit, dessen Bevölkerung durch eine ganz außerordentliche Blutmischung entstanden ist. Denn die Väter des jetzigen Geschlechts sind Deutsche, Engländer, Neger, Pönapesen, Morlock- und Gilbertinsulaner, die sich vor etwa vierzig Jahren nach Ermordung aller eingeborenen Männer mit den überlebenden Frauen und Mädchen verheirateten. Neuerdings wurde Ngatit zweimal von furchtbaren Sturmfluten heimgesucht, die vielen Schaden unter den Pflanzungen und dem Vieh verursachten.

Die letzte und östlichste Karolineninsel ist Kusaie oder Ualan. Sie besitzt vulkanischen Charakter und steigt im Innern zu spitzen Basalthörnern auf, die mit 660 m kulminieren und, wie überhaupt die ganze Insel, ein dichtes Waldkleid tragen. An der Küste finden sich kleine fruchtbare Ebenen mit fettem Lehmboden. Am das Gestade gürtet sich ein Riff, dessen Passagen zu drei guten Häfen führen, von denen der Chabrolhafen der beste ist. Seine Bucht deckt nach außen das Eiland Vele, bekannt durch die alten, von den Bewohnern „Pot-Zalat“, d. h. hohe Mauer, genannten Steinwälle, die „aber mehr durch ihre Größe als durch die Sorgfalt der Konstruktion wirken“. Auf Vele lebt jetzt der Oberhäuptling, sowie die Mehrzahl der durch die Bostoner Mission vollständig zum Christentum bekehrten Einwohner, die aber trotz Bildung und Gesittung ziemlich schnell dem Aussterben entgegengehen. Dabei erfreuen sie sich günstiger Existenzbedingungen, besitzen Pflanzungen und Vieh, nämlich: Schweine, Kinder, Ziegen, Hühner und Enten, die sämtlich aus Amerika importiert sind und sich völlig akklimatisiert haben.

Das Klima und die Wetterlage der Karolinen lassen sich mangels systematischer Beobachtungsreihen nur in den allgemeinsten Zügen schildern. Der Westen, vornehmlich Palau, steht noch unter dem Einfluß der Monsune; die Mitte und der Osten dagegen werden von den Passaten beherrscht. Von Oktober bis Mai weht der Nordostpassat mit geringen Niederschlägen und kühlerer Temperatur. Dann setzt von Juni bis September die Regenzeit ein, während welcher leichte Winde und Stillen abwechseln, häufig aber auch schwere Gewitterböen und Stürme auftreten. Die westlichen Inseln haben von Juni ab Südwestmonsun, der im Juli und August starke Regenfälle bringt. Auf Yap schwankt die jährliche Niederschlagsmenge von 2800—3500 mm. Im September und März, wenn sich Monsun und Passat ablösen, brechen zuweilen verheerende Orkane über den Archipel herein und bedrohen namentlich die Flachinseln. Bei Nordostwind ist es auf Palau und Yap meist trocken; gelegentlich kommen sogar länger anhaltende Dürreperioden vor. Die Temperatur liegt zwischen 20° C. und 30°, beziehungsweise 33°, mit etwa 27° C. als Jahresmittel. Die Tagesamplitude dürfte 3—4°, höchstens 6° C. kaum überschreiten; doch wird diese gleichmäßige Wärme stets durch die Seebrise gemildert und ist daher für den Weißen selbst in den Mittagsstunden ohne Schaden zu ertragen.

Der Gesundheitszustand zeigt sich durchweg befriedigend. Malaria fehlt; auf Palau und Yap scheinen auch Dysenterie und sonstige Tropenkrankheiten unbekannt zu sein. Die Eingeborenen erkranken sich, von mancherlei Gouttaffektionen, besonders Zithnophis, abgesehen, eines meist guten

Befindens. Nicht so günstig sind die Ostkarolinen gestellt. Auf Pönape zeigen sich Frambösia, Ringwurm und Geschwürbildungen, auf Morlock, Kuf und Kusaie sogar der Ausatz. Dazu haben Influenza, Mäfern, Blattern und letzthin der Keuchhusten erschreckend viele Opfer gefordert.

Sinfältlich der Vegetation ist von vorn- herein zwischen den hohen Inseln und den Atollen zu unterscheiden. Außerdem vermindert sich auch der Artenreichtum von Westen nach Osten sehr merklich. Das Pflanzenkleid Palaus schließt sich demjenigen der Philippinen noch vollständig an. Man bemerkt Arecapalmen, grasblättrige Schling- gewächse, Dracänen, Pandanus, Bambus, wilde

Ananas, Brotfruchtbäume, Bananen und einzelne Farne. An den Gehängen und in den Tälern grünt stattlicher Hochwald. Dieser kommt, allerdings arten- ärmer, auch in Bonapé und Kusaie vor, nicht aber in Yap und Rut. Um die feuchten, zum Teil ver- sumpften Küsten legt sich überall ein dichter Man- grovengürtel. Darauf folgt die Kulturzone der Eingeborenen mit Taro, Yams, Brotfruchtbäumen, Melo- nen, Kürbissen, Feigen, Gemüse und anderen, häufig erst eingeführten Nutzpflanzen. Für die Er- nährung der Atollbewoh- ner ist hauptsächlich die Kokospalme wichtig, ohne welche manche Eilande gar nicht besiedlungsfähig wären. Die Mortlodinfu- laner zum Beispiel sind fast neun Monate im Jahre vorwiegend auf Kokosnüsse angewiesen. Als Export- artikel kommt neben der Kopra auch die Steinnuß in Betracht. Letztere, das knochenharte, homogene Sameneiweiß einer Pan- danee, *Phytalephas ma- crocarpa*, wird als „vege- tabilisches Eisenbein“ viel- fach in Handel gebracht und zu feinen Drechslerarbeiten und Galanteriewaren ver- wendet.

Die Fauna der Karolinen ist als Glied der polynesischen Region überaus arm an Säuge- tieren. Diese beschränken sich auf mehrere Arten von Fledermäusen, darunter die fruchtfressenden Flughunde, auf eine durch den Schiffsverkehr ein- geschleppte Ratte und auf den gleichfalls impor- tierten kleinen Marianenhirsch. Alle Haustiere sind aus der Fremde zugebracht, Bonapé vielleicht ausgenommen, das nach Finsch eine eigene Dombaße besessen zu haben scheint. Etwas reicher ist die Vogelwelt ausgestattet, von der es im Archipel etwa 80 Spezies gibt, und zwar auf Palau 56, auf Kusaie nur noch 21, unter denen

sich aber sehr wenige eigentümliche Formen zeigen. Auf Bonapé haben wir einen besonderen Papagei, auf Palau ein Schachhuhn; sonst begegnen uns vielfach Angehörige oder Verwandte heimischer Arten, zum Beispiel Eisvögel, Fliegenschwapper, Bürger, Glanzstare, Regenpfeifer, Bekassinen, Wildhühner, Wald- und Fruchttauben, Kuckuck und Enten. An Lurchen und Kriechtieren gibt

Auf der Basaltmauer von Nan Tanatsch.

es zwei Eidechsen, darunter die Gedos, die Yaper Barneidechse und — nur auf Palau begrenzt — drei Landschlangen und einen Frosch. Die viel- gestaltige Meeresfauna umschließt zahllose Kruster, Muscheln, Würmer, Stachelhäuter, Polypen und von Wirbeltieren noch Fische, Schildkröten, den Potwal und den Dugong. Auffallend spärlich ist die Insektenwelt vertreten. Nur Eitaden lassen „ihr schmetterndes Gezirp“ ertönen, Moskitos peinigern zur Regenzeit, und hie und da zeigen schöne Falter ihre Farbenpracht“.

Die Bewohner Palaus und der Karolinen stellen mit den übrigen Mikronesiern keine gesonderte Rasse dar, sondern gehören zu „jenen mehr oder minder hellfarbigen, schlichthaarigen“ Völkern, wie sie sich „überall in

Ozeanien bis Hawaii und Neu-Seeland“ finden. Die Hautfärbung wechselt vom hellen Olivengelt bis zum rötlichen Ziegel- und Dunkelbraun. Das Haar ist bisweilen gewellt, ja sogar lockig. Die Männer haben in der Regel einen gutgebauten, kräftigen Körper, bleiben aber im Wuchse hinter unserer Mittelgröße zurück. Das weibliche Geschlecht ist kleiner und schwächer, dabei in der Blütezeit nicht unschön, büßt jedoch diese Vorzüge sehr schnell ein. Die Gesichtsförmung läßt sich kaum auf einen generellen Typus zurückführen, da sie nicht nur von Insel zu Insel, sondern auch individuell erheblich variiert. Die stets dunklen Augen sind meist voll und groß; der Mund klafft jedoch ziemlich weit, und die Jochbogen treten etwas mehr hervor als bei den Angehörigen der kaukasischen Rasse.

Die Sprache unserer neuesten Untertanen ist erst wenig erforscht. Dr. Finsch, auch hierin der beste Führer, teilt die Karolinen linguistisch in sieben Gruppen ein. Diese sind: 1. Kusaie, 2. Pönapé, 3. Mortlock, Ruf und Hall, wahrscheinlich auch Uli und Fais, 4. Uluthi mit Ngoli, 5. Yap, 6. Palau und 7. Nukunor. Auf dieser kleinen, südwärts vom 5. Breitengrade liegenden Insel wird ein dem Samoanischen sehr nahestehendes Idiom gesprochen.

Über die Kopfzahl der Eingeborenen liegen jetzt statistische Angaben vor, wonach die Karolinen 38500 Bewohner haben, d. h. ohne die Fremden. Trotz dieser geringen Summe hält es schwer, von den Leuten eine allgemein gültige ethnologische Schilderung zu entwerfen. Charakteristisch für das ganze Gebiet ist die streng durchgeführte Einteilung des Volkes in Stämme oder Stände. Man unterscheidet: 1. die Oberhäuptlinge oder Könige, 2. die Unterhäuptlinge oder den Adel, zu dem auch mancherorts die Priester rechnen, 3. das freie Volk und 4. die Sklaven. Von sämtlichen Karolinern wird ferner das Einreiben des Körpers mit Gelbwurz geübt, ein Farbstoff, der für diejenigen Striche, wo die Pflanze nicht wächst, einen begehrten Handelsartikel ausmacht. Gemeinjam ist sodann die auf den meisten Inseln hochentwickelte Webkunst, die häufige Benutzung der Kokoschalen zu Schmuckzwecken, die Neigung zu Tanz und Spiel und den Freuden der Liebe, der Mangel an Musikinstrumenten, von denen die Nasenflöte und auf Pönapé die Trommel vorkommen, das Fehlen von Bogen und Pfeil unter den Waffen, die sich auf Speer, Keule und Schleuder beschränken, und die früher außerordentlich beliebte, aber lediglich zur Zier dienende Tätowierung.

Über den Charakter der Karolinier lauten die Mitteilungen verschieden, und zwar die älteren günstiger, als die neueren. Viel Schuld an etwaigen Schlechtigkeiten: Diebstählen, Überfällen, Racheakten, Trunksucht und Ausschweifungen tragen sonder Zweifel die Weißen selber, die — außer den Missionaren und Forschungsreisenden — wohl nirgend in der Südsee als sittliche Vorbilder aufgetreten sind. Bei den Eingeborenen macht sich überall die Lust zu Streit und Krieg bemerkbar; doch zieht man dem offenen Kampfe gern Hinterhalte vor, sucht den Feind zu überraschen und ihn meuchlings zu töten. Für ernste, geregelte Arbeit schwärmt der Karolinier durchaus nicht, obgleich ihm gute Anlagen und ein bedeutendes Geschick für technische Fertigkeiten innewohnen.

Seine Religion ist kaum mehr als ein Geister- oder Ahnendienst, der auf Palau figürliche Darstellungen der Verehrten kennt und auf Ruf und Mortlock auch Masken besitzt. Das im ganzen Pazifik verbreitete „Tabu“ oder Verbot fehlt natürlich auf den Karolinen nicht, ebensowenig totemistische

und animistische Anschauungen und allerhand Zauberwerk. Von Kleidung ist wenig zu sehen. Die Männer begnügen sich mit einem einfachen Lendenschurz oder einem Faserröckchen. Um so mehr Gewicht wurde ehemals auf den Schmuck gelegt, zu dessen kostbarsten Stücken die Gürtel und Halsketten aus geschliffenen Muschelscheibchen, verbunden mit vielen Tausenden polierter Kokosplättchen, zählen. Auch Armbänder — auf Palau zum Beispiel die berühmten „Kilts“ aus dem Atlaswirbel des Dugong — von verschiedenem Material sind im Gebrauch.

Die Stellung der Frauen ist eine verhältnismäßig geachtete, freie und selbständige. Auf Palau haben sie neben den Männern ihr eigenes Reich mit besonderer weiblicher Regierung. Leider herrscht überall viel Unsitte, ein lockeres Eheleben, bequeme Scheidung u. s. w., denen sich noch ein auffälliger Kindermangel zugesellt. Als weibliches Gewand dienen Zeugstreifen und Fasergürtel; doch schmücken sich die Frauen gern mit Perlen, Bändern, Blättern und Blüten und verschmähnen, wenn sie's haben können, auch die importierten Taschentücher nicht. Dagegen sträuben sie sich, wie die Männer, fast durchweg sehr gegen die europäische Tracht, auf deren Annahme die Bostoner Missionare unablässig dringen, obschon es nicht zum gesundheitlichen Vorteil der Eingeborenen ist.

Vornehmer Pohnape in einheimischer Tracht.

Die Häuser der Karoliner sind nach einem ziemlich übereinstimmenden Plan konstruiert, haben meistens einen steinernen Unterbau und ein mehr oder minder kompliziertes Dach, das sich häufig durch merkwürdig vorspringende Giebel auszeichnet. Malereien und Schnitzwerke sind zum Teil sehr beliebt. Nach der Art der Benutzung unterscheidet man Gemeinde- oder Klubhäuser für die Männer, Familienhäuser und die ebenfalls der Gemeinde gehörenden Kanuhäuser oder -schuppen, sowie endlich auf einigen Inseln noch besondere Häuptlingshäuser. Die einfachsten Häuser haben manche Atolle, nämlich große, auf die Erde gesetzte Dächer.

Bel Interesse beansprucht des weiteren die Anfertigung der Kanus. Den Schiffsrumpf bildet ein ausgehöhlter Baumstamm von verschiedener Länge, der seitlings mit einem Ausleger verbunden ist. Es gibt Ruder- und Segel-

kanus, letztere für den Fernverkehr bestimmt und deshalb durch Seitenteile und Bugaufsätze erhöht und verbreitert. Das große dreieckige Segel wird aus Matten von Pandanusbast zusammengenäht. Mit diesen Fahrzeugen unternehmen die Karolinier noch heute ihre Handelsreisen und sind bis vor wenigen Jahrzehnten die Yaper nach Palau gesteuert, um dort ihr Mühlsteingeld, das „Tä“, zu holen. Die Stücke haben $\frac{1}{3}$ bis 2 m im Durchmesser und wiegen oft mehrere tausend Pfund. Den Transport dieser Monstra besorgen jetzt lediglich fremde Segelschiffe. Statt dieses Großgeldes, dessen Wert mit dem Durchmesser steigt, hat man in Yap noch ein Kleingeld, teils aus Stein, teils aus Perlschalen. Ihr eigenes Geld besitzt ferner die Palaugruppe; es ist das Rudoth, das aus alten Emailglasperlen rätselhafter Herkunft besteht und in drei Wertgruppen mit etwa 15 Unterabteilungen zerfällt.

Damit sei unsere Rundschau über Land und Volk der Karolinen beendet, und es bleibt uns nur noch Raum zu einem kurzen Schlusswort übrig, das den kolonialen Nutzwert und die Zukunft dieser Inseln in das rechte Licht zu setzen hat. Wir werden hier, daran ist kein Zweifel, noch manches Fährlein säen müssen, ehe sich die Ernten zeigen. Wir werden Frieden zu stiften und die völlige Entwaffnung der Eingeborenen durchzuführen haben; wir werden die braunen Naturkinder schützen müssen gegen Seuchen und äußere Nöte und sie aus der Trägheit zu ernstem Schaffen zu erheben suchen. Vor allem werden wir auf Mittel sinnen, wie der erschreckenden Volksabnahme zu steuern sei, damit ein neues, kräftigeres Geschlecht ersthe. Unter solchem weisen Regimente werden sich die Inseln trotz ihrer Kleinheit mit blühenden Kulturen bedecken, die Ausfuhr wird sich steigern, der Handel wachsen, und die trefflichen Naturhäfen der Hochinseln werden nicht bloß als Kohlen- und Proviantlager und als Ausfallstore unserer Kriegsschiffe dienen, sondern sich mit Kauffahrern beleben, die den Güteraustausch zwischen Kolonie und Heimat geschäftig bewirken.

2. Die Marianen

Zuerst von allen Archipelen Ozeaniens wurden die Marianen entdeckt, die bereits 1521 Ferdinand Magellan auf seiner Weltreise berührte und sie nach der landesüblichen Segelform „las Islas de las Velas Latinas“, die Inseln der lateinischen Segel, benannte. Weit populärer wurde indes der Name Ladronen oder Diebesinseln, den ihnen das Schiffsvolk gab, das über die Frechheit erstaunt war, mit der die olivenfarbigen, nackten Eingeborenen jedes ihnen erreichbare Gerät zu stehlen suchten. Bis zu der förmlichen Besitzergreifung vergingen aber noch 44 Jahre, und erst 1668, also 103 Jahre später, ließ sich ein Befehlshaber, der eifrige Jesuit Diego de Sanvitores, mit mehreren Gefährten auf Guam nieder. Damals erhielten auch die Inseln zu Ehren der Witwe Philipps V., der Königin Maria Ana d'Österreich, ihren noch jetzt geltenden Namen.

Die Jesuitenmissionare besuchten allmählich sämtliche Glieder der Gruppe und fanden allwärts eine zahlreiche, kräftige Bevölkerung vor, die an 100 000 Köpfe betragen haben soll. Trotz der Nachsicht, die Sanvitores in manchen Stücken walten ließ, erregte die christliche Lehre bald den heftigsten Anstoß, namentlich bei den höheren Ständen. Pater Diego wurde im April 1672

ermordet; auch einige spanische Soldaten fielen der Volkswut zum Opfer. Damit begann jener blutige Krieg zwischen den neuen Herren und den eingeseffenen Chamorro, der mit der nahezu vollständigen Vernichtung der letzteren endete. Nur auf Rota wußten ihrer viele in den geräumigen Höhlen eine Zuflucht zu finden. Ihre Nachkommen leben noch jetzt auf der Insel und sind nach Ge-

stalt und Sprache als ziemlich unverfälschte Reste der alten Bewohner anzusehen. Der Niedergang des Volkes dauerte auch nach der endlichen Unterwerfung fort. Die deutschen Jesuiten, wie Johann Kropff, Adam Keller, Jakob Heipel, Franz Urfahrer, Wolfgang Stainbeck u. a., die bis zur Aufhebung des Ordens im Archipel wirkten, wußten von einer stetigen Abnahme der Eingeborenen zu berichten. Im Jahre 1724 waren noch 4000 und 1741 gar nur 1800 „Pfarrfinder“ übrig, eine Zahl, die sich bis zur letzten Jahr-

hundertwende durch freiwillige und gezwungene Zuwanderung auf etwa 10 000 vermehrt hat.

Für die Erforschung der Marianen haben Morales und Le Gobien, Anson 1742, Byron 1765, Wallis 1767 und Crozet 1772 das Wichtigste geleistet. Im vorigen Säculum ist weniger geschehen, die Berichte des Weltumseglers de Brennein und der Spanier Guerra, Sanchez und Zabáñez und des Franzosen M. Marché ausgenommen. Zuletzt (1901 und 1902) hat Bezirksamtman Fritsch sehr eingehende Nachrichten geliefert.

Steingeld und Versammlungshaus (Jebai) auf Yap.

Die Marianen liegen in Gestalt eines nach Westen offenen, leicht gekrümmten Bogens zwischen dem 12. und 21. Grade nördlicher Breite und zwischen dem 145. und 146. Längengrade östlich von Greenwich. Man pflegt eine nördliche, vorwiegend aus kleineren, und eine südliche, vorwiegend aus größeren Inseln bestehende Reihe zu unterscheiden. Die letzteren, fünf an der Zahl, haben eine schwachgewellte Oberfläche, die nur gelegentlich zu mäßigen Bergen anschwillt. Der Boden besteht aus Madreporenkalk, der den vulkanischen Kräften seine Hebung verdankt. Das Gestade wird überall von Korallenriffen besäumt. Die nördliche Reihe ist ganz vulkanisch, an 500 bis 800 m hoch und mit Laven, Aschen, Schlacken und Kratern bedeckt. Auf mehreren Inseln existieren tätige Feuerpeier, zum Beispiel auf Uracas oder Farallon de Pajaros, Pagan und Mumpcion oder richtiger Msonjong. Daher sind Erdbeben und heiße Quellen recht häufig. Über das Gestein breitet sich als Verwitterungsprodukt ein roter, schwerer Ton, der sich namentlich in den Tälern reichlich angesammelt hat und einen fruchtbaren Ackerboden liefert.

An Flächenraum messen die Marianen 1140 qkm, wovon 200 qkm auf die nördliche und 940 qkm auf die südliche Reihe entfallen. Die größte Insel, das an Amerika übergegangene Guam, hat allein 514 qkm; sonach bleiben für den deutschen Besitz nur 626 qkm mit rund 2400 Bewohnern. Auf Guam folgt dem Umfange nach Saipan mit 185 qkm, Tinian mit 130 qkm und Rota mit 114 qkm. Die übrigen nehmen erheblich weniger Raum ein; manche sind nur felsige Klippen oder isolierte Vulkankegel, an deren schroffen Flanken kaum eine dünne Pflanzendecke zu wurzeln vermag. Viele, die zu Magellans Zeit bewohnt waren, stehen jetzt menschenleer da, und es wird Aufgabe der deutschen Verwaltung sein, diese allmählich wieder zu bevölkern.

Das Klima ist tropisch mit einer von Mai bis Oktober anhaltenden Regenzeit und einer auf unsere Wintermonate ausgedehnten Trockenzeit, die zuweilen in eine bedenkliche Dürre ausartet, der Regel nach aber nicht frei von Niederschlägen ist. Trotzdem sind die Wasserverhältnisse keine glücklichen. Die Inseln haben nur zehn Dauerflüsse, auf Rota vier und auf Saipan sechs, und diese fließen, mit einer Ausnahme, unglücklicherweise gerade nach der den Hauptniedlungen entgegengesetzten Seite. Mit der Trinkwasserversorgung hängt wieder der Gesundheitszustand innig zusammen. Um diesen zu heben, werden Brunnen gegraben, und man geht sogar mit dem Plan um, gewisse Orte, zum Beispiel auf Rota, ganz zu verlegen,

um die Bevölkerung in günstigere Wohnbezirke zu bringen. Gegen die Blattern ist die Schutzimpfung angeordnet; die Pepsra- und Syphilisfranken werden isoliert. Zum Glück scheint Malaria fast ganz zu fehlen, und die Dysenterie tritt bei den Eingeborenen nur leicht auf. Das Befinden der deutschen Beamten ist fortdauernd zufriedenstellend. Die längste Zeit des Jahres, fast acht Monate, herrscht der Passat mit heiterem, trockenem Wetter und frischen östlichen Winden. Während der Regenperiode weht es aus Nordwest bis Südwest, und in vier- bis fünfjährigen Intervallen pflegt ein schwererer Taifun über die Inseln dahinzubrausen, vor dessen Wüten die Rotaner in großen Höhlen Schutz suchen.

Nachdem die Marianen an Deutschland verkauft waren, erfolgte am 17. November 1899 ihre feierliche Besitzergreifung für das Reich. Die neuen Regierungsvertreter, obwohl klein an Zahl, bemühten sich mit größtem Eifer, das ihnen anvertraute Gebiet und seine Bevölkerung eingehend zu studieren. Als geschulte, praktische Beamte erkannten sie sehr bald die Schäden, an denen die Inseln litten, und schon ihre ersten Berichte enthielten schätzenswerte Aufklärungen über die wirtschaftliche Lage des Archipels und die Mittel, den vorhandenen Missetänden abzuwehren.

Der Verwaltungssitz ist in Saipan. Die Insel hat nur zwei größere Siedlungen, nämlich Tanápag und Garapan. In letzterem Orte treffen wir das Bezirksamt mit der Postagentur und eine katholische Missionsstation, die gleich den übrigen seit 1848 von spanischen Augustinerrekollekten versehen wird. Das zweistöckige Amtsgebäude erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe und ist dadurch den Schiffen schon weit hinaus sichtbar. Um das Haus zieht sich eine breite Veranda. Vor der Frontseite liegt eine Terrasse, die zur Bootslandungsbrücke am Meeresstrande führt. Im Dorfe stehen die kleinen, ganz aus Holzwerk, Blättern und Mattenwänden errichteten Chamorrohäuschen. Der Fußboden befindet sich ein Meter über der Erde und trägt außer der Feuer- und Schlafstelle keine weiteren Abteilungen. Etliche Kochtöpfe, ein flacher Kessel zum Einkochen von Salz aus dem Seewasser, ein Mahlstein, eine Urne zum Auffangen des Regens, sowie einige Fischnetze und Reusen und nicht selten eine Nähmaschine machen das gesamte Inventar aus.

Der Hafen ist in Tanápag. Die Marianen haben seit dem Frühjahr 1903 Anschluß an die Route des Saluitdampfers, der die Inseln auf der Hin- wie auf der Rückreise zwischen Hongkong und Sydney regelmäßig berührt. Der Hafen von Tanápag wird durch ein Riff und eine vorgelagerte kleine Insel gebildet. Er ist geräumig, ohne Untiefen und gegen die vorherrschenden Ost-

winde völlig geschützt. An einer für Boote zugänglichen Stelle mündet ein Fluß, der einzige der Westküste, der aber zur Wasserversorgung der Schiffe durchweg ausreicht. Zur Proviantierung derselben hat die Verwaltung einen Viehpark angelegt, aus welchem Schlachttiere und frisches Fleisch bezogen werden können. Auch Gartenfrüchte aller Art sind jederzeit zu haben.

Saipan ist etwas über 22 km lang und nur 11 km breit bei 60 km Umfang. Es hat eine im ganzen schwach hügelige Oberfläche mit kaum 200 m Erhebung. Nur am Nordende ragt der vulkanähnliche Spitzegel des Tapochao bis 410 m empor. Die Westseite ist flach, der Strand sandig und deshalb zur Anpflanzung von Kokospalmen sehr geeignet. Im Süden gibt es viel Weideland, im Norden ausgedehnte Waldbestände, und hier wie dort begegnet uns ziemlich fruchtbarer Boden. Die Bevölkerung setzt sich überwiegend aus Nachkommen der Chamorro, etwa 900,

und aus eingeführten Karolinern von Palau und Ruf, diese an 700, zusammen. Eine Vermischung beider Elemente findet anscheinend nicht statt, wäre aber im Interesse der zwar geistig regsam, aber körperlich minderwertigen Chamorro dringend zu wünschen. Die angeblich mit dem Malaiischen verwandte Sprache der letzteren wird jedoch allgemein verstanden und angewandt. Sie ist daher auf Anordnung der Deutschen dem Volksschulunterricht zu Grunde gelegt, und man hofft, daß sie das Spanische bald verdrängen wird. Auch unsere Sprache gewinnt bereits an Boden.

Die nächste Insel ist Tinian, von Saipan durch einen gefährlichen, nur 6 km breiten Sund getrennt und nach den bisherigen Quellen ganz aus einer

gen Westen geneigten Kalkscholle gebildet, die im Süden bis 200 m ansteigt. Gelegentlich tritt der harte Korallenfels sogar frei zu Tage; sonst hat die 18,5 km lange und 7,5 km breite Insel einen roten, tiefgrünen Tonboden, der meist mit Gestrüpp und

Das Kaiserliche Bezirksamt in Garapan.

Weide bestanden ist, so daß er nur als Viehtrift dient. In Busch und Savanne hält sich eine verwilderte Rinderherde von etwa 600 Köpfen auf, neben Tausenden von Schweinen und Hühnern. Die Rinder werden geschont, von den Schweinen aber durch bestellte Jäger wöchentlich 10—14 Stück weggefangen, die in Saipan zum festen Preise von je 4 Mark bereitwillige Abnehmer finden. Die für das Jungvieh so verderblichen Wildhunde läßt die Verwaltung ausrotten.

Der Ankerplatz Tinians ist eine gegen Osten und Norden geschützte Reede am Süden der Insel, wo kleine Schiffe sogar innerhalb des Rifses, größere etwas weiter draußen sicher anlegen können. Bäche und Flüsse gibt es leider nicht, nur drei ziemlich umfangreiche Süßwasserseen, die aber zu reichlicherer Füllung erst der Regenzeit bedürfen.

Auf Tinian wie auf Rota haben sich noch einzelne Säulen mit merkwürdigen, halbfugeligen Kapitellen, deren ebene Durchschnittsfläche nach oben liegt, erhalten. Auf den Kapitellen ruhte ehemals ein starker Fußboden mit einem Einsteigeloch in

der Mitte, und darüber wölbte sich ein sehr großes, tief herabhängendes Dach aus Palmblättern, das den Unterraum zwischen den Säulen nicht nur in Schatten hüllte, sondern ihn auch gegen Regen und sonstige Witterungsunbilden abschloß.

Etwa auf der Weghälfte nach Guam liegt das aus gehobenem Madreporenkalk gebildete Rota, dessen steile Ufer ein hart umbrandetes Riff einschließt, das keine Bootseinfahrt aufweist. Die Eingeborenen passieren das Riff mit ganz flachen Kanus, die sie, aussteigend, an den ruhigeren Stellen

über die Korallenblöcke fortschieben. Die ebene Strandzone trägt viele Kokospalmen. Das höhere Innere dagegen, das im wesentlichen aus einem an 300 m hohen, terrassenartig aufgebauten Berge besteht, ist nur stellenweise kultiviert und dann nicht selten unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerungsanlagen, die noch aus vorspanischer Zeit stammen. Die Vegetation geht zum Teil in Savanne und struppigen Buschwald über. In diesen Dickichten hat sich ein kleiner Trupp prächtiger Hirse, Abkömmlinge der durch die Spanier eingeführten Arishirse, erhalten. Um ihre Vermehrung zu heben, ist auf Jahre hinaus eine strenge Schonzeit angeordnet. Auch will die Regierung dies edle Wild auf die anderen, dazu geeigneten Inseln verpflanzen. Im Südwesten Rotas, mit diesem nur durch eine flache Düne verbunden, erhebt sich die kleine, stufig bis 200 m ansteigende Insel Taipingot, deren Anblick aus der Ferne lebhaft an ein liegendes Rad erinnert.

Für den Handel, besonders für die Kopra-gewinnung, sind gegenwärtig noch Anatahan, Alamagan, Pagan und Agrigan von Bedeutung. Das fruchtbare und anmutige Pagan mit seinen durch eine tiefe Senke geschiedenen Vulkanbergen im Norden und im Süden liefert in guten Jahren allein 200 Tonnen Kokoskerne, die gleich der übrigen Kopra von den Japanern aufgekauft werden. Die Eingeborenen kultivieren außerdem Orangen, die nach Sydney gehen, Süßkartoffeln, Yamö, Maniok, Mais, Tabak und in geringerem Maße auch Kaffee, Zuckerrohr, Erdnüsse, Reis und Kafao. Die Brotfrucht, ein Hauptnahrungsmittel, bietet der Wald in bedeutender Menge. An wildwachsenden Pflanzen bemerken wir die süßen-

liebenden Mangroven und die überaus zahlreichen Kasuarinen, die teils die Niederungen, teils die Höhen im Verein mit Pandanus und Cycas bedecken. Auch stolze Euphoraceen, Barringtonien, Arekaspalmen und prächtige Nutzholzer zeigen sich häufig in den lichten Wäldern.

Die Fauna umfaßt, außer den schon genannten Tieren, auf allen Inseln den fliegenden Hund, mehrere Eidechsen und aus der Vogelwelt 56 Arten, darunter 14 endemische. Zu diesen gehört u. a. ein Rabe und ein Scharrhuhn; dazu gibt es viele Enten, Schnepfen und Tauben. Die Fische sind ebenfalls in Menge vorhanden, werden aber noch längst nicht so ausgebeutet, wie es zu wünschen wäre.

Die Bevölkerung ist zur Zeit gerade 2400 Köpfe stark, umschließt neben Chamorro (1500) und Karoliniern (800) auch etliche Japaner, Malaien, Tagalen, Spanier und neuerdings die wenigen deutschen Beamten, die alle Mühe aufwenden, ihre Untergebenen durch Unterricht und geregelte Arbeit physisch und

moralisch zu heben. An der Spitze jeder Gemeinde steht der Ortschulze, den ein Vertreter unterstützt. Die Dörfer sind in Bezirke eingeteilt, für welche je ein Aufseher ernannt ist, der den Gesundheitszustand überwacht, die öffent-

Ansicht der Insel Taipingot-Rota.

lichen Arbeiten leitet und die wenigen Steuern einzieht, nämlich 5 Mark für jede männliche Person vom 15. bis zum 50. Lebensjahre, sowie die Gewerbe- und Schlachtsteuer. Dank dieser vernünftigen Maßnahmen zeigen Handel, Industrie und Schifffahrt entschiedene Anläufe zur Besserung, und selbst der lange daniederliegende Acker- und Gartenbau nimmt durch die Fürsorge der Regierung einen neuen Aufschwung.

Jaluit. Strandstraße mit der Sandeshauptmannschaft.

Dieses Resultat ist um so freudiger zu begrüßen, als die Marianen ein bedeutames Glied in der Kette unserer ozeanischen Besitzungen darstellen. Sie liegen im Schnittpunkt der großen pazifischen Verkehrsstraßen von Japan nach Australien, von San Francisco nach den Philippinen, von Ostasien nach Panama und werden dadurch zu einer Vorburg der deutschen Kriegs- und Handelsmacht in der Südsee.

3. Die Marshallinseln

Im Osten der Carolinen tauchen in doppelter Reihe mehr als 30 niedere Atollringe aus dem Ozean auf. Es sind die Marshallinseln, unser kleinster überseeischer Besitz, der sich zwar auf ein Meeresgebiet von 350 000 qkm verteilt, in Wirklichkeit aber nicht mehr als 450 qkm festen Landes umschließt. Seine Grenzen werden durch den 4. und 15., beziehungsweise 19. Grad nördlicher Breite und den 161. und 173. Meridian östlich von Greenwich bestimmt. Völlig abgefordert liegt im Süden, schon 50 km jenseits des Gleichers, das gehobene Eiland Nauru oder Nawodo.

Die einzelnen Riffkränze ruhen auf zwei submarinen, platten Rücken, die durch eine tiefe, kanalartige Furche voneinander getrennt sind. Die östliche längere Kette führt den einheimischen Namen Ratak, das heißt Inseln gegen Tagesanbruch. Sie zählt 15 Atolle, nämlich das weit nach Norden bis über den 19. Parallel hinausgerückte Wake, das ebenfalls isolierte Taongi oder Gaspar Rico und dann in dichter Folge Bigar, Udjirik, Takai, Medjit, Milug, Kikie, Wotja, Erigub, Maloelab, Nur, Madjuro, Arno und Wille. Der westliche kürzere Zug heißt bei den Eingeborenen Ralik oder Inseln gegen Tagesende. Er hat 18 Atolle, die sich im Norden zunächst zu einer Querkette ordnen, der die übrigen schweifartig nach Südosten angegliedert sind. Zur Querkette gehören Kongerik, Kongelap, Ailinginae, Bigini, Eniwetok und Udjelang; den Schweif bilden Woddo, Ujjae, Pae, Kwadjelin, Lib, Ramo, Jabwat, Ailinglaplap, Jaluit (gespr. Dschalut), Kili, Namorik und Ebon.

Alle haben, geologisch betrachtet, dieselbe Entstehung, denselben Bau und beherbergen meist eine Lagune, obgleich diese fast niemals streng kreisförmig ist, sondern gewöhnlich von Südost nach Nordwest in die Länge gezogen erscheint. Sehr verschieden ist ferner die Größe der einzelnen Atolle, und ebenso beträchtlich wechseln Umfang und Zahl der ihnen aufgesetzten, sandigen Eilande. Der sterile Boden hat sich oberflächlich auf wenige Zoll in Humus verwandelt, während das noch lose Material vom Winde zu flachen Hügelwellen, seltener zu wirklichen Dünen angehäuft ist. Letztere finden sich nur auf Kikie, wo sie 12 m Höhe er-

reichen. Im übrigen ragen die Inseln nicht mehr als bis 4 m über die Springflutlinie empor, schweben also bei Stürmen immer in Gefahr, eine Beute des Meeres zu werden.

Bei dem außergewöhnlich hohen Wasserstande im Januar 1899 wurde trotz der herrschenden Windstille an vielen Stellen bedeutender Schaden angerichtet. Die See schwemmte eine Menge reifer, gefallener Kokosnüsse fort, zerstörte die Neuanpflanzungen, entwurzelte ältere Bestände und trat so weit in das Land, daß bei stärkerer Luftbewegung die meisten Siedelstätten und viele Menschenleben vernichtet worden wären.

Die Entdeckungsgeschichte der Marshallinseln geht vielleicht bis auf das Jahr 1526 zurück, vorausgesetzt, daß das von Alonso de Salazar berührte Eiland San Bartolomé mit unserem Gaspar Rico identisch ist. Der Archipel selber wurde erst im Oktober 1529 von Saavedra gesichtet und näher untersucht. Er nannte den Riffkranz, vor dem er unter 7° nördlicher Breite ankerte, mit Bezug auf die reich tätowierten Einwohner „Los Pintados“, das heißt die Bemalten. Später fand er noch weitere Ringe aus der Ralik, wie der Ratakreihe, denen er zum Dank für die freundliche Auf-

nahme, mit der ihm, dem Todkranken, die Inselaner entgegenkamen, den Namen „Los buenos Jardines“ oder die guten Gärten verlieh. Der nächste Europäer im Archipel war, wenn die spanischen Schiffsbücher recht haben, kein anderer als Alvaro Mendana, der Entdecker der Salomonen. Wie diese blieben auch die Marshallinseln volle 200 Jahre vergessen, bis 1767, also zur selben Zeit mit Carteret, der Engländer Samuel Wallis die Atolle Rongerik und Rongelap wieder zu Gesicht bekam. Doch erst 21 Jahre später, im Sommer 1788, wurden die Marshallinseln, zusammen mit der benachbarten Gilbertgruppe, im größeren Umfange durchsucht und aufgenommen. Dies geschah durch die britischen Handelskapitäne Gilbert und Marshall auf den Schiffen „Scarborough“ und „Charlotte“. Sie entdeckten Mille, Madjuro, Arno, Nur, Maloslab, Erigub, Wotja, Kifib und Jemo. Zwar sind die Karten, welche sie von ihren Zünden entwarfen, noch unsicher und mangelhaft, und ihre Tagebücher enthalten oft nur die dürftigsten Notizen. Aber dankbar hat die Geschichte ihre Namen für immer an jene mikronesischen Riffkränze geheftet.

Wissenschaftlich gebildete Forscher betraten die Inseln nicht vor Otto v. Kockebue, der in den Jahren 1815–1817 die Romanzoffische Expedition auf dem „Kurik“ um die Erde führte. Unter den Teilnehmern der Reise leuchtet besonders Chamisso's Name in unvergänglichem Glanze hervor. Seine Schilderungen der Natur und Bewohner des Marshallarchipels schätzen wir als kostliche Perlen unseres Schrifttums. Sein beredtes Wort machte die weltfernen Eilande schnell bekannt, und empfindsame Gemüter schwärmten fortan für das Inselvolk, welches noch glücklich das Urbild unseres Geschlechtes bewahrt haben sollte. Leider stimmten die Nachrichten aus den nächsten 40 Jahren schlecht zu dem Lobe des Dichters. Die Eingeborenen entpuppten sich als Diebe; sie kannten Mord und Raub und frönten raffinierter Sinnenlust, die sie nicht erst von fremden Matrosen zu lernen brauchten. Selbst Schiffsüberfälle und Plünderungen kamen vor, so daß der Archipel bald als arges Barbarennest und als Schlupfwinkel weißer Piraten gefürchtet und gemieden wurde.

Eine Besserung dieser ungeligen Zustände begann mit der Anlage fester Faktoreien und dem Erscheinen der amerikanischen Glaubensboten. Auf die Gründung der ersten Missionsstation 1857 eröffnete die Firma Stapenhorst und Hoffschläger aus Honolulu eine Handelsstelle in Jaluit, die Adolf Capelle aus Braunschweig leitete. Dieser machte sich später selbständig, unterwies die Eingeborenen in der Koprabereitung und verband sich dann mit dem Hause Godeffroy, das nun ebenfalls den Archipel geschäftlich in Angriff nahm und 1873 bereits fünf Faktoreien daselbst besaß. Seit damals ist Jaluit das Verkehrszentrum für ganz Ostmikronesien; denn auch Franz Hensheim aus Hamburg legte hier 1877 seine Hauptniederlassung an. Auf Grund dieser wichtigen Beziehungen schloß Deutschland am 29. November 1878 durch Kapitän v. Werner auf dem Kriegsschiff „Ariadne“ mit den Oberhäuptlingen von Jaluit einen Vertrag ab, der uns außer anderen Rechten und Vorteilen auch die Anlage einer Kohlenstation gewährleistete. Deutschlands Vorgehen rief sofort die Eifersucht der Amerikaner, Engländer und Australier wach. Schon sollte eine große Südseegesellschaft mit einem Kapital von 20 Millionen Mark ins Leben treten und ein englisch-ozeanisches Handelsreich gründen, als am 13. Oktober 1885 das deutsche Kanonenboot „Nautilus“ unter Korvettenkapitän Rötger vor Jaluit erschien und am 15. Oktober unter Zustimmung

des Oberhäuptlings Kabua und seiner Vasallen die feierliche Flaggenhissung vollzog. Auch auf Arno, Mille, Madjuro, Maloölap, Nur und Likiep wurde die Flagge gezeigt und dabei manche Fehde der Eingeborenen geschlichtet und den Zwistigkeiten der Händler und Missionare gesteuert.

Sehe wir die Neuordnung der Dinge weiter verfolgen, müssen wir noch einige Männer erwähnen, die mit vielem Fleiß und Geschick die wissenschaftliche Kunde der Marshallinseln gefördert haben. Es sind dies Johann St. Kubary, der 1869 und 1870 auf den Atollen sammelte, Konsul Franz Hermsheim, der die Sprache der Marshallaner untersuchte und seine vielgelesenen „Süddeerinnerungen“ schrieb, Dr. Otto Finsch, der anthropologische, ethnologische und zoologische Forschungen anstellte, Kapitän Schütz, der die Segellarten oder „Medos“ der Inselaner erklärte, und Kapitän Witt, dem wir einige kartographische Arbeiten verdanken. Dazu kommen

aus der Zeit des deutschen Regiments die Berichte unserer Beamten und Ärzte, zum Beispiel eines Dr. Knappe, Dr. Sonnenschein, Dr. Steinbach, Dr. Schwabe, Dr. A. Krämer und des Bezirkssekretärs Senft, dieser als Linguist, nicht zu gedenken unserer Kriegsschiffskommandanten, die ihr Augenmerk auf die Kartierung der Inseln, auf Untiefen, Riffe, Wind, Wetter und Strömungen zu richten haben. Auch R. Sagers einfältige Darstellung der Marshallinseln in „Erde- und Völkerkunde, Handel und Mission“ aus 1886 ist hier zu nennen, obwohl sie heute vielfach überholt und veraltet ist. Dr. Steinbachs „Wörterbuch“ gab 1901 Gröfzer in Hamburg heraus.

Als Ergänzung unserer einführenden Rundschau lassen wir jetzt eine gedrängte Beschreibung der größeren Atolle folgen. Wir beginnen mit Jaluit, fast am Süden der Ralikkette gelegen. Es hat die Form eines Trapezes mit einwärts gekrümmten Seiten. Auf der Oberkante des Rifses zählt man, ungleich verstreut, an 55 Sandinseln, zwischen denen sechs Passagen in die gegen 50 m tiefe Lagune führen. Der beste Kanal ist der bei der Insel Jabwor, hinter welcher sich, vor Wind und Seegang geborgen, einer der trefflichsten Naturhäfen öffnet. Die europäische Niederlassung zieht sich an der Lagunenseite hin.

Sie umfaßt die kaiserliche Vandeschauptmannschaft mit dem Gericht I. und II. Instanz, die Postagentur, das Haus des Arztes mit der Apotheke, die katholische Mission, die Hafenmeisterei, die Gebäude der Jaluitgesellschaft, die amerikanische Mission, das Hotel und Restaurant „Germania“, sowie etliche ziemlich einfache, aber saubere und freundliche Wohnstätten der weißen Anwohner. In dem anstoßenden hohen Kokoshain liegt der Kirchhof der Weißen und weiter nach der See hin das Dorf der Eingeborenen. Der Kohlenplatz mit seiner Vadebrücke ist ganz in der Nähe der Durchfahrt angelegt. Für den Personen- und Güterverkehr

bestehen zwei Pier's, die zur Genüge in die Lagune hinaus gebaut sind. Die Postagentur, die von einem Vandesbeamten mit versehen wird, befördert Briefe, Zeitungen und Pakete. Seit 1899 arbeiten in Jaluit die Sendboten der deutsch-katholischen Mission vom heiligen Herzen Jesu. Sie haben eine Schule eröffnet mit Deutsch als Unterrichtssprache, die von den Kindern unserer Vadesleute und den Halbblut- und Häuptlingskindern fleißig besucht wird. Der Unterricht erstreckt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Anschauung, Sitten und Religion. Für die Erwachsenen besteht eine Abend- schule, die ebenfalls mit gutem Erfolge arbeitet.

Südlich und südwestlich von Jaluit begegnen uns die fruchtbaren Atolle Ebon und Namorik, sowie das lagunenlose Inselchen Kili, das ganz der Jaluitgesellschaft gehört und eine schöne Kokosplantage trägt. Namorik und Ebon zählen zu den höchst besteuerten Inseln; das erstere hat 25000 Pfund, das letztere sogar 60000 Pfund Kopro an die Verwaltung zu entrichten, wohingegen Jaluit nur 30000 Pfund aufbringt. Das nächste Glied ist Milinglaplap mit leidlichem Ackerboden. Nordöstlich davon liegt Jabwat, zwar produktiv, aber sehr unbedeutend und ohne Reede oder Hafen. Nun folgen das Doppelatoll Namu, das bescheidene Rib und das riesige Kwadjelin, einer der umfangreichsten Korallenfränze überhaupt; denn er ist 110 km lang, 75 km breit und hat 80 Teilinseln. Diese sind leider ziemlich steril und infolgedessen dünn bewohnt. Über Lae, Udjae, Woddo, Milinginae, Kongerik, das heißt kleines Loch, Kongelap, das heißt großes Loch, Bigini, Eniwetok und Udjelang ist nichts weiter zu sagen, als daß sie Atolle wie die anderen sind, bald mehr, bald minder groß, nur zum Teil die Koprosteuer leisten, häufig ameri-

kanische Missionsstationen haben und in einzelnen Fällen, wie zum Beispiel Udjelang, völlig der Jaluithgesellschaft gehören. Der Steuerertrag bringt nicht mehr als 40000 Pfund, für ganz Kälif also 155000 Pfund.

In der Ratakkette sind die südlichen Atolle ebenfalls fruchtbarer als die nördlichen. Namentlich zeichnen sich Wille, Arno, Madjuro, Maloelab und das etwas nördlichere Sikieb nach dieser Richtung hin aus. Die Kokospalme gibt hier so gute Ernten, daß Wille mit 40000 Pfund und Arno und Madjuro sogar mit je 50000 Pfund zur Koprasteuer herangezogen werden. Dagegen haben Nur, Maloelab, Wotja, Nilug und Udjirik zusammen nur 25000 Pfund zu zahlen. Die Kopra wird durch die Häuptlinge erhoben, wofür sie den dritten Teil des Wertes als Prämie erhalten. Die Pflanzungen aller nichteingeborenen Personen sind einer Ertragssteuer unterworfen, die für Sikieb zum Beispiel 1000 Mark, für Udjelang 125 Mark jährlich ausmacht. Auf Sikieb befindet sich seit Jahren eine Werft, die Boote und kleinere Segelschiffe nach europäischem Muster erbaut. Diese Fahrzeuge sind bei den Häuptlingen sehr beliebt, und heute halten sich die wohlhabenderen statt der heimischen Kanus lieber einen schmucken Schoner, mit dem sie ihre Handelsreisen von Lagune zu Lagune unternehmen. — Im Westen, wie im Osten von Nilug zeigt sich uns je eine isolierte Riffinsel, dort das unbewohnte Jemo, das nur als Kaststation und als Fangort der Seeschildkröten benutzt wird, hier das fruchtbare, längliche Medjit mit 1 qkm Fläche, worauf 50 Menschen ein zufriedenes Dasein führen. Ihre Koprasteuer beträgt 10000 Pfund. Noch weniger Einwohner haben die Nachbaratolle Udjirik und Taka, und völlig unbesiedelt sind zur Zeit die noch übrigen Riffe bis hinauf nach Taongi.

Das Klima der Marshallinseln ist ausgesprochen tropisch-ozeanisch mit einer hohen, sehr gleichmäßigen Temperatur, deren tägliche Schwankung kaum 7 Celsiusgrade erreicht, und deren Jahresmittel bei 27° C. liegt mit einem Maximum von 34° und einem Minimum von 21° C. Die jährlichen Niederschläge variieren von 3300 mm bis 4600 mm, halten sich aber in der Regel über 4000 mm — gegen 540 mm im nördlichen Deutschland —, die ziemlich gleichmäßig auf alle Monate verteilt sind. Nur Januar und Februar stehen manchmal etwas zurück. Die nördlichen Atolle empfangen durchschnittlich weniger Regen, als die südlichen, unter denen wieder Jaluit und Madjuro die reichstbedachten sind. Von den Winden herrschen fast ausschließlich die östlichen vor, da von Dezember bis April der Nordostpassat weht, falls er nicht gelegentlich ausbleibt, während von Mai bis November die Luftbewegung mehr eine rein östliche bis südöstliche Richtung innehat. Von August bis November setzen häufig Windstillen ein, die jedoch zeitweilig von Stürmen unterbrochen werden. Zum Glück treten diese nur selten in schwerer Form auf. Bei den Weißen wirkt das Klima, ungeachtet der stets reinen, staubfreien Luft, durch den starken Feuchtigkeitsgehalt und die bedeutende Wärme doch bald auf Herz und Atemungsorgane nachteilig ein. Lungen schwache haben viel zu leiden. Wirkliche Tuberkulose verläuft erschreckend schnell, so daß man niemand, der zu dieser Seuche neigt oder derselben verdächtig ist, nach den Marshallinseln schicken darf. Auch Rheumatismen, Ruhr und Nierenübel zeigen sich, wohingegen die Malaria und verschiedene andere Krankheiten ganz fehlen.

Die Flora des Archipels ist sehr artenarm. jedoch nach Dr. Steinbachs Forschungen auf Die Zahl ihrer Spezies hat bereits Chamisso mindestens 100 belaufen, wobei zugegeben werden muß, daß einzelne Pflanzen, namentlich Unkräuter,

erst in neuester Zeit eingeschleppt sind. Angebaut werden sieben Arten, darunter die Kokospalme, der Brotfruchtbaum, der Pandanus, den die Eingeborenen in ca. 40 Varietäten kultivieren, der Taro oder Arum, die Banane, sowie eine Mangrove, aus deren Früchten ein schwarzer Saft zum Färben der Matten gewonnen wird, und endlich die kriechende Triumfetta procumbens, welche eine brauchbare Faser liefert. Unter der Wildvegetation treten mehrere niedere Farne, einige Wolfsmilchgewächse, eine bastragende Boehmeria, einige

Sarsthölzer, etliche schönblühende Blumen und verschiedene, sehr magere Gräser am meisten hervor. Von unseren Gemüsen gedeihen Gurken, Bohnen und Radieschen vortreflich; auch Tomaten, Feigen und Zitronen bringen sich gut fort; wohingegen die eigentlichen Plantagenpflanzen, wie Kaffee, Tabak, Kakao, Baumwolle zc. bei dem kümmerlichen Sandboden und der herrschenden Seeluft keine zureichenden Lebensbedingungen finden.

Noch ärmer als die Flora ist die Fauna, die ursprünglich gar keine Landläufer befaß. Jetzt

Tanzkonzert bei einem Häuptlinge.

kennt man die importierte Ratte und die Maus, die beide auf manchen Inseln zu Plagen geworden sind. Außerdem haben die Marshallaner seit Kobebus Reisen mehrere Haustiere, zum Beispiel Hund, Katze und Schwein. Die gleichfalls eingeführten Hühner und Enten lebten früher im halbwildem Zustande und werden erst neuerdings für den Tisch des Weißen gezüchtet und verkauft. Aus der Reihe der Wat- und Schwimmvögel sind Regenpfeifer, Strandläufer, Reiher, Seeschwalben, sowie Fregatt- und Tropitvögel zu nennen. Auffällig und bisher noch nicht erklärt sind die Wanderzüge der wilden Enten, die alljährlich im Oktober in ungeheuren Schwärmen von Nordosten nach

Südwesten über die mittleren und nördlichen Atolle streichen, bis sie im nächsten Mai in umgekehrter Richtung wieder nach Norden ziehen. Die Reptilien sind durch sechs Eidechsenpezies vertreten; Landkriechen und Frösche gibt es gar nicht. Dagegen ist die Meeresfauna um so reicher, vom seltenen Spernwale bis hinab zum unscheinbaren Polypen. Unter den Fischen werden mehrere als giftig gefürchtet. Am Lande machen sich Eintiefkrebse, Skorpione, Tausendfüße, Fliegen und Moskitos öfter recht lästig, und selbst Ameisen und Heuschrecken haufen neben mehreren Schmetterlingen und Käfern auf den kleinen, niedrigen Inseln. Auf den Riffen winkt manche zierliche Koralle.

Die Bewohner der Marshallinseln, nach den von der deutschen Verwaltung verschiedentlich angestellten Zählungen fast genau 15000 Köpfe, bilden eine ziemlich gleichartige, den Karoliniern nahestehende Volksmasse, die eine gemeinsame, wenn auch dialektisch gegliederte Sprache hat. Der Körperbau

ist im allgemeinen gut, doch vorwiegend schlank und schwächlich. Die Durchschnittsgröße der Männer dürfte kaum hinter der unserigen zurückbleiben; wohl aber sind die Frauen fast regelmäßig kleiner als ihre weißen Schwestern. Die Hautfarbe variierte vom schmutzigen Gelbbraun bis zu einem dunklen Schokoladenbraun und ist, wie überall, bei den Vornehmen, die sich weniger der Sonne aussetzen, heller, als bei den Vertretern der arbeitenden Klassen. Die Haare sind kräftig und lang, seltener lockig oder gewellt, dabei schwarz mit einem leicht bräunlichen Schimmer. Der Bartwuchs ist spärlich. Die nicht unschönen Gesichtszüge verraten oft eine ziemliche Intelligenz. Nur die Backenknochen treten etwas hervor, und die Augen sind manchmal schief gestellt, wodurch der Blick einen listigen, verschlagenen Ausdruck erhält, der zu dem Charakter nicht gerade im Widerspruch steht. Merkwürdig ist bei dem sonst phlegmatischen Volke die unbezähmbare Wanderlust; ja das nomadenhafte Umherziehen von Insel zu Insel, von Atoll zu Atoll scheint fast Lebensbedürfnis des Marshallaners zu sein. Überhaupt schwärmt er sehr für Vergnügen, unter denen Tänze, Besuche, Familienfeste und — bei der Jugend — allerlei Spiele obenanstehen. Von Musikinstrumenten kennt er nur die mit der Rehl- oder der Magenhaut des Haifisches bespannte Trommel und eine primitive Mundharmonika aus Blättern.

Die Kleidung der Männer besteht, wo Missionseinflüsse nicht vorwalten, aus einem dichten Faserischurz, der über einem breiten Lendengurt getragen wird, so daß er weit und kühl den Körper umgibt. Junge Mädchen begnügen sich mit einer einfachen Matte, und die kleineren Kinder, namentlich die Knaben, laufen meist nackt umher. Heute sieht man auf den größeren Inseln fast nur noch europäische Gewänder, und zwar für die Männer Jacken und Hosen, bei feierlichen Gelegenheiten auch gesteierte Plättchemden, für die Frauen jene langen, von oben bis unten aus einem Stück gearbeiteten, baumwollenen Missionskittel. Die ehemals so beliebte kunstvolle Tätowierung verschwindet zusehends, und ebenso schnell nimmt auch die Sitte ab, die Ohrläppchen unförmlich auszuweiten. Die Nahrung setzt sich teils aus den Früchten der oben erwähnten Kulturpflanzen, teils aus den verschiedensten Meerestieren, besonders Fischen und Muscheln zusammen. Salz und Gewürze werden, wie auf den Karolinen, nicht verwendet. Aus Pandanus und Brotfrucht versteht man recht schmackhafte Dauerkonserven zu bereiten, die sich mitunter ein bis zwei Jahre brauchbar erhalten.

Die Wohnungen der Marshallaner sind eigentlich nur doppelseitige Schrägdächer, die auf einem 1—2 m hohen Pfahlwerk ruhen. Der Hausrat ist sehr dürftig, obgleich den Leuten jetzt importierte Geschirre, Flaschen, Büchsen und Gläser bequem zur Verfügung stehen. Den Reichtum der Familie machen häufig die kunstreich geflochtenen oder geknüpften Bastmatten aus, an denen auch Fremde ihr Wohlgefallen haben. Zum Fischfang dienen Netze, Reusen und Angeln. Für den Nahverkehr benutzt man kleine Ruderkanus, zu größeren Fahrten jedoch die langen, mit Ausleger versehenen Segelkanus, die eine gewölbte Außenseite und eine fast gerade Innenseite haben, um zu verhindern, daß sich das Boot unter Einwirkung des Auslegers im Kreise herumdreht. Über der etwas höheren Schiffsmitte erhebt sich beiderseitig eine Plattform, auf der zwei Kajütenhäuschen angebracht sind, worin die Reisenden ihre Vorräte aufheben und bei Nacht oder schlechtem Wetter Unterschlupf suchen.

In sozialer Beziehung scheidet sich das Volk in vier scharf getrennte Stände, nämlich Irodj oder Oberhäuptlinge, Burak oder gewöhnliche Häuptlinge, Irotaketaf oder Ortschulzen und endlich Kayur oder gemeine Leute. Die beiden letzten Klassen haben kein Grundeigentum, sind vielmehr den Häuptlingen für die Bodenbenutzung zu gewissen Diensten und Abgaben verpflichtet. Den Stand empfängt der Marshallaner allein durch den Rang der Mutter. Der Sohn einer Irodj ist stets wieder Irodj, mag auch sein Vater nur ein Kayur sein. Seit der durchgreifenden Entwaffnung und Pazi-

Der Oberhäuptling oder Irodj Kabua mit Familie.

fizierung steigt die Volkszahl allmählich; doch steht der schnelleren Zunahme die greuliche Verseuchung mit Syphilis hemmend im Wege, da mindestens ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte der Eingeborenen an dieser von den Weißen eingeschleppten Krankheit leidet. Für die Tätigkeit des deutschen Regierungsarztes öffnet sich hier ein weites Feld, auf dem trotz der bisher getroffenen Maßregeln noch außerordentlich viel zu schaffen übrig bleibt.

Die fremde Bevölkerung des Schutzgebietes belief sich im Jahre 1902 auf 200 Personen, davon 130 Farbige und Mischlinge und 70 Weiße, unter denen die Deutschen mit etwa 40 Köpfen obenanstehen. Die Verwaltung leitet der kaiserliche Landeshauptmann, dem ein Sekretär, der Arzt und der Hafenmeister, der zugleich die Postagentur versieht, beigegeben sind. Für die Kolonie vereinbart das Auswärtige Amt von Jahr zu Jahr mit der Jaluit-Gesellschaft einen Etat, dessen Erfordernisse, sofern sie nicht aus den Steuern, Zöllen und Abgaben gedeckt werden, die Gesellschaft zu bestreiten hat. Dafür

sind dieser, die 1887 in Hamburg gegründet wurde, wichtige Vorrechte eingeräumt, die in gewisser Weise ein Monopol bedeuten und das Geschäft vorwiegend in ihre Hände geleitet haben. Daher ist sie in der Lage, jährlich eine angemessene Dividende — mehrmals 12 % — ausschütten zu können. Neben ihr arbeitet die Pacific Islands Company in London und die alte Firma Capelle. Die Ausfuhr erstreckt sich vornehmlich auf Kopra, deren Menge von 2380 Tonnen in 1893/94 auf 3380 Tonnen in 1901/1902 gestiegen ist. Außerdem gelangen Haifischflossen, Schildpatt und Perlmutteruschalen in kleineren Mengen zum Export. Von der Einfuhr dürfen Waffen, Munition, Dynamit und geistige Getränke — mit Ausnahme von Bier — an die Eingeborenen nicht verkauft werden. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr stand in den letzten Jahren über 1 Million Mark. Das Schutzgebiet gehört dem Weltpostverein an und hat jetzt mit Sydney, wie mit Kusaie, Ponapé, Ruf, Yap, den Marianen und Hongkong durch den von der Jesuitengesellschaft eingestellten und vom Reiche mit 120000 Mark jährlich subventionierten Dampfer — die „Deana“ — regelmäßige Verbindung.

Eine Sonderstellung nimmt endlich das vereinsamt belegene Nauru oder die Pleasantinsel ein. Sie wurde zuerst von Dr. Finck wissenschaftlich untersucht und zwar zu einer Zeit, als der Aufenthalt daselbst keineswegs ungefährlich war. Das Land ist nahezu kreisförmig, hat 20 qkm Fläche, und wird rings von einem ausgedehnten Riff umgeben, das nur wenige Bootspassagen besitzt. Der aus hartem Korallenfels zusammengesetzte Boden steigt terrassenförmig zu einem über 60 m hohen Berge an, der eine prächtige Rund- und Aussicht gewährt. Unfern der Spitze liegt der Einschnitt zu den berühmten, vom deutschen Bezirksamtmanne Jung entdeckten Höhlen, die in 20 m Tiefe aus mehreren labyrinthischen Gängen bestehen. Die größte dieser Abteilungen wird als Begräbnisstätte für die Eingeborenen niedrigen Ranges benutzt und ist deshalb für Fremde unbetretbar. Im westlichen Inselbereich zeigt sich in einer Mulde der reizende, ganz von Kokospalmen

überschattete Krinobel- oder Arenibelweiser, am Gestade mit friedlichen Hütten besetzt, deren bronzefarbene Bewohner „wie die Esen einer Märchenlandschaft das freundliche Bild beleben“. Der Export ist lediglich auf Kopra beschränkt, deren jeweilige Menge aber gänzlich vom Verlauf der Witterung abhängig ist. Denn Nauru wird trotz seiner rein ozeanischen Lage öfter von anhaltenden Dürren heimgesucht. Die in 12 Stämme oder Dorfschaften geteilten Eingeborenen, früher untereinander blutig verfeindet, sind 1886 entwaffnet worden und leben seitdem in Eintracht und Frieden, so daß ihre Zahl langsam zunimmt. Sie betrug 1890 genau 1318 Seelen und ist bis Anfang 1903 auf 1500 Seelen gestiegen. Die Verwaltung der Insel führt ein Bezirksamtmanne, der mit einem deutsch-amerikanischen Missionar und etlichen Händlern das weiße Element in Nauru vertritt. Der Gesundheitsstand bei Eingeborenen und Fremden ist gut.

Überblickt man die Gesamtlage des Archipels, wie sie sich unter dem deutschen Regimente bisher entwickelt hat, so darf man trotz der schwierigen Gegebenheiten mit den erzielten Resultaten wohl zufrieden sein. Vor allem ist den ewigen Fehden und inneren Streitigkeiten der Eingeborenen ernstlich gesteuert worden. Auch das unsinnige Schuldenmachen, namentlich seitens der Häuptlinge, hat ein Ende gefunden. So sind allmählich die gesicherten politischen und kommerziellen Verhältnisse entstanden, unter denen Verwaltung und Handel jetzt wirken. Mit der zunehmenden Bodenkultur wächst ganz von selbst die Ausfuhr und dadurch wieder der Verbrauch an fremden Industrieprodukten, und so hebt sich langsam aber stetig der Wert dieser an sich nur unscheinbaren, dürftigen Eilande für den Kaufmann, wie für den Kokospflanzer. Ihre höchste Bedeutung wird die kleine Kolonie erst erlangen, wenn einst der Seeweg durch Zentralamerika eröffnet ist und — neben Hawaii — die Marshallgruppe und die Karolinen als Hauptstationen im Straßenneze des Stillen Weltmeeres erstehen!

Samoa

VON

Dr. Reinecke

Einleitung

Die Samoainseln, die vielgerühmte Perle der Südsee und der neueste Edelstein in dem leider nicht allgemein gleich edlen Kolonialschmuck unseres Reiches müssen wir nun mit Nordamerika teilen, dem laut Vertrag vom 2. Dezember 1899 die kleinere Hälfte mit dem einzigen Hafen auf den Inseln abgetreten worden ist. Der Archipel liegt mitten im Großen Ozean, 12 bis 14° südlich vom Äquator zwischen dem 168. und 173. Grad westlicher Länge und war einst, vor 30—50 Jahren, eine Domäne deutscher Handels- und Forschungsinteressen, die Zentrale des genialen Handelsunternehmens der lange weltberühmten Hamburger Firma J. E. Godeffroy & Sohn, die 1857 ihre Arme nach der Südsee ausstreckte und binnen wenigen Jahren fast auf allen Inselgruppen des Stillen Ozeans festen Fuß faßte. Über 20 Jahre beherrschte dieses Handelshaus die Erschließung und Wirtschaftspolitik der Südsee, und im Museum Godeffroy zu Hamburg entstand, von wissenschaftlichen Sendboten und Sammlern Godeffroys emsig zusammengetragen, ein unvergleichlicher Schatz hochbedeutender Ausbeute, welcher die Blicke und Interessen aller Ethnologen, Geographen und Naturforscher anzog und der großkaufmännischen Hansestadt plötzlich einen ersten Platz in der Wissenschaft errang.

Leider, zum Schaden nationaler und wissenschaftlicher Interessen, war auch dieser herrlichen Blüte ein Ziel gesetzt. Eine geschäftliche Krisis, verschärft durch den großen Bankrott in Wien, verfehlte Unternehmungen und große Verluste erschütterten das gewaltige Unternehmen, das zwar gerade durch seine Erfolge in der Südsee noch einige Jahre lebensfähig und vor dem Schlimmsten bewahrt blieb, aber doch schließlich, nachdem es 20 Jahre glänzend und ruhmreich den Stürmen des Großen Weltmeeres getrotzt hatte, den Wellen des Geschickes erlag. Die nationale und wirtschaftliche Bedeutung dieses Ereignisses wurde damals leider völlig verkannt und unterschätzt. Wohl versuchte Bismarck 1879 aus dem Schiffbruch wenigstens noch zu retten, was zu retten war; aber der Deutsche Reichstag lehnte auf Bamberger's Rat und Agitation jede Beteiligung des Reiches, obgleich sie in der beantragten Form lediglich eine formelle Zinsgarantie für Samoa von höchstens 350 000 Mark darstellte, am 27. April 1880 ab. Damit war das Schicksal der deutschen Herrschaft in der Südsee entschieden; und die deutsche Nation hatte eine Schuld auf sich geladen, die sie bald erkennen und schwer bereuen sollte, deren materielle Größe in keinem Verhältnis stand zu den Verlusten, die sie 20 Jahre fortzeugend gebär. Jene 350 000 Mark, die der Reichstag lediglich aus kurzfristiger Interessen- oder besser eigensinniger Oppositionspolitik auf Hinter-

treiben eines Abgeordneten in willenloser Gefolgschaft scheute und ablehnte, wären, wie die Erfahrungen gelehrt haben, nie erforderlich gewesen. Die Summen aber, die das Reich an Stelle jener Garantie jährlich für Samoa, solange es nicht deutsch war, zu tragen hatte, zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen, ganz abgesehen von den Opfern an Blut und Privatgut.

Mit dem Zusammenbruch des Hauses Godeffroy brach die deutsche Herrschaft in der Südsee und begann das verhängnisvolle politische Chaos auf Samoa, das zwei Jahrzehnte lang drei Großmächte mit Konflikten bedroht hat und zu einem schier unglaublichen, diplomatischen Knoten anschwoll. Auch die deutsche Wissenschaft steht heute trauernd am Grabe jenes jungen, hoffnungsvollen Gliedes und die reiche Stadt Hamburg vor den Trümmern ihres Museums Godeffroy, dessen beste Schätze sie sich entreißen ließ, dessen größter, unwiederbringlicher Wert nicht in dem Kapital- und Kaufswert der einzelnen Objekte und Sammlungen, sondern in dem großen Ganzen bestand, das in Teile getrennt und entwertet wurde.

I. Allgemeines

Bevor wir uns weiter mit dem politischen und wirtschaftlichen Schicksal der Inseln beschäftigen, wollen wir sie uns und ihre Bedeutung einmal ansehen. Sie liegen, wie schon gesagt, noch im Tropengürtel und im Gebiet des Äquatorialstromes, der ebenso, wie der sie überwiegend beherrschende Passat von Osten beziehungsweise Ostnordost kommt.

Das Klima Samoas wird durch den Passat sehr günstig beeinflusst, da dieser nahezu $\frac{3}{4}$ des Jahres am Tage die Luft in Bewegung erhält und die Tropenhitze mildert. Die Temperatur an der Küste unterliegt sehr geringen Schwankungen zwischen 22–31° C., darunter und darüber geht sie sehr selten; die Tagesdifferenzen — das heißt binnen 24 Stunden — betragen oft viel weniger, manchmal nur 3–4° C. Am „kühlsten“ ist es vor Sonnenaufgang, am heißesten in der Regel gegen 2 Uhr Nachmittags. Die Wärme wird unangenehm, wenn der Wind aussetzt; am unangenehmsten bei trübem Himmel und Regen in der Regenzeit; doch ist diese ebenso wenig eine solche nach kontinental tropischen Verhältnissen, wie die andere Zeit etwa völlig regenlos ist. Das ist allerdings wesentlich von den Gegenden abhängig. In den Lagen auf der Süd- und Ostseite der Inseln, wo der Passat anweht und seine Luftströmung zu Niederschlägen verdichtet, sind solche während des ganzen Jahres ziemlich gut verteilt; jenseits der Berge aber, also besonders in nordwestlichen Lagen, sind Niederschläge außer starkem Tau oft wochenlang sehr spärlich. Die Regenzeit fällt in den südlichen Sommer, das heißt in die Monate November bis März, April; in ihr erlischt der Passat zeitweise ganz. An seine Stelle treten Winde aus Süd, Nordost, Nord und Nordwest, selten aus West. Diese Strömungen sind vielfach von Regenschauern oder Regenwetter begleitet, oft heftig stürmisch; richtige Stürme oder Orkane sind auf Samoa relativ seltener als auf den benachbarten Inselgruppen, sehr selten richten sie auch an Land Verheerungen an, dagegen sind sie den Schiffen öfter gefährlich. Der linde Passat herrscht fast

beständig von Mai bis September, solange die Sonne scheint, das heißt am Tage, gegen Abend weicht er der Landbrise, die entsprechend der Ausdünnung des Landes und der Abkühlung mit den feuchten kühlen Luftschichten dem Meere, dessen Temperatur sich überhaupt kaum verändert, zu treibt und meist in der Nähe der Küste noch ausreicht, um als leichter Segelwind zu dienen.

Die Regenmenge ist trotz der trockenen Jahreszeit selbst auf der Nordseite der Inseln sehr beträchtlich; sie schwankt nach den Messungen Dr. Junk's (Apia) zwischen 2500 und 4150 mm, im Durchschnitt beträgt sie 3500 (das ist das Sechsfache des Durchschnitts für die Mark Brandenburg); davon entfällt der Löwenanteil, etwa die Hälfte, auf die Monate Dezember, Januar, Februar und März; der regenreichste Monat pflegt unter diesen der Februar zu sein, da er es meist auf über 500 mm (1890 auf 727 mm) bringt. Von einem guten, rechten Tropenregen kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen, selbst wenn man sich vorstellt, daß an einem Tage $\frac{1}{4}$ unseres Jahresdurchschnitts, in zwei Tagen, zum Beispiel am 20. und 21. Februar 1893, ein Drittel = 211,1 mm herniederprasselte.

Die Tageslänge schwankt im Maximum (Ende Dezember) und Minimum (Ende Juni) zwischen 11 und 13 Stunden. Die Sonne geht Ende Dezember um 5 $\frac{1}{2}$ auf und unter und Ende Juni um 6 $\frac{1}{2}$ auf und unter, sie kulminiert im Breitengrad von Apia am 11. Februar und 30. Oktober.

Das Klima ist infolge der Einwirkung des Meeres und des Passates, sowie dank der durch die feuchte Landbrise bedingten relativen Abkühlung

der Luft sehr gesund und bei leichter Bekleidung sogar angenehm. Einen Beweis dafür lieferte der englische Schriftsteller Robert Louis Stevenson, der, wegen eines Lungenleidens von den Ärzten aufgegeben, 1886 nach Samoa kam und hier noch 8 Jahre lebte und schrieb. Epidemische Krankheiten scheint es früher auf Samoa überhaupt nicht gegeben zu haben; um so verheerender wirkten Mäfern und Scharlach, als sie in den neunziger Jahren eingeschleppt wurden, unter den noch „ungeimpften“ Eingeborenen. Die sonst so schnell und weit verbreitete Syphilis hat selbst in Apia noch keinen festen Boden gewonnen; darüber hinaus sind Geschlechtskrankheiten überhaupt kaum bekannt, obwohl eine der Blennorrhöe ähnliche Augenerkrankung der Kinder vielfach auftritt. Am häufigsten sind Hautkrankheiten (Mene etc.) und Elephanthiasis der unteren Extremitäten, des Scrotums und der Mammæ. Diese schauerhafte, deformierende Bindegewebswucherung ist aber im weitestlichen

auf die Eingeborenen beschränkt. Dagegen entgehen dem malariaartigen Samoafieber, dem viele Samoaner erliegen, auch die Fremden nicht, wenn es einmal grassierend auftritt; es ist aber für sie ungefährlich und meist mit einigen appetitlosen Tagen bitteren Geschmacks, großer Erschlaffung und hoher Fiebertemperaturen abgetan.

Der Fremde gewöhnt sich sehr rasch an das feuchte Tropenklima Samoas, das, wie viele alte Ansiedler beweisen, auch die Lebensdauer nicht beeinträchtigt. Man geht natürlich möglichst leicht angezogen, wohnt in luftigen Holzhäusern bei offenen Türen und Fenstern, deren geräumige Veranden hauptsächlich dem Aufenthalt dienen, schläft, durch ein Moskitonez gegen die kleinen Blutsauger geschützt, in leichten Pajamas oder unter dünner Decke und nähert sich redlich von Konserven, soweit nicht Landesprodukte: Rind-, Kalbfleisch und Schweinefleisch, Hühner, Tauben, Fische, Krabben, Bananen, Taro, Brotfrucht und

Das Innere von Savaii aus Nordost gesehen.

Gemüse für die Bedürfnisse anreichern. Auch für frisches Hammelfleisch sorgen die Schlächter durch Einführung lebender Schafe von Neu-Seeland und Australien, diesen bekommt aber in ihrem dicken Pelz und auch ohne ihn bei ihrer empfindlichen Haut die feuchte Luft nicht, ihre Zucht ist demnach ziemlich ausgeschlossen, während Rinder und Pferde ausgezeichnet gedeihen und auch billig sind, da von ersteren große Herden die Kokospflanzungen der Deutschen Plantagen-Gesellschaft bevölkern, während Pferdezucht auch schon von Eingeborenen betrieben wird. Leider ist es bisher nicht recht gelungen, aus der fettarmen Milch der Kühe gute Butter zu gewinnen; zum Teil liegt das vielleicht auch an der Art des Futters, auf das die Tiere angewiesen sind. Das ist jedenfalls ein kleiner Übelstand; denn Konfervenbutter ist nur ein sehr mangelhafter Ersatz — dagegen ist selbst minderwertige Margarine noch köstlich. Inzwischen viele Fremde gewöhnen sich auch an Tinbutter ebenso, wie sogar der Büchsenkaviar noch als Delikatesse auf der Tafel figuriert.

Im übrigen lebt sich's auf Samoa recht gut, sogar die Arbeit bekommt den Deutschen trotz allen gegenteiligen Behauptungen ganz wohl, und wer arbeiten will, kann dieses Talent der Kulturmenschen auch im Südpazifik erfolgreich entfalten. Das Beispiel, respektive die größere Vorliebe der Samoaner für Vergnügen und angenehme Erholung, wirkt natürlich ansteckend und vorbildlich, und daher spielen gesellschaftliche Veranstaltungen, sowie Gasthäuser und Bars eine große Rolle im Leben der „Bapalangis“, das heißt der Fremden. Dazu gehören vor allem Picnicks in der herrlichen Umgebung Apias, an prächtigen Wasserfällen oder im ausrichtschönen Schatten mächtiger Bäume. Zur mühelosen Erreichung solcher Lustorte gibt es zahme Kasse, Buggies und vierrädrige Wagen

in Menge. Besonders beliebt ist der leichte zweirädrige, zwei- bis vierstige Buggan, dessen Leichtigkeit allerdings oft Überwachungen bietet, indem die Insassen sich plötzlich gelegentlich draußen befinden, wenn eine Ecke zu kurz genommen wird oder ein Graben beim Ausweichen das Gleichgewicht störend beeinflusst. Bis vor kurzem waren derartige „Entgleisungen“ im allgemeinen harmlos verlaufen und als nette Abenteuer betrachtet worden. Ende September 1901 aber hat ein solcher Zwischenfall leider ein schweres allgemein betrauerndes „memento mori“ hervorgerufen, indem der ausgezeichnete und beliebte Gouvernementssekretär und Postmeister Banse den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen zum Opfer gefallen ist, während auf der gleichen Fahrt — von einem fidele Picnic — ein Marineoffizier eine glücklicherweise folgenlose Gehirnerschütterung und Kapitän Kufnagel nur leichte Verletzungen erlitt, da er mit seinem Wagen, um weitere Kollisionen zu vermeiden, umkippte.

Leider wuchert, wie das nun mal in kleinen Orten so üblich, der Kastengeist in Apia echt kleinstädtisch üppig. Klatsch und Ubelnähmerei grassieren oft periodisch, natürlich stehen dabei immer besondere Talente oder „vertraute Größen“ an der Spitze; doch das braucht vernünftige Leute nicht abzuschrecken, sich in den Strudel der Samoaresidenz zu wagen und sein Glück auf Deutsch-Samoa zu versuchen. Man kann dort sogar ungekränkt unter Palmen wandeln; denn die Kokosnüsse haben bisher vor Menschen einen bewundernswerten Respekt bewiesen, da sie fast stets erst herabfallen, wenn kein Bewesen durch ihren Erdbgang gefährdet ist. Daß solch ein Vorfall nicht ganz harmlos zu sein braucht, wird jeder erkennen, der einmal die Flugbahn und den Aufbruch derselben gespürt hat.

Wie schon das Epitheton „Perle der Südsee“ zur Genüge erwarten läßt, sind die Inseln schön, schöner und besser als ihre Existenzgefährten im Stillen Ozean. Der französische Forschungsreisende De la Pérouse, der sie im Dezember 1787 zuerst kennen und ihre Bewohner fürchten lernte, da seine von Ludwig XVI. ausgerüstete Expedition bei einer Landung auf der Nordseite Tutuila's, wahrscheinlich infolge von Ausschreitungen der Mannschaft, 2 Offiziere und 10 Mann im Kampfe verlor (entdeckt ist Samoa 1722 von dem Holländer Roggeveen, die Auffindung wird erst sicher durch Bougainville 1767), schildert sie und die Eingeborenen schon in entzückten Worten. Seine Ansicht ist von allen seinen Nachfolgern und Schilderern vollauf bestätigt worden. — Ganz Samoa ist vulkanischen Ursprunges. Aus einer umgebenden Meeresstiefe von 2000—4000 m hat der Mutterleib der Erde hier in feuriger Taufe herrliche Kinder gezeugt. Dem Phönix gleich, sind die Inseln aus Staub und Asche entstanden. Und wenn die Gelehrten etwa, Geologen und Geophysiker, noch im Zweifel sein könnten über die Entstehung und sie als säkularer Hebungen oder Senkungen betrachten sollten, dann kann sie die Sage aufklären. Die Ansichten der Samoamythologen, d. h. der Urzeuger der Volksweisheit, stimmen mit dem biblischen Werdegang und der geophysischen Wahrscheinlichkeit so gut überein, daß man ernstlich meinen könnte, Samoa sei das vielgepriesene Paradies — wenn es nur nicht so jung wäre! Jedenfalls ist diese Tatsache interessant und auch hier erwähnenswert, da sie in mehrfacher Beziehung charakteristisch für die Überlieferung und das Wesen der Samoaner ist.

Nach der samoanischen Schöpfungsgeschichte war zunächst leai, das heißt nichts oder der Raum, das Weltall ohne etwas. Daraus entstand nanamu das heißt ein Geruch, Wohlgeruch, aus dem sich allmählich esuefu, ein Dunst oder Rauch entwickelte, der sich schließlich zu ao, Wolken, verdichtete, und endlich im eleele, der Boden, die Erde, feste Form gewann. Danach entstanden Winde, die den Dunst bewegten. Dann erscheinen Tangaloa, der erste und größte Gott, Mond und Sonne, das Meer und das Süßwasser. Dann kommt die Sintflut; das Land wird vom Meere verschlungen; aber das Feuer entsteht und vermählt sich mit dem Wasser, um mit ihm die Erde, samoa, zu erzeugen. So kann man sich die Entstehung Samoas aus der Ferne vorstellen: Schwefelgeruch, der die vulkanischen Ausbrüche begleitet, Rauch und Auswurf, der ohne Feuererscheinung erfolgt, solange er noch aus dem Meere emporsteigt. Wenn aber der Auswurfkegel erst das Meeresniveau erreicht hat, tritt die fodernde Flamme hervor und beginnt die eigentliche Landbildung.

Darauf fiedelten sich dann nach der Sage, wie man das auf den jüngsten vulkanischen Gebieten der größten Samoainsel Savaii heute noch beobachten kann, zunächst kleine Kryptogamen als Pioniere an, dann folgten Stauden, Sträucher und schließlich Bäume, alles unter der Aufsicht Tangaloas, der inzwischen in den Himmel zurückgekehrt ist. Die einzige Schwierigkeit der Schöpfungsgeschichte ist für die Samoaweisen der Mensch gewesen. Aber auch dieses höchste Wesen erscheint

schließlich als Herr der Situation und zwar wie es die samoanische Soziologie erfordert, in zweierlei Gestalt. Die Entstehung der Vegetation wird in der Sage, und biologisch völlig zutreffend, als Kampf geschildert; das kleinere Wesen erliegt dem größeren und stärkeren; der letzte Sieger aber ist nicht der Baum, mit dem vorher geschlossen wurde, sondern die Viane; denn sie benutzt den Baum, bricht seine Äste und erreicht seine Höhe. Auf ihr entstehen, wie der von Tangaloa zur Erde entsandte Vogel Tali berichtet, Würmer, die Tali auf Befehl des Himmelsgottes zu Menschen formt. Nach Auffassung der Samoaner gibt es zweierlei Menschen: Edle und Gemeine, aber auch zweierlei Entstehung. Die wurmgezeugten sind die Gemeinen; die Nobiles sind vornehmerer Abkunft. Dafür gibt es verschiedene Versionen. Die edelsten Geschlechter stammen direkt von Tangaloa ab, andere von ihm untergeordneten Göttern. Die eigentliche Schöpfungsgeschichte aber leitet die „besseren“ Menschen von der Schlange ab, wenigstens deutet die Bezeichnung tangata darauf hin, das heißt Mensch und ist der polynesischen Ursprung des Wortes Kanaka, mit dem man die Eingeborenen allgemein bezeichnet. Gata (sprich nasal ngata) ist samoanisch die Schlange, ta heißt schlagen; gata ist wahrscheinlich aus der Viane, dem letzten Sieger im Aufbau der Vegetation entstanden und das Wesen, das sie schlug, ist eben tagata, der Mensch. Und dieser Tangata ist natürlich der edlere als der aus dem kriechenden Gewürm durch Handarbeit erzeugte Mensch.

Der Schöpfungsmythe entspricht als religiöse Basis der Ahnenkultus, der natürlich nur dem Adel zukam, aber hier auch geradezu überraschende Aus-

bildung erlangt hat und dermaßen die Geschichte beherrscht, daß die ersten Geschlechter noch heut ihren Stammbaum fast lückenlos Jahrhundert zuriückverfolgen. So hat Dr. Krämer zum Beispiel in kritischer Sammlung und Vergleichung alter, voneinander unabhängiger Überlieferungen für die Tamafesefamilie 32 Ahnen und deren verwandtschaftliche Beziehungen zu anderen Familien ermittelt; das entspricht einem etwa tausendjährigen Zeitraum; für andere Geschlechter hat Krämer über 20 Ahnen nachweisen können. Das ist um so erstaunlicher, als schriftliche Überlieferungen, Dokumente zc. nicht existieren; denn die Samoaner haben erst durch die Missionare schreiben und lesen gelernt. Dafür ist die mündliche Überlieferung so fest und hoch entwickelt, wie kaum irgendwo in annähernd gleichem Maße. Die heidnische Religion der Samoaner kannte neben Tangaloa noch zahlreiche Gottheiten, die als Spezialgötter für Krieg, Erdbeben, Feuer, Fruchtbarkeit zc. oder solche für Ortschaften und Familien ohne künstliche Nachbildung oder Idole in der Natur und vorwiegend in Tieren (Tintenfisch, Gule, Eidechse zc.) verehrt wurden.

Straße in Apia.

Der vulkanische Ursprung der Inseln verleiht ihnen, wie allen verwandten im Stillen Ozean, das schöne Antlitz in spiegelndem Wasserrahmen mit weißem Brandungsgürtel, das sie dem Reisenden schon aus weiter Ferne bieten. Mit steiler Felswand aus dem Meere aufsteigend, oder hinter weißschäumendem Korallengürtel von Kokospalmen überragter Flachküste sich allmählich zum Zentralkamm erhebend, gewährt ihr Bild dem Auge des Beschauers stets einen anmutigen und gleichzeitig großartigen Eindruck. Die einst glühenden, dann wüsten Bildungen erdinnerer Revolutionen sind wieder schmuckvoll verhüllt von einem immergrünenden Kleide üppiger Vegetation, über der sich an den Küsten die hellen Fiederkronen der Kokospalmen auf schlanken Stämmen majestätisch wiegen, während den Urwald der Berge mächtige Banyanbäume (*Ficus*) überragen. Als silberne Säulen sieht man von den Bergen Flüsschen hinabstürzen in Schluchten zum Küstenlande. Abgesehen von einem Teil des jugendlichen Westendes Savais ist kaum ein Stückchen Erde noch frei von organischem Leben. Überall grünt und blüht in blattprächtiger Üppigkeit eine echt tropische Vegetation, welche die rauen Formen der gewaltigen vulkanischen Bildungen, die einst rauchenden und glühenden Lavamassen, Trümmersfelder und Krater freundlich verhüllt und verschönt bis hinauf zu den höchsten Spitzen und Kämmen.

Der Boden, die Ackerkrume, worauf dieses üppige organische Leben sich entfaltet, ist, wie sich schon daraus ergibt, außerordentlich fruchtbar, so fruchtbar wie nur möglich.

Das verdankt der Boden seiner anorganischen Zusammensetzung, dem kolossalen Reichtum des Basalttes beziehungsweise der basaltischen Lava an Stickstoff (über 0,2%) und Phosphorsäure (0,1 bis 0,3% und mehr) sowie der nie versiegenden Nachlieferung organischer Zersetzungsbestandteile. Ackerkrume in unserem Sinne als tiefgründige Kulturlächen gibt es aber nur stellenweise und in sehr beschränktem Maße; denn überall lagern noch Basaltblöcke darin und darauf, so daß eine

rationelle, das heißt moderne Bodenkultur mit Geräten oder Maschinen fast ganz ausgeschlossen ist. Die größte Arbeit nach Entwaldung von Land ist meist die Entfernung der schlammigen Steintrümmer, die in höheren Regionen vielfach überhaupt die Bodenkrume vollkommen verdecken und verbergen, so daß man oft viele Blöcke entfernen muß, um den Ursprung der mächtigen Vegetation zu entdecken, die als Verwitterungsanfang und Verwehungsreste in die Tiefe gesunken sind und dort allmählich anwachsen, soweit sie nicht vom Regen hinabgeschwemmt werden in Schluchten und zum Küstengebiet, wo sie immer wieder durch neue Zufuhr regeneriert werden, so daß künstliche Düngung des Pflanzungsbodens sich im allgemeinen erübrigt, es sei denn, daß Kali oder Kalk in größeren Mengen erwünscht ist, als sie der Boden enthält.

Die Wurzeln der Pflanzen sind keineswegs allein auf die Bodenkrume angewiesen; auch die kahlen, porösen Basaltblöcke bieten ihnen ausreichend Nahrung, indem ihre Fähigkeit, selbst zu zerfallen und zu erschließen, sie dabei unterstützt. Infolgedessen sind auch steile, senkrechte Felswände belebt. Vor allem sind dort zierliche Farne, Selaginellen und Moose als Pioniere der Vegetation erfolgreich tätig, ebenso auf den Steintrümmern der Berge, auf harten, dünnen Tuffhügeln, vor allen Orchideen und andere Epiphyten auf Stämmen, Ästen und Zweigen. Vom zierlichsten Pflänzchen bis zum blattmächtigen, fast muschelförmigen *Asplenium nidus*, zu gewaltigen Stauden und eleganten hochstämmigen Bäumen mit dichter Spitzkrone bilden Farne überhaupt die schönsten Zierde und einen herrschenden Bestandteil der Vegetation, die im allgemeinen ihren Haupt Schmuck der Vielgestaltigkeit und dem grünen Kleide verdankt, wenn schon auch blütenfähige Formen nicht fehlen. An züchterisch wertvollen Orchideen ist die Flora arm, um so reicher an kleinblütigen Arten. Unter den schon blühenden Bäumen überwiegen Myrtaceen (*Eugenia*), Rubiaceen (*Gardenia*). Außer diesen sind Urtiaceen, Moraceen (*Ficus*), Piperaceen (*Piper*), die Gattung *Cyrtandra*

der Gesneraceen besonders artenreich vertreten. Verschiedene Musaceen, kletternde Pandanaceen (*Freycinetia*), Bambusaceen, Zingiberaceen, Rianen etc. verleihen dem Urwald ein charakteristisches Gepräge. Die Küstenflora ist, wie überall, durch fremde Bestandteile und Kosmopoliten stark beeinflusst. Sehr stark vertreten sind auf Samoa außer Farnen und Moosen auch Flechten und Pilze, unter letzteren einige phosphoreszierende Arten. Die Artenzahl der Phanerogamen ist relativ klein.

Das Tierreich ist an der Besiedlung Samoas nicht sehr stark beteiligt. Von Säugetieren gibt es — abgesehen von einem guten Bestande an verwilderten Schweinen, die jagdlustige Samoaner zu guter Beute in die Berge locken, Hunden und Katzen, letztere leider auch schon verwildert — nur fliegende Hunde (*Pteropus*) und Fledermäuse. Der Zivilisation dankt Samoa einen äußerst fruchtbaren Bestand an Ratten, die längst zur Plage und dem Geflügel sowie der Vogelwelt verhängnisvoll geworden sind; minder gut gedeihen Mäuse, die auch mit Schiffen eingeführt sind. Die Avifauna ist reichhaltig, besonders an schönen, bunten Tauben — „Lupe“ etc. — und kleineren gefiederten Bewohnern des Waldes bis hinab zu Sonigängern, Paradiesvögel und größere Papageien fehlen, dafür beherbergt der Busch die letzte noch lebende Zahntaube, *Didunculus strigirostris*, *manumea* genannt, eine ziemlich stumpfsinnige Verwandte der ausgestorbenen *Dronte*; leider verringert sich auch die Zahl dieser zoologischen Kuriosität erheblich, da die reichlich taubengroßen Tiere dumm und schmackhaft sind, aber auch fremde Sammler ihnen stark nachstellen, um die wertvollen Bälge zu verkaufen.

Schlangen und Eidechsen sind durch mehrere Arten vertreten.

Das Meer beherbergt eine riesige Fülle bunter Bewohner, Gaie und kleinere Fische, bis zu den winzigen wunderbar geformten und gefärbten Korallenbewohnern, Tintenfische, Seeschlangen, Seegurken (*Solothurien*), Beche (de mer), Seeigel, Seesterne, Krabben etc.

Die Zahl der Insektenarten ist nicht sehr groß; es gibt eine Reihe recht hübscher Schmetterlinge, besonders Nachtfalter (Ordensbänder) und Motten, einige schöne Tagfalter, darunter der schwarze Schwalbenschwanz (*Papilio Godeffroyi*) und sonstige Repräsentanten verwandter Gruppen. Groß ist die Zahl der Ameisenarten von den winzigsten bis zu großen, schwarzen Tieren.

Die Inseln verdanken, wie schon gesagt, ihre Entstehung und den Reiz ihrer schönen Gestalt einer Reihe von vulkanischen Ausbrüchen, die in der Passatrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest vorgerückt sind. Demgemäß finden wir die jüngsten Bildungen und Aufschüttungen überhaupt auf dem Westende der westlichsten und größten Insel Savaii, und auch auf der zweitgrößten Insel Upolu auf dem westlichen Teile.

Der ganze Archipel besteht aus acht bewohnten Eilanden. Er umfaßt ungefähr 2800 qkm Land, davon kommen auf den deutschen Anteil 2572 qkm, also reichlich so viel wie auf die Karolinen (1450), Marianen (626) und Marshallinseln (400). Die Zahl der Eingeborenen, im ganzen etwa 36 000, beträgt auf den deutschen Inseln rund 32 800, davon 17 750

auf Upolu und 14 000 auf Savaii. Upolu ist 70 km lang, und nach beiden Enden sich verschmälernd, in der breitesten Mitte etwa 25 km; der Umfang wird auf 220 km geschätzt. Savaii ist in seiner größten Ausdehnung ebenfalls ca. 70 km lang aber ungefähr 50 km im Querdurchmesser; die Längen seiner nahezu parallelen Seiten schwanken

Apia (Savalofo) von Motaitu (Nii) aus gesehen.

zwischen 40 und 55 km in der Luftlinie. Das Innere der Inseln ist gebirgig, steil und zerklüftet; vielfach reichen die Berge mit steilem Abfall bis an die Küsten.

Betrachten wir uns die Inseln gemäß der Richtung ihrer Entstehung von Osten aus gehend:

Tan (mit 42 qkm Flächeninhalt), Olofinga (15 qkm), Ofu (23 qkm), die als Mannagruppe zusammengefaßt werden, und 100 km weiter westlich Tutuila (134 qkm) mit der kleinen, östlich vorgelagerten flachen Kraterinsel Nuuu. Das ist der amerikanische Anteil, den eine etwa 75 km weite Wasserfläche von Deutsch-Samoa, dem Sitende Apolus (868 qkm) mit seinen vier Felseninseln Nuutele, Nuulua Namua und Fannatapu trennt. Dann folgen Manono (8,5 qkm), Apolima (4,7 qkm) und 9 km weiter westlich Savaii (1691 qkm, also ungefähr 170 qkm größer als Sanibar). — Die Form und Gestalt der einzelnen Inseln läßt mehr oder weniger deutlich noch das ursprüngliche Antlitz erkennen beziehungsweise vermuten: Tan hat seinen Charakter als ein mächtiger von allen

Seiten zur höchsten Mitte allmählich emporsteigender Krater am besten bewahrt. Olofinga und Ofu dagegen lassen äußerlich die Entstehung nicht mehr erkennen; vielleicht stellen sie die Reste eines gemeinsamen riesigen Ausbruches dar, dessen übrige Teile (wahrscheinlich südlich) dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen sind. Zwischen ihnen und Tan hat 1866 der letzte im Gebiet der Gruppe beobachtete Ausbruch submarin ohne Landbildung, nur mit einer Hebung des Meereshodens verbunden, stattgefunden.

Tutuila verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vulkanen, deren mächtiger wahrscheinlich ziemlich in der Mitte die große Bucht von Pangopango geschaffen haben dürfte, die steil aus ihr aufragenden Wände und Spitzen dürften demgemäß als Reste des einstigen Kraterwalles zu betrachten sein; nur nach Süden zu fehlt die Verbindung; dort stellt eine schmale Wasserstraße den Eingang zu dem völlig geschützten Hafen dar. — Dieser einzige überhaupt vorhandene Hafen Samoa's erinnert an die Insel Guam auf

Ve Piao. Aus dem Hafen von Pangopango (Tutuila).

den Marianen, die wir ebenfalls den Vereinigten Staaten überlassen haben; denn auch dort beherrscht das deutsche Gebiet ähnlich geeigneter sicherer Hafenplätze. — Die Umgebung von Pangopango ist auf dem an sich landschaftlich äußerst reizvollen Tutuila malerisch der schönste Punkt der Insel.

Apolu ist auf seiner östlichen Hälfte besonders pittoresk, da die ursprünglichen Formen dort durch Erosion und Verwitterung stark verändert sind und steile Spitzen und Gruppen aus tiefen Einbuchtungen in die Luft ragen. Je weiter man nach Westen vorrückt, desto mehr konsolidiert sich das Massiv zu einem einheitlichen Höhenzuge mit ausgesprochenen Vulkanen. Bis Apia, dem wirtschaftlichen Zentrum der Insel, find dem Klammgebiet, das südöstlich von der Stadt im Lepua mit 1000 m die höchste Höhe erreicht, nach Norden gesonderte Vulkane oder Vulkanreste vorgelagert. Der 395 m hohe Apiaatratat bildet das letzte Glied derselben. Von da ab reißt sich dann in langgestreckter Kette, den eigentlichen Gebirgskamm überragend, Krater an Krater (Maunga Namoe, Suisinga, Lanuto'o, Singaele, Maunga taiti und Tofua). Der besterhaltene Vulkan ist der ziemlich isoliert, steil aus seinem Auswurfgebiet emporragende Tofua, dessen 650 m hoher Gipfel, von außen

einer Torte gleichend, mit schmalem Rande einen tiefen Kessel umschließt. Der Tofua scheint sich hauptsächlich nach Süden entladen zu haben, denn dort geht von seinem Kraterkegel ein Gebirgsmassiv aus, das bis an die Küste heranreicht und steil zum Meere abfällt. — Zum Westkap der Insel senkt sich das Gebiet dann allmählich und flach.

Die kleine Insel Manono ist ungefähr 1½ km vom Westkap Apolus entfernt, innerhalb des beiden gemeinsamen Korallenriffs, während die kleine Felsenfestung Apolima frei als Rest eines gesonderten Kraters aus dem brandenden Meere emporragt.

Savaii, durch eine etwa 9 km breite, tiefe Wasserstraße von Apolima entfernt, stellt ein großes Gebirgsmassiv dar, das sich von den Seiten der rhombischen Grundform mehr oder weniger rasch zu einem mächtigen Zentralgebirge erhebt, dessen höchstes Zentrum der Toiavea über 1600 m erreicht. Von der Ost- und Nordseite steigt das stellenweise ziemlich breite Küstenland erst allmählich, dann aber schnell zum Klammgebiet hinan, während die Süd- und Südwestseite überwiegend mit steilen, zum Teil senkrechten Wänden aus dem anstürmenden Meere emporragt. Das Innere der

Insel ist auf der östlichen, älteren Hälfte bergig, zerklüftet und unwegsam; es gliedert sich topographisch in drei Höhenzüge, die in der Längsrichtung der Insel verlaufen, ohne indessen überall scharf gesondert zu sein; besonders der südlichste und steilste ist von vielen Schluchten und Mulden unterbrochen. Vulkanische Grundformen sind äußerlich zwar als parasitische Krater mehrfach noch erkennbar, aber als solche schon stark vom Zahn der Zeit verändert. Der östlichste Teil des Gebirgskammes beherbergt noch einige Kraterseen in zerfallenen oder überschütteten Vulkankeffeln; am besten erhalten ist im Südosten der Mataulanu, etwa 10 Stunden von der Küste ent-

fernt. Auf der jüngeren Westhälfte sind die Ursprungskegel der Landbildungen noch besser und gut erhalten und zwar wie auf Westupolu als hohe Gipfel eines langen Höhenzuges. Auch sie sind indessen schon von krautiger Vegetation bekleidet, während die jüngsten Lavafelder im Norden und Süden noch in schwarzem, tönendem Mantel die heißen Strahlen der Tropensonne auffangen und nur in Rissen und Spalten anspruchslosen Pionieren der Vegetation Halt und Nahrung gewähren. Der westlichste Teil der Insel ist anscheinend älteren Ursprungs und ziemlich dicht bewaldet, aber besonders auf der Nordseite sehr trocken und wasserarm.

Blick auf den Vanuto'o (vom Kraterrand aus).

Durch die Steilküsten und die Unwegsamkeit des Inneren sind die Verkehrsverhältnisse auf den Inseln sehr erschwert, und auch heute noch in der Hauptsache auf das Wasser angewiesen; aber auch dort durch Risse und den Wechsel der Gezeiten, besonders bei Ebbe, oft schwierig. Nur die Eingeborenen können in ihren leichten Einbäumen mit Auslegern (Kanus) diese Hindernisse überwinden; größere Boote können innerhalb des Riffgürtels nur zur Flutzeit ohne Gefahr festzulaufen fahren. Größeren Fahrzeugen sind selbst bei Hochwasser die meisten Buchten durch Risse verschlossen; Landungsstellen für solche gibt es überhaupt nicht. Reit- und Fahrwege gibt es auf Nordupolu um Apia und längs der Küste nach Westen bis an das Ende der Insel, sowie ein Stück nach Osten. Über die Berge nach der Südküste führen nur einige wenig benützte Fußpfade in 6–8 Stunden von Küste zu Küste. Die Anlegung von Straßen ist bereits begonnen. — Eine Überquerung Savaiis dauert 2–3 Tage.

Die Wasserverhältnisse auf den Inseln sind außerordentlich verschieden und zwar abhängig in erster Reihe von der Lage zum Passat. Dieser

beherrscht naturgemäß hauptsächlich — oder man kann sogar sagen: nur — die Süd- und Südostlagen. Dort sorgt er auch in der trockenen Jahreszeit (Mai bis Oktober) andauernd für Feuchtigkeit durch die niedrig ziehenden Dunstwolken, welche er gegen die Inseln treibt und die vor allem im Kammgebiet hängen bleiben, aber selten darüber hinwegkommen und die nördlichen und nordwestlichen Gebiete erreichen. Demgemäß ist zum Beispiel die Südseite Upolus allgemein feucht und reich an Bächen beziehungsweise Flußläufen, wenn diese auch nicht immer Wasser führen. Auch die Nordseite Oupolus steht noch unter dem segensreichen Einfluß des Passats; auch dort sind trockene Zeiten selten. Von Apia ab aber nach Westen zu macht sich nicht selten Wasser-

Brücke aus Kokosstämmen.

mangel unangenehm fühlbar. Die Bäche und Flüsse versagen. Auch die großen, von den Wellblechdächern der Häuser gespeisten Cisternen versiegen dann zeitweise; besonders appetitlich ist solche Regenkonserve ohnehin nicht, wenn auch ihr Hauptwert als Duschewasser und zu Kochzwecken nicht getrübt erscheint. Als durststillendes Mittel ist dieses alte Zisternenwasser so wie so schon seiner Wärme wegen nicht sehr geeignet; ein Schuß Cognak oder Whisky macht es genießbarer. Die Wassernot ist auch für die Viehhaltung ein großer Übelstand, zumal Anlegung von Brunnen oder Bohrungen nach Wasser wenig Erfolg gewähren, da die Inseln eben wahrscheinlich nur große Trümmerhaufen ohne geologische Schichten darstellen. (Unverbrannter, kristallinischer Basalt ist bisher nur an einigen Orten, aber auch dort nur als Trümmergestein, ohne geologischen Zusammenhang gefunden worden.) Das hat die D. S. P. G. (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg), deren lange Firma die Abkürzung notwendig macht, schon bitter empfunden. Inwieweit obige Ansicht zutrifft, ist bisher noch nicht

erwiesen, um so wichtiger und interessanter, auch in wissenschaftlicher Beziehung, würden Bohrungen oder auch Nachgrabungen sein. In Niveauhöhe des Meeres wird man natürlich immer auf Wasser stoßen, das vielleicht (stellenweise vielfach) allerdings nicht frei von Salzgeschmack infolge direkter oder indirekter Beeinflussung durch das Meerwasser ist.

Auf Savaii ist es in dieser Beziehung besonders schlimm bestellt; denn in dem Trümmerreich und dem zerklüfteten Gebiet des Inneren gibt es wohl einige Kraterseen, aber fast überhaupt keine Wasserläufe. Wohl werden die tiefen Schluchten von anhaltendem, heftigem Regen manchmal zu Bächen und Flußläufen; aber im allgemeinen saugt die lockere Oberfläche die Niederschläge gierig auf, um sie entweder senkrecht hinabstürzen zu lassen oder in Schlackengängen dem Meere zuzuführen. Auch auf den anderen Inseln fehlt es nicht an solchen beim vulkanischen Aufbau entstandenen Höhlengängen, die vielfach Hunderte von Metern weit verlaufen und in trockenen Zeiten trockenen Fußes mit Jackellicht verfolgt werden können, wobei allerdings die an ihren Decken zu Hunderten hängenden Fledermäuse in ihrem Tageschlummer gestört werden.

Im Küstengebiet Savaiis gibt es einige wenige Quellgebiete und ziemlich andauernd laufende Flüsschen; die Eingeborenen sind aber überwiegend auf Sickerwasser angewiesen, das sie in Löchern oberhalb des Meeresspiegels oder im Küstenlande auffangen — teils zu Bade-, teils zu Haushaltungszwecken. Gegen den Durst bedienen sie sich am liebsten der stets frischen und wohl-schmeckenden *Kofo* s n u m i l c h, das ist allerdings insofern ein Luxus, als jede Maß mit ihrem Kernmantel einen Wert von etwa 2 Pfennig repräsentiert; dafür wird nach dem Saft auch das sonst die Handelskopra liefernde reiche Endosperm als Vesterbissen genossen oder zu Speisen verwendet.

Wasserfälle, die dem landschaftlichen Bilde und der internen Schönheit Upolus einen besonderen Reiz verleihen, fehlen demgemäß auf Savaii eigentlich ganz. Auf Upolu sieht man solche von dem Kammergebiet als glitzernde Silberstreifen durch das Waldkleid herablaufen, und einem Flußlauf aufwärts folgend, wird man oft durch solche überrascht und im Vordringen gehindert. Über Steine plätschernd oder Hunderte von Fuß herabbrausend, gebieten sie selbst dem Emporschwellen der Ale Halt.

In Apia macht sich der Wassermangel oft recht unangenehm fühlbar; denn während die Südküste der Insel, die Südseite besonders, wie schon gesagt, dem Passat fast andauernde Speisung mit frischem Wasser verdankt, tritt hier im Gebiet des Apiastraters (Vaiaberg) zeitweise Wassernot ein, die dann von „Wasserhändlern“ ausgenützt wird und auch dem Sodawasserfabrikanten goldene Früchte trägt; erstere holen das begehrte Naß dann aus den schwachrieselnden Flußläufen der Umgegend.

Eine „Wasserfabrik“ aus Meerwasser verbun-

den mit Eisfabrikation, wie sie in dem heißen, dürren und staubigen Aden und anderen süßwasserarmen Küstenorten bereits ähnlichen Umständen abhilft, fehlt in der einstigen Königsresidenz Apia noch. Eine Eisfabrik soll indessen schon jetzt einem „langempfundenen Bedürfnis“ abhelfen. Sie wird, obgleich die Zahl ihrer Abnehmer zunächst kaum nach Hunderten zählen dürfte, doch hinreichend Nachfrage und Absatz finden, wenn auch ihr Einfluß auf die Gesundheit der Konsumenten, besonders bei Genuß flüssiger Stoffe, nicht immer den Regeln der Diät und Dienlichkeit entsprechen wird. Doch danach fragt leider der „Tropenuropäer“ noch weniger als der „gewöhnliche“; das ist ein verzeihlicher Fehler; denn lauwarmes Bier und noch mehr warmer Wein schmeckt wirklich nicht so gut, wie ein kühler Schoppen. Das hat aber bisher auf den Konsum keinen deutlichen Einfluß ausgeübt, denn trotzdem die Flasche Bier (allerdings 0,8 Liter) in der Kneipe mindestens 1,50 Mark kostet, werden in Apia und den wenigen Stationen außerhalb doch nach Maßgabe der Einfuhrstatistik jährlich etwa 75 000 Flaschen (Pilsener, Pilsenerburger etc.) Bier getrunken; der Löwenanteil kam natürlich auf die Deutschen, während der Verbrauch an „scharferen Sachen“ (Whisky und Gin ca. 13 000 Liter) mehr auf Konto der englisch-amerikanischen Vertreter kommt, die weiter unten als „Beachcomber“ erwähnt sind.

Die Zahl der weißen Bewohner und Ansiedler auf Samoa beträgt etwa 400. Davon kommen über 300 auf Apia; über die Hälfte sind deutscher Nationalität oder deutscher Abstammung; und das relative Übergewicht wird sich bald noch erheblich unter der deutschen Hoheit steigern, zumal der Zuzug ansiedlungslustiger Deutscher stetig wächst.

Die Zahl der selbständigen Pflanze, Kaufleute und Gewerbetreibenden in Apia beträgt etwa 80, dazu tritt der große Verwaltungsstab der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg“, wegen ihres anspruchsvollen Titels allgemein einfach die „Firma“ genannt. Die meisten dieser Gewerbetreibenden wohnen mitten in Apia, d. h. an der langen

Straße, welche sich vom Ost- zum Westkap des Hafens halbkreisförmig am Strande lang streckt.

Apia, die Residenz Deutsch-Samoa's, ist dementsprechend sehr ausgedehnt, man geht von einem Ende (Matautu) bis zum westlichsten Punkte der Landzunge Mulinu'u fast eine Stunde. Die meist sehr einfachen, zum Teil unschönen Holzhäuser liegen überwiegend jenseits d. h. landeinwärts an der Straße, nur wenige sind zweistöckig, einige haben Vorgärtchen. Hinter Apia hat ein Villenviertel Motootua bessere Häuser in schattigen Anlagen; es reicht stellenweise bis an den Fuß des Apiaberges, an dessen östlichem Abhange das einstige Heim des verstorbenen Schriftstellers R. L. Stevenson liegt, die jetzige wesentlich ausgebauten Besitzung des Herrn Kunst, eines Freundes und Gönners der jungen Kolonie in herrlicher Lage, die als gastliche Stätte gerühmt wird.

Ananaspflanzung und Brotbäume bei der Melestation (Upolu).

Apia besitzt fünf Kirchen und ebensoviel Gasthäuser, darunter drei Hotels; es ist natürlich auch Sitz des Gouverneurs und der deutschen Verwaltung, sowie der Missionen, hat ein Postamt, zwei Schulen, ein katholisches Mädchenpensionat etc. Die Apianer leben im allgemeinen ziemlich gesellig, teils daheim, teils zum Besten der Aneipen, deren Erntezeit indessen mit der Sturm- und Drangperiode erloschen ist, seitdem sie nicht mehr als dankbare Abnehmer der Ersparnisse mehrerer Kriegsschiffe wirken können.

Eines besonderen Interesses auch in der Residenz erfreuen sich die deutschen Pflanzungen, wo auch die samoanische Gastfreundschaft gewissermaßen eine Pflanzstätte gefunden hat. Dadurch werden die Stats der Verwalter der „Firma“ nicht unerheblich belastet, während andererseits die Pflanzler keine Zeit haben, wenn sie einmal nach Apia kommen, diese aktive Gastfreundschaft zu erwidern — das würde zu weit führen. In der Umgebung Apia's befinden sich mehrere kleinere Kulturen, zum Teil als Nebenbetriebe der Besitzer; von Bedeutung ist bisher erst eine Privatpflanzung, nämlich die eines Herrn Hugo Schmidt, der in anerkannter Unternehmungslust, mit viel gerühmtem Fleiß und Geschick auch anscheinend erfolgreich, unterstützt von einer ausgezeichneten und allgemein geschätzten deutschen Hausfrau, einige hundert Morgen guten Landes urbar gemacht und hauptsächlich mit Kakao bepflanzt hat und nun bald, nach fünfjährigem, unermüdlichem Fleiß, die Früchte der Arbeit zu ernten beginnen kann.

Die nächsten großen Pflanzungen der Firma: Bailele und Baitele liegen etwa 5 km östlich, sowie 4 und 35 km westlich von Apia; sie sind, abgesehen von einigen Fehlern in der Wahl des Terrains, musterhafte Kulturen, das gilt um so mehr, als ihre Verwalter eigentlich Autodidakten in ihrem Berufe sind und ihre Erfahrungen selbst nur auf Samoa sammeln konnten; auf Ceylon oder Java hätten sie das leichter gehabt und sich, respektive der Firma, manche Ausgabe und Zeit ersparen können. Das gilt besonders für den langjährigen spiritus rector der Samoa-Kulturen, den ausgezeichneten deutschen, stets unermüdlichen Verwalter Hufnagel, der neben seinen anstrengenden alltäglichen Arbeiten und Pflichten immer noch Zeit und Geduld für Versuche und Experimente übrig hatte, um daraus praktische Schlüsse und Vorteile für seine Aufgabe zu gewinnen. Sein gastfreies Haus stand trotzdem jedem Besucher Samoas stets offen und sein guter Rat hat nicht nur Pflanzern, sondern auch allen, die ihn suchten und suchen, nie ver sagt, während der Vielbegehrte nach des Tages Last und Hitze die Abende benutzt, um sich selbst in Büchern und Schriften neues Wissen zu suchen oder die vielen Wünsche und bureaukratischen Anfragen, die dienstlich an ihn gerichtet werden, schriftlich zu erledigen — das ist nicht immer einfach.

Die dritte und größte Pflanzung der D. S. P. G., Mulifanua, respektive „Le utu sao vaa“, liegt am Westende Upolus etwa 35 km von Apia entfernt und besteht aus drei Stationen, deren Aufseher dem geistreichen und umsichtigen Verwalter Krüger zu Mulifanua unterstellt sind. Alle drei Pflanzungen zusammen umfassen etwa 3140 ha Kulturen, überwiegend herrliche Bestände Kokospalmen in Reih und Glied; jede Pflanzung hat mehrere Kopradarren, in denen das aus den mit der Art gespaltenen Nüssen geschnittene Endosperm auf Rosten getrocknet wird. Neuerdings verlegt sich die Firma mehr auf den modernen und für Samoa anscheinend ganz besonders geeigneten Kakaoanbau, wofür eine neue Pflanzung westlich von Baitele angelegt werden sollte. Statt dessen hat man sich jedoch zunächst damit begnügt, Kakao in Palmenkulturen zu pflanzen — hoffentlich mit Erfolg! — Man nimmt an, daß die Glanzzeit der Kopra vorüber ist, weil die Preise und anscheinend auch der Konsum zurückgehen, während die Produktionskosten eher infolge Erschwerung der Arbeiterverhältnisse steigen. Sicher ist jedenfalls, daß das Angebot gewachsen ist und noch wachsen wird, bis sämtliche in der guten Zeit angelegten Pflanzungen in der Südsee und an den afrikanischen Küsten die Produktionshöhe erreicht haben, dann dürfte eine Besserung zu Gunsten der Kokoskulturen eintreten. Mit dem Kakao wird man um so sicherer die gleichen Beobachtungen machen können, da das Produktionsoptimum hier schneller erreicht wird, zumal man sich allerorts dafür interessiert und mit Neukulturen ins Zeug geht. Das ist eben genau so wie bei Berufswahl; wenn da irgendwo eine Überfüllung eingetreten ist und absehbar, dann folgt nach einer entsprechenden Periode große Ebbe u. s. w. Einige tausend Hektar Neukulturen Kakao werden wahrscheinlich ausreichen, um in 5–6 Jahren die Kakaopreise herabzudrücken und die Anlagen zu entwerten. Damit muß die Kolonialwirtschaft heizzeiten rechnen, um Enttäuschungen zu vermeiden. Nach den neuesten Erfahrungen übertrifft die Ertragsfähigkeit der Kakaoabäumchen auf dem fruchtbaren Boden Samoas alle Erwartungen und bisher bekannten Erträge, so daß die dortigen Kulturen — bei anhaltender Preislage —

kolossalen Gewinn verheißen — vorausgesetzt, daß jene Erfahrungen richtig sind! Neuerdings hat auch die besonders auf Französisch-Polynesien (Tahiti-Paumotu) schon sehr erfolgreich betriebene Vanillekultur auf Samoa, wo Kapitän Hufnagel sie bereits vor Jahren empfohlen hat, Eingang gefunden und sich bewährt. Auch Kaffee ist, nachdem der Schreck der „Firma“ über die ersten Mißerfolge durch Hemilegninfection überwunden ist, wieder in das Pflanzungsprogramm aufgenommen worden. Von der einst recht einträglichen Baumwolle ist das weniger zu erwarten. Dafür gibt es noch eine ganze Reihe anderer tropischer Kulturen, die für Samoa bedeutungsvoll sein dürften, wenn sie richtig und zu rechter Zeit angefangen werden. Dabei wäre eine Versuchsstation von unschätzbarem Werte, nicht nur für Samoa.

Spalten und Ausschneiden der Kopra der Kokosnüsse.

Die D. H. P. G. befindet sich auf Samoa gegenüber allen anderen Unternehmungen in der günstigen Lage, bereits große Ländereien zu besitzen und im anerkannten Vorrecht selbständiger Arbeiteranwerbung auch auf dem Bismarckarchipel, während im übrigen Landerwerb von Eingeborenen bis auf weiteres verboten ist und Arbeiter für andere bisher nicht zu haben waren. Die Firma beschäftigt gegenwärtig rund 800 schwarze (melanesische) Arbeiter, deren Kosten etwa 2500 Mark jährlich betragen. In den Pflanzungen dienen etwa 1000 Stück Rindvieh als Unkrautjäter, da sie auch das einst sehr gefürchtete „noli me tangere“ (*Mimosa pudica*) in Schranken halten. Jedenfalls sind, abgesehen von der Arbeiterfrage, die Aussichten für tüchtige Kolonisten auf Samoa so günstig wie nur möglich und nach Ansicht verschiedener Kenner der Verhältnisse würde ein Kapital von 10 000 Mark ausreichen, um eine Familie auf 15 ha Land nach 5—6 Jahren gut zu ernähren. Solche Zahlen und Verheißungen werden leicht zu optimistisch beurteilt, sie sind natürlich immer vorsichtig zu beurteilen und von sehr relativer Bedeutung,

je nach Person und Verhältnissen, wobei besonders die Lagefrage (Lage, Art und Preis) eine sehr gewichtige Rolle spielt. Gerade für den Landerwerb ist daher allergrößte Vorsicht geboten. Die Lage spielt dabei, wie bisher meist erst aus üblen Erfahrungen erkannt ist, leicht eine verhängnisvolle Rolle. Das gilt noch mehr als für Upolu für Savaii, wo bisher noch ersprießliche Kulturen fehlen, da die größte Insel noch wenig dem Verkehr geöffnet ist.

Außer den Ansiedlern und Bewohnern Apias und den Angestellten der D. S. P. G. gibt es noch Weiße in mehreren Orten, aber in relativ geringer Zahl; die meisten stehen zu der „Firma“ in gewissem Abhängigkeitsverhältnis als Händler oder Agenten; die „Firma“ besitzt auf allen deutschen Inseln auch mehrere eigene Handelsstationen, deren Inhaber meist auf eigene Rechnung Kopra einkaufen, oder lieber gegen Waren vorteilhaft eintauschen. Die meisten dieser Agenten oder selbstständig operierender Händler gehören den bedenklichen Klassen der Beachcomber (Küstenlagerer), Abenteuerer und Kolonialen aus den australisch-neuseeländischen Kolonien an; sie sind nicht gerade als Zierde der englischen Nation zu betrachten und auch von unserer Kolonialverwaltung wie überhaupt mit Vorsicht zu genießen. Manch einer dieser Händler, Agenten oder Einsiedler — in Bezug auf seine Stellung unter den Fremden — hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, deren Details nicht immer frei von dunklen Punkten und blutigen Flecken sein dürfte. Im allgemeinen hat aber das milde Klima und die natürliche Harmlosigkeit der samoanischen Lebensverhältnisse auch ihre Schrecken gemildert, so daß sie meist selbst mehr oder weniger harmlos und ungefährlich geworden sind, wenn nicht der Teufel aus der Flasche in sie überspringt und von neuem ihre alte Wildheit entfesselt.

In der Geschichte der Südsee spielen diese verwegenen und verkommenen Wesen, deren Ausgangspunkt in erster Reihe die einstige Deportationskolonie Neu-Südwaies und das französische Strafgebiet Neu-Kaledonien war beziehungsweise ist, eine große und schlimme Rolle. Neben den Walfischfängern, die schon in vorgeschichtlicher Zeit die Wale des Stillen Ozeans stark reduziert und aus dem mittleren Gebiet fast verdrängt und ausgerottet haben, haben diese Vertreter der kaukasischen Rasse die ersten Entdeckungsreisen nach vielen Inseln gemacht und als Flüchtlinge oder Schiffbrüchige den Eingeborenen den ersten Vorgesmack der kommenden Zivilisation geboten, weder zum Vorteil der „Wilden“, noch ihrer selbst, am allerwenigsten ihrer besseren Nachfolger.

Auch die Geschichte Samoas erzählt davon. Denn schon die ersten Missionare der „London Missionary Society“, die 1830 von Tahiti aus ihre Tätigkeit auf Samoa begann und die ihr folgenden wesleyanisch-methodistischen Missionare fanden solche „Apostel des Christentums“ vor. Tatsächlich haben dort, nach den Erzählungen jener Missionare, derartige Abenteuerer sich auf Upolu mit Hilfe religiöser Schwindeleien als „Missionare“ bei den Samoanern eingeführt und durch allerhand geschickt konstruierte Irrlehren und abergläubische Mittel Ansehen und Einfluß geschaffen, so daß die echten Apostel des Christentums zwar schon ein bearbeitetes Feld vorfanden, aber nur mit Unkraut bestellt, das sie nun erst mühsam und vorsichtig erstickern mußten, um für edlere Saat Boden zu gewinnen. Auch diese war, wie wir später sehen werden, nicht immer so wie sie sein sollte, mindestens in Bezug auf die Früchte.

Als die ersten Missionsboten nach Samoa kamen, war eben ein Lichtstrahl in das politische Leben der Samoaner gefallen; denn ein gewalttätiger

Wüstling, Tamafaiinga, war Anfang des Jahres das Opfer seiner Schreckensherrschaft und seiner geknechteten Untertanen geworden. Das Volk war wieder einmal frei, aber auch führerlos und demgemäß bald wieder in neue politische Streitigkeiten verwickelt. Dabei hat leider auch die Mission eine sehr bedeutende Rolle gespielt.

Die ersten Begriffe, welche den harmlos naiven Menschenkindern durch die vorher erwähnten falschen Propheten vom Christentum imputiert wurden, waren schon schlimm. Als dann aber 1830 John William, der ausgezeichnete Südseeapostel der Londoner Missionsgesellschaft (London Missionary Society), das Bekehrungswerk auf den Inseln begann und 1835 die Sendboten der wesleyanischen Methodisten folgten, da mischte sich in die Arbeit christlicher Nächstenliebe sofort Zwist und Neid, der zunächst durch Streitigkeiten um die Priorität zum Ausdruck kam, indem die Wesleyaner behaupteten, bereits vor John William die Christianisierung der Samoaner begonnen zu haben. Diese Frage ist nie entschieden worden, wohl aber führten die Unterhandlungen zwischen den Leitern der beiden Missionshäuser zum Siege der Londoner Mission, die eine Abberufung der Methodistenmissionare durch andere Zugeständnisse durchsetzte — aber ohne großen Erfolg; denn die Samoaner selbst hielten zum Teil bereits fest an der Methodistenlehre, wenn auch dabei lediglich

persönlicher Einfluß maßgebend war; denn die feinen Unterschiede der Lehren waren für sie nicht entscheidend. Jedenfalls blieb eine Rivalität bestehen, und das Christentum wirkte als relativer Begriff zwiespältig auf die vertrauensseligen Naturkinder. Das wurde natürlich noch schlimmer, als 1839 auch noch die französisch-katholischen Maristen (Société de la Marie) von Wallis aus auf Savaii landeten und als gemeinsame Gegner der englischen Widerfacher die kindlichen Seelen zu erobern begannen. Kein Wunder, daß die Mission auf Samoa zum verwirrenden Zankapfel wurde und mehr und mehr auf ein geschäftlich politisches Niveau herabsank. Die äußerliche Bekehrung der Samoaner ging erstaunlich schnell vor sich; aber Christen im wahren Sinne konnten die Menschen natürlich nicht werden, da sie ja nicht wußten, wie das richtige Christentum in seinem selbstlosen edlen Wesen eigentlich schön und rein sein soll. Wohl kamen tüchtige, ehrliche Missionare zu ihnen; aber wer bewies ihre Lauterkeit gegenüber den Agitationen im anderen Lager? Allein

Verkaufsladen (store).

maßgebend blieb stets der Einfluß der Person auf der Basis guter Vertrautheit mit Sprache, Sitten, Empfinden und Traditionen der Eingeborenen. Diesen kann man es jedenfalls nicht verdenken, daß sie bis heute noch, trotzdem sie lange, zum Teil doppelt und dreifach in den Missionslisten als Anhänger und Christen geführt werden, an unchristlichen, oder doch von den Missionaren verbannten Bräuchen und Anschauungen festhalten. Der deutlichste Protest gegen die Lehren der englischen Missionare ist, wie wir später noch sehen werden, die Tätowierung, Beschneidung, Feier der Geschlechtsreise zc. zc.; Taufe und Kirchenbesuch in vorgeschriebenem Festkleid und stimmungsvolle Abendandachten können diese vorchristlichen Gewohnheiten nicht verdrängen.

Wenn man ferner berücksichtigt, daß auch Mormonen, Irvingianer und Vertreter der fanatischen Sekte „seventh day adventists“ an der Bekehrung dieser kaum 36 000 Seelen mitgearbeitet haben, daß Chinesen und unbekehrte Heiden als Pflanzungsarbeiter dem Gesamtbilde beigemischt sind, so müßte man sich wohl am ehesten darüber wundern, daß die Samoaner nicht schon mehr verdorben sind.

Außer der ehrlichen Überzeugungstreue einiger Missionare verdienen die sichtbaren Gesamtleistungen und die Organisation der Londoner Mission Bewunderung in materieller Beziehung. Es ist ihr nicht nur gelungen, Samoa zu einer Zentrale für die Südsee zu machen, ihre vorbildliche Preßtätigkeit in der großen Missionsstation zu Malua in bedeutendem Umfange zu entfalten, Tausende von Druckbogen, Übersetzungen und Büchern dort zu schaffen, sondern auch zum allgemeinen Besten der Gesellschaft den Samoanern erstaunliche Summen zu entlocken durch geschickte Veranstaltungen, Steuersysteme und Appell an den Ehrgeiz der stolzen, eiteln Naturkinder. Mit diesen Einnahmen sind nicht nur stattliche Kirchen in Apia, hübsche, massive Wohnhäuser für die Missionare und für 85 000 Mark eine imposante Festhalle zu Malua errichtet, der große Missionsdampfer der Gesellschaft bezahlt, die Missionare gut bezoldet und alle sonstigen Ausgaben auf Samoa bestritten, sondern alljährlich noch hübsche Überschüsse an die Zentrale abgeführt worden. Gar mancher Schilling und Dollar mag auch zur Unterstützung der politischen Agitation beigetragen haben. Nach den letzten Missionsberichten für 1899 zählte die London Missionary Society auf Deutsch-Samoa 7 Stationen mit einem oder mehreren Reverends, 150 ordinierten, 190 nicht ordinierten Gehilfen (teachers), 6187 Schüler in 163 Dorfschulen, 6 Stationschulen und 3 Seminaren und 163 sogenannte Kirchen für 22 987 getaufte Anhänger. Die Wesleyaner haben 2 Stationen (Vusilusi und Satupaitea) mit 46 sogenannten Kirchen und 19 als Kirchen benützten Samoahäusern, 62 Schulen, 106 Gehilfen (teachers) für 1482 Schüler und 6307 getaufte Anhänger. Die Maristen haben auf Samoa 1 Bischof, 22 Patres, 2 eingeborene Priester, 8 Brüder, 93 Katecheten, 12 europäische, 19 einheimische Schwestern, 91 Kirchen, 93 Schulen, 3 höhere Schulen und 6582 getaufte Anhänger. Die Mormonen endlich rühmen sich, seit 1888 14 Stationen mit 240 Schülern und 1017 Anhängern erlangt zu haben. — Zusammen werden von diesen Gesellschaften somit 36 888 Anhänger gezählt, also, da nur die Angaben der Maristen für den amerikanischen Anteil mitgelten, wo diese höchstens 500 Anhänger haben dürften, 3—4000 mehr als Samoaner überhaupt zur Verfügung stehen, somit sind auch 1899 einige tausend doppelt und dreifach bekehrt gewesen!

Zu früheren Jahrhunderten hatte die Kriegslust und Freude an großen Reisen, die in kleinen und größeren Einbaumtanns mit Auslegern oder stattlichen Doppeltannus zu Flotten vereint unternommen wurden, die Samoaner mehrfach in Berührung mit anderen Inselgruppen gebracht. Von erfolgreichen Siegeszügen derselben ist der Überlieferung nichts bekannt, wohl aber sprechen deutliche Beweise und auch die Samoafrage dafür, daß Eingeborene der Biti- und Tongainfeln dem Samoaarchipel Besuche abgestattet und sich auf ihm zeitweise festgesetzt haben. Von den Invasionen der Bitiinsulaner fehlen nähere

Angaben. Dagegen steht die Samoaüberlieferung ziemlich stark unter dem Einfluß der Tonganer. Diese haben, vor Jahrhunderten, die stammverwandten Samoaner mit kriegsmächtigen Flotten aufgesucht und besiegt, so daß der Tongatönig Talaaifeiti anscheinend längere Zeit über Upolu und Savaii geherrscht hat und die Samoaner ihm Dienste leisten mußten. Davon sprechen noch deutlich gewaltige wallartige Steinhäufen und lange Steinwege, Tonganerwälle und Tonganerwege genannt, welche die Besiegten als Zeichen der Fremdherrschaft errichteten und anlegen mußten. Schließlich aber rafften sich die Samoaner

Hauptstraße von Apia.

doch unter der Führung zweier wackerer Jünglinge auf; und sie trieben nach blutigen Kämpfen die Tonganer teils auf das Meer zur Flucht nach ihrer Heimat, teils in die Berge Otfavaiis, wo der Rest sich aus Mangel an Wasser und Nahrung schließlich ergab und zu schweren Demütigungen bereittfinden mußte. Die schlimmste dieser Buße

bestand im Kaufen von furchtbar äsenden frischen Tarowurzeln — wie bei den Römern das Joch ein entehrendes Zeichen der Unterwerfung bezw. Knechtschaft. Nachkommen jener samoanischen Gesichtsperioden fremder Einflüsse sind auch jetzt noch an Gesichtsform und Ausdruck in manchen Orten zu erkennen.

Mit dieser kriegerischen Epoche scheinen äußere Feindseligkeit und Berührungen mit anderen Stämmen ihr Ende erreicht zu haben. Um so üppiger entfalteten sich politische Streitigkeiten unter den Samoanern selbst.

Die sozialen Institutionen und das leicht erregbare Temperament der an sich harmlosen und fröhlichen Menschenkinder bedingten im kleinen, wie im großen immer neue Kollisionen und Streitfragen. Das tritt schon in der gelegentlich der Schöpfungsgeschichte angedeuteten, gesellschaftlichen Unterscheidung von Vornehmen und Gemeinen überzeugend zu Tage. Kriegerische Wirkungen dieser beiden Gegensätze sind interessanterweise nicht vorgekommen; das Volk hat dem Adel nie den Vorrang und die Vorrechte streitig

gemacht, sondern diese als eine natürliche Notwendigkeit anerkannt; aber unter den oberen 10 000 (so groß wird vielleicht die Zahl der Aristokraten tatsächlich etwa sein), wo Stellung, Würden und Ehren eine große Rolle spielten, da herrschten auch Neid, Ehrsucht mit Streben nach Rechten und Titeln, wie im schönsten Kulturstaat und in der kleinsten Kommune.

Am meisten begehrt war dementsprechend natürlich die höchste Würde des Herrschers oder tupus über alle Samoaner. Sie ganz zu erringen war nur wenigen Glücklichen beschieden. Die Samoageschichte kennt außer dem gefürchteten Tamafalinga nur zwei. Dem, der es hätte werden können, Mataafa, der jetzige „alii sili“ Deutsch-Samoas, blieb dieser Ruhm versagt.

Bei allen inneren Intrigen, Unruhen und Kämpfen spielten drei politische Körperschaften — tumua (taimua), puletua, fairule — und die von ihnen verliehenen Titel die Hauptrolle. In früheren Zeiten scheint die östliche Insel Tui, in Bezug auf die politische Zugehörigkeit von Otu und Olofinga zusammen Manua genannt, der Sitz der höchsten Rechte und Häuptlinge gewesen zu sein. Später trat Upolu mit der „Königinsel“ Manono in den Vordergrund. Alle sozialen Streitfragen drehten sich um die Vorherrschaft mehrerer Sippen oder Adelsgeschlechter, die sich auf ihren Stammbaum, die Abstammung ihrer Urahnen und verwandtschaftliche Werte stützten; mehrere Sippen leiteten ihren Stamm direkt von Tangaloa oder anderen göttlichen Wesen ab. Die ersten Geschlechter verteilten sich auf mehrere Bezirke, deren auf Upolu und Savaii zehn bestanden und noch bestehen. Für die Geschichte waren die Bezirke auf Upolu mit Manono im verflochtenen Jahrhundert maßgebend; denn während Manua sich immer mehr isolierte und Tutuila ebenfalls in den Streitfragen zurücktrat oder doch wenigstens keine geschlossene Stellung einnahm, traten die Savaiisippen in eine gewisse Abhängigkeit von den Upolusbezirken. Auch innerhalb deren politischen Grenzen war keineswegs jemals volle Harmonie; auch sie griffen durch verwandtschaftliche Fäden ineinander über. Am meisten einheitlich organisiert waren

der Ostbezirk Atua und das westliche Drittel Mana, deren höchste Repräsentanten Tuiatua bzw. Tuiaana auch den festesten Anhang und als Oberherrscher oder Tupu die meisten Chancen hatten, da in ihrem Einfluszbereich die bedeutendsten Titel und Würden ruhten, welche von den höchsten Körperschaften der Tumua mit dem Sitz in Fufilusi (Atua) und Ventumoenaga (Mana) und bedingungsweise Afenga (Tuamafanga = Mittelpolu) für Upolu, Manono und einen Teil Savaiis verliehen wurden. Ein Häuptling, der ganz über Upolu, Manono und Savaii anerkannt sein wollte, mußte fünf Würden und Namen haben. Vordringung waren die Titel Tuiaana und Tuiatua, dann folgte Tuisamau (Afonga und Tuamafanga) mit dem Malietoaatitel, und schließlich verlieh Manono mit Savaii die Würden Gatoaitete und Tamafaalii. Eine solche Einigkeit des ganzen Gebietes hat in den letzten hundert Jahren durch freiwillige Konzession nur Mataafa Ende 1898 erzielt. Der eigentlich von Tuamafanga ausgehende Malietoaatitel wurde später mit der Tupuwürde identifiziert; und die neuere Samoageschichte hat allmählich den Begriff König samoanisch in Malietoa übersetzt, das ist nicht richtig und widerspricht vor allem den Prärogativen von Atua und Mana (Manono und Savaii lehnten sich überwiegend, allerdings auch nicht immer, an Malietoa an, d. h. sie standen den Tuamafangasippen am nächsten).

Durch Verschwägerung und Adoption traten unter den politischen Beziehungen und Familiengruppierungen vielfach Verschiebungen und Komplikationen ein, die selbst den eingeseifchten Kennern der genealogischen Potenzen nicht immer ganz klar waren, von Fremden überhaupt kaum verstanden werden können, da es in allen Fällen eine derartige Menge von Variationen und Kombinationen gibt, daß die Resultate derselben nur noch gewissermaßen mikroskopisch durch instinktives Empfinden wahrzunehmen und zu unterscheiden sind. Es war deshalb soziologisch ein Unding, wenn Fremde sich an der Lösung der Königsfrage beteiligen wollten; zur allgemeinen Zufriedenheit konnten sie sie nie lösen; ebenso wenig, wie zum Beispiel in den offiziellen Berichten die maßgebenden Körperschaften: Tupua, Puletua, Tumua, Taimua, Faipule zc. von den Vertretern der Mächte während der samoanischen „Vertragszeit“ richtig gewürdigt oder überhaupt als berechnigte Vertreter ganz Samoas und seiner autonomen Bedeutung benutzt werden konnten. Doch das sind natürlich Fragen, auf welche die Diplomatie in solchen komplizierten Fällen nicht immer Rücksicht nehmen kann, wenn schon auch, wie das von deutscher Seite

auf Samoa in anerkanntester Weise geschehen ist, möglichst gerecht damit gerechnet werden soll.

Die moderne Samoagegeschichte, d. h. der Einfluß fremder Politik, bildete sich aus oder mit den internen Verhältnissen zu dem wunderlichen, verhängnisvollen Chaos heraus, unter dem die herrlichen Inseln und die deutschen Interessen jahrzehntelang so schwer zu leiden hatten, das aber auch in der Kulturgeschichte durch die Bedeutung, welche das kleine, fernste Inselgebiet in den Beziehungen dreier Großmächte und im öffentlichen Interesse errang, einzig dasteht.

Es würde zu weit führen, die interessanten und lehrreichen Einzelheiten dieser Sturm- und Drangperiode ausführlich zu schildern*); wir können uns hier mit einem kurzen Rückblick begnügen:

1857 entdeckte das schon anfangs erwähnte geniale Hamburger Handelshaus „J. C. Godeffroy & Sohn“ von Valparaiso aus das erste Handelsschiff nach den noch unerforschten Gestaden der Südsee, und bald begann von Samoa aus, dessen zentrale Lage und freundliche Bewohner die Firma veranlaßte, Apia zum Stützpunkt weiterer Unternehmungen zu machen, sich ein weites stets wachsendes Netz von Stationen über den Großen Ozean zu breiten. In friedlichem Austausch und zielbewußter Kolonisationsarbeit führten die Kapitäne des auch um die wissenschaftliche Erforschung der Südsee hochverdienten Handelshauses auf zahlreichen Schiffen die einst weltberühmte Handelsflagge von Insel zu Insel, an Gestaden landend, wo noch kein Europäer Fuß gefaßt hatte. Seine wissenschaftlichen Pioniere, Forscher und Sammler trugen wertvolle Schätze zusammen, die im Museum Godeffroy zu Hamburg aufgespeichert wurden und der geographischen, ethnologischen, anthropologischen und naturwissenschaftlichen Forschung eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Ziele eröffneten. Der Ruhm und die Alleenherrschaft eines deutschen Handelshauses, dessen Initialen J.C.G.S. von den Schiffen mnemo-

technisch als „Jesus Christus Gottes Sohn“ paraphrasiert wurden, lockten bald auch andere Händler besonders aus den englischen Kolonien nach jenen so erprießlichen Gebieten, und bald beeinträchtigten neidische Widerwader und Konkurrenten die friedliche Kolonisationsarbeit der Deutschen.

Da erfahrungsgemäß jeder Engländer im Auslande des Schutzes seiner Regierung in allen nationalen oder kolonialisatorischen Fragen sicher ist, begannen auch auf Samoa bald politische Motive in den Vordergrund zu treten und Reibereien mit den Deutschen zu zeitigen. Die englischen Händler und Spekulant, deren Qualität wir bereits kennen gelernt haben, konnten außerdem ungeachtet ihrer sittlich-religiösen Qualität und Absichten mit der Sympathie der einflußreichen englischen Mission rechnen und somit auch politisch bei den Samoanern auf Einfluß zählen. Anderseits standen die Samoaner stets und trotz aller schlimmen Erfahrungen in schweren Zeiten mit ihrer Sympathie auf Seiten der Deutschen, deren ernste Kolonisationsarbeit ihnen im Vergleich mit den englisch redenden zweifelhaften Repräsentanten und politischen Agitatoren entschieden imponierte, zum Teil sogar mehr als die Mission selbst.

Zunächst begannen die Gegner der Deutschen, angespornt durch Expansionsgelüste Englands und speziell seiner australisch-neuseeländischen Kolonien, die Parteigegensätze unter den Eingeborenen zu schüren und auszunutzen. Kriegsschiffe erschienen, um Verträge mit dem damaligen König Malietoa Talavou oder seinen Gegnern abzuschließen; dazwischen kamen Kämpfe und Verschiebungen des Übergewichts der Parteien, Proteste und Beschwerden der Konsuln und Kommandanten gegeneinander. Auch Amerika nahm „rühmlichen“ Anteil an den Machinationen und stellte sogar die schlimmsten Agitatoren, deren aller schlimmster ein „Oberst“ Steinberger 1872 sich sogar zum „Premierminister“ Malietoas aufschwang und als dieser auf drohendes Verlangen der Engländer seinen Schützling desavouierte, den großen Einfluß, den er auf die Samoaner erlangt hatte, dazu benützte, um den König zu stürzen und sogar gegen ein englisches Kriegsschiff Front zu machen, dessen Landungskorps am 13. Februar 1876 in einem Gefechte mehrere Mann verlor. Der deutsche Konsul Weller, Direktor Godeffroys, und die deutschen Kommandanten befanden sich all diesen Hezereien und Annexionsbestrebungen gegenüber in einer beklagenswerten Lage; denn hinter ihnen stand keine kolonialfreundliche Regie-

*) Dargestellt vom Verf. in „Samoa“, Verlag von Wilh. Süsserott, Berlin 1902.

rung, oder richtiger: daheim fehlten Interesse und Verständnis für nationale Fragen und Aufgaben jenseits der Reichsgrenzen; jene konnten somit nur nach Kräften die Pläne ihrer Gegner zu vereiteln suchen und zu diesem Zweck ebenfalls Verträge abschließen, die sich im allgemeinen auch bewährt haben, während alle anglo-amerikanischen geheimen Freundschaftspakte immer bald wieder durch neue ersetzt wurden, von denen einer immer fauler war als der andere, weil sie bald mit dieser, bald mit jener Körperschaft oder jeweilig einflußreichen Person abgeschlossen wurden. Jede Gelegenheit wurde zu einem Verträgchen benutzt; denn die Tumuas oder Faipules, Malietoa oder Mamea unterschrieben, respektive unterkreuzelten willig alles, was ihnen vorgelesen wurde, entweder in der Voraussetzung, ihr eigenes Ansehen dadurch zu festigen, d. h. Bundesgenossen gegen ihre Gegner zu gewinnen, oder — aus sonstigen Ursachen. Zur Kennzeichnung der einstigen Position und Interessen Deutschlands in der Südsee mögen folgende amtlichen Zahlen dienen.

Von deutschen Handelsstationen (J. C. Godefron & Sohn) wurden von den verschiedenen Inselgruppen der Südsee (Tonga-, Samoa-, Viti-, Karolinen-, Gesellschafts- [Tahiti], Marshall-, Ellice-, Gilbertinseln, Neu-Britannien, Duke of York u. f. w.) nach Europa verschifft:

1876 in 23 Schiffen rund 220 000 Zentner Produkte im Werte von 5 209 000 Mark.

1877 in 26 Schiffen rund 275 000 Zentner Produkte im Werte von 6 103 000 Mark.

1878 in 29 Schiffen rund 330 000 Zentner Produkte im Werte von 7 021 000 Mark.

Hierbei kommen nur in Betracht Kopra (im Werte von 4,7 Millionen), Baumwolle, Kokosgarn, Perlschalen und Schildpatt.

Für Samoa und Tonga, die damals als gemeinfames Interessengebiet galten, seien folgende Zahlen angeführt, (für 1871 und 1872 fehlen zuverlässige Zahlen) die das deutsche Übergewicht seiner Zeit deutlich erkennen lassen:

Samoa und Tonga einschließlich der über Samoa verfrachteten
Ausfuhr benachbarter Inseln

Jahr	Einfuhr		Ausfuhr	
	Gesamtwert Mk.	deutsch Mk.	Gesamtwert Mk.	deutsch Mk.
1868	744 000	740 000	760 000	760 000
1869	719 840	716 000	648 000	627 500
1870	856 000	851 200	512 000	504 000
1873	1 286 000	1 211 800	1 152 000	1 110 000
1874	1 086 000	946 000	1 760 000	1 660 000
1875	1 620 800	1 380 000	2 005 000	1 753 000
1876	1 606 000	1 290 000	2 566 000	2 386 000
1877	1 587 000	1 247 000	2 503 000	2 216 000
Sa.	9 505 640	8 382 000	11 906 000	11 016 500
	+ 1 106 640		+ 889 500	

Auf Samoa und Tonga verteilte sich der Ausfuhrwert

	1876 Mk.	1877 Mk.
Samoa deutsch . . .	680 000	733 600
„ nichtdeutsch . . .	60 000	118 400
Tonga deutsch . . .	800 000	831 200
„ nichtdeutsch . . .	120 000	130 000
Durchfuhr deutsch . .	906 000	952 000
„ nichtdeutsch . . .	—	38 200

Als eine einwandfreie Bestätigung dieser Zahlen sei schließlich auch noch gegenüber späteren gegenteiligen Behauptungen und Berechnungen von englischer Seite erwähnt, daß der zur Berichterstattung über Samoa, beziehungsweise die Aussichten für eine Annexion der Gruppe durch England von Neu-Seeland entsandte englische Kommissar Mr. William Seed in seinem Bericht vom 13. Februar 1872 erklärte: „Die große Handelsfirma Godeffroy & Sohn hatte seit vielen Jahren fast den ganzen Handel der Gruppe in ihren Händen“ („had in their hands almost the whole trade of the group“).

Endlich sei noch aus jener Zeit erwähnt, daß nach dem Bericht des verdienstvollen Kommandanten der berühmten „Gazelle“-Expedition, Freiherrn v. Schleinitz (jetzt Vizeadmiral a. D.), nach 1876 auch auf den Vitiinseeln, also nach der Besitzergreifung durch England, die Deutschen dort mit mehr Kapital und Geschäftsumfang als die Engländer am Handel beteiligt waren und auch bei den Eingeborenen und dem damaligen König Thakombau großes Ansehen genossen.

Zur weiteren Charakterisierung der späteren Wirren und politischen Präntentionen seitens Englands und Amerikas sei hier noch einer aus jener Zeit datierenden Erscheinung gedacht: des Landerverbuchs und der damit verbundenen Besitzansprüche. Als nämlich 1875 in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Sympathie für Samoa durch Steinbergers Berichte besonders geschwellt und ein schöner Protektorsvertrag mit Samoa geschlossen war, bildete sich dort ein Konförtium, das unter der Firma „Central Polynesian Land and Commercial Company“ der Union behilflich sein wollte und schleunigst große Ländereien auf Samoa ankaupte, nämlich angeblich 414 englische Quadratmeilen — mehr als die Inseln zusammen überhaupt kultivierbares Land haben. Der Agent hatte sich die Sache bequem gemacht und sich von der einen kriegsführenden Partei das Land der Gegner verschreiben oder irgend einen Häuptling den Kaufbrief unterschreiben lassen. Ähnlich trieben es Engländer und andere Amerikaner. Der Erfolg zeigte sich eklatant und in verblüffender Komik, als die von den drei Mächten 1892 durch den „Berliner Vertrag“ eingesetzte Landkommission — das einzige Gute der Berliner Konferenz — 1895 mit der Prüfung aller Besitzansprüche vor die Kritik der Öffentlichkeit trat. Von den geforderten Ländereien wurden den Engländern 6 % und den Amerikanern 4 % zuerkannt; der Rest entsprach den eben geschilderten Erwerbsmethoden; die englischen Forderungen übertrafen den Flächeninhalt Samoas erheblich. So waren die Ansprüche Englands und Amerikas auf Samoa.

Wie die vorstehenden Tabellen erkennen lassen, trat mit 1876 eine Stöckung in der Entwicklung des deutschen Handels auf Samoa ein. Das war einmal in relativer Bedeutung eine Folge der dort entfaltetten anglo-amerikanischen Agitation und Spekulation, dann aber auch eine Wirkung der großen Krisis, welche zur Auflösung des Handelshauses Godeffroy führte, nachdem die hervorragenden Erfolge der Südpseeunternehmungen die schon seit 1873 schwer erschütterte Firma vor einem Zusammenbruch bewahrt hatten. Das in jeder Beziehung beklagenswerte Ereignis ließ sich aber leider nicht mehr aufhalten oder richtiger: wurde — nicht zum Segen der deutschen Interessenten — nicht abgewendet. Die damalige deutsche Volksvertretung erwies sich noch nicht reif für das Verständnis größerer Zwecke und für die weitschauende Weltpolitik Bismarcks. Der große Kanzler hatte selbst versucht, das drohende Verhängnis für

unsere einst so gewaltigen nationalen Vorrechte und Interessen in der Südsee, den Verkauf aller Besitzrechte Godeffroys an England, aufzuhalten und Ende 1879 die Gründung einer „Deutschen Seehandelsgesellschaft“ für Samoa angeregt und unterstützt, für deren nationale Zwecke er die Zustimmung des Bundesrates und Reichstages voraussetzen zu können glaubte. Aber wie hatte er sich getäuscht! Der Bundesrat erklärte sich zwar am 14. April 1880 mit der Vorlage, welche lediglich eine in der That belanglose 3%ige Reichsgarantie für ein Kapital von 10 Millionen Mark forderte gegen die Vertreter Hamburgs und Bremens einverstanden, aber der Deutsche Reichstag lehnte am 27. April in zweiter Lesung auf Hintertreiben des Abgeordneten Bamberger mit 128 gegen 112 Stimmen die Beteiligung des Reiches ab. Fürst Bismarck war leider durch Krankheit verhindert, persönlich auf die von kurz-sichtiger Parteipolitik befangenen, willenlos dem redegewandten Führer folgenden Vertreter der Volks- und Reichsinteressen einzuwirken und schweres Unheil vom Reiche abzuwenden, das als notwendige Folge dieser ebenjowenig „freisinnigen“ wie „freihändlerischen“ Oppositionsprinzipien über das Reich hereinbrach. Es sollte sich nur zu bald und zu wahr erweisen, „daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoainseln“, so hieß es in der Motivierung der Vorlage, „in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben werde“. — Schlimmer hat sich wohl selten ein nationales Vergehen am eigenen Fleisch und Blut gerächt als jenes, über dessen widersinnige Entstehung sich heut selbst die einstigen und späteren Anhänger Bambergers wundern müssen, wenn sie die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen über Samoa vom 13. Juni 1879 und dann die jenen zum Teil widersprechenden Reden Bambergers vom 22. und 27. April 1880 lesen, sowie der Millionen gedenken, die abgesehen von den Opfern an Gut und Blut und den weiteren Konsequenzen jene 128 Männer verschuldet haben; als mildernder Umstand für ihre Kurzsichtigkeit könnte allerdings das Beispiel der Vertreter Hamburgs und Bremens im Bundesrat erscheinen. Wenn man bedenkt, daß bereits von 1877—1880 das Marinekonto durch Samoa mit jährlich rund 700 000 Mark im Durchschnitt belastet war, daß, wie jetzt unter weit ungünstigeren Verhältnissen endlich erkannt ist, Samoa am besten ohne Kanonen und Kriegsschiffe in Ordnung zu halten ist, daß aber nach der ablehnenden Haltung der Samoavorlage ein weit größeres Aufgebot an Schiffen für die Wahrung unseres Ansehens dort notwendig war, daß wir zwei Kriegsschiffe vor Samoa ganz und über 100 wackere Seeleute für das verloren haben, was wir nach 20 Jahren aus dem herrlichen Interessengebiet noch — mit Zustimmung aller Volksvertreter — retten konnten, dann wird selbst der begeistertste Verehrer jener maßgebenden Parteiredner nicht leugnen können, daß blinde Opposition mindestens bedenklich und gefährlich ist, oder daß Bismarck von Politik und dem, was dem Reiche und Volke nützlich ist, mehr verstand als Bamberger!

Jene erste „Kolonialkrisis“ im Deutschen Reichstage ist, wie gesagt, so lehrreich und interessant, daß sie auch hier noch einige weitere Erwähnung im Interesse unserer Kolonialgeschichte fordern könnte, wenn nicht begründete Rücksicht auf den Raum und die anderen Kolonien zur Beschränkung mahnte. Allen wahren Freunden kolonialer Aufgaben sei das Studium jener Reichstagsverhandlungen vom 13. Juni 1879, 12. Februar beziehungsweise 22. und

23. April 1880 dringend empfohlen. Manche jener Vertreter der Interessen des deutschen Volkes und der nationalen Güter mögen später bittere Reue und Enttäuschung empfunden haben, als die ungeahnten Folgen ihrer damaligen ablehnenden Haltung in den verhängnisvollen Wirren und schweren Opfern an nationalem Gut und Blut zu Tage traten und die Heiterkeitserfolge im Reichstage am 23. April 1890 in Tränen verwandelt wurden.

Naturgemäß rief die ablehnende Haltung des Deutschen Reichstages trotz der Versicherung Bambergers in seiner Schlußrede, daß das Ausland zu dem Botum des Reichstages gar nichts sagen werde, in England und Amerika, besonders in Australien und Neu-Seeland einen großen Triumph und frohe Hoffnungen auf die Zukunft wach. Neu-Seeland begann sofort eine zielbewußte Agitation und kabelaute bei jeder Aussicht, die ihm günstig schien, um Annexionen nach London. Auch die amerikanischen Vertreter machten mehrfach Anstalt, den von Deutschland verschmähten guten Bissen zu schlucken. Unsere Konsuln und Kommandanten, sowie die in ihrem Nationalstolz und Vertrauen auf eine bessere Zukunft schwer erschütterten deutschen Ansiedler sahen mit banger Sorge in die Zukunft; denn die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu und mit den englischen und amerikanischen Raidern und Wühlern begannen auch deren samoanische Anhänger bald frecher und feindselig gegen die machtlosen Deutschen aufzutreten. Fürst Bismarck gelang es zwar Ende 1884 durch Aufdeckung einer groben Intrige Neu-Seelands den Wünschen der Regierung in London für einige Zeit einen Dämpfer aufzusetzen und eine Ermahnung an Neu-Seeland zu erreichen, die aber dort keinen weiteren Eindruck machte, als den, daß man sich wunderte, daß die Kolonialregierung in London auf einmal so zaghaft geworden schien.

Allmählich begann es in Deutschland nun doch zu tagen; das Wort „Kolonialpolitik“ verlor an Schrecken, wenn auch die Widersacher noch zahlreich waren und jede Gelegenheit mit Freuden begrüßten, die ihnen Anlaß zu Opposition und Schmähung der Person oder Sache bot. Immerhin durften auch die Deutschen im Auslande, wenn auch langsam, auf besseres Verständnis hoffen, und auch die Vertreter ihrer Interessen konnten es wagen, von einem eventuellen Eingreifen ihrer Regierung zur Wahrung der deutschen Ehre zu sprechen, ohne auf alle Fälle ausgelacht zu werden. Dazu gaben die Samoaner bald Gelegenheit. Die Parteigegensätze waren dort bereits ganz auf die der Nationalitäten verschoben; Malietoa war der ausgesprochene Bundesgenosse oder richtiger das gehorsame Werkzeug der Engländer geworden und seine Anhänger wurden dermaßen herausfordernd, daß dem Konsul Becker doch die Geduld ausging und vor allem ein Schutz der deutschen Ansiedler geboten erschien, zumal die angefeuerten Malietoaleute sich bereits am Eigentum der Deutschen vergrißen und diese selbst bedroht hatten. Das hatten die Engländer nicht berechnet, noch weniger die Wirkung; denn nachdem auch noch Ausschreitungen gegen deutsche Matrosen vorgekommen waren, ließ der Kommandant des deutschen Geschwaders Malietoa durch ein Landungskorps am 17. Juli 1887 aus den Bergen holen, wohin dieser sich eiligst geflüchtet hatte, als die Sache ernst wurde. Die widerspenstige Majestät wurde zum Nachdenken über die samoanische Königswürde auf dem „Adler“ nach Cooktown geschafft, von wo ihn der „Albatros“ über Kamerun nach Hamburg brachte. Von dort spedierte man den samoanischen Landesfürsten dann nach Jaluit auf den

Marshallinseln, wo er nach eigener Aussage sehr standesgemäß behandelt worden ist.

An Malietoas Stelle trat der kluge Tuiatua Mataafa, ein Günstling der Amerikaner, gegen die deutschfreundliche Partei unter Tamasese auf, und Tamasese mußte dem schlaunen und energischen neuen Gegner bald weichen; er wurde, da die erhoffte Hilfe von deutscher Seite ausblieb, zweimal geschlagen. Mataafa zog als Sieger in Apia ein, wo sich seine sieges-trunkenen Krieger wiederum offen feindlich gegen die Deutschen gebärdeten, so daß Konjul Knappe schließlich die Hilfe des deutschen Geschwaderchefs, Korvettenkapitän Fritze, requirierte. Darauf zog sich Mataafa mit seinen Leuten auf ein Bergfort über Uatuanuu, östlich von Apia, zurück. Unter Hinzuziehung der anderen Konsuln wurde beschlossen, ihn dort einzuschließen und zu entwaffnen. Die Engländer und Amerikaner hatten inzwischen eingesehen, daß sie auf diese Weise doch schwerlich zum Ziel kommen würden und stimmten bei; aber ein amerikanischer Agitator, namens Klein, war doch von dem strategischen Vorhaben unterrichtet worden und warnte Mataafa rechtzeitig, als die Landungsstruppen, 4 Offiziere und 140 Mann, von dem deutschen Kreuzer „Olga“ in der der Beratung folgenden Nacht vom 17./18. Dezember 1888 in zwei Booten und einem Rahm den Hafen von Apia verließen, um noch vor Tagesanbruch bei Bailele an Land zu gehen, Mataafa im Morgengrauen zu überraschen und ihn möglichst ohne Gegenwehr festzunehmen. Ein Signal von Apia aus verständigte die Aufständischen. Als bald sammelten sich diese unter Kleins Führung, folgten am Lande den Booten und beschossen schließlich, wie ein Teilnehmer später eidlich versicherte, nach wiederholter Aufforderung Kleins, mit der Versicherung, Tamasesekrieger seien in den Fahrzeugen, die Boote. Der mit 90 Mann unter Leutnant Spengler besetzte Rahm landete daher alsbald bei Tangalii, etwa 3 km von Bailele entfernt, wohin die beiden Boote vorausgegangen waren. Die Landung geschah unter dem Feuer der versteckten Samoaner. Im Sturmschritt wurde die Uferhöhe erklommen und mit aufgezplantem Seitengewehr gegen die mehrfache Übermacht der geschickt Deckung nützenden Angreifer vorgerückt, um Lust zu bekommen und mit dem anderen Landungskorps zusammenzustoßen. Aber auch dieses war bereits von einem Trupp Samoaner engagiert. Auf beiden Seiten entfalteten die Samoaner gegenüber dem todesmutigen Anstürmen der Truppen große Tapferkeit und Ausdauer, leider aber auch eine sonst im Kriege ungewohnte Treffsicherheit. Unter schweren Opfern in heldenhaften Vorstößen ermattend, die Gefallenen möglichst vor dem Köpfmesser der Feinde rettend, arbeitete sich die wackere Schar durch die tiefe Mulde von Tangalii schließlich unter Führung des in großer Not zur Rettung erschienenen deutschen Geometers Haidlen nach der Bailelestation durch, nachdem Leutnant Spengler schwer verwundet und 7 Mann gefallen waren; von diesen mußten die fast alle selbst verwundeten Kameraden 4 zurücklassen. Um die Station Bailele herum tobte der Kampf nachher noch 2 Stunden mit großen Verlusten auf beiden Seiten. Endlich um 8 Uhr erlösten die durch das vorzeitige Gewehrfeuer alarmierten Kriegsschiffe die hartbedrängte Heldenschar, als deren Munition auszugehen drohte. Einige Granaten genügten, um die Samoaner zum Rückzug zu veranlassen. Von den Landungsstruppen war Leutnant zur See Sieger mit 14 Mann gefallen, Leutnant zur See Spengler erlag seinen schweren Wunden, außerdem waren noch 30 Mann schwer und 9 leicht

verwundet. Aus der geplanten einfachen Entwaffnung Mataafas war ein blutiger Waffengang auf deutschem Pflanzungsboden, die erste größere Feuer- taufe unserer jungen Marine auf fernem Gebiete geworden. Samoa war mit deutschem Heldenblut geweiht.

Die Befürchtung, die Samoaner würden nun weiter herausfordernd auftreten, bestätigte sich nicht. Der deutsche Mut hatte ihnen imponiert, und sie selbst hatten große Verluste erlitten. Dagegen zog ein anderes für unsere Marine verhängnisvolles Unheil heran. Ein furchtbarer Orkan wühlte in den Tagen vom 15.—17. März 1889 den Ozean auf und vernichtete im Hafen von Apia vier stattliche Kriegsschiffe mit 210 Mann. Das deutsche Kanonen- boot „Eber“ sank mit seinem Kommandanten, Kapitänleutnant Wallis, den Leutnants zur See Eckhardt und v. Ernsthausen, dem Assistenzarzt Dr. Machenhauer und Marineunterzahlmeister Kunze und 68 Mann; der „Adler“ wurde von einer See auf das Riff geworfen und verlor 20 Mann. Das inzwischen von Wellen und Regen, mehr aber von Reliquiensammlern skelettierter Eisengerüst liegt heute noch geborsten als Wahrzeichen jener schauer- lichen Katastrophe und der Gefahren des Hafens vor dem früheren deutschen Konsulat. Das amerikanische Geschwader verlor seine Schiffe „Trenton“ und „Bandalia“ mit 117 Mann. Die deutsche Korvette „Olga“ wurde durch Auf- laufen auf Sandstrand vor gleichem Schicksal gerettet, ebenso das amerikanische Kriegsschiff „Ripjie“; das einzige englische Kriegsschiff „Calliope“, das der Hafeneinfahrt am nächsten lag, konnte noch rechtzeitig den schlimmsten Ge- fahren der Kollision auf die hohe See durch verzeifelte Manöver entgehen*).

Diese Stunden der Not reichen den Samoanern zu Ehre und Ruhm; denn trotz der noch bestehenden Feindseligkeiten, trotz der bösen Erfahrungen, die sie schon der Marine verdankten, haben sie in jenen schweren Stunden der Not nicht nur Mitleid im Unglück gezeigt, sondern todesmutig ihr Leben eingesetzt, wenn und wo es galt und möglich war, einen Matrosen den gierigen Armen des Ozeans zu entreißen.

Diesen schlimmen Zeiten folgte als schlimmer Abschluß und Quelle neuer Sorgen und Wirren der „Berliner Vertrag“ vom 19. April 1890, in welchem Deutschland nun förmlich auf alle guten Vorrechte auf Samoa verzichtete und England und Amerika gleiche Rechte zuerkannte. Außerdem wurde Malietoa Laupepa, der einstige Feind der Deutschen, auch noch als König wieder eingesetzt und in allen Ehren aus seinem Exil von den Marshallinseln nach seinem neugeborenen Königreich zurückgeholt und auf den nicht vorhandenen Thron gesetzt. Die undankbare Aufgabe, die deutschen Interessen mit dem unheilvollen Berliner Vertrage in Einklang zu bringen und sie möglichst zu wahren, fiel zunächst Konsul Biermann zu, der sich in dieser schwierigen Zwickmühle allgemeinste Anerkennung und Dank- barkeit seiner Schutzbefohlenen errang und „trotzdem“ auch die Achtung seiner Kollegen wahrte.

Malietoa eignete sich wirklich nicht zum Könige; das sah er selbst ein und er hat es in schweren Stunden bitter empfunden, wenn er drei Konsuln und seinen Vandeskindern, von denen immer drei Viertel zur Rebellenpartei standen,

*) Eingehende Berichte über die Katastrophe, zusammengestellt von Korvetten- kapitän z. D. Tesdorpf, befinden sich in Eisen Schmidts Büchersammlung für Armee und Marine I, 5. — Mk. 0,60.

gehorjam und gerecht sein und außerdem noch die unfreundschaftlichen Mahnungen der Missionare, sowie Ratschläge seines unerbittlichen Finanzministers und Beraters (Municipalitätspräsident), im Namen der „unabhängigen“ Regierung befolgen sollte! Das würde entschieden auch dem eifrigsten König die Lust am Regieren rauben. Die dreiviertelfach anerkannte samoanische Majestät gab daher nach einigen mißlungenen Versuchen das Herrschen auch auf und verzichtete selbst in ihrer Hofhaltung zu Gunsten der königlichen Gemahlin „Masiofo“ auf dieses erhabene Recht. Leider war nur auch das schöne Recht Ihrer Majestät etwas beschränkt. Durch die Munizipenz der „Herren Vertragsmächte“ war zwar eine königliche Apanage von 200 Mark pro Monat ausgesetzt, aber der Herr Finanzminister hatte Zeichen von Verschwendungssucht im königlichen Palais — es wurde zu viel Petroleum verbraucht — konstatiert und demgemäß die Finanzverwaltung in die Hand genommen. Auch mit seinen anderen diplomatischen Beratern machte Malietoa böse Erfahrungen. Als er sich einmal durch seinen Hofgeistlichen und fürsorglichen Seelsorger von der englischen Mission — einem „on dit“ zufolge — zu einem freundschaftlichen Schreiben an seine englische Kollegin hatte verleiten lassen, wurden ihm von anderer Seite derartige Vermahnungen zu teil, daß sein Thron unter ihm zu versinken drohte. Und nun erst seine Sorgen als Landesvater! „Feinde ringsum“ war die Losung und der Wurm, der an seinem guten Samoaherzen nagte.

Gleich nach Malietoas Regierungsantritt umzog sich der Samoahimmel mit düsterem Bürgerkriegsgewölk. Die Samoaner wollten selbst einen Malietoa nicht geschenkt haben; denn nach ihrer Tradition mußte ein König vom Volk und seinen auserwählten Vertretern berufen und anerkannt sein. Laupepa wurde, da das nicht geschehen war, also nicht anerkannt. Diese Stimmung benützte Mataafa sofort, und mit kampfesfreudigem Gefolge rüstete er zum Kriege zur Absetzung Malietoas. Fast ganz Samoa leistete ihm Heerfolge, und schlimm wäre es um den ersten „richtigen“ König Samoas bestellt gewesen, wenn nicht die Vertragsfreundschaft unter den drei Mächten noch so frisch und warm gewesen wäre. Diese lockten Mataafa auf die kleine Insel Manono und nahmen ihn dort nach einem Gefecht gefangen. Als Held ergab sich Mataafa, um sein Land vor den Kanonen der Kriegsschiffe zu bewahren, und zwölf seiner ersten Häuptlinge begleiteten ihn — natürlich auf einem deutschen Kriegsschiff — in die Verbannung nach dem samoanischen Königsajal Jaluit. Malietoa hatte nun zwar immer noch nicht das rechte Vertrauen zu seiner Würde, aber doch den besten Willen.

Malietoa Laupepa war wirklich „ein guter Kerl“ und alle Feindseligkeit war ihm eklig; aber er sollte durchaus auch feindlich sein und seinen Rebellen zeigen, wer Herr war. Zweimal entschloß er sich dazu, als höchster Kriegsherr seine Getreuen gegen Tamasese den Jüngeren und Rebellen zum Siege zu führen; aber beide Male kam es anders. Als er sich gen Osten wandte mit seiner Kriegsflotte, geschleppt von den verbündeten Kriegsschiffen, da hätten ihn seine besten Freunde, die Engländer, mit einer Granate aus versehen — und noch dazu in einer Kirche — beim Angriffe der Rebellen um ein Haar totgeschossen, und als er sich später gen Westen wandte, um die Aufständischen zu schlagen, da waren diese so frech, Nachts und unangemeldet in sein Quartier einzudringen und Patronen zu rauben; denn solche waren ihnen ausgegangen. Da sich aber der König dabei ruhig verhielt, entging er dem Messer der Räuber; aber er beschloß nach solchen Erfahrungen, doch nach Apia zu seinen lieben

Freunden und Schutzgenossen ohne weitere Vorbeeren zurückzukehren. Da war ihm doch die Qual der Stiefel beim Besuch eines Kriegsschiffes, wenn 21 Kanonenschüsse seine majestätischen Trommelfelle erschütterten, noch lieber als solch ein „Kriegsglück“.

Als der König unerwartet nach kurzem Leiden im August 1898 die samoanische Dornenkrone dem Tode abtreten sollte, da bot ihm sein treuer Seel-sorger noch Gelegenheit zu einer „Staatsaktion“. Der verbannte Mataafa war nämlich auf wiederholte Bitten der Samoaner und mit Zustimmung Malietoas begnadigt worden und sollte Mitte September wieder auf Samoa eintreffen. Die Vertreter der Mächte hofften durch ihn, der sich in der Deportation tadellos benommen hatte, endlich Ruhe auf Samoa zu schaffen. Mataafa war aber katholisch und deshalb der englischen Mission ein Dorn im Auge, die außerdem wußte, daß ganz Samoa, mit Ausnahme einiger ganz bekehrter und betörter Anhänger der englischen Partei, zu ihm stehen und im Falle Malietoas Absterben ihn wählen würde. Dies galt es, angesichts des bevorstehenden Endes Laupepas, zu verhüten. Daher sollte der König in einem „letzten Willen“ einen verwandten Zögling der Londoner Mission, den siebzehnjährigen Tannu, als seinen Nachfolger bestimmen. Das gute Samoa-blut aber widerstand auch in der Todesstunde diesem unsamoanischen Ansinnen, und der erste und letzte von der Zivilisation und seinen Bundesfürsten anerkannte König von Samoa Malietoa Laupepa starb am 22. August 1898 als guter Samoaner.

Für die deutschen Interessen und besonders die deutschen Pflanzungen war die Regierungszeit Malietoas eine harte Probe, um so mehr aber entwickelten sich nach dem ominösen „Berliner Vertrag“ die englischen und amerikanischen Handelsbeziehungen. Die deutschen Konsuln Biermann, Schmidt-Veda und Rose hatten keine leichtere Stellung als ihre Vorgänger Becker, Dr. Stübhel und Dr. Knappe; jene durften wenigstens noch mit den alten Vorrechten Deutschlands, mit dem anerkannten Übergewicht der deutschen Forderungen und Besitzrechte rechnen; diese aber waren gelähmt durch die Zugeständnisse Deutschlands und gehalten, gute, friedliche Beziehungen mit den Vertragskonsuln zu wahren. Das war oft schwer und undankbar.

Durch den ominösen „Berliner Vertrag“ war bestimmt, daß neben dem König und den drei Konsuln ein Oberrichter über alle Streitigkeiten zwischen den Nationalitäten und in Disziplinarsachen über die Samoaner zu entscheiden habe. Der erste Oberrichter war ein Schwede (Baron Cederkrantz); die Nachfolger waren Amerikaner (Jde und Chambers). Außerdem war für den Stadtbezirk Apia ein Präsident (Freiherr Senft v. Pilzsch, Schmidt-Dargitz und Dr. Kassel) vorgeesehen, der einerseits gemäß den Funktionen eines Bürgermeisters die Interessen Apias zu vertreten, aber gleichzeitig die Hafenpolizei unter sich hatte und nebenbei als Berater des Königs gegenüber den diplomatischen Vertretern der drei Mächte figurierte. Der Oberrichter hatte auch in der Königsfrage laut Artikel III Abschnitt 6 mit-zureden, falls dabei Streitigkeiten entstehen sollten. Dabei sollten jedoch das Gesetz und die Gewohnheiten der Samoaner maßgebend sein und „eine Streiffrage sollte nicht zum Kriege führen!“ Sie tat es aber doch! Weil der Ober-richter Chambers auch ohne Malietoas „letzten

Willen“ zu allgemeiner Überraschung am 31. Dezember 1889, als Mataafa bereits als König gewählt und anerkannt war, Tannu als Thron-prätendenten anstellte und die Wahl Mataafas, die „nach Gesetz und Gewohnheiten der Samoaner“ ohne fremden Einfluß erfolgt war, ablehnte. Auf diese Weise gab der Oberrichter selbst das Zeichen zum Kriege und zwar in so unzweideutiger Form, daß selbst entragte Engländer und Amerikaner, sogar der frühere Oberrichter Jde (Amerikaner), später ihr Mißfallen über die Folgen dieses schier unglaublichen Vorgehens, das man nur als ein Votum der englischen Mission verstehen kann, unverhohlen öffentlich aussprachen. Generalkonsul Rose protestierte mit vollem Recht gegen dieses widerinnige Urteil und die daraus resultierenden Folgen. Umsonst. Die Folgen blieben nicht aus. Am Neujahrstage 1899 begann der Kriegstanz. Um Tannus Anhang und Chancen zu verstärken, hatte der Oberrichter noch Tamasefe, den früheren Rebellenführer, zum „Wizetönig“ ernannt; eine Position, die im „Berliner Vertrag“ nicht existierte. Der spielte aber gegenüber dem überwältigenden

Anhänge Mataafas keine Rolle, und so wurden auch die „Gewaltkönige“ samt ihrem schwachen Gefolge nach kurzem Widerstand umzingelt und in den Hafen von Apia gejagt, wo sie auf die Kriegsschiffe flüchteten. Die „Königspartei“ suchte

natürlich ihre Rettung im englischen Missionsviertel, dessen Missionsstation ihnen auch als Zuflucht diente, während eine englische Schiffswache die Mataafalente vor den Bundesgenossen zurückhalten sollte.

Die weitere Entwicklung der Dinge, bei der neben Generalkonsul Roje der Präsident der Munizipalität Dr. Kaffel als eifriger, unerschrockener Hüter des Rechtes und Wahrer seiner ihm anvertrauten neutralen Stellung, den Gegnern allerdings zu deutsch, besondere Anerkennung verdiente, aber leider nicht fand, sind so vielfach erörtert und geschildert worden, daß wir auf eine Wiederholung hier verzichten können, nachdem das brutale, allen Grundätzen

Vom Abschiedspicknick der Deutschen für Konsul Biermann (1895).

der Zivilisation und des Völkerrechts hohnsprechende Verhalten des englischen Konsuls Marje, sowie der rohen Kommandanten, die völlig unsinnige Beschießung Apias und der samoanischen Dörfer von der öffentlichen Kritik der Welt rückhaltlos verworfen und verurteilt worden ist. Daß die mehrfachen Angriffe englischer und amerikanischer Marinetruppen mit Samoanern, gegen ihre eigenen Landsleute bewaffnet, unterstützt von den Kämpfern für Freiheit, Ehre und Völkerrecht, blutig mit Keule und Messer abgewiesen wurden, daß die Anhänger Mataafas dabei nicht nur den frevelhaften Eindringlingen schwere Verluste beibrachten, sondern überlegenen Feinden sogar Geschütze abnahmen, sei als Ruhmestat unserer neuen Schutzgenossen und als gerechte Schmach ihrer Gegner erwähnt. Die Anstifter und Führer jener anglo-amerikanischen Barbareien verdienen den Fluch der Eltern und Angehörigen der von ihnen zwecklos geopfertem Landsleute, der einen sonderbaren Spiegel in der Anerkennung gefunden hat, die einigen dieser „Helden“, dem Urteil der Welt zum Trotz, von ihren Regierungen zu teil geworden ist. Sie haben das Verdienst um Samoa, wenn auch gegen ihren Willen, durch ihren Fanatismus

die Lösung des gordischen Knotens, der sich um die Inseln gewickelt hatte, herbeigeführt und den beteiligten Mächten die Notwendigkeit eines Abschlusses der verhängnisvollen Mißwirtschaft überzeugend klargemacht zu haben. Diese Schlußzene des vielartigen Samoadramas war dessen Anfang und Entwicklung würdig. Sie überbot für die Deutschen in und bei Apia alle früheren Anfeindungen und Erniedrigungen, denn die schlimmen Bundesgenossen hatten es nicht nur gewagt, unsere Reichsvertreter mit schlimmster Mißachtung zu behandeln, sondern sogar den Helden von 1889, den braven Kapitän Hufnagel, und den Polizeichef Marquardt zu verhaften, nachdem letzterer durch die Söldner der Verbündeten geplündert und bedroht worden war. Die Untersuchung durch die neutrale Kommission, welche zur Ordnung der Verhältnisse von den drei Vertragsmächten entsandt war, ergab die Haltlosigkeit sämtlicher Verdächtigungen und die der Verhaftung zu Grunde liegende Infamie; beide Herren wurden sofort aus der Haft an Bord des deutschen Kreuzers „Falke“ entlassen und rehabilitiert; das war die einzige Genugtuung ihrer moralischen und nationalen Erniedrigung, die psychisch und physisch auf Kapitän Hufnagel derart gewirkt hatte, daß er noch lange darunter zu leiden hatte.

Als nach langen diplomatischen Unterhandlungen und heftigen Erörterungen in der Presse — wobei sich besonders die englischen Stimmen, sogar die „offiziösen“, durch unflätige Schimpfereien und ohnmächtiges Wutgeheul gegen Deutschland, sowie die anglo-amerikanischen Zeitungen hervortaten — endlich unter dem gebietenden Verlangen fast aller deutschen Parteien die Einigung der drei Mächte in Gestalt der Teilung Samoas zwischen Deutschland und Amerika erfolgte, nachdem die Deutschen der Union auch dem englischen Geschrei dort drohend Einhalt geboten hatten, erfolgte am 13. Februar 1900 im Deutschen Reichstag ohne Widerspruch und Debatte die Annahme des Vertrages! Die Geschichte Samoas, die Erinnerung an die Reichstagsverhandlungen von 1880 hatte selbst die schlimmsten Kolonialgegner entwaffnet, die Niederlage der damaligen deutsch-nationalen Anhänger Bismarcks war nach schweren Opfern gesühnt; aber wie und womit? Amerika erhielt zwar nur einen kleinen Teil (Tutuila und die Manuagruppe), aber damit den einzigen Hafen Pangopango. England bekam als „Ersatz für seinen Verzicht“ die einst deutschen und auch noch überwiegend deutschen Tongainseln, sowie als Zugabe noch zwei große Inseln des Salomoarchipels (Choiseul und Bufo), die bereits zum deutschen Schutzgebiet gehörten; und außerdem fanden die an anderer Stelle erwähnten, sehr verschieden beurteilten Kompensationen im gemeinsamen afrikanischen Interessengebiet statt. Die Vertragsmächte waren jedenfalls zufrieden; und auch die deutsche Kolonialverwaltung, obgleich eine Teilung des kleinen Samoarchipels eigentlich eine mißliche Sache ist, jedenfalls nicht ohne politische Bedenken. Hoffen wir, daß das neueste Kolonialabkommen keine weiteren Nachteile für uns zeitigt, und daß die „Perle der Südsee“ unter guter Verwaltung bald das wird, was sie seit zwei Jahrzehnten sein könnte, eine Musterkolonie, eine Perle im deutschen Kolonialgebiet! Für die „Fassung“ hat das Reich zu sorgen, das sein langjähriges Stiefkind auch im ersten Kolonialetat allerdings mit 50000 Mark ziemlich kümmerlich bedacht hat. Um so ehrenvoller sind die Erfolge der bisherigen Verwaltung, die eine erspriessliche Bewirtschaftung mit eigenen Mitteln aus Steuern ermöglicht hat. Wenn auch dieses System nicht gerade den berechtigten Wünschen und Hoffnungen der lange vernachlässigten Interessenten entspricht, so kann man es

mit Rücksicht auf die Zwangslage des Gouverneurs doch nicht tadeln, da dieser eben darauf angewiesen ist. Die kampfesmüden Samoaner selbst haben, nachdem ihre lange mit allen möglichen Machtmitteln vergeblich versuchte Entwaffnung (wie zu erwarten war) ohne Schwierigkeiten erfolgt ist, nicht nur die Kopfsteuer von je 4 Mark anstandslos bezahlt, sondern auch freudig an dem neuen Friedenswerk, an Wegebauten u. s. w. mitgewirkt, ja sogar dabei manchem faulen, interesselosen oder sogar widerstrebenden Ansiedler ein schönes Beispiel gegeben.

Gouverneur Dr. Solf hat mit richtigem Blick die Verwaltung organisiert, mit Hilfe zweier beratender Körperschaften von je sieben Mitgliedern gesucht, den Wünschen der Ansiedler möglichst gerecht zu werden und auch die Samoaner durch eine Art Selbstverwaltung unter persönlichem Einfluß und gestützt durch einen Eingeborenenrat (Faipule) unter Mataafas gewichtigem Einfluß als „Alii sili“, d. h. hoher Häuptling, mit dem ihm vom Kaiser verliehenen Fliegenwedel als Abzeichen seiner Lehenswürde, organisiert. Diese Organisation ist in richtiger Würdigung der politischen Sippenverhältnisse den früheren traditionellen Grenzen möglichst angepaßt. Sie umfaßt demgemäß 2 Bezirke, 4 auf Upolu: Utua (14 Dörfer), Vaaosonoti (6), Tuamafanga (20) und Nana (13), Manono und Upolima (66) und 6 auf Savaii: Faafaleleanga (7), Saleaula (8), Safotu (5), Vaisingano (4), Palauli (8) und Satupaitea (10). Jedem Bezirk steht ein „Taitai itu“ vor; ihm unterstehen mehrere „Faamasino“ (Konful). An der Spitze jedes Dorfes steht ein „Pule nau“ (Dorfschulze), dem als Polizeiorgane „Leoleos“ beigegeben sind. Diese Organisation hat sich bisher bewährt. Sie entspricht zwar scheinbar und, wie gesagt möglichst, den Gewohnheiten der Samoaner, aber sie bedeutet in ihrer Durchführung und Praxis einen vernichtenden Eingriff in die Traditionen und sozialen Institutionen derselben, so daß dadurch notwendig die besonders von den englischen Missionaren mit allen Mitteln seit sieben Jahrzehnten ziemlich erfolglos erstrebte Umwälzung der alten Gewohnheiten und heiligen Überlieferungen wahrscheinlich binnen wenigen Jahren erreicht ist, dermaßen, daß auf Deutsch-Samoa nach wenigen Jahren kaum noch echte Samoaner im Sinne der festgewurzelten Tradition zu finden sind. Das ist in ethnographisch-anthropologischem Interesse sehr zu bedauern, denn die Samoaner sind mit ihren so lange siegreich verteidigten Eigentümlichkeiten ein hochinteressanter Volksstamm, wie aus den folgenden Betrachtungen zu ersehen ist.

II. Die Samoaner

„Mein Lebenslauf ist Vieb' und Lust und lauter Vieder Klang; ein frohes Vied aus heittrer Brust macht froh den Lebensgang. Man geht bergaus, man geht bergein, heut grad und morgen krumm; durch Sorgen wird's nicht anders sein; was kümmer' ich mich darum.“ — So singt der feuchtschöllische deutsche Student — so lebt der Samoaner. Ohne daß, wie es in dem schönen Studentenliede weiter heißt, Bacchus ihm die Krone trägt oder der Traube Saft ihm heiße Blut kühlt, braust er auf in Vieb' und Lust und wärzt die Freude sein Wahl. Und wie jubelnde, singende, trinkende Studenten lebten die fröhlichen Menschenkinder in den Tag hinein, denen, ohne auch daß sie der Welt Regenten sind, jeder Tag ein Festtag, das Leben eine Kette sorglosen heiteren

Genießens, glanzvoller Glieder war, wie es im Paradiese nicht schöner sein konnte. Auch das Paradies selbst könnte man sich kaum schöner vorstellen. Den beneidenswerten Bewohnern dieses paradiesischen Erdenstückchens fehlte einst nichts — gar nichts. Aus unererschöpflichem Füllhorn spendete ihnen Mutter Natur ohne Gegendienste alles, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft, zu Daseinsfreude und Lebensgenuß gehörte, in Fülle.

Sorglos die behaglich ausgeruhten Glieder auf weichem Mattenlager streckend, krabbeln die hellmahagonifarbigen Menschenkinder unter ihrem „Himmelbett“ hervor, mit oder ohne Vergnügungsprogramm treten sie, nachdem sie ihr Bett gemacht haben, aus dem kühlenden Schatten ihrer kunstvoll einfachen Hütte heraus, um das Tagwerk mit einem erfrischenden Bade im Fluß- oder Meerwasser oder sonstwie angenehm zu eröffnen.

Die Wohnstätten der Samoaner sind mit wenigen Ausnahmen auf das Küstengebiet beschränkt, die meisten Ortschaften, „nuu“, stehen direkt an der Küste auf sandigem oder steinigem Grunde. Sie bestehen aus einer Anzahl einzelner Hütten „fale“, die sich entweder um ein großes Gemeinde- oder Häuptlingshaus, „fale tele“, mit einem freien Vorplatz, „malae“, auch um mehrere solche gruppieren oder häufiger am Strande entlang einer- oder beiderseits längs eines Pfades aufgestellt sind. Die Häuser entsprechen etwa einem Zelt mit Seitenwänden, letztere werden durch Pfosten von 1½—2 m Höhe markiert, die „Türen“ sowie die „Fenster“ dazwischen können durch äußerst praktische, lustige und doch wetterfeste Jalousien aus verflochtenen Kokosblattfiedern geschlossen werden. Türen und Fenster als realer Begriff existieren nicht, ebenso wenig wie Tische und Stühle im Hause; man kann überall einsteigen. Die Hauspfosten — 10—40, je nach Größe und Konstruktion der Hütte — tragen mit mehreren zentralen Säulen das kunstvolle ovale oder gestreckte Dach, dessen aus gebogenen Stangen, Sparren und Stäben mit unverwüstlichen Kokosbindfaden festgefügtes Gerüst mit Zuckerrohrblättern und Palmwedeln gedeckt ist. Jedes Haus ist von einer Ringsfläche aus Steingeröll umgeben, und auch der von niederem Steinfranz zwischen den Pfosten umkränzte Fußboden besteht aus feiner zer Schlagener Basaltlava, die je nach Bedarf und schnell mit langen ½—1 m breiten einfachen Matten aus 1—2 cm breiten Pandanusblattstreifen gedeckt und gepolstert wird. Diese sinnige und saubere Unterlage genügt nicht nur vollkommen, um das rauhe Antlitz des scharfkantigen Grundes zu verhüllen, sondern, wie der Fremde staunend erkennt, auch als angenehmes Sitzpolster und „Bettstelle“; man schläft darauf unter einem Moskitonez von der Form eines umgestülpten Badesackes, jedenfalls ohne am nächsten Tage „seine sämtlichen Knochen zu fühlen“, wie man das in so manchem Hotel erleben muß. Diese einfachsten und größten Matten der Samoasflechtereie werden nebst allen sonstigen Gebrauchs- und Schmuckmobilien auf- resp. eingerollt, auf Querbalken des inneren Gerüstes aufbewahrt und nur für den Gebrauch heruntergeholt; sie ersetzen nicht nur Dielen, Stühle, Bänke, Tische und Bettstellen, sondern auch Truhen, Schränke u. s. w. Neuerdings sind indessen mit Rücksicht auf die Vermehrung der Bedürfnisse und Gebrauchs- oder Wertartikel, sowie auf die durch fremde Einflüsse reduzierte Ehrlichkeit und Heiligkeit fremden Eigentums verschließbare Kisten, Truhen zc. schon vielfach zur Notwendigkeit für Besitzende geworden. Neben ihnen findet man auch schon in den meisten Häusern Petroleumlampen, Regenschirme, Sättel, Nähmaschine u. dergl. als begehrte Zeichen der Zivilisation.

In der Mitte oder an einer Seite des Hauses ist ein schüsselförmiger Feuerherd angebracht, dessen Bedeutung aber durch die Petroleumlampe sehr geschädigt und eigentlich auf die Zwecke als glimmende Feuerquelle oder Zigarettenzünder beschränkt ist; selbst da machen Streichhölzer schon starke Konkurrenz. Auch heut haben die Samoaner jedoch noch nicht verlernt, wenn Streichhölzer fehlen oder versagen, durch anhaltendes Reiben eines kurzen Stabes in einem leicht zündbaren Stück alten Holzes überall in wenigen Sekunden Feuer zu machen.

Gekocht wird in Wohnhäusern nicht. Dazu gibt es ebenso, wie bei den Häusern der Ansiedler, besondere Kochhäuser, „fale uma“, wo nach dem

Hausbau.

Prinzip der schwedischen Kochkiste die Speisen in höchst originellen Steinöfen, für die man auch in den entlegensten Stellen des Urwaldes Material vorfindet, gekocht, geröstet und gedämpft werden. Das geschieht in folgender Weise: Auf einigen Scheit Holz erhitzte Steine werden mit primitivsten Holzgängen, aus zwei kurzen Stäbchen bestehend, auseinander genommen und gleich wieder über die in Bananen-, Taro- oder Brotfuchtblätter gehüllten Speisenfrüchte, Tauben etc. gelegt und mit Blättern und Erde nach Bedarf bedeckt. Nach einiger Zeit — vielfach genügt eine halbe Stunde — sind die Speisen gar, saftig und wohlschmeckend. Schweine werden ganz gebraten, aber auch innen mit solchen Bratsteinen gefüllt. Das Fleisch schmeckt mit etwas Salz vorzüglich. Die Samoaner kennen kristallinisches Salz in ihrem Haushalt nicht; statt dessen aber benützen sie bei manchen Gerichten Meerwasser. Sie essen alle Speisen kalt, ihre Speisefarte ist sehr reichhaltig, einmal durch die große Zahl von verschiedenen Fischen, vom winzigen bis zum Hai, von Krabben, Würmern, Seeigeln, Holoturien (dem wichtigen Handelsartikel für China: Bêche de mer) u. s. w., durch den Reichtum des Waldes an

schönen, bunten Tauben und Schweinen zc., Hühnern, die in den Ortschaften gehalten werden und last not least die verschiedenen vegetabilischen Produkte der Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Tarostauden zc. Auch die Kochkunst hat mehrere, zum Teil auch für fremde Geschmacksnerven recht akzeptable Gerichte erzeugt, bei denen der junge Kern und die Milch der Kokosnuß die Hauptrolle spielen. Vorzügliches Dessert liefern zahlreiche Mangobäume, Biäpfel (*Spondias dulcis*), Mammüpfel (*Carica papaya*), der Schirmbaum „talie“ (*Terminalia*) oder Katappa u. n. a.

Die Samoaner haben eigentlich nur eine gemeinsame Mahlzeit, die im Anschluß an die Abendandacht bei Sonnenuntergang eingenommen wird. Sonst wird je nach Bedarf und Gelegenheit gegessen, an Appetit fehlt es nie und glücklicherweise auch nicht an Gelegenheit.

Die Hütten der Dörfer haben verschiedene Bedeutung. Das schon erwähnte „fale tele“, wird im allgemeinen von Eingeborenen nicht bewohnt, wohl aber dient es Gästen als Wohnstätte, in erster Reihe als Empfangshaus. Seine Hauptbedeutung hat es als Beratungshaus, in dem die wichtigen Versammlungen, „fono“ oder „taalolo“*), und dabei schöne blumen- und gleichnisreiche Reden gehalten werden. Ferner finden bei festlichen Anlässen darin die Tänze und sonstige Veranstaltungen statt. Das nächst schöne und große Haus besitzt der oberste Ortschaftshauptling, „pule nuu“, mit seiner Familie. Außerdem gibt es neben anderen Familienhäusern noch Frauen- und Männerhäuser, da die Geschlechter in der Regel getrennt wohnen. Ein Haus dient meist als Schule oder Kirche, besonders bei Wesleyanern.

Die glücklichen Bewohner dieser idyllischen, von majestätischen Kokospalmen und Brotfruchtbäumen nur leicht beschatteten Stätten schönster Lebensfreude und einst harmloser Natürlichkeit sind bereits so viel geschildert und mit begeisterten Lobesepitheta überhäuft worden, daß es sich erübrigt, hier noch Näheres über sie zu sagen. Sie sind als wahrhaft vollendete Geschöpfe der Plastik, Anmut und Grazie ihrer paradiesischen Heimat voll würdig; und widerspruchsflos hat ihnen die Kritik den Ruhm des schönsten und edelsten Naturvolkes zuerkannt; ja in Bezug auf seine ursprüngliche Lebensweise, auf Charakter und Moral könnte das liebenswürdige, gastfreie, vornehme Inselvölkchen als vorbildlich und ideal bezeichnet werden. Die Gastfreundschaft war den Samoanern heilig und gilt ihnen auch heut noch als eine der vornehmsten Tugenden, wenn zwar deren bedingungslose Unbegrenztheit durch Mißbrauch und schlechte Beispiele Fremder etwas modernisiert ist und die Gastgeber den Gast schon auf seine eigene Leistungsfähigkeit darin zu taxieren pflegen; denn so unbeschränkt und in gewissem Sinn ideal dieser Zweig kommunistischer Gewohnheiten auch einst entwickelt war, so setzte er doch Gegenseitigkeit und als Ursache Wirkung voraus, die als selbstverständlich galt und unter Samoanern noch gilt. Man braucht den glücklichen, unbeschränkt besitzenden Menschen diesen Kommunismus nicht als besonderes Verdienst anzurechnen; denn da ihnen nichts fehlte als Gold und Edelsteine, die sie nicht entbehrten, solange sie sie nicht kannten, hatten sie keinen materiellen Anlaß, nach Reichtum zu streben oder Schätze anzuhäufen außer feinen Matten, auf die sich, da sie Wert=

*) Nicht zu verwechseln mit „Talolo, samoanisches Liebeswerben“ der Gebr. Saverrenz, das als Fosse bearbeitet, in Berlin große Heiterkeitserfolge erzielte, aber ebensovienig samoanisch ist wie die Deutung des Wortes (vergl. S. 174).

objekte waren, der Kommunismus nicht erstreckte. Demnach waren im sozialen Leben kommunistische Gewohnheiten ganz besonders hoch entwickelt.

Der Begriff des persönlichen Besitzrechtes existierte eigentlich überhaupt nicht; selbst die feinen Matten waren meist nicht unbeschränktes Eigentum einer Person, und wenn das doch der Fall war, dann hafteten ihnen nach Art

Tanzgürtel flechtende Mädchen im Festschmuck.

unserer Fideikommiſſe oder Majoratsrechte ſaſt ſtets einſchränkende Traditionen und Unveräußerlichkeit an. Das gleiche galt für Landbeſitz, Häuſer, Boote zc., an denen ſaſt ſtets mehrere Bevorrechtigte oder ganze Ortſchaften, Diſtrikte — mindeſtens Sippen — beteiligt waren. Natürlich fehlte es nie an Ausnahmen, indem hochentwickelter perſönlicher Einfluß alle Nebenansprüche und Rechte in den Schatten ſtellte und tatſächlich das Verfügungsrecht einem Häuptling geſtattete, etwa ſo, wie wenn in manchen Aktiengeſellſchaften und Kommunalverbänden bei uns ein Direktor oder ſonſtiger Überlegener die Genossen ſo zuſagen in die Taſche ſteckt und allein regiert, bis es den anderen zu bunt wird und ſie auch mal eine Meinung haben wollen — dann gibt's hier wie dort Reibereien.

Bei den alten Samoanern war es üblich, daß die Gäſte die Gaſtfreund-

schaft durch Geschenke eröffneten, wenn sie solche in der üblichen Verkehrsform in Anspruch nahmen. Ganze Familien und Ortschaften machten sich auf die Reise, „malanga“, wohl ausgerüstet mit Schweinen, Brotfrüchten, Taro, Matten u. s. w., die, falls die Malanga zu Fuß ging, auf Stangen getragen wurden, in festen Körben, aus Kokosblattfiedern geflochten, über der Schulter — einzeln oder zu zweien. So zogen sie im Gänsemarsch hintereinander gemessenen Schrittes dahin, vorweg der Häuptling mit dem Fliegenwedel aus Kokosfasern. Dieses eigentümliche Zepter dürfte nicht ursprüngliche Bedeutung haben, da die als gemeinste Wesen betrachteten Fliegen, sogar die lästigen Moskitos, erst mit der Zivilisation nach Samoa gelangt und von der Natur dem Insektparadiese vorenthalten gewesen sein sollen. Eine Fliege mit der Hand berühren und zu töten gilt als „isa“: pfui, gemein.

Wenn eine Malanga zu Fuß oder zu Wasser am Zielort anlangte, begann alsbald ein festliches Schmausen, das häufig so lange dauerte, bis nicht nur der Tribut der Gäste, sondern auch die Vorräte der Gastgeber vertilgt waren; daß das unter Umständen ziemlich schnell erreicht ist, kann man sich vorstellen, wenn man den Appetit des stets eßlustigen Volkes schätzen gelernt und gesehen hat, mit welcher Geschwindigkeit ein Schwein zc. verarbeitet ist.

Ganz besonders hoch her geht es bei gewissen festlichen Veranstaltungen und größeren Wetten, wofür die Samoaner eine geradezu gefährliche Vorliebe haben. Das entspricht dem ausgeprägten, leicht erweckten Ehrgeiz. Wettrennen, Wetttänze, Wettspiele und vor allem Wettfischen dominieren im Unterhaltungsrepertoire. Manche Orte suchen auf diesem oder jenem Konkurrenzgebiet die Meisterschaft zu erringen. Jeder möchte das schönste und größte Boot haben, oder in irgend einem Sport allen anderen überlegen sein. Das findet seine höchste Vollendung im beliebtesten Sport, dem Fischen, dessen Dessins und Methoden unerschöpflich sind. Am meisten Achtung genießt der Hai- und Bonitosfischer, der nach ganz bestimmten alten Regeln und Zeremonien verfährt. Auch der Netzfang erfreut sich mannigfaltiger Ausbildung; am interessantesten sind dabei Fischzüge nach Art von Kesseltreiben, indem die Ausleger der riesigen, kunstvoll selbstgefertigten Netze in Kanus oder im Wasser gehend, die Beute mit Stöcken zusammentreiben und umzingeln u. s. w. Es sind immer mehrere Ortschaften, deren Bewohner als beste Fischer gelten und gelten wollen, daher miteinander um den Vorrang wetten und mehrere Tage zusammen fischen, bis der Sieg entschieden — und die Lebensmittel am Ort des Wettkampfes erschöpft sind. Dazu kommt noch der unter Umständen durch den Eifer der Parteien ständig erhöhte Einsatz, der nicht selten bis zum Verlust allen Eigentums und aller Vorrechte der Besiegten führt und diese für lange den Siegern tributpflichtig macht. Der Ruhm der Sieger läßt dann andere fischerstolze Gemeinden nicht schlafen, und so folgt ein Turnier dem anderen — ad infinitum.

Am tollsten hat das Cricketspiel die Wettlust und den Ehrgeiz der Samoa-sportsmen — beiderlei Geschlechts — gekitzelt und erregt. Eifer und Spielwut im wahren Sinn des Wortes gingen dabei so weit, daß das Spiel allgemein streng verboten werden mußte; denn die Begeisterung für die Sache artete vielfach in reguläre Hekereien und bedrohliche Feindseligkeiten aus. Wie bei allen solchen Turnieren und Unterhaltungen wirken zwei Parteien, deren Spieler durch Zuschauer lebhaft und laut angespornt werden.

Es ist äußerst unterhaltend, solchen Belustigungen zuzuschauen und das stetig bis zur ungezügelter Begeisterung wachsende Interesse daran zu verfolgen, sowie sich an der erstaunlichen Gewandtheit und Intelligenz der graziösen, plastischen Gestalten zu ergötzen.

So wenig manche Wohnheiten und Sitten der Samoaner den Forderungen moderner Etikette und den Regeln überbildeter Zivilisation entsprechen, so wenig kann man Geschmack und Empfinden einer leicht gegürteten, sonst nackten, harmlos=unschuldvoll lachenden Samoanerin, mit einer geschmürzten und mit allen Mitteln der Kosmetik und Mode stilisierten Salondame vergleichen; die Entscheidung würde stets persönliche Geschmacksache bleiben. Beide passen in ihre Umgebung, das würde in der Umkehrung letztere, in die mollige Temperatur und die samoanischen Verhältnisse versetzt, sicherlich noch unangenehmer empfinden, als eine leicht geschürzte Samoaschöne auf einem Großstadtball.

Übrigens sind die Samooadamen keineswegs frei von Eitelkeit und Putzlust; auch sie suchen dem starken Geschlecht zu gefallen. Deshalb lassen sie sich tätowieren, deshalb schmücken sie ihr Haar mit Blumen, die Brust mit duftenden Kränzen, und deshalb parfümieren sie ihren Körper mit Kokosnussöl, das mit allerlei Blüten und aromatischen Säften gemischt ist, gleichzeitig die Haut geschmeidig und weich macht, daß sie sich wie Seidenamt anfühlt — frisch geölt aber, wie das bei Festen üblich ist, nicht gerade zur Berührung lockt. Das Haar tragen die jungen Damen entweder kurz geschnitten, abstehend oder modern länger, zu einem Knoten oder sonstwie frisiert. Eine besondere Haartracht wird durch eine etwa 15—20 cm lange hochaufgekämmte Mähne hergestellt. Früher trugen die Schönen, Mädchen und Frauen, wie letztere meist auch jetzt noch, das Haar kurz geschnitten, die Männer dagegen lang. Die Kinder werden partiell geschoren, mit Bambusmesser (einfache Längsplitter, die äußerst scharf sind) oder Scherben; das sieht sehr drollig aus; denn bald läßt der Friseur eine Haarinsel mitten auf dem Kopf, bald an der Seite oder auch eine bayrische Raupe stehen. Die Haare sind ursprünglich dunkel bis tiefschwarz, weich und glatt, manchmal lockig; sie werden durch Behandlung mit Kalk allmählich entfärbt, braun, rötlichblond; der Nachwuchs bewahrt aber die ursprüngliche Farbe. Eine unbewußte Kosmetik widmet besonders die Jugend ihren relativ großen, schönen Zähnen, indem sie Harz der Brotfruchtbäume schmalzend kaut; doch würden wahrscheinlich auch ohne dieses bei der gesunden, gleichmäßigen Lebensweise die Kauwerkzeuge wenig leiden, denn heiße und ätzende, scharfe Speisen haben sie nicht zu verarbeiten. Die Samoaner leben, das ist kein Zweifel, so wie es die Natur ihnen vorschreibt, und dem entspricht auch ihre einfige Bekleidung, deren Einfachheit wir bald kennen lernen werden. Jedenfalls ist es ein widersinniges Bestreben, die lieblichen, anmutigen Naturkinder nach modernen Sittenregeln erziehen, kleiden und zivilisieren zu wollen, wie das die englischen Missionare versucht haben. Der Erfolg hat erfreulicherweise die Torheit deutlich erwiesen; und für die Samoaner wäre es kein Nachteil gewesen, wenn jene „Befehrer“ ihrem durch die natürlichen Sitten verletzten Zartgefühl zuliebe die Arbeit christlicher Nächstenliebe weniger äußerlich empfindsamen Aposteln des Christentums überlassen hätten, dann wären Samoa und den Samoanern, sowie den beteiligten Nationen und Interessenten viele schlimme Jahre und schwere Opfer erspart geblieben. Die Samoaner könnten dann noch nicht so schön schreiben, lesen und rechnen und

ihre Reden mit biblischen Gleichnissen und Sprüchen würzen, aber sie wären wahrscheinlich auch nicht dümmer und — noch „bessere Menschen“.

Der prächtige botanische Garten in Sydney bietet mit seinen lauschigen, schützenden Plätzen, infolge seiner Nähe am Hafen, geheimen und licht scheuen Wesen Rendezvous, sowie Obdachlosen beliebte Schlupfwinkel und Ruhestätten. Das ist allgemein bekannt und oft getadelt worden. Ein sittenstrenger „Kolonial“ — in Wort und Schrift sind auch die englischen Kolonisten Puritaner — beschwerte sich hierüber und forderte, daß der Garten Abends abgeschlossen und von solchen Wesen gesäubert würde, da ein anständiger Mensch so nicht mehr darin verkehren könne. Man soll ihn mit der Erwiderung beruhigt haben, daß, wenn der Garten geschlossen sei, er ja dann auch nichts mehr davon habe; er solle daher doch einfach jene Stätten meiden, dann sei ihm geholfen. Diese Logik hätte den englischen Missionspuritanern dienen können, zumal die von ihnen bekämpften Sitten in ihrem Zusammenhange weit harmloser erscheinen als jene Übelstände und andere Gewohnheiten und Erscheinungen in der englischen Kolonialmetropole Sydney. Dort gibt es lohnende Missionsarbeit!

Daß die Samoaner einst trotz aller unchristlichen Sitten eine hochentwickelte soziale Moral hatten, beweisen ihre alten Strafbestimmungen, nach denen zum Beispiel Ehebruch, Diebstahl und Verleumdung als schlimmste Verbrechen sogar mit Todesstrafe geahndet wurden, daß ein Mädchen, dessen Tugend und Jungfräulichkeit nicht die Probe bestand, mit Schimpf und Schande am Tage der Hochzeit büßen mußte. Wenn dann gerade die Eigentümlichkeiten dieser Veranstaltungen gegen die modernen Sitten verstoßen, so kann man auch darüber milder urteilen; denn tatsächlich war ihre soziale Bedeutung prinzipiell eine wertvolle Moral für die weibliche Jugend der „besseren“ Stände. Beim Volke wurde es nicht so genau genommen, das geht schon daraus hervor, daß Häuptlingsöhne im Gebiet ihres Sippeneinflusses ein *jus primae noctis* ohne eheliche Beschränkung ausüben durften.

Im allgemeinen galt aber schon in vorchristlicher Zeit die Ehe auf Samoa als heilig, natürlich nur — solange sie bestand! Das war und ist noch vielfach nur von kurzer Dauer. Wenn die Ehegatten merken, daß sie nicht zusammenpassen, dann einigen sie sich auf Trennung. Die Frau kehrt unbeschadet ihrer Ehre in solchem Falle zu ihrer Familie, mit oder ohne Kinder, zurück, manchmal auch wieder zu ihrem Manne, selbst wenn dieser inzwischen einen neuen Herzens- oder Ehrenbund geschlossen hatte. In dieser Weise bestand auch Polygamie, die allerdings oft zu Feindseligkeiten und Neid zwischen den Frauen führte. Dabei spielten Ehrenrechte und Stellung eine große Rolle, wie solche überhaupt ein wesentliches Leitmotiv bei Häuptlings-ehen waren. Das offenbart schon die Brautschau und die Art der Verlobung, der von beiden Seiten eine eingehende Prüfung der Standesverhältnisse, des Stammbaumes und jeweiligen Vermögens der betreffenden Sippen an Würden und Besitz vorausging. Erst wenn diese Mitgiftsfrage zu beiderseitiger Zufriedenheit der Angehörigen geregelt war, nahte sich der Freier der Auserwählten mit verschiedenen Formalitäten, um sich diese selbst oder einen eigens dazu mitgebrachten Korb zu holen — im wahren Sinn des Wortes; denn derwerbende überreichte der Auserwählten einen Korb mit Gaben, nahm sie diesen, dann nahm sie auch ihn; nahm sie ihn nicht, dann gab sie diesen zurück, manchmal aber nahm sie ihn dann doch noch, denn die

Samoaanisches Fischervorf.

wahre Liebe ließ sich nicht so leicht abschrecken, und weise Reden der Verwandten besiegten oft noch die Abneigung. Nach einiger Zeit folgte dann die Hochzeit unter großem Jubel — wenn alles in Ordnung war. Dabei ging es allerdings meist nicht ganz sittsam zu, und Hymens Fackel entflammte auch die Gäste zu schrankenlosem Freudengenuß. Das hatte keinen moralischen Wert und erregte mit Recht das Mißfallen der Missionare; ob es bei mancher unsrer Kirchweihen aber viel sittsamer zugeht?

Durch die Ehe vereinigen sich die Ehren beider Sippen, falls beide Gatten vollberechtigte Repräsentanten sind. Vielsach verkörpert die Frau die höhere Rangstufe; sie hebt dann den Mann zu sich empor, solange sie ihm angehört; aber ihre sozialen Vorrechte bleiben ihr Eigentum; Gütergemeinschaft in diesem speziellen Falle gibt es trotz aller sonst hochgradig kommunistischen Institutionen nur bedingungsweise, sie wird aber in den Kindern, resp. in einem Kinde unter Umständen zur Tatsache. Das ist keineswegs immer das eigene, sehr oft ein adoptiertes. Dadurch wird die Würden- und Standesfrage wie schon gesagt sehr kompliziert, denn jenes Adoptivkind bringt auch schon gewisse Vorrechte und Würden mit, in erster Reihe die seiner Ahnen, die sich durch die Geburt vererben. Ganz einig sind sich selbst die Samoane genealogen nicht immer über die so verzwickte Standesfrage, die insolgedessen zwischen den Samoaaristokraten zu Streitigkeiten Anlaß gibt; denn auch dort möchte keiner der Letzte sein.

Neben den ererbten und geheirateten Würden bestehen dann noch Lehens- titel, die teils an feine Matten gebunden sind, teils durch solche erkauf werden. Diese feinen Matten, „ie tonga“, repräsentierten einst den Reichtum der Samoaner; sie dienten und dienen auch heute noch als Bezahlung, zum Beispiel an Haus- und Bootsbaumeister, an Tätowierkünstler und als Tauschobjekte; sie bilden die Witgift der Frau, die der Gatte ihrer Familie durch Schweine und sonstige Genußmittel ersetzt, und haben die Bedeutung von Familien- urkunden und Adelsdiplomen. Ihr Wert ist demnach je nach Alter und Affektionswert ein idealer und je nach Feinheit und Größe ein realer. Sie werden von Frauen aus den fein gespaltenen 2—3 mm breiten, 30—40 cm langen Streifen der Oberhaut von Blättern einer kletternden Pandanacee (*Freycinetia samoensis* und *F. Reineckei* Warb.), fein geflochten und an einem Rande mit Franzen und zierlichen, roten Papageifedern geschmückt, sie sind fast seidenartig weich und federleicht. Die Herstellung einer einzigen „ie tonga“ erfordert viele Monate, auch Jahre; bei festlichen Gelegenheiten werden sie als Lendentuch, „lavalava“, benützt. Neben diesen gelblichen „ie tonga“ hat noch eine andere fellartige, schneeweiße Mattenart eine gewisse traditionelle Bedeutung, die „iesina“ d. h. „weiße Matte“. Diese aus dem gebleichten Bast einer Urticacee (*Cypholophus macrocephalus*) geflochtenen Decken werden ebenfalls als festliche Hülle getragen, außerdem spielten sie bei Hochzeiten eine große Rolle. Als Alltagskleid, ursprünglich lediglich ein Lendentuch, „lavalava“, der in ältester Zeit bei den Männern nur die Vorderseite verdeckte, bei Weibern aber die Körpermitte umschloß, dienten vor Einführung bunter Druckstaturen einfache Baststoffe, „siapo, tapa“, aus dem breitgeflochten, mit Taccastärke verklebten Bast einiger Urticaceen (*Böhmertia*, *Pipturus*), bunt bemalt oder mit Mustern geprägt, die auf große Holzmatrizen geschnitten oder mit Kofossbindfaden auf Pandanusblattunterlage aufgenäht waren. Die üblichen Farben Gelb, Rot, Braun oder Schwarz wurden in allen möglichen Mischungen

aus Pflanzensäften (Curcuma, Bischoffia etc.) rötlicher vulkanischer Aschenerde, wie sie in einigen Gegenden vorkommt, und aus dem Ruß des Pichtnußbóles (Aleurites) präpariert. Jetzt haben grelle Anilinfarben, wenig zum Charakter der Erzeugnisse passend, bereits auch diese Naturfarben modern aber unschön übertüncht. Bei der Feldarbeit genügt eine Bananenblatthälfte dem Anstands- und Schönheitsgefühl als lendengürtendes „Zeigenblatt“.

Außer den eben erwähnten Matten erstreckt sich die Hausindustrie der Samoaner noch auf Anfertigung von lustigen Tanzgürteln, „titi“, die aus Blattstreifen, Bastfransen zc. bestehend, der Schönheit und der Körperform nur noch wenig Abbruch tun; ferner findet man sehr geschickt und geschmackvoll geflochtene Körbe, „ili“, reizende Flechtkörbchen, „ato“, und verschiedene Schnitzarbeiten der Männer als da sind: KavaBowlen mit 4—40 Füßen, aus einem Stammstück rötlichbraunen Holzes (Afzelia) geschnitzt, desgleichen 1½—2 m lange kerzengerade Rednerstäbe, das Abzeichen der Tulafales (Sprecherhäuptlinge), phantastische Keulen, feine Haarkämme mit geschmackvoller Schnitzornamentik durchbrochen, Tanzspeere, Trinkgefäße, „ipu“, aus Kokosnußhälften zc. Das beste und schier unverwüstliche Holz liefern hierzu Afzelia, Artocarpus und Terminalia. Davan fehlt es in den Urwaldbeständen überhaupt nicht, ebensowenig wie an vielen Faserpflanzen.

Heute wird man, wenigstens in der Nähe von Apia, nur noch wenige Landesfinder, „fa'a Samoa“ (nach Samoa-sitte) kostümiert finden und auch nach ursprünglichen Landeserzeugnissen suchen müssen. Fein, sittsam verhüllen Mädchen und Frauen, „fa'a papalagi“ (nach fremder Art) den Oberkörper mit einem kurzen Hemdchen oder Jäckchen, „ofu“, aus bunten Stoffen über dem modernen „lavalava“, zum mindesten werden die beiden Enden einer buntschedigen tiputa Busen und Rücken verhüllen. Dieses eigentümliche Kleidungsstück gleicht dem südamerikanischen Poncho, einem Handtuch mit einem runden Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird; früher wurde es als Festgewand von Dorfjungfrauen, „taupou“, getragen, und auf gleiche Weise wie die „ie tonga“ hergestellt. Jetzt sind solche Stücke, aus verschiedenartigen Rattunquadraten zusammengenäht, sehr fashionabel. Auch die Männer verbergen schon vielfach ihre mächtige Brust unter einer Jacke; Hosen haben dagegen noch kein Glück bei ihnen gehabt, dazu kann man den Weinen nur gratulieren, wie den Füßen zu den samojen Ledersohlen, um die jeder die glücklichen Besitzer beneiden wird, der mit ihnen auf „Spaziergängen“ im Steingeröll des Urwaldes die Vergänglichkeit künstlicher Sohlen schmerzlich an eigenen zarten Sohlen empfunden hat. Zum Glück haben auch die wohl-erzogenen Pedale eines gebildeten Mitteleuropäers noch nicht das Talent verloren, sich, wenn auch nur allmählich, an schärfere Sachen zu gewöhnen, bzw. sich eigene Naturledersohlen anzulegen.

Mit den modernen Stoffen ist auch die Mode auf Samoa eingezogen und von den Händlern betriebfam gepflegt worden. Dabei wirkt der Ehrgeiz der Eingeborenen, der Wunsch nicht zurückzutreten, fördernd mit; auch die Mission geht dabei nicht leer aus, d. h. sie weiß diese Eitelkeit ihrer „Mitmenschen“ wohl zu nützen, indem sie einmal im Interesse ihrer Händler oder kaufmännischen Teachers besonders den weiblichen Anhängern empfiehlt, wohlbekleidet und nicht ohne Hut im Gottesdienst zu erscheinen, dann aber bei Erhebung von Kirchensteuern einen eifrigen, fruchtbaren Wettbewerb anstellt. Das tritt besonders bei gewissen Veranstaltungen, in erster Reihe bei der

jogenannten Mayfair (Maifeier) förmlich verblüffend zu Tage. Dabei wird ein schwinghaftes Konkurrenzsystem im Geben — und Nehmen — wirksam entfaltet, denn keine Ortschaft will hinter der anderen zurückstehen; darum wird schon lange vorher für diese Feste gespart und Geld gesammelt; jedes Dorf will das erste sein und das reichste scheinen! u. s. w.

Die Zeit vor der Maifeier ist daher auch für die Koprahändler die Erntezeit. Alles, was an reifen Nüssen vorhanden ist, wird gesammelt, zu Kopra und dann zu Geld gemacht. Viele Palmen werden dafür als „tabu“, d. h. so viel wie heilig, unantastbar, durch einen Ring von Kokosfiedern gekennzeichnet, von ihnen dürfen keine Nüsse für andere Zwecke verwendet werden, und die abfallenden werden an Pfählen aufgestapelt, bis ihre Verarbeitung hinreichend lohnend ist. Dann werden sie aufgeschlagen, aus der Nuß wird das der Schale aufliegende $\frac{1}{2}$ —1 cm dicke Nährgewebe herausgeschnitten, in der Sonne auf groben Matten getrocknet und dann verkauft; ebenso werden Tavorhizome, Brotfrüchte und Bananen zu Geld gemacht. Im allgemeinen ziehen die Trader den Tauschhandel vor, weil sie dabei auch an den Waren noch einmal — und zwar nicht wenig — verdienen.

Ein Spaziergang nach einem Samoadorfe wird uns mit einigen weiteren Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten bekannt machen. Wenn ein Weißer, Papalangi, d. h. Himmelsbrecher (Bezeichnung für die ersten Weißen*), besonders ein solcher, den man für vornehm, „susunga“, Hoheit oder gar „afionga“, d. h. königlich, hält, nach einem Samoadorfe kommt, dann ist er zunächst ein gewöhnlicher Mensch. Er wird von Samoanern, bis herab zum kleinsten Knirps, wie überall, wo sich Menschen auf Samoa begegnen, mit einem wohlwollenden, höflichen „talofa“ begrüßt. Dieses Wort ist eine in der Samoasprache sehr häufige Verschmelzung mehrerer Worte zu einem und heißt eigentlich ich liebe dich, „ou te alofa“. Darin liegt, wie in vielen nationalen Begrüßungsformen, ein viel sagendes soziologisches Charakteristikum für das Wesen des Volkes, das hier noch besonders erhöht wird durch den Ausdruck des wohlklingenden Grußes und den ihn begleitenden treuherzigen, freundlichen, aber doch vornehmen Blick des Grüßenden. Dieses „talofa“ wirkt angenehm warm, wie es klingt, und jeder Samoaner freut sich, wenn man an seine Erwiderung ein freundliches Wort fügt, beziehungsweise fügen kann; er selbst wird talofa alii (Herr) sagen. Treffen wir zum Beispiel einen Mann oder eine Frau mit einem Kinde, dann werden wir auch talofa alii oder tamaitai, Dame (Mureden für Mädchen: teine, und Frau: fafine, junge Mädchen werden mit funga, Blüten, apostrophiert), sagen und event. fragen: „malolo“, d. h. geht es Euch gut? (eigentlich „pe'e te malolo?“) Wenn wir dann weiter uns teilnahmsvoll erkundigen: wie alt ist der Junge, dann wird der Herr Papa oder die Frau Mama sagen: „fa'atalia oe“, d. h. wie du bestimmst, sag's selber. Das ist für gewöhnlich eine Höflichkeitsphrase, in diesem Falle aber mehr Verlegenheit, denn mit der Zeitrechnung hapert es bei den sorglosen Menschen. Sie haben eben keine scharfen Zeitgrenzen, wie

*) Helle Hautfarbe galt bei den Samoanern als Zeichen edler Herkunft. Das findet zum Teil seine Erklärung in der verschiedenen Lebensweise von Adel und Volk, weshalb auch für Häuptlingstöchter der Name „sina“, d. h. weiß, sehr beliebt ist und in der Mythe eine Rolle spielt. Es war daher erklärlich, daß die hellen Fremden für höhere Wesen angesehen wurden.

wir bereits in den klimatischen Mitteilungen gesehen haben; den Glücklichen schlägt hier wirklich keine Stunde.

Den Samoanern fehlt der Sinn für Zeitrechnung, um so mehr als sie mit den Mondmonaten, „masina“, von 28 Tagen kein richtiges Zeitmaß konstruieren können, also immer in Konflikt geraten. Selbst wenn sie 13 Monate auf das Jahr rechnen wollten, würde es nicht stimmen. Trotzdem wissen sie ganz genau im Jahre nach den Mondphasen, nach meteorologischen Perioden und anderen Zeitsymptomen, Bescheid über Blüte- und Fruchtzeit von Bäumen etc. und wann bestimmte, an Jahresperioden gebundene Erscheinungen fällig sind. Das tritt besonders bei den alljährlichen Palolotagen in die Erscheinung. Der an bestimmten Stellen am Meeresgrunde in Korallen lebende Palolowurm stößt nämlich mit erstaunlicher Pünktlichkeit am Tage des letzten Viertels nach dem Oktoberneumond vor Sonnenaufgang seine geschlechtsreifen Glieder ab und diese steigen an die Oberfläche des Wassers, wo wahrscheinlich die Befruchtung der in graublauen Segmenten befindlichen Eier durch Spermatozoen in braunen männlichen Segmenten stattfindet. Diese Erscheinung galt bis 1899 noch als ein unaufgeklärtes Rätsel, da man den Kopf der Tiere noch nicht ge-

sehen hatte. Erst dem Marinestabarzt Dr. Krämer ist es in jenem Jahre gelungen, auch Kopfstücke in alten Korallenblöcken zu ermitteln. Den Samoanern, die überhaupt großes Verständnis und Interesse für alle Naturerscheinungen und biologischen Vorgänge haben, war das längst bekannt. Der Palolo wird, da er meist in großen Massen erscheint und, etwa wie der Kaviar bei uns, als größte Delikatesse geschätzt wird, gefangen respektive geschöpft und dann entweder frisch oder gedämpft genossen. Der Palolotag ist für die Samoanern ein kritischer Tag erster und bester Ordnung. Auch die Fremden sind dem Genuß nicht ganz abgeneigt; manche braten die schnell zerfallenden Würmer, die etwa die Dicke starker Stricknadeln und 15 bis 30 cm Länge erreichen, in Butter. Ganz aufgeklärt ist übrigens die Biologie des Palolo, der zu der Familie der Borstenwürmer gehört, auch heute noch nicht. Es gibt noch andere solche von Mondphasen und Jahreszeit abhängige Phänomene; auch einige Fische erscheinen, wie der Hering an unseren Küsten, zu bestimmten Zeiten in großen Mengen; Tag und Stunde ist den Samoanern genau bekannt.

Der Besucher eines Samoadorfes wird im allgemeinen auf das „fale tele“ lossteuern, wo, wenn seine Ankunft nicht schon vorher bekannt geworden ist, auch bald ein Vertreter erscheint, um ihn zu empfangen. Die offizielle Begrüßung wird sitzend, „fa'a Samoa“, mit übergeschlagenen Beinen, entgegengenommen, denn auf Samoa ist es unter gleichen Umständen eben so unhöflich zu stehen, wie bei uns sitzen zu bleiben, und vor allem ein Mann aus dem Volke wird es nie wagen, einem hohen Häuptling aufrecht zu nahen. Man wird demnach, wenn man ein bewohntes Haus mit „talofa“ betritt, erst wohl auf den Häuptling und sonstige Honoratioren zuschreiten und ihnen die Hand reichen, sich aber dann schleunigst — einen Hauspfosten im Rücken, nach dem Recht der Häuptlinge (Standlose haben zwischen den Pfosten zu sitzen) — niederhocken. Dann wird der „Pule nuu“, Ortsherr, oder die Dorfjungfrau, „taupou“, wo eine solche repräsentiert oder regiert, eine wohlgeleszte Ansprache, beginnend mit „ia malia mai“, d. h. willkommen, halten, die Ehre rühmen, die dem bescheidenen Hause zu teil wird, „lau susunga“ oder „lau aionga“, unbeschränkte Rechte über alles was dazu gehört anbieten, die Größe Deutschlands und seine Freundschaft dafür rühmen, um schließlich dem Gast mit einem nochmaligen „malia mai“ und Dank, „faafetai“, für einen Freundschaftstrunk ein Stück Kavawurzel, „ava“, zuzuversehen. Der Gast wird diese „fa'a Samoa“ an seine Stirn führen und mit einigen schönen Worten „Seiner Hoheit“ danken. Dann werden die dazu erkorenen Mädchen oder, wenn es sehr vornehm sein soll, ein junger Häuptling zur Bereitung der Kava bestellt oder richtiger, sie erscheinen fast automatisch selbst mit Kavabowle, „tanoa“, Klopffstein oder Reibeisen und Bastfilter, „fau“, und die feierliche Bereitung des Nationalgetränkes beginnt. Die richtige Kava soll eigentlich gekaut werden. In diesem Falle wird das Rhizomstück klein geschnitten und sukzessive in die Mundmühle praktiziert, wo allmählich, die Backen füllend, ein großer Klopff entsteht, der dann in die Kavabowle gespuckt, dort mit Wasser veretzt und mit den Händen durchgearbeitet wird. Danach werden mit dem Bastfilter, „fau“,

die festen Bestandteile ausgefangen und ausgeschleudert, bis die Flüssigkeit davon befreit ist; zwei bis vier solche Fischzüge genügen dazu. Nun verkündet ein Häuptling, daß die Kava fertig ist und verteilt werden kann. Dann tritt eine Jungfrau oder ein junger Häuptling mit einer polierten Kokosnußhälfte, „ipu“, heran, und der erste Becher dieses graubraunen Nektars wird dem Ehrengaste, dem sich der Spender in gebückter Stellung naht, mit einem schwingvollen Bogen von unten kredenzt. Will man die Landesfitte und die Verstorbene (Götter) ehren, dann weicht man ihnen den ersten Schluck, indem man etwas auf den Steinboden gießt, um dann selbst mit einem „manuia“, d. h. Profit, einen tiefen Zug zu tun, während die Korona mit „manuia“ oder

Vor der Mahlzeit.

„soifua“, d. h. etwa: möge es dir wohl gehen, antwortet. Der nächste Becher gebührt, falls kein Höherer vorhanden ist, dem Gastgeber, und dann geht es sorgfältig nach Rang und Würden weiter nach Anordnung des Anrufers, der jedesmal den Empfänger mit allen Ehrentiteln und Würden laut nennt, solange noch ehrenwerte Trinker in Frage kommen. — Der erste Trunk Kava wird, auch wenn sie nicht in der Mundmühle geschrotet und gemaischt ist, den Anforderungen fremder Zungen kaum entsprechen; ebenso sicher aber schwinden bei Wiederholung Widerwille und ästhetische Vorurteile gegenüber der erfrischenden, durststillenden Wirkung dieses Südpazifischegetränkes, dessen Narkotikum (Methysticin, nach der Staude *Piper methysticum*) nur bei reichlichem Genuß grünen, frischen Wurzelextraktes geringe Wirkungen: leichte Kopfschmerzen und Schwere in den Beinen hervorruft. Dazu kommt es aber schon deshalb normalerweise nie, da nur jedem ein Becher kredenzt wird.

Der berauschende Palmwein der Melanesier und Mikronesier, der aus dem Saft abgesehnittener Kokosblütenstände durch Gärung dort gewonnen und sehr geschätzt wird, hat bei den soliden Samoanern keinen Eingang gefunden; ebensowenig der sonst überall, auch von den Stammesgenossen Tahitis, Hawaiis, Neu-Seelands so begehrte Alkohol in moderner Form von Vin,

Whisky, Bier etc. Ein unverdorbenes Samoaner wird, um nicht unhöflich zu scheinen, einen gebotenen Schnaps annehmen und sich dann vergeblich bemühen, die brennende Wirkung zu verbergen. Diese Abneigung gegen den stärksten Feind der guten Sitten ist ein charakteristisches, ziemlich einzig dastehendes Beispiel in der Siegesgeschichte des Alkohols. Hoffentlich bricht der Widerstand nicht an den Fortschritten der Zivilisation. In Apia gibt es schon „befehrte“ Samoaner, die auch mit Rausch und Kagenjammer Bekanntschaft gemacht haben.

Das liebste und auch kühlste Getränk ist für den Samoaner die Kokosmilch nahezu reifer Nüsse — je reifer die Nuss, desto klarer ist das Fruchtwasser, in jungen Nüssen ist es noch milchig, süßlich, in abgefallenen reifen schmeckt es fade. Daher holen die Männer mit einem Baststreifen um die Füße, sprungweise den glatten Stamm der Palme erkletternd, die Trinknüsse — je nach Geschmack jung oder älter — frisch vom Baum. Außer dem Durst bietet dem Geschmack das junge Endosperm, das später die Kopra liefert, beliebten Genuß.

Wenn die Kavazeremonie beendet ist, dann wirft der Hausherr seiner Frau oder einem Mädchen ein Stück Tabak, „utufanga“, eigenen Wachstums zu, damit diese ihn abblättert und über einem glimmenden Holzzunder trocknet. Dann wird er in ein 10–12 cm langes, 4–5 cm breites Stück dünnes Bananenblatt gedreht, am Zünder angeraucht und dem Gast gereicht, der die Zigarette, „selui“, nach einigen Zügen als Freundschaftssymbol oder Friedensspeise zirkulieren läßt, falls er sie nicht selbst aufrauchen will; das tut der Freundschaft keinen Abbruch.

Auf den Tabakbau verwenden die Eingeborenen viel Sorgfalt. Man findet Kulturen nur in einigen Gegenden an tiefgründigen, feuchten Stellen, sauber gepflegt. Die Blätter werden meist im Hause auf Balken halb getrocknet, dann fest aufgerollt und geschickt zusammengelegt, in breite Faserstrippen ganz fest zu spindelförmigen Paketen mit 1–3 Pfund Inhalt eingesehnürt. Darin wird der Tabak einer Selbstfermentierung überlassen und dann oft, wenn man Geld braucht, an Händler für 2–3 Mark gewissermaßen verpfändet, denn, wenn der eigene Vorrat erschöpft ist, wird er für das Doppelte oder Dreifache zurückgekauft. Ihren eigenen Tabak ziehen die Samoaner allen fremden Fabrikaten, ebenso Zigarren und Papierzigaretten unbedingt vor; das ist zum Teil Geschmackssache, aber wohl auch ein Symptom des hochentwickelten Lokalpatriotismus, der mit dem Ritt heiliger Traditionen das feste Bollwerk bildet, an dem viele Jahrzehnte hindurch die Anstürme der Zivilisation gescheitert sind. Wenn auch mancher Stein gefallen, manche Breche gelegt ist, die Grundfesten haben widerstanden.

Das beweisen die trotz aller Bemühungen und Lehren der einflußreichen Mission erhaltenen Vergnügungen und viele heftig bekämpfte Gewohnheiten. Noch heut gilt ein Mann, der nicht tätowiert ist, nicht als Mann, nicht als vollwertiger Samoaner. Deshalb war es für jeden Kenner der Verhältnisse ein Unding, daß der Oberrichter Chambers und die Engländer den nicht tätowierten Missionschüler Tanu als Königskandidaten 1899 Mataafa gegenüberstellten und mit diesem unreifen Jüngling, der nebenbei bemerkt „vorbestraft“ war, die Interessen der englischen Mission durch brutale Gewalt zu wahren versuchten. Warum auch will man den fröhlichen Naturkindern wehren, ihren Körper nach ihrem Geschmack zu bemalen, warum ge-

stattet man es jedem Seemann? Es ist nun mal so Sitte — chacun à son goût. Besonders hier liegt um so weniger Grund vor, an der Tätowierung Anstoß zu nehmen, als sie einmal tatsächlich schön ist, dann aber auch schon durch das Lavalava verhüllt wird, denn sie reicht von der Hüfte nicht ganz bis an die Kniee. Nur Mädchen und Frauen tätowieren sich auch die Kniekehlen, Handrücken nebst Handgelenk und den Unterarm. Auch das dunkelblaue, zierliche Muster, Sterne und Arabesken, auf dem hellbraunen Grunde, sieht nicht übel aus. Die Tätowierung der Männer ist kunstvoll und in ihrer Regelmäßigkeit bewunderungswürdig. Es gibt nur wenige Künstler, die diese Kunst verstehen. Die Ausführung ist natürlich sehr schmerzhaft, sogar nicht immer ungefährlich und nimmt Wochen in Anspruch. Die Hauptschwierigkeit beruht in der einheitlichen Herstellung der verschiedenen vorgeschriebenen Muster, welche mit feinen Knochenkämmchen in die von dem Assistenten gespannte Haut von dem Künstler mit Rußfarbe eingeschlagen werden. Die Mädchen lassen sich mit Sternen und weniger einheitlichen Mustern verzieren. Bei beiden Geschlechtern wird die Prozedur zur Zeit der Reise ausgeführt, und die Vollendung wird natürlich entsprechend gefeiert. Daran kann allerdings, wie in der physischen Bedeutung des Tätowierens, ein moderner Sittenrichter Anstoß finden, aber er braucht es oder sollte es vielleicht nicht. Die katholischen Missionare haben das auch erkannt und ebenso dem Tanz vergnügen, dem „siva“, nur in berechtigtem Maße widerstrebt. Auch im Interesse der Fremden wäre es zu bedauern, wenn diese eigenartigen Belustigungen und Abendunterhaltungen ausstürben, denn sie gestatten gerade der angeborenen und verfeinerten Grazie besondere Entfaltung und dem Fremden einen tiefen Einblick in das Leben und Wesen der Samoaner. Und ein im magischen Schimmer

Erfklettern einer Kokospalme.

des Herdfeuers oder Mondlichtes veranstalteter „siva“ ist so stimmungsvoll, so grazios, daß selbst die mit der Steigerung des Eifers eintretende höhere Begeisterung natürlich und harmlos erscheinen. Vor dem kritischen Blicke fremder Zuschauer zügeln sich die Tänzerinnen und Tänzer, um den Anstand zu wahren, so lästig ihnen bei wachsender Erregung die sittsame Hülle auch ist; selbst aber wenn auch sie fällt, und, wie der leider so früh gestorbene Otto Ehlers schilderte, nur noch Anmut die Lenden gürtet, ist ein „siva“ nicht weniger anständig als der Durchschnitt moderner Variétéproduktionen; eine samoanische Eva aber steht sicher moralisch hoch erhaben über mancher gefeierten Chansonette, Ballettense und vielen Bühnengrößen. Das gilt zum mindesten für die Vortänzerin, die Dorfsjungfrau, „taupou“, und alle Häuptlingstöchter, deren Tugend durch Ehrendamen streng bewacht wird, und die, wie wir bereits gesehen haben, selbst durch die Ehegebräuche streng an einen Sittenkodex gebunden sind — oder sagen wir: waren.

Die „taupou“ ist ein spezifisch samoanisches Wesen. Sie hat verschiedene Bedeutung, unter allen Umständen aber große und besondere Rechte und Pflichten. Das Weib spielt auf Samoa eine große Rolle; es ist dem Manne im allgemeinen gleich gestellt, niemals sklavisch untergeordnet. Die Pflichten und Rechte sind gut verteilt; mindestens ist das Weib dem Manne treue Gehilfin, oft mehr. Im Familienleben ist die Frau liebevoll sorgende Gattin, Mutter und Hausfrau — bis auf das Kochen. In die Feldarbeit teilen sich beide Geschlechter, ebenso beim Fischfang und selbst im Kriege hat die „taupou“ eine bedeutsame Aufgabe, sogar das Köpfen der gefallenen Feinde war ihre Pflicht. Im Frieden ist die Dorfsjungfrau Repräsentantin der Ortschaft, unter Umständen die Herrin. Würde und Anmut sind neben heller Hautfarbe, zarten Händen und meist auch auffallender Körper- und Gesichtschönheit die äußerlichen Kennzeichen der „taupou“, die in ihrem Einflußbereich allgemein verehrt und als moralisch unantastbar geachtet wurde. Mit ihrer Jungfräulichkeit fällt der Nimbus der „taupou“. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.“

Außer „sivas“ stehen Wettspiele, Wettkämpfe, Speerwerfen, Bogen und harmlosere Unterhaltungen mannigfaltiger Art und Variation auf dem Vergnügungsprogramm zu Lande und zu Wasser. Das Wasser hat dabei eine große Bedeutung, in ihm und auf ihm verleben die Insulaner einen erheblichen Teil ihres Daseins mit Speer, Angel, Schlingen, Körben, Netzen u. s. w. fischend und jagend, schwimmend, tauchend oder paddelnd mit federleichten Kanus. Alle Tiere des Meeres sind ihnen bekannt und für jedes gibt es besondere Fangmethoden, die verschiedentlich auch beim Schein von Kokosfackeln im Dunkel der Nacht auf dem Riff ausgeübt werden. Jauchzend tauchen die braunen fischgewandten Schwimmer hinein in die tosende weißschäumende Brandung, der Gewalt der Wogen ungestraft spottend.

Einst, vielleicht vor Jahrhunderten, beschränkte sich, wie wir bereits gesehen haben, ihr Wassersport nicht auf die Küsten und den heimischen Archipel. In Segelfanua, zu zweien verbunden und zu kriegslustigen Flotten vereint, kreuzten ihre Fahrzeuge den Ozean, um mit Hilfe der Himmelskarte, deren Sterne und Gruppen ihnen vertraut waren, fernere Gestade aufzusuchen und zu abenteueren. Die Wallis-, Tonga- und Vitiinseln scheinen hauptsächlich in diesen Verkehrskreis gehört zu haben.

Die Überlieferung, deren wertvollste Reste im Urtext von Generalkonsul

Dr. Stübel, jetzigen Kolonialdirektor und von Marinestabarzt Dr. Krämer gesammelt und der Nachwelt erhalten sind, erzählt noch viel aus jener Jahrhundert zurückliegenden Zeit, die auch in Gefängen noch fortlebt. Dichterisches und musikalisches Talent kann man den Samoanern nicht absprechen, ihre Lieder sind, wie ihre ganze Redeweise poetisch, blumig und gedankenreich, das gilt auch, wie wir bereits an den Beispielen der Schöpfungsgeschichte gesehen haben, für die Überlieferung und viele schöne Volkslagen, die vielfach philosophische und psychologische Vertiefung, treffende Logik und scharfes Denken erkennen lassen.

Die klangvolle, vokalreichste aller Sprachen ist für Dichtung und Gesang natürlich hervorragend geeignet. Alle harten und schnarrenden Laute und die Konsonanten b, c, d, h, k, q, r, w, x, y, z fehlten, bis das malaiische k von Tonga übernommen, das t mehr und mehr verdrängte, während n und g allmählich zu nasalem ng verschmolzen. Jedes Wort klingt phonetisch mit einem Vokal aus, während Konsonanten stets durch Vokale getrennt sind, oft sind ohne Verschmelzung und Diphthonge bis vier Vokale, auch derselben Art zusammengefügt. Demgemäß hat auch die Melodik besonders im Chorgesang eine relativ hohe Stufe erreicht. Wenn auch der Einzelgesang und die musikalische Begleitung von Tänzen mehr eigenartig als schön klingt, so wirken Chorgesänge auf das Ohr um so angenehmer, besonders die Bootslieder, deren meist getragener Tonfall und Rhythmus die Ruderschläge in wunderbar stimmungsvollen Akkorden begleitet.

Sehr groß ist das musikalische Gehör, die Auffassungsfähigkeit für fremde Melodien und vor allem geradezu erstaunlich das Talent, unbekannte Instrumente zu spielen. Zieh- und Mundharmonika haben daher schnell Eingang und Verbreitung gefunden, ebenso Akkordzithern etc. Wenige Versuche, kurze Übung genügen zu richtiger Benützung; selbst die Klaviatur des Flügelns bearbeiten die geschmeidigen Hände der Samoanerinnen bald kunstgerecht; das ist um so wunderbarer als die Art und Zahl der ursprünglichen Instrumente sehr gering und auf Hohlstämmen als Trommeln, die heute Kirchenglocken ersetzen, Muscheltrumpeten und primitive Pfeifen beschränkt war. Kinder benützen die Achselhöhle mit Vorliebe als Tonquelle, indem sie die gewölbte Hand hineinhaltten und mit dem Arm dann die Luft mit quäkendem Laut herauspressen. Als Tanzmusik genügt rhythmisches Takt schlagen mit Holzstäben auf

Tänzer mit Kopfbusch (tuinga) und Köpfmesser.

Matten, begleitet von ziemlich monotonem Gesangtexte oft als witzige Erläuterung pantomimischer Aufführungen.

Die Art des Vortrages mehrstimmiger Lieder, und die natürliche Veranlagung zu mehrstimmigem Chorgesang haben der christlichen Kirchenmusik und Chorälen einen raschen Eingang gesichert, und so kann man sich denn bei Gottesdiensten und den Abendandachten nach Sonnenuntergang herzlich erbauen. Gerade den allgemein gewohnten Abendandachten verleiht diese Betätigung christlicher Huldigung eine köstliche Weihe, mehr als der Gottesdienst in den fahlen, öden, dumpfen, ja schmutzigen, sogenannten Kirchen der englischen Mission, die den einzigen Vorzug vor den Hütten der Eingeborenen haben, daß sie aus vier Steinwänden bestehen; und dieser Vorzug ist, wie man beim Betreten eines solchen Gotteshauses empfindet, ein Nachteil. Dafür gibt es in Apia eine Anzahl stattlicher Kirchen, theils aus Holz, theils massiv; und die Missionare wohnen auch außerhalb in hübschen, behaglichen Häusern. Daß Außerlichkeit nicht die wahren Symbole des Christentums, der Verehrung göttlicher Allmacht bedeutet, kann man gerade hier in schönster Weise erkennen. Während der Händler mit kalter Berechnung aus dem Kirchenbesuch und der dabei entfalteten Puzkonkurrenz immer neuen Segen zieht und im stillen über diese Ausübung der Frömmigkeit lächelt, wird selbst der gottloseste Beachcomber bei der Abendandacht in einem Samoadorfe verstummen. Es liegt ein seltsamer Reiz in dieser Ehrung Gottes in seiner herrlichen Schöpfung, dem unermesslichen Weltendome, wenn die Herdfeuer in den Hütten magischen Schein verbreiten, wenn die stolzen Fiederkronen der Kokospalmen leise flüstern und der ferne Rhythmus der Brandung, wie das plätschernde Geräusch der Küstenspülung die ehrfurchtsvollen Lob- und Dankesklänge ehrlicher, unverborbener Menschenkinder begleitet, während am hohen Himmelszelt Stern nach Stern aufleuchtet und die köstliche laue Tropennacht ihre beruhigenden Zittiche über die Erde breitet. Wenn aber Luna ihr neckendes Lichtspiel auf dem Wasserspiegel treibt, die Tauperlen auf Gräsern belebt und von ihrem hohen Himmelspfade die Landschaft mit bleich blendendem Schimmer übergießt, dann weicht die Ruhe der Tropennacht der Freude fröhlichen Frohsinns, heiterem Lebensgenuß; und das Gesicht der Häuptlingstochter Sina, die den Mond einst in einer Hungersnot für eine Brotrucht hielt und für sie und ihr Kind anflehte, zu ihr herabzukommen, aber von dem Monde entführt wurde, lächelt freundlich über die Genießenden, denen auch Venus verstohlen winkt, auch wenn Luna sie überstrahlt.

Der Eindruck harmonischen Friedens, harmloser Glückseligkeit hat die Inseln, selbst wenn sich zu den Himmelsleuchten die Kriegsfackel gesellte, nie ganz verlassen, denn auch in Kriegszeiten ging es meist recht friedlich zu, wenn sich nicht gerade die Gegner in den Haaren lagen. Das kam im allgemeinen nicht sehr oft vor. Die Hauptsache bei Samoakriegen waren Vorbereitungen und Zeremonien mit feierlichen Beratungen und Festen. Für richtige Kriegswut waren die Samoaner zu höflich, falls sie nicht besonders gereizt und angefeuert wurden. Wenn es aber darauf ankam, dann konnten sie auch kämpfen wie Helden; das haben sie fremden Feinden, zumal im letzten „Befreiungskriege“ gegen die anglo-amerikanischen Angriffe, unbeseigt bewiesen, als sie nur mit Messern, Keulen und Gewehren ohne Munition den Landungstruppen und ihren wohlbewaffneten Brüdern blutig heimleuchteten, und schwach an Zahl und Waffen mit der Überlegenheit heiliger Begeisterung, wie die

Buren ihre Freiheit verteidigten gegen brutale räuberische Einfälle. Daß diese tapferen Faustkämpfer den Marinetruppen sogar Geschütze abnehmen konnten, ist verdiente Schmach für die Soldatenehre der vielgerühmten englischen Marine. Amerikaner konnten das eher verschmerzen, denn sie hatten sich ja, wenigstens nach den Berichten, bereits auf den Philippinen mit Lorbeeren geschmückt. Die Sieger wußten mit den Trophäen nichts anzufangen, da ihnen aus den deutschen Freunden kein „Klein“ (vergl. S. 626) entstand. Solche Heldentaten aber konnten, wie gesagt, nur durch besondere Umstände hervorgerufen werden. Wie wenig auch derartiger Zorn dem wahren Charakter entsprach, und wie schnell er verrauchte, das haben wir (S. 628) bei der furchtbaren Katastrophe im Hafen von Apia gesehen, wo die Feinde den Feinden als Retter in Todesnot beistanden.

Wenn trotzdem Krieg in der Geschichte Samoas zur Tagesordnung gehörte, so geschah das, weil der Krieg eben mehr ein nicht immer unblutiges Gesellschaftsspiel, ein Sport mit gewissen Vorbedingungen war, etwa im gleichen Sinne wie für einen übermütigen, fröhlichen Studenten vom alten Schlage die Mensur. Die Kontrahenten entstanden auch hier oft aus fröhlicher Festesfreude, häufiger noch aus Ehrentränkungen. Das war natürlich bei dem hoch entwickelten Ehrgefühl und Standesbewußtsein leicht der Fall, wurde aber ebenso kommentmäßig wie ein studentischer Ehrenhandel erledigt. Die Gegner gingen würdevoll nach Hause, um dann über die Art der erforderlichen Genugtuung und die näheren Bedingungen, je nach Schwere des Falles, zu verhandeln und die Waffen zu rüsten, sowie ihren Anhang aufzubieten. Handelte es sich um Ehre und Würde eines „tui“ oder sonstigen „ersten Chargierten“, dann beteiligten sich wohl auch ausnahmsweise fast alle Bezirke und Ortschaften, von denen einigen alte Kriegsrechte zustanden. Einige Dörfer konnten für sich den besonderen Ruhm als Vorkämpfer fordern, andere waren als Seefechter anerkannt, bestimmte Sippen hatten das Recht, Befehlshaber zu stellen u. s. w. Man kann sich vorstellen, daß demgemäß die Vorbereitungen für eine „Staatsaktion“ erheblich Zeit in Anspruch nahmen, manchmal mehr als die Begeisterung übrig hatte. Man begnügte sich dann unter Umständen damit, falls nicht während dieser Rüstungen und Präliminarien ein neuer casus belli auftauchte, durch den nicht selten eine große Parteiverschiebung bedingt war.

Wenn es wirklich der anspornenden und fesselnden Ausdauer von Kriegeßrednern gelungen war, die Kampfeslust bis zum Äußersten wachzuhalten, dann wurde, wenn es kommentmäßig zuging, der Tag für den Angriff mit Rücksicht auf besondere Zeitregeln nach Mondphasen zc., meist auch das Schlachtfeld bestimmt. Hatten die Seehelden beiderseits die Vorhand, dann kam die Sache auf dem Wasser unter dem Ruf der Muschelposaune zur Entscheidung; diese Gefechte, Kanu gegen Kanu oder Kriegsfahrzeugen gegenüber, waren meist relativ gefährlich und blutig. In anderem Falle griff die eine Partei vom Meere aus die Landpartei an, dabei war die erstere im Nachteil bis sie an Land kam, dann bekamen die Gegner vor den Kühnen meist Angst. Spielte sich die Entscheidung auf dem Lande ab, dann wurden häufig bestimmte Grenzpunkte bezogen und besetzt. Dort lagen die Kriegsscharen einander erwartungsvoll gegenüber, bis es Zeit war zum Angriff, der durch herausfordernde Reden, Schmähungen und meist folgenden Zweikampf mit Keule oder Messer nach Art der Amalekiter eröffnet wurde. Für die Kämpfe war „viel Geschrei und wenig Wille“ im allgemeinen die Signatur; aber manchmal wurde das Ge-

secht auch hitzig, dann kostete es einige Köpfe, die von Lebenden oder Toten zu erobern für die „taupous“, die als Amazonen „mitmachen“, eine besondere Ehre war. Diese Barbarei würde kein Fremder einer zartfühlenden, sonst harmlosen Dorfsjungfrau zutrauen, wenn er sie nicht auf dem „Felde der Ehre“ beobachtet, oder mindestens ihren funkelnden braunen Augen die wachsende Begeisterung bei pantomimischen Kriegsspielen richtig verstanden hat. Im übrigen wirken diese Amazonen in ihrer eigenen Partei als Samariterinnen.

Das Köpfen mag zwar barbarisch erscheinen, aber doch ist es immer noch eine kleine Grausamkeit im Vergleich mit anderen Gewohnheiten und Rohheiten in Kriegen zwischen zivilisierten Völkern, und ob man, um eine Fahne als Siegestrophäe zu erobern, so und so viele Opfer streckt oder einen Kopf selbst als Siegespreis nimmt, bleibt sich schließlich gleich; angenehm ist beides nicht; und die Samoaner geben die Köpfe den Angehörigen der Enthaupteten wenigstens wieder zurück. Nach langem Zureden hatten sich die Samoaner in letzter Zeit auf die Ohren als Trophäen beschränkt; diese Humanität soll aber von den damit Beglückten keineswegs als solche empfunden worden sein. Man erzählt, daß an Bord des englischen Kriegsschiffes mehrere Matrosen statt der Ohren als schlechten Ersatz Ehrenzeichen nach Hause gebracht haben.

Züriher hatten die Kriege immer ein Ende; aber seitdem die rivalisierenden Mächte Frieden predigten und stiften sollten, ruhten die Waffen nur selten, vielmehr wütete die Kriegesfurie in geradezu verheerender Weise. Friedliche Dörfer loderten auf und wurden zerstört, Kokospalmen, Brofruchthaine vernichtet. Unter dem unsamoanischen Einfluß erstarben die guten Sitten, so daß selbst an den reich gesegneten Gestaden der Inseln Nahrungsmangel die an volle Mägen gewöhnten Gemüther verdarb und die Scheu vor fremdem Eigentum erstickte. Die Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagen-gesellschaft wurden geplündert, und die bedauernswerten Pflanzler mußten es sich gefallen lassen voll Entrüstung über die Schwäche des Schutzes und mit Ingrimm gegen die requirierenden Krieger. Was blieb beiden Teilen übrig? Man muß den Samoanern, besonders den „Rebellen“, die instinktiv um ihre Freiheit gegen fremden Druck kämpften, nachrühmen, daß sie sich auch hierbei möglichst taktvoll benommen haben. Wie es überhaupt bis zu dem letzten Befreiungskriege geradezu als unmöglich galt, daß Eigentum und Sicherheit, abgesehen von Apia unter dem Einfluß fremder Hezer und Ränke, durch die Samoakriege irgendwie bedroht werden konnten. Daran dachte kein Mensch, am wenigsten die Krieger selbst.

Als Charakteristikum für die Art der Kriegsführung in dem geschilderten Rahmen möge folgender Fall dienen: Verfasser hatte 1894 Tamasese, dem Führer der Rebellen gegen Malietoa, den Wunsch geäußert, einem Gefecht als Schlachtenbummler beizuwohnen und die Zusage rechtzeitiger Benachrichtigung erhalten. Die Rebellen erwarteten an einem bestimmten Tage einen Seeangriff der Regierungspartei. Bald ließ Tamasese mitteilen, daß der „fomai“ (Doktor) am nächsten Vormittag nach Tisitisi kommen möge, um die Taten seiner Helden zu bewundern. Mit einem Kenner des Pflanzungsverwalters begab ich mich dann zur bestimmten Zeit an den Schauplatz, von wo ich bereits draußen auf dem Meere vor dem Riff eine zahlreiche Bootsflotte liegen sah. Etwa 300 Schritt vor mir war das Dorf, in dem Tamasese programmgemäß sitzen und angegriffen werden sollte. Plötzlich ertönt vom Wasser her das dumpfheulende Signal der Muschelposaunen, und langsam

nähert sich das Geschwader. Etwa 100 m von der Küste beginnen die Angreifer zu schießen, wie meist, viel zu hoch, wie ich aus einigen verirrten Kugeln schließen konnte, die in die friedlichen Kronen der Kokospalmen über mir einschlugen. An Land blieb alles ruhig. Das mochte den Angreifern befremdlich scheinen, denn sie stoppten, anscheinend zu kurzem Kriegsrat. Sie hatten wohl nicht daran gedacht, daß ihre Gegner nicht wie sie mit Munition reichlich versorgt waren, sondern das Hauptvergnügen, das Geräusch, einschränken mußten. Dann ging es wieder fröhlich knallend vor zur Attacke. So leicht hatten sich die Regierungstruppen die Sache nicht vorgestellt. Siegesfroh sprangen sie nahe der Küste ins Wasser, um das Dorf zu stürmen. Da fielen von dort einige gut gezielte Schüsse; einige Angreifer stürzten, aber nur einer blieb am Ufer durch einen Beinshuß verhindert. Die kühne Schar drang mutig vor und bald verkündete lautes Geschrei, daß sie das Dorf erreicht hatte, wo es dem Gefnatter nach zu urteilen noch zu einem Zusammenstoß kam. Dann großes Freudengeschrei und bald wurde es stiller. Die Rebellen schienen geschlagen und die Kriegsfackel loderte empor aus den Dächern der Hütten. Ich überlegte eben noch, ob es nun Zeit sei, den Sieg zu besichtigen und die Opfer meines Freundes Tamasese zu bedauern, da kommt mir aus dem Busch ein Mädchen zugerannt, mir zrusend, ich solle machen, daß ich fort komme, jetzt ginge es erst los, „e sau Tamasese sola vave; siaso taua foi; leangainei“, „Tamasese kommt; schnell fort; gleich gibt's Krieg; hier ist's dann schlecht“; gleich darauf folgte die Erklärung. Laute Rufe, Flintenschüsse und dröhnende Schläge verkündeten aus dem Dorfe neues Gesecht; und nach wenigen Minuten sprangen Krieger zu den Booten, die in wilder Hast besetzt wurden und dem Verhängnis schließend enteilten. Die Schüsse vom Land waren vereinzelt aber mit Bedacht abgegeben, denn hier und dort sah man einen Bootsinsassen die Ruder fallen lassen. Bald erschien ein Sendbote Tamaseses, der mich bat zurückzukehren, es sei nichts mehr zu sehen. Widersprebend folgte ich schließlich dem Zureden des Mannes, um nachher zu erfahren, daß die Rebellen beizeiten das Dorf verlassen und nur einige Schützen zur Täuschung zurückgelassen hatten, da sie mit ihren wenigen Patronen einen Angriff der Übermacht nicht aushalten konnten. So hatten denn die Angreifer einen leichten Sieg gehabt und als sie sich dessen froh, die Feinde vertrieben wähnend, daran machten die Hütten anzuzünden und die Brotfruchtbäume zu ringeln, da war plötzlich Tamasese erst recht da und der Schreck war groß, noch größer die Eile der Flucht; denn wer konnte ahnen, wie viele Gegner noch im Busche steckten? Die Malietoapartei hatte bei diesem durch ungewohnte Hinterlist vereitelten Siege, soviel bekannt wurde, 4 Tote und einige 20 Verwundete; die Rebellen verloren 3 Mann — ohne Köpfe — und hatten nur wenige Wunden, aber 3 Köpfe der Gegner. Die Kämpfer für die Regierung kehrten tief beschämt zu ihrem Kriegsherrn nach Apia zurück, um dann mit ihm auf Befehl der drei Vertragsmächte neue Operationen gegen Tamasese zu unternehmen, die aber alle, wie schon erwähnt, ähnlichen Erfolg hatten.

Seit der Teilung Samoas und der lange vergeblich versuchten Entwaffnung der Samoaner, die schließlich ohne alle Schwierigkeiten bei dem kriegsmüden, erschöpften Völkchen leicht und schnell von statten ging — es wurden über 6000 Gewehre an die Samoakommission, die zur Schlichtung der letzten Feindseligkeiten zwischen den Vertretern der Mächte entsandt war, und später an

den Gouverneur Dr. Solj abgeliefert — ist die Streitart begraben, und sie wird es bleiben, solange die Eingeborenen richtig behandelt werden, solange Samoa vor äußeren politischen Zwisten bewahrt bleibt.

III. Samoaliteratur

Es erübrigt noch, angesichts der Anschauungen, die durch törichte Schilderungen erweckt sind, einige Worte über die wissenschaftliche Erforschung Samoas zu sagen. Vorweg erwähnt sei, daß der fernste Archipel das best bekannte und best bearbeitete exotische Gebiet ist. Das verdankt die Wissenschaft in erster Reihe den grundlegenden, ausgezeichneten und vielseitigen Arbeiten, Studien und Publikationen der „United States Exploring Expedition“, die unter Wilkes 1838 die Inseln besuchte, die Berichte früherer Reisenden — Roggeveen, Bougainville, La Pérouse, Edwards (Kokebue), Dumont d'Urville — sind relativ bedeutungslos. Wertvoll, besonders in ethnographischer und volkloristischer Beziehung sind die Aufzeichnungen der englischen Missionare William, Powell, Turner, Pratt und Frazer, sowie der englischen Konsuln Pritchard und Whitmee. Als Sprachforscher stehen unter den Pionieren Pratt, Whitmee und Père Violette obenan. Der Nestor deutscher Forschung ist Dr. Eduard Graeffe, der als Sendbote des Hauses Godeffroy von 1863—1867 auf Samoa weilte und sogar für einen Roman („In ferner Inselwelt“ von Christian Benckard) die Hauptperson abgeben mußte (zur Zeit Inspektor der Zoologischen Station in Triest). Den Grundstein zu authentischen soziologisch-sprachlichen Urkunden lieferte der gegenwärtige Kolonialdirektor Dr. Stübel, der als Generalkonsul in den achtziger Jahren eine kostbare Sammlung samoanischer Urtexte über Volksfagen und Überlieferungen anlegte, die später im Museum für Völkerkunde zu Berlin übersezt und bearbeitet worden ist. Die Krone dieser Studien und Verdienste, sowie der gesamten Leistungen exakt wissenschaftlicher Forschung gebührt unbestreitbar dem kaiserlichen Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer, der in unermüdlichem, opferfreudigem Schaffen auf eigene Kosten, dank der richtigen Würdigung seiner Ziele, einen längeren Urlaub dazu benützen konnte, um von den schnell schwindenden kostbaren Schätzen für die deutsche Wissenschaft noch zu retten was zu retten war. Seine Verdienste werden erst recht gewürdigt werden, wenn die kritische Forschung der Nachzeit die Samoaner nur noch historisch beurteilen kann.

Besondere Anerkennung verdient auch wegen seiner volkskundlichen und fortdauernden Arbeiten der langjährige Beobachter der Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten der Samoaner Leutnant a. D. Werner v. Bülow, der in kleineren und größeren Abhandlungen wertvolle Beiträge zu den Sitten, Überlieferungen und vom Wesen des Völkchens gegeben hat, die aber leider, wie die bisherige Samoaliteratur überhaupt, sehr unter Zersplitterung und Unzugänglichkeit für weitere Interessenten zu leiden haben.

Als philosophisch-ethnologischer Kritiker hat auch Geheimrat Bastian einige interessante Betrachtungen über die samoanische Überlieferung nach anderen Aufzeichnungen veröffentlicht.

Auf naturwissenschaftlichen Gebieten haben außer der „United States Exploring Expedition“ der amerikanische Konsul Forster, Seemann (Flora

vitiensis), Graeffe (zoologisch) und Krämer (ornithologisch und Korallen) Beiträge geliefert; der Verfasser hat sich speziell mit der Vegetation der Inseln beschäftigt und in seiner „Flora der Samoainseln“ einen Grundstock für weitere botanische Arbeiten gelegt. Sowohl für Botaniker wie Zoologen und Geologen bieten die Inseln noch manche lohnende Aufgaben. Von besonderem Interesse sind Bohrungen und Untersuchungen des Fundaments der Inseln für ihre Entstehung und Besiedlung, über die Herkunft der Schweine und Hühner, über Nutzhölzer und verschiedene pflanzenphysiologische Fragen, denen eine biologische Versuchsstation auch in weiterem Sinne und praktisch von Nutzen sein würde.

Eine ganze Reihe anderer Namen noch schmückt und füllt die Liste der Samoachronik mit eigenem und entlehntem Wissen, und unzählbar sind die Aufsätze, die in den letzten Jahren, seitdem Samoa so recht Mode und journalistische Milchkuh geworden ist, in Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren oder auch Büchern erschienen sind und dem Publikum oft recht abenteuerliche, falsche und gefälschte Geschichten erzählen. Denn Samoa hat natürlich auch auf Globetrotter gebührende Anziehungskraft ausgeübt, besonders, nachdem der so früh und schlimm geendete Otto C. Ehlers ihnen mit seiner lustigen Schilderung den Mund wässrig gemacht und einige gut verwertbare Bonmots geliefert hatte. Umso mehr gehört es in den Rahmen kolonialer Werke, wie es das vorliegende ist, auch die beachtenswerte einschlägige Literatur zu würdigen. Daher sei auch hier für Freunde Samoas anerkennend des Weltreisenden Moritz Schanz gedacht, der in seinem besonders wirtschaftlich sehr beachtenswerten Buch „Australien und die Südsee“ auch über Samoa recht interessante Mitteilungen macht; ferner verdienen das bekannte „Samoa, die Perle der Südsee“ von O. C. Ehlers, die Broschüre von E. Troost „Samoa“ und R. Decken „Manua Samoa“ von den neueren Samoa-schriftstellereien gebührend gewürdigt zu werden. Dagegen sind von minder gewissenhaften phantasievollen Schriftstellern die Verhältnisse auf Samoa in unrichtiger, übertreibender Form dargestellt worden, wodurch der kolonialen Sache selbst nicht gedient ist. Das ist sehr bedauerlich, denn zum Beispiel für Indianergeschichten eignet sich Samoa wirklich nicht, eher für Romane. Auf der Bühne ist es auch bereits von Kurt und Viktor Laverrenz eingeführt und hat in der Posse Talolo auf Berliner Theatern sogar Erfolg gehabt, wenn auch der Titel das einzige Samoanische dabei ist, um so drolliger wirkt das „Samoanische Liebeswerben“ aus Afrika oder wer weiß wo es hinpaßt? auf den Zuschauer. Talolo (ta'alolo) heißt auf deutsch ein großes Festessen. „Tala pepelo“ würde der Samoaner von diesem Talolo sagen: Schwindel!

Unter solchen bewußten und unbewußten Fälschungen hat natürlich die Kolonie zu leiden. Schlimmer noch sind in kolonialwissenschaftlicher Beziehung optimistische Übertreibungen, die zu falschen Hoffnungen und Enttäuschungen verleiten. Das gilt gerade für Samoa besonders; denn allzuglänzende Schilderungen der zweifellos großen Fruchtbarkeit des Landes und der Aussichten für Ansiedler haben — zum Teil geüffentlich verbreitet — eine förmliche Invasion von Kolonisten und Unternehmungen gezeitigt. Viele werden oder wollen säen, aber wenige werden ernten; denn ohne die erforderlichen Mittel und Erfahrungen sind auch von der „Perle der Südsee“ keine Schätze zu erwarten. Alle Mißerfolge einseitiger, falscher Unternehmungen untergraben aber nicht nur das Vertrauen, sondern auch die gedeihliche Entwicklung unsrer

jüngsten, schwer errungenen Kolonie. Wenn der Verfasser des ersten Abschnittes in diesem Werke für Kamerun „Geduld“ empfiehlt, dann warne ich für Samoa vor Übersürzung und allzukühner Unternehmungslust. Auch Samoa muß langsam und vorsichtig erschlossen werden.

IV. Schlußwort

Nach Abschluß dieses Beitrags zu dem kolonialen Werke erfolgte der langersehnte Urteilspruch des Königs Oskar von Schweden in der Entschädigungsfrage für die auf Seite 628—630 kurz geschilderten letzten Wirren auf Samoa. Jene ganze kritische Zeit mit all ihren persönlichen, politischen und rechtlichen Verstößen, sowie deren brutale Ausartungen und weiteren Wirkungen hat durch den königlichen Schiedspruch eine für die deutsche Sache und deren Vertreter ehrenvolle Würdigung erfahren. Der königliche Schiedsrichter hat auf Grund der ihm von den drei Mächten eingereichten Akten und Darstellungen über die strittigen Punkte und rechtlichen Differenzen unterm 14. Oktober erkannt,

„daß die in Frage stehende militärische Aktion, d. i. die Zurückholung der Malietoaaanhänger und die Verteilung von Waffen und Munition unter sie, die Beschießung, die kriegerischen Maßnahmen an Land und die Behinderung des freien Straßenverkehrs nicht als gerechtfertigt betrachtet werden kann, und daß deshalb Ihrer Britannischen Majestät Regierung und die Regierung der Vereinigten Staaten nach Maßgabe des Abkommens vom 7. November 1899 für die Verluste verantwortlich sind, welche durch die erwähnte militärische Aktion herbeigeführt sind.“

Diese Kritik ihrer verlustreichen Erduldungen ist für die damals beteiligten Deutschen zwar sehr ehrenvoll und erfreulich, aber doch nur eine sehr geringe verspätete Genugtuung und Entschädigung für die schweren Kränkungen ihres nationalen Bewußtseins und ihrer stark erschütterten Standes- und Besitzinteressen, die sie ungesühnt ertragen mußten.

Dem Verfasser ist es eine große Freude, mit diesem letzten Wort seinen Beitrag schließen zu können und daran den Wunsch zu knüpfen, daß die objektive Beurteilung des letzten Aktes der langjährigen samoanischen Tragikomödie nicht nur den beteiligten Regierungen eine Lehre, sondern unsrer gesamten Kolonialpolitik und ihrer Entfaltung dienlich sein möge.

Die Kolonie Kiantsehou

von

Kapitänleutnant Deimling

I. Die Erwerbung

Der Vertrag zwischen Preußen und China vom 2. September 1861, durch welchen dem Königreich Preußen der Handel mit China in gleicher Weise wie England und einigen anderen Staaten erschlossen wurde, bildet den Beginn eines in kommerzieller Beziehung für ganz Deutschland hochwichtigen Zeitabschnittes. Hier bot sich ein reiches Absatzgebiet für unsere Waren, aber auch nicht minder ein großer Markt mit wertvollen Gütern zur Ausfuhr. Der deutsche Handel gewann rasch eine gewaltige Bedeutung und nimmt heute in Ostasien die zweite Stelle ein. Die stetige Zunahme des deutschen Handels ließ es schon seit geraumer Zeit wünschenswert erscheinen, einen eigenen, möglichst auch unter deutscher Verwaltung stehenden kommerziellen Stützpunkt zu erwerben. Bis zum Beginn des chinesisch-japanischen Krieges waren die deutschen Kaufleute auf die Gastfreundschaft der eigene Niederlassungen besitzenden Nationen (meistenteils Englands) angewiesen, die ihnen übrigens auf das bereitwilligste gewährt wurde. Aber gerade jener Krieg hatte dargetan, daß es für die weitere Entwicklung unseres Handels dringend nötig sei, eigene Handelsniederlassungen zu besitzen. Zunächst wurde mit der Gründung deutscher Niederlassungen in einigen Vertragshäfen begonnen, in gleicher Weise, wie dies seitens der Engländer, Franzosen und Amerikaner schon früher geschehen war. Bald zeigte sich, daß damit dem deutschen Handel nur wenig gedient war, er bedurfte vielmehr eines Platzes, der in erster Linie deutsch war und unter deutscher Verwaltung stand, in ähnlicher Weise wie Hongkong für England den Ausgangspunkt für die englischen Handelsinteressen in Ostasien bildet. Anfangs war daran gedacht, einen Vertragshafen, etwa Amoy, für Deutschland zu erwerben; von diesem Plane wurde aber bald Abstand genommen, da die in den Vertragshäfen anässigen anderen Nationen voraussichtlich bedeutende Schwierigkeiten bei einer derartigen Besetzung gemacht haben würden. Auch sprach speziell gegen Amoy, daß dessen Hinterland in kommerzieller Beziehung geringwertig war. Dagegen schien den an einen solchen Handelsstützpunkt zu stellenden Anforderungen nach gründlichen Untersuchungen die Kiautschoubucht am besten zu genügen. Diese verhältnismäßig geschützte Bucht ist selbst für die tiefgehendsten Schiffe zugänglich und hat ein als Absatzgebiet aufnahmefähiges, für Ausfuhr aber ein namentlich an Kohlen reiches Hinterland, dessen Erschließung die Geländeverhältnisse besonders begünstigen. Gleichzeitig war hier die Möglichkeit gegeben, die zum Schutze des Handels nötigen maritimen Anlagen zu schaffen und der im

Interesse des Deutschthums in Ostasien stationierten Flotte einen Stützpunkt für etwaige Operationen zu gewähren. Die Ermordung zweier Missionare in Schan tung gab die letzte Veranlassung zur Besetzung der Kiautschoubucht und des umliegenden Landgebietes.

Am 14. November 1897 besetzte das Kreuzergegeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sühne für den begangenen Mord den Ort Tsingtau und nahm von den beiden die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht nebst den darin und davor lagernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das besetzte Gebiet im Wege gütlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 km Radius um die Bucht als neutrale Einflußzone erklärt, in welcher deutsche Truppen freies Durchzugsrecht haben und in welcher chinesische Truppen nur im Einverständnis mit dem deutschen Gouverneur stationiert werden dürfen. Ferner wurde durch weitgehende Konzessionen das Hinterland, die große Provinz Schan tung, in erster Linie der deutschen Industrie und dem deutschen Handel freigegeben.

II. Das Land

Das deutsche Schutzgebiet umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der im Entstehen begriffenen Stadt Tsingtau 462 qkm, die südliche, Hai hji genannt, 47 qkm Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln in der Bucht — Yin tau, Huang tau —, und die der Bucht vorgelagerten Inseln Tschu tscha tau, Taischung tau, Hsiau tung tau, Tsu tau, Tschu lien tau, Schui ling schan und einige kleine Felseninseln. Die Inseln haben zusammen einen Flächeninhalt von 44 qkm, während die Bucht bei Hochwasser eine Wasserfläche von 560 qkm aufweist. Der nördlich und östlich der Bucht gelegene Teil des Schutzgebietes ist der wichtigste. Hier wird der große Hafen angelegt, die neue Stadt erbaut und hier endigt die Eisenbahn, welche die den Reichtum der Provinz Schan tung darstellenden Kohlen zur Küste bringen wird.

1. Bodenbeschaffenheit

Im Osten dieses Teils des Schutzgebietes erhebt sich der Lau schan, ein mächtiges Gebirge mit Höhen über 1000 m, im Norden die „Tung liu schui“ genannte Gebirgskette. Beide Gebirge bilden eigentlich ein zusammenhängendes Ganze, da sie nur durch einen Nebenfluß des Pai scha ho unvollkommen getrennt werden. Das Gebirge besteht aus granitischem und porphyrischem Gestein und ist wild zerklüftet; namentlich der Tung liu schui zeichnet sich durch unwegsame Steilhänge und zackige Klippen aus. Der Lau schan ist zugänglicher und bietet mannigfache Naturschönheiten. Man ist überrascht, in diesen von der See aus kahl und steinig aussehenden Bergen so anmutige Gegenden zu finden. Wo es die Steilheit des Gebirges nur irgend zuließ, sind weite Flächen mit Brennholzschonungen bedeckt. Die Bäume dieser Schonungen erreichen allerdings selten Höhen von mehr wie 2—3 m infolge der unvernünftigen Art der Holznutzung seitens der Chinesen. Zwischen diesen Anpflanzungen erblickt man fastige Matten, die für einen weiten Umkreis das Winterheu liefern. An besonders schön und günstig gelegenen Orten sind

größere Tempelanlagen erbaut, in deren Umgebung mächtige Laub- und Nadelholzbäume den Beweis liefern, daß eine rationelle Aufforstung unter allen Umständen Erfolg haben wird. Bisweilen trifft man bei diesen Tempeln auch kleine Haine von Bambus, der sonst im Schutzgebiete nicht vorkommt. Die höchste Spitze des Lau schan, der 1130 m hohe Lau ting, liegt zwar in chinesischem Gebiet, aber dicht an der Grenze und ist vom Schutzgebiet aus verhältnismäßig gut zu ersteigen. Schon jetzt wird der Lau schan als Ausflugsort

Gebirgspartie in Lau schan (Jelental).

von den Kolonisten häufig besucht, die hier in frischer Bergluft Erholung nach angestrengter Tätigkeit in Tsingtau finden. Es hat sich in Tsingtau ein besonderer Bergverein nach Art des Alpenvereines gebildet, der sich die Erschließung der Natur Schönheiten des Lau schan zur Aufgabe gemacht hat.

Im Lau schan entspringt eine Anzahl größerer Flüsse, die von da durch unser Gebiet nach dem Meere ziehen; der Pai scha ho, welcher an der Nordgrenze des Schutzgebietes in die Kiautschoubucht mündet, der Tschang tsunfluß, ein Nebenfluß des vom Tung lin schui kommenden und gleichfalls in die Kiautschoubucht fließenden Li tsunflusses, der Tschu wosfluß und der Prinzenfluß, welche in den Lau schanhafen, eine am Gelben Meere liegende Bucht unseres Schutzgebietes, münden. Eine Eigentümlichkeit aller Flüsse und Bäche in jenen Gegenden ist es, daß sie nur hoch oben in den Bergen ständig sichtbar Wasser führen, während sie sich in der Ebene in dem weitaus größten Teil des Jahres nur als flache mit Schluffand gefüllte Becken markieren. Das Wasser sickert hier durch den feinen Sand hindurch bis zu einer festeren Schicht und fließt dann im Flußbett unterirdisch zum Meere. Durch Nachgraben in den Becken trifft man aber meist schon bei einer Tiefe von 1 m auf Wasser.

In der Regenzeit schwellen diese Flüsse namentlich nach heftigen Regengüssen mächtig an, um aber fast unmittelbar darauf wieder zu versiegen. Wegen der stellenweise außerordentlichen Nachgiebigkeit des Untergrundes ist beim Übersichreiten der trocken scheinenden Flüsse besonders nach der Regenzeit Vorsicht geboten. Die Bevölkerung im Gebirge ist spärlich, da sich in demselben nur wenig Gelegenheit zum Ackerbau bietet.

Nach Südwesten zu senken sich diese Gebirgsstöcke in mehrfacher Abstufung. Dem Tung liu schui ist der Lau hou schan mit Höhen von 100 m nach Westen zu vorgelagert. Die Ausläufer des Lau schan sind die Li tsuner Höhen und der Wu schan, der seit der Besitzergreifung den Namen Kaiserstuhl führt. Südlich des Li tsun und Tschang tsunflusses steigt das Land wieder an zu den Höhen des Ku schan und den wild zerklüfteten Prinz Heinrichbergen. Letztere haben Höhen von 350 m und mehr. Südwestlich der beiden zuletzt genannten Höhenzüge erheben sich die gewissermaßen den Hintergrund der neuen Stadt- und Hafenanlage abgebenden Hügel: Moltkeberg, Bismarckberg, Diederichsberg und Itisberg. Zwischen den einzelnen Bergreihen erstrecken sich breite Täler, auch sind die Berge weniger steil wie der Lau schan und der Tung liu schui. Hier bietet sich reichlich Gelegenheit zur Landwirtschaft und infolgedessen hat sich hier die Bevölkerung in dichten Scharen niedergelassen. Da, wo die Bodenform eine direkte Anlage von Feldern nicht zuläßt, sind die nötigen Flächen durch zahlreiche oft mühsam mit Steinwällen hergestellte Terrassen geschaffen. Die Grenze des nördlichen Teiles des Schutzgebietes geht vom Gelben Meer östlich der Halbinsel Nan yau aus auf dem Kamm des Lau schan nach Norden bis etwas über den Ho tungpaß, biegt dann auf dem Kamm eines Ausläufers des Gebirges nach Westen um und verläuft schließlich in der Ebene am nördlichen Ufer des Pai scha ho bis zur Kiautschoubucht.

Die Verhältnisse auf der südlichen Halbinsel sind ähnliche, jedoch ist der Boden daselbst weniger fruchtbar und die Bevölkerung daher nicht so dicht. Für die Entwicklung des Schutzgebietes kommt diese Halbinsel nicht in Betracht. Die Grenze auf derselben wird von einem etwa aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. stammenden alten Kanal gebildet, der von einer tiefen Bucht, jetzt Arkonasee benannt, aus einen zweiten Eingang in die Kiautschoubucht bildete. Dieser Kanal ermöglichte es in früheren Zeiten den Segelschiffen, von Süden kommend die durch starke Strömung beschwerliche Haupteinfahrt zu vermeiden und hierdurch zugleich den Weg zu kürzen. Heutzutage ist er völlig unbrauchbar, da er teils versandet, teils versumpft, stellenweise sogar überackert ist. Der außerhalb des eigentlichen Schutzgebietes gelegene Teil der Hochwassergrenze in der Bucht ist ebenfalls in unser Gebiet mit einbezogen worden, damit diese Bucht selbst ausschließlich uns zur Verfügung steht. Die Küste hinter diesem Teile der Hochwassergrenze ist flach. Als einziger innerhalb der Hochwassergrenze liegender Ort ist der auf dem Watt erbaute Platz Ta pu tou, der Hafenplatz der Stadt Kiautschou, an das Deutsche Reich gefallen.

Die Stadt Kiautschou war viele Jahrhunderte hindurch eine blühende Handelsstadt und bildete den Hauptausfuhrplatz aus der Provinz Schantung. Die allmähliche Versandung des nördlichen Teiles der Bucht wohl auch verbunden mit einer Senkung des Bodens in derselben ließ im vorigen Jahrhundert schon den Handel zurückgehen, den Todesstoß aber erhielt derselbe durch die Eröffnung des Hafens von Tschifu als Vertrags-

hafen im Jahre 1860. Dorthin zog sich von nun ab der ganze Verkehr, denn in diesem Hafen bot sich durch die Anwesenheit europäischer Firmen vorteilhaftere Gelegenheit zum Austausch der Waren und durch die dort anlaufenden Dampfer die Möglichkeit schnellerer Verladung, was für einen Teil der Waren besonders wertvoll war. Trotzdem die Verkehrswege von den bedeutenderen Handelsplätzen der Provinz nach Tschifu wesentlich beschwer-

licher und größtenteils auch weiter waren wie nach Kiautschou, konnte letztere die Konkurrenz nicht aushalten und ging mehr und mehr zurück. Nachdem nun aber durch die Gründung der Stadt und des Hafens von Tsingtau die Kiautschoubucht zur eigentlichen Ausgangspforte für Schan tung geworden ist, wird der Handel in Schan tung wieder die alten Wege nehmen, die Stadt Kiautschou, die

mit Tsingtau bereits durch eine Eisenbahn verbunden ist, wird sich wieder mehr beleben, der gesamte Handel der Provinz Schan tung wird einen bedeutenden Aufschwung nehmen, und die Zeit wird nicht allzu fern sein, daß die Chinesen selbst die Befestigung des Kiautschougebietes durch das Deutsche Reich als ein Glück für ihr Land ansehen werden.

Die von der Hochwassergrenze umsäumte Bucht hat eine Länge und Breite von rund je 24 km, jedoch wird der für Schiffe brauchbare Teil durch die weiten bei Niedrigwasser trocken fallenden Flächen beträchtlich eingengt, so daß für größere Schiffe nur eine Fläche von etwa 10 km Durchmesser übrig bleibt. Die Einfahrt zur Bucht ist in einer Breite von über 2,5 km für die größten

Bucht bei Scha tsu kon.

Schiffe tief genug. Im Osten der Bucht ist außerdem noch eine tiefe und 9 km lange, 1,5 km breite Rinne vorhanden. In dieser Rinne wird der zukünftige Hafen gebaut.

2. Das Klima

Das Klima im Kiautschougebiet wird in erster Linie durch die Monsune bedingt. Hiernach sind im Sommer südliche Winde, die über weite Meeresflächen streichen, im Winter nördliche Winde, welche das kalte, trockene Kontinentalklima bis zu den Küsten und sogar über diese hinaus tragen. Es sind aber auch dort ausgesprochene vier Jahreszeiten vorhanden. Einem nicht übermäßig kalten Winter mit häufigen rauhen Nordwestwinden folgt ein sehr angenehmer Frühling. Mit dem Wechseln des Monsuns Ende Mai oder Anfang Juni setzen südliche Winde ein, die eine große Feuchtigkeit, Nebel und reichlichen Regen mitbringen. Letztere, verbunden mit einer Durchschnittstemperatur von 25—28 ° C., machen die Sommermonate weniger angenehm. Doch gibt es zwischen den einzelnen Regenabschnitten auch wieder tagelang schönes Wetter mit geringerer Luftfeuchtigkeit und kühlen Nächten, so daß das Sommerklima nicht annähernd so erschöpfend auf den Körper einwirkt, wie das Klima der Tropen oder auch das in Schang hai. Die Monate September, Oktober und November bilden einen äußerst angenehmen Herbst; der Oktober ist der schönste Monat des Jahres. Das Klima in unserem Schutzgebiete kann als das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste bezeichnet werden und

wenn erst die Wohn- und Lebensverhältnisse in Tsingtau ganz geregelt sein werden, ist sicher damit zu rechnen, daß ein lebhafter Zuzug von erholungsbedürftigen in Ostasien ansässigen Europäern namentlich während der Herbstmonate nach Tsingtau und vor allem nach dem Lau schau stattfinden wird.

III. Bevölkerung

Die Bevölkerung im deutschen Schutzgebiet zählt ungefähr 100 000 Köpfe, die in 284 Ortschaften wohnen, Städte sind nicht vorhanden; Tsingtau selbst war zur Zeit der Besetzung nur ein Fischerdorf mit etwa 1000 Einwohnern, das in letzter Zeit etwas aufgeblüht war, da die chinesische Regierung beabsichtigt hatte, den Eingang zur Kiautschoubucht zu besetzen und daher eine Garnison nach Tsingtau verlegt hatte. Die Bevölkerung wohnt meist in geschlossenen Dörfern. Diese machen äußerlich einen recht guten Eindruck, der allerdings beim Betreten durch den in allen Ortschaften ganz Chinas üblichen Schmutz und Geruch wesentlich beeinträchtigt wird. Die Bauart der Dörfer ist eine regelmäßige; eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Straßen laufen parallel derselben, andere kreuzen sie in rechtem Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind die Dörfer wie auch die einzelnen Häuser wegen des im Winter sehr scharf wehenden Nordwestwindes meist ganz abgeschlossen. Die einzelnen Häuser haben einen massiven Unterbau aus Bruchsteinen, der aber ohne besondere Fundamentierung auf den Erdboden aufgesetzt wird; auf den Unterbau werden die Wände aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt. Die Fenster werden mit dünnem Papier an Stelle der Glasscheiben versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf, Kaulangstroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der Fußboden der Wohnungen wird aus festgestampftem Ton hergestellt, er liegt etwa 30 cm über dem Erdboden. Die zu einem Gehöft gehörigen Gebäude werden durch etwa 2 m hohe Mauern umschlossen, beziehungsweise miteinander verbunden, wodurch die Ortschaften trotz ihrer regelmäßigen Anlage sehr unübersichtlich sind. Fast in jedem Dorf befindet sich eine Schule, woraus man auf einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad unserer neuen Landsleute schließen könnte, wenn nicht ein großer Teil dieser Schulen leer stände oder zu anderen Zwecken verwendet würde. Bei den Ortschaften finden wir meist Begräbnisstätten, die weithin durch hohe Baumgruppen erkenntlich sind. Auch Tempel sind vielfach bei oder in den Dörfern, die den durchreisenden Fremden, auch den Europäern, bereitwilligst als Quartier zur Verfügung gestellt werden. Dies scheint jedoch weniger seinen Ursprung in einer besonderen Toleranz als in einer ausgesprochenen Gleichgültigkeit der Chinesen gegen Religion zu haben. Das Quartier in einem buddhistischen Tempel ist jedenfalls einem chinesischen Gasthof, soweit solche überhaupt in den immerhin kleinen Ortschaften vorhanden sind, vorzuziehen. In der fruchtbaren Paj scha hoebene im Norden des Schutzgebietes sind auch einige große Güter vorhanden; hierzu könnte man auch die großen, meist an herrlichen Plätzen gelegenen Tempel und Klöster rechnen, denn mit diesen ist fast immer eine umfangreiche Landwirtschaft verbunden, welche die Zeit der Priester mehr in Anspruch nimmt als ihr eigentliches Amt. Wenn Mangel an Raum zur Unterbringung der Feldfrüchte herrscht, so wird ohne weiteres der Tempel als Lagerraum mit

herangezogen. Im Gebirge finden wir einzelne kleine Gehöfte und Abbauten, die meist einen dürrftigen Eindruck machen und von der Armut der Bergbewohner ein beredtes Zeugnis ablegen.

Ein ganzes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegenden nicht fehlen, verbindet die Ortschaften, Tempel und Gehöfte miteinander. Auf ihnen vollzog sich bis dahin der ganze Verkehr, da fahrbare Landstraßen fehlten. Sie dienten gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einräderigen Schiebkarren, diesem Haupttransportmittel in China.

Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, ordnungsliebend und genügsam. Sie lebt hauptsächlich von Ackerbau, betreibt aber zum Teil auch Vieh-

Chinesischer Hochzeitszug.

zucht, Fischerei und Schiffahrt. Handel und Industrie sind nur wenig entwickelt. Als Ackerbauer zeichnen sich die Bewohner des Schutzgebietes durch Fleiß und Ausdauer aus.

IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Befestigung

Jedes Fleckchen Erde wird ausgenützt und durch sachgemäße Behandlung des Bodens und zweckmäßige Auswahl der Saat gelingt es den Chinesen, meist zweimal im Jahre zu ernten. An Feldfrüchten werden gepflanzt: Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum), Bohnen, Mais, Erdnuß, Hanf, an einigen Stellen auch Reis, süße Kartoffeln und Kohl, der als Schan tungkohl sich besonderer Beliebtheit bei den Chinesen erfreut. Auch die Obstzucht ist in unserem Schutzgebiet, wie in ganz Schan tung, gut entwickelt, wir finden an Früchten Apfel, Birnen, Aprikosen, Walnüsse und Trauben. Unserem Geschmack sagt das nicht veredelte Obst, wenigleich es sehr erfrischend und nahrhaft ist, nicht ganz zu. Doch wird in kurzer Zeit die Kunst der Veredlung des Obstes dem Chinesen geläufig werden, sobald er einsieht, daß er damit einen größeren Absatz und dementsprechend erhöhten Gewinn erzielt.

Die industriellen Erzeugnisse der Kolonie halten sich in bescheidenen Grenzen; sie bestehen in Anfertigung von Töpferwaren, Hausgeräten, Wollgespinnsten, Zierschmuck und Handwerkszeug. Besonders zu erwähnen ist hier

noch die originelle Art der Salzgewinnung aus dem Boden des sehr salzhaltigen Wattes. Der Boden wird hierzu gesiebt und in großen in dem Watt selbst an einer höher gelegenen Stelle ausgehobenen Löchern ausgelaugt. Man erhält hierdurch eine Sole, die durch Eindunstung an der Sonne verdickt und schließlich in einer aus Lehm hergestellten Salzpfanne über Feuer getrocknet wird. Auf diese Weise wird ein schönes, weißes Salz gewonnen.

Der Handel im Schutzgebiet war zur Zeit der Besitzergreifung nicht bedeutend, da er sich in erster Linie um die Befriedigung der geringen Bedürfnisse der Bewohner und um den Absatz der nicht bedeutenden Überproduktion über den eigenen Bedarf drehte. Eingeführt wurde hauptsächlich Baumwolle in rohem Zustande, die dann die Landbevölkerung selbst mittels Handwebstühlen zu Stoffen verarbeitete, und Petroleum. Die Ausfuhr bestand in den Erzeugnissen der Landwirtschaft und der Industrie, in gepökelten Schweinen, zu deren Einpökelung das aus dem Meeresboden gewonnene Salz diente, sowie in solchem Salz.

Der Umsatz der Waren fand bisher teils landeinwärts, teils über See von den Hafenplätzen Tjang kon und Nü ku kon aus statt. Der Hauptmarkt wurde in dem ungefähr in der Mitte des nördlichen Teiles des Schutzgebietes gelegenen Orte Si tsün abgehalten, der häufig von 8—10000 Menschen besucht wird.

Aus vorstehendem sehen wir, daß das von uns besetzte Gebiet zunächst nur wenig bietet, aber abweichend von unseren übrigen Kolonien liegt der Wert der Besetzung nicht in den Erträgen des Bodens und den Erzeugnissen der Industrie im Schutzgebiet, sondern in der Geeignetheit der Bucht zur Anlage eines völlig sicheren Hafens, der Möglichkeit der Erschließung eines an Kohlen und Erzen reichen Hinterlandes und der Schaffung eines großen Absatzgebietes für unsere Industrie. Das Schutzgebiet Kiautschou soll, abgesehen von seiner militärisch-maritimen Bedeutung, lediglich als Eingangs- und Ausfuhrpforte der Provinz Schan tung dienen, in ähnlicher Weise wie dies die englische Kolonie Hongkong für das südliche China ist.

Die Provinz Schan tung umfaßt zum größeren Teil ein Bergland, das inselartig der großen Huang hoebene vorgelagert ist, während der Rest von dem östlichen Teil dieser Ebene gebildet wird. Sie umfaßt einen Flächenraum von rund 150000 qkm mit etwa 30 Millionen Einwohnern. Das Bergland wird wieder durch eine von der Kiautschoubucht nach dem Golf von Petchi li in nordöstlicher Richtung verlaufende Ebene in zwei Teile zerlegt, die in Bezug auf den Aufbau des Gebirges nicht unwesentlich verschieden sind. Die Berge in Ost-Schan tung sind steil und wild zerklüftet. Die Bergformen sind äußerst kontrastreich mit steilzackigen Kaminen. Das vorher beschriebene Pauschengebirge gehört dazu. In West-Schan tung stellen die Berge ein zusammenhängendes Ganzes dar mit ruhigen Formen. Dieses Gebirge ist für uns von höchster Bedeutung, denn hier lagert die Steinkohle. Die Hauptstadt der Provinz ist Tsi nan fu, gleichzeitig der Sitz des chinesischen Gouverneurs. Außerdem liegen in der Provinz

die Städte Po schan und Wei hsien mit ihren großen Kohlenlagern, Tschu fu, Wei hai wei, das 1898 von den Engländern gewissermaßen als Gegenstück zu Tjingtau besetzt wurde, Kiautschou, Jen tschou fu und Tsinning. In letzteren beiden Städten sind die großen deutschen Missionsanstalten des Bischofs Anzer, die von hier aus ihre Tätigkeit über ganz Schan tung entfalten. Das vorher über die wirtschaftlichen Verhältnisse im deutschen Schutzgebiete Gesagte trifft auch im allgemeinen für die ganze Provinz Schan tung zu, jedoch ist die Bevölkerung namentlich in den Städten viel wohlhabender, der Handel und die Industrie sind mehr entwickelt. Als wertvolle Ausfuhrprodukte kommen hinzu Seide und Strohborten. Der eigentliche Reichtum der Provinz, Kohlen und Erz, liegt aber noch ungehoben in deren Schoß, denn seitens der Chinesen sind nur äußerst unzulängliche Versuche zur Gewinnung der Kohlen gemacht. Die deutscherseits unternommenen Arbeiten zur Anlage von Bergwerken für Großbetrieb sind inzwischen tüchtig gefördert worden.

Um aber das Schutzgebiet Kiautschou zu einer in jeder Beziehung nutzbringenden Kolonie zu machen, bedarf es noch angestrengter langwieriger Arbeit,

wenn schon die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die ersten Eisenbahnzüge mit Kohlen die Küste erreichen und damit den Beweis bringen werden, daß der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben kann.

V. Entwicklung des Schutzgebietes seit der Besetzung

Gleich mit der Besetzung begann ein reges Leben in Tsingtau. Durch einige militärische Expeditionen, die friedlich verliefen, wurde der Bevölkerung klar

Inneres des Tempels in Lü fu kon an der Nordgrenze des Schutzgebietes.

gemacht, daß sie von nun an unter deutscher Hoheit stände, doch dauerte es noch geraume Zeit, bis diese Erkenntnis durchgedrungen war, namentlich da der Präsekt von Tsi mo den Ausfall an Steuer nicht verschmerzen konnte und bis zur endgültigen Regelung der Grenze heimlich in unserem Gebiet die fälligen Steuern einzog. Um der Ausübung des Hoheitsrechtes dauernden Nachdruck zu verleihen, sowie um für alle Eventualitäten gesichert zu sein, wurde sogleich die dauernde Stationierung von Truppen in Tsingtau erforderlich. Es wurde daher ein kriegsstarkees Seebataillon, eine Feldbatterie und ein Detachement Matrosenartillerie in Stärke einer Kompanie hinausgesandt. Bis zum Eintreffen dieser Truppen blieb das Schutzgebiet von Mannschaften des Kreuzergeschwaders besetzt, welche auch die von den chinesischen Soldaten verlassenen Lager als Unterkunft für jene herzurichten hatten. Welche Arbeit dies erforderte, kann nur der würdigen, der von chinesischen Soldaten bewohnte Lager in Augenschein genommen hat. Das frühere Namen des Generals Schang wurde als Sitz des Befehlshabers eingerichtet; später wurde es vom neuernannten Gouverneur bezogen. Von Anfang an gab es aber auch schon wirtschaftliche Fragen zu regeln, die

für die spätere Entwicklung der Kolonie von einschneidender Bedeutung wurden. In erster Linie war es erforderlich, sich über die Grundbesitzverhältnisse Klarheit zu verschaffen, was bei der Aufteilung des ganzen Gebietes in viele kleine Parzellen und bei dem gänzlichen Mangel an Aufzeichnungen über Grenzen der einzelnen Gemeinden, Gehöfte und Parzellen große Schwierigkeiten bot. Zwar waren Steuerbücher für Erhebung der Grundsteuer da, doch waren dieselben zur Feststellung der Grundbesitzgrenzen nicht zu verwenden, da sie nach Familien geordnet waren. Ferner lag die Gefahr nahe, daß durch den Ankauf des für die Regierung erforderlichen Geländes die Preise für Grund und Boden schnell in die Höhe getrieben wurden, und daß ein Gründertum sich entwickeln und die Preise nach Belieben hochschrauben könnte. Beidem wurde dadurch begegnet, daß die chinesischen Besitzer durch Zahlung einer Prämie verpflichtet wurden nur an die deutsche Regierung Land und zwar zu dem vor der Besitzergreifung üblichen Preise zu verkaufen. Auf diese Weise behielt die Regierung den Landverkauf zum Wohle für alle Ansiedler in der Hand.

Anfang April traf der neuernannte Gouverneur in der Kolonie ein, deren Verwaltung auch fernerhin dem Reichsmarineamt unterstellt wurde.

Die Verwaltung des Schutzgebietes unter dem Gouverneur, welcher gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzungstruppen ist, gliedert sich in eine Zivil- und eine Militärverwaltung. Zur Zivilverwaltung gehören das Gouvernement im engeren Sinne, die eigentliche Landesverwaltung mit einem Zivilkommissar an der Spitze und einem besonderen Kommissar für chinesische Angelegenheiten, die Justizverwaltung, deren Vorstand den Titel Oberrichter führt, die Bauverwaltung, welcher die Bauleitung sämtlicher Regierungsbauten und die Bauaufsicht über alle für die Regierung auszuführenden Bauten obliegt und welche gleichzeitig die Baupolizei im Schutzgebiet ausübt, und die Hafenverwaltung und meteorologisch-astronomische Station. Von der Militärverwaltung ressortieren die Besatzungstruppen und alle in erster Linie für militärische Zwecke vorgesehene Einrichtungen wie Artillerieverwaltung und Befestigungsbau.

Von vornherein war als Grundsatz aufgestellt worden, daß in erster Linie die wirtschaftliche Entwicklung zu stehen habe, und daß daher der örtlichen Behörde, dem Gouvernement, größtmögliche Freiheit für seine Entschlüsse und Maßnahmen zugestanden werden müsse. Andererseits aber wird für diese Handelskolonie angestrebt, durch rege Beteiligung der Zivilgemeinde nach und nach eine weitgehende Selbstverwaltung einzuführen.

Als Beispiel hierfür kann die Niederlassung aller Europäer mit Ausnahme der Franzosen und der Amerikaner in Schang hai gelten, die einen selbstständigen Kommunalverband bildet, deren Oberhaupt die vereinigten Konsulen unter Leitung des jeweiligen ältesten Konsuls der vereinigten Nationen sind, wobei naturgemäß die Zivilgemeinde an allen wichtigeren Maßnahmen in weitgehendster Weise beteiligt wird. Nicht allein die Verwaltung der Europäerstadt in Schang hai, die

einen beträchtlichen Umfang hat, mit allen Einzelheiten wie Steuer- und Grundangelegenheiten, Stadt- und Wegebau, Hafenangelegenheiten, Polizei, Feuerwehr etc. untersteht diesem Rat der Konsulen, sondern es wird auch seitens derselben Justiz über Europäer und Chinesen geübt. Schang hai bildet so einen selbstständigen republikanischen europäisch organisierten Staat im großen chinesischen Reiche, in dem sich die dortigen Residenten durchaus wohl fühlen.

Der Anfang der Heranziehung der Zivilbevölkerung zur Teilnahme am öffentlichen Leben ist gemacht. Der Gouvernementsrat, welcher vor allen wichtigeren Entschlüssen seitens des Gouverneurs gehört wird, besteht nicht nur aus den Vorständen der einzelnen Verwaltungsressorts des Gouvernements, sondern auch aus drei Mitgliedern der Zivilgemeinde, welche für ein Jahr

bestellt werden. Ferner ist bereits eine Schulgemeinde gegründet worden, ein Komitee der Kaufmannschaft nach Art unserer Handelskammern hat sich gebildet. Natürlich werden noch Jahre vergehen, bis das Ziel, die völlige Selbstverwaltung, erreicht werden wird, denn dies wird nur möglich sein, wenn einst die Kolonie im stande ist, sich selbst zu erhalten, d. h. finanziell unabhängig ist.

Im folgenden werden wir nun sehen, was bis jetzt in der Kolonie geleistet worden ist und wie sich dieselbe in den vier Jahren seit ihrer Besitzergreifung entwickelt hat.

1. Anlage der Stadt und des Hafens

Zunächst galt es die Plätze für Hafen und Stadt auszufuchen. Gründliche Vermessungen waren hierzu erforderlich, die, nachdem die Unterlagen für den Stadt- und Hafenplan geschaffen waren, über das ganze Schutzgebiet und die zugehörigen Wasserflächen ausgedehnt wurden. Verbunden hiermit war die Festlegung der Grenzen durch eine gemischte deutsch-chinesische Kommission. Der Platz für den Hafen schien von vornherein gegeben. Die an der Ostseite der tiefen Rinne im östlichen Teile der Bucht durch das Watt mit dem Festlande verbundene Insel Man tsching tau — jetzt Hafeninsel genannt — und ein davor gelagertes Riff schieben sich in westlicher Richtung in diese Rinne hinein, so daß einerseits nur das Riff mit der Insel und diese mit dem Festland durch Schüttung von Dämmen zu verbinden, andererseits das innerhalb dieser Dämme liegende Gebiet durch Baggerung so zu vertiefen war, daß es selbst für die tiefgehendsten Schiffe zugänglich wurde, um ein völlig geschütztes Hafenbecken zu erhalten. Selbstverständlich gehören zu einem Hafen noch eine Menge Anlagen, wie Ladebrücken mit Werstanlagen zc., die außerdem noch zu schaffen sind. Vorendgültiger Feststellung

Pagode im Schutzgebiet am Pai scha ho.

des Hafenbauprojektes mußte aber durch zahlreiche Bohrungen festgestellt werden, ob durch Baggerung eine derartige Tiefe herzustellen ist, oder ob hochanstehender Felsgrund die Durchführung des Planes vereiteln würde. Nachdem die Bohrungen ein befriedigendes Resultat ergeben hatten, wurde sofort mit dem Bau dieses Hafens begonnen, dessen Fertigstellung naturgemäß noch einige Jahre dauern wird. Bis jetzt ist aber der große Damm auf eine Länge von 4550 m geschüttet und hiermit vollendet. Mit den Baggerungen ist begonnen. Gleichzeitig aber war der Bau eines kleinen Hafens in Angriff genommen, welcher einen geschützten Liegeplatz für die kleineren beim Hafenbau verwendeten Dampfer und Fahrzeuge abgeben und als Bauhafen beim Zusammensetzen

und Montieren der Bagger und des Schwimmdocks dienen soll. Hierfür fand sich ein von Natur aus besonders günstiger Platz in der westlich des Dorfes, jetzigen Stadtteiles, Ta pau tau gelegenen kleinen Bucht, doch waren umfangreiche Baggerungen und die Aufsführung von Dämmen auch hier erforderlich, um einen gegen alle Winde geschützten Hafen zu erhalten. In diesen Hafen hinaus ist eine eiserne Ladebrücke von 160 m Länge gebaut, an welcher die an der dortigen Küste verkehrenden Dampfer laden und löschen können. Seit Jahresfrist ist dieser Hafen dem Verkehr übergeben.

Es möchte auf den ersten Anblick selbstverständlich erscheinen, daß die neu zu gründende Stadt möglichst dicht am Hafen etwa in der beim Hafen gelegenen Ebene gebaut worden wäre. Dies war jedoch in erster Linie aus klimatischen Gründen nicht angängig. Jene Ebene steht den rauhen Nordweststürmen des Winters vollkommen offen, gegen die erfrischende Seebrise aus Süden und Südosten im Sommer ist sie dagegen durch die davor gelagerten Berge abgeschlossen, so daß das Wohnen in jener Gegend keineswegs angenehm geworden wäre.

Für die neue Stadt schien vielmehr der Platz um und bei dem Dorfe Tsingtau am geeignetsten. Die Berghänge boten nach Norden Schutz gegen die Winterstürme, während die Lage direkt an der See die frische Brise im Sommer unbehindert zuläßt. Die Entfernung vom Hafen ist gering, die Möglichkeit, gute Verbindung dorthin herzustellen, ist vorhanden. Hier ist denn auch die Stadt entstanden, die heute schon eine große Reihe stattlicher Bauten aufweist.

Der Plan läßt drei Stadtteile unterscheiden, der östliche Teil jenseits der Höhen, welche die Tsingtaubucht und die Auguste Viktoriabucht trennen, an letzterer gelegen bildet das Billenviertel; westlich der Höhen folgt die eigentliche Geschäftsstadt, welche an Stelle des niedergelegten Dorfes Tsingtau und westlich desselben angelegt wird. Nordwestlich davon entsteht die chinesische Geschäftsstadt Ta pau tau auf dem Platze des früheren gleichnamigen Dorfes. Letztere ist in ihrem Ausbau am weitesten vorgeschritten. Ein Netz großer, breiter, gut angelegter Straßen durchzieht die einzelnen Stadtteile und verbindet sie untereinander und läßt kaum noch die unendlichen Schwierigkeiten erkennen, welche die Vorbereitungen für die Stadtanlage verursacht hatten. Zur Anlage der Straßen waren umfangreiche Sprengungen, Abtragungen, an der einen, Auftragungen an der anderen Seite erforderlich. Die während der Regenzeit fallenden Wassermengen machten eine großartige Kanalisationsanlage erforderlich. Namentlich aus Gesundheitsrückichten war die Ausföhrung einer zentralen Wasserleitung erforderlich, da die in der Stadt durch Bohrung erhaltenen Brunnen kein einwandfreies Wasser lieferten. Die neue Wasserleitung versorgt die Stadt aus einem rund 4 km von Tsingtau entfernten Tale mit gutem Wasser. Die vorstehend aufgeföhrten Arbeiten sind, soweit wie sie für die jetzige Stadtanlage erforderlich waren, fertig gestellt und werden mit der Entwicklung der Stadt fortschreitend weiter ausgebaut. Für die Unterkunft der zahlreich zuströmenden chinesischen Arbeiterbevölkerung wurde durch zwei in genügender Entfernung von der eigentlichen Stadt angelegte Dörfer, Tai tung tschen und Tai hsi tschen, gesorgt.

Von großer Wichtigkeit für die Stadt wie für den Hafen war die Inangriffnahme der Aufforstung der Berge um Tsingtau. Hierdurch wird eine Verbesserung der Wasserverhältnisse der Stadt erreicht und gleichzeitig

eine Versandung des Hafens durch Bodenabschwemmungen verhütet. Die Arbeiten sind von Anfang an energisch betrieben. In Aussicht genommen ist zunächst zur Bepflanzung eine Fläche von 500 ha, doch soll sich nach und nach die Forstaufsicht über unser ganzes Schutzgebiet erstrecken, um

Entnommen aus: Denkschrift betr. die Entwicklung des Kautschungebietes
in der Zeit vom Oktober 1900 bis Oktober 1901.

die umfangreichen chinesischen Anpflanzungen namentlich in Pau schan zu erhalten und zu fördern, welche bei der Mißwirtschaft der Chinesen allmählich zu Grunde gerichtet wurden. Durch die Aufforstung wird das Gebiet, das auch schon jetzt namentlich in Pau schan mannigfaltige Naturschönheiten aufzuweisen hat, an landschaftlichem Reiz noch wesentlich gewinnen, gleichzeitig wird mit der Zeit dem jetzt bestehenden Holzmangel hierdurch abgeholfen werden.

2. Handel und gewerbliche Tätigkeit

Schon mit der Besetzung des deutschen Kiautschougebietes hatten sich einige deutsche, in Ostasien ansässige Firmen in Tsingtau niedergelassen und Lager und Läden errichtet, in denen hauptsächlich die allgemeinen Bedarfsartikel für die ersten Kolonisten und die Besatzungstruppen feilgeboten wurden. Hierdurch wurden die Arbeiten zum Herrichten der ersten Wohnungen aus chinesischen Häusern und die sonstigen Bauarbeiten wesentlich erleichtert. Bald folgten auch chinesische Händler, durch die Aussicht nach Gewinn gelockt. Seither hat sich die Ansiedlung europäischer Firmen in Tsingtau immer mehr entwickelt; die meisten der angesehenen alten deutschen Chinafirmen haben in Tsingtau Filialen gegründet, ein Beweis dafür, daß der Kolonie Kiautschou in kommerzieller Beziehung eine sichere Zukunft in Aussicht steht. Erfreulicherweise ist auch der Zuzug chinesischer Kaufleute nach Tsingtau ein reger, denn nach den überall an der chinesischen Küste gemachten Erfahrungen sind sie für den Handel mit dem Hinterland unentbehrlich. Für unser Schutzgebiet kommt, abgesehen von den Bedürfnissen der Kolonie selbst, nur der Durchgangshandel in Betracht. Um diesem nach Möglichkeit die Wege zu ebnen, wurde Tsingtau und das ganze deutsche Schutzgebiet am 2. September 1898 zum Freihafengebiet erklärt, innerhalb dessen es keinerlei Zollschranken gibt. Mit der chinesischen Regierung ist jedoch ein zunächst provisorisches Abkommen dahin getroffen worden, daß dieselbe in Tsingtau selbst ein Zollamt errichten darf, durch welches die über die Schutzgebietsgrenzen nach Schantung gehenden und die aus dem Inneren Chinas stammenden von Tsingtau nach anderen Orten auszuführenden Waren verzollt werden. Diese Maßnahme ist in erster Linie im Interesse der Kaufmannschaft getroffen, um ihr die Möglichkeit zu bieten, bei Ankunft oder bei Verschiffung der Ware diese in Tsingtau selbst zu verzollen, während sonst die Verzollung durch an der deutschen Grenze errichtete chinesische Zollämter stattfinden müßte und dadurch ein zweimaliger Aufenthalt der Waren bedingt würde.

Ein Bild der erfreulichen Entwicklung des Handels im Schutzgebiet geben nachfolgende Zusammenstellungen, die der seitens des Reichsmarineamts dem Reichstag vorgelegten Denkschrift, betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes in der Zeit vom Oktober 1900 bis Oktober 1901 entnommen sind:

Übersicht des Durchgangshandels über den Hafen von Tsingtau
(Schätzungswert)

	1. Oktober 1899 bis 30. September 1900 Wert, Dollar	1. Oktober 1900 bis 30. September 1901 Wert, Dollar
Wert der Gesamteinfuhr von Waren fremden Ursprungs	945 000	1 803 000
Wert der Gesamteinfuhr von Waren chinesi- schen Ursprungs	3 333 000	7 894 500
Wert der Gesamtausfuhr	1 650 000	4 320 000
Zusammen:	5 928 000	14 017 500

Einfuhr von Waren ausländischen Ursprungs

Warengattung		Gewicht u. f. w.	Wert, Dollar
Baumwollene Waren	Stück	100 007	461 700
Baumwollengarn	Pickul	30 005	888 004
Petroleum	Gallonen	836 120	250 695
Metalle	Pickul	3 131	9 348
Anilinfarben	Wert	—	10 749
Nadeln	Tausend	10 639	2 551
Kohlen	Tonnen	3 198	40 774
Zündhölzer	Gros	233 202	73 195
Zucker	Pickul	4 842	31 716

Einfuhr von Waren chinesischen Ursprungs

Warengattung		Gewicht u. f. w.	Wert, Dollar
Porzellan	Pickul	9 061	132 669
Rohbaumwolle	"	25 025	544 174
Papier	"	126 134	3 045 139
Schang hai-Baumwollengarn	"	7 515	225 450

Ausfuhr von Waren chinesischen Ursprungs

Warengattung		Gewicht u. f. w.	Wert, Dollar
Borsten	Pickul	281	23 164
Strohboxen	"	4 077	305 716
Schan tung-Pongees	"	—	3 405
Bohnenöl	"	46 148	589 803
Erdnußöl	"	99 551	1 791 916
Melonenkerne	"	33 740	346 267
Rindhäute	"	818	18 405

1 \$ = etwa 2,10 Mk.

1 Pickul = 60,479 kg.

1 Gallone = 4,543 l.

Auch die gewerbliche Tätigkeit ist nicht im Rückstande geblieben; in erster Linie ist sie durch die rege Bautätigkeit bedingt. Wir sehen da zahlreiche Ziegeleien, darunter drei große Dampfziegeleien, Kalkbrennereien, Steinbrüche, Maschinenschlossereien, Baugeschäfte, drei Buchdruckereien, elektrische Licht- und Kraftanlagen und eine größere Schiffs- und Maschinenreparaturwerkstatt. Letztere ist mit einer Bootschleppe für kleinere Dampfer verbunden und so ausgerüstet, daß im allgemeinen alle an Bord der Schiffe vorkommenden Reparaturen ausgeführt werden können, soweit hierzu ein Docken nicht erforderlich ist.

Das überseeische Deutschland.

Die Entwicklung des Handels und Gewerbes bedingte eine sich schnell steigende Ausdehnung des Verkehrs und der Verkehrsmittel. Der Schiffsverkehr wird vermittelt durch Dampfer fast aller Nationen, Segelschiffe und chinesische Dschunken. Im Jahre 1901 liefen 311 Dampfer mit 463977 Tonnen Nettogehalt, 5 Segelschiffe mit 7979 Nettotonnen Gehalt und zahlreiche seegehende Dschunken Tsingtau beziehungsweise die Kiautschoubucht an. Regelmäßige deutsche Schiffsverbindungen sind vorhanden nach Schang hai mit Anschluß an die großen Dampferlinien nach Europa und nach Tschifu und Tientsin. Eine direkte Dampfschiffsverbindung mit dem Mutterlande besteht noch nicht, bis jetzt bot sich hierzu aber einige Male im Jahr Gelegenheit, anlässlich der Ablösungen der Truppen. Mit der weiteren Entwicklung des Handels wird aber das regelmäßige Anlaufen des deutschen Hafens Tsingtau durch die subventionierten Reichspostdampfer, die bisher nur Schang hai und Yokohama aufsuchen, unbedingtes Erfordernis werden, um ein Umladen der Güter in fremden Häfen und die damit verbundene Kontrolle durch das Ausland zu vermeiden. Zur Erleichterung der Ansteuerung der Kiautschoubucht ist bereits im Jahr 1898 ein provisorisches Leuchfeuer auf der Insel Tschalien tau errichtet worden, das endgültige dort zu erbauende Leuchfeuer I. Ordnung geht seiner Vollendung entgegen. Ein zweites elektrisches Leuchfeuer ist auf der Landzunge bei Nu nui san errichtet und bereits seit einem Jahre in Betrieb.

In Tsingtau hat sich ein überaus reger Postverkehr entwickelt, zu dessen Bewältigung acht Beamte, sowie zwei europäische und zehn chinesische Unterbeamte erforderlich sind. Die Tätigkeit des Postamtes erstreckt sich nicht nur auf die Verbindung mit Europa, den chinesischen Häfen und den Plätzen des Weltpostverkehrs, sondern auch auf den Verkehr innerhalb der Provinz Schantung. Im Schutzgebiet selbst ist bei der Bahnstation Tsang kon und im bisherigen Hafenplatz der Stadt Kiautschou, Ta pu tou, eine deutsche Postagentur errichtet. Außerdem haben wir in der sogenannten Einflußzone ein deutsches Postamt in der Stadt Kiautschou und eine Postagentur in Kau mi. Der Wunsch der im Inneren der Provinz Schantung tätigen Ingenieure, Kaufleute und Missionare nach regelmäßiger Postverbindung, sowie das Interesse des Gouvernements, die Handelsbeziehungen in ganz Schantung möglichst zu erleichtern, führten zur Einrichtung besonderer Postverbindungen durch chinesische Kuriere nach wichtigeren Orten dieser Provinz. Zwei- bis dreimal wöchentlich findet Postverkehr durch diese Kuriere zwischen jenen Orten und Tsingtau statt. Die neue Stadt Tsingtau hat ein ausgedehntes Fernsprechnetz. Seit den chinesischen Wirren im Jahre 1900 hat Tsingtau direkte Kabelverbindungen nach Tschifu und Schang hai und ist hierdurch an die großen überseeischen Kabel angeschlossen. Bis dahin wurde der chinesische Überlandtelegraph, der schon vor der Besetzung vorhanden war und mittels dessen durch chinesische Beamte alle die Besetzung betreffenden Telegramme unmittelbar nach der Besitzergreifung ruhig befördert worden waren, benutzt; gelegentlich der Wirren aber hatte sich diese Verbindung als unzuverlässig erwiesen und zur Legung deutscher Kabel geführt.

3. Eisenbahn

Die Eisenbahn, dieser Hauptfaktor für die Entwicklung des Schutzgebietes, wird von der Schantung-Eisenbahngesellschaft, einer deutsch-chinesischen Gesellschaft, mit dem Sitz in Tsingtau gebaut. Zunächst ist der Bau einer Bahn

von Tjingtau über Kiautschou, Wei hien, nach Tsinanfu in Angriff genommen, von der aus sogleich eine Zweigbahn nach dem reichen Kohlengebiet bei Pöschan geführt werden soll. Für später sind Bahnlinien von Tjingtau nach Tschoufu und von Tsinanfu nach Tschoufu geplant. Trotz großer Schwierigkeiten, die teils in den schwierigen Geländebedingungen, teils in dem Widerstand der chinesischen Bevölkerung ihren Ursprung hatten, ganz besonders aber durch den Boxeraufstand hervorgerufen waren, sind die Bahnarbeiten so weit gefördert worden, daß am 1. Dezember 1901 die Bahn bis zum Kilometer 128 beim Orte Tschangling, der bereits außerhalb der Einflußzone liegt, dem Verkehr übergeben werden konnte. Das erste Kohlenrevier bei Wei hien (km 183) ist bereits seit Juni 1902 durch die Bahn mit Tjingtau in Verbindung, wo

Teil der Prinz-Heinrichstrasse in Tjingtau.

dann bis zur Förderung der ersten Kohlen in Wei hien die Kohlenmole benutzbar wird, so daß die Verladung der Kohlen direkt von der Eisenbahn in den Dampfer ermöglicht wird. Gerade diese Einrichtung wird nicht unwesentlich dazu beitragen, den Preis für die Schantung-Kohle zu ermäßigen und dieselbe hierdurch besonders konkurrenzfähig zu machen.

4. Bergbau

Wie die Eisenbahn als Mittel zur Hebung des Verkehrs ein absolutes Erfordernis für den Ausbau des Schutzgebietes Kiautschou bildet, so ist, wie schon anfangs ausgeführt, die Anlage von Bergwerken zur Förderung der Kohle für die gewerbliche Entwicklung der Kolonie eine unerläßliche Bedingung. Die Schantung-Bergbaugesellschaft hat die Durchführung dieser Arbeiten übernommen. Die Vorarbeiten, mit denen bald nach der Besetzung des Kiautschougebietes begonnen war, haben eine längere Unterbrechung durch die chinesischen Unruhen erlitten. Zur Zeit wird an der Errichtung einer Förderanlage bei Wei hien gearbeitet. Mitte des Jahres 1902, also zur selben Zeit wie die Bahn bis Wei hien fertiggestellt war, wurde bei etwa 150 m Tiefe das Steinkohlenlager erreicht. Weitere umfangreiche Steinkohlenlager sind bei Pöschan vorhanden, deren Erschließung nach Fertigstellung des Bergwerkes in Wei hien in Angriff genommen werden soll.

5. Schule und wissenschaftliche Arbeiten

Die Tätigkeit im Kiautschougebiet erstreckte sich aber nicht nur auf die materiellen Gewinn versprechenden Gebiete, sondern auch auf Arbeiten, die idealen Zwecken dienen. Schon vorher war erwähnt, daß sich in Tsingtau eine Schulgemeinde gebildet hat, die im Verein mit dem Gouvernement sich die Gründung einer deutschen Schule für die Kinder der Residenten in Tsingtau hat angelegen sein lassen. Bereits im ersten Jahre nach der Besitzergreifung ist die deutsche Schule eingerichtet worden; heute wird sie bereits von 29 Kindern von Europäern, 17 Knaben und 12 Mädchen besucht, die in den Lehrjahren unserer Mittelschulen unterwiesen werden. Geplant ist, den Unterricht für die Knaben so auszudehnen, daß dieselben mit Absolvierung der Schule mindestens das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Dienst sich erwerben können. Eine solche Schule kommt nicht nur den Kolonisten, sondern auch vielen der in Ostasien ansässigen deutschen Familien zu gute, die bisher gezwungen sind, ihre Knaben etwa vom zehnten Lebensjahre ab dauernd in die Heimat zum Schulbesuch zu entsenden. Für die Chinesen sind deutscherseits ebenfalls neue Schulen eingerichtet; das Verdienst, hierin energisch vorgegangen zu sein, gebührt den Missionen beider Konfessionen, deren Wirken überhaupt für die Kolonie segensreich war. Im Schutzgebiet sind drei deutsche Missionen: die Mission Berlin I Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden, der evangelisch-protestantische Missionsverein und die deutsche katholische Missionsgesellschaft von Steil, sowie eine amerikanische Mission tätig. Jede der deutschen Missionen hat Schulen für Chinesen eingerichtet, in denen als Hauptfach neben den chinesischen Klassikern die deutsche Sprache gelehrt wird. Der Zudrang zu diesen Schulen ist, da die Chinesen den Vorteil der Kenntnis der deutschen Sprache klar erkennen, bedeutend. Erwähnenswert ist die seitens der katholischen Mission eingerichtete deutsche Schule, in welcher chinesische Christen, welche eine chinesische Schule der Mission bereits durchgemacht haben, für den Eisenbahndienst vorbereitet werden, da die meisten Stellen im Bahndienst mit Chinesen besetzt werden sollen, nachdem bei den übrigen in China im Betrieb befindlichen Bahnen mit chinesischem Personal durchweg gute Erfahrungen gemacht sind. Seitens des evangelisch-protestantischen Missionsvereins ist ein Hospital für Chinesen in Tsingtau eingerichtet, in dem die Kranken durch einen deutschen Arzt behandelt werden. Letzterer hält auch eine umfangreiche Poliklinik für Chinesen ab. Diese Einrichtungen sind als große Wohltat, namentlich für die ärmere chinesische Bevölkerung zu begrüßen.

An wissenschaftlichen Arbeiten, die seit der Besetzung vorgenommen wurden, sind zu nennen: Zunächst eine gründliche Vermessung des ganzen Schutzgebietes, die sowohl die Grundlagen zum Stadt- und Hafenplan, als auch das Material zu genauen Land- und Seekarten lieferte. In Verbindung mit den Vermessungen wurde die geographische Lage des Ortes Tsingtau durch astronomische Beobachtungen scharf bestimmt und in Verbindung hiermit eine Zeitsignalfstation errichtet, die täglich die genaue Mittagsstunde durch Fallenlassen eines Balles, sowohl den Landbewohnern, als auch den Schiffen auf der See und im Hafen angibt. Mit Fallenlassen des Balles wird gleichzeitig ein Kanonenschuß abgefeuert, um allenthalben den Bewohnern eine Kontrolle ihrer Uhren zu ermöglichen, denn öffentliche Uhren sind noch nicht vorhanden. Von Anfang an wurden regelmäßige meteorologische Beobachtungen

in Tsingtau angestellt, da die Kenntnis der meteorologischen Verhältnisse für die ganze Entwicklung des Schutzgebietes von außerordentlicher Bedeutung ist. Der meteorologische Dienst wurde inzwischen auf mehrere Nebenstationen im Schutzgebiet ausgedehnt, ein telegraphischer Austausch der täglichen Beobachtungen mit Tschifu und Schanghai und in Verbindung hiermit ein Sturmwarnungsdienst eingerichtet. Für die zu treffenden sanitären Maßnahmen war die gründliche Erforschung der gesundheitlichen Verhältnisse erforderlich. Die dabei erhaltenen Resultate spielten bei Anlage der Stadt eine wichtige Rolle und der Gründlichkeit des Vorgehens in dieser Richtung ist es zuzuschreiben, daß der Gesundheitszustand in der Kolonie nunmehr durchaus gut genannt werden kann. Die Erforschung der Flora wurde intensiv in Angriff genommen, ebenso fanden eingehende geologische Untersuchungen nicht nur der für die Anlage der Kohlenbergwerke in Betracht kommenden beschränkten Gebiete,

Truppenunterkunftsräume in Kiantichou.

sondern des ganzen Hinterlandes durch einen dem Gouvernement zugeteilten höheren Bergbaubeamten statt. Ein besonderes Studium erforderten die Rechtsverhältnisse der Chinesen im Schutzgebiet vor der Besetzung. In Anlehnung an das vorhandene Gewohnheitsrecht in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und unter Zugrundelegung des deutschen Strafrechts, aber unter eingehender Berücksichtigung der chinesischen Rechtsanschauungen, wurde im Jahre 1899 eine „Verordnung betr. die Rechtsverhältnisse der Chinesen“ erlassen, die sich bisher bewährt hat.

6. Tätigkeit der Besatzungstruppen

Die Tätigkeit der Besatzungstruppen bedarf noch besonderer Erwähnung. Dieselbe ging weit über den Rahmen ihrer militärischen Bestimmung hinaus. Sie waren die Pioniere, die den nachkommenden Kolonisten den Weg vorbereiteten. Unmittelbar nach der Besitzergreifung galt es, für Europäer einigermaßen brauchbare Wohnungen aus den chinesischen Häusern zu machen. Dann waren Wege zu bessern bzw. neu anzulegen, Polizeiaufsicht zu üben u. v. a. Überall wurden unsere Truppen mit bestem Erfolg verwandt. Fast jeder einzelnen Behörde waren Soldaten als Hilfsarbeiter zugeteilt, bis allmählich der Bedarf an Hilfskräften von der Heimat aus gedeckt wurde. Eine Anzahl der Mannschaften ist auch nach beendeter Dienstzeit draußen geblieben, wo sie teilweise recht gute Stellen, namentlich bei Privaten erhielten. Jedenfalls dürfen sich die Besatzungstruppen einen nicht geringen Anteil an der schnellen Entwicklung der Kolonie in den ersten Jahren zuschreiben. Aber auch zur

militärischen Betätigung fehlte die Gelegenheit nicht. Im Schutzgebiete selbst war ein militärisches Einschreiten nie nötig, dagegen waren schon im Juni des Jahres 1899 gelegentlich des Bahnbaues in der Gegend von Kaumi, einer Stadt in der Einfluszone, Unruhen entstanden, die jedoch durch das schnelle und energische Vorgehen unserer Truppen im Keime erstickt wurden. Ende des Jahres 1899 und Anfang 1900 kamen dann wieder Schwierigkeiten mit der Bevölkerung anlässlich des Bahnbaues vor. Es wurde deshalb ein größeres Detachement nach Kiautschou verlegt, bis nach Vereinbarung mit dem chinesischen Gouvernment der Provinz Schantung Anfang März die Bahnbauten einen ungestörten Fortgang nehmen konnten. Der große chinesische Aufstand brachte für das Schutzgebiet keinerlei Ruhestörung mit sich. Die Ursache hierfür mag einerseits die Anwesenheit eines größeren Truppenkörpers in Tjingtau, anderseits aber vielleicht auch die Zufriedenheit der Chinesen mit der durchgehend gerechten Behandlung durch die deutsche Regierung gewesen sein. Dagegen bot sich den Besatzungstruppen mehrfach Gelegenheit zu ruhmreicher Betätigung. Bei Beginn der Unruhen in der Provinz Tschili war auf Requisition des deutschen Gesandten ein Detachement, bestehend aus 1 Offizier, 5 Unteroffizieren und 45 Seesoldaten, nach Pe king entsandt, das sich durch seine heldenmütige Verteidigung der deutschen Gesandtschaft unsterblichen Ruhm erworben hat. Zwei Kompanien des III. Seebataillons, die auf Requisition des Chefs des Kreuzergeschwaders nach Tien tsin entsandt waren, nahmen an den Kämpfen um diese Stadt und an der Entsetzung des Seymourschen Expeditionskorps ruhmvollen Anteil. Aber auch im Hinterlande der Kolonie begann es inzwischen unruhig zu werden. Zunächst benutzten Räuberbanden die unruhigen Zeiten, um ihr Handwerk dreister denn je auszuüben, dann aber schlossen sich diesen ein Teil der chinesischen Soldaten und die durch allerhand falsche Nachrichten von neuem verhetzte Bevölkerung an. Die Bergwerksbeamten und schließlich auch die Bahnbeamten mußten sich nach Kiautschou bezw. Tjingtau zurückziehen, ebenso fast alle Missionare. Ein Detachement wurde wiederum nach Kiautschou vorgeschoben, um die dortigen Deutschen zu schützen und ein weiteres Vordringen der aufständischen Banden nach dem Schutzgebiet zu verhindern. Später wurde ein zweites Detachement nach Tsimo verlegt, nachdem in der Nähe des Schutzgebietes Borerbanden gesehen waren. Da der Bau der Bahn über Kiautschou hinaus unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich war, wurde beschlossen, die Strecke Tjingtau-Kiautschou unter dem Schutz deutscher Truppen nach Kräften zu fördern. Zu diesem Zwecke waren längs der Bahntrasse außerhalb des Schutzgebietes kleine Detachements und Wachen stationiert. Verschiedentlich hatten diese mit Gefindel, mehrere Male auch mit organisierten Borerbanden Kämpfe zu bestehen, ebenso wurden die von Kiautschou entsandten Patrouillen häufig beschossen, überall aber auf das energischste abgewiesen. Eine ernste Bedrohung des Schutzgebietes selbst hat aber dank der militärischen Maßnahmen nicht stattgefunden. Unter dem Schutz der deutschen Truppen konnte der Bahnbau trotz der schwierigen Verhältnisse wesentlich gefördert werden. Nachdem im Oktober die von zahlreichen Börern und Räubern besetzten Dörfer um Kaumi durch ein weiteres Detachement der Besatzungstruppen gestürmt und deren Wälle geschleift waren, und das Detachement sich in Kaumi festgesetzt hatte, konnte der Bahnbau wieder aufgenommen werden. In kurzer Zeit trat eine völlige Beruhigung der Bevölkerung ein, so daß die Bahnbauten von nun an einen ungestörten Fortgang

nehmen konnten und den schon vorher erwähnten bedeutenden Fortschritt machten.

Die bisherige Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. In kurzer Zeit wird eine Kohle von dort verschifft werden, die nach den bisherigen Untersuchungen die Konkurrenz der sonstigen chinesischen und der japanischen Kohlen nicht zu fürchten haben wird. Die Ausfuhr von Landesprodukten der Provinz Schantung und die Schaffung eines lohnenden Absatzgebietes für die Erzeugnisse unserer Industrie ist in erfreulicher Zunahme begriffen, wie im besonderen die auf S. 672 f. angeführten Tabellen beweisen. Die gewerbliche Tätigkeit hat sich gesund entwickelt. Der Ausbau des Hafens ist gewaltig gefördert, in einigen Jahren werden die großartigen Anlagen vollendet und damit einer der besten und geschütztesten Häfen an den Küsten Chinas geschaffen sein. Dock- und Werftanlagen werden dort verkehrenden Schiffen alle Hilfsmittel bieten, um Reparatur- und Instandsetzungsarbeiten vorzunehmen. Ihren Bedarf an Kohlen können die anlaufenden Dampfer daselbst auf bequeme Weise decken. Kurz gesagt, der Hafen wird allen Anforderungen, die man an ihn stellen wird, voll und ganz genügen.

Druck der
Union Deutsche Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart

E0

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES

3 9088 00079 3273